Friedrich von Sallet's

sämmtliche Schriften.

Erster Band.

Laien-Evangelium.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.

Laien-Evangelium.

Jamben

von

Friedrich von Sallet.

Dritte Auflage.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.

Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer!
Jesus Christus.

Biographisches Vorwort.

Ich versuche auf den folgenden Seiten ganz kurze aber bestimmte Auskunft über des Dichters äußere Lebensumstände und den Zusammenhang seiner Schriften zu geben[1]). Friedrich von Sallet wurde zu Neiße den 20. April 1812 geboren. Sein Vater, der Ingenieur-Hauptmann war, starb schon 1814. Der Knabe erhielt nun seine Erziehung und den ersten Unterricht in Breslau, und zeigte frühzeitig besondere Fähigkeiten und lebendiges Interesse und Geschick für Poesie. Im Jahre 1824 kam er in das Cadetten-Corps zu Potsdam und 1826 zur weiteren Förderung seiner militairischen Ausbildung in das zu Berlin. In beiden Anstalten erregte er unter seinen Genossen, so wie unter seinen nächsten Vorgesetzten, durch mannigfaltige poetische Versuche, besonders dramatischer Art, meist in grotesk-humoristischer Manier, ein gewisses Aufsehen. Im Jahre 1829 wurde Sallet, erst 17 Jahr alt, als Offizier nach Mainz versetzt. Hier gewann er frühzeitig Gelegenheit, Blicke

1) Eine vollständige Lebens- und Bildungsgeschichte Friedrichs von Sallet habe ich in folgenden Werken veröffentlicht: ‚Leben und Wirken Friedrich von Sallet's nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben. Herausgegeben von einigen Freunden des Dichters. Mit Sallet's Bildn. Breslau, 1844. Verlag von August Schulz.' Dann findet sich auch eine umfassende Charakteristik der Sallet'schen Schriften von Theodor Jacobi.

in die Gestaltung des geselligen Verkehrs zu werfen, und darin den Abstand von den natürlichen Forderungen der Vernunft wahrzunehmen. So in sich verschüchtert, und besonders auch über die Bedeutung des erwählten Standes bitter enttäuscht, wendet er seine geistige und sittliche Kraft auf Befriedigung des in ihm drängenden Triebes, sich selbst über die nothwendigen und erzwungenen Verhältnisse des Menschen in Aufsätzen und Gedichten klar zu machen. Jene waren oft satirischen Inhalts, und einer derselben, worin er seinen Unmuth über das Leere und Ungenügende des militairischen Berufes aussprach, zog ihm eine äußerst strenge militairische Untersuchung zu, deren Ergebniß zuletzt, durch die Milde des Königs ermäßigt, auf zweimonatliche Festungsstrafe lautete. Auf der Festung in Jülich, wohin er im April des Jahres 1832 abging, faßte er den Entschluß, durch ernste wissenschaftliche Studien sein poetisches Talent auszubilden und auf bedeutende Gegenstände hinzulenken. Deshalb bereitete er sich in Trier, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, zunächst für den Besuch der Kriegsschule vor. Indeß wurde er durch eigene Neigung und durch den Umgang mit Eduard Duller häufig genug zur Poesie zurückgeführt, so daß wir den Anregungen jener Zeit eine schöne Reihe lyrischer Gedichte verdanken, unter welchen „König Frühling" am treffendsten seine damalige poetische Stimmung bezeichnet. Hatte er früher die Hoffnung ausgesprochen, ausschließlich im Drama seine dichterische Kraft zu versuchen, so lernte er nun die Lyrik als das ihm angemessene Feld kennen und verließ sie nicht wieder. Mit einem lebhaften Interesse für Geschichte und neuere Litteraturen bezog er zu Ende des Jahres 1834 die Kriegsschule in Berlin. In ungeregel-

tem Drange setzte er hier seine wissenschaftlichen Studien fort: zu Geschichte und Litteratur gesellte sich bald auch die Philosophie, welche er früher gering achtete, jetzt aber in der Hegel'schen Auffassung in ihrer geistbezwingenden Gewalt schätzen lernte. An Dichten war in dieser Zeit wenig zu denken, obwol er in die beiden Jahrgänge des norddeutschen Frühlingsalmanach's (1836 und 37), sowie in die drei letzten Jahrgänge des Chamisso'schen Musenalmanach's mehrere Gedichte aufnehmen ließ. Eine Sammlung seiner früheren Dichtungen hatte er schon im Jahre 1835 herausgegeben [1]). Dafür beschäftigte er sich um so eifriger mit Vorstudien zur Poesie. So übersetzte er im Jahre 1836 mit seinem Bruder Karl zusammen die beste Hälfte von Percy's Ueberresten altenglischer Poesie, und für verschiedene Zeitschriften lieferte er ästhetisch-kritische Beurtheilungen. Bei diesen mehr wissenschaftlichen Bestrebungen, und indem er an seiner dichterischen Productionskraft verzweifelte, überkam ihn eine tiefe Verstimmung, die sich mehr und mehr an dem wahrgenommenen Contraste zwischen Idee und Wirklichkeit nährte und in Trier, wohin Sallet im Sommer 1837 zurückkehrte, in eine Reihe ergreifender Klagegesänge ausbrach. Dahin gehören die „Funken“ [2]) und die in der Sammlung von 1843 unter die Ueberschrift „Zerrissenheit“ gestellten Gedichte. In dem allegorischen Märchen: „Schön Irla“ [3]), welches der Dichter innerhalb zehn Tagen ersann und auszubreiten, führt er die ringende Idee zum Siege, indem er sie aus der irdischen Welt wechselnder Gestaltungen sich

1) Berlin, in der Finke'schen Buchhandlung.
2) Trier, bei Carl Troschel 1839.
3) Trier, bei Carl Troschel 1839.

durch die Gewalt der Sehnsucht in die Region der reinen Geistigkeit erheben läßt. Als eine Travestie dieses Erhebungskampfes könnte man leicht das in derselben Zeit erschienene komisch-heroische Epos: „Die wahnsinnige Flasche“[1]) betrachten, indem hier der Dichter auf dem entgegengesetzten Wege seinen Helden bis zur allerletzten Tiefe der Entäußerung von geistigen Beziehungen hinabführt. Ein ganz anderes Verhältniß zwischen dichterischem Ideal und der wirklichen Welt der Erscheinung erblicken wir schon in der nur kurze Zeit nach der Irla verfaßten, dem Plan und der Ausführung nach sehr umfangreichen Novelle: „Contraste und Paradoxen“; denn während der Dichter bis dahin nur den unversöhnlichen Zwiespalt sah, und keinen andern Weg der Beruhigung kannte, als vor demselben in die heitern Gefilde des Ideals zu entfliehen, begreift er nun diese Flucht als ein Zeugniß der geistigen Schwäche und Feigheit und den geschichtlichen Boden der Menschenwelt als den nothwendigen Schauplatz für die Gestaltung der Idee. Diese Erkenntniß bildet den eigentlichen Mittelpunkt der gesammten Wirksamkeit unsers Dichters in den folgenden Jahren bis zu seinem Tode. Wie wir in dieser Zeit in der Gedankenwelt des Dichters einen bedeutungsvollen Umschwung bemerken, so gab er diesen auch äußerlich in der mit Entschiedenheit durchgeführten Abänderung seiner Lebensverhältnisse zu erkennen. Er forderte nähmlich zu Ende des Jahres 1838 seinen Abschied vom Militair und ging nach Breslau, um dort im Umgange mit seiner Familie und wenigen Freunden ausschließlich der Wissenschaft und der Poesie

---

[1]) Trier, bei Carl Troschel 1838.

zu leben. Durch das fortgesetzte eifrige Studium der Hegel'schen Philosophie läuterte er seine bereits gewonnenen Ansichten von Religion und Staat zu der Tiefe, Bestimmtheit und sittlichen Strenge, welche besonders im „Laienevangelium“[1]) und in der in Prosa abgefaßten Schrift: „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit“[2]) auf die Entwicklung der Gegenwart einen nachhaltigen Einfluß ausüben. Außer beiden sind noch besonders die von dem Dichter in seinen gesammelten Gedichten von 1843 „pantheistisch“ genannten Naturgesänge und die in der Sammlung unter der Ueberschrift: „Ernsthafte Gedichte“ enthaltenen politischen Zeitlieder als bedeutende Schöpfungen Gallet's zu erwähnen. In allen vieren haben wir die Beleuchtung der einen Idee, die des Dichters Serie erfüllte, der Idee von der nothwendigen Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens; in jeder der erwähnten Arbeiten aber geschieht diese Beleuchtung für eine besondere Richtung dieser Idee. Im Laienevangelium, welches in der zweiten Hälfte des Jahres 1839 begonnen und vollendet wurde, faßt der Dichter die gegenwärtige Gestalt der Familie, der Gesellschaft und des Staates in ihrem Mißverhältniß zu den ewigen Forderungen der Sittlichkeit in's Auge, und indem er sie zum verwerfen muß, weist er diese als den ewigen Kern der seit achtzehn Jahrhunderten zwar stets gepriesenen, aber von der blinden Menge, wie von den schlauen und selbstsüchtigen Wortführern der politischen und

[1]) Zuerst in Leipzig 1842, bei Friedrich Volkmar. Von den politischen Ansichten über das Laienevangelium erbeutete der Verleger eine Auflage, welche er der zweiten Auflage des Werkes zur Beilage beigab.

[2]) Leipzig 1842, bei Philipp Reclam jun.

hierarchischen Welt immer auf's Neue frech verhöhnten Lehre Christi nach. Der poetische Haltpunkt dieser didactisch-rhetorischen Dichtung ist die sittlich ideale Gestalt Christi, welchem der Dichter seine eigenen Verkündigungen in den Mund legt. Um dem Mißverständniß zu begegnen, als bedürfe es nothwendig eines solchen Trägers der Idee, faßte Sallet den Plan zu den „Atheisten" in welchen er sich allein auf die klaren Folgerungen des forschenden Geistes berufen und darnach die Stellung des Menschen in der Familie, im Staat und in der Geschichte als eine nothwendig fortschreitende Entwicklung von der niedrigen Befangenheit im Irdischen bis zur höchsten Thätigkeit des freien Bewußtseins darstellen wollte. Während im Laienevangelium deuchlerisches Pfaffenthum, so werden hier besonders die heillosen Staatskünstler, die von jeher den Pfaffen zu gemeinsamen Zwecken trefflich in die Hände gearbeitet haben, in ihrer verderblichen Wirksamkeit offenbart. Beide Werke mögen besonders für unsere so bewegungsreiche Gegenwart zur Erleuchtung des Geistes und zur Stärkung des Willens nachdrücklich empfohlen werden. Was Sallet als Publicist und Philosoph in den Atheisten nach allgemeinen Grundzügen feststellte und streng entwickelte, führte er gleichzeitig, auf mannigfaltige einzelne Fälle der Zeit bezogen, in seinen politischen Gedichten, zu welchen er die wesentliche Anregung durch den Thronwechsel in Preußen und die dadurch veranlaßten Bewegungen erhielt, mit schlagendem Witz und feuriger Begeisterung aus. Die „pantheistischen" Gedichte endlich, versenken den Betrachter in die Tiefe des göttlichen Wesens, wie es im Innern der Natur waltet und mit unerschöpflicher Kraft leise, aber mächtig gestaltend, wirkt

und in der Brust des Menschen die Versöhnung zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit herstellt. Haben wir im Laienevangelium den streng ermahnenden, in den Atheisten den ruhig entwickelnden, in den politischen Gedichten den unerschrocken kämpfenden, so haben wir hier den freudig gottschauenden Sallet. Diese Gedichte muß man den oben erwähnten, unter dem Abschnitt „Zerrissenheit" begriffenen, entgegenhalten, um den eigentlichen Inhalt von Sallet's dichterischer Persönlichkeit aufzufassen. Er schritt aus der friedlichen Ruhe der ursprünglichen Natürlichkeit auf den Kampfplatz der Ideen und des Lebens, und kämpfte sich mit Kraft und Klarheit bis zum Frieden eines gotterfüllten Bewußtseins hindurch. Diese rein menschliche Entwicklung hat Sallet, weil er sie so kräftig in sich selber durchleben mußte, unter allen Dichtern am klarsten und bündigsten dargestellt, und dies sichert ihm besonders seine Bedeutung in unserer Litteratur. Im Juli des Jahres 1841 wurde ihm noch das Glück zu Theil, sich seinen eigenen häuslichen Heerd in Breslau zu gründen, indem er in seiner Cousine, Caroline von Burgsdorff aus Reichau bei Nimptsch, eine gleichgesinnte, seiner würdige Gattin fand. Nachdem er im folgenden Jahre eine Auswahl seiner sämmtlichen Gedichte zum Druck befördert hatte [1]), verfiel er in eine unheilbare Brustkrankheit, der er am 21. Februar 1843 in Reichau, wohin er bald nach Weihnachten mit Frau und Kind gereist war, unterlag. Die gegenwärtige Ausgabe wird die bereits veröffentlichten und die noch ungedruckten Werke, so wie auch das Bedeutendste von den Jugendarbeiten Sal-

1) Gesammelte Gedichte von Friedrich von Sallet. Im Verlage der Buchhandlung. 1842.

let's, in ungefähr sechs Bänden umfassen. Und so scheide ich mit dem lebhaften Wunsche, daß das Wort unsers Freundes viele Tausend Gemüther für das Gute begeistern, für das Schlechte mit Haß erfüllen und zu kräftiger That anfeuern möge!

Neiße, den 25. April 1845.

Theodor Paur.

Inhalt.

Prolog ..... Seite 1

Das Evangelium.

Im Anfang war das Wort 7
Die Geschlechtsregister 9
Mariä Verkündigung 10
Simeon 13
Die Weisen aus dem Morgenlande 16
Der Bethlehemitische Kindermord 18
Jesus in Aegypten 20
Das Kind im Tempel 22
Johannes der Täufer 25
Die Versuchung 28
Selbstverleugnung 33
Jesus und Nathanael 43
Christus der Wunderthäter 46
Jesus und Nikodemus 49
Die Wiedergeburt 51
Beschäftigung zum Himmel 54
Eingang zur Bergpredigt 59
Selig sind die geistig Armen 60
Selig sind, die da Leid tragen 69
Selig sind die Sanftmüthigen 63
Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit 65
Selig sind die Barmherzigen 67
Selig sind, die reines Herzens sind 68
Selig sind die Friedfertigen 70
Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden 72
Ihr seid das Salz der Erde 74
Ich bin nicht kommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen ... 76

Wer seinem Bruder zürnt, ist des Gerichtes schuldig. Seite 82
Versöhne dich mit dem Bruder, und dann opfre deine Gabe. 85
Gedanken-Sünden und Reinigung 88
Die Ehe 91
Der Eid 94
Erdulden und Hingeben 98
Segnet, die euch fluchen 101
Vom rechten Almosen 104
Wenn du aber betest, so geh' in dein Kämmerlein 107
Das Gebet des Herrn 110
Rechtes Fasten 113
Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden 115
Vergeben und Richten 119
Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben 122
Gebetserhörung 124
Gleichheit 126
Geht ein durch die enge Pforte 128
Die falschen Propheten 130
Das Wort, ein Fels 133
Schluß der Bergpredigt 135
Das Lebenswasser 137
Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten 139
Sündergemeinschaft 143
Die Fastenfrage 146
Der Sabbath 149
Ich muß wirken, so lange es Tag ist 152
Gottes Gebot und Menschengebot 154
Zeichen der Zeit 158
Der Jüngerlohn 161
Unsterblichkeit 163
Das vernommene Gebet 167
Das Reich Gottes ist inwendig in euch 170
Aus was für Macht thust du das 173
Die Ehebrecherin 177
Hassen und Richtergewalt des Sohnes 181
Gottes Herrlichkeit 185
Geisteswirken 187
Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert 191
Ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. 194

Martha und Maria..... Seite 196
Wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat. 199
Wir haben euch gepfiffen und ihr wolltet nicht tanzen.... 202
Unmündigkeit..... 204
Alle Dinge sind mir übergeben..... 208
Lästerung wider den Geist..... 209
Gleichniß..... 213
Des Geistes Ausgang..... 217
Das Senfkorn..... 219
Der Sauerteig..... 222
Die Arbeiter im Weinberge..... 227
Das Gastmahl..... 230
Die thörichten und klugen Jungfrauen..... 233
Schluß der Gleichnisse vom Himmelreich..... 236
Die verwalteten Pfunde..... 240
Der verlorne Sohn..... 243
Der Weinstock und die Reben..... 247
Hirt und Heerde..... 249
Das Mysterium des Fleisches und Blutes..... 253
Erkenntniß und Schlüsselamt Petri..... 256
Die Verklärung..... 261
Der Größte im Himmelreich..... 264
Es muß ja Aergerniß kommen..... 266
Der Geist der Gemeine..... 268
Lasset die Kindlein zu mir kommen..... 272
Dienstbarkeit..... 275
Verdienstlosigkeit..... 279
Doch wir wissen, von wannen dieser ist..... 282
Ewige Dauer Christi..... 285
Wer an mich gläubet, der gläubet nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat..... 288
Das Wort, das ich sprach, wird euch richten..... 290
Wer mich siehet, der siehet den Vater..... 293
Knechte und Freunde..... 296
So ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch. 299
Ich habe die Welt überwunden..... 302
Die Wahrheit wird euch frei machen..... 305
Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben..... 310
Ich und der Vater sind Eins..... 313
Seid ihr denn nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?..... 317
Der Einzug in Jerusalem..... 321

Die Reinigung des Tempels ..... Seite 323
Der Pharisäer und der Zöllner 327
Reiche Gabe 330
Die untreuen Weingärtner 332
Wehruf über die Schriftgelehrten und Pharisäer 339
Vergeblicher Verhaftsbefehl 343
Das Weltgericht 347
Die Salbung Christi 352
Einsetzung des Abendmahls 355
Die Fußwaschung 359
Christi Gebet 362
Judas 368
Christi Zagen 373
Politik der Pharisäer 378
Petrus 386
Christi Verurtheilung 391
Ecce homo! 395
Vater, vergieb ihnen! 401
Der Uebelthäter 404
Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen 406
Es ist vollbracht 408
Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? 410
Die Himmelfahrt 413
Epilog 417

Prolog.

Fernher hallt eine uralt heil'ge Sage,
Mit Grauß und Seelenangst betäubt ihr Hallen;
Sie laßet, mitten in des Daseins Tage,
Ein tief'ger Nachtmahr, lähmend, auf uns Allen.

Es dröhnt ein Fluch, den Gott der Herr gesprochen,
In seines Schaffens schönsten Liebestagen;
Für das, was unser erster Ahn' verbrochen,
Sollen wir ihn für alle Zeiten tragen.

Doch wenn ich fest in's düstre Aug' ihm schaue
Und tiefer horche seiner Donnerstimme,
Löst säuselnd sich der Fluch zu Segenshauch,
Und Liebesüberschwang jauchzt aus dem Grimme. —

Welch schönes Loos war Adam zugemessen!
Zu wandeln unter ewig frischen Blüthen,
An schwellend süßer Frucht sich satt zu essen
Und tiefen Friedens leises Glück zu hüten.

Nur von dem einen Baume der Erkenntniß
Mußt' er geloben, keine Frucht zu pflücken.
Fürwahr ein leichtes, kleines Zugeständniß!
Was fehlt' ihm in des Daseins Vollentzücken? —

Doch ich, bei Gott! nicht möcht' ich mit ihm tauschen,
Noch heut' würd' ich die Frucht zu brechen wagen.
Nicht mag ich Erns Klang halbschlummernd lauschen
Und mich in dumpfer Unschuld wohlbehagen.

Mit solchem Wort wag' ich's, vor Gott zu treten:
Herr hättest du den Fluch nicht ausgesprochen —
Ich hätte für die Menschheit ihn erbeten,
Ja! ihn zu hören, dein Gebot gebrochen.

Du triebst mich aus des Nichtsthuns Paradiese,
Dein Feld, die Welt, zu bau'n mit saurem Schweiße,
Und sieh! aus einem Kind ward ich ein Riese,
Jetzt erst verdien' ich, daß ein Mensch ich heiße.

Gott sprach (und Hohn kam nie aus seinem Munde):
„Gleich unser Einem ist der Mensch geworden.
Vom Guten und vom Bösen hat er Kunde."
Ja Herr! er trat in freier Geister Orden.

„Darum, auf daß er sich nicht gar vermesse
Und, gleich mir selber, ewiglich zu bleiben,
Nun auch die Frucht vom Baum des Lebens esse.
Will ich ihn aus dem Paradiese treiben."

„Der Acker sei verflucht um deinetwillen!
Du sollst dich nähren drauf mit Neid und Kummer,
Im Schweiß des Angesichts den Hunger stillen,
Bis daß du sinkest hin zum Todesschlummer."

„Denn du bist Erd' und werden sollst du Erde." —
Ich juble Dank für dieses Wort voll Schrecken:
Durch diesen Fluch sprachst du ein zweites: Werde!
Schlummernde Gottheitskraft in mir zu wecken.

Den Geist hast du verbannt aus ew'ger Stille,
Auf daß er sich in Thaten soll bekunden,
Bis er dein Weltenall, ein freier Wille,
Es neu dir nacherschaffend, überwunden.

Der Arbeit Härte kann ihn nicht erschrecken:
Du sprachst ihn frei, das Höchste zu vollbringen.
So wird er, rastlos, Ziel auf Ziel sich stecken,
Zuletzt dich selbst, erkennend, zu bezwingen.

Ja Herr! zur Freiheit hast du uns ermächtigt,
Und wer mit Riesenliebeskraft des Geistes
Eindringt in deine Burg, der ist berechtigt,
Und sein Beginnen segnest du, sein dreistes.

Den Tod hast du uns nur zum Pfand gegeben,
Daß wir in dir einst ew'ges Leben finden;
Dieweil wir fähig sind zum ew'gen Leben,
Muß, was an uns noch endlich ist, verschwinden. —

So gönne, daß mein Wissen ich gebrauche,
Zu streben nach der Wahrheit tiefsten Gründen.
Ich spüre was in mir von deinem Hauche;
So lang' ich Mensch bin, will ich's menschlich künden.

Um schauend, bis zu dir, sich zu erheben,
Braucht Faust sich nicht dem Bösen zu verschreiben.
Ein düstrer Volkswahn! Nach dem Tiefsten streben
Will ich, und doch dein Kind in Demuth bleiben.

Die ganze Menschheit wirkt am großen Werke
Jahrtausende, dich, Urgeist, rein zu schauen.
Du heiligtest zum Werk auch meine Stärke.
Dem Liebesabgrund naht' ich ohne Grauen.

Deshalb ja sind wir Gbens Kuh' entnommen,
Zu Kampf und Arbeit aus des Friedens Klarheit,
Daß wir nicht hüten, was uns überkommen —
Nur was wir selbst errungen, sei uns Wahrheit.

Und hab' ich in der Forschung Dämmerungen
Manchmal vielleicht des lichten Pfad verloren —
Heiß hab' ich nach dem Ewigen gerungen,
Und seiner Fahne treu mich zugeschworen. —

Hier geb' ich meinem Volk, was ich erbeutet
Vom Feldzug rasten meines Geist's Kohorten.
Sieh, Herr! daß er auf neue Siege deutet,
Bis daß ich sprenge deiner Hofburg Pforten.

Das Evangelium.

Im Anfang war das Wort.

Im Anfang war der Geiſt, der ſich im Wort
Zu ew'ger Schöpfungsthat zuſammenrafft,
Der war bei Gott und iſt's und wirket fort.
Gott iſt der Geiſt, der lebt in Worteskraft.

Und durch das Wort iſt jedes Ding gemacht,
Und in dem All iſt offenbart der Geiſt.
Schau Gottes Flammenſchrift in ird'ſcher Nacht!
Horch! wie's von Gottgedanken dich umkreiſt!

Und alles Leben war und iſt im Wort,
Sonſt wär' es nur ein nichtig Schattenſpiel,
Im Wechſel ſich vernichtend fort und fort
Ein Traumesirren ſonder Halt und Ziel.

Doch da ſich's, gottgedacht, dem Geiſt entriß,
Ward's Welterlöſung und der Menſchen Licht,
Das leuchtet in der Erde Finſterniß,
Allein die Finſterniß begriff es nicht.

Ihr Geiſtentflammten! dumpf, uneingedenk
Der Lichtabkunft, tappt ihr im Dämmergrau'n.
Vergaßt ihr ganz das göttliche Geſchenk,
Nur euch vergönnet: in euch ſelbſt zu ſchau'n?

Da iſt das Licht. Schau't tief in euch hinein!
Euch eingeboren iſt, was ſchuf die Welt.
In ſeinem Strahl ruht ſchimmernd alles Sein,
Doch ihr nur ſeid von innen aus erhellt.

Stumm ragt empor des Berges Riesenpracht,
Die Palme säuselt unverstand'nen Schall,
Hell wiehernd springt das Roß — in ihm ist's Nacht.
Ihr sprecht das Wort aus — jetzt erst lebt das All.

Das Wort ward Fleisch, in euch, von Anfang an;
Allein im Fleisch vergaß sich selbst das Wort.
Das Wort ward Fleisch, aufs Neu', in einem Mann;
In ihm besann sich auf sich selbst das Wort.

Lang' schlummernd Gottbewußtsein wacht, befreit,
In ihm, im Wort auf, hellen Siegeston's.
So wohnt' er unter uns in Herrlichkeit.
Der Herrlichkeit des eingebornen Sohn's.

Der Vater voller Gnad' und Wahrheit goß
In seine Brust die eignen Füllen aus.
Wie kam's, daß eure Brust sich ihm verschloß?
Ihr wies't ihn fort aus seinem eig'nen Haus.

Doch die ihr aufnahmt den geahnten Gast
Und euren Geist in seinem Geist geweiht:
Ihr warfet ab der Erde dunkle Last,
Daß ihr, gleich ihm, nun Gottes Söhne seid.

Nicht im Geblüt, gleich dumpfer Kreatur
Geboren, durch des Stoff's Erzucken nicht —
Geister, aus Gott, dem Geist, geboren nur
In des Gedankens ewig heitrem Licht.

Die Geſchlechtsregiſter.

„Der war ein Sohn, der war ein Sohn, der war ein Sohn“—
„Der zeugte den, der zeugte den, der zeugte den —“
So ſchleppt ſich's fort in trägem Leierton,
Bis todte Namen wirr im Hirn ſich dreh'n.

Stammbäume, von beſchränktem Thorenſinn
Plump eingeflickt, wo nicht von ſchnöder Hand,
Für Junker, eitle Weiber zum Gewinn,
Daß ſie nicht glauben unter ihrem Stand —

Aus reiß' ich euch. Was ſoll das dürre Blatt
Im heil'gen Buch voll friſcher Palmenpracht?
Was iſt's, ob Hinz den Kunz gezeuget hat,
Bis hin zu dem, der frei die Welt gemacht?

Iſt: „Gottes Sohn“ euch Titels nicht genug?
Braucht ihr durchaus des Potentaten Sohn,
Der einem Weibe Ehr' und Manns erſchlug,
Und fromme Lieder ſang im ſchönſten Ton?

Wißt: aus des Königs Saal, des Adels Schloß
Kam ſelten die geſunde, friſche Kraft.
Was David's Sohn! — Des Volkes ächter Sproß
War's, der das Volk zu Gott emporgerafft.

Mariä Verkündigung.

Die fromme Sage gleicht dem goldnen Ei,
Das blinkt geheimnisvoll aus weichem Neste.
Neugier'ge Kinder lockt der Glanz herbei,
Wird ihnen, Tag für Tag, zu neuem Feste.

Sie ahnen nicht im frohen Kindermut,
Daß in dem Ei lebend'ge Kräfte gähren,
Bis es, bekrönt von des Geistes Glut,
Den goldnen Wundervogel muß gebären.

Wie sie sich wieder nah'n, da ist entzwei,
Sie schelten, hinlisch, des Zerstörers Tücke,
Und halten, unter Weinen und Geschrei,
In schwachen Händen die zerbrech'nen Stücke.

Thörichte Kinder! Aus dem Märchen dort
Hört ihr den Sang des Vogels nicht erklingen?
Das Wesen ist erwacht, der Schein ist fort,
Vor dem Gedanken muß die Schale springen.

Maria, einer Jungfrau, nahte sich
Ein Engel, wandernd Gottes Botenpfade:
„Holdselige, sei gegrüßt! Nicht fürchte dich!
Gott ist mit dir, du fandest vor ihm Gnade.

„Mit einem Sohne wirst du schwanger sein,
Den sollst du: Jesus, den Erretter, nennen.
Zum ew'gen König wird der Herr ihn weih'n,
Und als des Höchsten Sohn wird man ihn kennen."

Maria ſprach: „Was mir dein Gruß verheißt,
Wie ſoll's geſchehn? Ich weiß von keinem Gatten.“ —
„Ueber dich kommen wird der heil'ge Geiſt,
Die Kraft des Höchſten wird dich überſchatten.“

„Drum ſoll das Heilige, das dir entſtammt,
Sohn Gottes (vom kein Ding unmöglich) heißen.“ —
„Ich bin des Herren Magd (ſprach, ſchamumflammt,
Maria), mir geſchehʼ, wie du verheißen.“ —

So ſpricht die Sage, tief und ahnungsvoll;
Doch wenn ihr ſie uns aufzwingt als Geſchichte,
Dann macht ihr ſie zum Märchen, zwecklos toll,
Und den lebend'gen Geiſt in ihr zu nichte.

Wohl iſt's dem Dichter eine ſchlechte Luſt,
Daß er verheert, mit ehʼrnen Kriegestritten,
Den Blumenpfad, doch in ihm ruftʼs: Du mußt,
Bis du der Wahrheit Feſte haſt erſtritten. —

Schuf Gott ſo ſümpferhaft denn die Natur,
Daß er, uns ſeinen Geiſt zu offenbaren,
Muß, ew'ge Offenbarung ſtörend nur,
Mit Taſchenſpielerkunſt dazwiſchen fahren? —

Noch geht an's Erdenweh des Engels Ruf:
Wenn immer Scham und Liebe dich durchglühte,
Und dich, geläutert, aus Flammen ſchuf,
Biſt du jungfräulich rein tief im Gemüthe.

So lange du von Erdenglut nichts weißt,
Und Gottes nur getraußt im Arm des Gatten,
Wird kommen über dich der heil'ge Geiſt,
Wird dich die Kraft des Höchſten überſchatten.

Das Heilige, was du gebärst, wird groß
Im Geist, ein ew'ger König sein auf Erden.
Gott wählte deinen stillen Mutterschooß,
Um fort und fort hienieden menschzuwerden.

So du in Demuth, Jesu Mutter gleich,
Aufnimmst den Herrn in reiner Seelenschöne,
Schaffst du das Erdenthal zum Himmelreich,
Und deine Kinder heißen Gottes Söhne.

Simeon.

Und da die Aeltern in den Tempel kamen,
Auf daß sie dort dem Herrn das Kindlein weih'ten,
Da war ein Frommer, Simeon mit Namen,
Der still und lang erhofft des Heiles Zeiten.

Dem gab, der in ihm lebend war, die Kunde,
Der Geist des Herrn, nicht todten Buches Letter:
Nicht sehen würd' er seines Todes Stunde,
Bis er geschaut den gottgesalbten Retter.

Die Knospe schauend jetzt, fühlt er das Walten
Des ganzen Frühlings, mächtig ihn umkreisend;
Er nimmt das Kind, um froh im Arm zu halten
Des Geist's Zukunft, und spricht, den Herrn lobpreisend:

„Jetzt läßt du deinen Knecht in Frieden fahren,
Da auf dem Heiland seine Blicke haften,
Den du, ein Licht, das dich soll offenbaren,
Bereitet hast vor allen Völkerschaften."

„Zu einem Fall und Auferstehen Vieler,
Zu einem Zeichen, dem wird widersprochen,
Zum ew'gen Sturz der leeren Wortespieler,
Denen der Geist ihr Spielzeug nun zerbrochen."

„Und Vieler Herzen Sinn wird offenbar sein,
Durchstehend sich trotz äußerem Drän'n und Schelten.
Die Welt fällt hin in's Nichts; und nichts wird wahr sein,
Als des Gemüthes und des Geistes Welten." —

Dem Greis, dem jugendstrebenden, umschmücket
Der Locken Grau mit frischen Rosenkränzen,
Der nicht sein Aug' bannt, wenn das Haupt sich bücket,
In eigensinnig selbstgezog'ne Gränzen.

Der nicht das Wachsthum froher Geistessprossen
Im Wintertode frostig läßt erstarren,
Nicht, wenn ein neuer Hain rings aufgeschossen,
Unwillig murrt: Was rauscht ihr, junge Narren? —

In Morgenglut steh'n eis'ge Alpenfirnen,
Eh' noch das Licht gescheucht den Schlaf des Thales.
So, starke Greise! spiel' um eure Stirnen
Der neue Geistesmorgen, milden Strahles.

Im Kindesblick les't ihr (ward euch die Gabe
Des Geist's) der Geisteszukunft Heldentugend. —
Wollt ihr nicht kriechen, thierisch dumpf, zum Grabe,
So badet euch gesund im Born der Jugend. —

Felsmassen wälz' ich jetzt, gewalt'gen Strebens,
Am großen Geistestempel fortzubauen,
Um einst vielleicht, am Ende meines Lebens,
Von kühnen Zinnen stolz hinabzuschauen.

Dann wähn' ich wohl das Bauwerk, kindisch eitel,
Vollendet schier durch meiner Hände Kräfte,
Derweil schon längst, hoch über meinem Scheitel,
Durch neue Kraft aufsteigen neue Schäfte.

O! laß' dann nicht (ich fleh' dich, Geist der Geister!)
Mein Aug' die Schuppen der Verstockung decken,
Daß ich nicht schelt', ein alterschwacher Meister,
Was jüng're, höh're Meister sich erdecken! —

Der Bau wird auf bis zu den Sternen ſtreben,
Immer den Stoff vergeiſtigend nach oben,
Bis letzte Thürme, lichtdurchbrochen, ſchweben,
Gedanken, in das ew'ge Blau gewoben.

Der Felſenwall, den ihr emporgeſchichtet,
Taugt nur, weil er Grundpfeiler ward, ihr Alten!
Dem Neuen, das aufſchwebt, ſo geiſtdurchlichtet,
Daß ihr's wohl mögt für Spinngewebe halten.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

O Morgenland! wie ein Erinnern schallend —
Wie Heimweh zieht's nach deinen Märchenfernen.
Hier lag die Menschheit in der Wiege lallend.
Und langte hörend nach des Himmels Sternen. —

Im Taumel rasend und im Stumpfsinn brütend,
Wich dein Geschlecht aus schöner Menschheit Gleise.
Doch sann, der Kindheit Tiefsinn still behütend,
Im Schatten deiner Palmen mancher Weise.

Was vor uns steht im Taglicht der Erkenntniß,
Fühltest du leis durch deine Träume wallen:
Was unser Geist erkämpfte dem Verständnis,
Ist dir als Spielzeug in den Schoß gefallen.

In dir auch wachte mächtig auf ein Ahnen
Vom Gott, der in der Brust des Menschen wohnt,
Und deine Weisen folgten froh den Bahnen
Des Stern's, zum neugeborenen Menschensohne.

Sie boten fromm ihm Weihrauch, Gold und Myrrhen
Und beugten ihre Knie' dem Lichtgedanken,
Bis sie, heimkehrend, auf des Weges Irren,
Vergessend in ihr altes Träumen sanken. —

Doch was dich einst durchzuckt mit Blitzesschnelle,
Das wird auf's Neue deine Völker wecken,
Und Gottbewußtsein, heiter, frei und helle,
Durchwandelt siegend deine Länderstrecken.

Dann werden deine goldnen Traumesschätze
Des Westens Geiste dargebracht als Gabe,
Daß Mannesgeist an Blüthenbaum sich letze,
Und Kindessinn an reifer Frucht sich labe.

Der Bethlehemitische Kindermord.

„Wo mag der neugebor'ne König hausen?
Wir sahen seinen Stern im Morgenlande." —
Herodes hört es; ihn erfaßt ein Grausen,
Und ganz Jerusalem erschrickt. O Schande!

Plump herrschen und sich dumpf beherrschen lassen,
Der Schlendrian behagt so dem, wie jenen,
Daß sie, da Höh'res ihnen naht, erblassen,
Weil's aufschreckt sie, da sie bequem sich dehnen. —

Und die Gelehrten und die Priester kramen
Und finden's glücklich in den alten Schriften:
Es wird im Städtlein, Bethlehem mit Namen,
Geboren, der das neue Reich soll stiften.

„Geht hin! forscht aus das Kindlein (spricht Herodes)
Und sagt mir's, daß ich komm', es anzubeten."
Doch in sich dränt er: „Knab', du bist des Todes!
Dir wankt mein Thron, drum muß ich dich zertreten." —

Die Weisen aber, ihrer Thorheit innen,
Vom Wolf des Lammes Lager zu erfragen,
Zogen vom Kindlein andren Weg's von hinnen,
Und ließen ihn in Ungewißheit zagen.

Gefahr und Angst sich schnell vom Hals zu schaffen,
Greift er zum plumpsten Fürstenmittel munter;
Die Kindlein all läßt er durch's Schwert hinraffen:
„Das rechte (denkt er) ist gewiß darunter."

Du Thor! Kein Schwert traf je den Gottgeweihten,
Bevor er seine neue Zukunft stifte.
Hin geht der Geist, erfüllend seine Zeiten,
Trotz Ketten und Schaffot, trotz Dolch und Gifte. —

Doch ihr, verzärtelte, neumod'ge Leute!
Voll Ekel wendet ihr euch ab und Grauen.
Solch roh' Gemetzel, unerhört ist's heute,
Wo zahme Sitt' und Ordnung rings zu schauen.

Horcht auf! Es waltet heut ein schlimmres Morden,
Daß, bis zum Tod verletzt, die Besten kranken.
Die Herrn der Welt, manierlicher geworden,
Sie tödten keine Kinder, blos Gedanken.

Da blitzt kein Stahl. Mit leichtem Federschwenken
Wird Geistestodtschlag säuberlich vollzogen.
Nur dies und das dürft ihr nicht lernen denken —
Sonst bleibt man euch ja väterlichst gewogen.

Es summt 'ne alte, ahnungsvolle Sage
Den Herrn der Welt alltäglich in den Ohren:
Einst, an des Geistes frohem Siegestage,
Geht Königsmacht und Herrscherglanz verloren.

„Geht hin und forscht! (Sie sagen's, wie zum Hohne)
Zeigt ihn! wir sind bereit, ihn anzubeten."
Doch heimlich heißt's: „Ihm wanken unsre Throne,
Drum müssen wir ihn nach und nach zertreten."

Wider den Geist ihr Sünder! Federstrichen
Erliegt er nicht. Er lebt tief in uns Allen.
Einst aus der Freistatt, da er hin entwichen,
Kommt er, und eure Throne werden fallen.

Jesus in Aegypten.

Aegypten! Land der heil'gen Ahnungsnacht,
Wo Helena geträumt in Dämmerungen,
Aus deiner Steinerstarrung herber Pracht
Hat heitre Schönheit einst sich frei gerungen.

Erfrischend, doch erfüllend nicht den Geist,
Der stets nach seinen eig'nen Tiefen fortstrebt;
Bis Gott aus dir, wie der Prophet verheißt,
Zurückrief seinen Sohn, in dem sein Wort lebt.

Die Mutter, flüchtend, trug das heil'ge Kind
Durch deine stummen, quellendurst'gen Oeden.
Du Maienblüthe, lächelnd hell und lind,
Im Wald von Steingebilden, finstren, spröden!

Dort lagert lastend ries'ger Sphinxe Schaar
In unabsehbar'n Reih'n, zum Tod erstarret;
Ein Räthsel jede, das, sich selbst nicht klar,
Schwer bangend auf das Wort der Lösung harret.

Thurmhoch ragt der Memnonen Haupt in's Blau,
Als wollten sie den Himmel ernst befragen.
Leis tönt es, taucht das Licht aus Morgengrau.
In ihrer Brust, als wollt's auch drinnen tagen.

Rings, zwischen Göttermißgestalten, prangt
Ein seltsam Schriftgewirr von Säul' und Wänden.
Dem Forscher, der nach Aufschluß heiß verlangt,
Kann selbst die Schrift kein lebend Wort mehr spenden.

So rang der Geist nach des Bewußtseins Wort,
Und thürmte, wilden Drang's, nur dumpfe Massen.
Doch jetzt — springt ihr nicht auf, ihr Sphinxe dort?
Hier ist das Wort, das lehrt, sich selbst erfassen.

Memnonen, die der Stummheit Nacht bedeckt,
Jauchzt ihr nicht auf in hellen Sieg'sgetösen?
Hier ist das Licht, das alle Geister weckt,
Das euch, und alles Todte, will erlösen.

Ihr Pyramiden, berstet bis zum Grund,
Bis jeder finstre Grabesgang sich lichtet!
Thut jenes Kindes Lächeln euch nicht kund,
Wie ganz vergebens ihr empor euch schichtet?

Ihr berget Leichen, grausig anzuseh'n,
Auf daß sie manch Jahrtausend überdauern —
Da tönt das Wort: „Die Todten auferseh'n!"
Und freien Geistern weichen eure Mauern. —

Fort, Jesuskind, aus stummer Wüste fort!
Du sah'st den Geist erstarrt in Kerkerhallen,
Von freien Bergen sprich das freie Wort,
Vor dem auf ewig seine Ketten fallen!

Das Kind im Tempel.

Und seine Aeltern gingen jedes Jahr
Hin nach Jerusalem als Ostergäste,
Und als zwölf Jahr er alt geworden war,
Da nahmen sie ihn mit zum hohen Feste.

Da sie den Brauch vollbracht in jedem Stück,
Und Jeder nach dem Feste heimwärts eilte,
Blieb in Jerusalem der Sohn zurück.
Die Aeltern wußten's nicht, wo er verweilte.

Doch meinten sie, im Zuge sei auch er,
Und suchten, bei Gefreund'ten und Verwandten
Im ersten Nachtquartiere hin und her,
Bis sie, getäuscht, zurück zur Stadt sich wandten.

Als sie drei Tage lang gesucht ihn dort,
Fanden sie ihn im Tempel sitzend heiter;
Er horchte sinnig auf der Lehrer Wort,
Und führte, fragend, das Gehörte weiter.

Und Alle hörten ihm mit Staunen zu,
Wie er Rand Red' und Antwort ohne Stocken.
Da rief: „Mein Sohn, sprich! warum thatest du
Uns das?“ ihm seine Mutter zu, erschrocken.

„Ich und der Vater suchten dich mit Pein.“
Doch er: „Ihr wußtet's wissen, und nicht sorgen:
In dem, was meines Vaters, muß ich sein.“
Doch ihnen blieb des Wortes Sinn verborgen. —

Ihr wollt die Kinder stets euch nacherzieh'n,
Sich, sittsam, eurer Tritte Spur zu fügen.
Was euch an Geist und Wollen war verlieh'n,
Sie sollen's erben und sich d'ran begnügen.

„Mit uns war's anders!" Euer Lieblingswort,
Seht ihr, kopfschüttelnd, freier sie und dreister.
Der Weltgeist aber schreitet mächtig fort
Und mit sich reißt er alle Einzelgeister.

Wenn einst, da man mit Formeln nur gespielt,
Und Ernst und Kraft und Tiefe war vergessen,
Ein Kind genug that, das sich stille hielt,
Und schwieg und knixte, artig und gemessen —

Verdammt man heut, da endlich nun beginnt
Der Geist, sich frei zu ringen aus der Zahmheit,
Als Heuchlerbrut ein solches Musterkind,
Und eure Sittsamkeit heißt Seelenlahmheit.

Daß ihr euch selbst nicht unnütz Kummer schafft,
Gewöhnt euch an des frischen Mostes Gähren!
Ahnt, die euch selbst versagt war, heil'ge Kraft,
Und laßt die sich entwickelnde gewähren!

Und gar ein Kind, in dessen junger Brust
Sich reget eine neue Weltgestaltung —
Wie unnütz ist's, mit eurem „Sieh! du mußt ...."
Ihm vorzuschreiben Blick und Wort und Haltung.

Nicht auf den Pfaden geht, die ihr gebahnt,
Der Siegestritt zu höchsten Menschenzielen;
Und höher, als ihr's je im Ernst geahnt,
Ist schon ein Heldenkind in seinen Spielen.

Ihr lacht der Henne, die mit Angstgeschrei
Die jungen Enten, ihre Brut, sieht schwimmen.
Doch sagt, ob eure Thorheit kleiner sei?
Auch euch ist, was ihr nicht versteht, vom Schlimmen.

Der seinen Zweck sich setzt, der junge Geist,
Und dürftiger Bedenklichkeit nicht achtet,
Ist Irrstern euch, der aus der Bahn sich reißt,
Und, wilden Sinnes, euch zu kränken trachtet.

Ihr Aermlichen! er ist, wo er auch schweift,
In dem, was seines Vaters ist, geblieben.
Ist's seine Schuld, daß ihr ihn nicht begreift,
Weil ihr nur das Gemeine lerntet lieben?

Die Zeit der Ungesinnung ist vorbei,
Da fromme Küchlein piepsten um die Henne.
Der junge Adler fliegt zum Lichte frei;
Könnt ihr nicht nach, so bleibt auf eurer Tenne.

Und gackelt: wie so wunderlich und fremd
Die naseweisen Jungen sich gebaren.
Kräht! wenn's euch Spaß macht. Euer Krähen hemmt
Den Geist nicht. Frei wird er sich offenbaren.

Der Zuschnitt, der sich trefflich paßt für den,
Der, tiefgeduckt, nur kriechen will durch's Leben —
Mag in der Welt ringsum, was will, geschehn —
Kann er nur jährlich sein Gehalt erheben —

Der zwängt den Gottgesandten nimmer ein,
Der eine Welt befreit mit Wort und Thaten.
Er schreitet hin und läßt euch kläglich schrein:
„Ach! unser Kind ist leider schlecht gerathen."

Johannes der Täufer.

Tief aus der Erde finſtrer Kellergruft
Steigt Qualm auf Qualm empor, dick und verdorben,
Betäubt, erwürgt die ſchwängernd heitre Luft,
Bis goldnes Licht in trübem Grau erſtorben.

Gepreßt anfathmet alle Kreatur,
Bangend nach neuen Licht's Gedeihungsſegen,
Nach Purmgepeitſchten Wolkennächten nur
Naht das, nach Donnerſchlag, Blitz, wildem Regen.

Sind rein gefegt die Lüfte vor ihm her,
Kommt's im Geſäuſel, mild und zeugungskräftig.
Hell blitzt der Hain, auf jauchzt der Vögel Heer,
Rings keimt's und blüth's und ſproſſet's froh geſchäftig.

Gleichgültig tragend Tagglut, Nächtefroſt,
Der Welt und ihrer weichen Wolluſt fremde,
Heuſchrecken, wilden Honigſeim zur Koſt,
Und einen Ledergurt um's här'ne Hemde,

So zieht Johannes durch die Wüſt' einher,
Ein rauher Mann, doch milden Lichts Verkünder;
Rückſchüttelnd ſtruppige Locken, donnert er:
„Das Himmelreich iſt nah'. Thut Buß', ihr Sünder!"

„In eurer Bruſt die dunſtig wüſte Nacht,
Laßt ſie vom Wetter der Zerknirſchung klären,
Daß Gott d'rin einzieh'n mag in Siegespracht,
Mit ſeiner Lichtgedanken frohen Heeren."

„Otternzücht! zu schmähl'gem Ende kam's
Mit eurer Wortweisheit, der schlangenfeinen.
Prahlt ihr, wir sind die Söhne Abrahams?
Die wecket Gott ihm, so er will, aus Steinen."

„Auf! traget göttlich ächte Geistesfrucht,
Von innen aus gereift an reinen Flammen!
Schon an den Wurzeln naht des Beiles Wucht.
Der Baum, der nicht s trägt, brennt in nichts zusammen."

„Schon naht sich, die Worfschaufel in der Hand,
Der Gottmensch. Seine Tenne wird er fegen.
Was leer und nichtig, wird als Spreu verbrannt.
Gesundes Korn nur darf die Scheuer hegen."

„Ich tauf' euch mit des Wassers stiller Flut.
Der Erde Schlamm aus eurer Brust zu spülen,
Der nach mir kommt, tauft euch mit Feuerglut
In Todespein sollt ihr das Leben fühlen."

„Des Wassers Kraft, die Sühnung nur verheißt,
Sie reinigt, doch erfüllt sie nicht das Becken.
Der nach mir kommt, tauft mit dem heil'gen Geist;
Der wird, was göttlich ist, in euch erwecken." —

Und wie der Wüste laut die Stimm' entscholl:
„Ebnet des Herzens Weg, daß Gott ihn wandre!
Senkt euch ihr Höh'n! Ihr Thäler werdet voll!
Denn vor dem Herrn ist ein Geist, wie der andre."

Da zogen Schaaren her aus Stadt und Land,
Und dann, getauft, mit reiner Brust von binnen,
Das hohe Wort, das Keiner noch erkannt,
Schon naht es leis in ahnungsvollem Sinnen.

Und nun war abgewälzt der Erde Laſt,
Erfüllt die Zeit, daß ſich der Himmel nahe,
Des Herzens Wohnung frei dem neuen Gaſt,
Und Chriſtus kam, daß er die Taufe empfahe.

Johannes aber kennet wohl ſein Amt:
Er ſäubert nur den Grund und macht ihn eben,
Auf dem ein höh'rer Geiſt, von dort entſtammt,
Wird ſeines Domes Rieſenbau erheben.

So demuthvoll, wie ſtreng, wehrt er dem Herrn:
„Ich bin nicht werth, zu tragen dir die Schuhe.
Dich taufen? Herr, von dir ließ ich mich's gern.“
Doch Chriſtus: „Alſo ziemt ſich's, wie ich's thue.“ —

Durch eigne That nur wurde Chriſtus rein,
Durch Buß' und Taufe mußt' auch er ſich ſühnen.
Nicht fällt's vom Himmel! Wer will heilig ſein,
Muß, ſich zu heiligen, ſich ſelbſt erkühnen.

Wie er, gereinigt, in ſich ſelber ſchaut,
Kam über ihn von Gott des Geiſtes Gabe,
„Du biſt mein lieber Sohn (ſo klang's ihm laut
In's Herz), an dem ich Wohlgefallen habe.“

Die Versuchung.

Und in die Wüste ward geführt vom Geist
Jesus, auf daß er dort versuchet werde
Vom Teufel — Was? Wer ist's, der also heißt?
Ein Ungethüm mit tückischer Geberde,

Mit Hörnern, Klauen, Krallen, Schwanz? — Ihr lacht.
Was ist er denn? Ein Geist, der abgefallen,
Und, ewiglich verdammt, Macht gegen Macht,
Trotz bietet Gott aus festen Flammenhallen?

Wird so der Unsinn sinniger? O nein!
Gott ist, und außer Gott ist nichts. Wo fändet
Ihr Platz für eine Hölle, die nicht sein,
Für eine Kraft, die gegen ihn sich wendet?

Entzieht ihr ihm von seiner Welt ein Stück,
Laßt mit dem Satan ihn im Haar sich liegen,
Dann fällt er in die Endlichkeit zurück,
Und unsereins auch könnte mit ihm kriegen.

Ein Geist, der abfiel? — Gott ist Geist allein,
Und was in Gotte, eins mit Gott geblieben.
Was abfällt, fällt vom Geist, vom Sein zum Schein;
Doch selbst im Schein steht Gottes Wort geschrieben.

Wo bleibt der Teufel, wo die Hölle nun? —
Wir fühlen (sprecht ihr) in uns selbst das Böse,
Im Kampfe, der uns nimmer gönnt zu ruh'n,
Bis Gottes Kraft zum Frieden uns erlöse. —

Wohl! ein Gedank' iſt's, tief und rieſenhaft,
Auch er bezeugt des Menſchen Gottentflammen.
Daß er geglaubt: durch eigne Willenskraft
Könn' er ſich ſelbſt in Ewigkeit verdammen.

Doch iſt's ein Irrthum. Was auch deine Bruſt
Durchzuckt, wes du dich ſelber magſt bezüchten:
Du bleibſt doch ewiglich in Gott; du mußt.
Wohin denn wollteſt du vor ihm dich flüchten?

Das Gute nur iſt wirklich, ewig wahr;
Das Böſe — nichts, der Schlummer nur des Guten.
Das Licht iſt's, das die Finſterniß gebar
Doch nur, ſie ſiegend einſt zu überfluten.

Gott ſetzt in ſich das weſenloſe Nein,
Daß es das Ja erſtürme Schanz' auf Schanze. —
Lechzende Leere nur iſt deine Pein,
Ringende Sehnſucht aus der Nacht zum Glanze.

Wie tief du falleſt, du zerſtörſt dich nicht,
Denn du biſt Geiſt, vom ew'gen Geiſt geboren.
Die Freiheit ſiegt, der Sünde Feſſel bricht,
Denn Gott hat von den Seinen Kein's verloren. —

Zur Vogelſcheuche macht der Pfaffe Gott,
Dich fortzuſchrecken von der Lüſte Weizen,
Und, daß der Alte dir nicht werd' ein Spott,
Läßt er den Satan noch die Krallen ſpreizen.

So haſt du Popanz hier und Popanz dort,
Den ſollſt du fürchten und vor dem erſchrecken;
Doch jetzt, da aufſteht der Wahrheit Wort,
Soll man mit Fratzen dich nicht länger necken.

Du brauchst zum Kampf nicht Armensünderangst,
Denn, so du träge wirst im guten Streiten,
Bald wirst du spüren, wie du zagst und bangst
Nach Luft und Licht im Wust der Nichtigkeiten.

Jesus! der finstre Höllenwahn der Zeit,
Er hat getrübt auch deines Geistes Hellen.
Doch du nur hast uns höh'rem Schau'n geweiht,
So bleibst du Meister doch, und wir Gesellen.

Als in der Wüste, fern von Menschenpfad,
Jesus gefastet vierzig Tag' und Nächte,
Da hungert' ihn, und der Versucher trat
Zu ihm und sprach: „Sind dein des Himmels Mächte,„

„Und bist du Gottes Sohn, so sprich zum Stein,
Daß er zu Brod wird." Jesus spricht: „Die Kunde
Las ich: der Mensch lebt nicht von Brod allein,
Sondern von jedem Wort aus Gottes Munde."

Der Mensch, in des Gedankens Einsamkeit,
Hat, als Sohn Gottes, selbst sich ausgefunden:
Sein Geist gebietet über Raum und Zeit,
Ist Gotteskraft, vom Rechten nur gebunden.

Unwillig wirft er ab des Stoffes Zucht,
Heiß hungernd fort und fort nach Gottes Worten.
Er sprießt und treibt, und bringt hienieden Frucht,
Der gleich, die prangt im Reiche Gottes dorten.

Staat, Wissenschaft, Kunst und Religion —
Du Geistesgarten, reich an ew'ger Labe!
Wie spricht der Mensch Gott und sich selber Hohn,
Sieht er in dir nichts, als des Leibes Habe!

Schmach euch! die ihr, gleich steifem Ackerpferd,
Geist- und gesinnungslos, taub und erblindet,
Schwer keucht, so lang des Tages Arbeit währt,
Nur, daß ihr Abends volle Krippen findet.

Schmach dir, vor Allen! dessen freie Kraft
Könnte die Menschheit bis in's Mark verjüngen,
So du vergeudest deines Geistes Saft,
Dein Korn- und Krautfeld nur damit zu düngen.

Das wahrlich konnte Gott nicht kommen bei,
Dir seinen Odem, schaffend, einzuhauchen,
Daß du, was in dir ewig, göttlich, frei,
Aus Steinen Brod zu machen, sollst verbrauchen.

Des Menschen ächte Kost ist Gottes Wort.
Weißt du nach Brod, nach Futter nur zu streben —
Schau! wie gemüthlich liegt der Ochse dort
Im Gras und kaut. Geh, lege dich daneben! —

Da führt' ihn (lautet nun der Sage Wort)
Der Teufel mit sich auf des Tempels Zinne,
Und sprach: „Bist Gottes Sohn du, laß sofort
Hinab dich; denn es heißt, mit klarem Sinne:

„Er thut, daß deinen Fuß verletzt kein Stein,
Engeln Befehl, auf Händen dich zu tragen."
Spricht Jesus: „Du sollst Gott, den Herren dein,
(Heißt's wiederum) nicht zu versuchen wagen." —

Nur was der Geist in heller Nüchternheit,
Mit wohlgewog'ner Kraft, bewußtem Ziele,
Beginnt im Schutze Gottes, das gedeiht;
Nicht, was in dummdreist frevelhaftem Spiele.

Ob du das Aechte, Rechte wollest, merk'!
Eh' den Erfolg du legst in Gottes Hände,
Daß nicht dein Gottvertrau'n bei Tollmannswerk
Die ewige Vernunft des Höchsten schände.

Ist recht dein Pfad, so gehst du keck und frei,
Erhellt von seines Geistes Sonnenblick;
Doch wenn, in eitler Glaubensprahlerei,
Du Gott versuchest, brichst du das Genick. —

Und wiederum führt' ihn der Teufel fort
Auf einen Berg, die Reich' ihm all' zu zeigen
Der Welt und ihre Herrlichkeit von dort,
Und sprach: „Das Alles geb' ich dir zu eigen."

„So, niederfallend, du mich betest an." —
„„Fort Satanas! hinweg sollst du dich heben!
Es steht geschrieben: Du sollst beten an
Gott deinen Herrn und Keinen sonst daneben.""

Und ihn verließ sogleich der Fürst der Welt,
Und zu ihm traten Engel, ihm zu dienen. —
Der Mensch schaut, auf des Geistes Höh'n gestellt,
Rings in die Weiten mit erstaunten Mienen.

Genießen sollst du, was da lockt und gleißt,
Sollst stolz einher, ein Weltbeherrscher, treten —
Nur daß du los dich sagst von Gott, vom Geist,
Bereit, das Nichts, den Teufel, anzubeten.

Dein ist, was du ergreifest um dich her,
Vor keinem Gotte beugst du deinen Willen,
Doch freilich: in dir ward es furchtbar leer,
Und Staub kann nicht der Seele Hunger stillen.

Giebst du dich Gott hin, bist du nur sein Knecht,
Er nur hat über dich, die Welt zu schalten.
Doch sieh'! er giebt dir ew'ges Königsrecht,
Was du verlorst, im Geiste zu behalten.

Frei herrscht, so er in Gotte bleibt, dein Geist,
Denn aus sich selber nur setzt er sich Schranken.
Dein ist das Weltenall, das dich umkreist,
Nicht Staubatome, — lebende Gedanken.

Wer tauscht des Geistes ew'gen Vollgewinn
Um eine Schattenwelt voll Nichtigkeiten?
Auf! rette dich zu Gott, die Welt wirf hin!
Und Engel werden dienend dich begleiten.

Hier habt ihr Alles, was ich abgewann
Der baare Münz' euch dünkenden Parabel.
Doch Eines traf, wer immer sie ersann,
Und dieß ist mehr, als deutungsvolle Fabel:

Kein leeres Zwitterding von Gott und Mann,
(Ein Doppelschein, so hier, wie dort, erlogen)
Kein Automat, der sündigen nicht kann,
Dieweil sein Uhrwerk anders aufgezogen.

War Christus. Göttliche Vollkommenheit
Umhüllt' ihn nicht, wie'n Kind die Königswürde,
Nicht gab sie Gott ihm, fertig und bereit,
Wie man dem Lastthier aufpackt seine Bürde.

In freier Sittlichkeit hatt' er die Wahl,
Im Kampf zu siegen, oder feig zu fliehen.
Selbstkräftig hob er's Haupt zum Himmelsstrahl,
Da Erdenwust ihn wollte niederziehen.

Er hat verschmäht, die ihn gelockt, die Welt,
Des Geistes Reich erobernd zu bezwingen.
Dich, ihm an eingeborner Kraft gesellt,
Entbindet nichts, ihm rüstig nachzuringen.

Der Gott, der ewig rastlos wirkt und schafft,
Will nicht ein träge schlummerndes Verfaulen,
Kein blödes Kreuzaufbauen. Macht Kraft
Will er, und Heldenmuth in That und Denken.

Selbſtverleugnung.

Da Jeſus ging am Meere Galiläa's,
Sah' er zween Brüder, welche Fiſcher waren,
Ihr Netz auswerfen, Petrus und Andreas,
Und ſprach zu ihnen: „Euer Netz laßt fahren.“

„Und folgt ſogleich mir nach, wohin ich wandre!
Denn ich will euch zu Menſchenfiſchern machen.“
Sie thaten's. Weiterhin ſah' er zween Andre,
Mit ihrem Vater flickend Netz' im Nachen.

Rief ihnen, und ſie ließen ihn nicht harren,
Das Schiff, den Vater zu verlaſſen, willig,
Folgend auf's Ungewiſſe hin. — „Die Narren!“
So ruft hier der geſetzte Mann, wie billig.

„Hat nicht das Handwerk einen goldnen Boden?
Drum nähret euch redlich, morgen ſo, wie heute!
Nichts kümmern euch Gedanken, hie, wie Moden,
Nur ſind zum Zeitvertreib für reiche Leute.“

„Brod haben iſt die heiligſte der Pflichten.
Was eure Hand erwirbt, das iſt das Wahre.
Den Geiſt bewahrt vor'm Denken und vor'm Dichten,
Daß er in's Weſenloſe nicht verfahre.“

„Verſucht's einmal, und eßt und trinkt Ideen!
Webt ſie zum Rock, erbaut euch d'raus 'ne Zelle! —
Der Durſt und Hunger werdet ihr vergehen,
Kommt euren Lämmern, ohne das Reelle.“

„Von steter Lebensthätigkeit entfernen
Laßt euch nicht durch's Geschrei der Schwindelgeister.
Laßt Astronomen gucken nach den Sternen!
Der euch bezahlen kann, sei euer Meister.“ —

Ihr Kinder dieser Welt! so ruft ihr täglich,
Und dünket euch gar klug mit euren Listen.
Doch hätten Alle stets gedacht so klüglich,
Kein Christus wäre da und keine Christen. —

„Ich will dir folgen und dein Jünger werden.“ —
„Der Fuchs hat eine Grube, die ihn hege,
Sein Nest der Vogel, aber nicht auf Erden
Des Menschen Sohn, wo er sein Haupt hinlege.“ —

Gestehl's nur! Dünken Vögel euch und Füchse
Nicht ehrenwerther, als der Landdurchstreicher,
Der leben muß aus fremder Leute Büchse,
Und nur im Himmelreich hat seine Speicher?

Doch sprecht! was ihr erst gar von denen haltet,
Die, schnell bereit zu festester Gesellung
Mit dem, der weder Geld, noch Amt verwaltet,
Aufgaben ihre sichre Lebensstellung?

Sie traten recht die Wirklichkeit mit Füßen,
Um, wie ihr sprechet, Träumen nachzujagen. —
Und dennoch müßt ihr ihn als König grüßen,
Und als Apostel seht ihr Jene ragen.

Seht! wir ward euer Krämersinn zu Schanden!
Gepflanzt von denen, die so unverzeihlich
„Gelungert,“ ist der Riesenbaum erstanden,
Der jetzt die Welt beschattet allgedeihlich.

Ein Weltenbau. Was ist der Grundstein? — Worte. —
Nicht das, woran sich Aug' und Finger stoße,
Ist wirklich. Nein! was frei von Zeit und Orte,
Allwirkend eine Zukunft trägt im Schooße.

Sprecht nicht: „Ja, das war einmal und nicht wieder.
Jetzt bleiben wir in vorgeschriebnen Gleisen.“
Der Geist führt immerdar auf's Neue nieder,
Und will bethätigt sein auf neue Weisen.

Der, um des Menschenfischeramtes willen,
Verläßt sein Netz — mögt ihr 'nen Narr'n ihn schelten,
Der nachjagt fabelhaften, wagren Grillen —
Er wird der Welt einst als Apostel gelten.

Noch spricht der Herr zu denen, so erwählet:
„Ihr, die ihr dem Gebot Gehorsam gabet
Von Jugend auf, fragt ihr, was euch noch fehlet?
Auf! gehet hin, verkaufet was ihr habet!“

„Geht es den Armen! Einen Schatz im Himmel
Habt ihr alsdann. Und folgt mir nach!“ — O! rief es
Der Herr noch heut in's prunkende Gewimmel —
Betrübt von dannen schleichend, sich verlief es.

„In's Himmelreich geht ein ein Reicher schwerlich;
Leichter geht ein Kameel durch's Oer der Nadel.“
Wer mehr an Geld und Gut noch hängt, begehrlich,
Als an dem Geist, dem fehlt der Gottesadel.

Nie gehst du frei hervor aus Erdenschranken,
Wenn um und an dir hängt die Wucht der Erde.
Wirf alles Andre hin für Gottgedanken!
Auf daß die Pforte dir geöffnet werde.

„Wer kann da selig werden?“ fragt ihr bebend —
„Bei Menschen ist's unmöglich, nicht bei Gotte.“
Er nahet euch, auf daß ihr, hin euch gebend,
In ihm vergeh'n sollt, wie im Licht die Motte.

Da gilt kein Zaudern, kein Bedenkenhaben,
Kein peinlich Hängen an der Welt Gebeten.
„Herr, laß mich meinen Vater erst begraben!“ —
„Folg' mir! die Todten überlaß den Todten!“ —

Ja! schönste Bande sei bereit, zu brechen,
Nicht blos im Stich zu lassen Kripp' und Futter.
„Herr! Mutter, Brüder möchten mit dir sprechen.“ —
„Wer sind denn meine Brüder, wer die Mutter?“

Ueber die Jünger seht die Hand ihn recken:
„Schaut! Diese sind es (ruft er lauten Schalles),
Wer meines Vaters Willen kann vollstrecken,
Der ist mir Mutter, Bruder, Schwester, Alles!“ —

O selig! wem den Stab hinreicht ein Vater,
Zur Wallfahrt segnend ihm auflegt die Hände,
Sprechend: „Der Geist in dir sei kein Verräther!
Und was dir Gott geboten, das vollende!“

Selig! auf wessen Stirn die Mutter schaute
Des Geistes Maal, es küssend sonder Schrecken;
Und, wenn dem Volk vor seinen Worten graute,
Sie weiß es: sein Gemüth ist ohne Flecken.

Selig! wem, klar und innig, einer Schwester
Tiefschauend Aug' im guten Kampf giebt Stärke:
Wem wackrer Brüder Streben fest und fester
Sich eint zu einem großen Geisteswerke. —

O welch ein Segen! Aber ach, wie selten!
Nur hohe Menschen können Hohes fassen.
Was als von Gott dem Wissenden muß gelten,
Ist Narrheit, Hochmuth, Sünde selbst den Massen.

Doch kannst du deine gottgebotne Sendung
Vollbringen mit den Lieben nicht gemeinsam —
So reiß dich los und schreite zur Vollendung!
Und wär's durch Wüstenpfade, furchtbar einsam.

Nicht darfst du weichlich hängen am Behagen
Daheim im ungetrübten, stillen Kreise.
Erschüttern darf kein herzzerreissend Klagen,
Rücklocken dich kein Weinen, flehend leise.

„Wer mehr, als mich, liebt Vater, Mutter, Kinder,
Ist mein nicht werth." So hat der Herr gesprochen.
So du für Gott willst sein ein Ueberwinder,
So kämpfe! ob ein Herz auch wird gebrochen.

Und bist du einsam? Nein! dich kennet Einer,
So du mit deinem Gott bist eins geworden.
Durchflichtig ihm und die stehst du, ein Reiner,
Umtobt von wahngehetzten, blinden Horden.

Nur wähne nicht durch eigenwill'ge Grillen
Des Augenblickes dich zur That ermächtigt!
Nur was in deinem Geist reif ward im Stillen,
Bewußt und ewig, ist vor Gott berechtigt.

Das aber muß dich, was du schau'st in Helle,
Erfüllen ganz und undurchdringlich stählen.
Ob schönstes Lebensglück auch drau zerschelle —
Laß es zerschellen! du hast nicht zu wählen.

Kein süßes, trautes Weib darfst du umfangen,
Darfst nie den Namen: Vater lallen hören,
Wenn dich um Weib und Kind das romme Bangen
Könnt' im begeisterten Erkühnen stören.

„Denn Etliche sind schon entmannt geboren,
Und Andre sind entmannt von Menschenhänden,
Noch Andre, weil sie's selber sich erkoren,
Um ganz dem Himmelreich sich zuzuwenden."

„Wer's fassen kann, der fass' es!" sprach der Meister.
Doch euch fiel's ein, ihr Schwachen im Erfassen!
Den Spruch, der einzig gilt für höchste Geister,
Der zugestutzten Kaste anzupassen.

Wozu doch aus dem Kreis der Menschheit ziehen,
Die doch des Göttlichen sich nicht erdreisten?
Nie schlagt ihr die, denen der Geist verliehen,
Wie in Fabriken über einen Leisten.

Wer aber Gottes Reich einsetzt auf Erden,
Der mag getrost der Vaterlust entsagen,
Denn seines Geistes starke Söhne werden
Einst von ihm zeugen noch in späten Tagen. —

Und thät' es noth, dem Tod dich hinzugeben,
So laß des Daseins Wonne freudig fahren!
In dir ist mehr, das lebet, als dein Leben:
Das wird im Tod sich recht erst offenbaren.

Nicht, was da leibt und lebet, ist das Wahre,
Denn, wesenlos, anheim fällt's der Verwesung.
Das Wirkliche ist nur das Unsichtbare,
Ihm ist der Tod Kundwerdung und Genesung.

Zuckt krampfhaft auch das frische, warme Leben
In dir zurück vor des Vermoderns Schauern —
Denk' an den Geistesbaum, der auf wird streben
In's Himmelslicht aus deines Grabes Trauern. —

Da Christus nun begann zu offenbaren,
Wie gen Jerusalem er müsse gehen,
Viel Leidens von den Aeltesten erfahren,
Getödtet werden, und dann auferstehen.

Nahm Petrus ihn, in barschem Schmerz, bei Seite
Und fuhr ihn an und sprach: „Herr! schone deiner!
Das widerfahr' dir nicht!“ — Der Todgeweihte
Rief brauend: „Heb' dich weg von mir, Unreiner!“

„Du meinest nicht, was göttlich, Aergerlicher!
Sondern was menschlich ist. Wer meinen Schritten
Will folgen, sei, sein Kreuz zu tragen, sicher,
Und das zu leiden einst, was ich gelitten.“

„Sich selbst verleugnend, hab' er abgeschworen
Alles, was freundlich ihn an's Sein gebunden;
Denn wer sein Leben sucht, dem geht's verloren,
Und wer's verliert für mich, der hat's gefunden.“ —

Das ist des Christenthums ureinfach Fodern,
Und immer wieder muß man's ein euch schärfen,
Daß für Gedanken, so dem Geist entlodern,
Ihr Welt und Leben willig hin sollt werfen.

Die aber dünken euch so überwichtig
Noch immer, daß ihr kaum als Nebengabe
Den Geist ehrt, ohne den das Sein so nichtig
Doch wär', als ob es nie bestanden habe.

Klebt nicht an Staub und Koth all euer Sinnen,
Entfremdet ganz des Himmels reinen Pfaden? —
„Was hülfe dir's, die ganze Welt gewinnen,
So du an deiner Seele nähmest Schaden?"

Nicht aber blos durch Lügen, Stehlen, Morden
Wird deine Seele dem Verderb zum Raube,
Nein! auch, wenn sie des heil'gen Geistes Orden
Wegwirft und fröhnt, um Taglohn, dem Staube.

Wenn sich dein Geist an äußres Thun verschenkte,
Hat er sich selbst vor Gott, dem Geist, vernichtet,
Wenn er zum Nichts den Flug herniedersenkte,
Hat er sich selbst entadelt und gerichtet. —

Doch die verlassen Alles und verloren
Und sich, dem Herrn zu folgen, keck vermessen,
Die werden, wann die Geister neu geboren,
Und, auf dem Stuhl der Herrlichkeit gesessen,

Des Menschen Sohn in Geistesmacht wird thronen,
Um ihn auf Stühlen sitzen, ew'ge Richter;
Und hundertfältig wird sich Alles lohnen,
Was sie geopfert, muthigste Verzichter.

Das ist der Lohn, das ist das ew'ge Leben,
Daß Gott den Geist, der rein im Kampf bestanden,
Zum ew'gen Mitgenossen wird erheben,
Daß er mit seiner Kraft ihm geb' zuhanden,

Er wird das All durchrufen und durchschalten
Und richtend thronen dort im ew'gen Reiche,
Was kümmert's ihn in seinem Götterwalten,
Ob drunten tief am Kreuz hängt eine Leiche?

Jesus und Nathanael.

„Komm, Freund! Jesus von Nazareth ist da,
Von dem durch die Propheten wir vernommen."
Da spricht Nathanael, kopfschüttelnd: „Pah!
Was kann aus Nazareth denn Gutes kommen?" —

Warum aus Nazareth denn grade nicht?
Sprich, Ehrenmann! laß deine Gründe gelten!
Gelt? weil gar kluge Männer von Gewicht
In Red' und Büchern also es bestellten.

Du denkst: „Gott hat ein Einseh'n doch gewiß,
Wird nimmer so gescheute Leute necken,
Und wo auf ihrer Karte: „Finsterniß"
Geschrieben steht, wird er kein Licht erwecken."

Reich' mir aus deiner fernen Zeit die Hand!
Dich sollt' ich kennen, Freund, und deinesgleichen.
Wie rührend ist uns jetzt dein Unverstand,
Wo (hör' ich) alle Vorurtheile weichen. —

Wie Jesus kommen sieht Nathanael,
Spricht er: „Seht da! ein rechter Israeliter,
In dem kein Falsch zu finden ist." Denn hell
Bis in das Innerste der Menschen sieht er.

Der Mann, wie ganz natürlich, wundert sich,
Denn solche Weisheit kommt ihm nicht im Traume.
Verlegen fragt er: „Woher kennst du mich?" —
„Ich sah vorhin dich unter'm Feigenbaume." —

Das geht dem Männlein über den Verstand,
Kein Mensch kann seh'n durch Berge, Bretter, Mauern,
Noch um die Ecke; wohl ist's ihm bekannt,
Und also ruft er mit Verehrungsschauern:

„Ja! König Israels und Gottes Sohn,
Du bist's! denn niemand sah mich an dem Orte." —
Jesus, du lächeltest. Allein wie Hohn
Verletzen mich die treugemeinten Worte.

Du mußtest deinen Geist, durchsichtig schön,
Durch's Spiel so thierisch niederer Kräfte trüben,
Wie sie auf Schottlands öden Nebelhöh'n
Verwilderte, blödsinn'ge Bauern üben.

Du mußtest bringen, daß du nicht verlorst
Die bessre Saat, des Hellsehn's Kram zu Markte,
Gleich jenem kranken Weibe von Prevorst,
Das zu des Wachens Freiheit nie erstarkte.

So geistverlassen, dumpf und traumverwirrt
War das Geschlecht, das du kamst zu bekehren,
Daß da nur, wo sich die Natur verirrt,
Sie Gottes Kraft vermochten zu verehren. —

„Du gläubst, weil ich dich unter'm Baum geseh'n;
Doch Größres, wahrlich, wird sich offenbaren.
Ihr werdet seh'n den Himmel offen steh'n,
Und Gottes Engel auf und nieder fahren"

„Zum Menschensohn." — Was meint ihr zu dem Wort,
Ihr Gläub'gen? Hat auch Jesus wahr gesprochen?
Ist wirklich aus der blauen Wölbung dort
Ein Stück, das Licht enthüllend, losgebrochen?

Und ſtiegen Flügelknaben ab und auf,
In weißem Kleid, blond, lieblich die Geſichter? —
Umſonſt verfolgt ihr der Geſchichte Lauf.
So ſei denn Bibeldeuter euch der Dichter. —

Ihr wandeltet durch der Gefilde Pracht,
Sie ſchienen eine gottverlaßne Wüſte.
Und um euch her und in euch war es Nacht;
Da *draußen* war das Licht, das nie euch grüßte.

Wenn Gottes Ruf durch's Todesſchweigen ſcholl,
Fuhr er daher aus weiter, weiter Ferne,
Fremd, wie des Donners ſchreckendes Geroll,
Vernichtung drauend euch zum tiefſten Kerne.

Vor ihm mußt' alle Kreatur vergeh'n,
Auch ihr. Da war der Himmel euch *verſchloſſen*.
Jetzt aber wagt's, und ſeht ihn *offen* ſteh'n!
Fühlt Gottes Geiſt durch's All, durch euch ergoſſen!

Ihr ſelber nur habt Gott aus euch verbannt,
Nicht barg er ſich vor euch in feſten Hallen.
Sein Sohn hat, *innen*, wieder ihn erkannt,
Und was er ſich errang, ſchenkt er euch Allen.

Leis ſenkt der Himmel ſich in eure Bruſt;
Ihr braucht nach *innen* innig nur zu lauſchen,
Und könnt mit eurem Gott, frei und bewußt,
Gedanken um Gedanken ſelig tauſchen.

Nun ziehen ſeine Engel aus und ein,
Lebendigen Erkennens heitre Boten,
Was rein von ihm kam, ſendet wieder rein,
Bis ihr ihm ähnlich ſeid, wie er's geboten.

Christus der Wunderthäter.

Dem wackren Arzte Heil, des Geisteskraft
Drang in des Lebens wundersam Getriebe!
Der Rettung und Genesung rüstig schafft,
Um Menschenlohn nicht, nein! aus Menschenliebe.

Ob er auch wahre nur des Leibes Mark,
Doch fördert er des freien Geistes Pflege.
Geschickt nur ist ein Becher rein und stark,
Daß lichter Gottgedanken Wein er hege.

Doch wo's geschieht (wenn's je geschehen kann),
Daß angeborne Heilkraft blind erzwinget,
Was sonst des Forschens treuer Fleiß gewann —
Da seh' ich nichts, was Geistern Ehre bringet.

Der Meister ist zum Werkzeug dann entweiht,
Zur Arzenei muß sich der Arzt verkehren,
Die freie That sinkt zur Begebenheit,
Und nichts bleibt, das Verehrung kann begehren. —

Herr! les' ich deines Heilens Wunderkram,
Wird mir's im Hirne schwindlich, wirr und wüste,
Für jenes rohe Volk durchglüht mich Scham,
Das nur im Wunder Offenbarung grüßte.

Sei's, daß dein Leib auch so voll Lebenskraft,
Daß sie, ausströmend, jede Schwäch' erfrischte,
Vom Siechthum rings magnetisch angerafft
Alles erkräftigte, was ihr sich mischte —

Sei's, daß ein Wille, kräftig, keusch und rein,
Einzig sich weihend höchsten Geisteszwecken,
In der Natur Triebräder greifend ein,
Auch Kranke heilen kann, ja Todte wecken —

Sei's endlich, daß der Wunder bunten Schwall
Vermehrt, geschmückt, erfunden hat die Sage —
Mir gilt es gleich. Und fehlten sie auch all',
Ich fände drum im Herzen keine Klage.

Ja! sie sind edler Bodensatz für mich,
Den Wein des Evangeliums verdunkelnd.
Doch senkt der trübe Stoff zum Grunde sich —
Wie lockt der Lehre Licht, durchsichtig funkelnd!

Ihr Pfaffen habt die Wahrheit umgekehrt:
Nicht, weil wir unwerth, starben uns die Wunder.
Weil wir, in Christo, geistig uns verklärt,
Ward überflüssig ganz solch niedrer Plunder.

Begriffen habt ihr nicht den Spruch des Herrn:
„Glaubt ihr den Worten nicht, glaubt doch den Werken!"
Das heißt verdolmetscht: Bis ihr schmeckt den Kern,
Mögt ihr euch mind'stens an der Schale stärken.

Die ihr vor mir das Kreuz schlagt, voller Grans,
So rasch und willig, gottlos mich zu schelten:
Versucht's einmal, und streicht die Worte aus,
Und laßt allein die Wunderwerke gelten!

Was bleibt euch noch? Ein Hexenmeister blos
Und Teufelsbanner, in des Volkes Munde;
Ein Physikus und Doktor, einstens groß,
Verschollen jetzt, in der Gelehrten Kunde.

Ihr Männer, werft das Kinderspielzeug fort
Der Wunder! Bleibt sein Wort hoch und sein Sterben.
Er selber sprach: „Bestehen wird mein Wort,
Dann auch, wenn Erd' und Himmel geh'n in Scherben.“

Ein Wunder ist des Sternenreigens Schwung,
Ein Wunder ist des Halm's, der Jeder Sprießen,
Im Thier des Stoffes Verlebendigung,
Ein Wunder ist in mir des Geist's Ergießen.

Ein Wunder ist's, daß eines Mannes Kraft,
Bezwingend Welt und Tod, den Himmel brachte,
Daß er sich selbst zu Gott emporgerafft,
Und uns zu Gottes Söhnen Alle machte.

Was ist es, kommt so ew'gem Wunderwerk
Ein dürftig Kunststück regellos dazwischen? —
Gott duldet auch das Krüppelholz, den Zwerg,
Im Riesenreichwald, dem gesunden, frischen. —

„Die Tauben hören und die Lahmen geh'n,
Aussätzige sind ekler Kruft' entledigt,
Die Blinden seh'n, die Todten aufersteh'n,
Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ —

Genasen Krank', erstanden Todte gleich —
Jetzt sind sie längst vermodert und zerfallen:
Die Armen aber sind noch immer reich.
Das Evangelium lebt fort in Allen.

Noch wird der Erdenaussatz rein im Geist,
Die Tauben heilt das Wort, das Licht die Blinden,
Der Geist lebt, der Erlahmte vorwärts reißt,
In dem, wer todt ist, wird das Leben finden.

Jesus und Nikodemus.

Ein Mensch, mit Namen Nikodemus, war,
Gehörend zu der Pharisäer Bunde,
Bei'm Judenvolk ein Oberster sogar,
Der schlich zu Jesu sich bei nächt'ger Stunde,

Und sprach, als er die Thür verriegelt leis,
Und rings gehorcht auf jeder Katze Schleichen:
„Von Gott ein Lehrer bist du, Herr, ich weiß,
Denn ohne Gott thut niemand solche Zeichen.“ —

So sind sie, die, den Mantel nach dem Wind,
Mit Keinem es verderben ganz und halten,
Zwar nach dem Neuen, Besseren lüstern sind,
Doch gern gefahrlos ruh'n im Schutz des Alten.

Ihr lauscht dem Fortschritt scheu, mit leisem Ohr,
Fein lächelnd: „Wir verstehen, wir verstehen!“
Und laßt, geduckt, was euch die Macht schreibt vor,
Und was der Pfaff sagt, über euch ergehen.

Das, Jesus, ist der Milde vollstes Maaß,
Daß du geduldet selbst die Halben, Flauen.
Gottlose werden Fromme; doch geschah's,
Daß je ein Schlichter ward aus einem Schlauen?

Ich weiß es nicht. Doch du, der tief erkannt
Der Menschen Innerstes, hast drauf gebauet,
Daß, wer sich, schielend, schräg zum Licht gewandt,
Wohl einst noch keck mit vollem Aug' schauet.

So laß uns, folgend deiner Zuversicht,
Im Kriecher, Schleicher noch den Menschen ehren,
Und selbst dem niedrigsten und feigsten Wicht
Darbieten muthigste und höchste Lehren.

Und wenn er auch, wie Nikodemus that,
Was himmlisch, immer irdisch übersetzte:
Nehm' er den Kern umhüllet hin! Es naht
Die Stunde, da abspringt der Schalen letzte.

Die Wiedergeburt.

Wahrlich, wer nicht von Neuem wird geboren,
Kann das Reich Gottes nimmermehr erschauen. —
Wie du da bist, mit Händen, Augen, Ohren,
Hüllt Todesschweigen dich und Dämmergrauen.

Ob du auch schonend pflegst die Blüth' am Zweige,
Erkennend, daß die Frucht dich laben werde,
Ob, sorgsam, du um Korn und Wein und Feige
Mit saurer Arbeit gräbst und düngst die Erde —

Ob du auch in den schwellenden Gestalten
Der Welt erschau'st verständige Bezirkung,
Ein unvergänglich, regelrechtes Walten
Im Wechselspiel von Ursach und von Wirkung —

Ja! magst du aus des Uhrwerks Gange schließen
Auf eines einsichtsvollen Meisters Hände,
Dich vor dem Gütigen in Dank ergießen,
Der dich versorgt mit jeder Lebensspende —

Doch wirst du Fleisch, vom Fleisch geboren, bleiben,
Und fleischlich ist dein Denken und Begehren.
Für dich zur Holzung siehst du Wälder treiben,
Für dich zum Schmause reifen Obst und Aehren.

Du selbst bist eine Denk- und Eß-Maschine,
Gemacht, die Welt verständig zu genießen,
Und hinter ihr steckt mit besorgter Miene
Ein Greis, und hilft dir, deine Flur begießen. —

So bist du wahrlich nicht in Gottes Reiche!
Du klebest, selber Stoff, am Stoff, dem schweren.
Auf denn! Daß die Verdunkelung entweiche,
Mußt du dich, aus dem Geiſte, neu gebären.

Wie einſt die Sündflut, wühlend wild und wilder,
Hinweggeſchwemmt die Welt, die argerderbte,
So werd' aus dir der Wuſt der Schattenbilder
Gefeget, der vom Fleiſch dir angererbte.

Die Tiefe deck' ein ſinkendes Vergeſſen,
Des Nichts Abgrund muß in dir, dräuend, klaffen,
Daß ſich, vereinſamt, mag dein Geiſt vermeſſen,
Sich, Welt und Gott neu aus ſich ſelbſt zu ſchaffen.

Da weht ein muthig friſches Schöpfungsweben!
Du ſiehſt, verklärt zu lebenden Gedanken,
Die Weltenbilder alle neu erſtehen,
Die erſt, als Leichen, in den Abgrund ſanken.

Ein Baum ſchießt auf, d'ran ſchwankt der Sterne Reigen
Als goldne Früchte, helle Blüthenkerzen!
Von Worten Gottes weht es in den Zweigen,
Und Wurzel ſchlägt der Baum in deinem Herzen.

Die Welt iſt nicht ein Garten, dir zur Nahrung,
(So hörſt du droben goldne Vögel ſchmettern)
Sie iſt des Geiſtes ew'ge Offenbarung,
Daß Gott ſich kund' im Sonnenſein und in Wettern.

Schau Gottes Reich! in geiſtigem Geſtalten
Zeugt es ſich ewig fort, ſo ſtark, wie milde.
Du auch, im Geiſte, ſollſt dich fortentfalten
Und offenbaren, rein, nach Gottes Bilde. —

Die Raupe, die das nächste Blatt nur schaute,
Und lebte, dumpf, in gierigem Verzehren,
Umspann sich, bis sie Todesnacht umgraute,
Als Schmetterling sich wieder zu gebären.

Der fliegt, getränkt von goldnen Himmelslüften,
Von Kelch zu Kelch, wo tausend Blüthen prunken.
So fliege du, geboren neu aus Grüften,
Von Stern zu Stern, vom Lichte Gottes trunken!

Befähigung zum Himmel.

„Und niemand fährt gen Himmel, denn der nieder
Vom Himmel kam, nämlich des Menſchen Sohn,
Der da im Himmel iſt.“ — Wie kann denn wieder
Zum Himmel geh'n, der in ihm weilet ſchon?

Und ſind wie Alle, Chriſtum ausgenommen,
Vom Himmel, wie dies Wort bezeugt, verbannt? —
Da habt ihr es, ihr eigenſinnig Frommen,
Die ihr euch haltet an den Wortverſtand!

Wollt in Buchſtaben ihr den Geiſt verſenken,
Umgarnt euch tauſendfält'ger Widerſpruch.
Es hilft euch nichts, ihr müßt ſchon ſelber denken,
Wollt ihr von Unſinn rein das heil'ge Buch.

Ihr ſeht Gedanken in die Schrift mich weben,
Geburten der Vernunft, des Teufelslichts,
D'ran die Apoſtel nie gedacht im Leben,
Die ſchlichte Männer waren, weiter nichts.

Doch, wenn ihr der Gedanken euch begebet,
Bleibt nichts zurück, als Lug und Aberwitz,
Derweil durch ſie das Ganze geeinigt lebet
Und trifft und zündet mit der Wahrheit Blitz.

Nicht alſo läßt ſich abthun ein Johannes,
Daß man ihn uns zum ſchlichten Manne macht.
Die tiefen Worte leſ't des ſchlichten Mannes!
Mich dünkt: er hat mitunter auch gedacht.

Und wenn Gott selbst (so wollt ihr's ja, ihr Frommen!)
Ihm seine Schrift dictirt, unmittelbar —
So hat Gott selbst die Formen angenommen,
Die, denkend, unser Geist aus sich gebar.

Wenn so zusammenschließen sich und ründen
Der Geist in uns und Gottes ew'ger Geist,
So müssen wir, die Bibel zu ergründen,
Zuletzt doch das thun, was man: denken heißt.

So mögt ihr den Apostel denn verachten,
Dem ihr Gedankentiefe nimmer gönnt,
Doch ich will jetzt nach meiner Art betrachten
Den Räthselspruch, den ihr nicht lösen könnt. —

Der Himmel — ahnungsvolles Wort? Was heißt es?
Ist's für Verstorb'ne ein Vergnügungsort?
O nein! Er ist das Reich des reinen Geistes,
Der Hüll' und Erdenschein geworfen fort.

Der Geist, der seiner Wahrheit nach entfaltet
Sich hat und aus dem Stoffe sich befreit,
Der, eins mit ihm, in Gotte webt und waltet,
Ist, hier wie dort, im Himmel allezeit.

Doch war von Anbeginn aus Gott entsprungen
Der Geist, der sich in Gotte wiederfand.
Die Himmelsleiter der Erinnerungen
Führt ihn zurück nur in sein Heimathland.

Verworrner Endlichkeiten Traumgewimmel
Läßt er zurück, sie sind sein Wesen nicht.
So heißt es recht: Es fährt nur der gen Himmel,
Der vorher kam. In's Licht dringt nur das Licht.

Doch zu des Geistes Wahrheit sich gereinigt
Hat nur des Menschen Sohn, hat Christus nur.
Nur wer mit ihm sich innerlich vereinigt,
Ward für den Himmel reife Gottnatur.

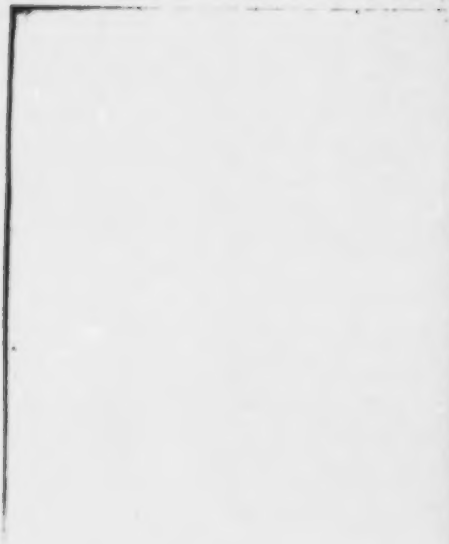
In dir kann Christus nur gen Himmel fahren.
Den du erhobst auf deines Busens Thron,
Und was zu Gott aufsteigt in frommen Schaaren,
Ist ewig nur der eine Menschensohn.

Der wahre Mensch nur weiß den Pfad zu wandern.
Der wahre Mensch ist Geist, der sich erkennt.
Da ist nicht etwa Einer gleich dem Andern,
Nein! Alle sind nur Einer, ungetrennt.

Die aber so zum wahren Menschen worden,
Sind allezeit, schon hier, im Himmelreich;
Auf Erden walten sie, ein stiller Orden,
Als eine Kraft, dem Reiche Gottes gleich.

Wenn sie aus wirrer Erdentage Reihe
In sich zurücknimmt dann das eine Wort,
Dann finden sie sich, unerstaunt, als Freie
Nur an dem rechten, längstgekannten Ort.

Die Bergpredigt.



Eingang.

Und als er rings des Volkes Schaaren sah,
Ging er auf einen Berg und setzte sich,
Und seine Jünger traten zu ihm nah,
Und er hub an zu lehren öffentlich. —

Hätt' er es heut, hätt' er's bei uns gethan,
Man hielt' ihn für verrückt und lacht' ihn aus.
Als Staatsverräther würden sie ihn fah'n,
Wenn er entkäme nicht in's Narrenhaus.

Verschollen, ach! ist das lebend'ge Wort,
Das Volk vergaß des Geistes und ward taub.
Der Geist schleicht nur von Blatt zu Blättern fort
Und schläft in Büchersälen unter'm Staub.

Ob in des Lesers Herz ein Funk' auch sprüht,
Und, wachsend, ihn durchhellt, ein einsam Licht —
Was ist's? Seht, wie durch's Wort die Brunst entglüht
Und Tausenden aus Aug' und Herzen bricht!

Doch nicht geklagt! Die Worte, die jetzt sacht
Auf Socken schleichen über das Papier,
Steh'n einst, als Krieger, auf mit Muth und Macht,
Schwingend im freien Feld ihr Lichtpanier.

Dann wird die blasse Mittelmäßigkeit
Verstummen, die von Kanzeln weint und tobt,
Und Lebensworte schallen weit und breit,
Die sich in Christi Wort als ächt erprobt.

Selig sind die geistig Armen.

Selig die geistig Armen! ihrer ist
Das Himmelreich. — Weh dem! der voll Behagen
Des Geist's bedürft'ge Armuth ganz vergißt,
Weil reich gefüllt sein Beutel und sein Magen.

Was er mit Händen packt, der schlechte Schein,
Ist seinem Geiste reichlichste Genüge.
Doch arm im Geist zu nennen ist allein,
Wer die Handgreiflichkeit erkennt als Lüge.

Die Welt, die äußre, giebt ihm kein Besteh'n,
Wie sie ihm lacht in der Erscheinung Schranken;
Er muß, ein hülfsbedürft'ger Bettler, fleh'n
Um Worte Gottes, ewige Gedanken.

Doch wer zum Vater fleht in seiner Noth,
Dem wird er seinen heil'gen Geist gewähren,
Der diese Welt, der stets Verweisung droht,
Zu einer ewigen ihm wird verklären.

Und arm wird er sich fühlen fort und fort,
Bis ihm der Vater, für sein Fleh'n und Streben,
In jedem Weltgebild' ein Gotteswort,
Und in dem Weltenall sich selbst gegeben.

Was iſt das Himmelreich? — Die Doppelwelt,
Die draußen lebt und in des Buſens Schweigen,
Wenn ſie der Geiſt von innen hat erhellt,
Daß er in ihr nichts ſchaut, als was ſein eigen.

Des Himmelreichs entbehrt, wer ſonder Harm
Sich reich fühlt im Beſitz des innen Dunkel'n;
Dem aber wird, der da im Geiſt iſt arm,
Ein ew'ger Stern aus jeder Blüthe funkeln.

Selig sind, die da Leid tragen.

Selig sind, die da tragen Leid! sie sollen
Getröstet werden. — Doch das ächte Leid
Ist's nicht, in Erdenschmerz verstockt, zu grollen
In geistbeschränkter Eigenwilligkeit.

Das ist das Leid, auf Erden sich zu finden
Als Geist, den, trübend, finstrer Stoff umfängt,
Der, statt im ew'gen Geist dahinzuschwinden,
Ein Säugling, an der Erde Brüsten hängt.

Solch ächtes Leid bleibt nicht bei dunklem Sehnen,
Es faßt in's Auge scharf und fest den Bruch.
Durch harte Geistesarbeit, nicht durch Thränen,
Versöhnt sich dir mit Gott der Widerspruch.

Nur bis der Schmerz zu seinem tiefsten Grunde
Durchforscht, erkannt ward — länger ist er nicht.
Hast du von seinen Tiefen klare Kunde
Aus ihnen taucht empor, was dir gebricht.

Der Trost, danach dein tiefstes Leben schmachtet,
Im Leid, im Schmerze hattest du ihn schon.
Gott selber ist der Trost, der, leis umnachtet,
In deiner Brust, als Schmerz, saß auf dem Thron.

Nur das Gewand brauchst du zurückzuschlagen,
Und schau! er strahlt in reiner Herrlichkeit.
Du bist getröstet, weil du Leid getragen,
Bist mit dem Vater eins in deinem Leid.

Selig sind die Sanftmüthigen.

Nicht auf der Welt sind wir, die Denkenden,
Daß wir verwirrt uns durch einander treiben,
Nicht, daß die Völker und die Lenkenden
Sich ohne Ziel bekriegen und zerreiben. —

Zerspaltet in den Streit der Meinungen
Hat sich die ewige, ureine Wahrheit,
Zu der Geschichte Glanzerscheinungen
Des reinen Menschenlebens stille Klarheit.

Und was sich nimmermehr geschieden hat,
So lang es still im Geiste Gottes ruhte,
Taucht nun, bis sich's erfüllt hienieden hat,
Nach Raum und Zeit auf aus vergoss'nem Blute.

Es ist kein thierisches Begehren nur,
Das uns anspornt zu stätem Tilgungskriege,
Es ist des Mostes ringend Gähren nur,
Bis daß des Weines milde Lichtkraft siege.

Die kläglich nur um Ruhe Flehenden,
Sie haben nicht erkannt den Kern des Lebens.
Die muthig in den Reihen Stehenden,
Ob sie auch fallen, kämpfen nicht vergebens.

Durch Jammern wird der Kampf nicht abgekürzt,
Ein Gottgedank' ist jedem Volk beschieden,
Den führt es aus, und wird's hinabgestürzt,
Hat's näher doch gebracht der Wahrheit Frieden.

Also muß Zeit auf Zeit erfüllen sich,
Durch Menschen-Kraft und That mit Wort und Stahle,
Abstreifen müssen alle Hüllen sich,
Bis daß der Kern der reinen Menschheit strahle.

Selig! wer in des Kampf's Nothwendigkeit
Erschauen kann des Geist's Entfaltungsfreiheit,
Im Wechsel hohen Ziels Beständigkeit,
Nicht wilden Wirrsalspieles Einerleiheit.

Er schaut hinab auf die Erbitterung
Des Kampf's im Thal von seiner heitren Alme,
Sieht aus des Schlachtgefild's Verwitterung
Sprießen der Wahrheit und des Friedens Palme.

Hin stirbt das Feldgeschrei der Muthigen,
Die Menschheit sammelt sich um stille Herde —
Vor Allen selig die Sanftmüthigen!
Besitzen werden sie das Reich der Erde.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.

—

Selig sind die, so nach Gerechtigkeit
Hungernd und dürstend schmachten, denn sie sollen
Satt werden. — In euch Allen, wie ihr seid,
Ziel ab vom göttlichen das Menschen-Wollen.

Der Wille Gottes will sich selbst allein,
Und schon sein Wollen ist sein sich Vollstrecken;
Denn ewig ist er in sich selbst und rein,
Er hat sich, außer sich, kein Ziel zu stecken.

Sein Thun und Inhalt ist Gerechtigkeit.
Doch jener Wille, der sich selbst durchwaltet,
Hat, in des Menschen Brust, nach Raum und Zeit,
In tausend Einzelzwecken sich zerspaltet.

Weh dem! der da vergißt das ew'ge Band,
Ueber dem Wust verworrener Einzelheiten,
Der nie den einen, ew'gen Zweck erkannt,
Die vielen schaudernd nur, die sich bestreiten.

Er strebt und [illegible] nur immer im Moment,
Befriedigt, wenn er dies und das errungen.
Von Gott, vom Einen ist er losgetrennt,
Das Vielerlei hat seinen Geist verschlungen.

Doch wer an allem Erdentreiben sieht
Das Tatelwerk des Wollens als das schlechte,
So es der rothe Faden nicht durchzieht,
Der Wille Gottes, das ureine Rechte,

Wer sich ab wendet von dem leeren Kram
Des endlichen, zerriss'nen Menschenstrebens,
Und lechzet nach Gerechtigkeit voll Gram,
Der hungert und der dürstet nicht vergebens.

In jenem Durst und Sehnen, tief und still,
Ist Gottes Geist in ihn hinabgefahren;
Es selbst ist Gottes Wille, der da will
In ihm erwachen und sich offenbaren.

Wenn all sein Wesen Durst und Hunger ward,
Hat Gottes Wille ganz es aufgezehret;
Nicht, daß sein Wollen sei zum Tod erstarrt —
Nein! dem des Herrn verewigt und verklaret.

Die übrige, beherzte Mannesthat,
Braucht er nicht, träg und brütend, aufzugeben.
Doch was er wirke, schaffe, früh und spat —
In Gottes Willen sei versenkt sein Streben.

Dann schlingen sich die regen Fäden all'
In einem ganzen, ewigen Gewebe.
Er wirket hier und dort und überall,
Nur daß Gerechtigkeit auf Erden lebe.

Was erst zu tausend Zwecken war zertheilt,
Führt er zurück auf Gottes einen Willen.
Und kann am Menschenthun, des Bruch geheilt,
Den Durst und Hunger nach dem Ew'gen stillen.

Selig sind die Barmherzigen.

Selig sind die Barmherzigen! sie werden
Barmherzigkeit erlangen. — Oft erscheinet
Im harten Kampf und Zwiespalt dieser Erden
Das Gute nur als Zürnen, das verneinet.

Wer in so blindem Zürnen bleibt befangen,
Der ist des Guten noch nicht ganz theilhaftig;
Wer nicht in Liebe selbst ist aufgegangen,
Ist nicht vor ihr gereinigt und wahrhaftig.

Die Bösen hassen selber ist vom Bösen.
Das Böse ist Schein nur, laß dich's nicht verblenden! —
Erst mußt du in dir selbst den Zwiespalt lösen,
Dann wird er zwischen dir und Gott auch enden.

Die ganze Welt mußt du im Herzen hegen,
Von des Erbarmens mildem Licht umflossen,
Dann hat sich, den du spendest rings, der Segen
Von oben her auch über dich ergossen.

Das ist kein marklos, weichliches Zerfließen,
Es ist des Geistes rüstigstes Erkennen;
Der läßt das All in seinem Lichte sprießen —
Er weiß: Nichts kann sich ewig von ihm trennen.

So dieser Geist in deine Brust gezogen,
Liegst du der ew'gen Liebe weich in Armen,
Denn das Erbarmen, das du eingesogen,
Ist Gott, und wird sich deiner selbst erbarmen.

Selig sind, die reines Herzens sind.

Ein dunkles, ungebändigtes Begehren
Wühlt auf, ein wilder Sturm, des Herzens Wellen.
Die sich, anbrennend mit gewalt'gem Gähren,
Aufschäumend, an des Ufers Riff zerschellen.

Sie fahren nieder, wälzend Schlammesmassen,
Und schießen auf, in trüben Gischt zerständend,
Zertrümmern sach das Schifflein, das sie fassen —
Ein Schauspiel, unerquicklich und betäubend.

Das Herz ist eignen Nächten preisgegeben. —
Doch soll hinein das Himmelsauge blauen,
Dann sei die Tiefe still, der Spiegel eben,
Und rein die Flut, daß man den Grund mag schauen.

Wenn ausgekämpft der Kampf, des Schlammes Lauge
In Meerestiefen fern hinabgesunken,
Dann schaut herab, hinauf ein lichtes Auge,
Und beide grüßen sich, erkennungstrunken. —

Kein Aug' kann außer sich das Licht erblicken,
Das Licht muß selber seine reinsten Strahlen
Durch den Kristall zum Grund des Auges schicken,
Daß sie ihr eigen Bildnis trinnen malen.

So kannst du Gott nicht außer dir erfassen,
Er selbst muß tief zu deines Herzens Grunde
Die Strahlen seines Geistes gleiten lassen,
Sein Bildnis d'rein zu prägen, dir zur Kunde.

Doch wie das Aug', das nur sich selbst kann sehen,
Dennoch wahrhaftig schaut des Lichtes Walten,
So wird im eig'nen Herzen deinem Spähen
Sich Gottes reinstes Wesen wahr entfalten.

Bewahr' dein Aug' vor des Krystalles Trübung,
Weil, wenn es selbst nicht leuchtet, es erblindet!
Bewahr' dein Herz vor bösen Triebes Uebung,
Weil, mit der Reinigkeit, die Sehkraft schwindet!

Der Born, der ungetrübt vom Schmutz der Erden,
Den Himmel hegt er hell im stillen Grunde.
Selig, die reines Herzens sind! Sie werden
Gott schauen, überall, zu jeder Stunde.

Selig ſind die Friedfertigen.

Selig ſind die Friedfertigen! ſie werden
Die Kinder Gottes heißen. — Nicht, die hocken
In ſchnöder Ruh' in Winkeln, an den Herden,
Schaudernd vor der Geſchichte Sturmesglocken.

Sie ſind *nicht* fertig, nicht zu Krieg noch Frieden,
Und nimmer brächten ſie den Frieden fertig.
Der Frieden wird dem *Sieger* nur beſchieden,
Wer will *friedfertig* ſein, ſei *kampfgewärtig*.

Gott läßt den Frieden nicht vom Himmel fallen;
Die Menſchheit ſoll, bewußt, ihn *ſelbſt* erringen.
Erſt muß des Schwert's eiſerner Taktſchlag ſchallen,
Eh' Friedenshymnen feſtlich dürfen klingen.

Wie ihr euch fandet, friedlich in Gezelten,
Nur um *Bedarf* beſorgt, dürft ihr nicht bleiben.
Der Geiſt muß aus ſich ſelber ſeine Welten
Gebären und hervor an's Licht ſie treiben.

Sein *jüngſter* Sohn will ſtets den Thron erwerben.
Das iſt kein friedlich pflanzenhaft Entſprießen,
Das *Letzte* muß den Schatz des *Erſten* erben,
Und ſchafft ſein Recht ſich nur durch Blutvergießen.

Erſt wenn des Geiſtes *letzte* Tiefe klaffte
Und alle Tiefen hat in ſich geſchlungen,
Wenn ſich die Menſchheit ganz zuſammenraffte,
Und in dem *Letzten* Alles hat errungen —

Braucht Eins das Andre nicht mehr zu bestreiten,
Denn alles Alte lebet neu im Neuen,
Es läßt der Mensch der Hand das Schwert entgleiten,
Am Friedensfornenaufgang sich zu freuen. —

So läßt der Ew'ge Sturm und Donner walten,
Daß sie sich im Befruchtungsfegen lösen;
So läßt er seinen einen Geist sich spalten —
Das Gute wird im Kampf nur mit dem Bösen. —

Doch weh' dem! der sein Aug' nicht weiß zu richten
Vom Kampfgedräng' auf fernste Friedensaue,
Der Lebensinhalt findet im Vernichten,
Nicht weiß, noch will, daß er, einreißend, baue.

Fremd ist er Gott, in dem, zur reinster Sühne,
Sich aller Mißklang löst in heil'gem Psalme.
Willst Gottes Kind du sein, tritt auf die Bühne,
In jener Hand das Schwert, in der die Palme!

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.

Selig sind die, so um Gerechtigkeit
Verfolgt sind! ihrer ist das Himmelreich. —
Habt ihr, bewußt, euch höchstem Ziel geweiht,
So macht euch keine Schmach und Drohung bleich.

Ja! wenn ihr Alles hinwarft und entbehrt,
Was sonst dem Menschen freundlich sich gesellt,
Weib, Kinder, Freund und Vaterland und Herd —
Seid ihr erst recht Herrn eurer Geisteswelt.

Der fühlt das Ewige fein rigen ganz,
Der Alles, was vergänglich, missen muß.
Sein Leben ist kein buntgefügter Kranz,
Ein Goldreif ist's in Gott, aus einem Guß.

Noch seliger, wird euch die Ehre gar,
Der Erdengüter theuerstes, geraubt.
Des goldnen Götzen Unwerth wird euch klar,
Seht ihr ihn frech besudelt und bestaubt.

Und für euch selbst taucht euer eignes Bild
Aus Gottes Geist geläutert auf und licht.
Wie hoch der Lästrung Geifer sich auch schwillt,
In jenem stillen Orte dringt sie nicht.

Selig seid ihr, wenn euch die Leute schmähen
Um Jesu willen und mit Lügenmund
Aufbürden euch, was nie durch euch geschehen.
Die Lüge macht euch eure Wahrheit kund.

Seid fröhlich und getrost! Im Himmelreich
Wird euch jedwede Unbill wohl belohnt.
Wo blindes Unrecht führte Streich auf Streich,
Ward euer Bild zerschlagen und entthront.

Doch in der Wahrheit ew'ger Gotteswelt,
In des Gedankens friedensstillem Land,
Ragt, was der Erde Trug und Schein zerschellt,
Herrlicher auf, als es hienieden stand.

So, von der Erde Treiben losgetrennt,
Sucht ihr euch, findend, selbst im Himmel auf,
So kommt's, daß ihr euch selbst in Gott erkennt,
Weil toll euch von sich stieß der Menschenhauf. —

Und eure Reinheit, so die Welt bespie,
Strahlt fernster Zeit, getrübt von keinem Hauch,
Denn, wie sie's euch gethan, verfolgten sie,
Die vor euch waren, die Propheten auch.

Ihr ſeid das Salz der Erde.

Ihr Alle, die ihr, Menſchenantlitz tragend,
Aufſchaut zum Himmel, ſeid das Salz der Erden.
Womit denn ſoll man ſalzen, wenn, entſagend
Der edlen Kraft, ihr anfangt, dumm zu werden? —

Der Erde Pracht in Meeren, Bergen, Landen,
Der Pflanzen Wuchern, des Gethiers Gewimmel
Iſt ungenießbar, ſchaal und abgeſtanden,
Ohne den Menſchengeiſt, das Salz vom Himmel.

Ein ſinnlos unanhaltſames Verweſen,
So nicht das Salz erhält die fern'ge Friſche.
Nur einer Denkens ſchafft der Welt ihr Weſen.
Macht ſie zu geiſt'ger Koſt auf Gottes Tiſche.

Wollt ihr, als freie Geiſter doch geboren,
Euch ſelber in des Stoffes Kerker ſtecken,
In Unbewußtſein, pflanzengleich, verloren,
Harren, ob wohl ein Strahl kommt, euch zu wecken?

Wollt ihr in dunklen Gierens Zinſternißen,
Wie's Vieh, euch nur am Augenblicke laben —
Des freien Denkens Zauberband zerriſſen
In dumpfen Eindrucks wirre Bilderſetzen — ?

Wer ſoll die Welt mit Geiſteswürze ſchärfen
Dem Weltengeiſt, wird dumm das Salz der Erde?
Es taugt zu nichts, als es hinaus zu werfen,
Daß, unbeachtet, es zertreten werde. —

Der Geiſt, geſchaffen, frei emporzuflammen,
Folgt abwärts ſtets des ſchweren Stoffes Richtung:
Doch, daß er falle nicht in ſich zuſammen,
Vergeſſend ſich in träger Selbſtvernichtung,

Hat Gott geſendet ſeine Auserwählten,
Daß ſie die Schlummertrunk'nen donnernd weckten,
In Feuer die verſtumpften Klingen ſtählten,
Des Geiſt's Panier auf Erdenzinnen ſteckten.

An ſie vor Allen iſt der Ruf erſchollen:
„Werdet nicht dumm! ihr ſeid das Salz der Erde!"
Unabgenutzter Kraft ſei euer Wollen,
Daß Aller Geiſt von euch durchkräftigt werde! —

Das Salz iſt erdlich nicht in feſtem Orden,
Läßt ſich in Prieſterkaſten nicht verwahren.
Das Pfaffenſalz iſt faul und dumm geworden
(Wie trifft des Wortes Doppelſchlag!) ſeit Jahren. —

Werft es hinaus, wollt ihr geſunde Speiſe!
Und laßt die ſchlauen Krämer euch nicht necken.
Prüft und erkennt es ſelbſt nach ſeiner Weiſe!
Was Salz will heißen, das muß kräftig ſchmecken.

Weilt nicht, wo Sumpf verpeſtet euren Odem!
Schaut auf zur Stadt auf freien Bergesſpitzen!
Folgt Jenen nicht in Nacht und Nebeldrohem!
Hin wendet euch, wo ihr ein Licht ſeht blitzen! —

Doch, die ihr auf des Geiſtes Höh'n geſtellt ſeid:
Laßt Alle ſchau'n in's Land von euren Zinnen!
Die im Gemüth ihr innerlich erhellt ſeid:
Laßt Alle Licht von eurem Licht gewinnen!

Verborgen bleibt die Stadt nicht auf dem Berge;
Auch wird kein kluger Mann ein Licht anzünden,
Damit er's unter'm Scheffel dann verberge.
Es soll vom Leuchter frei der Welt sich künden.

Nicht sollt ihr meinen, daß genug gethan ist,
Wenn euer Geist für euch das Licht geboren,
Sollt nicht auf's Volk, wenn es in dunklem Wahn ist,
Herniederlächeln, selbstzufriedne Thoren.

Das Licht allein, das leuchtet, ist lebendig.
Nur was ihr Allen gabt, ist euer eigen.
So ruht nicht, unermüdlich, allbeständig,
In Wort und Werken euer Licht zu zeigen.

Den König schaut des Wortes und der Thaten!
Er hatte nicht, wohin sein Haupt zu legen,
Hin ging er rubles, streuend seine Saaten,
In Tempel, Schul' und Haus, auf Weg und Stegen.—

Wo ein Gemüth nur willig und empfänglich,
Zieht es empor zu eures Lichtes Kreisen!
Dann leuchtet's rings, fortzeugend, unvergänglich,
Und Alle werden euren Vater preisen.

Ich bin nicht kommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen bin,
Gesetz und die Propheten aufzulösen.
Erfüllen nur ist meiner Sendung Sinn;
Auflösen und vernichten ist vom Bösen.

Wahrlich, ich sag' euch: bis die Welt vergeh't,
Wird nicht vergeh'n der kleinste Buchstabe
Noch Titel, der in dem Gesetze steh't,
Bis Alles sein Geschehn entfaltet habe.

Wer kleinster Gebote eines blos
Auflöst, wird klein im Himmelreiche heißen,
Doch wer sie thut und lehrt wird heißen groß.
Erbaun ist Gotteswerk, nicht Niederreißen. —

Nennt ihr nicht hier an einen Widerspruch,
Die ihr im Finstern tappt, ihr armen Tröpfe?
So geht's euch leider oft im heil'gen Buch,
Und angstvoll deutelnd brecht ihr euch die Köpfe. —

Wer hat die Welt bezwungen und zerstört,
Um, über Trümmern, Gottes Reich zu schaffen?
Wer gegen alte Bräuche sich empört
Und sie bekämpft mit schärfsten Geisteswaffen?

War's nicht derselbe Christus, der hier spricht:
„Auflösen nicht, erfüllen will ich. Wehe!
Der vom Gesetz den kleinsten Titel bricht,
Denn bleiben wird es, bis die Welt vergehe."?

Und doch ging dies Gesetz durch ihn zu Grund. —
Das ängstigt euch? O! lerntet ihr nur denken,
Dann wüßtet ihr: der Widerspruch wird kund,
In tief're Einheit sich versöhnt zu senken.

Ihr wüßtet: ein lebendig volles Eins
Sind Schaffen und Vernichten, ein Allwirken.
Nur ihr, den Zwiespalt schauend nur des Scheins,
Müßt eins vom andern trennen und bezirken.

Ihr wüßtet: das nur, was zu Grunde geht,
Erhalten ist's im Geist und in der Wahrheit. —
Klagt ihr, ich spräche, was ihr nicht versteht? —
Wohl! ich entfalt' es euch in trockner Klarheit. —

Alles, was je des Menschen Geist ersann,
Ist ewig, denn von Gott ist es gekommen.
Was Form und Dauer je durch ihn gewann,
Das ist vom ew'gen Geiste leis durchglommen.

Doch Form und Dauer sind nur Erdenschein,
Gleich wie der Leib nur ist der Seele Schemen:
Sie schließt sich selbst in seine Schranken ein,
Ein Ich, bewußt zusammen sich zu nehmen.

Doch dies Bewußtsein, einmal nur erlöst,
Verströmt und schwindet nie, geht nie verloren.
Hin sinkt der Leichnam, wesenlose Last,
Der Geist erlebt, zur Freiheit neu geboren.

Der Mensch ist ewig, wenn er nicht mehr ist.
So Alles, was vom Menschen ausgegangen,
Ob man sein äußres Dasein auch vergißt,
Der Geist der Menschheit hat's in sich empfangen.

Was, aus des Unbewußtseins Schattenreich
Gerettet, durch Gestaltung ward gebunden —
Erkennt's der Geist, befreit er's allsogleich.
Es ist erfüllt und darum ist's verschwunden.

Die dunkle Puppe barst und geisterhell
Fliegt jetzt ein Schmetterling zum Himmel heiter.
Die Sybinr hat sich im Abgrund selbst zerschellt;
Ihr Räthsel ist gelöst — was will sie weiter? —

Nur der erfüllt Weissagung und Gesetz,
Der d'rin den Geist erwecket von den Todten.
Nicht, wer sich d'rin verfängt, wie in 'nem Netz.
Und aufzulösen scheut den kleinsten Knoten.

Und so hat Christus das Gesetz erfüllt.
Wegränmend nicht hat er's zerstören wollen.
Zerbarst die Schale, so die Frucht umhüllt,
So war's nur, weil die Frucht sie überschwollen.

Meistern und Mäkeln bringt nicht Gewinn,
Noch kleinlich Stutzen, wie mit Gartenscheeren.
Aus jeder Form herauserkennt den Sinn!
Dann wird die Form auch selbst sich neu gebären.

Ihr zwingt den jungen Frühling nicht herbei,
Wenn ihr vom Baume reißt die dürren Blätter,
Und wähnt, die frischen werden sprossen frei
Trotz Frost und Nässe, Trübe, Wind und Wetter.

Doch wenn des Frühlingsgeistes Licht und Hauch
Den Baum erfüllt mit neuen Lebenssäften,
Dann fallen wohl die alten Blätter auch,
Vom jungen Wuchs gestoßen von den Schäften.

Ist das Zerstörung, wenn das alte Laub
Tief unten modert, frischem Wald zur Düngung?
Nein! Was am Stamm hing, ausgedörrt und taub,
Schwankt nun und schwillt in reinster Lichtverjüngung.

Ein schwaches Lenzerinnern, kaum bewußt,
Sah'st du im alten Laub vergilbend kranken.
Im jungen jetzt webt wache Lenzeslust,
Geboren neu im Lichte, dem Gedanken. —

Dem Frühling aber fiel es niemals ein,
Er sei gesandt, das Alte wegzuraffen. —
Wer auflöst, heißt im Himmelreiche klein;
Groß wirst du durch's Erfüllen nur und Schaffen.

Doch wirst du nicht ein ächter Schöpfer sein,
So du dich vornehm lossagst nur vom Alten.
Das Neue kann aus Altem nur gedeih'n
Durch deines Geist's Erschau'n und Zertentfalten.

Prophéten und Gesetz sind ewig wahr,
Der kleinste Titel muß ein Ew'ges hegen,
Und aller Fortschritt macht nur offenbar,
Was vom Beginn verborgen drin gelegen.

Ihr werdet euch dem Himmelreich nicht nähern,
So ihr nicht hegt beff're Gerechtigkeit,
Als ihr sie findet bei den Pharisäern
Und Schriftgelehrten bis zu dieser Zeit.

Wer seinem Bruder zürnt, ist des Gerichtes schuldig.

„Ihr wißt, den Alten ist gesagt: Du sollt
Nicht tödten! sonst sei das Gericht dein Lohn.
Ich aber sag' euch: wer dem Bruder grollt
Und zürnt, ist des Gerichtes schuldig schon."

„Wer aber: Racha! zu dem Bruder sagt,
Ist werth, daß ihn der Rath zum Tod verdammt,
Und wer ihn gar: du Narr! zu schelten wagt,
Ist werth, daß ihn der Hölle Glut umflammt." —

Ach! über's erste Wort noch nicht hinaus
Sind wir; wie klingt uns gar das zweite fremd!
Noch ist von Zweikampf, Mord und Kriegesgraus
Die grüne Erde blutig überschwemmt.

Noch wird (so noch ist unser Geist getrübt,
Gefesselt hart in rost'ger Formeln Bann)
Durch's Recht das größte Unrecht ausgeübt,
Das hier ein Mensch am Menschen üben kann.

Doch weichlich jammern nicht, nein! hoffen dreist
Will ich, daß einst des Friedens Reich beginnt,
So lang ist Halbthier noch der Mensch, nicht Geist,
Als Bruderblut von seinen Händen rinnt.

O! weckte doch in euch der Liebe Sinn
Das zweite, tiefe Wort, das Christus sprach,
Stellt's mind'stens euch als großes Sollen hin,
Begreift es nur! das Ueben kommt wohl nach. —

Den, der dem Bruder zürnt, trifft das Gericht. —
Wie? ein so großes Unrecht ist der Zorn?
Er tödtet, lähmet und beraubt ja nicht;
Kann er die Haut nur ritzen wie ein Dorn? —

Doch nein! Ihr seid nicht mehr so roh und stumpf,
Ihr fragt nicht also; denn ihr fühlt und wißt:
Der Mensch ist mehr, als Glieder Kopf und Rumpf,
Als Augen sichtbar, Händen tastbar ist.

Mehr, als ein zuckend Leben, eingerenkt
Vom Leib, in Nerven pulsend und in Blut,
Mehr, als was sichtbar um ihn, an ihm klingt,
Als Hütte, Heerde, Kleid und Hab' und Gut.

Christus hat euch, in sich, euch selbst geschenkt,
Hat des Gemüthes Tiefen euch erhellt.
Das ist der Mensch, was drinnen fühlt und denkt
Und webet, eine ew'ge Gotteswelt.

In Christo seid ihr worden eins mit Gott,
So ehret im Bruder denn den ew'gen Geist!
Denn Gott mordet ihr, so mit Haß und Spott
Und Zorn ihr eures Bruders Herz zerreißt.

Nicht tröstet euch: „Ist doch ein Wort kein Pfeil!“ —
Ein Wort dringt in der Seele tiefsten Ort
Und trifft das ew'ge, unsichtbare Theil
Des Bruders — und ihr übet Geistesmord.

Die Wirklichkeit hat Christus tief hinein
In der Gedanken stilles Reich versetzt.
Trefft ihr den Leib, so trefft ihr nur den Schein;
Im Geist habt ihr die Wesenheit verletzt.

Kein Wortspiel sag' ich euch, gelebet und frei.
Wißt ihr nicht selbst, wie's euch das Mark durchfährt,
Wenn rohes Zornwort, boshafter Witz
In euch die Ehre kränkt, den Menschenwerth?

O! werft des Zornes Geister in die Gruft
Und werfet drüber des Vergessens Stein!
Daß nie vom Bruder eine ew'ge Kluft
Euch trennt, mit dem ihr eins in Gott sollt sein.

Rasch ist ein unheilvolles Wort gesagt,
Rasch ist der Seelen zartes Band zerhau'n —
Und nimmer könnt ihr, frei und unverzagt,
Fortan dem Bruder Aug' in Auge schau'n.

Nur in der Liebe seid ihr klar und wahr,
Seid Geister. Lüg' und Ungeist ist der Zorn.
Auf! Gottes Bild werd' ich euch offenbar!
Er ist der Liebe, wie der Wahrheit Born.

Versöhne dich mit dem Bruder, und dann opfre deine Gabe.

„Darum, so du willst opfern eine Gabe
Auf dem Altar, und kommt dir's in den Sinn,
Daß etwas wider dich dein Bruder habe,
Dann laß die Gabe liegen und geh' hin!"

„Und wenn du mit dem Bruder dich versöhnet,
Dann komm' und bringe deine Gabe dar!" —
Ein Mann. — Nichts thut er, was die Welt verpönet,
Alles, was Sitt' und Anstand heischt, auf's Haar.

Nie fiel's ihm ein, zu stehlen, zu betrügen;
Er treibt mit Eifer täglich sein Geschäft.
Der Erste stets, süß lächelnd vor Vergnügen,
Grüßt er, so ihr ihn auf der Straße trefft.

Nie ist sein Stuhl im Gotteshause ledig.
Er hält den Hut sich betend vor den Bart,
Oder schlägt sich die Brust: „Gott sei mir gnädig!"
Nach Ketzer- oder Katholikenart.

Nie bei der Predigt gab er nach dem Gähnen,
Hat nie sein Weib geschlagen, nie geschimpft;
Keinem, besonders nie da droben denen,
Hat er den guten Namen verunglimpft.

Niemals berauscht er sich am goldnem Nasse,
Raucht nirgends Taback, wo's verboten ist,
Zahlt regelmäßig in die Armenkasse —
Kurzum, er ist ein Ehrenmann und Christ.

Ist er's? Ja, wo er immer steht und wandelt,
Lächelt und spricht er ruhig, liebevoll,
Er hat noch keinen Bruder je mißhandelt —
Doch drinnen tief im Herzen sitzt der Groll.

Wie süß die Schale sei, der Kern ist Galle,
Sein Haß ist still und tief, versteckt, verstockt.
Er seufzt wohl gar bei seines Bruders Falle,
Derweil das Herz im Busen ihm frohlockt.

Du Heuchler! Ob den Moder, der vergraben
Liegt unter Blumen, nie auch schaut die Welt:
Wähnst du, daß man auch Gott durch todte Gaben
Um die lebendige, die Liebe, prellt?

Verloren ist vor Gott dir jede Stunde,
Eh' du mit deinem Bruder dich versöhnt;
Und je du das nicht kannst von Herzensgrunde,
Hat all dein Opferdienst Gott nur gehöhnt.

Unrein bist du, Erz im Gestein, dem rohen,
Dein Klang ist Mißlaut in des Höchsten Ohr,
Bis du aus heil'gen Liebesfeuers Lohen,
Von Hassesschlacken lauter, geh'st hervor.

Nur auf der Liebe leichten, freien Schwingen
Steigst du empor in's Himmelreich des Glück's,
So lang mußt du, in Qualen, mit ihm ringen,
Als dich der Haß herabzieht hinterrücks.

Du wirst mit eignen Fesseln dich umspinnen,
So lang du frei und schrankenlos nicht liebst:
Du wirst dich nie unendlich selbst gewinnen,
So du nicht erst unendlich hin dich giebst. —

Drum ſei, derweil du hier noch mit ihm wallest,
Willfährig deinem Gegner, daß du nicht
Dereinſt dem Richter in die Hände fallest,
Und dann dem Knecht, der dich in Banden flicht.

Liegſt du gefangen erſt im dunklen Keller —
Ich ſage dir, von dannen kommſt du nie,
Bis du bezahlt haſt auch den letzten Heller
Der Liebe, ſo dein Bruder, Gott dir lieh.

Gedanken-Sünde und Reinigung.

„Du sollst nicht ehebrechen!“ ward gesagt
Den Alten schon. Ich aber sag' euch jetzt,
Daß, wer ein Weib nur anzublicken wagt,
Ihrer begehrend, das Gebot verletzt.“

„Er brach mit ihr die Eh' im Herzen schon.“ —
Die Alten sah'n nur im Gesetz die Pflicht,
Für äußres Thun nur kennend Straf' und Lohn,
Da sie sich selbst noch nicht verinnerlicht.

Was ihnen draußen in der Tafel Stein
Gegraben und begraben, das Gebot,
Das legte Christus in's Gemüth hinein,
Den Geist erweckend vom Buchstabentod.

So lebt ihr wahrhaft nur in inn'rer Welt,
Die äußre ward zum Bau nur das Gerüst,
Und auch im Bruder ward vor euch gestellt
Ein Unsichtbarer, den ihr ehren müßt.

Und was ihr thut und hinstellt äußerlich,
Ob's im Gesetze gut, ob böse heißt,
Hat weder Werth, noch Unwerth mehr für sich.
Nur, so von innen es durchscheint der Geist.

So könnt ihr thun, was jedermann gefällt,
Von jeglichem Verachten euch halten rein,
Und doch, in der Gedanken stiller Welt,
Der allerfrechsten Sünde schuldig sein.

Ihr könnt des Bruders heil'ge Ehre dort
Befudeln mit verheimlichter Begier,
Kein angelernt Gebahren frommt hinfort,
Kein Zuschnitt äußerlicher Tugendzier.

Gott, der durch Christum lebt in eurer Brust
Er muß durchheiligen euch ganz und gar,
Bis euer Geist, sich durch und durch bewußt,
Aus ihm, dem ew'gen Geist, sich neu gebar.

Dann nur seid eurer selbst ihr stets gewiß,
Und euer Denken ist aus einem Guß,
Gleich einem Glockenspiele sonder Riß,
Gleich einem Blüthenbaum, gesund im Schuß.

Was auch in dir der Einheit widerstrebt,
Das rotte muthig aus! es ist dir fremd.
Scheint's in dein Wesen innigst auch verwebt —
Dir fremd ist, was die Gottvereinung hemmt.

Wie du dich findest, liebst du dich zumeist,
Und glaubst dein Selbst, dein eigenstes, zu sein.
Doch wahres Selbst ist einzig nur der Geist,
Und die Natur ist nur sein Widerschein.

Was, undurchsichtig, seinem Lichte trotzt,
Und auf sich selber pocht, die finstre Gier,
Ist todt, ob auch von Lebensschein sie strotzt.
Was aber todt ist, scheid' es aus von dir!

„Giebt dir dein rechtes Auge Aergerniß,
So reiß es aus und wirf es weg mit Muth!
Ein Glied verderbe; besser ist's gewiß,
Als daß dem ganzen Leib verzehrt die Glut."

„Und so dich ärgert deine rechte Hand,
Haue sie ab und wirf sie von dir auch!“
Nichts ist verloren, so der Geist sich fand,
Ungöttliches allein vertilgt sein Hauch.

So reiße jeden faulen Schößling aus,
Der, saugend, nur des Baumes Wuchs entstellt,
Bis, Worte Gottes in des Laub's Gebraus,
Du ganz dastehst, von Gottes Geist durchhellt.

Die Ehe.

„Wer von dem Weib sich scheidet, (steht geschrieben)
Mit einem Scheidebrief send' er sie hin! —
Ich aber sag' euch: Wer sein Weib vertrieben,
Macht, die's nicht war, zur Ehebrecherin."

„Wer aber eine, die geschieden, freiet,
Der bricht mit ihr die Eh'." — So streng, als wahr
Sprachst du's, o Herr! Doch wispelnd jetzt verschreiet
Dein Wort als Thorheit seichter Spötter Schaar.

„Was ist die Eh'? Erfindung nur der Pfaffen,
Des Herzens süße Regung, göttlich frei,
In nüchterne Gewohnheit umzuschaffen,
Den Feuerwein in faden Kindelbrei."

„Das Herz kann sich verschenken jede Stunde
Und immer wieder ganz sein eigen sein.
Wo nur zwei Seelen tauschen süße Kunde,
Den Tag soll innigstes Genießen weih'n." —

So könnt' ich lange schöne Phrasen flechten,
Doch ekelt mir. — Ist das gesunde Kraft,
Die keck, daß sie verhilft zu ew'gen Rechten
Der Menschheit, alte Schranken niederrafft?

Das ist blödsinnig schwächliche Gemeinheit.
Verlästert ist der Geist, der's nicht begreift,
Daß nur des Lebens und des Strebens Einheit
Die Thierhaut ab vom ächten Menschen streift.

Ja wohl! bequemer ist's, sich geh'n zu lassen
Zerstäubend matt im Reiz des Vielerlei,
Als, heldenstark, zusammen sich zu fassen
Und sich zu wissen nur im Rechten frei. —

Das Thier begeht sich, wenn es in der Brunst ist,
Dann flieht es pflichtenlos, so frei, wie dumm.
Menschen! wenn das des Herzens freie Kunst ist —
Wiehert und blökt! die Sprache werde stumm!

Meint ihr, der Erde Schüsseln nur zu würzen
Hat seinen Geist der Herr euch eingehaucht?
Die buhlerische Lust nicht zu verkürzen,
Nur, daß sie sei in Himmelsduft getaucht? —

Ihr sollt Geist sein, nicht aber Geist nur haben.
Wer Geist ist, der ist ewig, eins und ganz.
Du kannst nicht rings verschleudern Minnegaben
Und doch behalten deinen vollen Kranz.

Und willst du, hohen Muthes, hin dich geben
Der Liebe süßem, innigsten Verein:
Du mußt es ungetheilt, für's ganze Leben,
Dann bleibt im Geist, in Gott dein Lieben rein.

Die Liebe nur, die, ganz dein Sein vernichtend,
Es neu erweckt, in stärker, als der Tod,
Zu Flamme Gottes, die, von Unkraut lichtend,
Den Erdenschlacken läuternd, dich durchloht.

Wenn Geist und Geist zusammen sich geschlossen
In ungertrennt'rm Stamme, keusch und stark,
Wie grünen, lichtgeküßt, die jungen Sprossen
Des Geistes Glutenweihe tief im Mark! —

Ihr Frau'n! sie haben euch geiſtreiche Huren
Als hohe Muſterbilder vorgerückt.
Schauſtücke ſind's, drauf ſeine ſchmutz'gen Spuren
So mancher Finger taſtend abgedrückt.

Laßt euch den Schimmer und den Witz nicht blenden!
Bewahrt euch unbefudelt Seel' und Leib! —
Die da der Unſchuld Füllen haßt zu ſpenden
Dem Manne: ſei gegrüßt, ein deutſches Weib!

Der Eid.

„Thu keinen falschen Eid! (der Spruch erging
Den Alten) Halte Gott dein Angelobn! —
Ich aber sag' euch: Ihr sollt allerding'
Nicht schwören! weder bei dem Himmel droben,"

„Der Gottes Stuhl; auch bei der Erde nicht,
Die sich, als Schemel, seinem Fuß muß neigen;
Noch bei Jerusalem, der Städte Licht,
Denn sie ist einem großen König eigen."

„Auch nicht bei deinem Haupt, denn nicht ist dein
Die Macht, zu ändern eines Haares Schimmer.
Drum eure Rede sei: Ja, ja! — nein, nein! —
Was drüber ist, das ist vom Uebel immer." —

Scheint's doch, als ob ihr noch dies Wort nicht kennt:
Ich hör' euch Eide leisten ohne Rasten,
Nicht etwa hingerissen vom Moment,
Nein, eingeorgelt, wie ein Leierkasten.

Welch dreiste Stirn dem Evangelium,
Daß euer Deuteln lächelnd es erwürge! —
Lavirt nur! ihr lavirt euch nicht herum
Um dieses Spruch's granitnes Vorgebürge.

Wo Christus frei und klar gebot: Du sollt!
Sprach er mit Klauseln nicht und Vorbehalten;
Und zeigt sich heut noch ächt des Spruches Gold,
So sündigt ihr, so frech damit zu schalten.

Wohlan! den Prüfstein her! — Was ist ein Eid?
Ich sag': ein Wortgespenst zum Kinderschrecken.
Des freien Mannes Würde wird entweiht,
Wagt ihr's, die Fratze vor ihm aufzustecken.

Kommt nur mit euren schönen Phrasen her!
„Es legt der Mensch dem Menschen in die Hände
Sein Heiligstes, als des Vertrau'ns Gewähr,
Daß er, mit ihm zugleich, sich selbst verpfände." —

Ihr spottet wohl! Setzt nicht bei: Ja! und Nein!
Auch ohne breiter Floskeln Prunkverbrämung,
Der sittlich freie Mensch sich selber ein?
Braucht er den Eid, den Zaum, zur Selbstbezähmung?

Noch mehr! Lebendig soll, frei und bewußt
Des Menschen Wille sein, der gottgeweihte.
Schwört er — stellt er heraus ihn aus der Brust.
Der Schwur da drüben, er auf dieser Seite.

Thut er, weil also er's geschworen, recht,
Weil ihm sein eigen Wort von draußen dräute —
Dann macht er zur Maschine sich, zum Knecht.
Das freie Will wird todtem Muß zur Beute.

Der Christ trägt in sich, seiner selbst gewiß,
Auch formelles die Summe heil'ger Pflichten,
Er braucht nicht eines Schlagbaums Hinderniß,
Um seinen Zoll der Menschheit zu entrichten.

Wie schnöde gar, entweiht ihr zur Tortur
Den Eid, daß sie die Wahrheit euch nicht hehlen.
Eh' einem Dieb ihr kamet auf die Spur,
Habt ihr verführt zum Meineid viele Seelen.

Nicht heuchelt mir: „Ja, wären wir so weit!
Jetzt ist der Eid noch nöthig für die Massen.“ —
Das ist die Lügenausflucht jederzeit,
Wenn ihr ein Unrecht nicht wollt fallen lassen.

So wollt ihr, was verstumpft, verderbt, entweiht,
So lange noch, vorläufig, lassen walten,
Bis daß (begreift den Unsinn!) mit der Zeit
Im Volk ein rein'rer Sinn sich wird entfalten.

Ihr wollt nur nicht, sonst wagtet ihr es schon.
Nicht setzt, wo Ja und Nein den Schwur verbannten,
Sofort sich Trug und Unrecht auf den Thron.
Die Quecker setzt, des wahren Wort's Pedanten!

Soll ich euch nennen eures Räthsels Wort?
Um Menschenwürde nicht ist's euch zu thnen;
Ihr wollt nur, daß des freien Willens Hort
Versiegelt rosten soll in euren Truhen.

Ihr führt die Menschen nicht am Gängelband,
Daß sie nicht straucheln auf dem Pfad des Rechten;
Ihr wollt sie machen nur in eurer Hand
Zu feigen, blindlings hingegeb'nen Knechten.

Daß ihr sie bringet unter euren Hut,
Drahtpuppen gleich sie nach Belieben stutzen,
Dazu ist euch jedweder Popanz gut,
Jedweder Hokuspokus, der verdutzet.

Sofort legt ihr, als Maulkorb, an den Schwur
Dem Mann, wenn er zu freiem Wirken reifet,
Auf daß der Bär nach eurer Pfeife nur
Tanze fortan, wie falsch ihr immer pfeifet.

So ihr nur fordertet, was recht und rein —
Nicht also brauchtet ihr euch zu verschanzen.
Doch hütet euch! Pfeift ihr auch noch so fein —
Schon murrt der Bär; er wird nicht ewig tanzen.

Erdulden und Hingeben.

„Gesagt ward: Aug' um Auge, Zahn um Zahn.
Ihr habt's gehört. Ich aber sag' euch jetzt:
Ihr sollt das Unrecht williglich empfah'n!
Und so dir jemand einen Streich versetzt"

„Auf deinen rechten Backen, reich' ihm hin
Den linken auch. Und rechtet wer mit dir
Um deinen Rock, laß ihm, mit leichtem Sinn,
Den Mantel auch, zu stillen seine Gier."

„Und nöthigt jemand eine Meile dich,
So gehe mit ihm zwei. Gieb dem, der fleht!
Und wende dich von dem nicht ärgerlich,
Der, als ein Bettler, schüchtern vor dir steht!" —

Ernstlich gemeint ist dieses Wort, ihr Herren!
Ob's euch auch klingt so fremd und sonderbar,
Daß ihr es kaum im Mund mögt führen gern,
Viel minder thätlich es befolgen gar.

Noch ist des Leibes Unverletzlichkeit,
Noch die Vertretung ird'schen Eigenthum's
Das Wichtigste für euch zu jeder Zeit,
Grundstein all eures Kampf's und Ehrenruhm's.

Ein Feigling ist noch jetzt im Aug' der Welt,
Wer einen Backenstreich nicht rächt mit Blut,
Und als ein Dummkopf wird zur Schau gestellt,
Wer sich ließ bringen um Besitz und Gut.

So lachtet euch der Menſchen Lob und Spott,
Macht heut euch ehrlos, morgen ehrenreich,
Doch dem, der Ehre ſucht allein vor Gott,
Iſt nur die Sünde Schmach, kein Backenſtreich.

Die Ehre thront im Geiſt und im Gemüth,
Iſt unentreißbar, wenn nicht ſelbſt verſcherzt.
Ob auch von Schmerz und Scham die Wange glüht,
Zuſchlagend nicht, ertragend ſei beherzt!

Ward Jeſus nicht verhöhnt, mißhandelt ſchlimm,
Beſpie'n, durch Fauſt- und Geißel-Schlag verſehrt?
Er litt es ohne Widerſtand und Grimm.
Wer wagt's, ihn feig zu nennen und entehrt?

Ein andres Ehrgefühl trug er in ſich,
Als das ſich an des Leibes Fläche klebt,
Das, treu und frei und unerſchütterlich
Gedacht, gelebt zu haben und gelebt.

Das überragt die kleinſte Schmach ſo weit,
Daß uns kein leiſer Tadel kommt in Sinn.
Wie kommt's, daß ihr das Kleinſte nicht verzeiht?
Weil ihr das Große werft den Sinnen hin.

Mit manchem abenteuerlichen Kniff
Wird Kleinlichſtes voll Eiferſucht bewacht,
Doch der Geſinnung ganzer Inbegriff,
Aus Furcht, um Lohn, zum Opfer dargebracht.

Ob du auch der Piſtole Mund nicht ſcheu'ſt,
Ein ehrlos feiger Bube biſt du doch,
Wenn du dich viehiſch am Genuß nur freu'ſt,
Und deinen freien Geiſt beugſt unter's Joch.

Hättest du deine höchste Ehr' in Gott,
Und in des Geistes Reich dein höchstes Gut —
Der Advokaten lauerndes Komplott
Brauchtest du nicht und nicht des Gegners Blut. —

Dem gilt es gleich, ob man ihn: Narren heißt,
Der, wenn er Alles gab und nehmen ließ,
Sein ewiges Besitzthum hat im Geist,
Im Himmelreich, das ihm sein Gott verhieß.

Wer es gewohnt, was ewig in ihm ist,
Der Menschheit hinzuspenden frank und frei —
Was Wunder, wenn er schier es ganz vergißt,
Wie um Vergängliches man sorgsam sei? —

O! wär't ihr Alle doch in Gott so reich,
Daß ihr begrifft: nichts frommt der Erde Tand,
Als euren Brüdern, euch an Geiste gleich,
Ihn auszuspenden mit bereiter Hand.

Nur Eins zwäng' ab euch nicht Gewalt, noch List:
Eurer Gesinnung innerlichsten Kern.
O! hingt ihr nur an dem, was heilig ist,
Dann ging' auf Erden an der Tag des Herrn.

Segnet, die euch fluchen.

„Es hieß: Den liebe, der dir Liebe giebet,
Und haſſe die, ſo dir zu ſchaden ſuchen!
Ich aber ſag' euch: Eure Feinde liebet,
Thut wohl den Haſſern, ſegnet, die euch fluchen!"

„Für die, ſo euch verfolgen, kränken — flehet!
Auf daß ihr Kinder ſeid des Vaters, ächte,
Des Sonne über Gut' und Böſ' aufgehet,
Des Regen labt Gerecht' und Ungerechte."

„So ihr nur liebtet, die euch Liebe reichen,
Nur zu den Brüdern freundlich euch benommen,
Was thatet ihr? Die Zöllner thun desgleichen.
Drum, wie der Vater dorten, ſeid vollkommen!" —

Das Thier, wenn du's gereizt mit Hohn und Schlägen,
Knurrt, ſpringt empor und fällt dich an mit Biſſen.
Du fühlſt im Blut ſich die daſſelbe regen,
Doch weh dir! wenn der Trieb dich hingeriſſen.

Das iſt des Menſchen hohe Götterwürde,
Daß ihn der Nerven Zuckung nicht darf lenken,
Daß ſeine That abwirft der Schlacken Bürde
Und, reines Gold, auftaucht aus freiem Denken.

Doch hütet euch! Ein zahmes Unterlaſſen,
Ein Zuſchnitt nach der Regel Wort genügt nicht.
Es muß lebendig in euch Wurzel faſſen
In des Bewußtſeins Boden, der nur trügt nicht.

So lang es ist, mögt ihr mit hundert Garnen
Das wilde Thier in euch zu fesseln trachten.
Es bricht hindurch einst, plötzlich, ohne Warnen,
Ihr knirscht, ihr flucht — und müßt euch selbst verachten. —

Ihr sollt aus zitternd halbbewußtem Leben
(Das einzig ist euch Ruhm und Pflicht hienieden)
Selbstschaffend, freie Geister, euch erheben
Zu des Gedankens ew'gem Gottesfrieden.

Gott ist lebendige Vernunft und Freiheit.
Er kann, bewußt und mit sich selbst im Klaren,
Hoch über jeden Seelenkampfes Zweiheit,
Nur werden, schaffen und sich offenbaren.

Er läßt die Sonn' aufgeh'n und spendet Regen
Gerechten, Ungerechten, Guten, Bösen.
Nicht Mitleid siegt ob seines Zornes Regen —
Nein! jeder Zwiespalt muß im Geist sich lösen.

Der Geist kennt kein Vernichten und Verneinen,
Der Mißklang stirbt dahin in seiner Stille.
Gott zählet alle Geister zu den Seinen,
Ob auch in ihnen schläft sein heil'ger Wille.

Sie werden all' im Strahl der Lieb' erwachen,
(Wer widersteht dem goldnen Flammenschafte?)
Sie werden all', lichtreine Blüthen, lachen
Am Gottesbaum, durchpulst von einem Safte.

Drum, wie der Vater dorten, seid vollkommen!
In Liebesflammen läutert euch zur Klarheit,
Bis jeder wüste Erdentraum verschwommen,
Hinweggescheucht vom Gottestag der Wahrheit.

Wenn ihr dann trinkt des Morgens frischen Odem,
Wie könntet zürnen ihr den Brüdern allen,
Die noch, umhüllt von schweren Schlafes Brodem,
In wirren Träumen wilde Worte lallen?

Und wenn sie knirschend, fluchend, um sich schlagen,
Ihr könnet, sender Groll, nur schmerzlich lächeln,
Denn bald (ihr wißt es) muß es Allen tagen,
Und ew'ger Liebeshauch wird sie durchfächeln.

„Herr! wecke bald sie (werdet ihr dann flehen)
Und laß den Spuk aus ihren Herzen schwinden!
Daß sie, aufathmend frei, sich selbst verstehen,
Und, neubelebt, in dir sich wiederfinden!"

Vom rechten Almoſen.

„Habt aber Acht und gebet nicht Almoſen,
Auf daß es nur die Leute ſollen ſeh'n!
Laßt vor euch her nicht mit Poſaunen toſen,
Daß Alle ringt, verwundert, um ſich dreh'n!"

„Die Heuchler machen's ſo in Schul' und Gaſſen,
Die nur, daß man ſie *preiſe*, thun, was gut.
Du aber, giebſt du, ſollſt nicht wiſſen laſſen
Die linke Hand, was deine rechte thut!"

„*Sie* haben ihren Lohn dahin, in *Worten*.
Laß du verborgen deine Gabe ſein!
Dein Vater, der Verborg'nes allerorten
Erſchaut, wird öffentlich dir Lohn verleih'n." —

Auch jetzt noch fehlt's uns nicht am Ausposaunen.
Oft iſt der Dürftige, wird er beſchenkt,
Ein Werkzeug nur hochmüth'ger Prahlerlaunen,
Vor aller Welt erniedrigt und gekränkt.

Doch ſchlimmer iſt die *feine* Heuchlerferte,
Die, im Vertrau'n nur, was ſie that, erzählt,
Von „Zartgefühl" macht viele ſchöne Worte,
Und, *heimlich* grauſam, den Beſchenkten quält.

Mit ernſthaft feierlichen Schützermienen,
Mit halb verbiſſenem Verdruß wohl gar,
Reicht man dem Lump, der demuthvoll erſchienen,
In abgemeſſnem Act die Gabe dar.

Um vor sich selbst als Redner auch zu glänzen,
Beschenkt man obendrein den armen Wicht,
Ermahnend, mit moralischen Sentenzen.
Er nimmt sie hin mit traurigem Gesicht.

Ich möchte so vor keinem Menschen stehen:
Ihn sich bedanken lassen feierlich,
Und, vornehm nickend, dann ihn heißen gehen —
In jenes Armen Seele schämt' ich mich.

Der Meister, den ihr schmäh't, weil er im Leben
Ein Handwerk aus der Tugend nie gemacht,
Er sagt im Faust: „Legt Anmuth in das Geben!" —
Ein ächter Christ, der solch ein Wort gedacht!

Doch freilich, Anmuth in das Geben legen
Kann nur ein tiefanmuthiges Gemüth,
Drin, Blüthenregen rings und Früchtesegen
Verstreuend frei, der Baum der Liebe blüht.

Dem ist ein freudig Seelenfest das Geben,
Das er den Bruder mitzufeiern sieht,
Ein süß Geheimniß, das er nur mit Beben,
Es zu entheiligen, sich selbst gesteht.

Wer so thut, läßt die linke Hand nicht wissen,
Auf wem er läßt die rechte segnend ruh'n.
Nicht der, der sich des Wohlthuns nur befliffen,
Um vor sich selbst im Stillen groß zu thun.

Das dümmste Heucheln ist es, weil das feinste,
Wenn man sich selbst und Gott will hintergeh'n,
Und sich berechnet, was man gab, das Kleinste,
Und denkt: bei Gott wird's angerechnet steh'n.

Und im Bewußtsein ſchleppt man's, wohlbedächtig,
Während und mehrend mit ſich, Zahl an Zahl,
Und lächelt: deine Rechnung ſteht ja prächtig!
Du könnteſt karg und hart ſein auch einmal. —

Dann läßt man ſich auch nicht die Freude nehmen,
(Damit ſich doch das Schutzrecht nicht verwiſcht)
Den armen Schützling liebreich zu beſchämen,
Indem man ihm Genuß'ues nun auftiſcht.

Her an den Fingern zählen's rohe Seelen,
Doch wer des Zartgefühles Werth erkennt,
Weiß unter Blumen bald es zu verhehlen,
Nur hie und da leis ſchärfend den Accent.

Pfui! ſchämt euch! Wer den Bruder ſo erniedert
Vor ſich, der hat, in ihm, ſich ſelbſt entehrt.
Wenn's ihn zuletzt vor eurer Wohlthat wi der ert,
So habt ihr ihm den Undank ſelbſt gelehrt.

Ihr habet euren Lohn dahingenommen
In eurer eig'nen Aufgeblaſenheit.
Den reinen, ew'gen Lohn wird der bekommen,
Der Gaben reine, ew'ge Liebe weiht.

Wenn du aber betest, so geh' in dein Kämmerlein.

„Und betest du, thu's nicht den Heuchlern nach!
In Schulen, an den Ecken, auf den Gassen
Steh'n sie beim Beten gern, sich selbst zur Schmach,
Daß sie sich vor den Leuten sehen lassen."

„Sie haben ihren Lohn dahin. Doch du
Geh' in dein Kämmerlein, so du willst beten!
Um im Verborg'nen dort, die Thüren zu,
Vor deinen Gott und Vater hinzutreten."

„Und er, dem das Verborg'ne offenbar,
Der Vater wird dir's öffentlich vergelten." —
Nicht denk' ich euch, was jedem Kinde klar.
Auch ward des Heuchelns plumpe Roheit selten.

Gebrauchmarkt vom gesunden Sinn der Zeit,
Trägt sie das Maal des widrig Lächerlichen.
Doch seid ihr von dem Gifte nicht befreit;
Die fein're Art nur hat sich eingeschlichen.

Man macht's, weil keinen Glauben mehr gewinnt
Das Aushängschild verfertigter Geberden,
Gleich dem Schauspieler, der damit beginnt,
Zu täuschen Andre, selbst getäuscht zu werden.

Man lügt sich in der Rührung Rausch hinein,
Um sich, die Welt, Gott — ehrlich zu betrügen;
Ja! man vergißt, daß Alles Trug und Schein,
Und glaubt am Ende selbst den eignen Lügen.

Wohl euch, ihr Reinen, die ihr mich nicht faßt!
Doch traut nicht denen, die auf Kanzeln weinen,
Noch denen, die, oft wo's am schlechtſten paßt,
Ein Wort der Salbung dem Geſpräch vereinen.

In eure Bruſt greift Alle! daß ihr fühlt,
Ob nicht mein Wort den faulen Fleck getroffen.
Der iſt in Lügenkoth ganz eingewühlt,
Der vor ſich ſelbſt nicht ehrlich iſt und offen.

Weh ihm! verlor er beides Muth und Macht,
Hinabzuſteigen zu des Herzens Kerne,
Zum Born des Lebens, drin, in heil'ger Nacht,
Sich ſpiegeln treu der Wahrheit ew'ge Sterne.

Dort iſt das Heiligthum, das Kämmerlein,
Wo du dich betend deinem Gott ſollſt einen.
Laß die Kleinodien aus dieſem Schrein
Nicht in des Lebensmarktes Lichte ſcheinen! —

Sonſt machte ſich der Menſch, nur halbbewußt,
Sein Inneres klar in äußrem Thun und Zeichen.
Jetzt machte Chriſtus heimiſch deine Bruſt
Dir ſelbſt. In dich mußt du der Welt entweichen.

Den Tempel laß von Holz und Steinen dort!
In des Gemüthes Tempel ſollſt du wallen,
Drin Orgelklänge brauſen fort und fort,
Drin Gottes Lebensworte nie verhallen.

Doch nicht in prahl'riſcher Prozeſſion
Darfſt du die heil'gen Bilder ſchauen laſſen,
Marktſchreien nicht im Litanienton
An allen Ecken und auf allen Gaſſen.

Dem Vater sei geheiligt und geweiht
All dein Gefühl, drum halt' es hinter Gittern!
Denn Tempelraub ist's und Schamlosigkeit,
Machst du's zu deiner Narrensacke Flittern.

Gleich einer Jungfrau, keusch und still entkeimt,
Ist das Gefühl gesunder, schlichter Christen.
Gleich einer Hure, frech und abgeseimt,
Das der Empfindler und der Pietisten.

Das Gebet des Herrn.

„Auch sollt ihr nicht viel, wie die Heiden, plappern.
Sie meinen, daß die Götter sie erhören,
Wenn sie mit vielen leeren Worten klappern.
Der Geist läßt sich durch Worte nicht bethören."

„Er weiß zuvor, was frommt, euch zu gewähren.
Drum betet: Unser Vater in dem Himmel,
In des Gedankens ungetrübten Sphären,
Vom Scheine fern und von des Staub's Gewimmel!"

„Geheiligt sei dein Name! Keiner wage
Sinnlos zu nennen ihn und zungenfertig,
Auf daß, wo immer eine Lipp' ihn sage,
Du auch im Geist sei'st wahrhaft gegenwärtig!"

„Und dein Reich komme! Nicht ein leeres Drüben
Bleib' es, mit unsrer Welt in ew'ger Zweiheit!
Nein! wirklich komm' es zu uns her, im Lieben
Göttlicher Liebe und im Sieg der Freiheit!"

„Und deinen Willen laß geschehn auf Erden,
So wie im Himmel! Wie du uns ersonnen
Bei dir, laß uns hienieden göttlich werden,
Daß wir vollenden hier, was du begonnen!"

„Gieb unser täglich Brod uns heut! Nicht rastet
Behaglich unser Geist beim Freßgelage;
Nur daß, der dunklen Erdennoth entlastet,
In's Lichtreich ihn die freie Schwinge trage!"

„Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben
Den Schuldigern! In deines Geistes Loben
Laß unsrer Schlacken Wust als Rauch verschweben,
Wie unsrem Geist des Nächsten Schuld entstehen!"

„Führ' uns nicht in Versuchung! Halte ferne
Die Nebel, so die Seel' uns trüben wollen,
Auf daß wir, leuchtende, durchsicht'ge Sterne,
Bewußt und fest in deinen Sphären rollen!"

„Erlös' vom Uebel außen uns und innen,
Daß nicht der Dorn erstickt den guten Samen!
Denn dein ist Reich und Kraft von Anbeginnen
Und Herrlichkeit in Ewigkeiten. Amen!" —

Mein kurzes Denken selbst war schon ein Schwächen.
Ihr aber solltet wohl vor Scham erglühen,
Die ihr so festen Kern glaubt auszustechen
Mit euren faden Brei'n und schaalen Brühen.

Nichts Schlechtres, als des Geistes höchste Ziele,
Darf hier sich eisern aneinanderketten.
Nicht daß sich lüderlich das Herzchen stele
Auf weicher Phrasen heißen Lotterbetten.

Nicht daß ein jeder Schwächling klag' und winsel'le,
Und Gott mit Lumperei'n dürf' überrennen,
Daß, heuchelnd, man sich selbst schwarz überpinsel'le,
Um sich bei Gott, durch Demuth, weiß zu brennen.

Pfui über eure Blümlein und Guirlanden!
Sie wuchern in gemeiner Seelen Sumpfe.
Der Geist ward, faulend, drin zu Spott und Schanden,
Die Kraft hinweggeschwemmt mit Stiel und Stumpfe.

Seht hier in Fels mit Schwerthieb eingehauen
Kraftworte, so des Meisters Geist bekunden!
Wie nur ein gottbefreit erhabnes Schauen
Sie faßt, dem längst des Staubes Kram entschwunden.

Ich möcht' euch rathen: laßt's dabei bewenden!
Wie lange wollt ihr noch Gebete schmieren?
Will denn der Scharteari nimmer enden,
Das Greinen, Wimmern, Faseln, Deklamiren?

Schon längst sind reif an Geist und Herz die Starken,
Aus sich zu beten, nicht durch fremde Mäuler.
Wollt ihr die Schwachen uns noch ganz entmarken,
Ihr heuchlerischen, weinerlichen Heuler?

Fort in die Glut mit all den süßen Bändlein,
D'raus ihr sollt beten lernen fein manierlich!
Maroquindeckelchen mit goldnen Rändlein,
Und drinnen? — Koth, bespickt mit Blümlein zierlich.

Wähnt nicht zu streng mich! Nur die Lüge flöh' ich.
Könnt ihr des Beiens Wahrheit euch nicht schaffen —
Schlagt auf das Evangelium! Erbötig
Ist Christus immer, euch emporzuraffen.

Rechtes Fasten.

„Und fastet ihr, so seht nicht sauer drein,
Den Heuchlern gleich, die das Gesicht verzieh'n,
Sie suchen vor den Leuten nur den Schein.
Wahrlich! sie haben ihren Lohn dahin."

„Du, so du fastest, salbe dir das Haupt,
Und wasch' dein Angesicht, daß du nicht schein'st!
Dein Vater sieht, was auch der Haufe glaubt,
Verborg'nes, und vergilt dir's offen einst." —

Das Fasten ward zu todter Form schon längst,
Doch blieb zurück für dich das ächte Muß:
Entbehrend zu verschmäh'n, woran du hängst,
Daß nicht den Geist ersticke der Genuß.

Preisgeben sollst du süßer Träume Rausch
Für des Gedankens herbe Nüchternheit;
Gesell'gen Wortes müh'los heitren Tausch
Für abeitstrenge Geisteseinsamkeit.

Das ist das wahre, innre Fasten jetzt,
Das frei der Geist sich selber auferlegt,
Der sich verflüchtigt, wenn er sich ergetzt,
Sich stärkt, wenn er des Denkens Lasten trägt.

Doch wer mit solchem Thun sich wichtig macht,
Sich angewöhnt ein mürrisches Gesicht,
Das er, das Lächeln meidend, streng bewacht,
Als wär' er, wie die andern Menschen, nicht,

Ein seltsam feierlicher Sauertopf —
Der hat den Lohn dahin. Wohl gafft ihn an
Und zischelt nach ihm ein getäuschter Tropf,
Geheimnißvoll: „Seht den! das ist ein Mann....!“

Und dabei bleibt's. — Du aber, fastest du,
So thu's mit heller, faltenloser Stirn!
Des Geistes Werktag scheine Sabbathruh,
In ros'ger Glut steh' des Gedankens Zirn!

Die Erde, wenn sie neue Früchte sinnt,
Und sich zu harter That zusammenrafft —
Schau! wie sie sich mit Blüthen rings umspinnt,
Als spielte träumend sie mit ihrer Kraft.

Dein Schaffen und Entbehren sei versteckt
Vom Blüthenteppich freier Heiterkeit!
Gott, dessen Aug' Verborgenstes entdeckt,
Wird öffentlich dir's lohnen seinerzeit.

Aus dem Entbehren sprießen Füllen auf.
Auftragen wird vor aller Welt dein Geist,
Ein Tempel, stark und stolz vom Grund zum Knauf,
In dessen Schutz das Volk den Vater preist.

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden.

Ihr sollt euch Schätze sammeln nicht auf Erden,
Daß ihr, wenn Rost und Motten sie zerfressen,
Vom Dieb sie ausgescharrt, gestohlen werden,
Verarmt, als hättet ihr sie nie besessen.

Im Himmel aber sollt ihr Schätze speichern,
Im Gottesreich des freien Geist's tiefinnen.
Da sollt ihr, geizig dürstend, euch bereichern
An schöner That und kühnem Gottessinnen.

Nicht fürchtet dorten Motten, Rost und Diebe!
Was ihr errangt, bleibt ewig euch zu eigen.
Gebt ihr's, als Blüthe, Andern hin in Liebe,
Wird sich's, als Frucht, zu euch zurückeneigen.

Und mag nun auch der Welten Bau zersplittern —
Fort dauern ächte Worte, rechte Thaten.
Der Grund, drauf sie gebaut, wird nicht erzittern:
Im Geiste Gottes reifen eure Saaten. —

Wo euer Schatz, wird euer Herz auch weilen.
Wollt ihr den freien Geist, der ohne Rasten
Von Welt zu Welt in Gottes Licht will eilen,
Einkerkern dumpf in Kisten und in Kasten?

Einfältig ſei, was deines Leibes Licht iſt.
Dein Aug'! Dann iſt der ganze Leib in Klarheit.
So nur dein Denken unverfälſcht und ſchlicht iſt,
Iſt all dein Weſen hell in Gottes Wahrheit

Doch wenn, zwieſpältig, gleich dem Schalk, dein Denken
Zugleich will Himmelslicht in's Auge faſſen,
Und ſich zugleich in Erdenſtaub verſenken,
Dann wirſt du ganz in Finſterniß gelaſſen.

Niemand kann ehrlich zweien Herren dienen.
Anhängen wird er dem, und den verachten.
Du kannſt nicht wählen hier in Erdenminen
Und dort empor an Himmelspforten trachten.

Glaubſt du, aufblickend von des Staubes Gütern
Mitunter auch zu Gott, ihn abzufinden?
Er hat nicht Theil an dumpfen Halbgemüthern,
Du mußt dich ganz und einzig ihm verbinden.

Nicht ſollt ihr kleinen Sorgen euch ergeben
Um Speiſe, Trank und Kleid in Selbſtverleidung.
Iſt höher, denn die Speiſe, nicht das Leben?
Nicht mehr der Leib, den Gott ſchuf, denn die Kleidung?

Die Vögel unter'm Himmel ſeht! Sie feuern
Sich an zum Wettgeſang, ein froh Gewimmel,
Nicht ſäend, ärndtend, ſammelnd nicht in Scheuern,
Und doch ernähret der Vater ſie im Himmel.

Seid ihr nicht mehr, denn ſie? Wenn ſie, verſingend
Die Sorg', im freien Reich der Töne leben:
Sollt ihr den Geiſt nicht, ihn der Erd' entſchwingend,
In's Reich der freien Gottgedanken heben?

Wer von euch mag der Länge seines Lebens,
Wie er auch sorgt, zusetzen eine Elle?
Doch um den Geist müht ihr euch nicht vergebens,
Der wächst, wollt ihr's, empor zur Himmelshelle. —

Und schauet auf dem Feld die Lilien prangen,
An Arbeit denkend nicht und nicht an's Spinnen!
Nicht herrlicher war Salomo umhangen
Mit äußrem Schmuck, wie Gott sie schmückt von innen.

So Gott des Feldes Gras, das heute stehet,
Und in den Ofen wird geworfen morgen,
Weiß so zu kleiden: wie ihr nie vergehet,
Kleingläubige! wird er für euch nicht sorgen?

Sorgt ihr nur, daß sich euer Geist erschließe,
Dem Lichte Gottes, gleich der Lilienblüthe,
In seiner Wahrheit, sich entfaltend, sprieße,
Und seiner Schöne Widerschein behüte.

Drum sollt ihr euch in Sorgen nicht verzehren,
Was ihr wollt essen, trinken, wie euch kleiden,
Armseligkeiten ängstlich nicht begehren.
Nach solchem Allen trachten auch die Heiden.

In einer Kraft faßt euer Sein zusammen!
Nach Gottes Reich trachtet vor allem Andern!
Das Irdische verbrennt in Geistesflammen,
Frei, auf des Denkens Höh'n, einherzuwandern.

Gottes Gerechtigkeit erstrebt in Werken,
Sie spendend aus des Herzens reinem Horte!
Daß man in Thaten Gottes Spur kann merken,
Als wären nur verkörpert seine Worte.

Das Andre, Niedre wird ſchon zu euch fallen.
Was ihr bedürft, der Himmelsvater weiß es.
Er läßt von ſelbſt euch Erdenſaaten wallen,
Eh' ihr erliegt der Laſt des Erdenfleißes.

Nicht ſorget peinlich, kleinlich für das Morgen,
Den ein'gen Geiſt zerſplitternd vielgeſchäftig!
Das Morgen laſſet für ſich ſelber ſorgen,
Und bleibt im Heute nur ganz, klar und kräftig!

Vergeben und Richten.

„So ihr den Menſchen nicht vergebt die Schuld,
Wird euer Vater auch euch nicht vergeben." —
Wollt ihr theilhaftig ſein der Liebesbuld
Des Ewigen, muß in euch ſelbſt ſie leben.

Des Vaters ſündentilgendes Verzeih'n
Iſt nicht von außen her ein Act der Schenkung.
Die Liebe müßt ihr in euch ſelbſt befeſt'n
In eures Weſens innigſter Verſenkung.

Wenn ſie allwirkend euch und ganz durchwebt,
Schafft ſie, in einer That, zu einer Stunde,
Daß ihr dem Bruder ſeine Schuld vergebt,
Und daß von Gott euch kommt Verſöhnungskunde.

Das Liebesfeuer, das mit heil'gen Loh'n
Des Bruders Fehl in eurem Geiſt verzehret,
Hat in demſelben Augenblick ja ſchon,
Die Schlacken tilgend, euch vor Gott verklaret.

Doch des Verdammens wild unheil'ge Glut
Brennt Gottes Ebenbild in euch zuſammen.
Thuend an euch, was ſie am Bruder thut,
Tilgt ſie, was in euch göttlich iſt, mit Flammen.

„Drum richtet nicht, auf daß ihr ſelber nicht
Gerichtet ſeid, wo, richtend, ihr geſeſſen;
Denn wie ihr richtet, trifft euch das Gericht,
Mit welchem Maaß ihr meßt, wird euch gemeſſen."

Denn an dem Maaß, das ihr handhabt im Geiſt,
Steht eurer eignen Meſſung Werth geſchrieben;
Des Grades Zeichen, das ihr zeget, weiſt,
Ob Haſſen euch die Hand geführt, ob Lieben.

Das iſt die Schätzung, die da gilt vor Gott.
Was in euch dem Erbarmen widerſtehet,
Iſt leer, der Liebe, wie ſich ſelbſt, zum Spott,
Und werth, daß es verdammt wird und vergehet.

„Was aber ſiehſt den Splitter du, geübt,
Der deinem Bruder ſtört des Auges Schimmer,
Den Balken aber, der das deine trübt,
Es ganz verdüſternd, den gewahrſt du nimmer?“

„Wie darfſt du zu ihm ſagen: »Halte Ruh'!
Daß ich den Splitter aus dem Aug' dir ziehe.«?
Du Heuchler! erſt den Balken ziehe du
Aus deinem, dann zum Aug' des Bruders ſiehe!“ —

So treibt, wer zum Verdammen her ſich giebt,
Ein ſchlechtes Krämerhandwerk nur mit Splittern.
Den ganzen Menſchen faßt nur, wer da liebt.
Wer ſelber klein, kann Kleines nur erwittern.

Wer, ſtatt der Seele Mark, des Geiſtes Licht,
Nur einen Balken hat aus dunklem Holze —
Was Wunder, wenn er ſing von Splittern ſpricht
Und aburtheilt mit lächerlichem Stolze?

Weil der Geſinnung Augenlicht euch nahm
Der dumpfig dunkle Balken der Gemeinheit,
Iſt euer Richteramt nur Einzelkram
Und trifft den Menſchen nie in ſeiner Einheit.

Mit scharfen Messern habt ihr ihn zerlegt
In ein Geflecht von Tugenden und Fehlen,
Und was er in lebend'ger Einheit hegt,
Zeigt stückweis euer Kritteln auf und Schmähen.

Und dies und das hat er an sich, was schlecht.
Ihr zählt es her ihm, was von ihm nicht tauge.
Ihr Heuchler! in euch selbst ist gar nichts ächt,
Zieht ihr den Balken nicht aus eurem Auge.

Hat euer Geist erst in sich selber Licht,
Dann werdet ihr's mit einem Blick erkennen:
Was da verdammt, die Splitter sind es nicht;
Die lassen leicht und leise sich entfernen.

Der Balken, der die Sehkraft ganz erstickt,
Ist der Vernichtung, der Verdammniß Stempel, —
Statt daß ihr stets an fremden Mauern flickt,
Baut aus euch selber auf den ganzen Tempel!

Ihr ſollt das Heiligthum nicht den Hunden geben.

„Ihr ſollt das Heiligthum nicht Hunden ſpenden,
Noch eure Perlen werfen vor die Säue,
Daß ſie ſie nicht zertreten und ſich wenden
Und euch dafür zerreißen ſonder Scheue.“ —

Was dein iſt, wirſt du wahrhaft erſt beſitzen,
Wenn du's der Menſchheit opfernd hingegeben,
Aus tauſend Augen ſoll dein Feuer blitzen,
Dein Herzſchlag ſoll in tauſend Herzen leben.

Drum, wo du findeſt nur halbwill'ge Ohren,
Da rufe donnernd wach den Geiſt, den trägen!
Ob du dein Wort auch hundertmal verloren,
Bringt's einmal wohl auch hundertfachen Segen.

Doch die ſich frech und wiſſentlich verſtocken,
Und die den Geiſt in ſich erſtickt für immer,
Die heulend höhnen deines Wortes Glocken,
Peſthauchend trüben deines Geiſtes Schimmer —

Die halte, wie ſie's ſelber haben wollen,
Dem Viehe gleich, den Hunden und den Säuen.
An ihnen geh' vorüber ohne Grollen,
Und ohne deine Perlen zu verſtreuen.

Zerfließen nicht in allgemeinem Dulden —
Du ſollſt dein Gut mit Manneſinn verwalten.
Der Menſchheit abzutragen deine Schulden,
Sollſt du dein Heiligthum zuſammenhalten.

Die ſelber ſich entmenſcht mit dumpfen Sinnen,
Und gierig lechzen nach unſaubrem Fraße,
Was ſollten ſie mit Perlen auch beginnen?
Nichts, als ſie treten in den Koth der Straße.

Und dann ſich wenden gar, dich umzubringen,
Thieriſch ergrimmt, dieweil du ſie betrogen.
Denn was der Rachen nicht hinab kann ſchlingen,
Iſt ihnen wesenlos, leer und erlogen.

Was haſt zu ſchaffen du mit Hund' und Schweinen?
Sie ſind dir fremd und nicht von deinem Stamme.
Willſt du das Deine ſpenden, gieb's den Deinen,
Die nicht erſäuft in der Gemeinheit Schlamme.

Dem gieb dein Heiligthum, der's treu behüte,
Dem deine Perlen, der ſich weiß zu ſchmücken.
Es iſt dein Bruder reicher im Gemüthe
Geworden, und du ſelber im Beglücken. —

Der Allerweltsfreund mag, der eitle, flache,
Preisgeben ſeine Klittern ringt im Kreiſe.
Doch hegſt du Aechtes in des Buſens Sache:
Bewahr' es wachſam und vertheil' es weiſe!

Gebeterhörung.

Ihr all' bedürft des Guten und des Rechten,
Doch Gott ist Herr des Himmels und der Erden;
Nichts könnt ihr selbst ertrotzen und erfechten.
Doch bittet! und euch wird gegeben werden.

Er aber wird's nicht in den Schooß euch senden,
Wollt ihr euch flehend nur im Staube winden.
Steht selber auf und gürtet eure Lenden
Und suchet rastlos! Wer da sucht, wird finden.

Des Weltalls Wunderhallen seht ihr schimmern,
Drin Gott die Wahrheit lehrt in ew'gen Worten.
Er tritt hervor nicht aus den goldnen Zimmern.
Doch klopfet an! er öffnet euch die Pforten. —

So euer Bitten kindisch und verkehrt ist,
Wird, wie man Kindern thut, euch's Gott versagen.
Und so ihr sucht, was nicht des Suchens werth ist,
Dann werdet ihr euch oft vergebens plagen.

Der Höchste kann euch Höchstes nur gewähren.
Nur Geistesspenden hat euch Gott versprochen.
Wollt ihr mit Betteleien ihn beschweren,
So läßt er euch an seinen Thüren pochen.

Die Welt ist nichts im Wechseln der Gestalten,
Sie schwindet vor des Geistes Felsendauer.
Anheim fällt schwankenden Naturgewalten
Tod, Leben, Sonnenschein und Regenschauer.

Gott hat dem nicht'gen Schattenſpiel des Scheines
Den Zufall, ſelber Schein, zum Herrn gelaſſen.
Doch über Schein und Zufall hoch ſteht Eines:
Es iſt des Menſchengeiſtes Gotterfaſſen.

Zu dem Werk ſollſt du Gott um Kräfte flehen.
Gott iſt der Schatz, der, haſt du ihn gefunden,
Durch keinen Weltenſturz dir kann zergehen;
Von jedem kleinen Weh' macht er geſunden.

Des Geiſtes, wie der Liebe Weſen iſt es,
Hingebend, gränzenlos ſich zu erſchließen.
Willſt du erhört ſein? Fleh' zu Gott! Du biſt es.
Dein Fleh'n ſchon iſt ſein ſich in dich Ergießen.

„Wahrlich! (ſprach Chriſtus) was in meinem Namen
Ihr bittet, wird der Vater euch gewähren." —
Ihr aber denkt mit des Gebetes Hamen
Aus Gott zu fiſchen, was ihr mögt verzehren.

„In meinem Namen habt ihr nichts gebeten,
Bis jetzt. Mit euren kleinen Krämerſorgen,
Schämt ihr euch nicht, vor Gott, den Geiſt, zu treten,
Als wär' er da, euch Gut und Geld zu borgen?"

„Nur göttlich war mein Wollen und mein Sinnen.
Zieht nicht zum Stand herab mein Angedenken!
Wollt nur was göttlich iſt, durch mich gewinnen,
Und Gott wird euch vollkommne Freude ſchenken."

Gleichheit.

„Alles nun, das ihr wollt, das euch die Leute
Thun sollen, das thut ihnen. Dieses Wort
Enthüllet euch, was das Gesetz bedeute,
Und der Propheten Mahnung fort und fort.“ —

Das Wort spricht leicht sich hin, doch wär's in Allen
Lebendig — alles Unrecht stockte gleich.
Kränkung, Bedrückung, Ketten, schlaue Fallen
Verschwänden, und es nahte Gottes Reich.

Des Menschen selbstische Vornirtheit ist es,
Daß er sich für gerecht und billig hält;
Da naht der That Moment — und er vergißt es,
Daß er dem Gleichen sich entgegenstellt.

Mit ganz besondrer Forderungen Schanze
Umwallt er rings unser sich, halbbewußt.
Wird er verletzt, dann ist's in ihm das Ganze.
Verletzt er Andre — hat er so gemußt.

So bilden Kasten sich, die sich erdreisten,
Selbst mit Gewalt, vermag man's nicht gelind,
Andre zu zwingen, ihnen das zu leisten,
Was sie zu leisten nicht gesonnen sind.

Der Sclave soll den Herrn mit Ehrfurcht grüßen,
Doch ehrlos ist er selbst, mißhandelt schwer. —
Er neigt sich dir und du trittst ihn mit Füßen? —
„Ja, das ist ganz was Andres — ich und er.“ —

Was laßt ihr uns umlauern und umstellen,
Und steckt in euren Zwangsrock Wort und That?
Wer euch entgegenstrebt, der muß zerschellen.
Thut man ein Gleiches euch, schreit ihr Verrath.

Warum umgarnt ihr uns auf allen Pfaden?
Gewalt und List bedroh'n uns fort und fort. —
„Ja, wir sind Leute auch von Gottes Gnaden!“ —
Von solchen meldet Christus nicht ein Wort.

Versucht's! ein Sprüchlein nur von ihm zu borgen,
Damit ihr uns beweist, es sei erlaubt,
Von Gottes Gnaden für sich selbst zu sorgen,
Werd' auch die Welt der Freiheit drum beraubt.

Ihr findet nichts im neuen Testamente,
Seit Christus niederwarf mit einem Streich
Die Mauer, die von Gott den Menschen trennte,
Sind Alle frei in Gott, vor Gotte gleich.

Mit Recht und Unrecht schalten eigenwillig
Darf Keiner, weil er: gottgesalbt sich schilt,
Was Einem recht ist, ist dem Andern billig,
Denn jeder Mensch ist Gottes Ebenbild.

Drum, wie ihr wollt, daß wir an euch thun sollen,
So thut an uns! sonst wird die Zeit sich nah'n,
Wo Alle werden so an euch thun wollen,
Wie ihr bisher an ihnen habt gethan.

Geht ein durch die enge Pforte.

So geht denn durch die enge Pforte ein! —
Weit iſt die Pforte und der Weg iſt breit,
Der zur Verdammniß führt, zum Nichts, zum Schein,
Und Viele wandern drauf zu jeder Zeit.

Auf der bequemen, breiten Straße zieht,
Dem nur des Augenblicks Behagen frommt,
Der, da er nie nach ew'gem Ziele ſieht,
Nur ſorget, daß er müßig weiter kommt.

Das Leben iſt ihm eine Reiſe nur
Und, zu *vergnügen* ſich, der Reiſe Zweck.
Gedankenlos folgt er getret'ner Spur
Morgen, wie heut, als käm er nie vom Fleck.

Bis er vergaß, vom Augenblick ergetzt,
Das *Ewige*, danach der Geiſt ſich ſehnt,
Und aus weitoffnen Pforten ihm zuletzt
Das elle, ſchnale *Nichts* entgegengähnt. —

Die *andre* Pfort' iſt eng und ſchmal der Weg,
Der da zum Leben, der zu Gott führt ein,
Und Wenig' finden jenen rauhen Steg,
Der nur mit *Arbeit* will bezwungen ſein.

Die thuſt du nicht, nachläſſig ſchlendernd, ab,
Daß Fuß um Fuß dich träge weiterträgt.
Dein Adlerblick muß ſpäh'n hinauf, hinab,
Weil jedes Glied mit Rüſtigkeit ſich regt.

Und morgen mußt du schon von höh'rem Punkt
Klar überblicken, wo du standest heut.
Da gilt kein Meisterzug, der eitel prunkt,
Die Kraft nur, die sich des Gelingens freut.

Dort ist des Geistes Lebenselement;
Denn nur in ew'gem Ringen bleibt er Geist,
Dann nur, wenn, was er heut erschaut, erkennt,
Ihn morgen fort zu höh'rem Wissen reißt.

Das ist zum ew'gen Ziel der grade Weg,
Doch erst des Lebens eitlen Kram wirf hin!
Ihn mitzuschleppen, ist zu steil der Steg.
Dem Wandernden ist der Verlust Gewinn.

Nur dich, mit deiner Kraft und deinem Muth,
Nimmt dann am Ziel der Pforte Sprengung auf.
Eindringen kannst du nicht mit Hab und Gut,
Noch auch mit lärmend breitem Freundeshauf.

Nur einsam dringt der Geist, der sich erkannt,
Der, was ihm fremd, abthat und nicht vermißt,
In des Gedankens stilles Gottesland,
Wo er die ew'ge Wahrheit hat und ist.

Des Geistes Leben ist die Wahrheit nur,
Denn außer ihr hat er sich selbst verdammt.
Wiedererkennend sich, auf eigner Spur,
Geht er zurück zu ihr, woher er stammt.

Die falſchen Propheten.

„Vor den falſchen Propheten, die da gleißend
Euch naht'n im Schaafsgewand, ſeid auf der Hut!
Inwendig ſind ſie Wölfe, wild und reißend,
Und lechzen gierig euch nach Seel' und Gut."

„An ihren Früchten wird ihr Geiſt ſich zeigen.
Kann man auch Trauben von dem Dornenſtrauch,
Und von den dürren Diſteln leſen Feigen?
Ein guter Baum bringt gute Früchte auch."

„Faul aber iſt die Frucht von faulen Bäumen." —
Laßt euch nicht irren von dem Blüthenduft,
Der euch berauſcht zu heißen Andachtträumen,
Mit Schlummergift erdrückend rings die Luft.

Sie blümeln und ſie düften, bis ihr, trunken,
Im Taumelrauſch, davon ihr nie genes't,
Des Geiſtes Leichen, ſeid dahingeſunken,
Und zu der Bäume Füßen ſtill verweſ't.

Sie ſaugen ſich aus eurer beſten Säfte
Auflöſung dann, ſchmarotzend, grün und feiſt,
Bis daß der Kern der einſt geſunden Kräfte
Als gift'ger Blüthenprunk an ihnen gleißt.

Blüthend zu wuchern über'm Grab der Geiſter,
In ſolcher Satanskunst ſind nicht allein
Die Väter der Geſellſchaft Jeſu Meiſter —
Sie führen, Andre folgen hinterdrein.

„Ob pietiſtiſch oder altkatholiſch,
Der euch betäuben ſoll, der Lügendunſt,
Bedientenhaft loyal und apoſtoliſch —
Es iſt die eine, alte ſchwarze Kunſt.

Drum wahret euch vor dem kriechenden Geſchichte,
Das heimlich an der Weltentwicklung frißt!
Nur an der Früchte kerngeſunder Früchte
Erkennt den Baum, wes Geiſtes Kind er iſt.

Wo ihr ein ſchöpferiſches Wirken findet,
Das, ſichtbarlich, ſich durch der Zeiten Kranz
Mit goldnem Schmuck gereifter Früchte windet,
Da ſitzt der Tod im Kern, trotz Prunk und Glanz.

„Ein fauler Baum, der gute Frucht nicht bringet,
Wird abgehau'n und weggebrannt zu nichts.“
Und ſo ihr, flammernd, ſeinen Stamm umfinget,
Trifft euch mit ihm die Flamme des Gerichts.

„Drum an den Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“
Ob auch der Wipfel rauſcht und Blüthen weiß,
Der Baum, des ſeid gewiß! taugt nur zum Brennen,
Der euch mit reifer Frucht nicht labt den Geiß.

„Nicht Alle werden, die: Herr, Herr! mich rufen,
Des Himmelreiches offnen Pforten nah'n.
Nur, die des Vaters Willen nacherſchufen
In Allem, was auf Erden ſie gethan.“

„Herr (werden Viele zu mir ſchrei'n) bemerke!
Weiſſagten wir in deinem Namen nicht?
Vertrieben wir nicht Teufel, thaten Werke
In deinem Namen viel, wie's heil'ge Pflicht?“

„Bekennen werd' ich ihnen dann und sprechen:
Ich hab' euch nie gekannt. Weicht alle fort,
Ihr Uebelthäter!" — Glatt an Oberflächen,
Wohl eingelernt, mit süßem Blick und Wort,

So geh'n einher, die Jesum: Herr! zu nennen,
Vor aller Welt zum Handwerk sich gemacht.
Die ihn im Geist am wenigsten erkennen,
Tragen zur Schau ihn in Geberd' und Tracht.

Vor allen Andern sind sie die Geweihten,
Weil sie (handgreiflich plumpes Possenspiel!)
Den Namen Christi nennend, prophezeihten,
Die Teufel bannten, thaten Werke viel. —

Nicht Tausendkünstler, die auf Brettern gaukeln,
Marktschreiend laut, bunt oder schwarz belappt,
Nicht, die das Volk in dunkle Inbrunst schaukeln,
Darunter Stumpfheit, Geilheit sich verlappt —

Dürfen des Herrn Aposteln sich gesellen,
Nur, wer da rein von der Betäubung Hauch
Eintrittt frei in Christi Geisteshellen,
Der kennt den Meister und den kennt er auch.

Doch die zum Augendienste sich erniedern —
Ihn täuscht das Trugnetz nicht, das sie umflicht.
Er wird, schreit'n sie zu ihm, voll Zorn erwidern:
„Weicht Uebelthäter, fort! ich kenn euch nicht."

Das Wort, ein Fels.

„Wer meine Rede hört und führt sie aus,
Ist zu vergleichen einem klugen Mann,
Der sich auf einen Fels gebaut sein Haus.
Da nun die Wasser strömten wild heran,"

„Geschwellt vom Regen, und die Winde hart
Anstießen, fiel es nicht, trotz Sturm und Flut,
Dieweil's auf einen Fels gegründet ward.
Doch wer die Rede hört und sie nicht thut,"

„Ist dem bethörten Mann gleich, der sein Haus
Auf Sand gebaut. Da kam der Wasser Schwall,
Und an die Mauern stieß des Wind's Gebraus.
Es fiel das Haus und that 'nen großen Fall." —

Denen das Wort ein leerer Schall nur heißt,
Ihr Thoren! hört! es ist ein Felsengrund.
Der Fels, auf dem die Welt ruht, ist der Geist,
Der sich im Wort gebiegen machte kund.

Doch nicht genügt des Grundes Feste blos.
Ihr seid berufen, drauf zu bau'n das Haus.
Was innen tief gebar des Geistes Schooß,
Das sollt ihr stellen frei an's Licht hinaus.

Und was ihr fühlt und dichtet, sinnt und denkt,
Das sei zum großen Bau herbeigeschafft.
Der Grundstein wer'd' in Christi Wort versenkt;
Dann wird in Gott besteh'n des Hauses Kraft.

So euer Wiſſen, Glauben, Kunſt und Staat
Auf Chriſti Wort, dem Felſenboden ruht —
Ob auch die Weltgeſchichte dräuend naht —
Es trotzt der Bau der Zeiten Sturm und Flut.

Doch ſo ihr baut, gott- und gedankenlos,
Ein nichtig eitles Machwerk auf den Sand —
Erliegen wird's dem erſten Windesſtoß.
Der Geiſt allein giebt Stärke, wie Beſtand.

Steht euer Haus auf Sand — o dann zieht aus,
Eh' noch der Sturm kommt! Laßt es öde ſteh'n!
Beſſer, arbeiten hart an neuem Haus,
Als in dem Sturz des alten untergeh'n.

Schluß zur Bergpredigt.

Und es geschah', da er die Rede schloß,
Daß sich das Volk ob seiner Lehr' entsetzte,
Weil er, gewalt'gen Wort's, den Geist ergoß,
Nicht, gleich den Schriftgelehrten, ihn zersetzte.

Wer frei aus freiem Geist das Wort gebiert,
Voll Zeugungskraft, der wird gewaltig pred'gen.
Nicht, wer allwöchentlich sich einstudirt,
Mühselig sich der Amtspflicht zu entled'gen. —

Sie treiben an das Volk die Rede fort
Von Berg und Markt in enge Kirchenschranken.
Was hört es dort nun? Worte, nicht das Wort,
Empfindelndes Gewinsel, nicht Gedanken.

Die fristen ihr schwindsüchtig Leben kaum,
Wo Schüler, halbaufhorchend, schreibend, sitzen,
Wo sich der Geist versperrt in dunklen Raum
Als Lampenschein, statt frei der Welt zu blitzen.

Wer kennt der Wahrheit Donner noch heraus
Aus des geleiteten Vortrags zahmer Leier?
Und wehte wirklich hier des Geist's Gebraus —
Wo fern das Volk, ist fern des Geistes Feier.

Da, wo dem Volk sein Ohr erlaubt noch blieb,
Im Tempel, wird zum Sprecher er erkoren,
Wer dem Gespenst der Formel sich verschrieb,
Und feierlich den Geist hat abgeschworen.

Da fehlt es nicht an Redekrechselkunst,
Nicht an der Rührung weichlichem Erbeben,
Nicht an erhabnem Phrasen-Pomp und Dunst —
Der Geist nur fehlt, die Wahrheit und das Leben.

Was müht ihr euch, der redlich, jener schlau?
Ihr könnt den alten Brei nur wiederkäuen.
Der Geist ist todt, sein Werk ein morscher Bau,
So er sich, aus sich selbst, nicht darf erneuen.

Wenn Jesus seines Geist's lebend'gen Hort
Gemodelt nach der Schriftgelehrten Kunde,
Nie hätte sich das Volk ob seinem Wort
Entsetzt, getroffen tief zum Herzensgrunde.

Was schreiet ihr, daß nur sich füllt zur Noth
Von halb Gleichgültigen die Kirchenhalle?
Kein Leben schaffen kann, was selber todt,
Wacht selbst zum Leben auf, dann weckt ihr Alle.

Das Lebenswasser.

Und zu dem Weib, was er am Born gefunden,
Sprach Christus: „Wer dies Wasser trinkt, der hat
Nur seinen Durst gestillt auf kurze Stunden,
Bis er vom neuem Durste matt und matt."

„Doch wer des Wassers trinkt, das ich kann geben,
Den dürstet nie. Es wird in ihm ein Quell
Des Wassers, das da strömt in's ew'ge Leben,
In alle Ewigkeiten frisch und hell." —

Wenn du dich mit der Endlichkeit Genüssen
Anfüllest, fühlst du bald dich wieder leer.
Und immer neu wirst du genießen müssen;
So jagt sich Gier und Sattheit hin und her.

Das ist von Tag zu Tag, von Stund' zu Stunde
Ein unerquicklich sinnlos Wechselspiel.
Der Strudel schlingt mit ewig gier'gem Schlunde.
Kein Maaß, kein Inhalt, kein Vollendungsziel!

Was, als ein Festes, die Begierde findet
Und hascht, zerfließt, ein Schemen und ein Schein.
Das Dauernde, das im Genuß nicht schwindet,
Das ist das ew'ge Wort, der Geist allein.

Der Erde Freuden strömen, Well' um Welle,
Und niemand fragt und weiß: wohin, woher?
Der Geist ist ewig neugeborne Quelle,
Stets bei sich selbst und stets im ew'gen Meer

Nicht wird er, einem Schatz gleich, eingeschlossen.
Nur da ist er wahrhaftig, wo er lebt,
Wo, aus dem Urgeist ewiglich ergossen,
Er ewiglich zurück zum Urgeist strebt.

Das ist kein unbewußt, gleichgültig Fließen.
Er strömmt, auf daß er sich sich selbst enthüllt.
An wächst er, klar und klarer im Ergießen,
Bis er, im ew'gen Leben, sich erfüllt.

Kaum hat er dort, hinschwindend, sich verloren
In tiefen Gottgenügens ew'gem Meer,
Ist er am Quell auch wieder neu geboren
Und strömt verjüngt und herrlicher daher.

So spendet jeder Tod ihm Lebenskräfte
Und höh'res Dasein jeder Untergang.
Aus Gott entsprungen, ward ihm zum Geschäfte,
In Gott zu senken sich mit ew'gem Drang. —

Ihr Alle hegt ihn, abgesandte Geister!
Doch er vergaß, getrübt, versumpft, sein Ziel,
Bis daß ein Lebenswort von eurem Meister,
Ein läuterndes, in seine Tiefen fiel.

Das hat die Kraft, ihn durch und durch zu klären,
Ihn neu zu wecken zu dem ew'gen Lauf;
Und euer durstend heißes Gottbegehren,
Ewig befriedigt, hört doch nimmer auf.

Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.

—

„Iſt's recht, o Herr! nach unſrer Väter Weiſe
Auf jenem Berge dort Gott anzubeten;
Oder geht nach Jeruſalem die Reiſe,
Und muß man dort im Tempel vor ihn treten?“ —

„Weib! (ſpricht der Herr) es nahen ſich die Zeiten,
Wo ihr anbetet weder hier, noch dorten.
Ihr ahnt ihn dunkel, ſchauend in die Weiten!
Und that er kund ſich in lebend'gen Worten.“

„Drum kommt das Heil von uns. Doch es wird kommen,
Und iſt ſchon jetzt, die Zeit bewußter Klarheit,
Wo die wahrhaftigen und freien Frommen
Anbeten ihn im Geiſt und in der Wahrheit.“

„Auch Kinder, die ihn kennen, will der Vater;
Muß dumpfſter Opferdienſt ihn auch bekunden.
Gott iſt ein Geiſt und nur dem Geiſte naht er,
Und in der Wahrheit nur wird er gefunden.“ —

So ſprachſt du, Herr, vor achtzehn hundert Jahren.
Ich aber ſah' (wie weh that's meinem Stolze!)
Mit blut'gen Knie'n auf Treppen rutſchend, Schaaren
Beten im Takt am Kugelkranz von Holze.

Sah', hüpfend ob des Geistes tiefem Falle,
In Tausenden sie vor- und rückwärts springen*)
In wildem Tanz, um in der Kirchenhalle
Holzpuppen, opfernd, ein Stück Geld zu bringen. —

Ich hört' auch Andre, die sich Klüger wähnen,
Mißlautend schrei'n mit Armensündermienen,
Sah' sie bei geistverarmter Predigt gähnen,
Allsonntäglich, um Lohn, Gott ehrlich dienen.

Nicht spürt' ich da des Geistes Fall' und Klarheit,
Geistlosigkeit, die breit sich macht, zur G'nüge,
Und nicht die keusche, heldenstarke Wahrheit,
Wohl aber schwächlichen Empfindelns Lüge.

Den Einen machten Tüncher und Bildhauer
Religion, den Andern — Spitzenstricker,
Die Einen liebten Gott an Holz und Mauer,
Die Andern sperrten ihn in Bücherfächer. —

O Herr! kaum hattest du uns Gott errungen,
War dem Erkennen wieder er entrissen,
Kaum hatte sich der Geist in's Licht geschwungen,
Fiel er anheim den alten Finsterniſſen.

Und immer wieder strebt von Sonnenbügeln
Empor zum Aether reines Gottesdenken,
Um immer wieder, mit gelähmten Flügeln,
Sich in des Stoff's Erstarrung zu versenken.

---

*) Ich bediene mich hier hiner poetischen Freiheit, sondern habe das Angedeutete in Echternach an der Saar wirklich gesehen, wo noch jetzt alle Jahre eine große Springprozession gehalten wird.

Der Geiſt ringt fort und fort, kühn und gewaltig,
Sich in ſich ſelbſt zu faſſen, zu befreien;
Doch ſtets veräußert er ſich vielgeſtaltig,
Als müſſe Form ihm Feſtigkeit verleihen.

Ein ewig Fallen und ſich ſelbſt Erlöſen!
Bald baut er ſich in rieſ'gen Domes Schranken,
Bei des Chorales ſchwellenden Getöſen
Umſtarren ihn verſteinerte Gedanken.

Ein Ritter naht und ſpricht das Wort. Ein Krachen
Geht durch die Hallen, grollend, donnerlönig,
Und jeder Gottgedanke muß erwachen
Vom Zauberſchlaf, ein bannbefreiter König.

Frei zieh'n ſich nun durch Thäler, über Berge,
Aus ihnen ſpricht der Geiſt mit Flammenzungen.
Bald legt man ſie in todter Formeln Särge,
Und ſelbſt das Wort wird zu Verſteinerungen. —

Doch nicht verzagt! Die Zeiten werden reifen
Und ſind ſchon jetzt. (Ich ſag's, trotz eures Spottes.)
Ab wird der Geiſt die letzten Hüllen ſtreifen
Und ganz durchſchienen ſein vom Lichte Gottes.

Ein Ende nehmen wird das alte Zanken,
Zu welcher Zeit, an welchem Ort ſich's ſchicke,
Gott anzubeten. Thut es mit Gedanken
Allüberall, in jedem Augenblicke! —

„Brecht dieſen Tempel ab, den Hände machten!
Ich bau' den andern euch in dreien Tagen,
Von Händen nicht gemacht." Die Juden lachten;
Ich aber ſehe längſt den Tempel ragen.

Es ist der Geist, der selber sich erbaut;
In ihm ist Gott lebendig und zugegen.
Ihr sperrt ihn nicht in Hallen, nachtumgraut,
Ihr bannt ihn nicht an's Kreuz auf Weg und Stegen.

Gott ist kein alter Mann, kein Bühnenmeister,
Der poltert hinter seiner Welt Kulissen
Gott ist ein Geist, der Urgeist aller Geister.
Er wohnet nur in freier Geister Wissen.

Brecht alle Tempel ab, die draußen stehen!
Baut fort und fort empor den Tempel drinnen!
Mag, krachend, um euch her die Welt zergehen,
Gott bleibt in eures Herzens tiefstem Sinnen. —

Thut nicht die Andacht ab, wie ein Geschäfte,
Bald zu der Erde Schlamm zurückzukehren!
Wähnt nicht, daß Gott sich an die Stunde hefte,
Und daß ihr, wochentags, ihn mögt entbehren!

In dunkle Inbrunst nicht sollt ihr euch senken,
Doch fort und fort euch heiligen in Klarheit.
Gott naht euch nur in siegeskühnem Denken.
Ruft ihn denn an im Geist und in der Wahrheit!

Sündergemeinschaft.

Am Zoll sah Jesus sitzen einen Mann,
Der hieß Matthäus. Und der Meister sprach:
„Komm'! laß den Zoll und folge mir fortan!“
Und er stand auf und folgte gleich ihm nach.

Da Christus saß in seinem Haus zu Tisch,
Da saßen Zöllner viel und Sünder auch
Mit ihm und mit den Jüngern. Welch Gemisch!
Die Pharisäer sah'n den neuen Brauch.

Die Jünger fragten sie, erschrocken fast:
„Wie fühlt doch euer Meister nicht die Schmach,
Daß er mit Zöllnern, Sündern kommt zu Gast
Und ißt!“ Und Jesus hörte sie und sprach:

„Die Starken nicht, nur die da krank und blaß,
Sind's, denen es an einem Arzt gebricht.
›Ich habe Wohlgefallen (faßt ihr das?)
An der Barmherzigkeit, am Opfer nicht.‹“

„Zu rufen auf zur Buße kam ich her
Die Sünder, nicht die Frommen.“ — Hört den Herrn,
Und schämet euch, daß ihr, erbarmungsleer,
Zöllner und Sünder haltet von euch fern.

Vornehmen Blick's, gesetzt und feierlich,
Schließt ihr euch ab in Kasten, starr und fest,
Und Jeden, der aus euren Gleisen wich,
Sperrt ihr aus euren Kreisen, wie die Pest.

Wenn Einer, der da that, was ihr verpönt,
Nur seinen Fuß gesetzt in euer Haus,
Geberdet ihr euch gleich, (wie zart gewöhnt!)
Als wär's mit Ehr' und Ehrlichkeit nun aus.

Und ist er aus dem Pack, dem Volke gar,
Dann ist's, streift seine Hand euch nur, wie Gift.
Ihr koppelt sie zusammen gleich zur Schaar,
Die eures Blick's hochmüth'ger Bannstrahl trifft.

So wach und ängstlich sorgt ihr um den Schein.
Warum? Weil's euch am Wesen selber fehlt.
Ihr macht euch mit den Sündern nicht gemein,
Nur daß man euch nicht zu den Sündern zählt.

Ihr Heuchler! Fremdes Laster schändet nicht.
Der ist befleckt nur, der sich selbst befleckt.
Die Finsterniß um sich vertilgt das Licht,
Nicht wird es von der Finsterniß verdeckt.

Die Sünder durften eurem Meister nah'n,
Mit den Unreinen aß er und blieb rein.
Ihr seid, zu thun, was Christus hat gethan,
Zu schlecht wohl; und ihr meint, zu gut zu sein?

Gott hat am Opfer Wohlgefallen nicht,
Er hat es nur an der Barmherzigkeit.
Nicht daran, daß in Haltung und Gesicht
Ihr stets der Tugend Gliederpuppen seid.

Doch das Erbarmen wich; denn, stolz und hart,
Seht ihr im Sünder keinen Bruder mehr,
Gönnt eure kostbarliche Gegenwart
Anständ'gen Leuten nur von Ruf und Ehr'.

Den Kranken aber thut die Heilung noth,
Des Arztes Hülfe, den Gesunden nicht;
Und wenn in euch ein heilig Feuer lebt,
Gebt denen, so im Dunklen irren, Licht!

Werft die Verzärtelthеit, die eitle, hin
Und mischt euch liebreich in der Sünder Schaar!
Wer wahrhaft gut, bleibt fest in seinem Sinn,
Doch gut kann werden, wer da böse war.

Zum Ehrenmann wird mancher Schuft, beschämt,
Wenn ihr als Ehrenmann ihn grüßet laut,
Wird edel, weil ihr ihn für edel nehmt,
Wird gut, weil ihr ihm Gutes zugetraut.

Wie aber sollt' er's, wenn ihr aus ihn schließt,
Ihn, den Verworf'nen, selbst sich überläßt,
Bis ihm des Ingrimms bittre Thräne fließt,
Und er sich selbst und euch verwünscht und haßt?

Nicht scheuet euch, die Hand zu reichen dar
Dem, der da gleitet an des Abgrunds Rand!
Den Sünder ehrend macht es offenbar,
Daß Christus wahrhaft in euch auferstand!

Die Faſtenfrage.

Und des Johannes Jünger fragten ihn:
„Wie kommt's, daß wir, die Phariſäer auch,
So ſtrenge faſten, doch, die mit dir zieh'n,
Die Jünger halten niemals Faſtenbrauch?“

Er ſprach: „Tragen die Hochzeitleute Leid
So lang bei ihnen weilt als Freund und Wirth
Der Bräutigam? Doch kommen wird die Zeit,
Daß er von ihnen weggenommen wird.“

„Dann werden ſie auch faſten. Niemand flickt
Mit neuem Lappen Tuch's ein altes Kleid.
Ab reißt der Lappe doch, der angeflickt,
Und auch der Riß wird noch einmal ſo weit.“

„Wer faßt in alte Schläuche Moſt auch ein?
Er ſprenget ſie und wird vergoſſen auch.
In neue Schläuche füllt man neuen Wein,
Auf daß erhalten bleiben Wein und Schlauch.“ —

Den Hochzeitleuten ward der Bräutigam
Entnommen, aus den Augen, aus dem Sinn.
Wie ihrem Blick ſein fernes Bild verſchwamm,
War auch ſein Geiſt aus ihrer Bruſt dahin.

Da ſeufzten ſie nach ihm aus ihrer Nacht,
Und haben, weil er ihrem Geiſte fern,
Jahrhunderte mit Trauern hingebracht,
Kaſteiend ſich, als unwerth vor dem Herrn.

Sie faſteten und ſummten Litanei'n,
Und warfen ſchaudernd ſich auf's Angeſicht.
Ihr Herz ergoß nach außen ſich, im Schein,
Weil drinnen, leblos, ſchlummerte das Licht:

Bis in ſich ſelbſt ſich ganz der Schmerz verſenkt
Und den Erlöſer neu aus ſich gebar.
So ward errungen, was erſt war geſchenkt,
Was erſt ein Gleichniß, ward lebendig wahr.

Das iſt das ächte Auferſtehungsfeſt!
Der Menſch, wie er der Kirche Grabespracht,
Gewahnt zur Heimkehr in ſich ſelbſt, verläßt,
Schaut, in ſich ſelber, Chriſtum auferwacht.

Zurückgegeben iſt der Bräutigam.
Wer faſtet, zieht ein Gott ihm in's Gemüth?
Wir ſaugten unſre Mark aus ihm, dem Stamm.
Er iſt es ſelbſt, der in uns grünt und blüht. —

Nicht iſt geſchickt, was frei der Geiſt erſchuf,
Zum Flick für euer Kleid, verbraucht und kahl.
Wie ſtimmte unſres Sieges Jubelruf
In euren grabesmodrigen Choral?

Wir füllen unſres Moſtes Jugendkraft
In eure abgenutzten Schläuche nicht.
Die morſche Form, ſie wäre bald zerklafft
Vor der Gewalt, die gährend ringt nach Licht.

Verloren wär' euch euer letztes Gut,
Die leeren Hülſen, die ihr geizig wahrt,
Und uns umſonſt verſtrömt des Moſtes Flut,
Eh' er, im Wein, als wahr ſich offenbart.

Das alte Kleid behaltet ungeflickt,
Die alten Schläuche leer und unberoh't!
Ein ganz Gewand, zusammen nicht gestickt,
Und neue, feste Schläuche sind uns noth.

Bald sind die Schläuche, bald das Kleid geschafft.
Wir haben ja den Most, das Zeug dazu. —
Weil sich der neue Geist Verkörp'rung schafft,
Hockt an des alten Leichnam ihr in Ruh'!

Bis ihr zuletzt des Engels Ruf vernehmt:
„Des Menschen Sohn erstand. Er ist nicht hier." —
Dann kommt ihr wohl und sucht bei uns, beschämt,
Den Bräutigam. — So kommt! Schon harren wir.

Der Sabbath.

Des Lebens kleine Zwecke zu erreichen,
Am Pult und in der Werkstatt festgebannt,
Sitzt ihr, und Tage mögen so verstreichen,
Daß ihr nicht einmal habt euch selbst erkannt.

Euch stets vom Druck der Stunde Uebertäubten
Sei euer Sabbath herrlich denn gegönnt,
Daß einmal doch mit Sinnen, unzerstäubten,
Ihr euch in Gott, als Geister, finden könnt.

So stellt ihr eures Wesens freie Einheit,
Die ihr im Werkeltagsgeschäft verlort,
Doch einmal her in ungetrübter Reinheit,
Am Tag, den ihr als heilig auserkor't.

Auch sei der schöne Glaub' euch nicht benommen,
Daß Gott, da er das Weltall auferbau't,
Aus seiner That zu sich zurückgekommen,
Sich und sein Werk hat, ruhend, angeschaut.

Denn Wahrheit ist's: daß er sich nicht zerschlage
In Einzelthun, bedarf auch Gott der Ruh'.
So theilt ihr, nach dem Maaß der Erdentage,
Kindlichen Sinn's ihm seinen Sonntag zu.

Doch tiefre Wahrheit ist's, daß ihn der Zeiten
Abtheilend Wechseln nimmer hat berührt.
Er waltet, aus dem Strom der Endlichkeiten
Allewig in sich selbst zurückgeführt.

Drum, was ihr trennen müßt in heut und morgen,
Das ist in ihm ein ewiger Moment.
In seinem Ruh'n ist schon sein Thun verborgen,
Sein Ruh'n ist Thun nur, das sich selbst erkennt.

Derweil in Ewigkeit sein Schöpferwille
Im Thatensturme hin durch Welten fährt,
Ist er in Ewigkeit zur Sabbathstille
Aus Welten in sich selbst zurückgekehrt.

Sein Schaffen ist ein riesig Selbstbehagen,
Ein sich ergossen Fühlen wirkungsvoll.
So ruht er, in sich selber stark getragen,
Im Weltenleben, das ihm leis entquoll. —

Dem Geist, der einen Zweck schaut, unzerrissen,
Ist Wirken Ruhe, denn er bleibt bei sich.
Der Herr sprach, eins mit Gott in seinem Wissen:
„Mein Vater wirkt bisher; so wirk' auch ich." —

Denn, der sich selbst als Geist erfaßt, als freier,
Dem ist die That ein selbstbeschauend Ruh'n.
Er lebt und webt in steter Sabbathfeier,
Und hat mit eurem Sabbath nichts zu thun.

Die Juden aber murrten, tief erbittert,
Daß Christus Gutes that und Wahres sprach,
Und, von der Tage Vielheit unzersplittert,
Sich machte Gott gleich und den Sabbath brach.

Er aber sagte: „Wahrlich! nichts vollbringen
Kann aus sich selbst der Sohn. Nur was er schaut
Den Vater thun in göttlichem Gelingen,
Das thut er nach, so wie's ihm anvertraut."

„Der Vater aber liebt den Sohn und zeiget
Ihm alle seine Werke frei und klar,
Und gröſ're, daß ihr euch verwundernd neiget,
Wird er ihm einſt noch machen offenbar." —

Wem es gelingt, zum Geiſt ſich frei zu ringen,
Bis er den Ew'gen, wiſſend, Vater heißt,
Wird Welten- und Gedanken-All bezwingen,
Die er, ſiegthätig, eins mit Gott, durchkreiſt.

Ward jenes ew'ge Doppelreich ſein eigen,
Dann kann ihm kein Geſetz von außen droh'n;
Die Formel muß dem freien Geiſt ſich neigen:
„Auch Herr des Sabbaths iſt des Menſchen Sohn."

Ich muß wirken, so lange es Tag ist.

„Die Werke wirken des, der mich gesendet,
Muß ich, so lang der Tag mein Thun erhellt.
Es kommt die Nacht, da Aller Wirken endet.
So lang ich hier, bin ich das Licht der Welt.“ —

Sprach Christus so, vor dem ihr knie't und betet;
Wie stellt denn ihr euch gar so vornehm an,
Als ob ihr euch und Gott ein Unrecht thätet,
Wirkt ihr auf Erden, wie sich's ziemt dem Mann?

'S ist gar bequem, die Erde zu verschreien
Als einen gottverlass'nen Jammerort,
Nicht werth, den Ernst des Strebens ihm zu weihen,
Und dann sentimental zu seufzen: „Dort!“

Nicht täuscht uns mehr die Frömmelei, die träge.
Ein Kampfplatz Gottes ist der Erdenstern.
Der Geist, der da nicht rüstig ist und rege,
Der ist ein feiger Flüchtling vor dem Herrn.

Welch' unverschämte Frechheit! still zu liegen,
Verdreht das Auge, schlaff die Hand im Schooß,
Und zu verhöhnen, die da kämpfen, siegen:
„Ach! das ist eitles Menschentreiben blos!“

Die Weltgeschicht' ist euch ein Sündengräuel,
Ihr Gotteslästrer! Warf der ew'ge Geist
Die Menschheit hin als einen ekeln Knäuel
Gewürms, das, Staub verschluckend, um sich beißt?

Nein! seine ew'gen, schaffenden Gedanken
Gab er uns zu vollführen Amt und Muth.
Und wirk' ein Mensch auch in den engsten Schranken:
In Gott gethan sei Alles, was er thut.

Klugsprecher nicht, ein Jeder sei ein Thäter.
Bis da ist Gottes Reich, darf Keiner ruh'n.
Wir brauchen keine angestellten Beter;
Denn Gottesdienst sei unser ganzes Thun.

Nicht sollt ihr dürr abthun des Alltags Pflichten
Als ein verdrießlich nöthiges Geschäft,
Und Sonntags erren Gottesdienst „verrichten" —
Wähnt nicht, daß Gott ihr mit Grimassen äfft!

Was geistlos und gemüthlos, das ist gottlos;
Gleichgült'ges Treiben ist gestohl'ne Zeit.
Ihr treibet mit dem Leben schnöden Spott blos,
So ihr's, lebendig, nicht dem Höchsten weih't.

Das Licht der Welt seid ihr, so lang ihr lebet,
Doch nicht, daß ihr ein Gaukelspiel erhellt.
Das Licht nur ist lebendig, das belebet.
Auf! schafft zum Garten Gottes um die Welt!

So lang es Tag ist, müßt ihr rastlos wirken;
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.
Zum freien Geist taugt in des Lichts Bezirken
Nur, der auf der Erde war ein ganzer Mann.

Gottes Gebot und Menschengebote.

Wem der lebend'ge Geist am meisten fern,
Der hält an todter Satzung um so zäher. —
Es kamen aus Jerusalem zum Herrn
Die Schriftgelehrten und die Pharisäer.

„Sieh Rechenschaft! warum die Jünger dein
Der Aeltesten Aufsätze ganz vergessen?
Sie waschen nicht vorher die Hände rein,
Wie's doch geboten, ehe Brod sie essen." —

„Warum vergeßt denn ihr Gottes Gebot
Um der Aufsätze willen, die ihr machtet?
Vater und Mutter ehre! (heißt's) der Tod
Soll treffen den, der fluchend sie verachtet."

„Ihr aber lehret: Wer zu den Aeltern spricht:
Wenn ich's euch opfre, wird es mehr euch nützen —
Hat wohlgethan. Erfüllt ist seine Pflicht.
Sie selber braucht er weiter nicht zu schützen."

„So kommt's, daß niemand mehr die Aeltern ehrt;
So habt ihr das Gebot des Herrn zerbrochen,
Daß eure Sätze blieben unversehrt.
Wohl hat Jesaias wahr von euch gesprochen."

„Ihr Heuchler, da er sagt: »Es nahet sich
Dies Volk zu mir wohl willig mit dem Munde,
Und ehrt gelänfig mit den Lippen mich,
Doch ferne bleibt es mir von Herzensgrunde."

„Allein sie dienen mir umsonst, vergeblich
Sie lehren nichts, denn menschliche Gebote.“ —
Auch jetzt noch wähnt ihr sicher Ehr' und Heil,
Befolgt der Menschen Satzung ihr, die todte.

Noch ist euch Wichtigstes dergleichen Kram,
Ob Einer Brod ißt mit gewasch'nen Händen.
Der gilt für trefflich, der, gelenk und zahm,
Anstoßend nie, sich weiß hindurchzuwenden.

Wer nie beging, was das Gesetz verpönt,
Wer nie das Maaß der Schicklichkeit verletzte —
Ob auch sein Sinn des Menschen Würde höhnt —
Der ist der Mann für euch, der allgeschätzte.

Nach der Gesinnung fragt ihr stets zuletzt,
Und wenn sie gar sich kühnem Streben weihend,
Hinweg sich über eure Formeln setzt,
Das nennt ihr thöricht, gottlos, himmelschreiend.

Geistlose Summe inhaltleeren Thuns
Und feigen Lassens ist moderne Tugend.
Doch regt sich's wild im Ei des zahmen Huhns,
Ein neues Feuer flammt im Aug' der Jugend.

Zertrümmern werden wir den Gliedermann,
Behängt mit steifen Anstands Narrenlappen,
Noch Mensch genannt, auf daß der Mensch fortan,
Der wahre, zeige frei der Gottheit Wappen.

„Sich zu benehmen wissen“ macht es nicht;
Das weiß der Schlechteste ja stets am besten.
Durchschimmern soll uns der Gesinnung Licht
Der That Umrisse jetzt, die kecken, festen.

Das ist die neue, rechte Schicklichkeit,
Denn leere Hülsen können uns nicht frommen.
Ihr wohl habt recht, daß ihr nach Hülfe schreit,
Denn mit der Hülf' ist Alles euch genommen.

Ihr habt sonst nichts. So klammert euch d'ran fest!
Das aber sollet endlich ihr begreifen,
Daß Einer jenes Maaß, damit ihr meßt,
Sorgfältig, nimmer braucht zu überschweifen.

Er kann an eurer Aermlichkeiten Nichts
Als wie an tiefster Weisheit Sprüchen hangen,
Er kann entgeh'n den Rügen des Gericht's,
Besternt, verehrt in euren Sälen prangen —

Und doch ein Schurke sein. — Seht ihr's nun ein,
Daß ihr die rechte Sitte nicht gefunden,
Da sie den Schlechten sichernd hüllet ein
Und den Gerechten hemmend hält umwunden?

In Christo sucht der ächten Sitte Kern!
Ob er sich auch an keine Satzung kehrte:
Sein Thun und Reden war in Gott dem Herrn;
Von innen kam das Licht, das ihn verklärte.

Wer, so wie er, dasteht, in Gotte stark,
Der braucht sich zu umzäunen nicht mit Gittern,
Wer zeigen kann der That gesundes Mark,
Der braucht sie zu umhängen nicht mit Flittern.

Ob einer sich zum Essen wäscht die Hand,
Ob nicht, das giebt von seinem Geist nicht Kunde.
Wie ihr euch kleidet, eßt und trinkt — ist Tand.
„Das nicht verunreint, was eingeht zum Munde."

„Doch das verunreint, was da geht hervor
Aus ihm. Was in ihn geht, geht nur zum Bauche.
Doch aus des Herzens Tiefen steigt empor,
Was von ihm ausgeht in des Wortes Hauche."

„Denn in des Wortes Klängen werden frei
Mord, Eh'bruch, Hurerei, arge Gedanken,
Falsch Zeugniß, Lästerung und Dieberei,
Und alles dies kommt aus des Herzens Schranken."

„Das sind die Stücke, sie besudeln dich.
Doch nicht, mit ungewasch'nen Händen essen." —
Der Mensch, rein und gesittet wenn' er sich,
Der nie in Worten frech sich hat vergessen.

Soll Aeußres dir das Innre machen kund —
Im Wort wird dir des Geistes Leib geboten.
Der Mensch ist schlecht, ist unrein, dessen Mund
Vertraut mit Lüge, Lästrung, Zorn und Zoten.

Ob er auch sonst mit feinster Sitte gleißt,
Und führt ein musterhaft gesetztes Leben —
Die Sprache schändend, schändet er den Geist,
Und wider ihn wird sich sein Wort erheben.

Zeichen der Zeit.

Und zu dem Herrn, ihn zu versuchen, traten
Die Pharisäer und die Sadducäer,
Dem Volk zu künden, kennt' er, was sie baten,
Gewähren nicht: „Schaut! dieser ist kein Seher."

Sie forderten von ihm ein Himmelszeichen.
Er sprach: „Am Abend wißt ihr wohl zu sagen:
Roth ist der Himmel bei der Sonne Weichen,
Drum wird es morgen hell und heiter tagen."

„Und so wißt ihr zu sagen auch am Morgen:
Roth ist der Himmel und voll trüber Streifen,
Drum steht ein Ungewitter zu besorgen. —
Heuchler! des Himmels Form könnt ihr begreifen."

„Ihr les't aus seiner wechselnden Gestaltung,
Ob heller Tag sich naht, ob Wettergrauen.
Könnt ihr das Vorspiel mächtiger Entfaltung
Nicht in den Zeichen dieser Zeit erschauen?" —

Zum Himmel schlagt ihr auf erstaunte Blicke
Und faselt von erdab'nen Sternenwelten.
Das Riesenschreiten menschlicher Geschicke
Laßt ihr als eitles Possenspiel nur gelten.

So kann sich Gott, der Geist, wohl offenbaren
In jenen todten, unbewußten Massen,
Er kann daher in Blitz und Wolken fahren —
Der Mensch, der Denker nur ist gottverlassen?

Thoren! Wo ist der Geist denn gegenwärtig,
Wenn nicht in uns, den abgesandten Geistern?
Das Weltall ward uns hingegeben fertig,
Daß wir, die Denkenden, es übermeistern.

„Gott (sagt ihr) tritt uns aus der Welt entgegen,
Wir haben ihn aus der Natur gelesen.“ —
Das ist der Gott nur, der in euch zugegen, —
Und, weltbetrachtend, schaut sein eignes Wesen.

Das Göttliche sucht länger nicht im Weiten,
Nicht in dem Schlummer der Gebilde drüben;
Es webt und wirkt durch alle Völkerzeiten,
Da freie Geister es, erkennend, üben.

Was fragt und bangt ihr noch nach Himmelszeichen?
In euch vollendet sich das ew'ge Wunder.
Im trüben Stoff muß Gottes Licht erbleichen;
Ihr nur, die Geister, seid des Geist's Verkünder.

So hütet euch, daß ihr gering nicht achtet
Das Feuer, das da bricht aus tausend Blicken,
Denn Lohe Gottes ist's, die, eh' ihr's dachtet,
Euch wird verschlingen, wollt ihr sie ersticken.

Der giebt sich preis unwendbarm Verderben,
Der nicht zu schauen weiß der Zeiten Zeichen.
Mit seiner alten Welt geht er zu Scherben,
Wenn sie der neuen, geistiger'n, muß weichen.

Sich selbst verurtheilt hatten schon die Juden,
Da sie nicht sah'n den neuen Morgen tagen,
Das Kreuz, damit den Meister sie belohnen,
Gebückt durch alle Länder hinzutragen. —

Heut wandelt Christus neu in eurer Mitte;
Er auferstand, er lebt im freien Manne.
Weh' euch, die ihr verfolget seine Tritte,
Und ihn bedroht mit Ketten und mit Banne!

Könnt ihr die Zeichen dieser Zeit nicht schauen,
So wird ihr Siegeswagen euch zermalmen,
Ihr werdet liegen tief in Nacht und Grauen,
Derweil wir wandeln unter Friedenspalmen.

Der Zinsgroschen.

O feiner Pfiff der Mittelmäßigkeit!
Stets, wenn euch höh're Geisteskraft verdutzte,
Voll Angst, zu Schanden würd' auf ew'ge Zeit
Eure Armseligkeit, die abgenutzte,

Habt ihr, was unverstanden euch umklang,
Bei hoher Obrigkeit gemacht verdächtig,
Wähnend, erliegen könne rohem Zwang,
Was enerm feinen Geist zu frei und mächtig. —

Auf fingen jedes Wort vom Mund des Herrn,
Gleich gier'gen Hunden, lauernd feige Späher.
Sie stempelten ihn zum Rebellen gern,
Und heuchelnd sprechen so die Pharisäer:

„Wir wissen, Herr, daß du wahrhaftig bist,
Lehrst Gottes Weg und nichts nach Menschen fragest.
Ob's recht, dem Kaiser Zins zu zahlen, ist,
Ob nicht, wir bitten, Herr, daß du's uns sagest." —

„Zeigt her den Groschen! Sagt: wes Bild ist das,
Und wes die Aufschrift? Heuchlerische Rotte!" —
„Des Kaisers." — „Wohl, so gebt dem Kaiser, was
Des Kaisers ist, was Gottes ist, gebt Gotte!" —

So heißt der ganze Spruch. Merkt's, hohe Herrn!
Ob das Wort: Gott auch unbequemen Schalles.
Ich weiß, ihr stricht die letzte Hälfte gern
Und schriebt am liebsten: Gebt dem Kaiser Alles!

Ihr Erdenherrn! es sei der Erdenland,
Geld, Güter preisgegeben eurer Schatzung.
Auch halten wir uns gerne still im Land,
Die äußre Sitte fügend äußrer Satzung.

Nicht weiter dürft ihr. Den lebend'gen Geist
Habt ihr in euren Münzen nicht gepräget.
Das Bild ist Gottes, das die Münze weist,
Und Gottes Wort die Aufschrift, so sie träget.

So geben wir, was Gottes ist, nur Gott,
Und frei in Gott sind unsres Geistes Thaten,
Mögt ihr euch auch erfrechen, wie zum Spott,
Den Zuschnitt unsres Denkens zu berathen.

Sagt, was von reifem Mannessinn ihr glaubt?
Daß ihr durchbrecht des innern Reiches Schranken,
Gesinnungen verbietet und erlaubt,
Und, wie Soldaten, musstert die Gedanken.

Thut, was ihr wollt! Wir wahren unser Recht.
Gott ist der Kaiser, der die Seele lenket.
Schmach jedem feigen, gottverlass'nen Knecht,
Der nur, wie ihr geruht habt, fühlt und denket!

Unſterblichkeit.

Seht ihr das erdenfahle Männlein rennen?
Der Herr Verſtand iſt's. Ab zieht euren Hut!
Am nüchternen Geſicht ſollt ihr ihn kennen,
Am ſcharfen Blick, der wunderpfiffig thut.

Behend durchſchreitet er der Erde Strecken
Mit Meßtiſch, Kette, Zirkel und Quadrant,
Entfernungen und Gränzen abzuſtecken,
Die er mit Fleiß auf ſeine Karte bannt.

Hat er die Erde eingeſperrt in Rahmen,
Dann zieht er auch den Himmel auf's Papier,
Und jedem Dinge giebt er ſeinen Namen,
Und ſpricht: „So heißt es, denn ſo ſteht es hier.“

Wie mit dem Raum, macht er's mit Kräften, Zeiten,
Durch die der Weltgeiſt flutet ungehemmt.
„Dein Ueberſchwellen will ich ſchon beſtreiten!
In Formel, Maaß und Zahl wird's eingeklemmt.“

Er kennt genau des Baugerüſtes Latten,
In's Innerſte des Schloſſes dringt er nicht.
Er ſieht und zeichnet ewig nur die Schatten,
Doch nie, was keinen Schatten wirft, das Licht.

Je mehr er möchte für den Klügſten gelten,
Je mehr trägt ſeine Narrheit er zur Schau.
Wie ſtaunt er! tönt ein Wort aus andren Welten,
Vor dem zuſammenſtürzt ſein Kartenbau.

Wenn ein begeistert, gotterfülltes Denken
Die Tiefen aufthut, dann erschrickt er jach,
Durchforscht, durchkramt in seinen Bücherschränken
Eilfertig Blatt für Blatt und Fach für Fach.

„Ihr sollt mich nicht mit Wunderdingen prellen,
(Spricht er zuletzt mit göttischem Gesicht)
Es ist in meinen Schriften und Tabellen
Nirgends zu finden, folglich ist es nicht."

Ja wohl! Was ist, das ist nur im Erkennen.
Was du begreifst nicht, ist für dich nicht da;
Du bleibst, magst du das Weltall auch durchrennen,
Dem ewig fern, was dir doch ewig nah.

Die witzigen und flachen Sadducer,
Haltend Handgreiflichkeit für Denkgesetz,
Traten zu Jesu hin, arglist'ge Späher,
Zu fangen ihn in ihres Unsinns Netz.

Sie wähnten, schon sich spreizend im Triumphe,
Das Wort vom Geiste, der aus Gräbern bricht,
Niederzuschmettern schnell mit einem Trumpfe,
Und sprachen also: „Meister! Moses spricht,"

„So Einer, der beweibt ist, kommt zum Sterben,
So soll das Weib, ließ er es kinderlos,
Des Mannes Bruder frei'n, das er ihm Erben
Erwecken möge aus der Gattin Schoß."

„Einst starb der ält'ste von der Brüder sieben
Erblos und ließ ein Weib. Der zweite nahm's,
Und als der starb und kinderlos geblieben,
Der dritte. Also bis zum letzten kam's."

„Wenn sie nun auferseh'n: von allen sieben,
Die sie gehabt, wes Weib wird sie hernach?“ —
(Mit höchstem Ekel hab' ich hergeschrieben
Die schmutzige Geschichte) Jesus sprach:

„Ihr irrt und wißt weder die Schrift zu fassen,
Noch Gottes Kraft. Die Kinder dieser Welt
Sind's, die da freien und sich freien lassen,
Nicht, die der Tod dem Leben zugesellt.“

„Die können fürder freien nicht noch sterben,
Denn Engel sind sie, weder Mann, noch Weib,
Sind Kinder Gottes, seiner Wahrheit Erben,
Geister, erstanden aus dem Grab, dem Leib.“ —

So, geistverkündend, sprach der hohe Meister.
Doch ihr, verkörperlichend stets sein Wort,
Hofft immer noch, statt reine, freie Geister,
Beglückte Menschen blos zu werden dort.

Ihr denket, fremd des Geistes höchsten Zielen,
An nichts, als ein gemüthlich Wiederseh'n,
Ein ewig Vater-, Mutter-, Bruder-Spielen,
Und sich in alten, lieben Kreisen Dreh'n.

Ihr meint zu trinken aus bekanntem Becher,
Nur daß von Wermuth frei der Lebenstrank,
Dem Gotte dort, dem Lohner und dem Rächer,
Singt ihr, mit Menschenstimmen, Lob und Dank. —

Wie freundlich auch dies Traumbild euch umsponnen,
Doch weckt euch auf der Wahrheit hartes Wort!
Nie schmeckt der Geist des Himmels reine Wonnen,
Er werfe denn das Glück der Erde fort.

Was soll euch dort ein rührend Wiederfinden?
Wer Gott erschaut, der schauet Gott allein.
Vor solchem Liebesbund in Nichts muß schwinden
Der Erdenliebe heiligster Verein.

Und wenn auch dort in ewigen Gedanken
Zusammenstrebend Geist zum Geiste spricht,
So schwanden doch des Erdenscheines Schranken,
Und Freunde, Gatten, Mütter giebt es nicht.

Das innig höchste Ringen nach der Wahrheit
Ist eigenste, einsamste Geisteslhat.
Gott schafft in einsamen Bewußtseins Klarheit;
Kein Geist ist ihm auf du und du genaht. —

„Doch daß die Todten wahrlich auferstehen,
(Sprach Jesus weiter) Moses deutet's an.
Er rufet Gott, den er im Busch gesehen,
Als Abraham's, Isaak's und Jakob's an.

„Gott aber ist ein Gott nur der Lebend'gen,
Der Todten nicht. Ihm leben sie ja all'." —
Sieh', Tausende beginnen hier und end'gen,
Zum Leben, in des Grab, bringt Schwall auf Schwall.

Doch jeder Geist, der einst in Gott gewirket,
Der bleibt und wirkt in ihm in Ewigkeit.
Unendlich war er, ob auch raumbezirket,
Ewig in Gott, ob auch ein Sohn der Zeit.

Wie kann der Tod entreißen ihm sein Wesen,
Der, selber Schein, vernichtet nur den Schein?
Jedweder Tod ist nur ein Fortgenesen,
Des Geistes ewig sich zu Gott Befrei'n.

Das vornehmſte Gebot.

„Meiſter! wenn ganz du das Geſetz entrollſt:
Welch ein Gebot ſcheint (ſag' es ohne Hehle!)
Das vornehmſte von allen dir?“ — „Du ſollſt
Lieben Gott deinen Herrn von ganzer Seele,“

„Von ganzem Herzen und Gemüth! So heißt
Das größeſte, das im Geſetz geſchrieben.
Das zweite, jenem gleich an Werth und Geiſt:
Du ſollſt den Nächſten, wie dich ſelber, lieben.“

„Sonſt braucht ihr keins, denn das Geſetz, es hangt,
Sammt den Propheten all, in dieſen beiden.“ —
Ich ſeh's, daß vor den Worten euch nicht bangt,
Denn nichts ſcheint leichter euch, als Lieb' erleiden.

Erleiden, ja! Man giebt ſie eben hin
Des Herzens Regung, ohne That und Mühe,
Denn liebend von Natur iſt jeder Sinn.
Da braucht's nur wenig, daß er ganz erglühe.

Habt Acht! Es liebt den Herrn der treue Hund.
Stirbt der, folgt er betrübt dem ſchwarzen Kaſten,
Lang winſelt auf dem Grab er, kratzt im Grund,
Verſtummt, ſtreckt ſich und ſtirbt an Gram und Faſten.

Den Herrn hat er geliebt, weil ſeine Hand
Gefüttert ihn, gepflegt, gelenkt, geſtreichelt.
Doch hat er nie, auch ahnend nur, erkannt
Des Mannes Geiſt, den händiſch er umſchmeichelt.

Ist das die Liebe, wie sie Gott gebührt?
Ja! wenn er euch nur schützte, tränkte, speiste
Und leitete, wie ihr die Hunde führt —
Doch er schuf, Geister, euch aus seinem Geiste.

Ein thierisch dumpfer Dank genügt ihm nicht.
Den Geist zu lieben, müßt ihr ihn erkennen.
Nur wer Gott schau't in des Bewußtseins Licht,
Kann sich sein liebend Kind in Wahrheit nennen.

Des Geistes heldenkühne Liebeskraft
Muß sich im Durst des Forschens offenbaren.
Der Geist nur liegt, der selbst sich aufgerafft,
An Gottes Brust mit reinen Geisterschaaren.

Liebt so, daß ihr könnt Rede steh'n: warum?
Nicht, daß ihr liebt, weil's euch beliebt, zu lieben,
Nicht daß ihr dreht das Aug' nach oben dumm
Und schwatzt Gebete, die euch vorgeschrieben. —

Wer aber Gottes Tiefen so durchdrang,
Daß er, bewußt, ihn grüßt als Herrn und Meister,
Schöpft aus des Urgeist's Liebesüberschwang
Füllen für alle seine Brudergeister.

Er schau't beim Lichte, das aus Gott ihm quillt,
Nur Erdenschein in jeder Geistestrübung.
Der Mensch, wie auch verzerrt, ist Gottes Bild,
Sich läuternd einst zu reiner Liebesübung.

Der Gottesfunk' in seinem Busen tief
Stirbt nie, ob ihn auch decken Schutt und Moder.
Einst wacht er mächtig auf, wie lang er schlief,
Und, was ungöttlich war, tilgt sein Gelober.

Wer fühlt, daß er den Funken nicht verscherzt,
Der muß den Nächsten, wie sich selber, lieben,
Nicht, wie die Aeffin ihre Jungen herzt —
Er weiß, sein Nächster ist in Gott geblieben.

Was jetzt den Geist vom Geist verschieden weiß,
Wird einst, wie Maskentäuschung, niederfallen,
Und Eines wird sich wissen Geist und Geist,
Denn sie sind all' in Gott, und Gott in allen.

Das Reich Gottes iſt inwendig in euch.

Die Phariſäer fragten, Thoren gleich,
Den Herrn, wann das Reich Gottes kommen werde?
Er ſprach: „Was denkt ihr doch von Gottes Reich?
Nicht kommen wird's mit äußerer Geberde.“

„Man wird nicht ſagen: hier iſt's, oder dort,
Noch euch: jetzt, oder dann wird es beginnen.
Es iſt und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es iſt in euch allein, im Geiſt tiefſinnen.“ —

So ſprach der Herr. Ich aber hör' euch noch
Tiefſeufzend faſeln nur vom Jammerthale,
Nach Freiheit ſchmachten aus des Lebens Joch,
Aus Erdendunkel nach des Himmels Strahle.

Thoren! mit ſolchem Muth, ſo träg und klein,
Fühlt ihr euch nirgendwo in Gottes Reiche.
Die Nacht, die Knechtſchaft iſt in euch allein,
Bis ſie, durch euch, dem Licht, der Freiheit weiche.

Seid ihr doch, wie ein Kind, unwiſſend, wild,
Frohlockend ob des Zauberſpiegels Welten,
Bis er, im Wahn, dahinter ſei das Bild,
Hineinſchlug toll, daß Glas und Bild zerſchellten.

Kleinmüthig ſeufzt ihr: „Beſſer wird es dort!“
Den Blick, bethränt, zum blauen Nichts erhoben.
Die Erde aber dreht ſich fort und fort,
Im Weltall giebt's kein Unten oder Oben.

Die Sterne, die des Nachts herniedersah'n,
Rollen am Tag tief unter euren Füßen.
Verflucht's! durchschifft des Raumes Ozean,
Wo Welten sich, vorüberfegend, grüßen.

Ihr schwebt und schwankt, umspähend weit und breit,
Kein Festland ringt, kein Port dem Kahn, dem matten,
Ringt in der Wüste der Unendlichkeit
Keiner Oase Quell und Palmenschatten.

Kein Paradiesesteiland voll Musik,
Wo Gott der Herr ist Wirth und Festbereiter,
Preisgebend euerm neugierfrohen Blick
Ein Menschenangesicht, ehrwürdig heiter.

Und zögt ihr suchend auch von Stern zu Stern:
Nur wunderlich und fremd wird's euch gemahnen.
Gott und sein Reich sind überall euch fern,
Wo ihr sie mitbringt nicht auf euren Bahnen.

Wagt's! und seid innerlich von Gott erhellt! —
Aufjauchzt's, wie Lerchen bei des Morgens Hauchen.
Da muß sich rings die dämmergraue Welt
In des Gedankens Rosenschimmer tauchen.

Was ihr so fern gesucht, es ist so nah!
Jahrtausende und Meilenmilliogen
Schwinden in Nichts dahin, denn Gott ist da.
Er sitzt im Geist auf unsichtbaren Thronen.

Gott war die fern: Du sahst im Weltenall
Nur todten Stoff's maschinenhafte Regung.
Gott lebt in dir: In Schwung und Glanz und Schall
Siehst du des Geistes ew'ge Fortbewegung.

Und lägst du tief in dumpfster Kerkernacht,
Im Kerker kannst du Gottes Reich erbauen.
Ruf ihn! er fährt in deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend dein Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigst du trüb' jenseits des Grabes hin?
Nicht *Klage*, rüstig *Wirken* sei dein Hoffen.
Du bist in Gott, du warst's von Anbeginn,
Und *hier wie dort* steht dir der Himmel offen.

Aus was für Macht thust du das?

Als Jesus lehrt' im Tempel bei dem Feste,
Verwunderten die schlauen Juden sich,
Fragend: „Wie kann denn der die Schrift auf's Beste,
Der sie doch nicht studirt hat ordentlich?"

Doch Jesus sprach: „Nicht mein ist meine Lehre.
Ich habe sie von dem, der mich gesandt.
Wer von sich selbst spricht, sucht die eigne Ehre;
Der aber wird gerecht und wahr erkannt."

„Der nur die Ehre des sucht, der ihn sendet.
So ihr nur lebet Gottes Willen nach,
Ihr würdet innen bald, ob gottgespendet,
Ob von mir selbst gekommen, was ich sprach." —

„Wie kann denn der die Schrift, die er nicht lernte?"—
Vortrefflich! — Ruft ihr's jetzt nicht immer noch?
Weh dem, der sich vom Schlendrian entfernte,
Sein freies Haupt entzog der Schule Joch!

Wir werden je zu so und so viel Dutzend
In die Gescheutigkeitsfabrik gebracht,
Wo, innen stopfend voll und außen putzend,
Man brauchbar uns und gottesfürchtig macht.

Dann kommt man mit dem Weisheitsthermometer,
Mit der Gesinnung vorgeschrieb'nem Maaß;
Findet zu wenig man, zu viel gar — Zeter!
Schreit Alles über uns. Aus ist der Spaß.

Des Stoff und Zuschnitt regelrecht gefunden,
Der wird, Verstand zu haben, angestellt,
Derweil die Andern, dunkle Vagabunden,
Verbannt sind aus der Wohlgesinnten Welt.

Ihr staunt, wenn außer der Umzäunung Schranken,
Der, den ihr warft hinweg als taube Nuß,
Derweil im Park verkrummte Hölzer kranken,
Aufstrebt, ein Eichenschaft, in stolzem Schuß.

Wenn gar in einem Schuster (wie's passiren
Wohl kann) ein tiefer Philosoph ersteht,
Schreibt ihr ihn zu den seltnen Wunderthieren,
Betroffen sehr, wie solches zu doch geh't.

Ihr widersprecht des Geistes Wunderzeichen,
Und rufet: „Beizebub ist's, der sie wirkt!"
Der Geist wohnt euch in finstren Lügenreichen,
Den Obrigkeit und Kirche nicht umzirkt.

Nichts aber kann ein Mensch sich selber nehmen,
Es sei ihm von dem Himmel denn geschenkt.
Gott wahrlich wird sich nimmer anbequemen
Dem Zwangsrock, drin die Geister ihr verrenkt.

Gott giebt den Geist nicht peinlich nach dem Maaße,
In ew'ger Fülle spendet er ihn gern.
Umsonst versperrt ihr Thür und Thor und Straße,
Dem, der einhertritt in der Kraft des Herrn.

Der in ihm bleibt in freiem Geistvereine,
Den stattet er mit seiner Allmacht aus.
Die Lehre, die er kündet, ist nicht seine,
Gott spricht in seines Wortes Sturmgebraus.

Der Wind bläſt, wo er will. Sein mächtig Sauſen
Vernimmſt du wohl, doch ſprich! ſo du es weiſt:
Von wannen her geht und wohin ſein Brauſen? —
So Jeder, der geboren aus dem Geiſt.

Weil ihr nach eigner Ehre einzig trachtet,
Von euch nur ſchwatzt, verſagt euch der Verſtand,
Tritt auf ein Mann, der ſeiner ſelbſt nicht achtet,
Und nur des Ehre ſucht, der ihn geſandt.

Er iſt ein Thor euch, werth nur eures Spottes,
Verführt mit Lug und Trug der Zeit Geſchlecht.
Doch wenn ihr lebtet nach dem Willen Gottes,
Begriffe ihr, daß er wahrhaft und gerecht.

Wenn in euch ſelbſt ihr Gott zu ſchauen wüßtet,
Ihr fragtet nie den, der euch Wahrheit wies,
Mit der Vornehmheit Panzerhemd gerüſtet:
„Aus was für Macht, ſteh' Red' uns! thuſt du dies?“

Was ſoll man euch, verſtockten Fragern, ſagen?
So wies der Herr zurück einſt eure Schaar:
„Erlaubt auch mir ein Wörtlein euch zu fragen.
Sagt mir, ob des Johannes Taufe war“

„Vom Himmel, ob von Menſchen?“ —Da gedachten
Sie bei ſich ſelbſt und ſprachen: „Sagen wir
Vom Himmel: »Wenn ihr ſo ſie müßt erachten,
(Fragt er uns dann) warum nicht glaubtet ihr?«“ —

„Von Menſchen — werden wir vom Volk geſteinigt,
Das, als Propheten, auf den Täufer nahm.“ —
Da ſprachen ſie, von Furcht und Scham gepeinigt,
Kleinlaut: „Wir wiſſen's nicht, woher ſie kam.“ —

Merkt's euch! ihr Ob'ren, Prieſter, Schriftgelehrten!
Gar albern machte ſich der Frager Schwarm,
Wie Alle, die den freien Geiſt entehrten
Durch ſchnöde Haldheit, weder kalt noch warm.

Das Göttliche verkennen und ihm grollen
Iſt Sünde, die ſich ſelbſt beſtraft zumeiſt;
Doch gar das Göttliche verkennen wollen,
Iſt ſchlimmre Sünd', iſt Sünd' am heil'gen Geiſt.

Hüllt euch in hergebrachter Phraſen Wolke!
Ihr Heuchler, wie ihr auch geheißen ſeid!
Schon dräu't ein ſtrenger Richter euch im Volke,
Das ſich aus Ketten und vom Wahn befreit.

Der, dem das Volk zujauchzend Palmen ſtreute,
Kann jetzt vielleicht als Sünder vor euch ſteh'n,
Ihr aber hütet euch! Es weiß noch heute,
Wie ſonſt, mit Pflaſterſteinen umzugeh'n.

Die Ehebrecherin.

Da er im Tempel saß, vom Volk umgeben,
Und lehrte, brachte seiner Feinde Schaar
Ein Weib, im Ehebruch ergriffen eben,
Und stellten sie vor ihm in's Mittel dar,

Und sprachen: „Meister! diese hat gesündigt,
Auf frischer That noch kamen wir hinzu.
Nun hat uns Moses im Gesetz verkündigt:
Soll'n Eine steinigen! — Was sagst nun du?"

Sie sprachen's nur, damit sie eine Sache
Hätten zu ihm, wie seine Antwort auch.
Das Unrecht fühlten sie der Volksrache,
Und dennoch war's ein alter, heil'ger Brauch.

Verdammt' er sie, war Volksgunst verloren
Dem blutbefleckten Mann. Sprach er sie frei,
Der im Gesetze Tod war zugeschworen,
So war es klar, daß er ein Ketzer sei.

Doch Christus, den der Lärm nicht stutzig machte,
Was hat zu schaffen er mit Blut und Bann?
Als Einer, der wohl andrer Dinge dachte,
Schrieb er, sich bückend, in den Sand und sann.

Er, dessen Geist in tiefsten Einsamkeiten
Auf reiner Gottgedanken Inselland,
Fern von der Erde Hin- und Wider-Streiten,
So Königsmacht, als Friedensfülle fand —

Was soll er sich in Sünd' und Strafe mischen?
In ew'ge Stillen zieht er sich zurück.
Doch die Versucher schreien wild dazwischen,
Mißgönnend ihm der Unerreichtheit Glück.

Wie sie, zudringlich, halten an zu fragen,
Da richtet er sich auf und spricht das Wort:
„Wer von euch ohne Sünd' ist, der mag's wagen.
Den ersten Stein werf' er auf sie sofort!"

Und bückt sich wieder, schreibend auf die Erde,
Denn ferne war er schon, daheim, bei Gott. —
Wie? daß der Ehebruch gezüchtigt werde,
Christus verbot es? lächelt hier der Spott.

Witzlinge! Solches that der Herr mit nichten.
Dem blinden Haufen nur, der sich erfrecht,
Nach seines Blut's Aufwallung gleich zu richten,
Dem sprach er ab das angemaaßte Recht.

Das nur ist Recht, was, fern dem Lärm, ersonnen
Und still gezeitigt hat der Menschheit Geist,
Und das dem Blick, den Freveldunst umsponnen,
Die feste, zornesfreie Stirne weist.

Doch, im Tumult sich wild zusammenrottend,
Gleich mit dem ersten besten Stein am Ort
Das Opfer niederschmettern, scheltend, spottend,
Das ist kein recht Gerichte, das ist Mord.

Sich nur auf sein Gefühl verlassend, richten,
Kann der nur, der von Sünde [illegible]
Doch wer es kann, der wird darauf verzichten.
Er weiß, wie nah das Heil der Sünde sei.

Nur die, ſo ſelbſt in Sünd' und Wahn befangen,
Sind ſo betäubt vom Grimm, der Rache ſchreit,
Daß nach der Strafe Donnerkeil ſie langen,
Als thät's in ihnen die Gerechtigkeit. —

Wohl haben jene Kläger es empfunden.
Tief traf die Wahrheit ſie in Chriſti Wort.
Bis die Beſchämten alleſammt verſchwunden,
Schlich leis ſich Einer nach dem Andern fort.

Vom Größten zum Geringſten Alle wichen,
Und ganz allein im Mittel blieb das Weib,
Ihm gegenüber, dem Untadelichen,
Sie, die der Schande preisgab Seel' und Leib.

Wohl mußten Schauer ſie vor ihm durchwehen.
Jetzt blickt er auf, tief in ihr Herz hinein!
Dem Blick des Menſchenſohnes muß ſie ſtehen,
Der rief: „Wer kann mich einer Sünde zeih'n?“ —

Da glitt in ſie ein Himmelsſtrahl der Sühnung,
Daß ſie, der Seelenangſt, der Schuld entrafft,
Das Herz geſchwellt von heiliger Erkühnung,
Zu neuem Leben fühlte neue Kraft.

Und Jeſus ſprach: „Wo ſind denn hingekommen
Die Kläger all'? Hat niemand dich verdammt?“ —
„Herr, niemand,“ ſprach ſie, zitternd und beklommen,
Und ſtand und ſchwieg, von ſchöner Scham umflammt.

Und Jeſus: „So verdamme ich dich auch nicht
Geh' hin und ſündige hinfort nicht mehr!“ —
Sie ging, du hörteſt ihres Dankes Hauch nicht,
Und einſam ſaß der Richter, mild und hehr. —

Von Stund' an war das Weib vor Gott gereinigt,
Dieweil des Menschen Sohn, der, sündenfrei,
Dem ew'gen Geiste seinen Geist vereinigt,
Erschaut, daß sie durch ihn geläutert sei.

Magnetenkraft, unendlich mitzutheilen,
Und ewig ganz doch, hat ein reiner Geist,
Die Geister, so er nur berührt, zu heilen,
Daß auf den Pol, auf Gott hin jeder weist.

Den Zwiespalt in des Sünders Brust zu stillen,
Vergebung kündend, solches Recht steht an
Dem, der des Urgeist's reinen, ew'gen Willen
Vom eignen Willen nicht mehr trennen kann.

Durchrauschen ihn lebendig doch die Fülleu
Der Gottheit, Liebe wie Gerechtigkeit.
Er braucht, was in ihm thut, nur zu enthüllen,
Und Rechtskraft hat es, jenseit aller Zeit.

Wissen und Richtergewalt des Sohnes.

Und Jesus sprach: „Ich bin das Licht der Welt.
Wer mir nachfolgt, wird nicht im Finstern wandeln,
Er hat das Licht des Lebens, das erhellt
Von innen aus sein Denken und sein Handeln." —

Da sprach zu ihm der Pharisäer Schaar:
„Du zeugest von dir selbst; wer soll das glauben?" —
„Thät' ich's, mein Zeugniß wäre nimmer wahr.
Doch kommt nicht aus mir selbst mein Wort, ihr Tauben!"

„Denn ich, von wannen ich gekommen bin,
Ich *weiß* es, und wohin ich gehen werde.
Ihr aber wißt es *nicht* im dumpfen Sinn.
Ihr richtet nach dem Fleische, nach der Erde."

„Ich richte nicht. *Richt'* ich, so ist's gerecht,
Denn in mir thu's der Vater, der mich sandte.
Der, dem er *fremd*, ist einsam, ist ein Knecht;
Doch nicht *allein* ist *der*, der ihn *erkannte*." —

Euch trennt von Christo nichts, als diese Kluft,
Nur *das* ist's, was ihn euch zum *Höh'ren* machte,
Daß in euch sank in des Vergessens Gruft,
Was, als ein klar *Erinnern*, in ihm wachte.

Es wußte seinen Ursprung, weiter nichts,
Und ward zum Licht der Welt durch solches Wissen.
Wer ihn begreift, der ist ein Kind des Licht's,
Und wem er fremd, der tappt in Finsternissen.

Erfaßt es recht, daß er von Gott gesandt!
Und bald fühlt ihr euch selber seinesgleichen.
Ihr Alle stammt aus jenem ew'gen Land
Und tragt auf heller Stirn des Himmels Zeichen.

Christus, es schauend, hat erlöst die Welt.
Durch seinen Geist erlöst euch selbst nun Alle!
Fühlt euch als Scholle nicht, dem Stand gesellt,
Nein, frei und ewig in des Geistes Halle.

Was klagt ihr doch, so einsam hier zu sein?
Wollt den erkennen nur, der in euch weilet!
Wie Christus nicht, seid ihr auch nicht allein,
Denn Gott hat sich uns Allen zugetheilet.

Erblicket in euch selbst den ew'gen Geist!
Dann werdet ihr nicht nach dem Fleische richten,
Und dem, der sich von Gott durchleuchtet preist,
Verwerfen nicht ein m'hrchenhaft Erdichten.

Daß Gott in seinem Sohn auf Erden wallt,
Das ist so klar in jeden Geist geschrieben!
Doch euch ist Christi göttliche Gestalt
Ein seltsam fremdes Wunderding geblieben.

Besinnt euch doch! Es liegt euch ja so nah!
Ihr selber seid ja Gott, der Mensch geworden.
Erkennt ihn nur in euch! so ist er da,
Und Christus ist der Meister nur vom Orden. —

Wenn ihr euch so nach eurer Wahrheit faßt,
Dann richtet ihr die Welt mit Gottgedanken,
Nicht nach dem Fleisch, das nicht zum Maaße paßt,
Nein, nach dem Geist, der Wage sondert Schwanken. —

„Der Vater richtet niemand. Das Gericht,
Das ganze, hat dem Sohn er übergeben."
Denn keine Trübung dringt in Gottes Licht.
In ihm ist Alles ein vollendet Leben.

In ihn zurück kehrt Alles gut und rein,
Getaucht in seines Geistes ew'ge Sühne.
Das Böse, selber Schein, lebt nur am Schein,
Und schaltet auf des Erdentruges Bühne.

So lang der Geist in Endlichkeit gebannt,
Muß über ihn die eigne Wahrheit richten.
Drum ward, als Weltenrichter, uns gesandt
Christus, die Spreu vom vollen Korn zu sichten.

So wird ein ewig wahres Weltgericht
Vom ewig wahren Menschensohn gehalten.
Der sich vollbracht, ist's, der das Urtheil spricht,
Dem Geist, der sich nicht wollte treu entfalten.

Des Geistes Maaßstab ist allein der Geist,
Der Geist, wie er vollbracht sein ächtes Sollen.
Wenn er sich los von seinem Ursprung reißt,
So hat er selber sich vernichten wollen. —

Doch deine Wahrheit, wenn sie von dir wich,
Kann Christus dir, der wahre, wiedergeben.
„Denn wie der Vater Leben hat in sich,
So gab er auch dem Sohn, zu haben Leben."

Denn: ohne Leben heißt: von Gotte leer.
Einst war die ganze Welt dumpf hingestorben.
Da brachte Christus Gott uns wieder her,
Den er, in sich, uns Allen neu erworben.

Daß nun in jeder Bruſt der Vater wohnt,
Muß dich, den Sohn, die Menſchheit achten lehren.
„Der ehrt den Vater nicht, der dorten thront,
Der nicht den Sohn, hienieden, weiß zu ehren.“

Und die, in denen Gott noch nicht erwacht,
Die, unbewußt, vom Todesſchlaf befangen,
Wird Chriſtus wecken mit des Wortes Macht,
Bis aus den Gräbern ſie hervorgegangen.

Denn wie vom Tod der Vater auferweckt
Den Stoff, begeiſtend ihn mit ſeinem Odem,
So weckt der Sohn den Geiſt, der hingeſtreckt,
Betäubt lag von des Erdentraumes Brodem.

Zu dem, dazu von Anfang Gott ihn ſchuf,
Wird, wer den Sohn vernommen, ſich verklären,
Doch dem, der nicht hört, wird der Weckruf
Zu des Gerichtes Donner ſich verkehren.

Nicht, daß der Sohn es von ſich ſelber thut:
Er richtet nur, wie er's vom Vater hörte.
Das Wort iſt's, das in jedem Geiſte ruht,
Das da verdammt den, der ſich ſelbſt zerſtörte.

Es ſucht der Sohn den eignen Willen nicht,
Des Vaters Willen nur will er vollbringen:
Der iſt: Bis ſeiner Wahrheit er entſpricht,
Soll jeder Geiſt, ſelbſtthätig, ſich vollringen.

Zur Wahrheit hat ſich Chriſti Geiſt vollbracht,
Da in des Vaters Geiſt er ſich verloren,
Und ſeines Wort's weltrichterliche Macht
Iſt aus der Gottheit Tiefen ſelbſt geboren.

Gottes Aerndte.

Er ſah das Volk und ſeiner jammert' ihn,
Weil ſie zerſtreuet waren und verſchmachtet,
Wie Schafe, die irr ohne Hirten zieh'n,
Und zu den Jüngern ſprach er: „Ihr erachtet,"

„Vier Monat noch, dann wird es Aerndte ſein.
Ich aber ſag' euch: hebet eure Augen
Und ſchauet rings um euch in's Feld hinein!
Schon iſt es weiß und wird zur Aerndte taugen."

„Groß iſt die Aerndte, aber klein die Zahl
Derer, die ſammelnd rühren ihre Hände.
So fleht den Herrn, daß er, nach ſeiner Wahl,
Arbeiter g'nug in ſeine Aerndte ſende!"

„Und wer da ſchneidet, wird mit Lohn bedacht,
Er ſammelt ein die Frucht zum ew'gen Leben;
Daß beiden, der geſä't, der eingebracht,
Zuſammen gleiche Freude ſei gegeben."

„Denn hier iſt wahr der Spruch: der Eine ſä't,
Der Andre ärndtet. Euch hab' ich geſendet,
Daß ihr, was Andre großgezogen, mäh't,
In Andrer Arbeit kommt und ſie vollendet." —

Noch ſchimmert Gottes Aerndte Jahr um Jahr,
Weiß und gereift in ſeines Geiſtes Lichte.
Die vollen Aehren ſind der Geiſter Schaar,
Der Jahreswechſel — Schritt der Weltgeſchichte.

Die stillen Boten sendet er zuvor,
Die seine Saat streu'n in des Geistes Acker.
Es keimt das Korn und sprießet leis empor,
Es wächst mit Macht und füllt mit Frucht sich wacker.

Die Aerndte wegt in unbefangner Lust.
Da müssen die gewalt'gen Schnitter kommen,
Auf daß die Frucht, gesammelt und bewußt,
In Gottes Scheuer sei zurückgenommen.

Wenn eine Geistesbildung ist gereift,
Dann muß die Zeit auch wissen abzuschließen. —
Das Feld hat seinen Segen abgestreift,
Der ruht in Gott, und neue Saaten sprießen.

Denn was vollbracht ward, ist auch schon vorbei,
Im Geist ein ew'ges Leben hat's empfangen.
Was wirklich ward, fliebt gleich von hinnen frei,
Was ausgesprochen ist, ist schon vergangen. —

Die aber, so die Saat still sorgend streu'n,
Und die sie schneiden und zusammenraffen,
Sie werden beide sich zusammen freu'n,
Denn beide haben nur ein Werk geschaffen.

Erst müssen still die Geister wachsen groß,
Vereinzelt hier und dort aus sich entsprießen,
Bevor sie in des ew'gen Geistes Schooß,
Als eine Aerndte, sich zusammenschließen. —

Schaut um euch her! Mich dünkt, es glänzt das Feld.
So fleh' ich denn, ein ahnungsvoller Bitter:
Zu neuem Aerndtetag ist reif die Welt.
Drum sende, Herr, uns deine kühnen Schnitter!

Geisteswirken.

„Mehr, als der Meister, kann kein Jünger gelten,
Kein Knecht mehr, als der Herr. So ist der Brauch.
Wenn den Hausvater Belzebub sie schelten,
Um wie viel mehr die Hausgenossen auch" —

Wenn sie des Menschen Sohn an's Kreuz geschlagen,
Weil er, durch Wahrheit, donnernd sie geweckt,
So hofft nicht, daß sie euch auf Händen tragen,
Wenn ihr aus altem Schlaf auf's Neu' sie schreckt.

'S ist so bequem, sich in den Stoff zu senken,
Des wachen Geistes Arbeit ist so hart,
Daß, rüttelt ihr sie auf, im Ernst sie denken,
Vom Bösen sei, was also störend ward.

Des Hergebrachten unfruchtbare Pflegung
Umgiebt sich leicht mit einem Heil'genschein,
Und jede lebenkündende Bewegung,
Weil sie vernichtet, muß vom Teufel sein.

Daß sie vernichtet nur, was selbst schon nichtig,
Das freilich geben sie euch nimmer zu,
Denn grade das ist ihnen werth und wichtig:
Die schnöde, feige, geistverlass'ne Ruh'.

„Doch fürchtet euch vor ihnen nicht. Verborgen
Ist nichts, das einst nicht sein wird offenbar,
Und nichts ist heimlich heut, das man nicht morgen
Wird wissen, gleich dem Licht des Tages, klar."

Verborgen muß der Geist im Scheine walten
Und Gott spricht, in dir, heimlich dir in's Ohr;
Einst aber bricht der Strom, nicht mehr zu halten,
Aus Erdenschein und Menschenbrust hervor.

Wenn er das All wird tönend überschwellen,
Dann werden sie um Hülfe schrei'n entsetzt,
Denn niederreißen wird er und zerschellen
Die Hütten, drin sie glücklich sich geschätzt.

Bald aber seh'n sie frisch die Welt gedeihen,
Befruchtend überschwemmt vom Strom, vom Wort. —
Gott ist ein thätig sich vom Schein Befreien
Und uns sich Offenbaren fort und fort. —

„Drum, was ich jetzt in Finsterniß euch sage,
Und was ihr in das Ohr hört, eingestellt,
Das redet frei im freien Licht der Tage,
Das predigt auf den Dächern aller Welt!" —

Nicht, daß ihr geizig sie für euch behaltet,
Ward euch die Wahrheit heimlich anvertraut;
Nein! daß ihr leise sie im Geist entfaltet,
Und dann vor aller Welt sie auferbaut.

Der Samen ward in eure Brust bestattet,
Daß ihn drin frei und freudig sprießen laßt,
Bis daß der Baum die ganze Welt beschattet
Und alle Völker geh'n bei ihm zu Gast.

Der Samen sinnet so nur seine Wahrheit,
Doch seine Wahrheit findet er gewiß.
Bebt nicht! ob ihr auch eine kleine Schaar seid,
Im Licht sprießt, was versenkt in Finsterniß. —

„Und fürchtet die nicht, so den Leib nur tödten,
Doch nicht, was in der Seele lebt und strebt.“ —
Was habt ihr länger noch den Leib vonnöthen,
Wenn euer Geist durch alle Geister webt?

„Den aber fürchtet, der da kann verderben
So Leib, als Seele.“ Fürchtet Gott, den Geist!
Ihm zu entsagen, das allein ist Sterben,
Und todt ist Mancher, der lebendig heißt. —

„Kauft man zween Sperling' nicht um einen Heller!
Und keinem wird das Leben doch geraubt
Ohn' euren Vater. Er, der Welt Besteller,
Hat jedes Haar gezählt auf eurem Haupt.“

„Und ihr seid besser doch, denn Sperlingschaaren,
Drum fürchtet nichts!“— Doch wähnt nicht, dünkelvoll,
Daß Gott, der Geist, an eures Hauptes Haaren
Just ganz besondren Antheil nehmen soll.

Als Haare sind sie wohl gezählt, nichts weiter,
Bei Gott hat euer Leib nur so viel Werth,
Als ihr, mit Erdenkraft des Geistes Streiter,
Was an euch Erde selbst, zum Geist verklärt.

So lange wird euch Gott den Leib bewahren,
Bis ihr des Geistes Sendung habt vollbracht.
Im Leibe muß der Geist sich offenbaren,
Dann sinke hin der Leib in Mitternacht! —

„Darum, der vor den Menschen mich bekennet,
(Spricht Christus) den werd' ich bekennen auch
Vor meinem Vater.“ Den nicht, der sich nennet
Nach meinem Namen blos, weil's also Brauch.

Nein! der, gleich mir, gewirkt hat unablässig,
Auf daß der Geist bewältige die Welt,
Und ward er ihr, der trägen, auch gehässig,
Und ward er auch vom Widerstand zerschellt.

„Doch den, der vor den Menschen mich verneinet,
Werd' ich verneinen auch beim Vater dort." —
In dem das Wort nicht kund wird und erscheinet,
Der hat auch keinen Theil an mir, dem Wort.

Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

—

„Ich kam, ein Feu'r auf Erden anzuzünden.
Was wollt' ich lieber, denn es brennte schon?" —
Zerstören muß, wer da will menschlich gründen.
Nur Gott sitzt ruhig schaffend auf dem Thron.

Der Liebesbrand, soll er die Welt verklären,
Bis daß der ew'ge Geist sie frei durchscheint,
Muß erst die Welt, so wie sie ist, verzehren,
Die, schwer und undurchsichtig, sich versteint. —

„Doch muß ich selbst zuvor mich taufen lassen
Mit einer Taufe — wie ist mir so bang,
Bis sie vollendet!" Schmerz muß mich erfassen,
Bis er zur fernsten Herzenstiefe drang.

Vom Tode muß mein Bild zerschlagen werden,
Daß es, in des Gedankens Himmelreich,
Frei von dem trübenden Gewand der Erden,
Für euch, die Geister, sei dem Urgeist gleich.

So muß ich, euch zum Vorbild, sein gereinigt,
Daß ihr, gleich mir, getauft von Flammenschmerz,
In meinem Geist dem ew'gen Geist euch einigt,
Was da verbrennt, entlodert himmelwärts. —

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kam zur Erden,
Den Frieden euch zu bringen. Nein! das Schwert.
Dem Vater soll der Sohn zum Feinde werden,
Wider die Mutter selbst das Kind gekehrt."

„Ein jedes liebe Band, das euch geschlossen
Hat an die Eurigen, zerreißt mein Wort,
Und die der Mensch nennt seine Hausgenossen,
Sie werden seine Feinde sein hinfort." —

In Gott allein ist ewig reiner Frieden.
In ihm ist die Versöhnung stets vollbracht.
In uns hat sich der Geist in sich zerschieden,
Und steht sich selbst entgegen, Macht und Macht.

Was dort ein ewiges sich selbst Vollbringen,
Ist hier ein sich Zerspalten fort und fort;
Ein endliches, zerstücktes Kampfesringen,
Was ein unendliches Versöhnen dort.

Da bis in des Gemüth's verscholl'ne Tiefen
Christus die Fackel seines Wort's gestreckt,
Hat er die Gotteskräfte, die dort schliefen,
Wie Riesen aus dem Zauberschlaf, geweckt.

Sie rühren sich und rasseln mit den Waffen
Und jede meint der ganze Gott zu sein.
Ward jeder ganz sein Bild doch eingeschaffen,
Und Andre sind sie nur im Erdenschein.

Und wie sich eine Kraft der Brust bemächtigt,
Reißt sie den ganzen Menschen mit sich fort.
Mensch gegen Mensch steht auf zum Kampf. Berechtigt
Ist Jeder, Jeder hegt ein Gotteswort.

Ein jeder Geist trägt in sich seine Wahrheit:
Sie durchzusetzen, setzt er Alles d'ran.
Mit weiten Flügeln deckt die eine Wahrheit
Das Schlachtgefild, wo wilder Streit begann.

Der Sohn bedrän't den Vater dort, schlagfertig,
Denn Jeder treibt sein Innerstes hervor.
Doch ist im Kampf der Allen gegenwärtig
Der Gott, den jeder Einzelne verlor.

Schon bringt ihr durch zu immer tiefrer Einheit,
Ob hart und scharf auch Schwert an Schwert noch klingt.
Der hat sich ausgeprägt als Geist in Reinheit,
Der seinem Innersten Gestalt erzwingt.

Klagt nicht und kämpft getrost! Ihr seid im Rechten.
Im Himmel ist der Frieden schon gemacht.
Christus, das Schwert euch reichend dar zum Fechten,
Hat der Versöhnung Werkzeug euch gebracht.

Ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande.

In seines Vaterlandes Schule lehrt er.
Gewaltig geht der Geist aus seinem Munde. —
Nur Eichenwipfel, mit Gebraus, durchfächelt der,
Weil, unbewegt, das Schlingkraut liegt am Grunde. —

Da sammeln sich die Muhmen und Gevattern,
Die lieben Vettern und der Vettern Vettern.
Welch Kopfzusammenstecken, Winken, Schnattern!
Welch Männermurmeln und Weibsstimmenschwatzen!

Ein dumm verwundert Durcheinanderfragen:
„Woher ist solche Weisheit dem gekommen?
Und zu den Thaten gar, was soll Eins sagen?
Wo Geier hat die Kraft er hergenommen?"

„Ist's nicht Maria's Sohn, der hier gezimmert?
Seht doch! (Sie weisen auf ihn mit dem Finger)
Wie jetzt sein Blick auf uns verächterschimmert,
Als wäre unsereins, mein Sir! geringer."

„Ich kann euch seine Brüder alle nennen:
Der Jakob, Joseph, Judas und der Simon;
Dazu auch seine Schwestern. O! wir kennen
Sie all' und könnten viel erzählen hieron."

„Jetzt soll man was Besondres aus ihm machen?
Da müßt' ein Andrer kommen! Mich beschwatzen?!
Dächt' er doch nur an seine sieben Sachen,
Der Schwadroneur! Ich ärgre mich zum Platzen!" —

So trätſcht es fort, kleinbürgerlich und beiſſig.
Doch Jeſus, lächelnd mild ob ſolchem Tande,
Spricht: „Ein Prophet gilt nirgendwo, das weiß ich,
So wenig, als in ſeinem Vaterlande.“ —

Ihr Leute, deren Jeder heut geſchent iſt,
Werft euch nicht auf zu jenes Volk's Verächtern!
Was wißt denn ihr? Nur was euch eingeblün't iſt
Mit Mühe von Geſchlechte zu Geſchlechtern.

Ein hoher Geiſt kommt, unter euch zu wandern,
Und ſtets auf's Neu' wird man euch eifern hören:
„Was? der will klüger ſein, als all die Andern?
Der will uns den geſunden Sinn bethören?“ —

Nie merket ihr das Licht beim Tagesflimmern,
Erſt durch die Dämmernacht ergrauter Zeiten
Seht ihr des Geiſtes Flammengeiſten ſchimmern,
Aufblitzend hell vom Haupt des Gottgeweih'ten.

Vergilbte Bücher müſſen es euch ſagen
Und finger Männer Zeugniß es verſichern,
Doch ſeht ihr Steine nur zum Bau tragen,
Dann zeigt ihr auf den Tollen hin mit Kichern.

„Er hat, wie wir, ja Naſe, Stirn und Lippe,
Und kräht, als legt' er ganz beſonder Ehr.“ —
Einſt blökten Ochs und Eſel um die Krippe,
Und drinnen ſchlummerte der Welt Befreier. —

Zum Tempelbau herzu tragt eure Steine!
Das Fremdeſthun, der Spott mach' euch nicht Sorgen!
Anwächſt er über Nacht beim Sternenſcheine,
Und ihn begrüßt ein neu Geſchlecht am Morgen.

Martha und Maria.

Und Jesus, wandernd, kam in einen Flecken.
Da nahm ein Weib ihn auf, Martha mit Namen,
Hausmütterlich besorgt, den Tisch zu decken
Und ihm ihr Bestes freundlich auszukramen.

Und wie sie sich gar viel zu schaffen machte,
Solch einen Gast nach Würden zu begrüßen,
Und hin und her dies holte, jenes brachte,
Da sah sie, sitzend still zu Jesu Füßen,

Maria, ihre Schwester, an dem Munde
Des Meisters hängend und in tiefem Sinnen,
Uneingedenk, was vorging in der Runde,
Erwägend seiner Worte Geist tiefsinnen.

Da sprach, halb scherzend, halb gekränkt und heftig,
Martha zum Herrn: „Herr! scheint es dir auch billig,
Daß sie allein mich läßt, anstatt geschäftig
Mit anzugreifen, dir zu dienen, willig?“

Doch er sprach: „Martha, Martha! wohl gequälet
Bist du mit vielen Sorgen und Beschwerden.
Doch Eins ist noth. Das gute Theil erwählet
Hat sie, das soll ihr nicht genommen werden.“ —

Die Worte, mein' ich, sind so klar, als treffend.
Ihr aber habt sie kläglich mißverstanden,
Die ihr, mit frömmelndem Gewäsch uns äffend,
Den Geist der ganzen Schrift gemacht zu Schanden. —

Ihr Frau'n habt immer noch viel Sorg' und Mühe,
Rastlos bedacht auf Großes, wie auf Kleines,
Wirthschaftend, schaltend, waltend früh und frühe,
Und ihr vergeßt darüber nichts, als Eines.

Doch Eins ist noth. Nicht waschen, nähen, stricken,
Besorgen universal'ne, kräft'ge Suppen;
Nicht, sich dem Schlendrian der Sitte schicken
Und zieh'n aus Kindern art'ge Gliederpuppen.

Nicht auch dem Herrn Gemahl den Heller sparen
Und sorgen, daß die Schuh' bequem ihm passen;
Auch nicht zur Kirche wandern oder fahren
Und dorten, pflichtgemäß, sich rühren lassen. —

Mögt ihr des Alles auch euch treu befleißen:
Verächtlich doch und todt bleibt euer Streben.
Wollt ihr, uns ebenbürtig, Menschen heißen,
Müßt, Geister, ihr mit uns im Geiste leben.

Kein hohes Wort laßt euch vorübergleiten,
Das in euch wecken kann lebend'ge Blüthe.
Des Weltgeschickes geistentfaltend Schreiten,
Auch euch soll's mächtig rühren im Gemüthe.

Wollt ihr euch frei von höchsten Menschenzwecken,
Sagend: „Davon versteh'n wir nichts" erachten,
So wird man mit euch spielen und sich necken,
Schooßkatzen gleich euch streicheln — und verachten.

Nicht sag' ich, daß ihr zieh'n sollt, gleich dem Manne,
Im Reich des Geistes zum Erob'rungskriege.
Mit der Gedanken kühnem Heeresbanne
Zieht er, ein Feldhauptmann, von Sieg zu Siege.

Doch denkt er, kampfermattet, heimzukehren,
Mit unverlierbar keck errungner Habe,
Soll euer Geist den Rastort ihm gewähren,
Wo er mit seinen Kriegern sich erlabe.

Verstehend soll den Schall der Siegeslieder
Begleiten eures Haines leises Rauschen.
Aus Blüthenglocken web'n Gedanken nieder,
Daß, froh entzückt, empor die Schaaren lauschen. —

In schnöder Unzucht lebt ihr mit dem Gatten,
(Ob auch des Priesters Spruch die Eh' gesegnet)
Wenn, eh' die Leiber sich umschlungen hatten,
Sich Geist und Geist erkennend nicht begegnet.

Ihr müßt die Menschheit ewig neu gebären,
Ihr singt und zieht Geschlechter um Geschlechter,
Wollt ihr zu halben Thieren euch verkehren,
Ihr — junger Geisteskeime stille Wächter?

Warum, wo ihr das Ruder habt zu leiten,
Statt edlem, geistbefruchtenden Verkehre,
Witzelnd Geschwätz von tausend Kleinigkeiten,
Armsel'ge Flachheit nur und Geistesleere?

O! schändet also nicht die Schöpfung Gottes,
Daß ihr eindergeht, stumm in eurer Schöne,
Ziel nur der frechen Lust, des rohen Spottes,
Duftlose Rosen, Harfen ohne Töne!

Gemacht nicht seid ihr, weichlich zu zerfließen,
Des Eindrucks Mägde stets im Guten. Bösen.
Nein! euer Geist soll sich bewußt erschließen,
Uns, blühend, Gottgeheimnisse zu lösen.

Wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.

„Wahrlich! wer aufnimmt, so von mir gekommen,
Der hat mit selber Gastfreundschaft gespendet,
Und wer, im Bruder, mich hat aufgenommen,
Hat aufgenommen den, der mich gesendet."

Nicht ist's genug, daß ein begeistert Wissen
In eigne Tiefen steigt, Gott anzuschauen,
Und, eins mit ihm, ganz in ihn hingerissen,
Verschwindet, wie der Bach im See, dem blauen.

Der Geist muß, sich gestaltend, wirklich werden,
Und soll er wirklich sein, muß er auch wirken,
Und nachgestalten sein Gebiet auf Erden
Des reinen Denkens ewigen Bezirken.

Das Wissen muß zu Liebesthaten reifen.
Doch mit der Liebe hülfbereiten Händen
Läßt Gott, der nur ein Geist, sich nicht ergreifen.
Der Alles ist, was könntet ihr ihm spenden?

Nur der in Endlichkeit und Noth Verflochtne
Bedarf, daß ihr mit Lieb' ihn tränkt und speiset;
Nicht der in Ewigkeit Unangefocht'ne,
Der sicher in sich selber ruht und kreiset.

Doch, daß ihn eure Liebe kann erlangen,
Und euer Wohlthun seiner sich bemeistern,
Ist aus sich selber er hervorgegangen
Und lebt in seinen abgesandten Geistern.

So ist er nah, ihr könnt mit ihm verkehren
In euren Brüdern schon auf Erdenfluren;
Dem Schöpfer selbst könnt Liebes ihr gewähren
In seinen gottbewußten Kreaturen.

Wer Einen aufnimmt, den ihm Christus sandte,
Nimmt Christum auf, den Gott, der Mensch geworden,
Durch den in allen Brüdern er erkannte
Nur einen gottgebornen Geisterorden.

Und wer, im Bruder, Christum aufgenommen,
Nahm Gott auf, der in Christo sich verklärte,
Und der in ihm zu dir herabgekommen,
Dieweil er deiner Liebesthat begehrte.

So in der Menschheit draußen gegenwärtig
Ist Gott dir, wie er's drinnen ist im Geiste.
Zum Dienst der Menschheit denn sei allzeit fertig,
Wer da begehret, daß er Gott was leiste.

„Drum, wer auch nur dieser Geringsten Einen
Mit einem Becher kalten Wassers tränket,
Weil Sohn und Vater ihm als Eins erscheinen,
Der wird von Gott mit Lohn und Dank bedenket."

„Wer aber kränkt dieser Geringsten Einen,
Die Gott und Christum glaubend in sich haben,
Dem wäre besser schier, beschwert mit Steinen,
Würd' er im tiefsten Meeresgrund begraben."

„Seht zu, daß ihr mir Keinen mögt verachten
Von diesen Kleinen, die in Seelenreine
Des Vaters Bildniß allezeit betrachten
Im eignen Geist, der Gottheit Widerscheine."

Darum, als hättet ihr's mit Gott zu thun,
Begegnet liebend euren Brüdern allen.
In eurem Denken laßt ihn thronend ruhen,
Für euer Thun seht ihn auf Erden wallen!

Wir haben euch gepfiffen und ihr wollet nicht tanzen.

„Wem aber soll ich dies Geschlecht vergleichen?
(So sprach der Herr.) Den Kindern gleicht's fürwahr,
Die, sitzend an dem Markt bei Kinderstreichen,
Anrufen ihrer Mitgesellen Schaar,"

„Und schelten, kindisch aufgebracht, und sprechen:
Wir pfiffen euch; habt ihr getanzt? O nein!
Wir klagten euch; in Thränen auszubrechen,
Euch, Spielverderbern, fiel es nimmer ein." —

So sitzen an dem Markt noch jetzt die Meisten,
Nur Kindertand im eigensinn'gen Kopf,
Und wer sich hohen Ernstes will ereifern,
Der ist ein mürrisch sonderbarer Tropf.

Dieweil sie selbst nicht wissen, was sie wollen,
Hängen sie sich an Nichtigkeiten gern,
Und müssen dem, als Spielverderber, grollen,
Der bleibt von ihrem Narrentheien fern.

Bald fällt's euch ein, gedankenlos zu preisen,
Und danach tanzen soll der ernste Mann;
Dann sollen eure Klagen ihn ergreifen —
Was geht ihn euer kleiner Jammer an?

Bei euch mag Tanz und Plärren Alles machen:
Dem aber, der nach höchsten Zielen ringt,
Sind eure Nichtigkeiten Nebensachen,
Die seines Geist's Hochofenglut verschlingt.

Er läßt euch durcheinander schrei'n und streiten,
Und schreitet fürder, wie er will und muß.
Gäb' er Gehör all euren Aergerlichkeiten,
Er käme nimmermehr zu großem Schluß.

Johannes ist gekommen, um zu taufen.
Weil er nicht aß und trank, was ihr genoss't,
Rief: „Seht, er hat den Teufel" euer Haufen.
Plötzlinge' macht denn den Mann die Kost?

Und Christus kam und aß und trank, gleich Allen.
Da heißt's: „Den Fresser seht, den Säufer dort!
Mit Zöllnern, Sündern sitzt er in den Hallen."
Wie, ist sein Tisch euch wicht'ger, als sein Wort? —

Das Essen und das Trinken zu verpönen
Und zu gebieten, das weiß euer Geist.
Die Weisheit nur muß sich von ihren Söhnen
Rechtfert'gen lassen, weil ihr sie verweist. —

Hört auf, in Kleinigkeiten stets zu kramen,
Und Wichtigkeit zu legen in ein Nichts!
Statt daß ihr zankt und kritteit an dem Rahmen,
Versteht das Bild, den Blick des Angesicht's!

Ihr werdet stets, wollt ihr am Scheine kleben,
Wie Kinder uneins durcheinander schrei'n.
Habt ihr's gelernt, das Wesen zu erstreben,
Dann werdet Eins ihr all' im Geiste sein.

Der aber fragt nicht, wie ihr's wünscht zu halten.
Sorgt ihr nur, daß ihr ihm entgegenreift.
Er wird sich seinem Wesen nach entfalten,
Ganz unbekümmert, ob ihr klagt, ob pfeift.

Unmündigkeit.

„Dich, Herr der Welt, dich, Vater, laß mich preisen,
Daß dir's gefallen, Solches zu verkünd'gen,
Das vor den Klugen allen und den Weisen
Verborgen du gehalten, den Unmünd'gen!" —

Noch gilt dies Wort für selbstverstockte Dumme.
Sie sind so fern der ew'gen Offenbarung,
Als jene, die, gedenkend nie der Summe,
Anreihen nur Erfahrung zu Erfahrung.

Das sind sie, die Weltweisen und Weltklugen,
Die, um den innern Bau recht zu verstehen,
Forschend das Orgelwerk in Stücke schlugen,
Und drüber ließen die Musik vergehen.

Sie bilden ein sich, Alles zu besitzen,
Wenn an der Nerven, Adern Kunstgeweben
Sie Alles kennen zu den feinsten Spitzen;
Doch Eins vergaßen sie dabei: das Leben.

Das Weltenall bis zu den fernsten Räumen
Durchschweiften sie, und haben Gott verloren,
Wie Einer, der den Wald nicht sieht vor Bäumen,
Die er sich, selbstgefällig, zählt — die Thoren!

Mit ihrem Stückwerk mögen sie sich blähen!
In Einzelnheiten ist ihr Geist verfahren.
Wer kindlich offnen Blick's kann um sich sehen,
Dem nur wird sich die Ganzheit offenbaren.

Nicht eines, stets bewegt und allgeschäftig,
Ein still Gemüth nur spiegelt Himmelsreinheit,
Und faßt zusammen fromm, in Demuth kräftig,
Die Vielheit seiner Welt zu Gottes Einheit.

Das viel sich Dünken aber und sich Wissen,
Und das im eignen Thun sich selbst Genügen
Umgarnt den Geist mit todten Finsternissen,
Drin er verlornes Licht sich selbst muß lügen. —

Ob euer Geist auch Mannesthat nicht sparte:
Unmündig müßt ihr euch vor Gott bekennen.
Nur weil er selbst in euch sich offenbarte,
Vermögt ihr's, wissend, Vater ihn zu nennen.

Alle Dinge sind mir übergeben.

„Von meinem Vater sind mir übergeben
Die Dinge alle, draußen so, wie drinnen,
Wie zu Gestalt sie wechselnd sich verweben,
Und wie sie dauernd sind in Gottes Sinnen.

Sonst lauschte nur mit ahnungsvollem Bangen
Der Mensch der Schöpfung Säuseln und Gewittern,
Und auf ihn ein aus fremden Fernen drangen
Der Gottheit Sprüche, füllend ihn mit Zittern.

Da schlug mir in die Seele Gottes Funken,
Und drin, wie draußen, ward zum Wort das Schweigen,
Und um mich, in mich blick' ich, gottestrunken,
Und nichts ist fremd mehr, Alles ist mein eigen.

Wer könnte schau'n in meines Geists Gestalten,
In einer Gotteswelt Gebärungskrater?
Nur er, der drin erkennt sein eignes Walten.
Drum niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater.

In meines Geistes reiner Spiegelglätte
Sieht er sein Bild, sieht er die ew'gen Thaten.
Er selber wirkt in mir, und um die Wette
Muß hier und dort die Doppelwelt gerathen.

So schau' ich, wenn ich selber mich beschaue,
Den Vater nur in seiner ganzen Fülle.
Er selbst erbaut mich, da ich ihn erbaue;
So bin ich Gott, der lebt in Leibeshülle.

Drum kennet niemand außer mir, dem Sohne,
Den Vater, und wem ich's will offenbaren.
Ich stieg hinauf zu ihm, und mir zum Lohne
Ist er herab in meine Brust gefahren.

So haben wir uns innig Eins gefunden,
Er sich in mir, ich mich in ihm erkennend.
Die Schrank' ist uns durch Doppelthat geschwunden,
Die noch aufragt, die Menschheit von ihm trennend.

Doch kommt, in mir zusammen euch zu finden!
Erfaßt in meinem Wesen euer Wesen!
Und frei in mir könnt ihr euch Gott verbinden,
Zu ihm, der eure Wahrheit ist, genesen.

Ihr, die ihr seid mühselig und beladen,
Kommt Alle zu mir! Ich will euch erquicken.
Von Erdenlasten rein sollt ihr euch baden,
Aus Lebensnoth befreit zum Geist aufblicken.

Drum nehmet auf mein Joch, wollt von mir lernen!
Das ist mein Joch nur, daß durch eigne Kräfte
Ihr müßt der Erde Fesselzwang entfernen,
Und Selbstbefreiung nur ist euch Geschäfte.

Von Herzen bin ich sanft und voller Demuth. —
Mögt ihr auch auf des Lebens bunte Flitter,
Die ihr abstreifen sollt, hinschau'n mit Wehmuth,
Mag euch die Arbeit hart auch sein und bitter —

Ich bin nicht kommen, herrisch zu befehlen.
Nein! zu erheben euch in meinen Orden,
Euch meinem Geiste innigst zu vermählen,
Bis in euch Allen Gott ist Mensch geworden.

Sanft ist mein Joch und leicht ist meine Bürde.
Ihr habet, laßt ihr sie euch auferlegen,
Ja nichts zu tragen, als die eig'ne Würde,
Und Gott allein in freier Brust zu hegen."

Läſterung wider den Geiſt.

„Ich ſag' euch, was da Sünd' und Läſt'rung heißt,
Auch gegen Chriſt, wird euch vergeben werden,
Doch nimmermehr die Läſt'rung auf den Geiſt,
Den heil'gen, nicht im Himmel, noch auf Erden." —

Das Wort macht ihr bequem euch und benennt
Als heil'gen Geiſt ein dunkles Ding, ein hohles,
Das nie die menſchliche Vernunft erkennt,
Und dran man glauben muß um ſeines Wohles.

Wer dies geſpenſt'ge Etwas nur nicht ſchmäht,
(Und leicht iſt's, einen Namen zu verſchonen)
Gedankenlos es anruft im Gebet,
Wird einſt bequem im Himmelreiche wohnen.

Ihr treibt's ſo weit, daß ihr den Geiſt verſchreit
Als gottlos, der des Schaffens ſich erdreiſte,
Und, ſtatt des Geiſt's, ſoll die Geiſtloſigkeit
Ein Wohlgefallen ſein dem höchſten Geiſte.

Euch ſelbſt beſchimpft ihr, (das ſoll Demuth ſein)
Um euch der Geiſtesarbeit zu entbinden.
Auf ſchnöder Trägheit Polſter ſchlaft ihr ein
Und meint: „Das Himmelreich wird ſich ſchon finden."

Ab reiß' ich euch den weichen Schafpelz jetzt. —
Ein Unding iſt's, was: heil'gen Geiſt ihr taufet,
Dem Geiſt in euch fremd gegenüber ſetzt,
Und als was ganz Apartes uns verkaufet.

Der Geiſt iſt hellig, wo er auch ſich weiſt.
Der Eine iſt es, dem das All entſproſſen,
Der ſeine Welten fort und fort durchkreiſt,
Und der auch über uns ſich ausgegoſſen.

Er iſt es, der im Denker, Dichter lebt,
Der einſt im Chriſt die Welt rief vor's Gerichte,
Er iſt's, der in der Menſchheit ſchaffend webt
Das ew'ge Wunderwerk der Weltgeſchichte.

Der Gott, der ſeinen Odem uns blies ein,
Da er nach ſeinem Bildniß uns geſchaffen,
Fordert: Ihr ſollt, gleich mir, vollkommen ſein,
Sollt euch zu mir empor, im Geiſte, raffen!

Nur wer die Welt, voll kühner Schöpferkraft,
Mit ihren ewigen Gedanken allen,
So wie ſie Gott erſchaffen, nacherſchafft,
Iſt Geiſt, von Gott, dem Geiſt, unabgefallen.

Doch läſtert der den Geiſt, der ſtumm und krumm
Brütet, ein träger ſich in's Nichts Verſenker.
War euer Heiland etwa göttlich dumm?
Nein! euch zum Tort war er ein tiefer Denker.

Er hat's erkannt und ausgeſprochen klar:
Der Geiſt iſt nicht ein dunkles Räthſel dorten.
Geiſt iſt, was da iſt nur und offenbar.
Gott thut ſich kund in Welten, wir in Worten.

Da Gott geſchaffen Vögel und Gethier,
Sprach er zu Adam: „Du ſollſt ſie benennen.
So heiße jedes, wie's beſtimmt von dir!“ —
Des Menſchenwortes Werth, hier lernt ihn kennen!

Was dem Bewußtsein Gottes sich entreißt,
Zu des Erscheinens Vielheit zu zerschellen,
Das wage, wortlebendig, euer Geist
Zu des Gedankens Einheit herzustellen!

Dann schaut ihr auf den Grund dem Gottesmeer,
Und liegt, in Gott, euch selber aufgeschlossen,
Denn mit dem Dichter innig eins ist der,
Der sein Gedicht, begreifend, durchgenossen.

Das euch zu Gott vergeistiget, das Wort,
Ein Ew'ges ist es, nicht von heut und gestern.
Vergenden ohne Sinn der Sprache Hort,
Mißbrauchen ihn, das heißt: den Geist verlästern.

„Von einem guten Baum die Frucht ist gut,
Vom faulen, faul. Dran ist der Baum zu kennen."
Ein böses Wort zeigt einen bösen Muth,
Und matte Pfeile deuten morsche Sennen.

„Otterngezücht! (So rief der Herr im Zorn)
Wie könnt ihr Gutes reden, da ihr böse?
Wovon erfüllt ist eures Herzens Born,
Des geht der Mund auch über mit Getöse."

„Ein guter Mensch bringt Gutes auch hervor,
Ein böser Böses, aus des Herzens Horte.
Ich sag' euch: Rechenschaft steht euch bevor
Von jedem unnütz ausgesprochnen Worte."

„Rechtfertigen wird dich dereinst dein Wort,
Und dich verdammen, dich vom Geiste trennen." —
So sprach der Herr. Ihr aber fuhret fort,
Das Wort als schlechtes Werkzeug zu mißkennen.

Von eures Leibes lumpigem Bedarf
Schwatzt ihr geläufig und von Albernheiten.
Wenn ein Gedanke sich dazwischen warf,
Dann staunet ihr und schleicht euch scheu zur Seiten.

Ist es der Krämersorgen Plunder werth,
(Des Menschenlebens schlechte Nebensache)
Daß er sich da, wo Geist mit Geist verkehrt,
Als Erstes, Höchstes breit und wichtig mache?

Und wenn ihr mit dem „Ernsten" fertig seid,
Ergießt ihr euch in Witzelei'n, in schaalen,
Der Sprache Heiligstes selbst wird entweiht,
Mit Floskelprunk sentimental zu prahlen.

Geklatsch, Verläumdung ist der Rede Zier.
O all der Wust, blieb er doch ungesprochen!
Nur mit des Wortes Puppe spielet ihr,
Der Schmetterling, der Geist, ist ausgekrochen.

Zum Tändeln nicht, nicht zur Bequemlichkeit
Ward Wortesmacht gelegt in eure Zungen.
Der hat das Wort, der hat den Geist entweiht,
Der sich am Wort nicht auf zu Gott gerungen.

Wie du nach Gottes Bild geschaffen bist,
Sei deine Sprache Bild von seinem Schaffen.
Das Wort, das leer an Geist und Liebe ist,
Reißt dich von Gott, in's Nichts dich hinzuraffen.

Gleichniß.

Da schaarte sich das Volk entlang am Strand,
Und Jesus saß und sprach in schwankem Schiffe.
Gleichnisse gab er ihnen mancherhand,
Daß leichter ihn das blöde Volk begriffe.

Er sprach: „Es ging ein Sä'mann aus zu sä'n.
Und Etliches fiel auf den Weg. Da kamen
Die Vögel, und im Nu war's drum geschehn.
Und auf das Steinige fiel anderer Samen."

„Bald sproß das auf, weil tief das Erdreich nicht.
Doch als die Sonn' aufging, da hing das matte
Welkende Kraut herab im heißen Licht,
Und wurde dürr, weil es nicht Wurzel hatte."

„Und Etliches fiel unter Dornenbrut,
Die, wuchernd, bald erstickt die Saat, die schwache.
Doch Etliches fiel auf das Land, das gut,
Frucht bracht' es, dreißig-, sechzig-, hundertfache."

„Es höre, wer zu hören Ohren hat!" —
Und seine Jünger sprachen: „Warum brauchst du
Gleichnisse nur an schlichter Rede Statt?
Die Wahrheit mit des Mährleins Duft umhauchst du."

Er aber sprach: „Euch ward gegeben nur,
Des Himmelreichs Geheimniß zu vernehmen.
Doch jene fühlen leis der Wahrheit Spur
In Fabeln nur, der Wahrheit heitren Schemen."

„Gegeben ward es ihnen nicht, das Licht
Mit nüchtern hellen Blicken festzuhalten.
Mit ihren seh'nden Augen seh'n sie nicht.
Der Geist, der schlummert, sieht nur Traumgestalten.“

„Sie haben Ohren, und sie hören nicht.
Sie fassen nur die Hülle, nur die Klänge.
Das Wort, der Strahl des Geistes, leise bricht
Für sie hervor nur aus des Schein's Gepränge.“

„Drum unterweis' ich sie durch Gleichniß nur,
In lieblicher Verhüllung schenkend Wahrheit,
Dieweil ihr Geist, verhüllt in die Natur,
Selbst noch ein Gleichniß, nicht durchsichtge Klarheit.“

„Doch selig eure Augen, daß sie seh'n!
Und selig eure Ohren, daß sie hören!
Ihr könnt das Gleichniß, könnt die Form verschmäh'n,
Die euer Geist vermochte zu zerstören.“

„Ihr Wenigen, die ihr euch selbst befreit
Im Geist, zum Geist, die Hüllen von euch streifend.
Die ihr kein Bild, kein Gleichniß länger seid,
Das nur bedeutet, selbst sich übergreifend!“

„Ihr habt zur eignen Wahrheit euch verklärt.
Weil ihr sie seid, könnt ihr die Wahrheit haben,
Wie, ein Gedanke, sie gen Himmel fährt,
Nicht, wie sie in Gestaltung liegt begraben.“

„Ihr könnt des Bildes, der Begebenheit,
Des Zeichens, der Verleiblichung entrathen,
In der allein sich bis auf diese Zeit
Dem Volk, dem ahnenden, Gedanken nahten.“

„Wahrlich ich sag' euch: der Propheten viel
Und der Gerechten haben heiß begehret,
Zu seh'n, was eures Auges festes Ziel,
Zu hören, was zu hören euch gewähret."

„Doch sahen sie es nicht und hörten's nicht. —
Sie rangen mächtiglich in Grimm und Thränen.
Den Einen ward die Wahrheit zum Gedicht,
Den Andern blieb sie nur ein dumpfes Sehnen." —

„So hört das Gleichniß nun vom Säemann!
Vom Himmelreich das Wort, wird's nicht verstanden,
Fällt an den Weg, da es nicht wurzeln kann,
Der Arge reißt es aus und macht's zu Schanden."

„So ihr nur unbegriffner Worte Tand
Euch einzuprägen trachtet und zu hegen,
Ist bald die Welt, der Ungeist bei der Hand,
Sie wegzurupfen, wie die Saat von Wegen."

„Und so ihr, leicht und froh, erfaßt das Wort,
Doch, wetterwendisch, laßt in euch verhallen —
Trübsal, Verfolgung ärgern euch sofort, —
Dann ist die Saat auf's Steinige gefallen."

„Sie sprießet fröhlich wohl beim Anbeginn,
Doch, wo sie wurzeln soll, im Herzensscheine,
Da stößt sie, statt auf Ernst und tiefen Sinn,
Der zeugt und nährt, auf unfruchtbare Steine."

„Und unter Dornen ward gesä't das Wort,
So ihr es aufnahmt zwar, doch wuchern ließet
Der Lust und Sorgen Unkraut fort und fort.
Die Welt erstickt das Wort, da's kaum entsprießet."

„Statt reifer Saat, von Wahrheitwuchten schwer,
Die frei des Geisteslages Licht begrüßte,
Ist euer Herz, an Frucht und Wahrheit leer,
Des Erdentrug's und Scheines Dornenwüste."

„Dann aber fiel das Wort auf gutes Land,
Wenn es das Herz vernommen und verstanden.
Das Wort, ist es im Innern erst erkannt,
Ist bald geoffenbart und auferstanden."

„Da wogt es nun, von Weltensegen schwer!
Denn wirken soll's, vermodern nicht im Stillen.
Der bringet dreißig Körner, sechzig der,
Und hundert, wer ein Held an Geist und Wollen."

Des Geistes Aussaat.

Ein ander Gleichniß noch vom Himmelreiche. —
Es war ein Mensch, der rüstig früh und späte,
Auf daß der Aussaat auch die Aerndte gleiche,
In seinen Acker guten Samen sä'te.

Des Menschen Sohn, der Geist, beim Tageslichte
Sä't er den Samen, muthig und geschäftig,
Auf daß am Aerndtetag der Weltgeschichte
Die Frucht sich zeige reif, gesund und kräftig. —

Da Alle schliefen, kam der Feind und sä'te
Zwischen den Weizen Unkraut und entwischte.
Der Weltsinn war's, dem's seinen Kram verdrehte,
Daß sich der Mensch in Gottes Geist erfrischte. —

Da nun das Kraut aufwuchs und Früchte brachte,
Fand sich das Unkraut auch, das früchteleere,
Die Masse, so den Geist zu tödten dachte,
Bis daß die Welt ein Feld des Ungeist's wäre. —

Da traten zu dem Herrn die treuen Knechte
Und sprachen: „Herr, du sä'test guten Samen,
Wie kam das Unkraut unter ihn, das schlechte,
Des Triebe schon des Wachsens Raum ihm nahmen?"

Er sprach: „Das that der Feind." Sie sagten: „Gehen
Wir hin und gäten's aus, eh' sich's kann spreizen?"
Er sagte: „Nein, das Unkraut lasset stehen,
Daß ihr mit ihm nicht ausrauft auch den Weizen."

„Laßt Beides miteinander wachsen! Endlich
Am Tag der Aerndte werd' ich sein nicht schonen,
Dann ist es leicht vom rechten Weizen kenntlich;
Der trägt das Fruchtkorn, das nur taube Kronen."

„Dann aber werd' ich meinen Schnittern sagen:
In Bündel sammelt es und werft's in's Feuer!
Den Weizen aber, der da Frucht getragen,
Den reinen, sammelt mir in meine Scheuer!" —

So listig ward, was leer an Geist, gestreuet,
Daß von des Geistes Saat es nicht zu trennen,
Daß taubes Unkraut gleichen Rechtes sich freuet
Mit dem, was langsam reift für Gottes Tennen.

Doch bald wird sich das Fruchtkorn offenbaren.
Der Mensch beginnt, im Geist heranzureifen.
Schon scheidet sich die Lüge von dem Wahren,
Bald läßt das Unkraut sich mit Händen greifen.

Gerichts- und Aerndetag hält die Geschichte,
Der Freiheit Helden kommen, Gottes Schnitter,
Auf daß die Glut das Nichtige vernichte,
Das da geprunkt mit leerem Blüthenflitter.

Ihr Alle, die ihr uns den Saft entzogen,
Frech wuchernd, ohne Geistesfrucht zu bringen,
Wie euer Treiben durch und durch erlogen,
Muß es das Nichts, der Lügenschlund, verschlingen.

Wahet euch, ihr Uebermüthigen, Hohlen, Tauben!
Die ihr den Weizen Saat des Teufels nanntet,
Die ihr den Geist schier wolltet nicht erlauben —
Er leuchtet einst in Gott, wenn ihr verbrannt et.

Das Senfkorn.

Das Himmelreich iſt einem Senfkorn gleich,
Der Samen kleinſtem; doch in ſpröder Hülle
Verſchließt es Kraft, die, unvertilgbar reich,
Sich aufthun muß zu ew'ger Segensfülle.

Und Gott ergriff's und ſä't' es in ſein Feld.
Begraben, doch nicht todt, im dunklen Raume
Lag's, bis es ſchoß, von Werdekraft geſchwellt,
Zur Staud' empor, die Staud' empor zum Baume.

Die Tief' umflammert ſeiner Wurzel Macht,
Des Stammes Schaft ſteigt auf aus grünen Matten,
Weithin in's Blau ſtreckt er der Zweige Pracht,
Weithin auf's Grüne wirft er friſche Schatten.

Die wonn'ge Laubeskrone hebt und braust,
Denn Gotteshauch durchweht die grüne Halle.
Des Himmels Vögel, ſo zerſtreut gehaust,
Sie nahen ſchaarenweis und jauchzend alle.

Wie ſie ſich droben wiegen mit Geſang,
Springt unten, hellen Blicken, auf die Quelle. —
Die ihr gewallt, geſtrebt ſo lang und bang,
Nun nah't euch all' der heil'gen Ruheſtelle!

Schau! hier und dort und allerorten her
Der Menſchen Volk, bald einzeln, bald in Zügen,
Wie ſie ſich wimmelnd drängen mehr und mehr
Zur Quelle hin mit ihren leeren Krügen!

Den dürstet nimmermehr, der einmal trank,
Denn ew'ges Leben rauscht durch seine Glieder.
Nun lagert euch auf duft'ge Rasenbank!
Horcht auf! Gesäusel weht herab und Lieder.

Wie froh erschreckt blitzt euer Blick empor!
Denn Jeder hört erklärt geheimstes Ahnen.
Ob sich dein Stamm in Eisesnacht verlor,
Ob, glutgesenkt, durchlechzt der Wüste Bahnen,

Wie nah, wie dämmernd fern dein Vaterland,
Hier horchst du deiner eignen Sprache Tönen.
Was Dichter, Denker je geahnt, erkannt,
Das muß sich hier erfüllen und verschönen.

Der Weiße drückt dem Schwarzen warm die Hand,
Weil, Brüder, sie sich rasch verste'n und lieben,
Und Aller Blick ist suchend hingewandt
Nach denen, die der Ruh' noch fern geblieben.

O naht euch Alle doch! Nicht fehlt's an Raum.
Je mehr ihr seid, je breiter wächst die Krone.
Lockt euch nicht Säuseln und Gesang zum Baum
Vom letzten End' der Welt mit leisem Tone?

Ihr Wüstenwandrer! bitter täuscht' euch oft
Ein schwindend Bild, wenn ihr, verschmachtend, leuchte;
Doch nicht umsonst habt ihr das Ziel erhofft —
Hier in's die Wahrheit selbst, die grünt und leuchtet.

Die ihr euch schleicht durch feuchte Waldesnacht,
Wo schauerlich die schweren Zweige rauschen,
Kein Himmelsblick euch Trost in's Herze lacht,
Und blut'ge Räuber in den Schluchten lauschen —

Gilt her, wo frei, mit Licht und Ton, der Geist
Das All durchdringt, ja selbst der Gottheit Tiefen!
Auch sie bringt mit, die lauernd euch umkreist,
In deren Brust die milden Stimmen schliefen.

Hier werfen sie, die niedre Gier verlockt,
Erstaunt sich findend, blut'gen Stahl zur Erde.
Kein Herz, das solchem Segen sich verstockt,
Es wird ein Hirte sein und eine Heerde. —

Und ihr, die, ängstlich suchend, ihr gebückt
Das Gras durchwühlt mit peinlichem Beginnen,
Weich kümmerlicher Wahn hat euch berückt,
Daß der Erfüllung ihr nicht werdet innen?

Zu euch hernieder schlich von Mund zu Mund
Vom Senfkorn eine dumpf verschollne Sage,
Und im Gebet, das Antlitz fest am Grund,
Lagt ihr, und sahtet die Sonne nicht am Tage.

Auffahrend, werdet ihr mit Schreck gewahr,
Das Senfkorn sei verloren, sei zertreten.
Ihr scheltet wohl die frohen Völker gar,
Weil sie nicht todte Worte mit euch beten.

Was sucht ihr noch das todte Senfkorn bang?
Es ist schon längst lebend'ger Baum geworden.
Hört ihr Gesäusel nicht und Liedesklang?
Kommt! lagert euch und seid von unserm Orden.

Der Sauerteig.

Das Himmelreich gleicht einem Sauerteige.
Den nahm ein Weib, ihn mit dem Mehl zu paaren,
Bis von der unscheinbar geringen Neige
Drei volle Scheffel ganz durchsäuert waren. —

Gar Viele hört man, fromm ersenfzend, klagen:
„Gottseligkeit und Tugend sind so selten!“ —
Wir nur sind anders — weiter nichts will sagen
Ihr Demuth heuchelndes, hochmüth'ges Schelten.

Doch reinen Geistern auch will's oftmals däuchten,
Erschöpft, erfolglos müßten sie ermatten.
Die ganze Menschheit möchten sie durchleuchten —
Schwach glimmt ihr Licht — rings lagern Todesschatten.

Die sind herauszuzählen aus den Massen,
Die bei des Geistes Gruß nicht ab sich wenden,
Sie fest dein schauend Aug' in ihres fassen
Und sich vom Götterstrahl nicht lassen blenden.

Hast du auch Einen läuternd umgeschaffen,
Unzählige, schau'n sie des Geistes Zeichen,
Vermögen, dumm erstaunend, nur zu gaffen
Und sich verdrießlich dann dreifeit zu schleichen.

So geht es daheim schon in deutschen Auen,
Wo sich der Geist stark rang am Widerstande
Rauher Natur. Doch blick' ich nur mit Grauen
Rings um uns auf des Erdreichs weite Lande.

Noch wimmelt's von verzerrten Mißgestalten
In riesenhaft sich streckenden Revieren,
Wo dumpfe Triebe, wild vulkanisch, walten,
Vom Geist noch ungebändigt, wie bei Thieren.

Wie sich ein tiefger Sklav', roh von Gemüthe,
Die Brust mit sinnig heitrer Blüthe schmücket,
So hält, Europa, tiefgezackte Blüthe!
Die plumpe Welt dich an ihr Herz gedrücket.

Doch wie der Blätter Pracht, geschweift von Buchten,
Anmuthig prange — des Gedankens Kerzen,
Davon das Licht, wie Blüthenstaub, befruchten
Das Ganze muß, steh'n doch nur tief im Herzen.

In Deutschland nur, wo, Gott zu schau'n, die Besten,
In des Gedankens Helle, nicht ermüden,
Weil weiblich hüpfend Blut nur herrscht im Westen,
Herren- und Bilder-Dienst im Ost und Süden.

Wohl ward, zu wuchern frei in neuen Landen,
Ein Samenkorn verpflanzt von kühnen Schiffern,
Doch des Gemüth's Glutfarbe ging zu Schanden,
Und jener Blüthe Zeichnung zeigt — nur Ziffern.

Von der Entartung kommt uns kein Erfrischen.
Auf uns allein steht unser, Aller Hoffen.
Wir sind der Sauerteig, der sich soll mischen
Durchsäuernd mit des Erdreichs Völkerstoffen.

Und soll uns solche Sendung nicht erschrecken?
Wir sollen, eine kleine Schaar von Schwachen,
Zu des Bewußtseins Tag die Welt erwecken,
Da wir uns selbst erhalten kaum im Wachen.

Doch nicht verzagt! Da seinen Tod gefunden
Christus am Kreuz, wie war der Menschheit Hoffen
Nur an so wenig Treue noch gebunden,
Und diese wenigen von Furcht betroffen!

Da faßt zu einer Gotteskraft zusammen
Der Geist sie all'. Der wirket nicht nach Zahlen.
Schau't jetzt, wie ihres Hauptes heil'ge Flammen
Im Aug' von Millionen widerstrahlen!

So seltsam schien dies riesige Gelingen,
Daß es die Pfaffen ein Mirakel nennen,
Ein Wörtlein, unter das sie Alles bringen,
Was sie zu träg und flach sind, zu erkennen.

Wohl war's ein Wunderwerk, ein großes, ächtes,
Ein Wunderwerk, wie alle Gottesthaten,
Doch nicht ein Zaubergaukelspiel, ein schlechtes,
Bei dem sich unser Geist nicht weiß zu rathen.

Wenn ihr's erlebt, daß ganz durchsäuert werden
Viel Scheffel Mehl's von wenig Sauerteigen —
Gafft solches Werk ihr an mit Angstgeberden?
Nein! denn ihr wißt, die Kraft ist ihnen eigen.

Nun denn! ist Christi Wort nicht tief und tüchtig?
Zerreißt das Licht nicht alle Nebelstreifen?
Warum denn müht ihr euch, verstandessüchtig,
Allerbegreiflichstes nicht zu begreifen?

Wenn eine Dummheit solchen Sieg's sich freute,
(Das wär' ein Wunder, so nach euren Launen)
Dem Teufel übergäb' ich mich noch heute;
Doch daß der Geist siegt — was ist da zu staunen?

Wohlan denn! ſo der Geiſt in uns verblieben,
Sind zu Apoſteln wir durch ihn geheiligt,
Er wirke! bis des Wahnes Nacht vertrieben,
Und alle Welt des Himmelreichs betheiligt.

So ſchwinget eure Fackel, den Gedanken!
Daß ringsum im Land es werde licht und lichter,
Bis daß ein Schimmer ſelbſt mit welchem Schwanken
Vergeiſtigt fernſte Negerangeſichter. — —

Seht dort im Saal unhervortheilt in Gruppen
Die glänzende Geſellſchaft ſonder Einung.
Dort faſelt man von Renten, dort von Suppen,
Dort von der Tänzerin, der Glanzerſcheinung.

Ein unerquicklich leeres Durcheinander! —
Doch dorten in der Fenſternische drinnen,
Fern dem Gerauſche, ſitzen zwei beſonder,
Der Eine ſpricht, der Andre horcht mit Sinnen.

Er ſpricht nicht überlaut, nicht überleiſe,
Nicht fällt's ihm ein, an Viele ſich zu wenden,
Und iſt der Einz'ge doch im ganzen Kreiſe,
Der Worte redet, ſo den Geiſt nicht ſchänden.

Da laſſen ſchon die Nächſten, wie von Glocken
Fernher gemahnt, mit heimlichem Beſchämen,
Halb unwillkürlich ihr Geſchwätze ſtocken,
Und ſich von ſeinem Geiſt gefangen nehmen.

Ihr Horchen lockt Andre. Immer weiter,
Gleich Waſſerkreiſen, wächſt der Kreis der Hörer.
Sein Wort wird lauter, hell ſein Aug' und heiter.
So bannt er ſie, ein freundlicher Beſchwörer.

Er spricht für Alle, die ihn hören wollen.
Schon rücken sie herbei von allen Seiten,
Nicht nur, um schweigend Beifall ihm zu zollen,
Nein! sich mit ihm des Wortes zu erfreuen.

Wie sprüht aus Stahl an Stein! Wie sprühen Funken!
So tritt er die gottverlass'ne Rotte,
Die in der Flachheit Nichts ganz war versunken,
Durch Welt und Weltenschicksal bis zu Gotte.

Jetzt sprossen rings Gedanken aus Gedanken
Voll Zeugungskraft, und Aller Augen glänzen.
Hier muß (der Geist ergoß sich ohne Schranken)
Der Mensch, in Gott, zur Menschheit sich ergänzen.

Und der um sich hat die Gemeind' erbauet,
Der, sich begeisternd, Alle hat begeistert,
Verstummt, derweil sein Aug' nach oben schauet
Und tiefste Demuth seiner sich bemeistert. —

Der stille Mann, wie konnt' er das vollbringen?
Weil er den Sauerteig gemischt dem Mehle. —
So euer Geist wird, was er will, erschwingen,
So ihr nur sorgt, daß er das Rechte wähle.

„Bewußtsein" heißt die Losung. An der halter!
Der Geist kann, kennt er sich, nach Gott nur streben,
Und Gottes Reich, das jetzt in euch nur waltet,
Sind wird's die ganze Menschheit neu beleben.

Die Arbeiter im Weinberge.

Und von dem Himmelreich vernehmet weiter!
Der Vater eines großen Haushalt's ging,
Zu mieten in den Weinberg Handarbeiter,
Da ſuß der Morgen an zu dämmern fing.

Mit ihnen einig bald zum Lohn des Tages
Um einen Groſchen, hieß er hin ſie geh'n.
Und um die Zeit des dritten Stundenſchlages
Ausgehend, ſah er Andre müßig ſteh'n.

„Geh't in den Weinberg und ich will euch zahlen,
Was recht iſt.“ Sprach's. Sie gingen ohn' Verzug.
Und wieder ging er aus zu andren Malen,
Da ſchon die ſechſte, neunte Stunde ſchlug.

Und that, wie vor. Dann fand er noch die Letzten
Um eilf Uhr müßig, und er ſprach: „Was ſteh't
Den ganzen Tag ihr müßig?“ Sie verſetzten:
„Weil niemand uns geding't hat.“ — „Nun, ſo geht“

„Auch ihr in meinen Weinberg! ihr ſollt haben,
Was recht ſein wird.“ — Als nun die Nacht begann,
Sprach er zum Schaffner: „Rufe die die Knaben,
Und jedem gieb den Lohn, vom letzten an.“

Die Letzten, die um eilf gedinget, kamen,
Und Jeglicher nahm ſeinen Groſchen ein.
Die Erſten glaubten, als ſie das vernahmen,
Und man ſie rief: „Mein Lohn wird größer ſein.“

Doch sie auch nahmen Jeder seinen Groschen,
Nicht mehr. Da murrten sie: „Die Leute hie
Arbeiteten, da schon der Tag erloschen,
Nur eine Stunde; und doch hast du sie“

„Uns gleich gemacht, uns, die wir doch getragen
Des Tages Last und Hitze.“ Doch er sprach
Zu Einem: „Darfst du über Unrecht klagen,
Da ich dir mein gegebnes Wort nicht brach?“

„Beschenk' ich jene dort, nimm du, was dein ist,
Den Groschen, den du heischtest, und geh' hin!
Darf ich nicht schalten frei mit dem, was mein ist?
Siehst du mir scheel, weil ich so gütig bin?“ —

Nichts weiter ist die ganze Weltgeschichte,
Als in des Herrn Weinberg ein Arbeitstag.
Gott läßt in seines Geistes Sonnenlichte
Gedeih'n die Frucht und sein ist der Ertrag.

Wir sind nur da, die Reben ihm zu pflegen,
Und bei der Lese Hand zu legen an:
Doch ihm nur reift des Geistes goldner Segen,
Ihm, der allein ihn ganz genießen kann.

Was unter unsern Händen froh entsprossen,
Wuchs nur auf Gottes Grund, durch Gottes Macht.
Ihm sei es auch, von dem es ausgeflossen,
Mit Dank und Demuth freudig dargebracht.

Uns giebt er jetzt, was recht ist und genügend,
Daß wir beglückt auf Erden können sein:
Uns giebt er einst, uns zu den Seinen fügend,
Zu trinken, den wir hier gepflegt, den Wein.

6.

Es hört Geschlecht sich um Geschlecht berufen,
Auf daß sie wirken und den Lohn empfah'n,
Und was die Ersten unermüdlich schufen,
Die Letzten finden's freudig vorgethan.

Den Jungen kommt zu gut der Schweiß der Alten;
Denn, brachten sie das Tagwerk mit zum Schluß,
Dann werden sie, zuerst, den Lohn erhalten,
Der jenen Alten auch genügen muß.

Der Weltengeistesarbeit letzte Erben,
Stets tragen sie davon den ersten Preis,
Doch schenkt uns Gott, was ihr gemußt erwerben —
Was klagst du, Vorzeit, und was klagst du, Greis?

Habt ihr denn euren Groschen nicht erhalten,
Die ihr des Tages Last und Hitze trugt?
Doch frei will Gott mit seinem Geiste schalten,
Und Keiner ist, zu rechten drum, befugt. —

Nicht murren wollen wir, nein, Gott lobsingen,
Wenn unsrer Enkel hochbeglückte Schaar
Als fröhlichen Gewinn das wird erringen,
Was uns ein Lohn mühsel'ger Arbeit war.

Und werden uns den Ersten auch die Letzten —
In Gottes Reich sind alle gleich beglückt,
Berufne, so den Baum arbeitend setzten,
Und Auserwählte, so die Frucht gepflückt.

Das Gastmahl.

Ein König machte Hochzeit seinem Sohne,
Und sandte seine Knechte nach den Gästen.
Die aber, in des Alltaglebens Frohne,
Sah'n Zeitverschwendung nur in freien Festen.

Der mußte seh'n, ob wohlbestellt der Acker,
Den er gekauft, und sprach: „Ich kann nicht kommen."
Der, ob die neuen Ochsen zögen wacker.
Der Dritte sprach: „Ich hab' ein Weib genommen."

So, um der Scholle, des Gewerbes willen
Und um des Weib's Liebkosung, mieden Alle
Das Mahl, da Gott will Durst und Hunger stillen
Den Völkern allen in des Geistes Halle. —

Und einmal noch ließ er sie dringend mahnen:
„Kommt! Alles ist bereit, mein Vieh geschlachtet."
Sie aber gingen der Handthierung Bahnen,
Dieweil, was höher ist, ihr Herz verachtet.

Und Welche gab es, die so schlecht ertrugen
Der Ladung Wort, daß sie sich roh empörten,
Des Königs Knechte höhnten und erschlugen,
Weil sie in ihrem Krämerthum sie störten. .

Der König sandte, da er dies vernommen,
Voll Zorn aus seine Heere, die nicht ruh'ten,
Bis daß die Mörder waren umgekommen,
Und ihre Stadt hinweggetilgt von Gluten.

Ein Weltgericht den Völkern und den Reichen!
So sie, statt zu des Geistes Mahl zu wallen,
Ausmergeln sich in Habsucht, und erweichen
In Ueppigkeit — sind sie dem Sturz verfallen.

Schwatzt nur von „materiellen Interessen,“
Birgt hinter schönen Phrasen die Gemeinheit!
Verklärt, vergöttert Industrie und Messen!
Der Geist nur ist das sichre Band der Einheit.

Die Seele jedes Volk's ist ein Gedanke.
Fuhr der dahin, dann hoff' es nicht Genesung!
Ob außen auch ein Lebensanflug franke,
Ein Leichnam ist es, drinnen nagt Verwesung.

Drum laßt euch die Handthierung ab nicht halten,
So lange Gott euch ruft zum Geistestische,
Daß nicht zuletzt sein zürnend Richterwalten
Von euch auf Erden jede Spur verwische.

Gott wird sich Gäste für sein Fest schon bilden,
Ob ihr auch, durch euch selbst, zum Nichts geworden.
Noch wogt's in unermeßlichen Gefilden
Noch ungebändigten, urkräft'gen Horden. —

Der König sprach: „Die Hochzeit ist bereitet,
Doch werth nicht waren's die gelad'nen Gäste.
So geh't! und hin auf alle Straßen schreitet,
Und, wen ihr finden mögt, den bringt zum Feste!“

Und wen sie fanden brachten sie zum Feste,
Böse wie Gute, Arme, Blinde, Lahme.
Voll ward die Tafel, und die rohen Gäste
Genossen freud'ger, als geschwächte, zahme.

Bald wurden sie, durchloht vom Feuerweine,
Ein neues Volk des Herrn voll Kraft und Frische. —
Der König kam hinein. Da saß der Eine
Ohn' ein hochzeitlich Kleid mit an dem Tische.

„Wie unterfingst du dich, hereinzukommen,
Ohn' ein hochzeitlich Kleid erst anzulegen?“
Der König rief's. Da jener, angstbeklommen,
Verstummte, ließ er ihn in Banden legen.

„Und in die Finsterniß sollt ihr ihn stoßen,
Daselbst wir Heulen sein und Zähneklappen.“ —
Drum laßt euch nicht beim Geistesmahl, beim großen,
Im schlechten Kleid des Werktagsinns ertappen.

Wollt ihr anschließen euch der heil'gen Innung,
Die sich an Gottes Geistesmahl darf letzen,
So müßt ihr in begeisterter Gesinnung
Lichtreinem Festkleid euch zu Tische setzen,

Nicht die Geläufigkeit im Mitgenießen,
Auch nicht am Tisch die angemaaßte Stelle
Berechtigt euch. Aus wird der Herr euch schließen,
Kam't ihr geschmückt nicht über seine Schwelle.

Gar Viele sind zum großen Fest berufen,
Denen an Witz und Geisteskraft nicht fehlet;
Doch die nur, so voll Ehrfurcht um sich schufen
Zu neuen Menschen ganz, sind auserwählet.

Die thörichten und klugen Jungfrauen.

Das Himmelreich gleicht einer Hochzeitfeier.
Zehn Jungfrau'n sollten Licht und Anmuth spenden.
Entgegen gingen sie vereint dem Freier,
Und trugen ihre Lampen in den Händen.

Fünf waren klug, fünf thöricht unter ihnen,
Davon die Thörichten nur Lampen trugen,
Nicht aber Oel, die Lampen zu bedienen;
Doch Oel in Krügen brachten mit die Klugen.

Und da der Bräutigam verzog, entschliefen
Bis Mitternacht die Einen, wie die Andern,
Bis aus dem Schlaf sie laute Stimmen riefen:
„Er kommt! Steh't auf, entgegen ihm zu wandern!"

Sie sprangen auf, die Lampen glatt zu putzen.
Da baten jene fünf mit Schmeichelstimmen:
„Laßt uns von eurem Oele mitbenutzen!
Denn unsre Lampen sind schon am Verglimmen."

Die Klugen aber huben an zu sprechen:
„Nicht also! Wollten wir das Oel vertheilen,
So wärd' es uns und euch zuletzt gebrechen.
Drum mögt ihr selber zu den Krämern eilen."

Und da sie, Oel zu kaufen, hingegangen,
Kam schon der Bräutigam, vom Glanz umflossen.
Die Klugen wurden mit im Saal empfangen,
Und hinter ihnen ward die Thür verschlossen.

Der Eintritt war den Thörichten benommen.
„Ich kenn' euch nicht!“ scholl's aus des Bräut'gams Munde.
So wachet! denn des Menschen Sohn wird kommen;
Ihr aber wißt den Tag nicht und die Stunde. —

Was ist die Lampe sonder Oelesfüllung?
Wie soll sie leuchten bei dem Hochzeitfeste?
Was ist die Form, die Schale, die Umhüllung,
Wenn ihr das Wesen fehlt, der Geist, das Beste?

Ihr Seelen alle wurdet eingeladen,
Des großen Hochzeitfestes Pracht zu mehren,
Des Bräutigams, des Menschensohnes Pfaden
Entgegenwallend, ihn mit Licht zu ehren.

Doch weh' euch, wenn ihr nichts habt mitzubringen,
Als nur des Anschau'ns, der Empfindung Schale.
Das ist die Lampe, todt, gleich todten Dingen,
Lebendig nur mit des Gedankens Strahle.

Wollt ihr so viel des Geistes nur erwerben,
Als grade fordert der Bedarf der Zeiten,
Wird eurer Lampe Licht beim Fest ersterben,
Da, wo sie leuchten soll durch Ewigkeiten.

Wenn dann euch aus dem Schlummer weckt das Nahe
Des Bräutigams, dann fahrt ihr auf mit Schrecken,
Und bittet die, so klüger sich versahen,
Von ihrem Geist euch gütig vorzustrecken.

Doch der läßt sich nicht theilen, noch verschenken.
Ein jeder muß sich auf dem Markt, dem Leben,
Selbst tummeln, tauschend um die Welt für's Denken,
Um dem Gemüth des Geistes Oel zu geben.

Von fremdem Geist kann niemand müßig praſſen,
Jeder bedarf, ſo viel er ſich errungen.
Weh' euch! habt ihr des Lebens Markt verlaſſen
Mit Lampen ohne ew'ge Flammenzungen.

Derweil im Lichte ſchwelgen Lichtgenoſſen,
Die Geiſter all' dem ew'gen Geiſt ſich einen,
Iſt euch, Verdunkelten, die Thür verſchloſſen,
Und klopft ihr an, wird euch der Herr verneinen.

Schluß der Gleichnisse vom Himmelreich.

Und abermal iſt gleich das Himmelreich
Verborg'nem Schatze, der im Acker ruht.
Den fand ein Menſch, barg ihn und ging ſogleich,
Um freudig zu verkaufen all ſein Gut.

Und für den Acker hat er's umgetauſcht. —
Der Schatz iſt ewiger Gedanken Hort.
Das Irdiſche, drin kein Gedanke lauſcht,
Kein ewiger — wirft es mit Freuden fort.

Ob es auch hoch und herrlich vor der Welt,
Es iſt verbrannte Schlacke nur und Koth.
Drin du den Geiſt erkannt, das ſei dein Feld!
Was nicht den Schatz des Geiſtes hegt, iſt todt.

Doch was ihn hegt, thut ihn dem Blicke kund
In irdiſcher Geſtalt, im Welt-Gewand.
Ob Viele blind auch ſei'n für deinen Fund,
Dein war der Schatz, da du gekauft das Land. —

Und abermal iſt gleich das Himmelreich
Köſtlicher Perle, die ein Kaufmann ſah,
Der gute Perlen ſucht'; und alſogleich
Verkauft' er Alles um die eine da.

Und mit der einen war er reicher nun,
Als mit den vielen, die er gab dahin. —
Das Viele kann dir nie Genüge thun,
Das Eine nur iſt ewiger Gewinn.

Das Eine aber iſt allein der Geiſt,
Der mehr, denn alle Weltenvielheit, werth,
Weil alles Viele, das zerſplittert gleißt,
In ihm zur einen Wahrheit iſt verklärt. —

Und einem Netze gleicht es abermal,
Damit man, wird's geworfen in das Meer,
Allerlei Gattung fähet ſonder Wahl.'
Dann zieh'n ſie es heraus, vom Fange ſchwer,

Und ſitzen, leſend aus, am Ufer dort,
In ein Gefäß die Guten ſammelnd ein,
Die Faulen, Todten aber werfend fort
In's Feuer, daß die Lüfte bleiben rein. —

Nur das, was lebt im Geiſt, bleibt ewig wahr,
Was faul und todt iſt, wird in's Nichts verſenkt.
Drum wahret euch, die ihr uns, ja Gott ſogar
Mit faulen Fiſchen abzuſpeiſen denkt.

Und Jeſus ſprach: „Verſtandet ihr das all?"
Sie ſagten: „Ja, Herr!" Er drauf: „So iſt gleich
Ein jeder Schriftgelehrte, der vom Schwall
Der Worte fern, gelehrt zum Himmelreich."

„Dem Vater eines Hauſes, der da trägt
Altes, wie Neues vor aus ſeinem Schatz."
Das Alte, weil es ächt, blieb wohl gehegt,
Und fand im Neuen, Höh'ren ſeinen Platz. —

So ſprach der Herr euch Thoren in's Geſicht,
Die ihr uns alles Große, wo's erſcheint,
Rufend: „Nichts Neues unter'm Sonnenlicht!"
Mit ſchlauem Lächeln wegzuſpotten meint.

„Was hat denn Christus Neues uns gebracht,
Das nicht schon längst zu seh'n, zu hören war?
Das Socrates und Plato nicht gedacht
Und ausgesprochen, ob auch minder klar?" —

Ihr Narren! Ist das Göttliche ein Ding,
Das plötzlich fertig uns vom Himmel fällt,
Und das der Erste, der vorüberging,
Aufliest und zeigt der bummerstaunten Welt?

Nein! schon im ersten Menschen war es ganz,
Ein Keim. Geschlecht enthüllt ihn um Geschlecht. —
Ward aus der Knospe Schweigen Blüthenglanz,
Ruft ihr dann auch: „Das ist nichts Neues"? Sprecht!

Es ist nichts Neues. In der Knospe war,
Was jetzt die Blüthe nur entfaltet treu;
Doch in der Blüthe nur ward's offenbar,
Und in der Offenbarung ward es neu.

Ihr freilich könnt's nicht fassen, was es heißt,
(Weil, selbst zersplittert, ihr die Einheit haßt)
Wenn die getrennten Strahlen all' ein Geist
Zum Punkt, zum zündenden, zusammenfaßt.

Weil ihr nicht tragen könnt den Flammenborn,
Der blendend euch in's blöde Auge bricht,
Beweist ihr, bergend unter Spott den Zorn,
Was euch vertreibt und ängstet, wäre nicht.

Die Strahlen, die da gleiten hin und her,
Vereinzelt, fangt ihr mit behender Hand,
Weist sie uns vor und ruft: „Nichts sammelt' er,
Das sich nicht schon, im Aether zitternd, fand."

„Was that er denn? Was lange vor ihm war,
Hat, findend, er zuſammen blos gerafft.“ —
Ja wohl! Doch in der Einigung gebar
(Ihr ſpürt's) ſich eine niegeweſ'ne Kraft.

Fügt aneinander Strahlen tauſendfalt!
Ihr habt ein Bündel wohl, den Brennpunkt nicht,
Bis daß des Geiſt's lebendige Gewalt
In eine Kraft die matte Vielheit flicht.

So ehrt den einend ſchöpferiſchen Geiſt,
Der Alles euch erhielt, es machend neu!
Faßt es, und jauchzet, daß ihr Chriſten heißt!
Wein gab euch Jeſus, kein gemacht Gebräu.

Die vertrauten Pfunde.

Für unsre Sinne, Gott, im Jenseits weilst du,
Gleich einem Herrn, der über Land gezogen,
Doch Jedem seiner Pfunde Zahl ertheilst du,
Nach seinen Kräften weislich abgewogen.

Nicht, daß wir ängstlich sie vergraben halten,
Belehnst du uns mit deines Geistes Schätzen,
Nein! daß wir rastlos, muthig sie verwalten,
Selbst, sie zu mehren, keck auf's Spiel sie setzen.

Und kommst du einst, die Rechnung zu verlangen,
Dann spricht, den du begabt mit höchster Ehre:
„Die fünf Talente sind, die ich empfangen,
Verdoppelt in lebendigem Verkehre."

Auch, den du mit bescheidn'rm Theil bedachtest,
Bringt vier für zwei. Und Jeden wirst du loben:
„Der fromm und treu du über wenig wachtest,
Sei über viel gesetzet und erhoben!"

„Geh' ein zur Freude deines Herrn!" — Ihr Trägen!
Gelt, an der Freude meint ihr euch zu laben?
Bei Engeltanz und Musik euch zu pflegen
Und himmlische Maulaffen feil zu haben?

Thoren! Wer über wenig treu war, (heißt es)
Soll viel fortan verwalten und berathen.
Nur Arbeit ist die Freude freien Geistes,
Der anwächst fort und fort durch eig'ne Thaten. —

Zuletzt, buckmäufrig, naht ein blasser Schleicher,
Der hatte furchtsam sein Talent vergraben:
„Nicht ärmer macht ich meinen Herrn, nicht reicher,“
Denkt er, und meint noch Wunders Recht zu haben.

„Du bist ein harter Mann, o Herr! das weiß ich.
Du schneidest und du sammelst mit Behagen,
Was Andre säeten und streu'ten fleißig,
Drum mocht' ich nichts mit deinem Pfunde wagen.“

Doch Gott spricht: „Was auf deines Geistes Auen
Als Aerndte prangt, mir ziemt es, als mein eigen,
Magst du sie auch mit Schweiß und Thränen thauen,
Rastlos bemüht bis in der Nächte Schweigen.“

„Gedanke, Wort und That entkeimen, sprießen
In mir, dem Licht. Ich kann und will sie fordern.
Du aber ließest dich des Werk's verdrießen,
Und, fauler Knecht! des Lebens Schätze modern.“

„Nur das ist dein, was dein ward mit Beschwerden.
Her mein Talent denn! Jener soll's bekommen,
Denn wer da hat, dem soll gegeben werden
Die Fülle, wer nicht hat, dem wird genommen.“

„Unnützer Knecht! Verarmt sollst du durchschweifen
Die Zinsterniße voll Geheul und Zagen.
Was du besitzen willst, mußt du begreifen,
Und willst du Licht, muß in dir selbst es tagen.“

Der verlorne Sohn.

Zwei Söhne hatt' ein Mann. Der Jüngste sprach
Zu ihm: „Gieb, Vater, mir das Theil der Güter,
Das mir gehört!“ Der Vater that danach,
Und jeder Sohn ward seines Schatzes Hüter. —

So spendet Gott den Söhnen, die er liebt,
Ihr Geisteserbtheil, frei damit zu schalten.
Was er aus seiner eignen Fülle giebt,
Das müssen sie mit eigner Kraft verwalten. —

Der Jüngste sammelte nicht lange drauf
Sein ganzes Gut, und zog damit von hinnen,
Und zehrt' in fremdem Land es prassend auf,
Schwelgend im Augenblick mit wüsten Sinnen. —

So Mancher zieht in's fremde Land: die Welt,
Fort aus der Heimath ewiger Gedanken,
Hascht nur nach der Minute, die gefällt,
Bis seine Schätze unter'm Wust versanken. —

Und eine Theurung ward durch's ganze Land,
Und er begann zu darben und zu brüten,
Bis daß er ging und einen Bürger fand,
Der schickt' ihn auf das Feld die Säue hüten.

Und er begehrte in des Hungers Pein,
Zu füllen seinen Bauch mit rothen Trabern,
Wie sie die Säue fraßen. Aber nein!
Umsonst sah' er sich um nach milden Gebern. —

Wenn furchbar leer der Geiſt und ganz verarmt
In tiefſtem Knechtesdienſte ſich verpflichtet,
Iſt niemand da, der ſeiner ſich erbarmt,
Der helfe ſelbſt ſich, der ſich ſelbſt vernichtet!

In ſeinem ſchaalen Treiben lechzt er heiß
Selbſt nach gemeinſter Kreaturen Nahrung,
Bis aus der gähnend wüſten Leere leis
Auftaucht des beſſren Geiſtes Offenbarung. —

Da ſchlug er in ſich und rief aus: „Er hat
Mein Vater, ach! wie viele Tagelöhner,
Und ſeher iſt von ſeinem Brod ſich ſatt,
Und ich verhungre hier, des Fremden Frohner.“

„Aufmachen will ich mich und zu ihm geh'n:
Vater! geſündigt hab' ich (ihm bekennen)
Vor dir und dort, wo reine Geiſter ſteh'n,
Ich bin nicht werth, mich deinen Sohn zu nennen.“

„Zu deinem Tagelöhner mache mich!“ —
Und er brach auf nach ſeines Vaters Lande. —
Alſo beſinnt auf ſeine Heimath ſich
Der Geiſt, eh' ihn erſticken Noth und Schande.

Gott hat ja ſeine Diener all' bedacht,
Sie haben all' von ſeinem Geiſte Leben.
Zurück zu ihm aus fremder, ferner Nacht!
Dem Flehenden wird er, was noth iſt, geben. —

Und als er ferne noch von dannen war,
Sah' ihn der Vater. Seiner jammert' ihn.
Er lief hinzu, den Blick von Freude klar,
Und küßt' ihn jauchzend und umklammert' ihn.

Und kaum vernahm er in der Liebe Hast,
Des Sohnes niedre Bitten, reu'ge Grüße:
„Das beste Kleid bringt her für meinen Gast,
Und einen Ring, und Schuh' für seine Füße!“

„Und schlachtet ein gemästet Kalb sofort!
Daß wir es essen und uns freu'n beim Schmause,
Denn hier mein Sohn war todt an fernem Ort,
Und kommt lebendig wieder mir nach Hause.“

„Er war verloren, wieder fand ich ihn.“
Und sie begannen, festlich sich zu freuen. —
Nicht kümmerlich wird dir von Gott verzieh'n,
Nicht kann er seine Huld nur halb erneuen.

Wer einmal ihn geschau't hat, ganz und rein,
Trat er auch in den Koth die heil'ge Wahrheit,
Der wende nur sein Antlitz ab vom Schein,
Und ihn umstrahlt mit eins die alte Klarheit.

Verloren geh'n kann Gottes Liebe nicht,
Sie wird in dunklen Stunden nur vergessen,
Und dem, der sich besinnt, wird nach Gewicht,
Nach kargem, nicht sie spärlich zugemessen.

Er hat sie plötzlich wieder, ungetheilt,
Die überströmend sich in ihn ergossen,
Und seinen Geist von Todesnacht geheilt,
Sobald er nur dem Licht sich neu erschlossen.

Entgegen kommt dir Gott von weitem schon,
Den Neuerschaff'nen fest an's Herz zu drücken,
Und seines Geist's wiedergebor'nen Sohn
Mit schönstem Auferstehungskleid zu schmücken.

Das iſt ein Jauchzen, unausſprechlich tief,
Wenn Sohn und Vater wieder ſich erkennen.
Bricht jede Liebesknospe, die da ſchlief,
Bis ſie wie tauſend Gottesflammen brennen.

Welch ein Genießen, welch ein Fröhlichſein!
Fand, überraſcht, der Geiſt all' ſeine Schätze,
Die er verpraßt, noch unverkümmert ſein,
Daß er am Ewigen ſich ſchwelgend letze. —

Doch auf dem Felde war der ält're Sohn.
Und als er kam nach Haus und hörte drinnen
Des Reigens und des Feſtgeſanges Ton,
Fragt' er: „Was iſt es, das ſie drin beginnen?“

„Dein Bruder (ſprach der Knecht) kam heim zur Stund',
Drum ließ ein fettes Kalb dein Vater ſchlachten,
Weil er ihn wieder hat, friſch und geſund.“
Und jener zürnte, da ſie drinnen lachten,

Und wollte nicht hinein. Da kam und bat
Der Vater. Aber jener ſprach verdroſſen:
„Viel Jahre dien' ich treu dir, früh' und ſpat,
Und habe keine Gabe je genoſſen.“

„Nun aber dieſer kommen iſt, dein Sohn,
Der all ſein Gut mit Huren hat verſchlungen,
Sind Feſt und Jubel ſeiner Sünden Lohn.“
Der Vater aber ſprach, von Schmerz durchdrungen:

„Mein Sohn! biſt du bei mir nicht allezeit?
Und was da mein, iſt's nicht auch dein beſtändig?
Du ſollteſt fröhlich ſein, da todt und weit
Dein Bruder war, und wiederkam lebendig.“

„Verloren war er lange mir und dir,
Und beide haben wir ihn wiederfunden.“ —
So weihet der Genesung Fest auch ihr
Den schwer erkrankten nicht, ihr Kerngesunden!

In heil'ger Wahrheit sicherstem Genuß
Wirkt Tag für Tag ihr still und immer freier;
All euer Leben ist aus einem Guß,
Nur eine nüchtern frohe Sonntagsfeier.

Was Gottes ist, ist euer für und für,
Ihr habt nur ruhig auf sein Wort zu lauschen.
Da ihr den Fuß nie setzet vor die Thür,
Wie soll der Heimkehr Festklang euch umrauschen?

Dem, der sich frei rang aus dem Wurmgewühl
Angstvoller Qual mit halbverrückten Sinnen —
Gönnt ihm das überströmende Gefühl,
Gelang es ihm, sich selbst neu zu gewinnen!

Laßt jauchzen ihn in schöpferischer Lust,
Der, ein zerstörter Geist, sich neu geboren!
Gott selber jubelt in des Büßers Brust,
Sich wiederfindend, wo er war verloren.

Der Weinſtock und die Reben.

Ich bin ein Weinſtock, (ſprach der Herr) ein rechter,
Weingärtner iſt mein Vater, ihr die Reben.
Der Reben, ſo nicht Frucht bringt, iſt kein ächter,
Was ſoll er todt und welk am Stamme kleben?

Wegnehmen wird mein Vater ihn und ein'gen
Dem Wuſt verweſend lebenloſer Dinge.
Den aber, der da Frucht bringt, wird er rein'gen,
Daß er, erſtarket, mehr der Frucht noch bringe.

Ihr ſeid jetzt rein um meines Wortes willen,
Das ich euch ſprach. So ſchickt der Stock die Säfte
Den Reben. Dir verwandeln ſie im Stillen.
Daß draus die Frucht wird, das iſt ihr Geſchäfte.

Gleich wie der Reben keine Frucht kann bringen
Aus eigner Kraft, ſo er am Stock nicht bleibet,
So muß mein Wort lebendig euch durchdringen,
Als Saft und Kraft, auf daß ihr Früchte treibet.

Bleibt ihr in mir, bin ich in euch ergoſſen.
Ein Blut, ein Geiſt, von mir aus durch euch Alle,
Hat ſich in eurer Früchte Pracht erſchloſſen;
Doch der kann nichts thun, den ich nicht durchwalle.

Der wird hinweggeworfen, wie ein Rebe,
Der da verdorrt, und weggetilgt von Flammen.
Wer nicht den Geiſt ſaugt in ſich, daß er lebe,
Hat ſelber ſich zum Nichts gewollt verdammen.

Ihr Reben aber, die am Stock ihr haftet,
Unthätig nicht laßt euch vom Geist durchfließen!
Wenn ihr nicht selbst lebendig in euch schaffet,
Wie sollt' er sich aus euch zur Frucht erschließen?

Nicht todt Gefäß, nicht träge Geistesheger,
Ihn, wie er euch gekommen, lassend walten —
Ihr seid selbstwirkende, lebend'ge Träger,
Bewußt und frei heraus ihn zu gestalten.

Was euch gegeben ward, müßt ihr auch wollen,
Dann bleib' ich selbst, mein Wort bleibt in euch leben.
Was ihr begehrt, der Vater wird's euch zollen.
Gebet ist selbst Entfalten und Entweben.

Mein Vater wird verherrlicht, so ihr thuet
Gleich ächten Reben, in der Früchte Fülle.
Ihr habt, was tief in seinem Geiste ruhet,
Geoffenbart in schöner Thaten Hülle.

Doch schaffen kann der Geist allein in Liebe.
Wie Gott mich liebt, so lieb' ich euch. Beharret
In mir, daß euch entsprossen frische Triebe.
Der Reben, der an Liebe leer, erstarret.

In meiner Liebe bleibt ihr, so ihr haltet,
Wie das Gebot des Vaters ich, die meinen.
Nur wer den ew'gen Willen miterfaltet,
Der lebet. Todt ist, wer ihn will verneinen.

So mag denn in euch meine Freude bleiben,
Und eure eigne Freude sein vollkommen.
Das ist sie: frei und schaffend Frucht zu treiben,
Bewußt, die leis vom ew'gen Geist durchglommen.

Hirt und Heerde.

„Wahrlich ich sag' euch: wer nicht durch die Thür
Eingeht zum Schaafstall, sondern steigt hinein,
Der ist ein Dieb und Mörder für und für,
Der, nur für sich, ausbeutet, was nicht sein.

Der aber durch die Thür geh't, ist der Hirt.
Der Hüter öffnet ihm, er kennt ihn schon,
Und von den Schaafen, die ihn kennen, wird
Vernommen seiner Stimme trauter Ton.

Er führt auf reiche Weide sie hinaus,
Er geht vor ihnen hin, sie folgen all';
Vor einem Fremden aber faßt sie Graus,
Sie flieh'n vor seiner Stimme fremdem Schall.

Ich bin die Thür. Durch meinen Geist allein
Kommt zu der Heerde, wer sie hütet treu.
Die ohne mein Vermitteln drangen ein,
Stahlen und würgten Seelen sonder Scheu.

Habgier und Rachsucht, Eigennutz und Neid,
Das sind die Hinterthüren mancherhand,
Durch die ihr in den Stall gestiegen seid,
Weil ihr die Thür, die Liebe, nicht erkannt.

Was Wunder, daß die Herd' auf euch nicht hört?
Nichts Gutes habt ihr gegen sie im Sinn.
Was kümmert's euch denn, ob ihr würgt und stört,
Bringt's eurem Bauch und Beutel nur Gewinn?

Ich bin die Thür. Wer da geh't ein durch mich,
Wird selig sein und ein- und ausgeh'n frei.
Gleich mir, hingebend, sorgt er nicht für sich,
Nur das die Heerd', im Geist, gesättigt sei.

Auch Weide für die Schaafe findet er.
Das ist die weite, reiche Gotteswelt,
Die Gott der Geister ungemess'nem Heer
Zu geistig schaffendem Genuß bestellt.

Ein Dieb kommt nur, daß er erwürgt und raubt;
Daß sie im Geiste leben all', kam ich.
Volle Genüge hat, wer an mich glaubt,
Und spenden kann sie, wer geweih't durch mich.

Ein guter Hirt bin ich. Ein guter Hirt
Läßt willig für die Schaafe selbst das Leben;
Ein Miethling aber, der gedungen wird,
Sieht er den Wolf, läßt sie und flieht mit Beben.

Mag sie der Wolf erhaschen und zerstreu'n,
Ihm war's um Lohn zu thun, nicht um die Schaafe;
Wo anders wird er seinen Dienst erneu'n,
Droht ihm vom alten Herrn verdiente Strafe.

So wechselt er, gleichgültig, Herrn um Herrn,
Tauscht, ohne Reue, Heerde gegen Heerde;
Wo man am besten zahlt, verweilt er gern,
Und ihm zumuthet mindeste Beschwerde.

Ich aber kenne, die mir sind verlieh'n,
Als guter Hirt. So kennen sie mich eben,
So wie der Vater mich kennt und ich ihn,
Und für die Schaafe laß' ich selbst mein Leben.

Um sie ist mir's zu thun, nicht um den Lohn.
Weil ich des Vaters Zeichen sah' an ihnen,
Will ich, des Eigners treubesorgter Sohn,
Wie meinem Vater selbst, der Heerde dienen.

Sein Geisteszeichen, ist es meins nicht auch?
So sind sie all', die er gestemvelt, meine,
Und kämpfen will ich bis zum letzten Hauch,
Eh' ich verliere meiner Seelen eine.

Noch andre hab' ich, nicht aus diesem Stall,
Herführen soll ich die auch, und ich werde.
Sie werden hören meiner Stimme Schall,
Es wird ein Hirte sein und eine Heerde.

Der Erde Völkerschaften weit und breit,
Sie werden all' bei meinem Rufe kommen.
In ihnen lebt das Wort von Ewigkeit,
Ob sie's auch, in der Zeit, noch nicht vernommen.

Wenn sie's vernehmen hell aus meinem Mund,
Wird es, gewaltig sanft, wie Heimathglocken,
Die Längstvergess'nes plötzlich machen kund,
Zum Allverbrüd'rungsfest herbei sie locken.

Sie werden sich, die jetzt zerstreut, verwaist,
Zurückbesinnen, wem sie angehören.
Herr, Hirt und Heerde sind dann Eins im Geist,
Und nichts wird dieser Wahrheit Frieden stören."

Das Mysterium des Fleisches und Blutes.

Da er das Volk gespeist mit Brod und Fischen,
Merkt er, sie wollten ihn zum König machen,
Und wußte dem Getümmel zu entwischen,
Derweil die Jünger stiegen in den Nachen.

Und als er jenseits wieder sie gefunden,
(Gleichgültig kann's euch sein, auf welche Weise.
Ich denke: wie sich's ziemt dem Geistgesinnten,
Und nicht phantastisch tretend Wellengleise)

Lief zu das Volk. Er sprach: „Nicht ob der Zeichen,
Die ihr gesch'n, sucht ihr mich auf in Horden;
Nur weil die Brode, so ich euch ließ reichen,
Ihr aufgegessen und seid satt geworden."

„Wirkt Speise nicht, nach der die Würmer schnappen,
Wirkt Speise, die da bleibt in's ew'ge Leben!
Dem Gott der Vater aufgedrückt sein Wappen,
Des Menschen Sohn, er wird euch solche geben."

O daß dies Wort dein Innerstes ergreife!
Volk! singe nicht mit viehischem Behagen:
„Wes Brod ich esse, dessen Lied ich pfeife."
Schmach dir, hast du Gesinnung nur im Magen!

Scheint's doch, du liegst vor Gott selbst auf den Knieen,
(Unwissend fromm, statt wissend ihn zu grüßen)
Nur weil er dir dein täglich Brod verliehen;
Den Geist, den er dir gab, trittst du mit Füßen.

Du bist nicht, wie die Raupe, da, zu fressen
Morgen wie heut in dumpfer Einerleiheit.
Wirke die wahre Kost, dir zugemessen
Von Gott, die ewig bleibt: Vernunft und Freiheit!—

Da sprachen sie: „Sag', wenn's dein Herz erkannte,
Was ist zu thun, zu wirken Gottes Werke?" —
„Das ist's: an den zu glauben, den er sandte." —
„So laß uns seh'n, was unsren Glauben stärke!"

„Welch Zeichen thust du? Moses gab (du weißt es)
Den Vätern Manna in der Wüste Leeren.
„Vom Himmel gab er ihnen Brod." So heißt es."—
„Wahrlich! (spricht Jesus) Himmelsbrod gewähren"

„Hat Moses nicht gekonnt. Das Brod, das rechte,
Vom Himmel, giebt euch nur mein Vater dorten,
Daß es der Welt das ew'ge Leben brächte." —
„Herr, gieb dies Brod uns immer, allerorten!" —

„Ich bin des Lebens Brod. Wer mein begehret,
Wird hungern nicht, nicht dürsten, wer da gläubet." —
Da murrt das Volk, das stets in Koth verkehret
Der Wahrheit Gold und sich dem Geiste sträubet:

„Wie kann sich der, der unter uns geboren,
Des Wort's: Daß er vom Himmel sei, vermessen?" —
Kam't ihr vom Himmel alle nicht, ihr Thoren?
Wie habt ihr eure Abkunft ganz vergessen?

Christus, bewußt und fest, bleibt bei den Worten:
„Ich bin das Brod. Die Väter mußten sterben,
Trotz ihres Manna, in der Wüste dorten.
Wer mich ißt, wird das ew'ge Leben erben."

„Mein Fleisch will ich als Brod der Welt hingeben,
Mein Blut als Wein. Ihr sollt es Alle schmecken.
Kommt! eßt und trinkt, sonst ist in euch kein Leben!
Wer ißt und trinkt, den werd' ich auferwecken."

„Und wie ich lebe, um des Vaters willen,
Der mich gesandt, wird, wen's zu mir getrieben,
An ew'gem Leben Durst und Hunger stillen,
Weil er in mir und ich in ihm geblieben." —

Die Juden aber zanken, schrei'n und schwören:
„Wie will der geben uns sein Fleisch zu essen?
Wer kann so harte Rede länger hören?" —
Doch Christus spricht: „Ihr murrt und spottet dessen?"

„Wie, wenn ihr erst dorthin, wo er gewesen,
Des Menschen Sohn einst seht von hinnen schweben? —
Der Geist nur macht lebendig. Zum Verwesen
Nur taugt das Fleisch. Mein Wort ist Geist und Leben."

Hört ihr's? Der Geist nur kann lebendig machen.
Ihr aber deutet nach dem Fleisch noch immer
Des Herrn tiefsinnig Wort, ihr Geistesschwachen!
Und treibt es, wie die Juden dort, ja schlimmer.

Sie wandten sich von dem, was ihnen dunkel;
Doch ihr begnügt euch, statt zu forschen kecker,
Buchstäblich Blut zu seh'n im Weingefunkel,
Und Jesu Fleisch im Siegelbrod vom Bäcker.

„Was, forschen? (meint ihr) Christus hilft ja Allen,
Die nur den frommen Brauch nicht lassen fahren." —
Er aber that euch niemals den Gefallen,
Durch Unsinn euch das Denken zu ersparen.

Nicht will ich jetzt (der wig'ge Voltaire thut es)
Vorrechnen euch, (er nennt euch Kanibalen)
Wie viele Centner Fleisches, Tonnen Blutes
Ihr schon verschlangt bei euren Abendmahlen.

Nicht will ich, flach beweisend, darauf pochen,
Daß eine Hostie, die der Pfaff vergiftet,
Ob tausend Formeln drüber auch gesprochen,
Gleich dem gemeinsten Gift, Verderben stiftet.

Die Rohheit nur und Trägheit muß ich tadeln,
Daß ihr, bereit dem Ansehn euch zu beugen,
Durch äußres Thun euch geistig wähnt zu adeln,
Und Gott zu einen euch durch Kannen und Schlucken.

Hat Christus eingesetzt das äußre Zeichen,
So that er's, weil im Geist das Volk nicht mündig.
Jetzt, mein ich, kann die Form dem Geiste weichen,
Und weggeworfen werden kurz und bündig. —

Kein Leib kann sich in Ewigkeit verzehren,
So wenig, wie das Brod in Jesu Händen.
Der Geist allein (lernt ihn doch endlich ehren!)
Kann, ewig ganz, sich ewig Allen spenden.

Das ist ein Speisungswunderact, ein ächter,
Daß Gott aus seinem Geiste weiß zu nähren
Mit Fällen alle geistigen Geschlechter,
In allen Zeiten und in allen Sphären.

Noch mehr. Mit gleicher Wunderkraft begaben
Wollt' er auch uns, die abgesandten Geister.
So lebet in uns weiter, unbegraben,
Was einst gedacht, gethan ein hoher Meister.

Wer je, in göttlichem Gedankenstreben,
In sich erschaut das Wahre, Schöne, Gute,
Lebt in der Menschheit fort ein ewig Leben,
So wahr und wirklich, wie in Fleisch und Blute.

Christus! der Einzige bist du von Allen,
Der, Eins mit Gott zu wissen sich, vermochte,
Und Jeder ist vom Leben abgefallen,
Des Adern nicht dein Lebensblut durchpochte.

Nur wenn wir ewig geistig dich genießen,
Bis unser niedres Selbst vor dir geschwunden,
Gelingt's, mit Gott uns frei in Eins zu schließen.
Du bist in uns dann, er in dir gefunden.

Du lässest dich in Bechern nicht verschenken,
Nicht schieben in den Mund in matten Teigen;
Nur wer zu deinem Denken schafft sein Denken,
Dich kennt, bezwingt, erringt, hat dich zu eigen.

Du gabst dein Fleisch dahin für Aller Leben,
Doch nicht, zum Sühnungsopferlamm erkoren,
Das Deficit der Menschenschuld zu heben,
Auch nicht, daß Gottes Zürnen sei beschworen.

Das heißt andichten Gott, dem ewig klaren,
Des Rechtspedanten dunkle Winkelzüge,
Das heißt andichten Gott, dem ewig wahren,
Bornirten Rachgefühl's verschollne Lüge.

Nein! werden mußtest du dem Blick entnommen,
Und, durch Gewalt, vernichtet nach dem Leibe,
Auf daß dein Wesen, wo es hergekommen,
Fortan für uns, im Reich des Geistes, bleibe.

So fuhrst du dorthin auf, wo du schon warest.
Ab müssen wir die Fleischeshülle streifen,
Wie du, eh' du uns zu den Deinen schaarest,
Wie du zu reinen, freien Geistern reifen.

Das ist das ew'ge Leben, das du kündest,
Daß wir in Gott uns ewig neu erschaffen,
Das ist die Seeligkeit, die du uns gründest,
Nicht Sang und Spiel im Lande der Schlaraffen.

Dann ist dein Lebensblut durch uns ergossen.
Den Geist vom Geiste trennen keine Schranken,
Und eins mit Gotte, den wir mitgenossen,
Sind wir fortzeugend lebende Gedanken.

Erkenntniß und Schlüsselamt Petri.

Die Jünger fragt' er: „Sprecht! des Menschen Sohn,
Wer sagen denn die Leute, daß er sei?" —
„Etliche sagen, den sie kannten schon,
Sei'st du, der Täufer, neu vom Tode frei."

„Und Etliche, du sei'st Elias gar,
Und Jeremias, oder irgend wer
Aus längstverstorbener Propheten Schaar.
So reden sie und rathen hin und her." —

So wird es jedem Schöpfergeiste geh'n.
Das Volk verehrt nur die Vergangenheit,
Das Neue, Große kann es nicht versteh'n,
Und greift nach Namen aus der alten Zeit.

Stets „it die Welt befangen in dem Wahn:
Jetzt höre Gott in ihr zu wirken auf,
Und was das Heute Göttliches gethan,
Sei Nachlag nur von früh'rer That Verlauf.

So war ihr Christus nichts, denn ein Prophet. —
Ein Bettler ist der Stein der neuen Welt,
Der bei der alten sich bereichern geht
Mit welkem Kranz, der ihr vom Haupte fällt.

Derweil macht, unbemerkt und unbesiegt,
Der Weltgeist Riesenschritt auf Riesenschritt,
Und erst, wenn ein Geschlecht im Grabe liegt,
Vernimmt das nächste seinen Donnertritt.

So iſt es allezeit ein Nachhall blos,
Was ihr vom Walten Gottes je erfuhrt.
Ihr höret kreiſen nur der Zeiten Schooß,
Doch erſt die Nachwelt ſchau't der Zeit Geburt.

Jetzt klagt ihr, ſehend ſonder Jugendkraft
Die Welt ſich mit Erinnerungen bläh'n —
Die Nachwelt wird, von Staunen hingerafft,
Bald unſres Geiſtes Schöpferthaten ſeh'n.

Selig! wer in des Jetztbewußtſeins Tag,
Nicht in der Ueberlief'rung Dämmergrau'n,
Die reife Frucht der Zeit zu ſeh'n vermag,
Er wird das Himmelreich auf Erden ſchau'n. —

„Und wer ich ſei, (ſprach er) was ſagt denn ihr?“
Und Simon Petrus rief mit feſtem Ton:
„Du biſt kein Andrer, Herr, das wiſſen wir,
Als Chriſtus, des lebend'gen Gottes Sohn.“

Und Jeſus, tief erkannt ſich fühlend, ſpricht:
„O ſelig biſt du, Simon, Jonas Sohn!
Das offenbarte Fleiſch und Blut dir nicht,
Sondern mein Vater von des Himmels Thron.“

„Und du biſt Petrus, biſt der Felſengrund,
Auf den ich bau'n will meiner Kirche Pracht,
Die unbewegt ſoll ſteh'n, wie auch der Schlund
Der Hölle dräue mit Vernichtungsmacht.“ —

Ja! der im Sohn den Vater ſieht, der Geiſt,
Der iſt der Fels, auf dem die Kirche ſteht,
Den keine Zeit in ihre Strudel reißt,
Weil, unverwüſtlich, er dem Nichts entgeh't.

Und in den Besten lebt er zeugend fort,
Sonst fiel in's Nichts die gottverlass'ne Welt.
Er ist das ewig fleischgewordne Wort,
Das Gott und Menschheit fest zusammenhält.

Doch wird der Geist, der frei die Welt durchwebt,
In eines Mannes Brust nicht eingebannt
Dadurch, daß ihr auf einen Stuhl ihn hebt,
Gekrönt das Haupt, den Krummstab in der Hand.

Da zündet nur der Wahrheit Himmelsstrahl,
Wo freie Geisteskraft ihn an sich zieht,
Derweil vor geistlos frecher Menschenwahl
Des Dalai Lama er von dannen flieht. —

„Des Himmelreiches Schlüssel geb' ich dir,
(Sprach Christus weiter) und gebunden sei
Im Himmel Alles, was du bindest hier,
Und was du lösest, auch im Himmel frei." —

Ja! solche Macht gebührt dem Menschengeist,
Der Gott, in eigne Tiefen schauend, fand,
Daß, was er hier gut oder böse heißt,
Auch gut und böse bleibt im ew'gen Land.

Nach seiner Gotteswahrheit tief erfaßt
Hat er den Menschen; ewig gilt sein Wort.
Dem Leibe nach nur ist er Erdengast,
Sein richtendes Erkennen ist von dort.

Gott giebt die Schlüssel ihm zum Himmelreich,
Denn er, der, unbefangt vom Weltgebrauch,
Sein Denken machte Gottes Denken gleich,
Spricht, frei bewußt, das Urtheil Gottes aus.

Die Verklärung.

Da Jeſus ſich der Jünger drei geſellt,
Und einſam betend auf dem Berge ſtand,
Ward, ſonnengleich, ſein Angeſicht erhellt,
Und weiß, gleich einem Lichte, ſein Gewand.

Und Moſes und Elias waren da
Und redeten mit ihm aus Wunderglanz,
Und Petrus, wiſſend nicht, wie ihm geſchah',
Rief, wie aus Träumen wirr, ſchlaftrunken ganz:

„Herr, hier iſt gut ſein! Willſt du, wollen wir
Allhier aufrichten dreier Hütten Bau,
Dem Moſes, dem Elias dort und dir."
Da er, verwirrt, noch alſo redet — Schau!

Ein licht Gewölk zieht, ſchattend leiſ, heran,
Daraus hernieder eine Stimme ſpricht:
„Das iſt mein lieber Sohn, den höret an!"
Da ſinken ſie erſchreckt auf's Angeſicht.

Und Jeſus tritt herzu, berührt ſie leis
Und ſpricht: „Steht auf! Es ſei die Furcht euch fern!"
Da heben ſie die Augen, und im Kreis
Umſchauend, ſeh'n ſie niemand, als den Herrn.

Sie geh'n ſtill ſinnend. An dem Tag entdeckt
Hat Keiner, was er ſah, wie's Herz auch ſchwillt. —
Wach' auf, Gedanke, ſchlummernd hier verſteckt
In gar ein lieblich träumeriſches Bild. —

Der Staub der Alltagsmittelmäßigkeit
Hat jedes Menschenantlitz uns entstellt.
Wir steh'n und geh'n, gebannt in Raum und Zeit,
In äuß'rem Treiben äußerlich gesellt.

Kommt's hoch, so drücken wir uns rasch die Hand,
Und schau'n uns Aug' in Aug' mit flücht'ger Scheu;
Doch ach! die Ahnung des Erkennens schwand
Im Augenblick von hinnen ungetreu.

Ach! Keinem ist das Aug' von Schuppen klar,
Daß er, die Brüder sehend, könnte schau'n,
Wie eine lichtverklärte Geisterschaar
Ihn rings umwallt auf grünen Erdenau'n.

Erst aus der Grabeshügel finstrem Grund
Sprießt uns der Wahrheit lichte Ros' empor,
Erst dann wird unsrer Lieben Geist uns kund,
Wenn unser Aug' auf immer sie verlor.

Wir schau'n zu eines Mannes Bild hinauf
In der Geschichte Dom, begeistert steht; —
Da er gelebt, nahm man ihn mit in Kauf,
Wo nicht Verstocktheit gar ihn todt gehetzt.

Wie selten senkt herab sich ein Moment,
In dem der Mensch im Menschenangesicht
Der Gottheit Abglanz eben nur erkennt,
Und: „Hier ist gut sein!" wie aus Träumen spricht.

Der Vorzeit Schatten werden frisch und hell,
Er hört ihr Wort, das dem Geweihten klingt;
Von einer Geisterkette ahnt ihm schnell,
Die, lebend, sich durch alle Zeiten schlingt.

Erstaunt, verworren, will er Hütten bau'n —
Da naht die Wolke. Schweigend schleicht er fort.
Des Tag's Gewühl verschlinget bald sein Schau'n,
Des Marktes Lärm, der Offenbarung Wort.

Doch Wahrheit war's — wißt's und vertrauet keck! —
Was, wie ein Traum, euch mährchenhaft und fern.
Des Alltags Dunst zeigt nur den Nebelfleck,
Der Feierstunde Licht den nackten Stern. —

Christus! dich schau'ten, wie du bist, verklärt,
Nur Wenige, und die nur wie im Traum.
Schnell ward uns deine Lichtgestalt verkehrt
In Nacht, grob übertüncht, zu kennen kaum.

Jetzt zieht der Geist hervor dein göttlich Bild,
Die falschen Farben tilgend und den Staub.
Wie schon hervor des Blickes Leuchten quillt!
Das Aechte ward den Zeiten nicht zum Raub.

Bald steh'st du neu, in des Gedankens Licht,
Vor aller Menschheit in Verklärung da,
Und nimmer schwindet, als ein Traumgesicht,
Was unser Geist bewußt und wachend sah.

Das ist ein ew'ger, ächter Heil'genschein.
Er strahlet aus von dir in alle Welt,
Bis daß wir alle sind theilhaftig sein,
Und Jeglicher die Brüder sieht erhellt.

Dann sind wir aus des Unbewußtseins Nacht,
Die unser Haupt mit wüstem Traum beschwert,
Zu des Erkennens heitrem Tag erwacht,
Du bist in uns, wir sind in dir verklärt.

Der Größte im Himmelreich.

Und seine Jünger fragten ihn, verblendet:
„Wer ist der Größte doch im Himmelreich?“ —
Er sprach: „Wahrlich! so ihr nicht um euch wendet,
Bis ihr geworden diesem Kinde gleich.“

„Könnt in das Himmelreich ihr nimmer kommen
Doch wer sich selbst erniedrigt, wie ein Kind,
Wird als der Größeste dort aufgenommen,
Wo der nur, der sich hingiebt, sich gewinnt.“ —

Es fühlt das Kind, sich harmlos überlassend,
Mit Mutter, Vater, Welt und Gott sich Eins.
Noch tauchte nicht sein Geist, sich selbst erfassend,
Auf aus dem Born des ungetrübten Seins.

So fühlt die Rose, still in Duft ergossen,
Sich eins mit der allwaltenden Natur;
Dem Lichte liegt ihr Busen frei erschlossen,
Sie weiß und will ja nichts, sie blühet nur.

Doch aus der in sich ruhend sel'gen Stille
Erwacht der Mensch zu seinem Selbst, zum Ich.
Da steht er nun, ein freier Einzelwille,
Die Welt und Gott starr gegenüber sich.

Da gilt es Mannesthat, Erob'rungsringen,
Kein Fremdes draußen dulden kann der Geist.
Er muß das Weltenall, muß Gott bezwingen,
Bis er, ein Sieger, sie sein eigen heißt.

Da will er für sich selbst auch etwas gelten,
Dieweil er seine Kräfte spürt und übt.
Die Gottesflammen, eh' sie ihn durchhellten,
Sind von des Eigendünkels Rauch getrübt.

Er mißt sich gegen Anderer Thun daneben,
Und will im Himmelreich der Größte sein;
Doch vom Allwirkenden sein Einzelnstreben
Getrennt noch fühlend, bringt er dort nicht ein.

Er hat begriffen nur und nicht bezwungen,
Was in ihm rang, war Gottes eigne Kraft.
Statt zu verschlingen, ward er selbst verschlungen;
Gott hat in seine Tiefen ihn gerafft.

Wer das erkannt, wird länger nicht, verdrossen,
Vorrechnen Gott, wie er geknüpft so treu.
Er fühlt auf's Neue selbstlos sich ergossen,
Er kehret um und wird zum Kind auf's Neu'.

Wenn er in Gott sich von sich selbst erlöste,
Wird er der Größte sein im Himmelreich.
Jeder, der sich verlor, ist dort der Größte.
Im Urgeist ist der Geist dem Geiste gleich. —

„Wer solch ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
Nimmt mich auf" sprach der Herr. Nicht sprach er's blind.
Der Baum ist nichts, als der erfüllte Samen,
Der Mann, der Gottmensch — das vollbrachte Kind.

Es muß ja Aergerniß kommen.

Des Aergernisses halben, weh' der Welt!
Es muß ja Aergerniß hienieden kommen;
Doch weh' dem Menschen, der am Bösen hält,
Der, es zu bringen, über sich genommen! —

Moralisirend Jammern hilft euch nicht
Von der Geschichte riesigen Verbrechen,
Denn ohne Finsterniß gäb' es kein Licht,
Und ohne Nein wär's Unsinn, Ja zu sprechen.

Gott selbst verkehrt sich in sein Gegentheil,
Und, rückgekehrt hat er sich erst gefunden.
Nur aus dem Grabe steigt des Lebens Heil,
Ohne das Nichts wär' auch das Sein verschwunden.

Sich selbst zum Ungeist machen muß der Geist,
Um, ihn besiegend, wahrhaft Geist zu werden.
Was dort, ein stilles Wechselwirken, kreist,
Zerspaltet sich zu hartem Kampf auf Erden.

Das Gute, ungestört, ist gar nicht da.
Es wird und ist nur in dem Sturz des Bösen.
Vom Streite, den dein Aug' mit Thränen sah,
Kann weder Mensch, noch Gott die Welt erlösen.

Was da geschaffen, kann nur endlich sein.
Was endlich, fällt anheim dem Wiederspruche.
Was, ungeworden, ruht in Gott, ist rein,
Ist ganz; was aber ward, ist schon im Bruche.

Faff' es! wie bitter auch die Wahrheit schmeckt:
Es muß ja Aergerniß auf Erden kommen,
Doch wehe dem, der Aergerniß erweckt!
Denn Keinem ward die Freiheit drum benommen.

Das eben ist die Freiheit, ist der Geist:
Der Welt gestörten Frieden herzustellen;
Das, was der Schein hier auseinander reißt,
Soll er, im Wesen ewig neu gesellen.

Das Ewige, das schon verloren schien
In trüber Endlichkeit verworrnem Walten,
Soll er, (so Pflicht, als Kraft ward ihm verlieh'n)
Errettend es, im Endlichen erhalten.

In's Aergerniß verflochten muß er sein,
Doch Schuld ist es, im Aergerniß beharren,
Gott selbst hat ihn verlosen in den Schein,
Doch Tod ist es, im Scheine zu erstarren.

Läßt er sich geh'n, wie ihn das Weib gebar,
So wird er in der Sünde Nichts verschwinden,
Drum wer sich selbst will werden offenbar,
Muß fort und fort sich selber überwinden.

In Allen schläft das Aergerniß als Saat,
Doch wehe dem, durch den es reift zur Aerndte!
Der, statt daß er, umkehrend, Gott genaht,
Fortschweifend, ewig sich von ihm entfernte.

Der Geiſt der Gemeine.

Dich ſollſt du ehren, wenn in dir verkündigt
Sich Gott. So ſoll dich auch dein Bruder ehren.
Drum gehe hin, hat er an dir geſündigt,
Mit ihm allein ihn ſtrafend zu bekehren.

So er dich hört und läßt vom Feindestrachten,
Haſt du den Bruder, freue dich! gewonnen;
Denn wer im Bruder ew'gen Werth kann achten,
Hat ſelbſt von ew'gem Werth zu ſein begonnen.

Hört er dich nicht, ſo nimm hinzu noch Einen,
Nimm Zwei, auf daß zur Schlichtung jeder Sache,
Zwei oder drei der Zeugen ſich vereinen,
Und Einer Einem nicht Geſetze mache.

Leicht kann der Einzelne ſich ſelbſt verkennen,
Und ſeinen Geiſt, beharrend eigenwillig,
Vom ew'gen Urgeiſt, von der Wahrheit trennen,
Mehr fordernd, leiſtend weniger, denn billig.

Doch wo Zwei oder Drei zuſammenſtimmen,
Da iſt nicht eine Summe blos von Meinung.
Zum Streit nur treffen Geiſter ſich im Schlimmen,
Das Gute, Rechte nur ſchließt ſie zur Einung.

Der Geist kann sich dem Geiste nicht gesellen,
Nur äußerlich zusammen sich zu fügen;
Nur, sich in seiner Wahrheit herzustellen,
Sich läuternd im Verein von Zufallslügen.

Darum ist Zweier, Dreier Wort ermächtigt,
Zu richten, was für sich nur that der Eine.
Doch glaubt dein Bruder jene nicht berechtigt,
Und hört sie nicht, so sag' es der Gemeine.

Des Volkes Stimme, das ist Gottes Stimme.
Des Einzelsinnes Bäche, sonder Einheit,
Getrübt von Thorheit, aufgewühlt vom Grimme,
Verklären sich im See zur Ruh' und Reinheit.

Den magst du, der nicht hört auf die Gemeine,
Für einen Heiden, einen Zöllner halten,
Der in der Geister ernstem Allvereine
Verkennt der Gottheit reinigendes Walten.

Wahrlich ich sag' euch: was ihr werdet binden
Auf Erden, sei im Himmel auch gebunden,
Und was ihr löst, soll dort auch Lösung finden.
In eurem Geist wird sich der Herr bekunden.

Euch eingeboren ist das Bild des Rechten.
Wo alle Geister, frei von Einzelwirren,
Sich zum Gesammtbewußtsein stark verflechten,
Da sind sie Gottes Geist, der kann nicht irren.

Ihr wisset, seid ihr Eins, was gut, was böse.
Nicht nöthig ist's, das Gott mit fremden Worten,
Die euch von draußen tönen, bind' und löse.
In euch zugegen ist er allerorten.

Hoch über'm Wust verworrner Eitelkeiten,
Im einen Gott geheilt von jeder Zweiheit,
Hält ernst Gericht für alle Ewigkeiten,
Statt Gott, der Menschheit Geist in seiner Freiheit.

Und weiter sag' ich euch: Wo Zwei auf Erden
Eins würden nur, warum sie bitten wollen,
Das wird gewährt von meinem Vater werden,
Denn Zweier Wollen eint sich nur im Sollen.

Kein Geist hat je dem andern sich verständigt,
So lang er nicht die wilde Schaar der Triebe
Ganz zur Vernunft und Freiheit hat gebändigt,
So lang er nicht zur Wahrheit ward, zur Liebe.

Nur die in diesem reinsten Aether wallen,
Vermögen Eins das Andre zu durchschauen.
Doch undurchsichtig ist sich selbst und Allen
Der Geist im trüben Erdgewand, im grauen.

Die aber sich in jenem Licht getroffen,
Zu einem Wollen sich bewußt vereinet,
Sprechen in ihrem Streben, Fleh'n und Hoffen
Nur Gottes Willen aus, der sie durchscheinet.

Doch Gottes Wille braucht nicht Thatenhüllen,
Er ist schon ewiges sich selbst Vollbringen.
So ist, womit sich jene Zwei erfüllen,
Ein unabwendbar aus sich selbst Gelingen.

Wenn Zweie so zu Einem sich verklären,
Die bitten nicht, was der und jener dächte,
Das Rechte nur, und das muß Gott gewähren,
Denn was er thut ist stets und nur das Rechte.

Und wo Zwei oder Drei zusammenkamen,
Um auf den Gott, der in mir ist erschienen,
Zu richten ihren Geist in meinem Namen,
(Spricht Christus) bin ich mitten unter ihnen.

In reiner Seelen geistiger Vereinung
Waltet das Himmelreich schon hier auf Erden,
Da muß der Mensch der flüchtigen Erscheinung
Zum ew'gen Menschen, Gottmensch muß er werden.

Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Zu Jesu kamen sie mit ihren Kindern,
Daß er ihr Haupt berühre, zu begehren.
Die Jünger wollten drauend sie verhindern;
Er aber rief: „Nicht sollt ihr ihnen wehren!“

„Lasset die Kindlein alle zu mir kommen!
Denn ihnen ist das Himmelreich gegeben.
Wer als ein Kind nicht in sich aufgenommen
Das Reich des Herrn, wird nimmer darin leben.“ —

Das Wort scheint euren trägen Sinn zu schmeicheln.
Was thut ein Kind, das ihr nicht nach ihm thätet?
Still gläubig schaut's empor und läßt sich streicheln,
Und plappert nach, was man ihm vorgebetet.

Ihr irrt und kennet schlecht des Kindes Treiben,
Wie es, in unerschöpflich raschem Streben,
Gedanken zeugt und sammelt, die da bleiben,
Die ächten, leitenden für's ganze Leben.

Nur daß es nicht für Arbeit weiß zu halten
Des Geistgewebes fröhliche Verschränkung;
Nur daß es fühlet, weiser, als ihr Alten,
Daß die Erringung doch nur eine Schenkung.

So sollt ihr, wie die Kinder, rastlos werden,
In stets sich fortentfaltendem Bewußtsein,
Doch nicht mit tagelöhnernden Geberden —
Des Geistes Arbeit soll euch freie Lust sein.

Schwer ist's, durch eigne Kraft emporzuschießen,
Und von der Erde Mark sich stark zu saugen;
Und doch zu Gott in Demuth zu erschließen
Lichtreiner Blüthen sanfte Kinderaugen.

Schwer ist's, des Lebens Schlünde zu durchschreiten,
Von Dunst betäubt, umlärmt von Fragenschaaren,
Und doch dem Sternenklang aus sel'gen Weiten
Ein reines Herz und offnes Ohr zu wahren.

Schwer ist es, fechtend um sich her zu schauen,
Bereit zu Gegenwehr, zu Hieb und Stoße,
Und doch zu ruh'n mit lächelndem Vertrauen,
Ein leise schlummernd Kind, in Gottes Schooße.

Ihr sollt mit Mannestritt die Welt durchmessen,
Und harmlos spielen doch auf Gottes Wiese,
Ihr sollt vom Baum der Selbsterkenntniß essen,
Und bleiben in der Unschuld Paradiese.

Ihr sollet Gott durch's Meer des Lebens tragen
Sammt seiner Welt von ewigen Gedanken,
Und doch euch nie zu überheben wagen,
Als thätet ihr, was er euch müßte danken. —

Eh' ihr es noch gebracht zu grauen Haaren,
Verwelkt der Kindheit Rosenkranz den Meisten.
Ihr liebt, wie Gecken, hoch einher zu fahren,
Und meint gar viel zu wissen und zu leisten.

Die Anmuth unbefang'ner Seelenschöne
Höhnt ihr hinweg mit frechen Kennermienen,
Wähnt, daß ein ächter Siegeskranz euch kröne,
Wenn klein und schüchtern sie vor euch erschienen.

Ihr überlegen seid ihr allerorten,
Just so, wie Zeitenreiter in den Schenken
Dem stillen Kinde, das bei ihren Worten,
Bei ihrem Lachen nichts sich weiß zu denken.

Die Kinder aber sollt ihr nicht verachten!
Denn ihnen ist das Himmelreich gegeben,
In ihnen schlummern alle Blüthenprachten,
Ein Gottes Frühling für das ganze Leben.

Was du errangst, nicht mag' es dein zu nennen,
Rechthaberisch! Es ist dein kühnstes Denken
Ein Wiederfinden des nur und Erkennen,
Was Gott dem Kinde willig war zu schenken.

Wer hat gewaltig in sich selbst gerungen,
Wie Jesus, wer so sieggekrönten Sterbens?
Doch niemals hat ihn nur im Ohr geklingen
Ein Ahnen dünkelhaften Ueberhebens.

„Vom Vater kommt mir, was ich euch enthülle."
Sprach er, als hätt' er's mühelos gefunden.
Er wußt' es anders nicht. In Gottes Fülle
War ihm sein Wollen und sein Thun verschwunden. —

Wer nicht, ein fromm gebeugter Ueberwinder,
Von Gott erfleht, den er erzwang, den Segen,
Wer Gottes Reich nicht aufnimmt, wie die Kinder,
Der wird's vergebens suchen allerwegen.

Dienstbarkeit.

Da trat zu ihm mit ihrer Söhne zween
Der Kinder Zebedäi Mutter, fallend
Zu Füßen ihm, etwas von ihm zu flehen.
Er sprach: „Was willst du?“ Sie versetzte lallend:

„Zur Rechten dir und Linken laß die Beiden
Sitzen zunächst dir, Herr, in deinem Reiche!“ —
Scheint thöricht euch dies Weib und unbescheiden?
Welche von euch, ihr Frau'n, die ihr nicht gleiche?

So seid ihr noch, ihr Mütter und ihr Weiber!
Nichts wißt und faßt ihr von des Geistes Zielen.
Ihr wünscht den Euren wohlgeflegte Leiber,
Und, eine Rolle vor der Welt zu spielen.

Was kümmert euch des Mannes ernste Sendung?
Wenn er mit euch nur tändelt und empfindelt,
Wenn durch Fürsprache, Schmeichelei, Verwendung,
Dem Söhnchen nur ein Aemtchen wird erschwindelt.

Und wenn er dann nicht stiehlt, zur Predigt gehet,
Und flieht der Säufer, Spieler, Raufer Innung,
Dann habt ihr Alles ja, was ihr erflehet —
Gefährlich, unrecht wär's, hätt' er Gesinnung. —

Nicht wähnt, ein ließ' ich mich, mit euch zu scherzen!
Ernst ist mein Wort, könnt ihr's auch ernst nicht nehmen.
Ihr solltet wahrlich bis zum tiefsten Herzen
Ob eures niedren Krämersinn's euch schämen!

Der Lohn nur ist euch wichtig, nicht das Streben,
Unwürdig ist der Mann, wenn unbesoldet,
Das Wirken — nichts, Alles das sich Erheben,
Und eitel jedes Thun, bleibt's unvergoldet.

So zieht ihr, statt zu Freien, statt zu Männern,
Uns zu Bedienten auf, zu ehrlos zahmen,
Zu feilen, geistverlass'nen Botenrennern
Durch's ganze Leben, in des Miethers Namen.

Nur daß hübsch Alles bleibt im alten Gleise!
Der höchste Zweck — gefahrlos Geld erwerben. —
Gemächlich geht zum Himmel dann die Reise.
Derselbe Plunder nach, wie vor dem Sterben.

Man muß den alten, lieben Gott nur bitten,
Dann hilft er wohl dem süßen Mutterstöchen,
Wenn es nur artig war und still von Sitten,
Zum Sitz auf einem ganz besondren Thrönchen.

Dort braucht er sich mit Arbeit nicht zu plagen,
Sich ausruh'n gründlich kann der arme Bengel.
O Selbstgefühl und mütterlich Behagen,
Zu seh'n, wie vor ihm neigen sich selbst Engel! —

Zum Lächeln nicht, es ist zu Zorn und Schelten.
Pfui! muß ich rufen über die Gemeinheit.
Wollt ihr für gotterzeugte Geister gelten,
Und trübt mit eurem Schlamm selbst Himmelsreinheit?

Doch Jesus sprach: „Ihr wißt nicht, was ihr bittet.
Hofft das allein, worauf ihr habt verzichtet,
Auf Himmelsehre nur, wenn Schmach ihr littet,
Auf Leben nur, wenn euch der Tod vernichtet."

„Könnt ihr den Kelch, der mir bestimmt, auch trinken?
Die Taufe, die mein wartet, auch empfangen?“
Sie sagten: „Ja!“ Er sprach: „Wohl seh' ich blinken
Für euch auch jenen Kelch voll Schmerz und Bangen.“

„Euch taufend fengen wird des Geistes Flamme.
Doch dorten mir zur Linken und zur Rechten
Zu sitzen, thronend ob der Geister Stamme,
Euch zu verleih'n, steht nicht in meinen Mächten.“

„Nur denen es bereitet hat der Vater,
Die werden dort vor Allen herrlich thronen,
Des ew'gen Work's Vollstrecker und Berather.
Das ist ein frei Geschenk und kein Belohnen.“ —

Und da die Zehen sah'n der Beiden Dürsten
Nach Herrschaft, zürnten sie. Da sprach zu ihnen
Der Herr: „Ihr wißt, es herrschen wohl die Fürsten,
Die weltlichen, und lassen sich bedienen.“

„Auch, daß die Oberherrn Gewalt empfangen.
Doch also nicht soll's unter euch geschehen.
Wer unter euch will zu Gewalt gelangen,
Soll, Diener euch zu heißen, nicht verschmähen.“

„Und der da vornehm heißen will vor Allen,
Soll euer Knecht sein gleich des Menschen Sohne.
Nicht, dienen sich zu lassen von Vasallen,
Kam er zu euch, nein! euch zu Dienst und Frohne.“

„Ja, daß er, dienend, opfre selbst sein Leben,
Um Viele zu erlösen und zu retten.“ —
Das ist ein Dienen und ein hin sich Geben,
Ein anderes, als das um Sold und Ketten.

Der Menschheit kannst du dienen sonder Schande,
Ihr mußt du dienen, willst du was bedeuten.
Mit Geist und Willen ganz, ob auch im Lande
Damit gedient nicht ist gewissen Leuten.

Vom Einzeljoch sollst du dich nur befreien,
Zu machen dich zu der Gesammtheit Knechte.
Was Geist an dir, mußt du den Brüdern weihen.
In deinen Pflichten nur sieh' deine Rechte!

Was du in Aller Dienst lebendig machtest,
Das einzig lebt an dir, lebt unvergessen;
Nur wenn du dich als Aller Knecht erachtest,
Hast du nach deiner Würde dich gemessen.

Nichts bist du für dich selbst, so du nicht wirkest,
Aufopfernd, mit den Besten um die Wette.
So du zum Selbstgenusse dich umzirkest,
Bist du kein Glied der großen Geisterkette.

Doch wenn du deinen Geist hast, unverschlossen,
Zum Dienst für Alle freudig hingegeben,
Wird er, durch tausend Herzen stark ergossen,
Zur herrschenden Gewalt sich einst erheben.

Dienstbar war Christus uns mit Blut und Leben,
Bis wir ihm Unterthanentreue schwuren.
In Dienstbarkeit ist Gott der Welt ergeben,
Und zu ihm beten alle Kreaturen.

Verdienstlosigkeit.

Welcher von euch, der einen Knecht bestellt
Zu pflügen oder Vieh zu weiden hat,
Spricht wohl zu ihm, wenn er heimkehrt vom Feld:
„Geh', setze dich zu Tisch und iß dich satt!“?

Sagt er zu ihm nicht: „Geh' und richte zu!
Daß ich zu Abend esse. Schürze dich,
Zu dienen mir beim Mahl! Dann iß auch du,
Und siehe, daß ich nicht verkürze dich!“?

Und dankt auch der Herr demselben Knecht,
Der Alles, was ihm anbefohlen, that?
Ich meine nicht. Er that ja nur, was recht.
So ihr, wenn ihr's in keiner Pflicht versah't,

Und Alles thatet, was euch Gott befahl,
Sprecht zu euch selber, demuthvoll gesinnt:
„Unnütze Knechte sind wir allzumal.
Wir thaten nichts, als was wir schuldig sind.“ —

Nicht seid ihr da zu leichtem Selbstgenuß,
Zu harter Geistesarbeit für den Herrn,
Und brachtet ihr das Tagewerk zum Schluß,
Genießet Gott erst der Erwerbniß Kern.

Aus Gott allein entsprang euch Geist und Kraft,
Und was durch euch mag Ewiges gedeih'n,
Wird in den Urgeist gleich zurückgerafft,
Der nichts euch nimmt, als was von Anfang sein.

So bringt ihm dar zur Kost, freud voll Begier,
Was Göttliches in eurem Geist gereift.
Euch zum Genuß bleibt nur so viel, als ihr
Von euren eignen Thaten selbst begreift.

Doch wenn ihr auch mit Riesenkraft gestrebt,
Und das Erstrebte hingabt, frei und frank —
Nie soll's euch e' daß ihr euch überhebt,
Einfordernd von dem Herrn besondren Dank.

Der Höchstes gab, kann Höchstes fordern auch.
Er gab's, da er als Geister euch erschuf.
Entfaltet sich der Geist nach Geistesbrauch,
Was soll dabei der Selbstbewunderung Ruf?

Daß, neu sie schaffend, er die Welt bezwingt,
Und Gott in ihr, ist nur des Geist's Natur.
Und wenn er Ungeheuerstes vollbringt —
Was thut er? Gleich der Pflanze, wächst er nur.

Was ihr auch leistet, mehr noch fordert Gott,
Der euch erschuf mit sich aus einem Guß.
Ihr treibet, knabisch, mit euch selber Spott,
Prahlt ihr von guter Thaten Ueberschuß.

Ihr Narren! die ihr wähnt schon abgethan,
Was ob euch lag, und mehr noch ebendrein,
Und die ihr Gott, für Andre, wagt zu nah'n,
Ihnen von eurem Ueberfluß zu leih'n.

Ihr habt genug noch an euch selbst zu thun,
Eh' ihr euch eurem Urbild gleich gemacht.
Nur Gott geziemt's, in seinem Werth zu ruh'n.
Denn er ist ewig in sich selbst vollbracht.

Ihr Alle seid unnütze Knechte blos,
Und höchstens thut ihr eure nackte Pflicht;
Und eure Heil'gen alle, klein und groß,
Mehr, denn unnütze Knechte, sind sie nicht.

Ihr staselt, frevelnd, ihre Thaten auf,
Und meßt Gott ab davon sein redlich Theil.
Was drüber ist, gebt ihr ihm in den Kauf,
Für die, so nicht genug gethan, zum Heil.

Wann wird der Unsinn ganz verschollen sein?
Kein Maaß ermißt, was Gott zu fordern hat.
Was auch ein Geist kann werden, das ist sein,
Doch Keiner wird was, an des Andren Statt.

Zum ganzen Geist soll werden jeder Geist,
Weil er, vollbracht, in Gott von Anfang ruh't,
Und wenn er so zurück zur Quelle kreist,
Ist er ein Knecht, der seine Pflicht nur thut.

Doch wir wissen, von wannen dieser ist.

Da Jesus sprach, und es ihm niemand wehrte,
Da sagten Etliche: „Ist das nicht der,
Den Volk und Rath zu tödten längst begehrte?
Und sieh! unangefochten redet er."

„Erkennen unsre Obersten nun klärlich,
Daß dieser sei des Herrn gesalbter Christ?
Da könnt' ein neuer Christ sich melden jährlich.
Wir wissen ja, von wannen dieser ist."

„Wir wissen aber: kommt dereinst der rechte,
Weiß niemand wo er seinen Ursprung hat." —
„Ja wohl! ihr kennet mich und mein Geschlechte
(Rief Jesus aus) und meine Vaterstadt."

„Ich aber bin nicht von mir selber kommen,
Nein, ein Wahrhaftiger hat mich gesandt.
Ich kenn' ihn wohl, da ich sein Wort vernommen,
Ihr aber habt noch niemals ihn erkannt."

Da ward, ihn zu ergreifen, ein Bewegen,
Doch Keiner legte seine Hand an ihn. —
Des Geistes Gottentflammen darzulegen,
Wird heute noch dem Denker nicht verzieh'n.

Ihr glaubt, daß Christus sei von Gott gewesen,
Nur weil er selbst nicht lebend zu euch spricht,
Nur weil ihr's könnt in alten Büchern lesen,
Wenn ihr ihm selber säh't, ihr glaubtet's nicht.

Vornehmer Miene, seid ihr immer fertig,
Bequem abfertigend stets bei der Hand.
Von Allem, was ihr schau'n könnt gegenwärtig,
Habt das: „von wannen" leichtlich ihr erkannt.

Weil es gereget, grünt es rings im Lande,
Das Gott erschuf, damit es euch ergetzt,
Und denken thut der Mensch mit dem Verstande,
Den Gott ihm in's Gehirn hat eingesetzt.

So duldet Gott ihr nur im Hintergrunde,
Ihn, der die Welt erschuf, und von sich stieß,
Und die von ihm verlass'ne von der Stunde
Dem Spiel geschaffner Kräfte überließ.

Glaubt ihr, zu ehren Gottes Schöpferwalten,
Indem ihr ihm die Ohnmacht dichtet an,
Daß er in seinem Werk sich nicht erhalten,
In ihm nicht frei zugegen bleiben kann?

Nein! Aber eurer Trägheit mag es frommen,
Daß von der Welt ihr und vom Menschengeist
Nachbetend schwatzt, von wannen sie gekommen,
Und sonst nur, was ihr greift, als Wahrheit preist.

Spießbürgerlich bornirt und unbefangen,
Meint ihr, es sei schon Alles abgethan,
Seht ihr die Wirkung an der Ursach hangen.
Doch Gott wollt ihr euch nur als Knechte nah'n —

Doch ich sag' euch: Nichts hegt das All der Welten,
Das nicht von Gott, und darin Gott nicht sei.
In dem, was euch mag als Beschränkung gelten,
Ist er bei sich, in sich, bewußt und frei.

Er hat sich selber aus sich selbst entsendet,
In die Erscheinung sich vor sich verhüllt;
Doch, ewig in sich selbst zurückgewendet,
Ist er's, der in der Welt sich selbst erfüllt.

Allgegenwart, im todten All zerrissen,
In tausend Dingen schlummernd unbewußt,
Taucht, als ein inniges sich selber Wissen
Und Wiedersehn, auf in des Menschen Brust.

Das ist ein Licht, das durch sich selber scheinet,
Durchsichtigend des Stoffes Welt durchdringt,
Das die Natur mit ihrem Gott vereinet,
Zurück zum Sender das Gesandte bringt.

Das ist's, was Christus schaute, tief und offen,
Und Jeder schau'n soll, der sich nennt ein Christ.
Sein Geist ist auf den Lebenspunkt getroffen,
Wo Sohn und Vater Eins geworden ist.

So lang ihr nicht, ihr abgesandten Geister,
Euch Eins wißt mit dem Geist, der euch gesandt,
Seid abgefallen ihr von eurem Meister,
Und habet weder ihn, noch euch erkannt.

Nicht g'nügt es, nur der zeitendunklen Sage,
Daß er aus Gott entsprungen, zu vertrau'n,
Ihr müßt's in des Bewußtseins lichtem Tage,
Müßt's in euch selbst, euch selbst erkennend, schau'n.

Nicht eher wagt's, nach Christo euch zu nennen,
Bis Christus in euch seiner ward bewußt,
Und Gott den Vater könnt ihr nicht erkennen,
Bis er sich selbst erkennt in eurer Brust.

Ewige Dauer Christi.

Da er von seinem Tod sprach ahnungsvoll,
Rief aus das Volk: „Wir haben aus der Schrift
Gehört, daß Christus ewig bleiben soll,
Bleibt er auch ewig, so der Tod ihn trifft?“

„Wie sagst du denn: erhöhet werden muß
Des Menschen Sohn. Wer ist des Menschen Sohn?“ —
Daß ewig bleibt, was stirbt, ist eine Nuß,
Heut noch so hart euch, wie den Juden schon.

Die Juden dachten: wer da ewig bleibt,
Der muß, so lang sich Tag um Tag verflicht,
Fortwandern, wie er jetzo lebt und leibt,
Aussieht und handelt, ißt und trinkt und spricht.

Sie wollten leiblich greifbar ihren Christ,
Wie in der Wüsten einst das goldne Kalb.
Daß er im Geist nur ewig bei euch ist,
Begrifft zwar ihr, doch ihr begrifft's nur halb.

Der Geist ist eine Tempelhalle nicht,
Darin ein Gott aus Stein steht unbewegt.
Der Geist ist That, die, sprossend auf zum Licht,
Entfaltend mit emporrafft, was sie hegt.

Dann lebet Christus fort in eurem Geist,
Dann bleibt er ewig, und ihr hegt ihn treu,
Wenn frisches Lebensblut ihn stets durchkreist,
Er stets in euch geboren wird auf's Neu'.

Und wie der Geist sich selber überschwillt,
Sich von Geschlecht entfaltend zu Geschlecht,
Muß sich in euch entfalten Christi Bild.
Stets ächter werdend, bleibt er ewig ächt.

Doch so ihr, wie ihn einst die Zeit gefaßt,
Der er im Kindestraum ward offenbart,
Ihn fort und fort euch überliefern laßt,
Gleich einem Ältesthum ihn peinlich wahrt,

Dann wird er fremder stets und ferner steh'n,
Dem Tod verfallen, nicht vom Tode frei.
Zwingt ihr euch, den, der fremd ward, anzuseh'n —
Treibt ihr mit todtem Bild Abgötterei.

Welch äußerliche, leere Ewigkeit!
Welch alle Tage neuer Christusmord!
Daß ihr zusammenstückelt Zeit an Zeit,
Und ihn aus einer schleppt zur andern fort.

Den stets ihr zwingt, morgen wie heut zu sein —
Merkt ihr's nicht, wie ihr ihn in Stücke reißt?
Einheit von Heut und Morgen ist der Schein,
Doch Einheit im Entfalten ist der Geist.

Wer soll derselbe bleiben Jahr um Jahr,
Todt ist er, fremd sich selbst, von sich getrennt.
Wer täglich tiefer sich macht offenbar,
Der lebt, weil er sich ewig selbst erkennt. —

So ist noch schlechter euer ew'ger Christ,
Als wie die Juden ewig ihn gedacht.
Der war doch Einer, der da lebend ist;
Doch ihr habt ihn zur Mumie gemacht. —

Und Christus sprach zum Volk: „Es ist das Licht
Noch kleine Zeit bei euch. So wandert drin,
Eh' über euch herein das Dunkel bricht!
Denn wer im Dunkeln geht, weiß nicht, wohin."

„Glaubt an das Licht, dieweil ihr es noch habt,
Bis daß ihr selbst des Lichtes Kinder seid."
Doch nicht von draußen her mit Licht begabt,
Nein! innen, aus euch selbst zum Licht befreit.

So habt das Licht ihr in euch selber blos,
Nicht, wie sich's euch in Längstverlorbnem weist,
Und reiner taucht es aus des Geistes Schoß,
Wird in sich selbst durchsichtiger der Geist.

Vertraut euch selbst und eurem Christus euch!
Es ist der alte, scheint er euch auch neu.
Nicht alt, weil also hergebracht vom Brauch,
Nein! weil des Geistes ew'gem Urbild treu.

So mög' er schöner stets in euch erstehn,
Bis daß ihr All', verklärten Angesichts,
Durch eure Brust fühlt seinen Odem gehn,
Und ew'ge Menschen, Kinder seid des Lichts.

Wer an mich gläubet, der gläubet nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat.

Und Jesus rief: „Wer an mich gläub't, der gläubet
An mich nicht, nein! an den, der mich gesendet.“ —
Doch euch hat des Gesandten Wort betäubet,
Daß ihr vom Sender ganz euch abgewendet.

Christus war Gott, weil Gott in sich er schaute;
Denn Gott ist ewiges sich selbst erkennen,
Und wo sich ein Gemüth zu ihm erbaute,
Ist Schauer und Geschauter nicht zu trennen.

Doch Gott ist mehr, als daß er gegenwärtig
Erscheint in diesem oder jenem Geiste.
Er ist, der, ewig werdend, ewig fertig,
Von Ewigkeit aus sich und in sich kreiste.

Er webt in sich in reinstem Selbstbewußtsein,
Ein einfach Ich, durchpulsend alle Welten,
Und kehrt er ganz auch in des Menschen Brust ein;
Kann doch kein Mensch als ganzer Gott uns gelten.

Auch Christus nicht. Sein Wort ist euch erklungen
So seltsam tief, daß ihr es mißverstanden.
Er hat sich nie als Gott euch aufgedrungen,
Er war nur Mensch, im Geist zu Gott erstanden.

Doch ihr habt über euren ird'schen Meister
Den Geist, an dem sich keine Kraft kann messen,
Den Schöpfer aller Welten, aller Geister,
Den ew'gen Schöpfer seiner selbst vergessen.

Ein leidend blasser Mann, an's Kreuz geschlagen,
So einzig wißt ihr euren Gott zu fassen;
Doch *Gott sein* will noch etwas Andres sagen,
Als für das Heil der Welt sein Leben lassen.

Christum gewannt ihr, *Gott* ging euch verloren.
Den Menschgewordnen nur wißt ihr zu lieben.
Doch Gott ist nicht allein *zur Welt* geboren,
Er ist auch ewig *bei sich selbst* geblieben.

Wenn ihr den Menschgewohnten *recht* verständet,
Ihr bliebt nicht steh'n bei seinem Welterscheinen,
Da, über sich hinaus, er stets verkündet
Den in sich selber unantastbar *Einen*. —

„Wer *mich* sieht, der sieht *den*, der mich gesandt hat.
Ich bin, ein Licht, in diese Welt gekommen,
Daß Jeder, der da glaubend mich erkannt hat,
Ringsum den Finsternissen sei entnommen."

Wohl sprach's der Herr, und *wahr* sind seine Worte;
Denn wer ihn nicht erkannt, den Wahrheitspender,
Der schaut in seines Geistes reinstem Orte
Nicht nur den Abgesandten, auch den Sender.

Aus Christi Geist das Licht wird in ihn gleiten,
Und wieder von ihm ausgeh'n, dem Erhellten,
Und er wird schau'n, strömt es in alle Weiten,
Schimmern in Gottes Glanz das All der Welten.

Doch den Gesandten selbst den Sender nennen,
Und Gott der stillen Majestät berauben,
Das heißt den Vater und den Sohn verkennen,
An diesen weder, noch an jenen glauben.

Das Wort, das ich sprach, wird euch richten.

„Wer meine Worte hört und nicht will gläuben,
Den richt' ich nicht, denn ich bin nicht gekommen,
Zu richten die, so gegen Gott sich sträuben;
Selig zu machen nur, die ihn vernommen.

Und wer in sich erstickt des Wortes Flammen
Und es verachtet, hat schon, der ihn richtet.
Das Wort selbst, das ich sprach, wird den verdammen,
Der auf des Geistes Leben selbst verzichtet.

Denn von mir selber hab' ich nicht gesprochen,
Sonder der Vater, der mich senden wollte,
Gab ein Gebot mir, das ich nie gebrochen,
Von Allem, was ich thun und reden sollte.

Doch sein Gebot ist nur das ew'ge Leben,
Das weiß ich. Und von Allem gab ich Kunde,
Wie mir's der Vater selbst hat eingegeben.
Ihr hört sein eigen Wort aus meinem Munde." —

Nur darum hat das Wort Gewalt, zu richten,
Weil's von Beginn ist eures Geistes Wesen.
So heißt es euer tiefstes Selbst vernichten,
Vermögt ihr's nicht, in euch das Wort zu lesen.

Nicht ist es eine neue fremde Waare,
Die Christus bringt von draußen oder drüben —
Nur euer Innerstes, das offenbare,
Gereinigt von der Erde Dunst, dem trüben.

Was er in eure Seelen hat gerufen,
Den gleichen Widerhall hervorzulocken,
Sind Klänge, so die Welt und euch erschufen,
So traulich süß, wie ferne Heimathglocken.

Auf steigt in euch ein leises sich Besinnen
Und wächst und schwillt zu deutlich lauten Worten:
Daß ihr aus Gott entstammt von Anbeginnen,
Und in ihm bleibet stets und allerorten.

In Christo rief sich selbst wach jene Kunde,
Und wehe dem, der sie nicht rasch erkannt hat!
Er riß sich los von seines Daseins Grunde.
Nichts ist, wer den vergaß, der ihn gesandt hat.

Ihr aber Alle seid von Gott entsendet.
Christus hat eure Augen, schlummertrunken,
Auf euren Ursprung nur zurückgewendet,
Verkündend, wie er selbst in Gott versunken.

Das Wort seid ihr. Ihr selber müßt euch richten,
Vergaßt ihr euch in stummen Finsternissen.
Sich selbst vergessen, heißt sich selbst vernichten,
Denn Leben ist nur: sich in Gott zu wissen.

Wer mich siehet, der siehet den Vater.

„Kennet ihr mich, ihr kennet auch den Vater.
Auch kennt ihr ihn, denn ihr habt ihn geseh'n."
Da spricht Philippus: „Zeig' uns, Herr, den Vater!
So wird zum Glauben uns genug geschah'n."

Und Jesus spricht: „So lange bei euch bin ich,
Philippus, und noch nicht erkannt von dir?
Den Vater sieht, wer mich durchschau't hat innig.
Wie sprichst du denn: Herr, zeig' ihn uns! zu mir?" —

Gott ist kein Ding, das man wie vor kann zeigen,
Ob er, ein Geist, das Weltall auch durchwallt.
Nur als du selbst, in dir, wird er dein eigen,
Nicht als ergreifbar fremde Gottgestalt. —

Ein starr Gesetz noch, fest nach Zeit und Raume,
Trägt ihn in sich der goldnen Sterne Zier,
Die Pflanze hat ihn in des Wachsthums Traume,
Im dumpfen Fühlen seiner selbst das Thier.

Im Menschen aber rafft er sich zusammen,
Und wird zum Geiste, der sich selber weiß,
Der die Gebilde all', so ihm entstammen,
Zurückverschlingt in des Bewußtseins Kreis.

So weit ist jedes Wesen sein theilhaftig,
Als es, entwickelnd ihn, ihn in sich hegt.
Doch das nur heget ihn in sich wahrhaftig,
Das, eigner Wahrheit treu, sich ausgeprägt.

Drum darf nicht dieser oder jener sagen:
„Den Vater seh't ihr, wenn ihr seh't auf mich." —
Der jeder schlechten Zuthat sich entschlagen,
Aus der Zerstreuung in die Einheit wich,

Der in sich selbst sich, durch sich selbst, gereinigt,
Bis er sich selbst zum wahren Menschen schuf,
Dem ziemt allein: „Seht hier in mir vereinigt
Den Vater und den Sohn!" der stolze Ruf.

Und Christus ist's allein, der das vermochte,
Gott, wie er sich im Menschen rein verklärt.
Er ist die Flamme, wir sind nur die Dochte,
Die Vielen, so der Eine alle nährt.

Noch blieb er für uns alle drüben stehen,
In seinen Geist nur wohnte Gott sich ein.
Wir alle müssen vor ihm borgen gehen,
Der Gott in uns ist nur ein Widerschein.

Doch jene Schranke müssen wir bezwingen,
Sonst blieb' uns Gott ein äußrer, ob auch nah.
Des Welterlösers siegendes Gelingen
Steht nun als Sollen für uns Alle da.

Wir dürfen der Vergöttlichung Beschwerden
Nicht ihm aufbürden stets an unsrer Statt,
Die ganze Menschheit muß ein Christus werden,
Der in sich selber Gott beschaut und hat.

Dann sind wir All' in Gott, Gott in uns Allen,
Wir thun und reden Gottes Werk und Wort,
Was an uns unwahr ist in Staub zerfallen,
Nur Gott blieb übrig, in uns selbst, nicht dort. —

Doch horch! ſchon hör' ich zornesheiſre Stimmen:
„Du Läſterer! zieh'ſt du Gott zu uns in Staub?“
Verſteht mich erſt, eh' ihr euch wollt ergrimmen!
So hört mich denn, wenn euer Ohr nicht taub!

Wohl iſt in uns Gott wahrhaft gegenwärtig,
Als Werdender, der in ſich ſelbſt kehrt ein;
Doch für ſich ſelber iſt er ewig fertig,
Und Selbſtbejahung in ihm jedes Nein.

Wir zieh'n ihn aus der Endlichkeit Verkettung,
Stets in der Freiheit Geiſtigkeit hinauf,
Doch nur für uns iſt es Gefahr und Rettung,
Und nur in uns ein wechſelnder Verlauf.

Wir fühlen's in uns als ein ſtreitend Walten,
Ein ewig neues Gottgeborenſein;
In ihm iſt's nur ein ſtilles Selbſtentfalten,
Stets in ſich ſelbſt, heraus nicht, noch hinein.

Wir ſind der Leib, durch den der Geiſt ergoſſen
Sich regt und wirkt, ſich ſelber äußerlich.
Doch er bleibt in ſich ſelber abgeſchloſſen,
Ein unveräußerliches, feſtes Ich.

Wirſt du dein innigſt eigenes Selbſt nicht nennen
Den Leib, der dich dir ſelbſt begreiflich macht?
Du kannſt ihn nicht von deinem Geiſte trennen,
Was jener thut, hat dieſer nur vollbracht.

Und doch — ob auch der Geiſt in Lebenswogen
Der Leibesgliederung kleine Welt durchkreiſt,
Bleibt er doch wiſſend auf ſich ſelſt bezogen,
Nicht in den Leib vertheilt, bleibt ganzer Geiſt.

Und höher ist der Geist, denn alle Glieder,
Da er in ihnen nimmer sich verlor. —
So stieg auch Gott in uns zur Erde nieder,
Und bleibt doch bei sich selber, wie zuvor.

Der fleischgewordne Gott, das sind wir Alle,
Doch über uns verehren wir den Geist,
Der über des Vergeh'ns und Werdens Schwalle
Allwissend in sich selber ruht und kreist.

So sagte Christus: „Er und ich sind Eines."
Und: „Größer ist der Vater dort denn ich."
Ein Widerspruch euch Kindern nur des Scheines,
Denn Eins kann sein, was doch getheilt in sich.

War Christus Gottes Ganzheit, unzerschlagen,
Wie ihr's ihm nachsagt bis auf diese Zeit:
„Ich selbst bin größer, als ich selbst" zu sagen,
Wohl Unsinn war's, und nicht Bescheidenheit.

Der reine Lichtstrahl aber sagt mit Wahrheit:
„Ich selber bin das Licht und bin es nicht.
Es ist in mir in seiner ganzen Klarheit,
Doch ist es nur in mir, da es sich bricht."

So ist in uns auch Gottes Licht gebrochen,
Das seine Welt vergeistigend durchflicht.
Wir sind nur Worte, so der Herr gesprochen,
Er ist das Wort, das ewig selbst sich spricht.

Knechte und Freunde.

„Ihr seid nicht Knechte mehr. Nicht weiß der Knecht
Was sein Herr thut. Euch kam ich offenbaren,
Dieweil ihr Freunde seid, nach eurem Recht,
Alles, was ich vom Vater hab' erfahren." —

Gelt, dieses Sprüchlein wünschet ihr euch fort,
Dieweil's in euren Kram nicht langt, ihr Pfaffen?
Mit welcher Stirn verleugnet ihr dies Wort,
Um uns zu Knechten wieder umzuschaffen?

Dieweil ihr selber gern im Dunklen schleicht,
Verbannt ihr Gott auch in des Dunkels Schranken,
Wo er verschlossen thront und unerreicht,
Und sich versperrt dem Lichtkind, dem Gedanken.

Von dunklen Wegen klagt ihr, unkenhaft,
An denen jede Forschung wird zu nichte.
Derweil er in uns, um uns, wirkt und schafft,
Offen und frei, in hellem Tageslichte.

Euch unerkennbar ist der Gott des Licht's;
Mir ist's nur euer nicht erkennen Wollen.
Und dennoch wagt ihr's, frechen Angesicht's,
Aufwerfend euch zu Frommen, mir zu grollen.

'S ist seltsam, daß ich gottlos heißen soll,
Der ich ihn überall kann schau'n und lieben;
Gottselig aber heißen (ist's nicht toll?)
Die selbst gesteh'n, wie fremd sie ihm geblieben.

Der Gott, den ihr uns habt zurecht gemacht,
Ein Fetisch ist es, nicht der Geist, der wahre.
Der Geist ist (hört es!) keine dunkle Macht,
Er ist, nur er, das ewig Offenbare.

Euch drückt der Alp. O! würdet ihr gesund,
Um euch, in euch zu schau'n mit wachen Blicken!
Gott thut sich willig allen Geistern kund,
Sie all' mit seinen Füllen zu erquicken.

Den keck den Unerkennbaren ihr heißt,
Gott, und sonst nichts, ist durch und durch erkennbar.
Dem Geist begreiflich ist allein der Geist,
Und was im Geiste blieb, vom Geist' untrennbar.

Ihr könnt, wenn ihr Gemüth und Welt durchschweift,
Nur das, was Gott ist, drin versteh'n und lieben.
Wenn ihr sie ab von ihm, dem Kerne, streift,
Sind nur die tauben Hülsen euch geblieben.

Weil Gott aus seinem Geist die Welt gebar,
Kann euer Geist sie denkend überwinden.
Weil Gott als Geist in euch ward offenbar,
Könnt ihr euch selbst versteh'n: ihn in euch finden.

Das ist nichts Hohes, was sich euch verschließt.
Der Schein, der Ungeist nur bleibt unerschlossen.
Der Geist, der in das Meer des Urgeist's fließt,
Fühlt sich bewußt und frei darin ergossen. —

Woher denn kam euch jener dumpfe Wahn,
Der euch erniedrigt hat zu blinden Knechten?
Weil Gott auf Erden Manches hat gethan,
Anders, als Kunz und Hinz es etwa dächten?

Wenn Schlechte sterben, Schlechte werden reich,
Und gute Menschen müssen betteln gehen,
Das geht euch über den Verstand zugleich,
Als müßte drob die Welt in Stücke gehen.

Ja freilich! wer so tief am Grunde klebt,
Der kann im Weltgang nur Verwirrung schauen.
Nur dem, der zum Gedanken sich erhebt,
Wird sich das All in Ordnung aufertrauen.

Wie schwindet eurer kleinen Elend hin
Hoch in des Geistes ewig freiem Reiche!
Trübt das des Gottbestehens Vollgewinn,
Daß hier und dort man einsinkt eine Leiche?

Hat Christus nicht gezeigt, daß Schmerz und Tod
Zu Gott Erwachen ist und Auferstehen?
Der Geist wird frei im Kampf mit Lebensnot,
Der Dauer Unterpfand ist das Vergehen.

Wie wagt ihr's, hier, wo Alles schlicht und klar,
Von dunklen Gotteswegen uns zu sprechen?
Den Gott, den Christus machte offenbar,
Zu bergen uns, wie kannt ihr's euch erfrechen?

Wenn ihr euch selbst in Kritik schlagen wollt —
Bleibt Knechte! Aberglauben heiß' euch Glauben!
Doch wir sind Freunde, wie ihr uns auch grollt,
Und lassen unsre Wissen uns nicht rauben.

So ich nicht hingehe, ſo kommt der Tröſter nicht zu euch.

Und Jeſus ſprach: Gekommen iſt die Zeit,
In der des Menſchen Sohn verkläret werde.
Der vor euch ſteht in Jugendherrlichkeit,
Aus Erd' iſt er gemacht, und wird zu Erde.

Fällt in die Erde nicht das Weizenkorn,
Allein bleibt's, und vorkommt; wer wird es hegen?
Erſtirbt es, wird's im Tod ein Lebensborn,
Dem Grab entſendend goldner Früchte Segen.

Drum, wer ſein Leben lieb und theuer hält,
Dem wird's, bedeutungslos, in's Nichts zerrinnen;
Doch wer ſein Leben haßt auf dieſer Welt,
Der wird es für die Ewigkeit gewinnen.

Das bunte Leben, wie es geht und ſteht,
Ab fiel's vom Geiſt und muß in Staub zerfallen.
Nur was in hohem Opfertod vergeh't,
Wird ſteh'n, ein Marmorbild, in ew'gen Hallen.

Nur den du hinwarfſt, deines Herzens Hort,
Im Liebestod, wird dir zu eigen bleiben,
Wird, hoffend, dir im Geiſte Gottes dort,
Und hier der Menſchheit ew'ge Früchte treiben. —

Betrübt iſt meine Seele. Soll ich ſetzt:
„Hilf, Vater, mir aus dieſer Stunde!“ flehen?
Darum ja ward ich in die Welt geſetzt. —
Dein Name ſei verklärt! Mich laß vergehen!

Sie werden, wenn mein Erdenleib zerfällt,
Was ewig ist in mir, in dir erschauen,
Aus stoßen sie den Fürsten dieser Welt,
Dir zum Palast den Geist aufzuerbauen.

Und wenn ich von der Erd' erhöhet bin,
Will ich von dort sie zu mir ziehen Alle.
Was, halbverstanden, hier verweht und hin,
Von dort wird's wecken mit Posaunenschalle. —

Ihr seid voll Trauerns, weil ihr nicht erkannt,
Wie es euch frommt, daß ich euch werd' entnommen,
So ich nicht geh' zu dem, der mich gesandt,
Kann nicht der Geist, der Tröster zu euch kommen.

Ihr seht mich grünen in der Jugend Saft,
Mich, lebenstrotzig, schütteln meine Locken,
Spürt meiner Tritte Klang und Federkraft,
Hört meines Wortes Sturm- und Feuerglocken.

Behaglich deckt ein Sicherheitsgefühl
Mit Mutterflügeln euch an meinen Seiten
Ich, ew'r Panier, rag' auf aus dem Gewühl,
Ew'r bestes Thun ist, nur mir nachzuschreiten. —

Wenn in den Baum, der euch mit Frucht genähret,
Mit Kühl' umlaubt, umrauscht mit froher Kunde,
Vor eurem Aug' der Sturm des Todes fährt,
Den herrlichen, entwurzelt, wirft zum Grunde —

Wie wird euch werden da? Als ob der Schaft,
Drans sproßte euer Zählen, Glauben, Wissen,
Aus seinen Wurzeln von des Todes Kraft
Gehoben, euer Herz mit ausgerissen.

Die Welt wird freudig meinen Sturz umsteh'n;
Doch ihr, verrinsamt, werdet heulen, weinen,
Bis in dem Schmerz um das, was muß vergeh'n,
Das Unvergängliche euch wird erscheinen.

Zu Heldenmuth wird Schmerzenallgewalt,
Die Trauer wird in Freudigkeit verkehret,
Wenn sich die erdgetrübte Erdgestalt
In des Gedankens reinem Licht verkläret. —

O! für das höchste Kleinod dankt dem Herrn,
Ihr Alle, denen Schmerz das Mark durchwühlte.
Des Stirn schmückt nicht der Menschheit hellster Stern,
Der nie betrübt bis in den Tod sich fühlte. —

Ein Weib, das, will's gebären, schluchzet laut,
In Bangigkeit und Trauer ganz verloren,
Vergißt der Noth, wenn es das Kindlein schaut,
Und jauchzet, weil der Mensch zur Welt geboren.

So müßt auch ihr in Bangigkeit vergeh'n,
Wollt, aus dem Geist, ihr selbst euch neu gebären.
Dann sehet ihr in euch mich aufersteh'n,
Und eure Freudigkeit wird ewig währen.

Viel hab' ich, der ich mit euch wandre, noch
Zu sagen euch, doch könnt ihr's jetzt nicht tragen.
Ihr seht mich wieder, frei vom Erdenjoch,
Und werdet nichts an jenem Tag mich fragen.

Denn Alles thut der Wahrheit Geist euch kund,
Der fort und fort euch innerlich begleitet,
Den ich gesandt in eures Herzens Grund,
Und der euch einst in alle Wahrheit leitet.

Der spricht aus euch, doch von sich selber nicht,
Nur das, was er gehört aus Gottes Munde.
Getaucht in göttlichen Erkennens Licht,
Giebt er von seiner eignen Zukunft Kunde.

Sucht ihr mich einst umsonst auf eurer Flur,
Dann senkt er sich in euch aus Himmelssphären,
Von meinem Bild zu tilgen Erdenspur,
Und mich, in euch, zum Geiste zu verklären.

Von Meinem nimmt er's, was er euch thut kund;
Denn was der Vater hat, das ist auch meine,
Ist jedes Geistes, der vom Erdenrund
Aufstrebt, bis er sich, denkend, Gott vereine. —

Ueber ein Kleines, und ihr seht mich nicht,
Den ihr ein Weilchen saht hienieden schreiten;
Ueber ein Kleines seht ihr mich im Licht
Des Geistes, der ich bin durch alle Zeiten.

Ich habe die Welt überwunden.

„Auf daß ihr in mir haben möget Frieden,
Hab' ich mein Wort dem Geist in euch gestellt.
Hier auf der Welt zwar ist euch Angst beschieden;
Doch seid getrost! Ich überwand die Welt." —

Nicht zog er, sie erobernd zu besiegen,
Mit irdisch stolzer Heeresmacht herbei.
Wer noch mit Waffen dieser Welt muß kriegen,
Ist auch von Ketten dieser Welt nicht frei.

Ihn knechtet noch das schwankende Gelingen,
Ihn nimmt gefangen seine eigne Tat;
Er bleibt umgarnt von Weltenwechsels Schlingen,
Dem Zufall preisgegeben früh und spat.

Der aber hat **wahrhaft** die Welt gebändigt,
Der ihr, ob sie besteht, ob sie vergeht,
Weil in ihm selber jeder Kampf beendigt,
Fest, unantastbar, gegenüber steht.

Des Weltgeschickes blinde Sturmgewalten,
Sie kräuseln seine Oberfläche kaum,
Derweil er in sich selbst als Herr kann schalten,
Frei in des Geistes stillem Weltenraum.

Und wenn er, reich an seinen eignen Fällen,
Sich aus der Welt zog in sich selbst hinein,
Dann ließ er draußen nur des **Scheines** Hüllen;
Der **Kern** der Welt, die **Wahrheit**, wurde sein.

So hat er thätig auch die Welt bezwungen,
Der Geist, der sich in sich gesammelt fand,
Hat aus sich selbst hervor das All durchdrungen
Und unterworfen ohne Widerstand.

Und seine Siegesfahne, den Gedanken,
Pflanzt er auf allen Weltenzinnen auf.
Das ist kein Kampf, bedroht von Siegesschranken,
Nur ewig sichrer Friedensthat Verlauf.

Das ist kein raubendes Zerstörungsstreben,
Der Welt, wenn schaffend sie der Geist besiegt,
Wird ihre Wahrheit nur zurückgegeben,
Die von Beginn im Geiste Gottes liegt. —

So hat die Welt der Heiland überwunden,
Da er sich selber ganz besaß in Gott,
Und Sieger blieb er unter Schmerz und Wunden,
Und König noch am Kreuz, umzischt von Spott.

Und seinen Frieden hat er uns gelassen,
Ob auch die Welt uns drauend mag umfah'n.
Wenn wir in ihm uns stark zusammenfassen,
Dann rah'n wir fest auf uns, was kann uns nah'n?

Voll Angst sind wir, so lang wir Sinn und Willen
Verflechten in das Spiel der Endlichkeit;
Doch in des Geist's unendlich tiefen Stillen
Zu Freiheit, Macht und Frieden allezeit.

Dort taucht hinab und nimmer dürft ihr zittern!
So lang sie steht, beherrscht ihr auch die Welt,
Und ginge selbst um euch die Welt zu Splittern —
Was thut's und kümmert's euch, so Gott nicht fällt?

Die Wahrheit wird euch frei machen.

„So ihr von meinem Wort euch nicht wollt trennen,
Dann zeigt ihr, daß ihr ächter Jünger Schaar seid.
Die Wahrheit werdet ihr dereinst erkennen,
Und euch zu Freien machen wird die Wahrheit.“ —

Ein seltsam Wort den flachen Dutzendgeistern!
Was ist die Freiheit? — Daß man, ohne Hindern,
Uns thun läßt, was beliebt, und ohne Meistern,
So lange wir der Andern Recht nicht mindern.

Was hat damit die Wahrheit denn zu schaffen? —
Thoren! von außen seid ihr stets gebunden,
Und schlagt vergebens drein mit blinden Waffen.
Wenn in euch selbst ihr kein Gesetz gefunden.

Nicht ein bewußtlos, ungezügelt Dürfen,
Bis ungesundet Uebermaaß euch schwächte,
Ist Freiheit. Wollt ihr Taumelkelche schlürfen,
So bleibt ihr ewig dumpfen Rausches Knechte.

Die Schranke, die das Müssen trennt vom Wollen,
Muß schwinden, und sie schwindet im Erkennen.
Der klare Wille hat kein äußres Sollen.
Er selber will sich von sich selbst nicht trennen.

So deines Wesens Wahrheit du vernommen,
Kannst du nicht anders, als dich selbst-entfalten,
Dem Baum gleich, der dawächst, in Gott vollkommen;
Doch frei bleibt und bewußt dein Selbstgestalten. —

Doch nur in Gott ist deine, alle Wahrheit,
In seines Willens ungetrübter Einheit,
Der, im besonnensten Bewußtseins Klarheit,
Wird, schafft, erhält in Fülle, Kraft und Reinheit.

Nicht, daß du Andre fragst, was er befohlen,
Und dich in Demuth unterwirfst der Kunde —
Das ist nicht Freiheit. Selbst mußt du dir holen
Der Wahrheit Hort aus seinem eignen Munde.

Du mußt in's ew'ge Meer dich tauchen, Quelle!
Mußt, Geist, dich baden in des Urgeist's Borne!
Mußt überschreiten keck des Sehnens Schwelle,
Dahin dich Ahnung zog mit leisem Horne.

Das dich dir selbst enthüllt, hörst du drinnen,
Das Zauberwort, im Heiligthume schallen,
Und frei, wie Gott, kannst du das All durchrinnen,
Allmächt'ger Herr, wie er, in ew'gen Hallen. —

Der freie Gott ist frei nur in der Wahrheit,
Er kann und darf nichts thun, als nur das Rechte.
Von der Nothwendigkeit weicht er kein Haar breit. —
„Wie? (ruft ihr zürnend) machst du Gott zum Knechte?"

Zum Knechte Gott? — Wen hält' er denn zum Herren?
Gott ist die Wahrheit. (Daß euch doch nicht trüge
Ein Wort!) Könnt' er sich aus sich selbst versperren —
Dann fiel' anheim der Knechtschaft er und Lüge.

Und so fallt ihr, so ab ihr fallt von Gotte;
Ob ihr auch, pochend auf verbriefte Rechte,
Ruft, mißverstehend, wie der Juden Rotte:
„Was sprichst du da? Wir waren niemals Knechte."

„Wir sind die Kinder Abrahams und Freie.“ —
„Wer sündigt, (ruft der Herr) ist Knecht der Sünde.
In seinem Herzen streiten ewig Zwei,
Bis freie Einheit ihm in Gott sich künde.“

„Ihr fühlt euch fremde, wie im Haus die Knechte.
Trotzt ihr, trifft euch des Ungehorsams Rüge;
Gehorcht ihr, thut ihr unfrei nur das Rechte,
Und hier wie dort ist euer Wesen Lüge.“

„So könnt ihr ewig nicht im Hause bleiben.
Doch bleibt der Sohn; und macht euch herzu Freien,
Dann seid ihr's recht. Doch nicht, euch zu vertreiben,
Thut er's, nein! euch dem Vater ganz zu weihen.“

„Wenn er des Vaters Willen euch verkündet,
Dann faßt ihr's: Handeln nach des Herrn Gesetzen
Heißt nur, in freier Freundschaft ihm verbündet,
Das eigne Selbst urkräftig durchzusetzen.“

„So künd' ich euch, was ich vom Vater sahe,
So sag' ich euch die Wahrheit; und ihr grollet?
Was ist's, daß unter euch mein Wort nicht fahe?
Was that ich euch, daß ihr mich tödten wollet?“

„So thut ihr eures Vaters Werk.“ — Entrüstet
Schrie'n sie: „Wir sind unehlich nicht empfangen.
Wir haben einen Vater: Gott.“ — „Dann müßtet
Ihr lieben mich, der von ihm ausgegangen.“

„Von ihm, nicht von mir selber, bin ich kommen.
Doch todt ist meine Red' in euren Ohren,
Von meinen Worten habt ihr keins vernommen,
Warum? — Ihr seid vom Lügengeist geboren.“

„Ein falſcher Schein iſt euer Thun und Denken,
So lang' ihr nicht die Hüllen ab wollt ſtreifen,
Keinem der Wurzeln Kraft in Gott zu ſenken,
Wie könnt ihr mich, der Wahrheit ſpricht, begreifen?“

„Wer unter euch kann zeih'n mich einer Sünde?
Iſt all mein Thun nun wahr und baar des Scheines,
So muß auch wahr ſein Alles, was ich künde.
Gedank' und That ſind in der Wahrheit Eines.“

„Doch nur in Gott iſt klar der Wahrheit Walten,
Nur wer von Gott iſt, kann ihr Wort verſtehen.
Wer meine Worte hört und weiß zu halten,
Der wird den Tod in Ewigkeit nicht ſehen.“ —

Da tobt's, unwillig, in des Tempels Halle:
„Daß du den Teufel haſt, jetzt ſeh'n wir's klärlich.
Iſt Abraham, ſind die Propheten alle
Geſtorben nicht? Und mehr biſt du doch ſchwerlich.“

„Was machſt du aus dir ſelbſt?“ — „Nicht meine Ehre
Such' ich. Denn ihr wagt euren Gott zu nennen,
Der Vater ſucht ſie. Sein iſt meine Lehre.
Ich lüge, gäb' ich vor, ihn nicht zu kennen.“

„Ich kenn' ihn und ſein Wort weiß ich zu halten.
Abraham jauchzte, daß es ihm verliehen,
Dereinſt zu ſchauen meines Tages Walten.
Er ſah's und freute ſich.“ Die Juden ſchrieen:

„Du zählſt jetzo noch nicht fünfzig Jahre,
Und faſelſt, daß du Abraham geſehen?“
Er ſprach: „Der Geiſt iſt's, den ich offenbare,
Und den berengt kein irdiſches Geſchehen.“

„Der wahre Mensch, der mit dem Vater eins ist,
Ist nicht von heut, noch gestern, nicht von Zeiten
Der Geist, der ledig alles Erdenschein's ist,
War, ist und bleibt in Gott in Ewigkeiten."

„Eh' euer Vater Abraham geworden,
War ich. Ich bin der ew'ge Mensch, der eine."
So sprach er, und entzog sich ihren Horden,
Die, ihn zu tödten, schon aufrafften Steine.

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

„Ihr wißt, wohin ich geh', ihr auch sollt ziehen,
Und auch den Weg. Was, Thomas, wundert dich?
Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Und niemand kommt zum Vater, denn durch mich." —

Nicht sprachst du's unbesonnen und bewußtlos,
Im Rausch der Selbstanbetung, Dichtern gleich.
Du schautest, hellen Blick's, in deine Brust blos,
Und drinnen sah'st du walten Gottes Reich.

Du sah'st die Wahrheit drinnen, und du bist sie.
Ein Werden ist, was ihr ein Lernen nennt.
Der Geist, der Wahrheit hat geschaut, der ist sie,
Der Geist ist That nur, die sich selbst erkennt. —

Der Geist ist kein Kamel, dem auf den Rücken
Des Wissens und des Glaubens Last gelegt,
Die er vom Herrn aufnahm mit frommen Blicken
Und treulich durch des Lebens Wüste trägt.

Auch nicht ein Schrank mit Fächern, dem Erfahrung
Und Gott so manchen Schatz giebt in Verschluß.
Auch nicht ein leeres Blatt, das Offenbarung
Und Menschenlehre erst beschreiben muß.

Er ist ein Baum, (müßt ihr ein Bild doch haben)
Der nur zum Baum wird, da er wächst und sprießt,
Der nur, entwickelnd, was im Keim begraben,
Zu seiner eignen Wahrheit sich erschließt.

Da steht er nun. Das ist er, denn das that er,
Sich selber gleich, vollkommen ganz und gar.
So schafft sich gleich dem Urbild dort im Vater
Der Geist, der sich sich selbst macht offenbar.

Die Wahrheit wissen heißt: entfaltet haben
Die Urkraft, so der Herr dir pflanzte ein,
Heißt: auferstehn aus dir, da du begraben;
Die Wahrheit wissen heißt: die Wahrheit sein.

Du, Christus, bist die Wahrheit für uns Alle,
Denn du hast, für uns Alle, sie erkannt. —
Die aber wechselt nicht, wie in der Halle
Des Reichen nach der Mode Kleid und Band.

Sie gleicht auch nicht dem geltenden Modelle,
Dran junge Künstler üben Geist und Hand,
Bis höh'rer Kunstgeschmack sie vom Gestelle
In dunklen Saal's vergessnen Winkel bannt.

Nicht Ideal, der Wirklichkeit entschwunden,
Wie, eigenwillig, das Gehirn es schafft —
Ewig ist sie, wenn einmal entgefunden,
Voll und lebendig — Wesen, That und Kraft.

So, Christus, bist du ewig, ohne Zeiten,
So bist der Weg du, der sich selbst gebahnt,
Doch nicht gelingt's, nachtretend fortzuschreiten,
Wie uns bequem des Weges Weiser mahnt.

Der Weg geht hier und dort nicht von der Erden,
Er geht durch dich allein dem Himmel zu;
Doch Jeder muß sich selbst zum Wege werden,
Zum einzig rechten — er muß werden Du.

Wie du im Vater, er in dir gewesen,
Muß jeder werden sich als Gott bewußt;
Aus deinem Angesicht muß er ihn lesen,
Daß er ihn schau'n kann in der eignen Brust.

Wer dich erkennt, muß Gott, muß sich erkennen
In dir. Und der nur ist, der sich erkannt,
Nur Selbstbewußtsein, nicht von Gott zu trennen,
Ist Leben, das sich selber wiederfand.

In dir nur finden wir uns selbst, das Leben,
So sagst du recht, daß du das Leben bist.
Was auch Jahrtausende fortan erstreben,
Der Mensch kann Höh'res werden nicht, denn Christ.

Ich und der Vater sind Eins.

„Ich und der Vater (sprach der Herr) sind Eins."
Da hoben sie die Hand auf, ihn zum Ziele
Zu machen wild geschleuderten Gesteins.
Er sprach: „Vom Vater guter Werke viele"

„Hab' ich erzeigt euch Allen, alt und jung;
Um welches willen denn wollt ihr mich stein'gen?"
„Um's Werk nicht, um der Gotteslästerung,
(Schrie'n sie) daß du, ein Mensch, dich Gott willst ein'gen."

Und Jesus sprach: „Heißt's im Gesetze nicht:
Ich sagt' euch ihr seid Götter? Wenn den Namen
Er Allen giebt, (und daß die Schrift man bricht,
Geht doch nicht an) die Gottes Wort vernahmen,"

„Wie sagt ihr denn zu dem: du lästerst Gott!
Den in die Welt gesandt er und geheiligt,
So er sich Gottes Sohn nennt, ohne Spott,
Und seines Wesens sich erkennt bestheiligt?"

„Thu' ich die Werke meines Vaters nicht?
Aus ihnen sollt ihr meine Gottheit merken.
So euer blödes Aug' des Geistes Licht
Blendet, das aus mir strahlt: glaubt doch den Werken!"

„Daß er in mir und ich im Vater bin,
Glaubt's und erkennt's an ihnen doch, den Früchten!" —
Da drängten sie auf's Neu' sich nach ihm hin,
Wild dräuend, und der Gottmensch mußte flüchten. —

Hier wohl bekreuzt, verdrehten Auges, sich
Manch Pfäfflein: „Gott! dir dank' ich, daß du fördern
Den rechten Glauben woll'st in mir, daß ich
Verdammt nicht bin mit jenen blut'gen Mördern."

Du Heuchler! Denke dir, (du kannst es leicht)
Es sei dir eingebläu't von Kindesbeinen:
Ein Wurm nur sei der Mensch, der unten schleicht,
Auf den, von oben, Gott sein Licht läßt scheinen

Aus überflüssiger Barmherzigkeit,
Der Gott nicht schauen kann auf seinem Pfade,
Dem Gott, statt zu zertreten ihn, verzeiht
Die angeborne Todessünd' aus Gnade.

Denk' dich lebendig dieses Wahnes Knecht:
(So du's nicht bist) Da tritt (du siehst's erbebend)
Aus dem vor Gott verworfenen Geschlecht
Ein Mann auf, keck das Aug' zum Himmel hebend:

„Unwürdiges Gezücht! (er donnert's laut)
Rafft euch empor aus eurem faulen Schlamme!
Ich habe Gott in mir, in euch erschaut.
Besinnt euch doch! wir sind von seinem Stamme."—

Jetzt sprich! Was wirst du thun bei solchem Wort?
Wärst du zu feig nicht, griffst du wohl nach Steinen.
Doch nein! du schleichst, entsetzt, dich leise fort,
Ihn zu verketzern dann mit frommen Greinen.

Soll ich nun über Bosheit schrei'n sofort?
Nein! nur bejammern kann ich deine Dummheit.
Wie soll dir predigen des Vaters Wort
Dein Geist, so er geschlagen ist mit Stummheit?

„Jehovah, der einher in Wettern braust,
Der da erhebt und stürzt von ihren Thronen
Der Welt Gewaltige mit starker Faust —
Der soll im Busen eines Bettlers wohnen?“ —

Begreift ihr der beschränkten Juden Zorn?
Nicht euch gebührt es, ihre Schuld zu ahnen.
Noch ist euch Jeder ja im Aug' ein Dorn,
Der euch an eure Würde wagt zu mahnen.

'S ist zu bequem, zu winden sich im Staub,
Zu müh'voll, Himmelszinnen zu erklettern,
Als daß ihr euch nicht gerne stellet taub
Bei'm Heeresaufruf: „Werdet All' zu Göttern!“

„Ich und der Vater (sprach der Herr) sind Eins.“
Faßt ihr's? Ihr wißt euch freilich zu getrösten:
„Ja, der Herr Christus war's, nicht unsereins.
Er ist der Heiland, wir nur die Erlösten.“

Erlöst? — Nichts frommt, was er für euch gethan,
Wenn ihr's nicht wagen könnt, ihm nachzuthuen.
Ihr sollet Gott, wie er, in euch empfah'n,
Und nicht bequem im Köhlerglauben ruhen.

Ihr seid, wie er, geheiligt und gesandt,
Ihr tragt, wie er, in euch des Vaters Wesen.
Doch er nur hat es, kühnen Blick's, erkannt,
Drum könnt ihr nur durch ihn zu Gott genesen.

Nicht daß ihr schwört, des Geistes unbewußt,
Auf's dürre Wort des biblischen Berichters,
Und wähnt, die Gottheit floß in Jesu Brust,
Wie Wein in's Faß, vermittelst eines Trichters. —

Iſt euch ſo unbegreiflich denn das Wie? —
Wenn ihr, im Austauſch lauterſter Gedanken,
Den Freund beſitzt, er euch — fühlt ihr dann nie
Hinſchwinden vor dem Geiſt des Leibes Schranken?

Gelingt dir's nie, mit jenem, den du liebſt,
Dich, deines engen Selbſtes unbeſtiffen,
Wie du unendlich nimmſt und wiedergiebſt,
In einem Dritten, Höh'ren Eins zu wiſſen?

Spürſt du dann nicht: Es giebt nur einen Geiſt,
Du magſt ihn Menſch, magſt Chriſtus, Gottihn nennen,
Ein Allbewußtſein, das ſich ſelbſt umkreiſt,
Das nur der Schein kann von ſich ſelber trennen? —

So ringt euch aus des Stoff's Verdunklung los!
Werft in den Staub der Zeit des Raumes Schalen!
Und, ſelber Gott, ruht ihr in Gottes Schoß.
Ein Licht ſind Sonne ja und Sonnenſtrahlen.

Dann ruft, wie Chriſtus: „Gott und ich ſind Eins!
Die Werke ſeht, die mir mein Vater ſchenket!“ —
Gott wird nicht ſagen: „Hier iſt mein's, dort dein's.“
Er ſelbſt iſt, was ihr wirket, fühlt und denket.

Wißt ihr denn nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?

Und da die Zeit erfüllt, daß er von hinnen
Genommen sollte werden, wendet' er
Sich gen Jerusalem mit Blick und Sinnen,
Und sandte seine Boten vor sich her.

In eine Stadt der Samariter kommen,
Hatten sie Herberg' für den Herrn begehrt;
Doch ward er von dem Volk nicht aufgenommen,
Weil gen Jerusalem sein Blick gekehrt.

Jacobus und Johannes, solches hörend,
Sprachen: „Herr, willst du, daß wir mit Gebet
Feuer vom Himmel rufen, das zerstörend
Fall' über sie, wie einst Elias thät?

Und Jesus, dräuend: „Wollt ihr's noch nicht wissen,
Wes Geistes Kinder ihr, Bethörte, seid?
Ich kam, daß des Verderbens Loos entrissen
Der Menschen Seelen werden, nicht geweih't." —

In meiner rechten diesen Text, den schlichten,
Ein mächtig Buch in meiner linken Hand,
Darinnen rollt der Strom der Weltgeschichten,
Steh' vor dem Stuhl zu Rom ich, zornentbrannt.

Antworte mir! der du von Donnerschlägen
Und Bannesblitzen lange schon entblößt,
Nun deine Zuflucht nimmst zum Thränenregen,
Daß Mitleid mindestens werd' eingeflößt.

Noch iſt's nicht Zeit, daß wir uns rühren laſſen.
Eh' ich beklage deiner Ohnmacht Noth,
Mußt du den Text mir erſt in's Auge faſſen,
Und dann dies Buch, von Ketzerblute roth.

Ich will nur flüchtig hin und wieder blättern.
Halt an! hier ſpür' ich was von Brand und Mord.
Da lies die Ueberſchrift in Flammenlettern!
„Die Albigenſer.“ Ha! kennſt du das Wort?

Nun wieder auf den Text, um dich zu ſtärken:
„Wes Geiſtes Kinder ihr, wißt ihr's denn nicht?
Zum Buch zurück, zu frommen Chriſtenwerken!
Ein Scheiterhaufen. Schau! wie flammt ſein Licht!

Der Rauch ſcheint in die Augen dich zu beißen.
Sieh' nur noch raſch dem Huß in's Angeſicht,
Dann wieder auf den Text! Die Worte heißen:
„Wes Geiſtes Kinder ihr, wißt ihr's denn nicht?“

Und weiter ſchlag' ich um des Buches Seiten.
Wohl Manches ſind' ich, was mein Herz empört;
Doch halt ich dich nicht auf mit Kleinigkeiten. —
Ha! ſieh' den Mann, des Augenlicht zerſtört.

Kannſt du die blöden, blinden Blicke tragen,
Die nach den Sternen einſt ſo hell geſpäh't?
Wer aber hieß es ihn ſo laut auch ſagen,
Den Thörichten, daß ſich die Erde dreht?!

O Galilei! konnteſt du's nicht faſſen,
Daß jede Fortbewegung Sünde ſei?
Wenn wir die Erde frei ſich drehen laſſen,
Am Ende denken auch die Menſchen frei.

Fahr' wohl! und dem, den du nicht seh'n kannst, dorten,
Schnell ruf' ihm zu noch, was die Bibel spricht,
Mißhandlung lohnend mit Belehrungsworten:
„Des Geistes Kinder ihr, wißt ihr's denn nicht?" —

Laß mich zu Ende schnell das Buch durchlaufen.
Ei sieh' doch! Ketzer werden weggerafft.
Rings qualmen viele tausend Scheiterhaufen.
Es zu erörtern, wäre grauenhaft.

Wozu auch führt es, einzeln auszurotten? —
Horch! Welch ein Riesenschrei mein Ohr betäubt!
Sieh' an die Ketzerbrut der Hugenotten,
Die tausendfach im Todeskampf sich sträubt.

Ein frommes Königskind (die Kirche preist es)
Sieht aus dem Fenster in's Gewühl hinaus,
Legt an die Flinte (Kind welch eines Geistes?)
Und rottet seine Unterthanen aus.

Wie von den Mordzerstümmelten, Zerfetzten
Dem Letzten nun das Herz in Qualen bricht,
Da röchelt er noch mit dem Hauch, dem letzten:
„Des Geistes Kinder ihr, wißt ihr's denn nicht?"

Und du vernahmst die Mähr auf Petri Stuhle,
Und ließest lächelnd deinen Bannstrahl ruh'n,
Und ging' die Welt noch heut in deine Schule,
Du würdest heute noch ein Gleiches thun. —

Auch meine Ahnen todt dahinzustrecken,
Wahr wohl in jener Nacht ein Stahl bereit.
Sie flüchteten vor Christen sich mit Schrecken,
Bei fernen Ketzern findend Sicherheit.

So bin ich deutſchen Geiſtes Kind geworden,
Dafür mein Herz von Dankeswonne ſchwillt,
So ward mein Vaterland der deutſche Norden,
Wo ſtark die Geiſter, und die Sitten mild. —

Ihr meine Brüder alle: deutſche Männer,
Des Geiſtes Kinder ihr, vergeßt es nicht!
Noch ſchleicht die Brut der Tilger und Verbrenner
Um euch mit Schmeichelrede, die beſticht.

O blicket hinter lächelnd fromme Züge!
Da niſtet, tief verſteckt, Verrath und Tod.
Erkennt das Riſenſcheuſal ew'ger Lüge,
Das noch die Geiſter zu verſchlingen droht.

Da, wo des Menſchen Werth fand Anerkennung,
Wo der Gedank' auf große Zukunft weiſt,
Auf Siege ſinnend wohl, nicht auf Verbrennung —
Da wacht und waltet eures Meiſters Geiſt.

Bewußt und muthig ſchreitet mit den Beſten
Fort zu der Menſchheit höchſtem Liebesziel!
Laßt mit der Barbarei verſchollnen Reſten
Den Blödſinn treiben fort ſein Kinderſpiel!

Der Einzug in Jerusalem.

Da auf der Eselin der Herr kam reitend,
Sah man viel Volk's voraus und nach ihm wandern,
Die Einen Kleider auf den Weg ihm breitend,
Und grüne Zweige streuend hin die Andern.

Und die vorn gingen, und die hinten kamen,
„Hosanna dem Sohn David!“ schrie'n sie alle,
„Gelobt sei, der da kommt in Gottes Namen!
Hosanna in der Höh'!“ mit lautem Schalle.

Und als der Zug Jerusalem durchtobet,
Da ward die Stadt erregt, da drängt' und lief es
Fragend das Volk: „Wer ist der, den ihr lobet?“ —
„Das ist der Jesus, der Prophete!“ rief es. —

Herr! schlug bei solchem Ruf dein Herz nicht mächtig?
Nicht, daß du vor den Menschen suchtest Ehre,
Nicht, weil du einzogst siegergleich und prächtig —
Nein! weil du solche Frucht sah'st deiner Lehre.

Doch ach! du konntest wohl, du mußtest ahnen,
Daß, wenn du unter deines Kreuzes Bürde
Betreten würdest Armesünderbahnen,
Dich kein Hosanna mehr umtönen würde.

Wo war't ihr alle hin, ihr lauten Preiser,
Als: „Kreuzigt, kreuzigt ihn!“ es wild ertönte?
Die ihr ihm streu'tet grüne, weiche Reiser,
Wo war't ihr, da man ihn mit Dornen krönte?

Bargt ihr euch, still erbleichend, im Gedränge?
Schlicht ihr von dannen, daß man eurer schone?
Wie? oder schriet ihr, lauter, als die Menge,
Auch euer: „Kreuzige!“ dem Davidsohne? —

Erhabnen Augenblick's Begeist'rung schmecken,
Das wollt ihr, und euch seh'n und hören lassen;
Nicht aber ihn mit euren Leibern decken,
Wenn den Verehrten Mörderhände fassen.

Zu widerstreben nicht der Rührung Schauern,
Zu schrei'n aus vollem Hals, gefahrlos-trunken;
Doch, wird die Sache ernst, nicht auszudauern —
Das ist die Weise schwächlicher Halunken.

Ihr brauchtet gar den Muth nicht, dreinzuschlagen,
Nur drein zu rufen in demselben Tone,
Wie damals — und wer hätt' es mögen wagen,
Zu krümmen nur ein Haar des Menschen Sohne? —

So flehst du, Volk! in thierisch blöder Stummheit,
Dir, was du hoch und heilig hieltest, rauben.
Nicht Schwachheit ist es, nur verblüffte Dummheit,
Daß an die eigne Kraft du nicht kannst glauben.

Du brauchst mit deinen Tatzen nicht zu rütteln
An deines Käfichts leichtzerbrochnen Stäben,
Du brauchst die Mähne grollend nur zu schütteln —
Bleich werden deine Wärter und erbeben.

Du aber, deiner Löwenart vergessen,
Folgst deines Wärters Blick in allen Stücken,
Verschlingst den Fraß, den er dir zugemessen,
Und grollst nur leise hinter seinem Nacken.

Die Reinigung des Tempels.

Er ging, auf heiterer Stirn der Menschheit Siegel,
Und in der Brust der Gottheit ganze Fülle,
Zum Tempel. Wie des Liebehimmels Spiegel,
Zwei Bronnen gleich, die Augen hell und stille.

Um seinen Mund spielt Heldenkraft der Worte,
Von Lieblichkeit und Wohllaut leis gezügelt.
Schon drängt der Rede Strom sich nach der Pforte,
Hervorzutönen, Well' um Well', beflügelt.

Wie wird ein jedes Herz, das er durchgleitet,
Erfrischt, lebendig aufzublüh'n beginnen! —
Doch wie der Meister durch die Halle schreitet,
Was schreckt mit eins ihn auf aus leisem Sinnen?

Schau! über seiner Stirne Himmelsklarheit
Jagt hin, verflusternd, plötzlich Wolk' auf Wolke. —
Hier, wo das Wort des Geistes und der Wahrheit
Den todten Sinn soll wecken allem Volke —

Hier darf, thierisch dazwischendröhnend, kränken
Gebrüll, Geblök von Ochsen und von Schaafen?
Aufschrecken soll, wer sich in Gott will senken,
Weil Zahl und Geldgeklirr das Ohr ihm trafen?

Wo Alles, ja dich selbst, du hin sollst geben,
Da wird gezankt, gemäkelt um den Groschen? —
Schau Zornesblitz im Aug' ihm zuckend schweben,
Der längst im Meer der Milde schien erloschen.

Die Hand, die sonst nur segnet, spendet, heilet,
Flicht kräftig eine Geißel jetzt aus Stricken;
Der Mund, der nichts, als Friedenswort, ertheilet,
Hört ihr des Grimmes Donner jetzt entschicken!

Wie jach durchfährt das Krämerpack sein Grollen!
Tisch, Kasten, Teller stürzen polternd, klirrend.
Schau dort, und dort, ein blitzend Goldstück rollen,
Des Wechslers gierig folgend Aug' verwirrend.

Dumpf brüllend drängt das Vieh sich nach der Pforte,
Dazwischen, gleich verblüfft, die Herrn zu sehen;
Sie finden weder Gegenwehr, noch Worte,
Und wissen kaum, wie ihnen ist geschehen.

„Was hat der Rabbi, und warum nur that er's?"
Denkt, voller Angst entspringend, mancher Bube.
„Ein Bethaus soll das Haus sein meines Vaters;
Ihr macht's zum Kaufhaus und zur Mördergrube." —

Und, gaffend rings, läßt ihn das Volk gewähren,
Und dumm erstaunt die Unterlippe hängen.
Kaum Einer weiß sein Thun sich zu erklären;
Nur Mancher freut sich plump am Lärm und Drängen. —

Ich fasse deinen Grimm. Denn ohne Zagen
Drang wieder ein dies leidige Gelichter.
Armsel'gen Schachers Brandmal seh' ich tragen
In Straß' und Saal das dritte der Geschichter.

Zahl ist ihr Denken, ihr Gefühl Procente,
Der Liebe Band zum Kram herabgesunken,
Des Mannes Werth wägt man nach seiner Rente,
Und unter'm Wust starb jeder Himmelsfunken.

Sagt, was uns solch Gezücht im Tempel tauge?
Denn Gottes weite Welt ist Gottes Tempel,
So weit zu seinen Sternen schaut ein Auge,
So weit ein Geist trägt seines Geistes Stempel.

Könnt' ich sie peitschen mit gedrehten Seilen
An's End' der Welt hin, ihre Tische stürzend! —
So schling' ich nur zur Geißel Liederzeilen,
Sie mit des Reimes festen Knoten schürzend.

Sie freilich spüren nichts von meinen Streichen.
Sie lächeln, achselzuckend, ob dem Dichter,
Der jagt nach Schatten in des Traumes Reichen,
Und doch will sein der Wirklichkeit ein Richter.

„Laßt ihm sein Luftgebild! Das Wahre, Rechte
Wägen wir lächelnd ja in vollen Händen." —
Ich aber sag' euch: Eins nur ist das Rechte,
Es ist der Geist, und was der Geist will spenden.

Nichts sonst ist wirklich. Seinem Förderschreiten
Dient, unbewußt, ihr selbst mit eurem Plunder.
Vor ihm zerstieben eure Wirklichkeiten.
Papier und Gold sind Spinngewebe und Zunder.

Er wird die Krämer aus dem Tempel treiben,
Und (Spottet immer meiner schweren Worte!)
Nur solche Träumer werden drinnen bleiben,
Die das erstrebten, was an seinem Orte,

In seiner Zeit, für seinen Sinn vorhanden,
Was sich nicht taxen, wägen läßt, noch zählen,
Die das errangen, was ihr nie verstanden,
Die nur des Geistes Theil sich mochten wählen.

Dann ist des Vaters Haus ein Bethaus wieder. —
Ihr Räubigen! verstieß euch doch die Heerde!
Doch ach! auf Kriecher schaut ihr huldvoll nieder,
Besternt, geadelt, schier die Herrn der Erde.

O wär't ihr angespie'n, verschmäh't, verachtet!
Daß eurer Armuth ihr recht würdet innen,
Daß ihr, in eurer Wüste ganz verschmachtet,
Möchtet um Lebenstrank zu fleh'n beginnen.

Dann ginge durch Oasengrün die Quelle,
Und Gottes Odem durch der Palmen Kronen.
Mit Friedensfang dürft' ich euch grüßen helle —
Doch, wie ihr jetzt seid, darf ich euch nicht schonen.

Der Phariſäer und der Zöllner.

Zwei Menſchen gingen in den Tempel beten,
Ein Zöllner war es, und ein Phariſäer,
Der meinte, Andre in den Staub zu treten
Vor Gott, das brächt' ihn ſelbſt der Gottheit näher.

Hört! wie zu Gott zu beten wagt ein Frecher:
„Dank, Herr! daß ich nicht bin wie andre Leute,
Wie Räuber, Ungerechte, Ehebrecher,
Und dort der Zöllner, der den Trug nicht ſcheute.“ —

Das iſt die ſicherſte von allen Proben,
Die du von deinem eignen Nichts kannſt geben,
Als bloßen Unterlaſſer dich zu loben,
Als Anderoſeier nur dich zu erheben.

Ob dieſes oder das du nicht gethan haſt,
Ob du magſt nicht wie der und jener Wicht ſein,
Was kümmert's Gott? von dem du Geiſt empfah'n haſt
Zum Sein und Thun, nicht zum Nichtthun und Nichtſein.

Nur lange Liſten ſtrengvermiedner Sünden
Als deines Werthes Summe willſt du geben?
Soll das dein Sein und Wirken uns verkünden?
Gleich gut wär' es geweſen, nie zu leben.

Ein Buch, das unbefleckt und unbeſchrieben,
Iſt nichts für den, der Bücher will zum Leſen.
Nichts iſt ein Geiſt, der ohne That geblieben,
Vor Gott. Die That nur iſt des Geiſtes Weſen.

Wohl hat's der Phariſäer dumpf empfunden,
Daß nicht damit gethan iſt, nicht zu ſtehlen,
Und er beginnt, vor Gott ſich zu bekunden,
Und ſeine Thaten alſo herzuzählen:

„O Herr! ich faſte zweimal alle Wochen,
Den Zehnten zahl' ich auch von allen Dingen.“ —
Das ſind die Rechten, die auf Solches pochen.
Wagt ihr's, den Krom vor Gott zu Markt zu bringen?

Iſt denn der Menſch ein Additionsexempel
Von regelrechtem, einzelnen Verrichten?
Der Geiſt, dem Gott drückt auf der Ganzheit Stempel,
Läßt er zerfallen ſich in kleine Pflichten?

Was biſt du, ſprich! durch eigne That geworden?
Was haſt du, ſprich! aus eigner Kraft geſchaffen?
Zu deinen Thätlein, ſo den Geiſt ermorden,
Kann man zur Noth abrichten auch den Affen.

Nicht hat dich Gott geſchaffen zur Maſchine,
Die ſich bewegt nach Maaßen und Minuten,
Nur daß ſie fremden, äußren Zwecken diene,
Deren Verſtändniß ihr nicht zuzumuthen.

Du ſollſt, dich thätig ſelbſt entfaltend, ſproſſen.
Bewußter Wille, aus des Denkens Site
Geſtaltend, ſei als Lebensſaft ergoſſen
Bis in des Handelns letzte Blätterſpitze.

O ungeheure Dummheit! mit Grimaſſen,
Mit eingelernter Automatenregung
Sich vor dem Allaugſchauer ſeh'n zu laſſen,
Als nähm' er's für lebendige Bewegung.

Wie täuschend dir dein Puppenspiel auch glücke,
Vor Gott, dem Geist, wird jeder Trug zu Schanden.
Er braucht vom Schein zum Wesen keine Brücke,
Denn für den Geist ist gar kein Schein vorhanden. —

Der Zöllner aber stand von ferne, zagend,
Er wagt' es nicht, die Augen aufzuheben:
„Gott sei mir Sünder gnädig!" rief er, schlagend
An seine Brust, mit schmerzlich heil'gem Beben.

„Ich sag' euch: dieser ging entsühnt von hinnen,
Vor jenem Heuchler." Gott sich preisgegeben
Mit unverschlossnen, rückhaltlosen Sinnen,
Heißt: aus der Sünde sich zu Gott erheben.

Umsonst nicht öffnet sich ein Herz geduldig;
Der Geist des Herrn ergießt sich drein allmächtig,
Als Welle wäscht er, was befleckt und schuldig,
Als Lichtstrahl hellt er auf, was dumpf und nächtig.

Den Blick zum eignen Herzensgrund zu wagen,
Und sich mit Schmerz als Sünder zu durchschauen,
Das heißt ja schon das Schreindol zerschlagen,
Und sich zum wahren Menschen neu erbauen.

Nur der, der anders ward, als er gewesen,
Weiß, was er einst gewesen, dir zu nennen,
Und der ist von der Sünde schon genesen,
Der sich vor Gott als Sünder kann bekennen.

Doch der sich selbst belügt, der Pharisäer,
Ist weit von Gott verschlagen, ohne Hoffen.
Selbstheuchelei bringt dich dem Nichts nur näher.
Gott naht dem Geist nur, der sich selbst liegt offen.

Reiche Gabe.

Und Opfer bringen sah der Herr die Reichen,
Sie legten in den Kasten manche Gabe,
Und eine arme Wittwe kam desgleichen,
Zwei Scherflein bringend, ihre ganze Habe.

Und Jesus sagte: „Wahrlich! mehr, denn Alle,
Hat dieses arme Weib dem Herrn gegeben.
Sie brachten von des Ueberflusses Schwalle,
Doch diese gab, davon sie sollte leben.“ —

So du von deines Geistes reichen Schätzen
Ein Theilchen nur bringst dar dem ew'gen Gotte,
Frei mit dem Uebrigen dich zu ergetzen,
So gleicht dein Opfer einem schnöden Spotte.

Dem, der dir Kraft und Fülle wollte leihen,
Dem mußt du Kraft und Fülle wiedergeben;
Dein ganzes, höchstes Streben mußt du weihen
Dem, der dich ganz erschuf zu höchstem Streben.

Der Arme, dem nur wenig zugemessen
An Kraft und Geist und schöpferischem Wirken,
Und der dies Wenig, seiner selbst vergessen,
Nicht mochte, geizend, gegen Gott umzirken,

Der, allem Selbstgenusse frei entsagend,
Sich hingab ganz, hat mehr, denn du, gespendet,
Der du, des Ueberflusses dich entschlagend,
Mehr, als du gabst, rückhaltend, hast entwendet.

Kein Geist ist arm, ist reich vor Gott zu nennen.
Was ist im Ew'gen größer oder kleiner?
Doch Gott, der Eine, wird als groß erkennen
Den, der da blieb in ihm, ein Ganzer, Einer.

Der ist unendlich, der in sich vollendet,
Der unterging in Gott, der hat das Leben.
Wer halb zu Gott, halb von ihm ab sich wendet,
Muß, als ein Schemen, in der Oede schweben.

Die untreuen Weingärtner.

„Vernehmt! es hat ein Mann der Söhne zween,
Und trat zum ersten hin mit milden Worten,
Und hieß ihn hin in seinen Weinberg geh'n:
»So lang es tagt, mein Sohn, arbeite dorten!«

„Er aber, trotzend, sprach: »Ich will's nicht thun.«
Doch nach dem Wort erfaßt' ihn Schmerz und Reue.
Und er ging hin und ohne auszuruh'n
Wirk't er den ganzen Tag mit Fleiß und Treue."

„Und auch zum andern trat der Vater hin,
Und trug ihm auf des Weinberg's Sorg' und Pflege.
»Ja, Herr!« sprach der mit schnellbereitem Sinn;
Doch hinzugehen unterließ er träge."

„Wer hat des Vaters Willen nun gethan?" —
„Der Erste." — „Nun, so mögen Gottes Reiche
Die Zöllner und die Huren leichter nah'n,
Als *ihr*, die ich dem zweiten Sohn vergleiche."

„Johannes kam und lehrt' euch, *recht* zu geh'n;
Ihr glaubtet nicht, doch *jene* folgten gerne.
Ihr sah't es wohl und konntet's auch versteh'n;
Doch Buße blieb dem harten Herzen ferne."

„Das Gotteswerk verſchmäht ihr wiſſentlich,
Bedacht zu füllen nur die eignen Scheuern. —
Ein ander Gleichniß hört! Es pflanzte ſich
Ein Hausherr einen Weinberg rings mit Zäunen.“

„Als der mit Thurm und Kelter ſtand bereit,
That er ihn Gärtnern aus und zog von dannen,
Und ſandte Knechte zu der Aerndte Zeit,
Zu bringen ihm, was jene dort gewannen.“

„Die Gärtner aber, im Beſitz erfrecht,
Stäupten, erſchlugen, ſteinigten die Knechte.
›Der ferne Herr, er ſchaffe ſich ſein Recht!
Wir wirkten, daß für uns es Früchte brächte.‹“ —

„Und Andre mehr noch ſandt' er jenen nach,
Doch wie den alten, ſo erging's den neuen.
Da ſandt' er ſeinen eignen Sohn und ſprach:
›Vor meinem Sohne werden ſie ſich ſcheuen.‹“ —

„Doch als die Gärtner kommen ſah'n den Sohn,
Da ſprachen ſie voll Tücke: ›Seht den Erben!
Den laßt uns tödten, für die That zum Lohn
Sein Erbgut für uns ſelber zu erwerben.‹“ —

„Sie nahmen ihn und ſtießen ihn hinaus,
Und tödteten ihn vor den eignen Schwellen. —
Wenn nun der Herr des Weinberg's kommt nach Haus,
Was wird er thun mit dieſen Mordgeſellen?“ —

„Er wird zur Strafe für ſolch arges Werk
Den Böſewichtern nehmen Gut und Leben,
Und andern Gärtnern anthun ſeinen Berg,
Die ihm zur rechten Zeit die Früchte geben.“

Und Jesus sprach: „Erkennt ihr's? So wird Gott
Nicht länger euer treulos Schalten leiden.
Sein Reich, das ihr ausbeutet, ihm zum Spott,
Wird er euch nehmen, geben es den Heiden.“

„Die Frucht ihm stehlend, nur für euch bedacht,
Habt ihr erschlagen die von ihm Gesandten,
Drum wird sein Weinberg Andern übermacht,
Den fernen Völkern, die noch nicht ihn kannten.“

„Es wird der Stein (las't ihr es in der Schrift?)
Zum Eckstein, den verworfen die Gesellen.
Der wird zermalmen jeden, den er trifft,
Und wer da fällt auf ihn, der wird zerschellen.“ —

Da über solche Worte dachten nach
Die Hohenpriester und die Pharisäer,
Vernahmen sie es wohl, von wem er sprach,
Und sannen, wie sie tödteten den Schmäher.

Doch zu ergreifen ihn — sie wagten's nicht,
Dieweil das Volk ihn als Propheten ehrte. —
Das Volk hielt immerdar ein recht Gericht,
So lang' ihm nicht die Macht das Unrecht lehrte. —

Und fort und fort wird es, (setz' ich hinzu)
Wie Christus hier verkündet, euch ergehen,
So ihr vergessen wollt für euch in Ruh',
Was ihr von Gott empfangen nur zu Lehen.

Er übergab euch wohlbestellt die Welt,
Zur Geistesfrucht für ihn sie zu verwalten,
Nicht, daß ihr euch zu Raub und Mord gesellt,
Zu eignem Vortheil nur damit zu schalten.

Ihr spielt die Herrn des Gut's, daß ihr ihm raubt,
Als wäret ihr, weil im Beſitz, im Rechte;
Doch iſt der Herr ſo fern nicht, als ihr glaubt.
Nicht ungeſtraft verfolgt ihr ſeine Knechte.

Er kommt, bringt ihr ihm ſeine Frucht nicht dar,
Um Andre zu erhöh'n, und euch zu fällen.
Der Stein wird Eckſtein, der verworfen war.
Habt Acht! ſonſt werdet ihr an ihm zerſchellen.

Wehruf über die Schriftgelehrten und Phariſäer.

Die Phariſäer und die Schriftgelehrten
(Sprach Chriſtus) ſitzen hoch auf Moſis Stuhle.
Thut Alles nun, was ihre Worte lehrten;
Doch ihre Werke ſei'n euch keine Schule.

Sie ſagen, zungenfertig, wohl das Rechte
Und wollen, daß es euch im Ernſt ſoll binden;
Ihnen iſt's drum zu thun nur, für das Schlechte
Ein gleißend Maskenanklitz drin zu finden.

Sie binden unerträglich ſchwere Bürden
Euch auf, daß ihr, belaſtet, nicht ſollt ſpüren,
Wie ſie, im Faltenkleid bequemer Würden
Derweil die Laſt mit keinem Finger rühren.

Und was ſie thun, hängt an der großen Glocke.
Sie thun's ja nur, daß es die Leute ſehen.
Denkzettel, große, tragen ſie am Rocke,
Die mit Geſetzesſtellen breit ſich blähen?

Auch Säume, ſo nicht üblich bei den Heiden,
So breit, wie möglich, um in Aller Augen
Sich von Gottloſen gleich zu unterſcheiden
Und mehr, denn alle Uebrigen, zu taugen.

Dafür auch ſitzen ſie mit Selbſtbehagen
Gern oben an zu Tiſch und in den Schulen,
Und laſſen gerne zu ſich Rabbi ſagen,
Und auf dem Markt mit Grüßen ſich umbuhlen.

Doch sollt ihr euch nicht lassen Rabbi nennen,
Nur Einer, Christus nur ist euer Meister,
Ihr Andern alle Brüder. Nicht soll trennen
Ein hohler Titel ebenbürt'ge Geister.

Und ihr, was laßt ihr euch noch immer blenden,
Von lügenhaftem Fordern und Erdreisten
Bewältigt, Ehrfurcht auf Befehl zu spenden,
Ja, schwachen Menschen Götzendienst zu leisten?

Ihr sollt auf Erden Keinen Vater heißen,
Denn euer Vater ist nur Einer, dorten.
Wer knieend anruft, die da purpurn gleißen,
Und schwarz, der lästert Gott in Werk und Worten.

Wer sich zum Diener weiht den Brüdern allen,
Den sollt ihr als den wahrhaft Größten loben;
Denn wer sich selbst erhöh't hat, der wird fallen,
Und wer sich selbst erniedrigt, wird erhoben. —

Weh' Schriftgelehrten euch und Pharisäern!
Die ihr dem Volk das Himmelreich verschlossen.
Ihr weiset von der Pforte, die sich nähern,
Und bleibt doch draußen selbst mit euren Possen.

Ihr Heuchler! Worte knetet ihr zusammen
Und reicht dem Volk sie dar als Brod des Lebens.
Ihr seid es, die der Wahrheit Born verrammen
Dem durst'gen Volke, das da lechzt vergebens.

Der feierliche Tand, den ihr gepachtet,
Und der euch Ansehn schafft und Leibesnahrung,
Er würde bald, und ihr mit ihm — verachtet,
Zerstöb' er vor des Geistes Offenbarung.

Ihr fühlt's, und überredet selbst euch gerne,
(Unfähig selbst, zu trinken Lichtpokale)
Gottlos sei jeder, der da strebt zum Kerne,
Gottselig, der da kaut an rauer Schale. —

Weh' Schriftgelehrten euch und Pharisäern!
Heuchler! die, wenn der Wittwe Haus getroffen,
Durch lang Gebet entgeh'n ihr wollt den Schmähern.
So mehr Verdammniß wird euch zugemessen.

Weh' Schriftgelehrten euch und Pharisäern!
Zudringliche! die ihr mit Heuchlereifer
Belästigt jedes Meer mit euren Spähern,
In jedes Land aussendet eure Streifer.

Und all der Lärm, daß sich ein Heide finde,
Den ihr, bekehrend, zu den Juden schaaret.
Wird er's, macht ihr ihn zu der Hölle Kinde,
Zwiefältig mehr, als ihr es selbst schon waret. —

Was ist damit geschafft, wenn ihr auf Erden
Ausbreitet todte Formen, leere Zeichen?
Es braucht, an feierlichen Mißgeberden,
Kein Götzendienst dem eurigen zu weichen.

Die Völker all' im Geiste zu verklären —
Wagt ihr's? O nein! Ihr hört im Ohr euch summen:
Siegt der, dann müssen wir mit unsren leeren
Und wohlbezahlten Litanei'n verstummen.

Taust nur und tauft! Das mehrt die Zahl der Christen,
Mehrt unser Ans eh'n, giebt's auch schlechte Pfründen.
Wir zeigen aller Welt dann lange Listen,
Voll Demuth unser Wirken zu verkünden. —

Weh' euch, ihr blinden Leiter! die ihr sprechet:
„Das hat nichts auf sich, schwört ihr nur beim Tempel,
Doch so beim Gold daran den Schwur ihr brechet,
Wird Gott an euch aufstellen ein Exempel."

Was ist denn größer, sprecht, ihr Narr'n und Blinden!
Das Gold, oder der's heiliget, der Tempel? —
„Schwört beim Altar ihr nur, darf's euch nicht binden.
Das Opfer droben giebt dem Schwur den Stempel."

Was ist denn größer, sprecht, ihr Narr'n und Blinden!
Das Opfer, oder der Altar, der's heiligt?
Wer beim Altar schwört, hat, was drauf sich findet,
Das Opfer, Alles seines Schwur's betheiligt.

Und wer da bei dem Tempel schwört, der schwöret
Bei ihm, und auch bei dem, der drinnen wohnet.
Und wer da bei dem Himmel schwört, der schwöret
Bei Gottes Stuhl und dem, der auf ihm thronet.

Nicht in Spitzfindigkeit und Sylbenstechen
Kann sich der Geist verkünden und erfüllen.
Ihr aber scheu't das Licht, das durch will brechen,
Drum müßt ihr es mit solchem Dunst verhüllen. —

Weh' Schriftgelehrten euch und Pharisäern!
Die Minze, Till und Kümmel ihr verzehntet,
Als ob ihr Gott, dem Geist, euch mehr zu nähern,
Denn alle sonst, durch Geldabgaben wähntet.

Ihr Heuchler thut's, dahinten dann zu lassen
Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben,
Die schwersten Pflichten. Geister, so ihn fassen,
Will Gott, nicht euer Geld zusammen klauben.

Wenn ihr auch vornehm regelmäßig spendet
Und steuert bei zu fromm und frömmsten Zwecken,
So ihr nicht innerlich zu Gott euch wendet,
Tilgt das von euch auch nicht den kleinsten Flecken.

Das Erste thut zuvor, dann kommt zum Zweiten.
Das Höh're übt, um Nied'res nicht zu lassen;
Doch wähnt in Außenwerk und Kleinigkeiten
Nicht heil'ger Pflichten Summe zu erfassen. —

Ihr blinden Leiter! die ihr durchseih't Mücken,
Peinlich besorgt, zu schaden nicht dem Magen;
Und, ohne sie zuvor nur zu zerstücken,
Verschluckt Kameele sonder Unbehagen.

Rücksichten sind euch mehr, denn Gottgebote,
Mehr, denn Gesinnung, tadelfrei Benehmen.
Nachrede scheut ihr, so von Menschen drohte;
Vor Gott blos würdet ihr euch nimmer schämen. —

Weh' Schriftgelehrten euch und Pharisäern!
Die ihr auswendig rein und baar des Staubes
Becher und Schüssel haltet vor den Spähern,
Doch innen ist's voll Fraßes und voll Raubes.

Du blinder Pharisäer! erst von innen
Mach' du den Becher und die Schüssel reine!
Dann mag das Aeuß're auch den Blick gewinnen,
Mit inn'rer Reinheit ächtem Widerscheine. —

Weh' Schriftgelehrten euch und Pharisäern!
Heuchler! betünchten Gräbern zu vergleichen.
Sie scheinen hübsch von außen den Besehern,
Doch drin Gebein und Koth, drauf Würmer schleichen.

Weh' Schriftgelehrten euch und Phariſäern!
Ihr Heuchler! die ihr Gräber bau't und ſchmücket
Mit Prahlen den Gerechten und den Sehern,
Die einſt verſtoßen wurden und erdrücket.

„Wenn wir zu unſrer Väter Zeiten waren,
Wir hätten nicht Prophetenblut vergoſſen.“ —
Bekennt ihr euch zum Stamm der Würgerſchaaren?
Der Väter Maaß füllt, denen ihr entſproſſen!

Gezücht von Ottern, Schlangen, kriechend leiſe!
Wie wollt entgeh'n ihr der Verdammniß Nöthen?
Propheten ſend' ich euch und Gottesweiſe,
Ihr werdet ihrer kreuzigen und tödten,

Und andre geißeln laſſen von den Knechten
In Schulen, und von Stadt zu Stadt ſie jagen,
Daß über euch das Blut kommt der Gerechten,
Das da vergoſſen ſeit den erſten Tagen.

Von Abels bis zu Zacharias Blute,
Den zwiſchen Tempel und Altar ihr ſchluget. —
Und bis zu Huß, (ſetz' ich hinzu mit Muthe)
Für den ihr Holz zum Brand zuſammentruget. —

Ich ſag' euch: über dies Geſchlecht wird kommen
Noch ſolches Alles, bis ſich's will bekehren. —
Sind auch die Scheiterhaufen jetzt verglommen;
Gar Viele, die im Herzen noch ſie nähren.

„Dank, Herr, daß wir nicht ſind wie jene Sünder!“
So ruft ihr, euch bekreuzend vor den Alten;
Doch dräut ein Freiheitsheld und Gottverkünder,
Dann möchtet ihr gar gern, wie jene, ſchalten.

So lang' euch *stürzen* konnten die Propheten,
Habt ihr sie stets gehaßt, verfolgt, vertrieben.
Erst wenn Jahrhunderte den Staub verwehten,
Wagt ihr's, den *Geist* zu kennen und zu lieben.

Wer euch *befrei'n* will, *adeln* und *erleuchten*,
Den leget, als *Verbrecher*, ihr in Bande,
Und so von dannen ihn die Schergen scheuchten,
Seufzt er, gebannt und fern dem Vaterlande. —

Jerusalem! die du Propheten steinigst,
Dich, deine Kinder hörst du mich beschwören,
Daß du sie unter meinem Flügel einigst
Gleich Küchlein, doch ihr wolltet mich nicht hören.

Darum wird euer Haus euch wüst gelassen,
Und wuchern wird des Unkraut's wüster Samen,
Bis ihr den Geist des Höchsten wißt zu fassen
Und ruft: „Gelobt, wer kommt in seinem Namen!"

Das alte, düstre Bild des Meisters hab' ich
Leis übermalt mit wenig Pinselstrichen,
Und schaut! ein sprechendes und *neues* gab ich —
O wär's uns ganz unkenntlich und verblichen!

Vergeblicher Verhaftsbefehl.

Zu greifen ihn gesandt war eine Schaar,
Doch keiner wagt' es, sich dem Herrn zu nähern,
Rückkehrend stellten sich die Knechte dar
Den Hohenpriestern und den Pharisäern.

Die schrie'n: „Warum habt ihr ihn nicht gebracht?"
Die Knechte sagten: „Also sprach noch Keiner,
Wie dieser Mensch geredet hat mit Macht,"
Und jene: „Seid ihr auch verführt? Glaubt einer,"

„Ein Einz'ger von den Obersten an ihn?
Das Volk, das vom Gesetz nichts weiß, nur gläubet
Und ist verflucht." — Ihr, denen Macht verlieh'n,
Was thätet ihr dem Knecht, der so sich sträubet?

Als ein Verbrecher wird' er eingesteckt,
Denn ihr habt abgerichtet uns zu Knechten,
Und jeder, der, was ihr wollt, nicht vollstreckt.
Heißt ein Verbrecher — wär' er auch im Rechten.

Auch jene Knechte blieben straflos
Nicht durch der Pharisäer Herzensgüte. —
Ein Fürst war da, vor allen Fürsten groß:
Das Volk, das von Begeistrung noch durchglüh'te.

Wo dieſer Fürſt bewußt vertritt ſein Recht,
Darf man nach Laune Strafen nicht verleihen,
Nicht mehr zerfällt der Menſch in Herr und Knecht,
Gerichtet wird der freie Mann von Freien. —

Noch dürft ihr rufen: „Seid ihr auch verführt?
Glaubt dies und das auch Einer von uns Großen?
Wir dürfen wiſſen nur, was ſich gebührt.
Das Volk iſt von des Denkens Thron geſtoßen.“

Noch braucht ihr eurer Willkür Uebermuth
Kaum hinter ſchönen Phraſen zu verbergen;
Und, die ihr zu verdammen habt geruht,
Ergreifen willig eure blinden Schergen. —

Einſt aber kommt die Zeit, da ſich der Geiſt
Gewalt'gen Wortes offenbart dem Volke,
Da Alles man beim rechten Namen heißt,
Und kein Orakel ſchreckt aus dunkler Wolke.

Dann wird der Freiheit, des Erkennens Baum
Im Licht des Tages frohe Sproſſen treiben.
Wie er ſich ſchmiege nach beengtem Raum,
Habt ihr, Ziergärtner, ihm nicht vorzuſchreiben.

Dann giebt man das Geſetz nicht mehr in Pacht,
Daß ihr, für euch, es ausfaugt, gier'ge Pächter.
In jeder freien Bruſt iſt es erwacht.
Dann wahrt euch, vernehm blickende Verächter!

Des Wortes Helden dünken jetzt euch klein,
Dieweil der Rechte noch nicht iſt erſtanden.
Doch wenn der Rechte wird gekommen ſein,
Der macht, ſammt euren Banden, euch zu Schanden.

Wenn eure Häſcher vor euch treten dann
Und ſagen, ſtatt das Wild euch preiszugeben:
„Wie jener, alſo ſprach noch nie ein Mann!“
Dann werdet ihr nicht lächeln, ſondern beben.

Ihr macht euch mit dem Worte nicht gemein,
Der Dichter, Denker Pack mag es beſtellen —
Doch wird das Wort dereinſt die Zähne ſein,
Darunter freie Völker ſich geſtellen.

Keiner verläugnet ungeſtraft den Geiſt,
Und der verliert, der gegen ihn will wetten.
Wir werden ſeh'n, was ſtärker ſich erweiſt,
Der Hauch des Mundes, oder Eiſenketten. —

Und Nicodemus ſprach, der bei der Nacht
Zu Jeſu heimlich ſchleichend war gekommen:
„Trifft den auch das Geſetz mit Bann und Acht,
Den man noch nicht, nach Brauch und Recht, vernommen?“

Und wie ſie gegen ſolch ein klares Wort
Mit keiner Ausflucht wußten ſich zu ſträuben,
Da ſchrie'n ſie durcheinander hier und dort,
Mit Lärm zu ſchrecken ihn und zu betäuben:

„Wie? Von den Galiläern biſt auch du?
Aus Nazareth kann kein Prophet erſtehen,
So ſteht's geſchrieben. Forſch' und ſiehe zu!“
Und brachen auf, ergrimmt nach Haus zu gehen.

Ein ſchöner Gegengrund, der trefflich paßt,
Des Rechtes klare Verdrehung zu umgehen:
Keck zu verſichern in verworrner Haſt,
Daß da und dort kann kein Prophet erſtehen.

Wo Gott will, da ſteht auf ein Gottesheld,
Mag's auch in eurer Weisheit auch verdrießen.
Grab' auf das Haupt, das ihr dazu beſtellt,
Wenn ſich des Geiſtes Fülle nicht ergießen.

Ob jenen auch, der leiſe Zweifel hegt
An euch, ihr ſchnell verketzert und verdächtigt —
Der, in des Bruſt der Blitz des Geiſtes ſchlägt,
Wird ſiegen, denn vor Gott iſt er berechtigt.

Das Weltgericht.

Dein Auge, von Prophetenmumel trunken,
Blickt durch der Zeiten graue Dunstverdichtung,
Schaut! aus Gedankentiefen ist gesunken
Das purpurne Gewand erhabner Dichtung.

Feldherr ob einer Riesenschaar von Bildern,
Die in die Schlacht stürmt, prägst du den Schwachen:
Wer Gott geschaut, der kann zur Noth auch schildern
Jerusalems auch einer Welt Zerbrechen. —

Mir, ich gesteh's, ist deine Seele lieber,
Zeigt sie den Himmel still im Grund, dem hellen,
Als hier in stürmender Begeistrung fieber,
Wo sie an Riffen Schiffe läßt zerschellen.

Mir lieber, wo zu deines Weines Klärung,
Hell, wie Pokalgeklirr, die Worte stimmen,
Als hier, wo trüb' in maßenhafter Gährung
Gedank' und Bild dir selbst in Eins verschwimmen.

Doch ächte Wahrheit bleibt im innern Kerne,
Nur braucht's ein nüchtern Aug', daß sie sich weise.
So laß mich denn (der Dichter thut's nicht gerne)
Abstreifen ihr die goldnen Schleier leise.

Wie prächtig auch der Tempel ragt, zerbrochen
Wird er, kein Stein wird auf dem andern bleiben.
Es wird ein Volk das andre unterjochen,
Ein Königreich am andern sich zerreiben.

Erschreckt nicht über Kriegsgeschrei und Kriege!
Den ich geweckt in euch, der Geist tiefsinnen
Muß ringen, bis der Masse Macht erliege,
Und meine Flagge weht von allen Zinnen.

Dies muß geschehn; doch ist es nicht das Ende.
Der Geist siegt nur im Kampf der Weltgeschichte.
Ein Palmzweig nicht, das Schwert schmückt eure Hände,
Bis jeder Zwiespalt sich zur Wahrheit schlichte. —

Da wird manch falscher Christus an sich künden,
Falsche Propheten euch verführen wollen,
Ihr aber horcht in eures Herzens Gründen
Nur auf mein Wort, das drinnen ist erschollen!

Nicht, die von Gott gesalbt zu sein euch lügen,
„Von Gottes Gnaden" frech sich unterschreiben —
Der Mensch, der sich des Titels läßt genügen,
Wird, frei in Gott, ein ew'ger König bleiben.

Folgt mir, und Keinem sonst! Ob sie euch schleppen
Auch vor Gericht um meines Namens willen,
Euch führen auf des Hochgerichtes Treppen,
Um ihren dumpfen Haß an euch zu stillen —

Nicht fürchtet, die den Leib nur können tödten,
Vor Gott nur beuget euch, dem Seelenfürsten!
Ob sie euch Gold und Menschenehre böten,
Ihr sollt allein nach Geist und Freiheit dürsten.

Und wenn sie kleinlich, peinlich euch verhöhnen,
Sinnt nicht auf Worte, wie die Tintenklecker!
Die rechten Worte wird heraufbeschwören
In euch der Geist, der heldenschlichte Wecker. —

Die Menschen werden sich verrathen, hassen,
Das Unrecht rafft den Scepter auf behende,
In Vielen wird der Liebe Licht erblassen;
Doch selig, wer beharret bis an's Ende!

Das Evangelium von Gottes Reiche
Wird allen Völkern in den Ohren klingen,
Dann gilt's, daß die Gewalt der Freiheit weiche,
Ein letztes, heißestes Vertilgungringen.

Da wird der tiefste Jammer durchgekostet,
Auch auf Unschuld'ge werden Trümmer stürzen.
Wohl lang' währt's, daß kein Schwert am Nagel rostet;
Gott aber wird den Tag der Trübsal kürzen. —

Nicht daß sie bleiben soll, ward die Geschichte —
Nur daß sie weggeworfen werd' als Schale. —
Nur wähnet nicht, daß schon die Nacht sich lichte,
Bei jedes Thoren schwindelndem Gepralle.

Denn wie der Blitz, der aus vom Anfang gehet,
Zeigt, bis zum Niedergang, die Welt im Klaren:
So wird sich, daß sie jedes Aug' verstehet,
Des Menschensohnes Zukunft offenbaren.

Nicht, daß so Sonn', als Mond, den Schein verlieren,
Daß wir vom Himmel Sterne fallen sähen,
Und Himmelskräfte würden kreisen hören —
Schon längst ist alles dies, im Geist, geschehen.

Schon längst hat unser Forschen ja und Wissen
entkleidet Sonn' und Mond von Wunderstrahlen,
Die Sternenwelt vom Himmel abgerissen,
Und Himmelsregungen gebannt in Zahlen.

Wir suchen nicht den Himmel mehr in Träumen
Im Dort, dem todten, leeren, selbstvergessen.
Wir haben uns aus unsres Busens Räumen
Ihn in die Welt zu stellen, keck vermessen.

Kein Prunk und Prangen kann uns übertäuben,
Kein Ansehn macht den reifen Geist erbleichen —
Wir lassen, was da Staub, getrost zerstäuben,
Und harren auf des Menschensohnes Zeichen.

Der Tag der Menschlichkeit, der freien, wahren,
Er wird in Kraft und Herrlichkeit erscheinen,
Wird, wie Posaunenruf, die Völker scharen,
Zu einem freien Volk sie zu vereinen.

Dann wird gerichtet: wer da mag bestehen
Im Angesicht des ew'gen Menschensohnes.
Wer es nicht kann, muß stumm zur Linken gehen,
Des eignen Nichts bewußt sich, baar des Lohnes.

Ich hungerte; ihr habt mich nicht gespeiset.
Mich dürstete; nicht habt ihr mich getränket,
Beherbergt nicht, da ich die Welt durchreiset,
Mir, der ich nackend war, kein Kleid geschenket.

Und da ich krank gelegen und gefangen,
Habt ihr mich nie besucht, um mich zu trösten. —
Was staunt und fragt ihr? Mir ist abgegangen,
Was ihr verweigert den von mir Erlösten.

Jedweden, der verharrt in Liebe, krön' ich,
In ihm bin ich lebendig auferstanden.
Der freie Mensch nur ist geborner König;
Der Welt Gewaltige mach' ich zu Schanden. —

An bricht der Friedenstag einst den Gerechten,
Daß sie schon hier das ew'ge Leben haben.
Die Feigen aber, die sich selber knechten,
Sind Flammen, in des Wahnes Schutt vergraben.

Doch nicht auf ewig. Gott verdammet Keinen,
Alles Gericht hat er dem Sohn gegeben.
In Gott erstirbt des Menschengeists Verneinen,
In seinem Geist hat jeder Geist das Leben.

Auf Erden aber wird die Schuld sich rächen.
Drum wahret euch, daß nicht komme das Vergelten,
Euch findend, im Genuß ersäuft, beim Zechen,
Vom Zorn entmenscht beim Schlagen oder Schelten.

Bestellt das Haus wohl! denn der Herr wird da sein,
Derweil ihr fern ihn wähnt und seiner lachet,
Der Tag des Menschensohn's dem Haupte nah' sein,
Gleich wie ein Fallstrick plötzlich. Darum wachet!

Ob ich das Rechte traf? Ich weiß es nicht.
Ich bin ein deutscher Dichter, kein Prophet.
Doch Eins weiß ich: es kommt das Weltgericht.
Und ist schon, ohne daß die Welt vergeht.

Nur das vergeht, was geistlos, inhaltleer,
Nur einen Schein des Lebens lügen kann;
Und kommt des Menschen Sohn auf's Neu' daher,
So ist's der klare, ganze, freie Mann.

Und ob auch nie ein äußeres Geschehn
Ganz die Verkündung löst in Raum und Zeit —
Wir können stets im Geist erfüllt sie sehn,
Hinein sie bildend in die Wirklichkeit.

Die Salbung Chriſti.

Es trat zu ihm ein Weib mit einem Glas
Köſtlichen Waſſers, das ſie ſalbend goß
Ueber ſein Haupt, da er zu Tiſche ſaß.
Die Jünger aber, die ſolch Thun verdroß,

Sprachen: „Was ſoll das? Ward ſein Werth verſchenkt,
So konnten viel der Armen Troſt empfah'n.“
Doch Chriſtus: „Laßt dies Weib mir ungekränkt!
Sie hat ein gutes Werk an mir gethan,“

„Die Armen habt ihr bei euch allezeit,
Mich aber nicht. Sie hat mich, ahnungsvoll,
Da ſie mich ſalbte, für das Grab geweiht,
Drin ich im Nardenduft ſchlummern ſoll.“

„Wahrlich! wo dieſes Evangelium
Einſt wird geprediget, in der ganzen Welt,
Wird ihr Gedächtniß auch nicht werden ſtumm,
Und meinem Namen bleibt ihr Thun geſellt.“ —

Nicht weil ſie hundert Groſchen d'ran geſetzt,
Geſchah's, daß ſolch' ein Wort der Herr ihr ſprach;
Nein! weil ſie Göttliches ſo hoch geſchätzt,
Daß jeder kleine Maaßſtab ihr gebrach.

Wer nicht, von der Begeiſtrung Licht verſchönt,
Nur, um ſich ſelbſt zu deuten, was er ſinnt,
Hingeben kann, was keinem Nutzen frönt,
Der iſt unadelichen Geiſtes Kind.

Hat Gott nicht auch in freier Festesthat
Verschwenderisch das All mit Pracht geschmückt?
Auch Blumen streut er dir auf deinen Pfad,
Nicht Früchte blos, wie der Bedarf sie pflückt.

„Was soll des Regenbogens Schwindelschein?
Man könnte, wär' das Ding massiv, zerschellt,
Und dann verkauft als Perl' und Edelstein,
Aufhelfen allen Armen auf der Welt."

Ihr Thoren! gegen jenes Luftgebild,
Ew'ger Versöhnung schimmerndes Symbol,
D'raus Friedenstrost für Reich' und Arme quillt,
Sind alle Erdengüter karg und hohl.

So, was der Geist ersann, sich selbst zum Preis,
Zum Zeichen, daß er Göttliches erkannt,
Ist hoch erhaben über Krämerfleiß,
Ja selber über Wohlthat frommer Hand.

Doch kaum hat die Gemeinheit abgestreift,
In die sie ganz versunken war, die Welt,
Hat, da sie Großes wiederum begreift,
In Erz und Marmor es vor's Volk gestellt,

Daß jeder, der die ernsten Bilder schaut,
Sich selbst, in hohen Geistern, fühlt geehrt —
Wird schon des Krämerpackes Stimme laut,
Und maaßt sich an, daß sie die Welt belehrt.

An Floskeln nicht fehlt es der Aermlichkeit,
Worunter sie versteckt den stumpfen Sinn:
„Was braucht ihr, die verehrt sind weit und breit,
Uns äußerlich vor's Aug' zu stellen hin?"

„Hat nicht durch seine Thaten, seinen Geiß
Sich der und der gesetzt ein ewig Maal?
Wollt ihr durchaus, daß euer Dank sich weiß —
Baut doch in seinem Namen ein Spital!“

„Auf Narrethei'n, auf Bilder wird verwandt,
Woran es armen Leuten sehr gebricht.“ —
Ihr Heuchler! Arme habt ihr stets zur Hand,
Doch hohe Geister, die zu ehren, nicht.

Macht ihr euch nicht mit Putz und Flittern breit
Im Garten und im Saal und gafft euch an,
Verschleppt mit gottlos schnödem Nichts die Zeit,
Und gähnt, und nennt es ein „Vergnügen“ dann?

Daheim bleibt, wo der Mensch dem Menschen naht!
Daß euch die kleine Gabe dann nicht schreckt,
Wenn's auszustreu'n gilt edle Geistessaat,
Davon ein Volk erbaut wird und geweckt. —

Kommt, großer Welterinnerung geweiht,
Ein Festtag, dann zählt die Groschen nicht!
Es fragt sich, ob des Tages werth ihr seid,
Nicht um Musik und Wein und Lampenlicht. —

Für euch, die Menge, wird's der Maaßstab sein,
Nach dem euch Nachwelt und Geschichte mißt,
Ob ihr verschmäht, gleichgültig und gemein,
Ob anerkannt, was groß und göttlich ist.

Das Volk, das taub war für des Geistes Wort,
Vergessen oder Schande deckt es bald.
Doch das den Geist geehrt, lebt mit ihm fort,
So lang' sein Evangelium erschallt.

Einſetzung des Abendmahls.

Da Jeſus mit den Seinen, ſchon den Tod
Im Sinn, beim letzten Mahle war geſeſſen,
Nahm dankend er, brach und theilt' aus das Brod:
„Nehmt hin! Das iſt mein Leib, den ihr ſollt eſſen.“

Dann nahm er auch den Kelch voll gold'nen Wein's,
Und dankte und gab ihn den Genoſſen:
„Das iſt mein Blut des neuen Gottverein's.
Trinkt Alle! denn für euch ward es vergoſſen.“

„Und Solches thut, daß ihr gedenket mein!
Denn keinen Wein trink' ich von dieſer Stunde,
Als der in Gottes Reich uns wird gedeih'n.
Dort geht ein neuer Kelch von Mund zu Munde.“ —

Wohl wünſcht' ich mir, wohl wünſcht' ich Allen euch,
Ein alſo feſtlich heitres Todesahnen,
Daß wir nicht angſtvoll ringen mit Gekeuch,
Nein! Roſen ſtreu'n auf unſre Grabesbahnen.

Er, deſſen Tod der Umſturz einer Welt,
Macht' er ſich breit mit dem was ihn bedrohte?
Nein! ſeinen Lieben freundlich ernſt geſellt,
Saß er zu Tiſch, wie ſonſt, bei Wein und Brode.

Doch ihr — wie macht ihr ſo viel Weſens her,
Eh' ihr die große That vollbracht — zu ſterben!
Die Welt wird nicht durch euren Hingang leer,
Und ihr ja bleibt, ging' auch die Welt zu Scherben.

Ein würdevoll gefaltetes Geſicht,
Wie ſie in Rathhausſtühlen nüchtern kranken,
Ein ſauertöpfiſch Weſen braucht es nicht,
Um ſich zu widmen ernſteſten Gedanken.

Des Lebens harmlos heiterſtes Geſchäft,
Wo in des Wortes fröhlichen Gefechten
Bald der, bald jener friſch ergreift das Heft,
Sei auch ein Kampfgefild dem Ewigen, Rechten.

Du, Jeſus, haſt uns jedes Mahl geweiht
Und eingeſetzt zum ernſten Liebesmahle.
So komm' denn über uns auch jederzeit
Ein guter Geiſt beim Brod und beim Pokale!

Des Geiſtes Auskuh'n ſei ein froh Gebet,
Und vor ihm auf ſoll, unermeßlich, tauchen
Die goldne Aernde, die ſich ſenkt und blüh't,
Ein Segensmeer, gewiegt von warmen Hauchen.

Auftauchen ſollen Hügel, ſtolz und mild,
Von Rebengrün und Sonnengold umſponnen,
Wo hinter'm Laub die Traube lauſchend ſchwillt,
Und aufzuſprudeln ſtrotzt, ein Geiſtesbronnen.

Ich habe ſie geſchaut am grünen Rhein,
Da zog mir's durch die Bruſt, wie Orgelſchallen.
Noch jetzt, in des Gedenkens Dämmerſchein,
Fühl' ich's, wie Heimathstraum, mich leis umwallen. —

Und wenn ihr dankend den Allvater preiſt,
Der überſchwänglich Segen ausgegoſſen,
Dann ſchließe frei ſich auf auch euer Geiſt,
Und ſpende Liebesſegen den Genoſſen!

Dann spüret ihn, der sprach: Gedenket mein!
Als er, der Göttliche, sein tiefstes Wesen
Dahingegeben euch in Brod und Wein,
Auf daß ihr ganz zur Liebe sollt genesen. —

Den Aermsten labt und stärkt sein Stücklein Brod,
Der Reichste möcht' es missen nicht beim Schmause.
An Alle ging des Vaters Gastgebot
Zu dem Verbrüd'rungsmahl in seinem Hause.

Vergeßt es nimmer, so das Brod ihr brecht,
Daß eine Liebeskost euch Alle nähret,
Bis ihr, ein ebenbürtiges Geschlecht,
In einer Freiheit Alle seid verkläret. —

Her den Pokal! Heil dir, du schönstes Bild
Des Ewigen, sprühende Geistesflamme! —
Wenn just am üppigsten die Traube schwillt,
Trennt sie des Winzers Messer ab vom Stamme.

Sie wird zertreten und zunicht gemacht,
Begraben in des Kellers dunklen Grüften.
Doch schau! ein neuer Lebensgeist erwacht
Und ringt sich frei aus Dunst und Moderdüften.

Aus trüber Gährungsmassen Kampfgemisch
Taucht fliegend auf durchflichtig goldne Reinheit.
Der Trauben Vielheit, hold und erdenfrisch,
Gebar sich neu in geistig klarer Einheit.

Ihr Hügel! welchem Thoren fällt es ein,
Zu klagen, daß ihr nun des Schmuckes baar seid?
Was auf euch grünte, reifte, war der Schein;
Hier, im Pokale, halten wir die Wahrheit. —

Begreift ihr's jetzt, daß nur im Untergeh'n
Des trüben Stoff's der ew'ge Geiſt kann ſiegen?
Begreift ihr's jetzt, daß nur in Mutterweh'n
Die Weltgeſchichte liegt mit ihren Kriegen?

Begreift ihr's, daß am Kreuze Chriſtus hing,
Daß über uns ſein Geiſt ward' ausgegoſſen?
Daß der nur, dem ein Schwert durch's Herze ging,
Von neuen Lebens Strömen wird durchfloſſen?

Drum ſei der Gläſer Glockenklang beim Wein
Ein ernſtes Mahnen ſtets in euren Ohren,
Wie ihr, vernichtend euer trübes Sein,
Mögt werden, aus dem Geiſte, neu geboren. —

Ihr Thoren! die ihr, feierlich geſetzt,
An vorbeſtimmtem Tag, mit frommem Sperren,
Nur vor'm Altar an Gottes Tiſch euch letzt —
Welch förmlich, peinlich, kümmerliches Geizen!

Wozu den ſchönſten, brünſtigſten Genuß
Einengen kalt in feſtgeſtellte Schranken?
Der Geiſt iſt immer, wie der Wein, im Fluß,
Und Gott iſt da, ruft ihr ihn mit Gedanken.

Wo wir auch ſind beim Brod und beim Pokal,
Da ſoll der Geiſt auch Trank und Speiſe finden.
Zum Abendmahle weih'n wir jedes Mahl,
Dem Vater uns in Chriſto zu verbinden.

Die Fußwaschung.

Und nach dem Mahl, entkleidet und geschürzt,
Mit einem Becken Wassers hub er an
Und wusch der Jünger Füße, die bestürzt
Geschehen ließen, was der Herr begann.

Und da er auch zu Simon Petro kam,
Rief der: „Herr, meine Füße waschen, du?!“
Und wehrt' ihn ab voll Eifer und voll Scham.
Sprach Christus: „Noch nicht weißt du, was ich thu'.“

„Wasch' ich dich nicht, hast du nicht Theil an mir.“
Spricht Petrus: „Herr! die Füße nicht allein,
Auch Händ' und Haupt!“ Der Herr sprach: „Wasch' ich dir
Die Füße nur, so bist du gänzlich rein.“

„Weil Reinheit dir an *ihnen* nur gebrach.“
Und da er mit dem Waschen fertig war,
Nahm er die Kleider, setzte sich und sprach:
„Was ich gethan, ist es euch offenbar?“

„Ihr heißt mich Herr und Meister, und sagt recht,
Ich *bin* es auch. So ich nun diesen Brauch
Vollbracht, statt eures Meisters, euer *Knecht*,
So thut desgleichen euch einander auch!“

„Denn größer, als sein Herr, ist nicht der Knecht,
Noch der Apostel, als der ihn gesandt.
Drum selig wer, wozu ich nicht zu schlecht,
Als seiner würdigen Beruf erkannt!“ —

Nicht sprach's der Herr, auf daß ihr heuchelnd gleißt
Mit Floskeln und mit Farxen, blos zum Schein,
Wie Einer sich den Knecht der Knechte heißt,
Und Einer thut, als wüsch' er Füße rein.

Was Beff'res giebt's zu treiben auf der Welt,
Als leeres Wort- und läpp'sches Possen-Spiel.
Das aber faßt! Wie hoch ihr euch auch stellt:
Knechtsdienst allein ist höchstes Menschenziel.

Nicht, daß ihr euch verkauft an Kunz und Hans,
Und blinder Willkür blindes Werkzeug seid,
Nein! wollend und bewußt sei, rein und ganz,
Gott und der Menschheit eure Kraft geweih't.

Das Leben ist ein harter Arbeitstag.
Thu' deine Pflicht und wirke spät und früh'!
Doch Andre ärndten deines Thuns Ertrag;
Dir wird kein Lohn, als deine eigne Müh'.

Daß du nicht etwa stolz dich überhebst,
Als hättest du gethan, was wundergroß.
Ob Tausende du geistig auch belebst —
Du wuschest ihres Fußes Sohle blos.

Denn alle Geister, ahnen sie's auch kaum,
Sie ragen mit dem Haupt in's Reich des Licht's;
Rein sind sie, nur daß ihres Fußes Saum
Befleckt der Erde Staub, das schlechte Nichts.

Ob auch dein Wort aus Gottes Tiefen schallt
Und Geister aus dem Staub' zu Gott erhebt —
Sie zu erschaffen hat es nicht Gewalt,
Es tilgt den Staub nur, der am Fuße klebt.

Selbst Christus sprach: „Nicht wasch' ich Händ' und Haupt.
Wer schon gewaschen ist, der ist ja rein." —
Nur deiner Brüder Füße sind bestaubt,
Mit ihnen nur steh'n sie im Erdenschein.

An Hand und Haupt sind sie, wie du, so rein:
Ihr Wesen blieb in Gott, woher es stammt.
Drum, willst du deinen Brüdern dienstbar sein,
So bücke dich! Im Staub nur ist dein Amt.

Christi Gebet.

Und Christus hub die Augen himmelwärts
Und sprach: Die Stunde, Vater, nahet sich,
Daß du verklärest deinen Sohn im Schmerz,
Auf daß dein Sohn dann auch verkläre dich.

Du, Herr, verklärst ihn, denn du nimmst ihn hin
Aus dunkler Welt in's lichte Geisterreich;
Und er verklärt dich, denn er strahlt hin
Vor aller Welt ein Ebenbild, dir gleich.

Du gabst ihm deinen Geist, daß er im Licht
Hinschritt, die Stirn von Gottesglanz umwebt;
Er gab dir Dasein, daß du fürder nicht
Ein dunkles Etwas seist, das drüben schwebt.

So über alles Fleisch gabst du ihm Macht,
Das ew'ge Leben Allen zu verleih'n.
Das ist das Leben, daß ihr Geist erwacht,
Und faßt, daß du seist wahrer Gott allein.

Und daß sie kennen den, den du gesandt,
Mich, Jesum Christum, der, ein Menschensohn,
In Menschenbrust dich lebend wiederfand,
Darin du warst verschollen lange schon.

Ich hab' auf Erden dich verklärt. Vollbracht
Hab' ich das Werk, das du mir auferlegt,
Denn dich verklärt, wer, wie du's vorgedacht
Sich nachentwickelnd, Himmelsfrüchte trägt.

Nun, Vater, bei dir selbst verkläre mich!
Mit jener Klarheit, die ich hatte schon,
Eh' auf dein Wort die Welt entrollte sich,
Da du noch einsam sannst auf deinem Thron.

Da hast du, seiner Wahrheit nach, gedacht
Den abgesandten Geist, von Trübung rein.
Und hab' ich thätig hier mich gleich gemacht
Dem Urgedanken — sing' in dich mich ein!

Auf daß ich leb' und web' in deinem Licht,
Ein Ewiger, des Ganzheit, wechsellos,
In Schein und Wesen nimmer sich zerbricht,
Nein, der vollendet ruht in deinem Schoß.

Ich habe deinen Namen offenbart
Den Menschen, die du gabst mir von der Welt.
Dein waren sie, mir hast du sie geschaart,
Und durch dein Wort hab' ich sie die gesellt.

Nun wissen sie, daß Alles sei von dir,
Was du mir gabst. Denn jedes Gotteswort
Gab ich; sie nahmen's willig an von mir
Und glauben, daß das Hier ist gleich dem Dort.

Sie glauben, daß du mich hast ausgesandt,
Und daß von dir ich ausgegangen bin,
Und daß du hier, wie in des Geistes Land,
Bist gegenwärt'ger Gott von Anbeginn.

Nicht in der Fremde suchen sie dich nun,
Da du, in mir, der Ihre worden bist;
Zu deinem Wirken schaffen sie ihr Thun,
Und in sich selber trägt dich jeder Christ.

Die Worte, so in ihnen schliefen blos
Von Anfang, haben mächtig sie gemahnt.
Daß jeder Geist entsprang aus deinem Schoos,
Jetzt wissen sie's, was sie noch kaum geahnt.

Ich bitte dich für sie, nicht für die Welt,
Für sie, die du mir gabst, weil sie dein;
Für jene nicht, so ihren Geist zerschellt
In's Endliche, ihn bannend in den Schein.

Doch die durch mich geworden ganz und rein
Und abgestreift die Endlichkeit, sind mein,
Und Alles, was da mein ist, ist auch dein,
Wie du mir all das Deine wollt'st verleih'n.

Mein sind sie, da in ihnen ich verklärt,
Das Wort, das erst nur meines Mundes Schall,
Hat ihre Geister alle großgenährt —
Lebend'ge Worte wurden sie nun all'.

So sind' ich meine rechte Wirklichkeit
Und Lebensdauer, die da ewig währt,
Nur in der Menschheit, die, durch mich geweih't,
Mich immerdar erneuert und verklärt.

Ich bin nicht mehr, doch sie sind in der Welt.
Ich komme jetzt in's ew'ge Reich zu dir.
Erhalt' in deinem Namen sie gesellt,
Auf daß sie Eines bleiben, gleich wie wir.

In Endlichkeit verflochten und verstrickt,
Bleib' unverwirrt des Geistes ew'ges Band;
In's trübe Erdenleben ausgeschickt,
Laß sie gedenken stets an's Heimathland!

Dieweil ich in der Welt bei ihnen war,
Erhielt ich, die du mir gegeben haſt,
Und Keiner ging verloren aus der Schaar,
Bis auf den Einen, der mich nicht gefaßt.

Nun aber laſſ' ich ſie und komm' zu dir,
Und rede Solches, ſchreibend von der Welt,
Daß meine Freud' in ihnen bleibe hier;
Sie haben ja mein Wort, das ſie erhält.

Die Welt wohl haſſet ſie um dieſes Wort,
Denn ſie und ich, wir ſind nicht von der Welt;
Doch iſt das Wort ein ew'ger Lebenshort,
Verloren nie, ob rings auch Alles fällt.

Denen ich Ewiges einmal verlieh,
Genüget keine Endlichkeit hinfort;
Drum heil'ge du in deiner Wahrheit ſie!
Die ew'ge Wahrheit aber iſt dein Wort.

Gleich wie du mich haſt in die Welt geſandt,
So ſend' ich ſie hinwieder in die Welt,
Die Fackel ich, an deinem Licht entbrannt,
Die Kerzen ſie, von meinem Licht erhellt.

Drum hab' ich mich geheiligt ganz und gar,
Daß in der Wahrheit ſie geheiligt ſei'n,
Auf daß ſie haben, ungefälſcht und klar,
In meinem deines Weſens Widerſchein.

Ich aber bitte nicht allein für ſie,
Für die auch, die einſt gläuben durch ihr Wort,
Auf daß das Licht, ſo ich der Welt verlieh,
Sich rein und lauter mehre fort und fort.

Auf daß sie Alle Eins, wie du in mir,
Und ich in dir. Der Mittelpunkt bin ich,
Der in sich eint, was sonst ein Dort und Hier,
Denn Gott und Mensch in mir begegnen sich.

Dann glaubt die Welt, daß du mich hast gesandt,
Wenn alle Menschheit auf dem Erdenkreis
Als einen Christus, der da auferstand,
Als einen menschgewordnen Gott sich weiß.

So gab ich ihnen meine Herrlichkeit,
Die du mir gabest schon von Anbeginn,
Daß, von des Scheines Vielerlei befreit,
Sie Eines sei'n, wie ich mit dir es bin.

Wenn sie vom Kern die Schalen abgestreift,
Bin ich in Allen, und du bist in mir.
Die Menschheit ist zu einem Geist gereift,
Der, unzerspalten, ewig ruht in dir.

Dann wird erkennen die erwachte Welt,
Daß ich, der wahre Mensch, aus dir entsandt,
Daß liebend sich der eine Gott zerschellt,
Und sich in der Zerschellung wiederfand.

Und wie du, mich entsendend, mich geliebt,
So liebst du sie, liebst alle Geister auch.
Frei von der Welt, die trübend ihn umgiebt,
Ist jeder ein lebend'ger Gotteshauch.

Vater! ich will, daß wo hinfort ich bin,
Die du mir hast gegeben bei mir sei'n,
Im ew'gen Reiche, wo von Anbeginn
Sie als Gedanken wirken frei und rein.

Auf daß ſie ſchauen meine Herrlichkeit,
Des abgeſandten Geiſtes Urgewalt,
Denn, Herr, du liebteſt mich vor aller Zeit,
Eh' die gedachte Welt ward zu Geſtalt. —

Die Welt, gerechter Vater! kennt dich nicht,
Denn in den Stoff hat ſich ihr Geiſt gebannt;
Ich aber kenne dich von Angeſicht,
Und jene wiſſen, daß du mich geſandt.

Und ich that deinen Namen ihnen kund,
Und will ihn fürder kund thun fort und fort,
Auf daß in ihrer Seele Meeresgrund
Bewahrt ſei deiner ew'gen Liebe Hort.

Die Liebe, Gott, damit du mich geliebt,
Sie ſei in ihnen, wo ich ſelber bin,
Und Jeder ſei, wenn Erdenwuſt zerſtiebt,
In dir, wie er es war von Anbeginn!

Judas.

I.

Da ging Judas Iſcharioth, der eine
Der Zwölfe, zu den Hohenprieſtern hin
Und ſprach zu ihrem lauernden Vereine:
„Was gebt ihr mir? Verrathen will ich ihn.“

Sie boten flugs ihm dreißig Silberlinge.
Von da an ſann er auf Gelegenheit,
Wie er verriethe, legend ſchlaue Schlinge,
Den Herrn, der zum Apoſtel ihn geweiht. —

Wir haben Menſchlichkeit in uns geſogen
Schon mit der Milch an unſrer Mutter Bruſt,
Sind durch Gewohnheit ſchon ſo wohlgezogen,
Ob auch Geſinnung Wenigen bewußt,

Daß uns ſo fratzenhaft erſcheint und widrig
Dies Sündenbild aus alter, finſtrer Zeit,
So teufliſch bös und doch ſo ſchmutzig niedrig,
Daß wir, daran zu glauben, kaum bereit.

Weil der Gemeinheit Maaß wir kaum begreifen,
Die ſo naiv ausſpricht und übt Verrath,
Will die Vermuthung in die Ferne ſchweifen,
Nach unſrem Sinn zu modeln jene That.

Hielt Judas nicht vielleicht zu Ruhm und Reiche
Den Herrn beſtimmt? Sein Zögern macht' ihn bang.
D'rum wollt' er ſchnell, mit einem kühnen Streiche,
Zur That ihn zwingen durch der Stunde Drang.

Er ſah ihn um ſich ſammeln ſchon mit Worten
Daſſelbe Volk, das ihm: Hoſanna, rief,
Sah, wie er mit begeiſterten Cohorten
Siegend Judäa, ja die Welt, durchlief. —

Doch als er fand, daß ſeine Rechnung fehl ſchlug,
Daß Jeſu Reich nicht ſei von dieſer Welt,
Daß man an's Kreuz den Herrn durch ſeinen Zehl ſchlug,
Da hat er ſich, verzweifelnd, ſelbſt zerſchellt. —

Das klingt wohl ſchön, doch iſt's ein eitles Grübeln,
Davon die Schrift nicht zeigt die kleinſte Spur.
Verzärtelte! Dem rückhaltloſen Uebeln
Zu ſchau'n in's Schreckenantlitz, wagt es nur!

Es bleibt dabei: er hat den Herrn verrathen
Aus keinem Grund, als um ein Lumpengeld.
Archypus aller feilen Miſſethaten
Bleibt ſein Verbrechen bis zum End' der Welt.

Und ſind ſo fremd uns wirklich jene Züge,
Daß wir vergeblich ſuchen um uns her
Nach einem Angeſicht, das gleiche trüge,
Und deutend, was zu faſſen und ſo ſchwer?

O, laßt euch täuſchen nicht von Oberflächen!
Verändert hat die Zeit die Formen zwar,
Hat zahme Judaſſe gemacht aus frechen,
Doch der Verrath, der Kern, bleibt, der er war.

Für Silberlinge wird verkauft den Mächt'gen
Der innerſten Geſinnung Heiligthum,
Für Silberlinge dient dem Geiſt, dem nächt'gen,
Wer könnt' ein Lichtheld ſein vor Gott mit Ruhm.

Für Silberlinge schwilt des Wortes Fasser,
Was feines Herzens Stimme selbst verdammt;
Um Silberlinge werden Zwist und Hasser
Aus Brüdern, einem Mutterschooß entstammt.

Für Silberlinge wird in Tausch gegeben,
Was hoch und himmlisch ist, für Staub und Koth;
Für Silberlinge mäht ihr euch durch's Leben,
Für Eins nur sorgt ihr nicht, doch Eins ist noth. —

„Wir haben, welche Schuld auch auf uns laste,
Doch Christum nicht verrathen.“ — Meinet ihr?
Wer ist der ew'ge Christus, der wahrhafte?
Der lebte, litt und starb, gleich Allen hier?

Wie? Oder der in Ewigkeit soll leben
In aller Menschheit fort, das Wort, der Geist?
Wagt Ihr's, auf Judas noch den Stein zu heben?
Wer ist es, der mit Recht Verräther heißt?

Er ist, was in euch heilig ist, verrathen,
Verriethet ihr ihn selbst, der in euch lebt.
Denn wie das Weizenkorn lebt in den Saaten,
So ist sein Geist in eurem Geist verwebt.

So geht das Leben nun durch euch verloren,
(O hört's und fasst's!) der euch mit Gott versöhnt. —
Doch es verhallt mein Wort in euren Ohren,
Vom Klang der Silberlinge übertönt.

II.

„Hab' ich euch zwölf vor Allen nicht erwählt?
Und euer Einer iſt ein Teufel doch.“ —
Der Ausſpruch wird von Chriſto uns erzählt,
Und mancher andre gleichen Inhalts noch. —

Wie man ſich zum Apoſtel wählen darf,
Solch einen, den als Teufel man erkannt? — —
Der Menſchenkenntniß nöthiger Bedarf
Muß doch dem Heiland bleiben zugewandt.

Statt zu geſteh'n: er wußte nicht zuvor
Den ſchlechteſten und feigſten Schurkenſtreich,
Läßt man ihn lieber wählen, wie ein Thor,
Und ſich benehmen einem Heuchler gleich;

Ja! dem Deſpoten gleich, der frech und kalt
Den Menſchen nur als Sache braucht und bricht.
Hat er mit ſeiner Worten Allgewalt
Zu beſſern je gefucht den Böſewicht?

Nicht blos, daß, mahnend, wie zu guter Zeit
Er die verſtockte Seele noch ihm rief —
Nein! raubt' er nur ihm die Gelegenheit,
Zu fallen in den Abgrund, höllentief?

Dem Dieb gab zu bewahren er das Geld,
Den dumpfen Geiſt, ſich neigend zu Verrath,
Zog er an ſich, behielt ihn ſich geſellt,
Und ſchwieg und ließ ihn geh'n den böſen Pfad.

Und Alles das, warum? — Just solch ein Ding
Braucht' er, auf daß erfüllet sei die Schrift.
Ob drüber auch ein Mensch zu Grunde ging —
Wen kümmert's? Schlimm für den, den's grade trifft.—

„Einer verräth mich heut aus eurem Kreis.“ —
Johannes flüstert: „Welcher aus der Schaar?“ —
„Der ist's, dem ich (erwidert Jesus leis)
Den eingetauchten Bissen reiche dar.“ —

Er taucht ihn ein, recht hold und gütig schier,
Und reicht ihn Jenem sonder Gram und Scham. —
Wer ist von Zwei'n der größte Judas hier?
Der, so den Bissen gab, der, so ihn nahm? —

Das ist der milde, reine Christus nicht,
Der nichts von Hinterhalt und Argliſt weiß,
Des Wort und Schritt in Wahrheit und im Licht.
Hier schleicht es sich durch Maulwurfsgänge leis.

Weh' dem Verblendeten! wer es auch sei,
Der solche Züge von dem Herrn erdacht,
Und, ihm dies bischen Menschenkennerei
Zu retten, ihn zum Zerrbild uns gemacht.

Das nur ist tiefer Geister Kennerkunst,
Daß sie das Aechte schau'n, das Schlechte nicht,
Herauserkennend aus dem Alltagsdunst
Des Menschen Kern, der ew'gen Wahrheit Licht.

Des Geistes Tiefen faßt ihr heller Blick;
Doch, arglos, werden sie es nicht gewahr,
Ob Jemand Schlingen legt um ihr Genick.
Die Bosheit ist der Tief' und Wahrheit bar.

So laßt dem Herrn zu seinen Ehren all'
Auch diese noch, daß er sich täuschen ließ. —
„Ungläubiger! hier ist ein andrer Fall.
Ward Gott auch je getäuscht?“ — O! sagt ihr dies?

Ich wußte, daß ihr's würdet. Nun wohlan!
Christus war Gott, und zum Erlösungsact
Braucht' er (nicht anders konnt' er's) einen Mann,
Dem des Verrathes Last ward' aufgepackt.

Darum erschuf er und erzog sich den
So wohl, daß er dem Zwecke ganz entsprach.
Und als das Werkzeug seinen Dienst versah'n,
Gab er's der Hölle preis und ew'ger Schmach. —

Das ist ein saubrer Gott. — Er sei verflucht!
Der mit euch Spott treibt, gebt ihm wieder Spott!
Bringt der Verruchtheit ihn, der selbst verrucht,
Und Unvernunft dem unvernünft'gen Gott!

Ihr habt das Recht. Selbst wollen muß er's ja.
Er sprach: Ihr sollt, gleich mir, vollkommen sein! —
Und jede freche Unthat, die geschah,
Ist nur der höchsten Unthat Widerschein. —

Hier habt ihr eures Unsinns wirren Knäu'l,
Wo Scheußlichstes aus Scheußlichem sich webt,
Bis das Gemüth, mit thierischem Geheul,
Im wüsten Netz verfangen, knirscht und bebt. —

Nein! nicht war Judas schon vorher bestimmt,
Noch irgend Einer sonst, verdammt zu sein.
Ein Gott, der tückisch trügt und rächt ergrimmt,
Ist nirgends, als in eurem Hirn allein.

Dort, wo ihr Widerspruch aus Widerspruch
Spitzfindig webt und haspelt, wirr und krank,
Sieht Alles, wie ein ungelöster Bruch,
Nicht also im Bewußtsein Gottes aus.

In Gott ist Ruhe, Klarheit und Gewiß'n,
Der Liebe Wahrheit, nicht des Hasses Lug.
Wir Alle sollen uns zu ihm befrei'n,
Abstreifend, den wir selbst gewebt, den Trug.

Christi Zagen.

Da Jesus mit den Jüngern kommen war
An einen Hof, genannt Gethsemane,
Sprach er: „Hier setzet euch!“ zu seiner Schaar,
„Und harrt, indeß ich dorthin beten geh'.“

Und drei Vertrauten that er das Gebot,
Zu folgen ihm, und fing zu zagen an:
„Betrübt ist meine Seel' bis in den Tod.
Bleibt hier und wacht mit mir!“ Hin ging er dann,

Und warf, laut betend, sich auf's Angesicht:
„Mein Vater! ist es möglich, so laß geh'n
An mir vorüber diesen Kelch! Doch nicht
Wie ich will, nein, wie du willst, soll's geschehn.“

Und seine Jünger lagen schlafend da.
„Könnt ihr nicht eine Stunde bleiben wach
Mit mir?“ So rief der Herr, da er sie sah.
„Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach.“

„Daß ihr in Anfechtung nicht fallet, wacht
Und betet!“ Und er ging zum zweitenmal
Und sprach: „Dein Wille, Vater, sei vollbracht!
Muß es geschehn, gieb mir den Kelch der Qual!“

Und seine Jünger fand er, wie vorher,
Die Augen voll von Schlaf, und ließ sie still,
Und laut zum drittenmale betet' er:
„Vater, wie du willst, nicht wie ich es will!“

Und kam und rief sie all mit mildem Ton:
„Ach! wollt ihr immer schlafen denn und ruh'n?
In Sünderhände fällt des Menschen Sohn.
Die Stunde, seht, sie ist gekommen nun." —

Nicht dumpf und willenlos, ein Opferthier,
Ging Jesus in den Tod, des Schmerzes baar,
Nicht, gleich dem Russen, stumpf, der, Knute-hier,
Feind dort, sich schlachten läßt. So will's der Zaar.

Er, der sein Leben Gott geweiht, empfand
In tiefster Brust des Lebens heil'gen Werth.
An's Menschendasein mächtig festgebannt
War er, der Mensch, der sich zu Gott verklärt.

Des Menschen Gottessiegel ist der Schmerz.
Wer großen Schmerzes fähig ist, ist groß.
Das eine Welt gehegt, bricht das Herz,
Dann ringt sich eine Welt vom Leben los.

Du, Christus, hast der Menschheit Inbegriff
In dir gewerkt, getragen und gewußt,
Und als der Todesschmerz in's Herz dir griff,
Rang dir die ganze Menschheit in der Brust.

Nicht amtlich übernahmst du jenes Leid,
Als Stellvertreter für uns Alle hier.
Du bist der Mensch, der Mensch der Ewigkeit,
Drum litt der ganze, ew'ge Mensch in dir.

In dir gerungen mit dem Tode hat,
Was immer unsern Geist erfüllen kann.
Nicht aber rangest du an unsrer Statt,
Auf daß wir siegen, ohne Kampf, fortan.

Was Geist ist und doch lebt in Erdgestalt,
Das fällt anheim des Widerspruches Pein,
Nur ringend mit des Todes Allgewalt
Kann sich, was ewig ist, zu Gott befrei'n.

Einsam muß Jeder überstehn den Kampf,
Wie du, Herr, da, erbangend tief und schwer,
Du Leben flehtest in des Jammers Krampf,
Und deine Jünger schliefen um dich her.

So schlummern, träumen wir durch's Leben hin,
Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach.
Wahrhaft ist nur, wer trägt den Tod im Sinn,
Der Blick allein, der scharf ihn faßt, ist wach.

Doch immer nicht deckt leiser Schlaf uns zu.
Wir Alle müssen einst, sind wir erwacht,
Trinken denselben, bittren Kelch, wie du.
Der Weg zum Lichte führt nur durch die Nacht.

Dann dringet, Todesschauer, tief in's Mark!
Dann, Herz, magst du dich sträuben sonder Scham!
Der ächte Mensch empfindet menschlich stark,
Wenn seines Erdenscheidens Stunde kam.

Er, der vor Allen heiß gerungen hat,
Sieht jetzt der Kraft zur Rechten, gottgestellt,
Wer matt im Schmerz, ist auch im Geiste matt;
Auch Held des Schmerzes warst du, Gottesheld!

Politik der Pharisäer.

I.

Im Finstern kam herangeschlichen sacht
Die hohe Obrigkeit mit ihren Schergen,
Um, weislich, unter Einsamkeit und Nacht
Dem Volk des Rechtes Uebung zu verbergen.

Voran geht, wie sich's ziemt, und zeigt den Pfad
Judas, der offizielle Missethäter.
Zu kommen auf die Spur dem „Hochverrath",
Hält man sich wohl besoldete Verräther.

Im Kuß verräth er frisch des Menschen Sohn,
Um dreißig Silberlinge einzustecken. —
Man hatte wohl geheime Gelder schon,
Sie zu verwenden zu des Staates Zwecken. —

Nicht lächelt! Mir ist's nicht zu thun um Witz.
Nicht Spitzenhiebe geb' ich euch zum Besten.
Mein Sinn soll offenbar sein, wie der Blitz,
Der Aller Auge trifft vom Ost zum Westen.

So ruf' ich donnernd: Schande dem Geschlecht,
Dem Christi Wort zweitausend Jahr gegeben!
Daß dunkler Schändlichkeiten Kunstgeflecht
Noch jetzt des Staates weise Leiter weben.

Zuckt ihr die Achsteln? lächelnd: „Schau! wie mild
Schwärmt der Poet!" — Ha! faßt in's Aug' mich näher!
Paßt nicht genau auf euch das Frazenbild
Der saubern Obersten und Pharisäer?

Steht Rede! Sperrt ihr euch nicht sorgsam ein,
Rath haltend und Gericht, vom Volke ferne?
Schleicht ihr nicht durch die Nacht in's Haus hinein,
Um den zu haschen, den ihr hättet gerne?

Macht ihr „zu Staates Wohl und Sicherheit„
Gemeine Sache nicht mit Schächern, Schächer?
War eure Hand und Kasse nie bereit
Zu dingen, für Verbrechen, den Verbrecher?

Nicht hoffet hinter Phrasen, dumm und hohl,
Vor mir und vor der Welt euch zu verstecken:
„Zuweilen heischt das allgemeine Wohl
Ein schlechtes Werkzeug auch zu guten Zwecken."

Ihr Heuchler! Was da schlecht ist, das ist schlecht
In Ewigkeit im Himmel und auf Erden.
Durch eurer Worte künstliches Geflecht
Wird's nimmer nützlich, recht und nöthig werden.

Nöthig? — Sagt an: wozu?! — Nur Eins ist noth:
Daß Gottes Reich auf Erden sich entfalte.
Und wenn der Umsturz selbst dem Staate droht —
So stürz' er, eh' ein Unrecht ihn erhalte.

Ich weiß, ihr steckt so tief im Lügenschlamm,
Daß ihr mein klares Wort nicht kunt begreifen.
So stickt nur fort an eurem morschen Damm!
Einst wird der Wahrheit Strom hinweg ihn schweifen.

Gab etwa Christus euch das ein'ge Wort,
Damit es euer Wesen tief entzweite?
Erst: Sittlichkeit — nun gut, sie stehe dort!
Dann: Weltgestaltung — auf die andre Seite!

„Privatim sei vollkommen, wem's gefällt;
Doch, den wir in des Staates Werkstatt setzen,
Der helfe flicken und, nur daß es hält,
Am Kleid aus guten, mittlern, schlechten Fetzen."

„Dieweil unmöglich Alles gut kann sein,
Muß man behelfen sich, wie's eben gehet." —
Unsinn'ger Schwall! — Das kann und wird gethan,
Was, als ein ächtes Sollen, vor euch stehet.

Ihr habt die Wahrheit nicht, daß ihr sie übt
Nur in des Haushalts kleinlichen Bezirken —
Sie soll das Ganze, Große ungetrübt,
Durchsichtigend, durchweben und durchwirken.

So lang ein Sparten noch von Lug und Trug
Hilft euren Staatspalast zusammenhalten,
Ist er ein Lügenbau, den man mit Fug,
Daß kein Stein auf dem andern bleibt, soll spalten.

Ich bin kein Narr, der schwatzt vom „Ideal",
Weil ihn der Dichtung Taumelgeist verführte —
Nüchtern und hell ist meines Auges Strahl,
Das der Prophet von Nazareth berührte.

Fühlt ihr's doch selbst, wie werth des Guten Hort,
Und sprecht (doch freilich klingt es, wie Verhöhnung)
In euren Noten manch ein goldnes Wort
Von: „Schutz des Rechtes, Redlichkeit, Versöhnung."

Wie schön klingst du für den, der dich nicht kennt,
Spitzbubendialekt der Diplomaten!
Vom Tugendmäntelchen sind nie getrennt
Des Eigennutzes gleißnerische Thaten.

Nicht immerdar (habt Acht, ihr schlauen Herrn!)
Trägt straflos, ihr die Maske nur des Guten.
Daß, wie die Schale zeigt, auch sei der Kern,
Zügt man schon an euch schüchtern zuzumuthen.

Bald wird mit Redensarten nichts geschafft,
Wir prüfen streng die That und die Gesinnung.
Von jedem hohen Wort gebt Rechenschaft,
Das ihr entweiht zu niedren Zwecks Gewinnung!

Für euch zum Spaß sind jene Worte nicht,
Wir fordern, daß es Ernst mit ihnen werde!
Sagt ihr: „Das ist nicht möglich.“ Ins Gesicht
Ruf' ich euch dann: das lügst du, räud'ge Herde!

Warum nicht möglich? — O, mir ist es klar!
Weil Einzelne nur werfen schlaue Schlingen,
Daß sie, mit ausgewählter Schergen Schaar
Vereint, ihr Schäflein auf das Trockne bringen.

Wer allen Guten sich zur That vereint,
Braucht nicht zu schleichen durch der Nacht Verstummen.
Wer es mit allen Guten ehrlich meint,
Braucht nicht im Lügenpelz sich zu vermummen.

Der Staat wird keusch und frei, wird sittlich sein,
Wo Alle ehrlich an der Menschheit hingen.
Sorgt man dort oben nur für sich allein —
Dann ist's ein Fuchsbau mit geheimen Gängen.

II.

„Ihr ginget aus mit Schwertern und mit Stangen,
Als wie zu einem Mörder, mich zu fahen.
Saß ich doch täglich bei euch ohne Bangen
Im Tempel, und ihr wagtet nicht zu nahen.“ —

Das war der alte Kniff, und ist der neue,
Dieweil der Freiheit Ruf durchhallt die Gassen,
Dem Mann, der offen spricht und ohne Scheue,
Bei Nacht und Nebel heimlich aufzupassen. —

Nicht flüstert's mehr in einsamen Gemächern,
Was euch, ein Schwanenlied, im Ohr geklungen;
Laut predget die Zeit von allen Dächern
Der reifen Mannheit ernste Forderungen.

Es rauschet im gesunden Eichenhaine
Der Sprache tausendzüngig von den Blättern.
Mit tausend Stimmen, gleich als wären's eine,
Singt es der Dichter Schaar mit kühnen Schmettern.

Ihr wißt, die Tollheit könnt euch nicht gelingen,
Das Laub von allen Zweigen abzumähen,
Und all' die lauten Sänger umzubringen,
Bis nur lebendig blieben heisre Krähen.

Nicht mehr seid ihr die Eins mit Nullenreihen.
Der Mensch, den Christus seinem Gott gesellte,
Fühlt, selbsterkennend, sich als einen Freien,
Und fordert, daß er, was er ist, auch gelte.

An wächst der Strom beim hellen Tagesscheine,
Ihr seht's und werdet bleich und könnt's nicht wehren;
Doch könnt ihr aller Freien Schaar für „eine
Gewisse schleichende Parthei" erklären.

Ihr könnt's und thut's. Ihr heuchelt, nicht zu wissen,
Was Alle längst zu denken sich erkecken.
Vom „Gifte" schwatzt ihr, das zu streu'n beflissen
„Bekannte Leute zu bekannten Zwecken."

Die kühn ob eurer Würde mit euch rechten —
„Böswill'ge" sind es, „Träumer" oder „Schwache."
Die eurer Anmaaßungen Wust verfechten —
„Redliche Kämpfer für die gute Sache."

„Declamatoren, hohl und scheinpathetisch"
Sind, deren Wort keck durchhaut eure Finten;
Doch denen euer Stiefel noch ein Fetisch,
Sind öffentlich ernannt zu „Wohlgesinnten."

Und immer stellt ihr euch, als ob ihr glaubtet:
„Die Beff'ren seien mit euch einverstanden." —
Wenn ihr ein Volk der Freiheit frech beraubtet,
Das, einem Mann gleich, gegen euch erstanden.

Wenn Wort auf Wort euch offen wird gesendet,
Dann heißt's: „Nur Einzelne, verhetzt im Stillen,
Schlecht unterrichtet, durch Geschrei verblendet,
Mißdeuten unsern väterlichen Willen." —

Schämt ihr euch nicht so lächerlicher Lügen?
Seid mindestens in eurem Unrecht rechtlich!
Für einen Dummkopf, den ihr mögt betrügen,
Macht ihr bei hundert Klugen euch verächtlich.

'S ist gar bequem, den Geist hinwegzubannen
Durch Eselnamen, abgenutzt, erlogen;
Es schreibt so leicht sich: „Blutige Tyrannen“,
Als: „Jacobinisch wilde Demagogen.“

Das macht es nicht. Nein! sprecht: auf welcher Seite
Ist jugendliche Kraft, ist Geist und Leben?
Fürst — oder Mensch — wer ist der Gottgeweihte?
Wer ist im Sinken, wer in sich Erheben?

Die Invaliden sind's, die bei euch bleiben,
Stumpf, abgenutzt, halb und an Geist gar kläglich.
Kaum wißt ihr einen Mann noch aufzutreiben,
Der für euch spricht und schreibt ein Wort erträglich.

Laßt euch den Schein des Augenblick's nicht blenden,
Der noch das Heft in eurer Hand gelassen!
Noch mögt ihr, Schwerter, Stangen in den Händen,
Anzieh'n bei Nacht, dem Freien aufzupassen;

Noch mögt ihr ihn in eure Kerker werfen,
(Das Kreuzigen kam leider aus der Mode),
Mögt noch des Censors Henkerfeder schärfen,
Daß sie Gedankenschaaren trifft zu Tode,

Noch den Begeisterten verhörend fragen:
„Was lehrtest du?“ (O! könnte, unbetroffen,
Ein Jeder dann auch Jesu Worte sagen:
„Was fragst du mich? Ich lehrte frei und offen.“)

Doch was ihr auch im Kleinen mögt verheeren;
Das Große, Ganze müßt ihr doch verschonen.
Derweil ihr unten tilgt mit stumpfen Scheeren,
Rauscht über euch der Wald mit stolzen Kronen.

Ihr habt es nicht zu thun mit Vagabunden,
Mit meuterisch gedankenlosen Horden,
(Gesindel, das zusammen sich gefunden)
Nein! mit der Menschheit, die da reif geworden.

O werfet von euch, eh's euch wird genommen,
Schwert, Stang' und was noch eure Hand entweihe!
Kommt zu euch, so wie wir zu uns gekommen,
Und, mit uns, werdet Menschen, werdet Freie!

Petrus.

Und Jesus sprach zu ihnen: „Diese Nacht
Werdet ihr Alle ärgern euch an mir.“
Doch Petrus rief mit Hast, halb aufgebracht:
„Und wenn sich Alle ärgerten an dir,“

„Thu' ich's doch nimmer, was auch möge nah'n.“ —
„Wahrlich! (sprach Jesus drauf mit mildem Ton)
In dieser Nacht, eh' noch gekräht der Hahn,
Hast du mich dreimal auch verläugnet schon.“

Und Petrus: „Müßt' ich sterben auch mit dir,
Nimmer verläugn' ich dich.“ Die Andern all'
Riefen voll Eifer nach im Chor: „Auch wir!“ —
Wann blieb ein Prahler ohne Widerhall? —

Da klopfte wohl das Herz dem Petrus laut
Bei dem Gedanken, solch ein Held zu sein.
Er war gerührt und von sich selbst erbaut,
Und all' die Andern waren's hinterdrein.

Noch nicht verklungen war die Kriegsmusik
In ihm, da schon die Häscher sich genah't.
Er zog das Schwert und hieb im Augenblick
Ein Ohr dem Einen ab. O große That!

Doch Jesus sprach: „Dein Schwert an seinen Ort!
Wer nimmt das Schwert, der komm' auch um durch's Schwert!“
Ein Guß von kaltem Wasser war dies Wort,
Daß der Erhitzte jach zusammenfährt.

Hier, Petrus, gilt's nicht den gemeinen Muth,
Drauf loszuſchlagen, komme, was da will,
Hier gilt's, des Volkes losgelaßner Wuth
Sich wehrlos preiszugeben, ſtark und ſtill.

Wer durch Gewalt will ſiegen, murre nicht,
Wenn der Gewalt, der rohen, er erliegt.
Der Sieg iſt ächt nur, wenn der Leib zerbricht,
Und doch der Geiſt, der unverſehrte, ſiegt.

Doch nur erduldend ſiegen kann nur der,
Der ewige Gedanken trug und gab,
Die ſichrer, als das treu'ſte Kriegesheer,
Die Welt erobern, liegt er längſt im Grab.

Wir Andern, die ſo reiner Gottestraft
Sich rühmen nicht, wir müſſen eben ſeh'n,
Wie weit uns frommen möge Schwert und Schaft,
Daß unſer Wollen reife zum Geſcheh'n.

Was Wunder, daß uns Angſt die Bruſt beſchwert,
Wenn irdiſchen Heilsgrund Hoffnung weicht?
Daß, da nun Petrus langſam ſenkt das Schwert,
Furchtſamkeit durch's Gebein ihm leiſe ſchleicht? —

Jetzt ſitzt er, kümmerlich gebückt, verſtört,
Am Feuer mit den Knechten, kein Ihr feiert.
Zuſammen fährt er zitternd, da er hört
Das Wort der Magd, die ihm in's Auge ſtiert:

„Mit dem aus Galiläa warſt auch du.“ —
„Ich weiß nicht, was du ſagſt.“ Im Antlitz Glut,
Verlegen ſtotternd, ſpricht er's hin im Nu,
Und freut ſich, daß die Lüg' ihm kommt zu gut.

Wohl hatt' er Zeit, zu faſſen ſeine Schmach;
Doch vor ſich hin nur ſtarrt' er, ſtumpf und leer,
Und als, zeigend auf ihn, die zweite ſprach:
„Seh't! mit dem Nazarener war auch der!“ —

Da fährt er auf, mit dreifach'rer Stirne ſchon,
Und ruft: „Ich kenne dieſen Menſchen nicht!“
Und aus der Bruſt klang ihm kein leiſer Ton:
Denk' an des Menſchen Sohn, elender Wicht! —

Und als, nicht lange drauf, die dritte kam:
„Wahrlich! man hört's, du biſt von Jenen auch.“
Da kannt' er länger weder Gram noch Scham,
Und Lügen war ihm ſchon gewohnter Brauch.

„Ich kenn' ihn nicht!“ ruft er verſtockt und keck,
Geläufig ſchwörend und verfluchend ſich.
Da kräht der Hahn. Jach packt ihn Reu' und Schreck.
Er ging hinaus und weinte bitterlich. —

O Schmach! in Thränen einen Mann zu ſeh'n,
Weil er ſich frei herauslog, wie ein Weib. —
Zu flennen, wenn die Schandthat iſt geſcheh'n,
Iſt jedem Schuft Genuß und Zeitvertreib.

Und doch — die ihr euch Gleiches zu nicht trau't:
Mit keinem Schwächling habt ihr's hier zu thun.
Der Fels iſt's, drauf der Meiſter auferbau't
Hat ſeine Kirche, feſt auf ihm zu ruh'n.

Es iſt, der ſchauend rief, der hohe Geiſt:
„Chriſt biſt du, des lebend'gen Gottes Sohn!“
Und jetzt? — „Den Menſchen, den ihr Jeſum heißt,
Ich kenn' ihn gar nicht.“ Klingt das nicht, wie Hohn?

O! greifet All' in eure Brust und schweigt,
Und trauert ob des Felsenmannes Fall!
So lang' in euch der Schaum des Muthes steigt,
Entbraust euch munter stolzer Phrasenschwall.

Doch rückt mit eins der Augenblick der That
Euch, überraschend, fordernd, Stirn an Stirn —
Dann weicht die Flut zurück, die Ebbe nah't,
Leer ist es in der Brust, wüst im Gehirn.

Hin schwindet Alles da, was euch erfüllt,
Nur nicht das Selbst, der ärmlich magre Punkt.
Ob ihr's in's Buttelkleid der Lüge hüllt,
Das kaum im Phrasenprachtgewand geprunkt —

Was kümmert's euch? Gut ist der nächste Halt.
Nur „Rettung!" ruft in euch der Angst Gekeuch,
Und was euch hoch und heilig, göttlich galt,
Schwört ihr, verleugnend, ab und — rettet euch.

Ja wohl! — wenn der gerettet heißen kann,
Der selbst sich wegwarf. — Also kann's geschehn
(Täuscht euch darüber nicht!) dem besten Mann;
Ist jeden Tag doch Schlechter'res noch zu seh'n.

Bergt ihr Begeistrung nicht in kind'scher Scheu
Vor Thorenwiderspruch und Modespott?
Geübt, euch selbst zu werden ungetreu,
Und, lächelnd, zu verläugnen euren Gott?

Habt ihr, euch preiszugeben, keine Kraft
Dem Achselzucken der Gemeinheit nur? —
Wie, wenn das Grab erst euch entgegenklafft,
Und in euch zagt und schaudert die Natur?

Ein **Läugnen** kann euch retten noch, ein **Wort** —
Rasch ausgesprochen iſt's, und ihr ſeid **frei**;
Doch eigne Schande hetzt euch fort und fort,
Und furchtbar wird euch ſelbſt des Hahnes Schrei.

So bitterſcharf iſt keine Thränenflut,
Als die, ſo **Selbſtverachtung** fließen macht. —
Wie ihr mit eurem Muthe groß auch thut —
Tief fallen kann der **Beſte** — darum wacht!

Christi Verurtheilung.

—

Die Aeltesten und Hohenpriester alle,
Falsch Zeugniß wider Christum auszuspüren,
Versammelten zum Rath sich in der Halle,
Um ihn, verurtheilt, dann zum Tod zu führen.

Doch nichts genügte, was man ihn verklagte;
Kein Todvergeh'n war unter den Gerüchten.
Da stand der Hohepriester auf und fragte:
„Antwortest du denn nichts auf ihr Bezüchten?“

Doch Jesus schwieg. Und jener: „Laß uns end'gen!
Ob du sei'st Christus, Gottes Sohn, das sage!
Bei Gott beschwör' ich hier dich, dem lebend'gen.“ —
„Du sagest es. Doch nahe sind die Tage.“

„Da ihr der Kraft zur Rechten werdet schauen
Sitzen des Menschen Sohn und kommen schwebend
Auf Himmelswolken.“ — Da zerriß, voll Grauen,
Jener sein Kleid, die Stimme grimm erhebend:

„Gelästert hat er Gott. Ihr hört es Alle.
Was suchen wir ein Zeugniß noch geduldig?
Was dünket euch?“ — Da rief, mit einem Schalle,
Der ganze Rath: „Er ist des Todes schuldig.“ —

Und also riefen sie mit gutem Rechte;
Wenn anders man ein gutes Recht kann nennen,
Daß eine Weltgestalt am's Dasein fechte,
Drückt ihr ein neuer Geist, sie zu zertrennen.

Das ist die Endlichkeit der Weltgeschichte,
Daß erst als Widerspruch nur und Verneinen
Das Höhere sich gegen Niederes richte,
Und aller Fortschritt muß ein Abfall scheinen.

Am starren Widerstande nur des Alten,
Drin lebende Gedanken einst versteinten,
Kann, ringend, sich das Neue stark entfalten,
Bis beide, tief ausgesöhnt, sich einten.

Das muß geschehn (da hilft kein weibisch Jammern)
Ob auch die Kämpfenden zu Grunde gehen. —
Dich an das Alte, fechtend, festzuklammern,
Ist Pflicht, kannst du das Neue nicht verstehen.

In jedem Lebenswort, das Christus lehrte,
Lag schon ein Todeskeim dem Judenthume.
Der Gott der Väter, den es zitternd ehrte,
Jehovah, der sein Volk erhob zum Ruhme,

Er war ein Gott der Macht, der droben thronte,
Wohin kein Mensch noch kam, hoch über Sternen,
Und der mit Wohlergehn nur denen lohnte,
Die blind sich unterwarfen ihm, dem Fernen.

Daß ihn ein Mensch in seiner ganzen Fülle
Vermocht' in seine Brust herabzuflehen,
Bis daß er sich mit Gott in Liebesfülle
Als Eins erkannt — wie sollten sie's verstehen?

Das Licht, das Gott der Welt in Christo schenkte,
Sie fanden's nicht in ihren Finsternissen.
Sie sah'n den Gott nicht, der sich niedersenkte,
Den Lästrer nur, der ihn herabgerissen.

Sie fühlten es: der Gott ist ganz ein andrer,
Der Welten schafft und tilgt in Lieb' und Grimme,
Als der zu ihnen aus dem Erdenwandrer
Vernehmbar sprach mit trauter Menschenstimme.

Nicht kannten sie ihn wieder, als den Einen,
Der tiefer nur gewollt sich offenbaren.
Sie suchten dort ihn. Für sie gab es Keinen,
So er in Menschenbrust hinabgefahren.

Und so war Christi Schauen und Verkünden
Für sie ein Lästern, Läugnen und Zerstören.
Sturz dräuend grollte schon in tiefsten Gründen
Der alte Gottesbau, sie konnten's hören. —

„Besser ist's, Einer scheidet von der Erde,
(So sagte Caiphas im besten Glauben)
Als daß verführet das ganze Volk uns werde,
Und uns die Römer Land und Leute rauben."

Der Glaube, daß der Mensch von Gott verschieden,
War ihres Reiches Halt. Der ward entrissen,
Sobald ein Mensch es sich vermaaß hienieden,
Als Gottes Sohn im Geiste sich zu wissen.

Sobald er sich vermaaß, einherzufahren,
Der schöpferischen Gotteskraft zur Rechten,
War auch ihr Tempel, auferbaut in Jahren,
Schon preisgegeben des Verderbens Mächten. —

Wollt über Ihre drum den Stab nicht brechen!
Auch ihr habt noch nicht aufgehört, dem Manne,
Der Gottes Sohn sich nennt, zu widersprechen,
Und zu verfolgen ihn mit Haß und Banne.

Ihr hängt noch immer an der alten Zweiheit,
Ob Christus auch die Einheit euch verkündet,
Und rütteln muß der Gottesheld der Freiheit
An eurem Bau, den ihr auf Knechtschaft gründet.

Ecce homo!

Zu treten mit dem Siegerfuß gewohnt
Den Nacken hingeworfner Völkerhorden,
Mehr durch des **Willens** Eisen hochgethront,
Als durch des Schwert's, bis an der Erde Borden

König an Macht und Geist, sieht auf die Welt,
Verachtung lächelnd, nieder Roma's Bürger. —
Jesus ward vor **Pilatus** hingestellt,
Daß der Landpfleger werd' ein Geisterwürger.

Verwundert mißt er ihn von Kopf zu Fuß:
„Bist du der Juden **König**?" Unverzagt
Spricht Jesus: „Von dir selber sagst du's?
Sprich! oder haben's Andre dir gesaget?" —

„Bin ich ein Jude denn? Was ist es mir?
(Antwortet jener) Aber also sprechen
Die Hohenpriester und das Volk von dir,
Anklagend dich. Sag'! was ist dein Verbrechen?" —

„Keins. Denn mein Reich ist nicht von dieser Welt.
Wär' es: zu Schutz und Trutz, als Kriegesmannen,
Auf rief' ich Tausende, die mir gesellt
Als Jünger. Doch mein Reich ist nicht von dannen."—

„So bist du doch ein **König**?" — „Ja, ich bin's;
Geboren, daß ich ew'ge **Wahrheit** beichte.
Mir schulden alle Geister Pflicht und Zins.
Die auf der Wahrheit sind, sind meine Knechte." —

„Wie? sagt ein Jude das so fest und dreist,
(So denkt Pilatus) da nach Halt und Klarheit
Umsonst der Philosophen hoher Geist
Gerungen?“ Bittre fragt er: „Was ist Wahrheit?“ —

Doch Heldenmuth und göttliche Geduld,
Ihm ahnet's, wohnt in Thoren nicht, noch Schächern.
„Ich finde (ruft er) an ihm keine Schuld.
Wollt ihr's, ihn geb' ich frei aus den Verbrechern.“

Die Juden aber schrei'n mit Uebermacht:
„Nicht ihn, den Barrabas sollst du uns geben.
Er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht.
Nach dem Gesetze drum darf er nicht leben.“ —

Verstocktes Volk! das ewig Gott verkennt,
Vor ihm im Staub nur liegt, fremd, wie die Väter.
Du tödtest den, der seinen Sohn sich nennt,
Rettend den mordbefleckten Missethäter.

Pilatus aber fühlt', erbangend tief,
Wie ihn ein Hauch des Göttlichen berührte;
Doch da sein finstres: Kreuz'ge, kreuz'ge!“ rief
Der Haufe, litt er's, daß man fort ihn führte.

Nicht hofft, daß ich mit Metzgerfreude jetzt
In eckelhafter Schilderung mich ergehe,
Wie rohe Knechte seinen Leib zerfetzt.
Den Sieg nur seh' ich, nicht des Kampfes Wehe.

Die Krone, die der Spott ihm aufgedrückt,
Sie leuchtet allen Zeiten einst und Welten;
Der Purpur wird, der ihn zum Hohn geschmückt,
Als einzig ächter Königsmantel gelten.

Wie er daſtand, gewaltig und bewußt,
Nicht ſüßempfindelnd mit dem Schmerze koſend,
Da rauſcht' es durch des Römers ſtolze Bruſt,
Als wie ein Kriegsmarſch, jauchzend, ſiegestoſend.

Er dacht' an Scävola, der ſeine Hand
Lächelnden Blick's von Flammen ließ verzehren,
An Decius, der in den Tod gerannt,
Daß Roma möchte heim, ſiegjauchzend, kehren,

An Regulus, der Römerehre Hort,
Der, ſo er, wie's des Buſens Stimmen heiſchen,
Vor Schande Rom bewahrt, und rein ſein Wort,
Nichts danach fragt, ob Nägel ihn zerfleiſchen.

Doch hier iſt mehr, denn Römerheldenkraft,
Sie ſahen Rom, dem ſie dem Tod ſich weihen,
Aufſtrebend wie der Eiche Rieſenſchaft,
In ſtolzer Erdenherrlichkeit gedeihen.

Der Jude aber, der hier ſteht und ſchweigt,
Weiß, daß er nicht gefeiert als ein Held iſt.
Ihn treibt zum Tod, was keinem Blick ſich zeigt,
Ihn aus der Welt, was nicht von dieſer Welt iſt.

„Seht, welch ein Menſch!“ Das eine, kurze Wort,
Pilatus ruft es und verſtummt verwundert.
„Seht, welch ein Menſch!“ ſo rollt es fort und fort,
Ein Donner, von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Ein Menſch! Nicht blos ein Weiſer oder Held,
Nur durch ein Mehr von Andern unterſchieden.
Ein Menſch, wie er ſich Gotte zugeſellt,
Der einzig, ewig-wahre Menſch hienieden.

Mit Menschenkräften und in Menschennoth,
Hat er die Welt und Noth und Tod bezwungen
Das Irdische getreten in den Koth,
Das Göttliche, ein Gottmensch, sich errungen.

Vermögt ihr All', die ihr zu ihm blickt auf,
Ihm gleich einst, fleckenlos, göttlich zu werden,
Dann stockt der Weltgeschichte Kampf und Lauf,
Und Gottes Friedenstag bricht an auf Erden.

Wie konntet ihr dies reinste Menschenbild
Verzerren uns zum lächerlichen Gotte,
Den Heiland machend zum Aushängeschild
Unreinem Heidendienst und frechem Spotte!

Gott ist der Eine nur von Anbeginn,
Mag er auch tausendfach das All durchwallen. —
In ew'gem Opfertod sich gebend hin,
Erstarrt er zu der Sternenwelt Kristallen.

Er todt und friſst im blinden Element,
Ist in der Pflanze still Gedeih'n versunken,
Springt, ein Bewusstsein, von sich selbst getrennt,
Im Thiere, dem unstäten Lebensfunken.

Daß er sich selber nicht im All zerrinnt,
Schafft er aus sich den Menschen, ihn zu denken.
Kaum daß er so sich auf sich selbst besinnt,
Muß er mit ihm in Grabesschooß sich senken.

Doch es gebiert die ew'ge Grabesnacht
Den ewig neuen Auferstehungsmorgen,
Und Gott ist immer zu sich selbst erwacht,
Ob auch in Todes tausendfach verborgen.

Er bleibt, zu der Erscheinung Nichts verkehrt,
Doch ew'ges Etwas, höchster Selbstgedanke,
Bewußtseinssonne, durch und durch verklärt,
Schaffende Liebeskraft ohn' Maaß und Schranke.

In allen Geistern offenbart er sich,
Christus, in dir, gewaltig, wie der Keinem,
Und bleibt doch volles, ungetheiltes Ich,
Gab er auch Alles, was uns ward, von Seinem.

Hier habt ihr Wunderallmacht doch genug,
Und tiefer Gottgeheimnisse in Fülle!
Doch ihr sagt: Außer diesem allen trug
Er noch persönlich niedre Menschenhülle.

Der Alles that, kam unter andern auch
Herab, mirakelnd Kranke hier zu heilen,
Zu spenden hoher Gottesweisheit Hauch
(Versetzt mit wenig alten Vorurtheilen).

Nachdem er keine Sünde hier verübt,
(Freilich! Wie soll auch Gott zum Sünder werden)
Litt er es, bis zum Tode zwar betrübt,
Buchstäblich an dem Kreuz erhöh't zu werden.

Warum denn? — Von gerechtem Zorn entbrannt
Ueber der Menschen Schuld, hat er zur Erde
Sich selbst als Sündenlamm zum Tod gesandt,
Daß an ihm selbst sein Grimm befriedigt werde.

Er starb auch, überlassend die Natur
Ihr selbst; doch die war also gut im Stande,
Daß, herrenlos, sie, etwas schwankend nur,
Sich selbst ein Weilchen hielt in Rang und Bande.

Et cætera — Ist das bewunderns-werth?
Sind hier des Geistes tiefe Gegensätze?
Ich seh' nur feige Trägheit, die verkehret
In Heidenland der Wahrheit goldne Schätze.

„Bei Gott ist nichts unmöglich!“ sagt ihr mir.
Ja! außer was er selbst sich muß verwehren,
Als: Abgeschmacktes zu begeh'n, wie ihr,
Und die Vernunft in Unsinn zu verkehren.

„Gott lehrte, litt und starb.“ Ist das was Recht's?
Er wußte wohl, es traf ihn nicht im Ernste. —
„Das that ein Gottmensch, irdischen Geschlechts.“ –
„Seht, welch ein Mensch!“ hallt nach die Zeit, die fernste

Vater, vergieb ihnen!

„Vergieb, o Vater, ihnen! denn ſie wiſſen
Nicht, was ſie thun!“ rief er vom Kreuze laut,
Nicht weichlich und empfindſam hingeriſſen,
Rein, feſt und klar, wie er's im Geiſt geſchaut.

Sie *wiſſen's* nicht, ſonſt *thäten* ſie das Rechte.
Sie taumeln und ſie tappen voller Haſt,
Das Haupt umhüllt von trügendem Geflechte.
Der *thut* gewiß das Gute, der es faßt.

Der Dieb, herſchleichend, Andre zu berauben,
Beraubt ſich ſelbſt des klaren Sinn's zuvor,
Sucht vor ſich ſelbſt *berechtigt* ſich zu glauben,
Ausflüchte flüſtert er ſich ſelbſt in's Ohr.

Der Mörder iſt im grauſen Augenblicke
Bewußtlos, dumpf — ein Vieh. Nicht wendet ein:
„Schon Viele gab's, die lauernd legten Stricke,
Vorausberechnend, kalt und teufliſch fein.“ —

Ihr täuſcht euch. Seht im Tollhaus jenen Narren,
Wie er ſich ſeine Weltanſchauung ſchafft,
An ſeiner Tollheit Kern, an ſeinen Sparren
Das All in wohlgefügter Ordnung rafft.

Subtilſter Klugheit Bau nachahmt er äffend,
Nur Schade, daß verfault, zermorſcht der Grund!
Er weiß euch zu entgegnen ſcharf und treffend,
Zu halten, wo's Verſtellung gilt, den Mund.

Ist er gesund und frei, weil scheinbesonnen? —
So ist's der schleichende Verbrecher nicht.
Haß, Wollust, Habgier haben ihn umsponnen,
Ein Dunst, erstickend des Bewußtseins Licht.

Nicht daß ich will die lose Lehre pred'gen:
Nur ein Verhängniß sei die Missethat.
Es kann sich der umgarnte Geist entled'gen,
Hell rufend: „Weiche!" wenn der Taumel naht.

Und soll's, und wird's; denn Keiner wird verderben.
Fällt er, war's freie That nicht, Schwäche blos,
Wie dessen, dem die Sinne schlaffig sterben,
Sinkt er der Schneerstarrung in den Schoos. —

Wär's möglich, könnt' ein Geist in hellem Wissen
Das Böse, weil's ihm Böses ist, umfah'n —
Dann wär' die Sage von den Finsternissen
Ew'ger Verdammniß mehr, als düstrer Wahn.

Doch ist's nicht. Schuld ist nur ein Traumesirren
Vor des Bewußtseins scharfem Tageslicht.
Strafe genug, wenn Spukgestalten schwirren,
Aengstend den Geist, bis er: „Ich wache!" spricht. —

Auch ihr, glaubt ihr euch ehrlich nicht im Rechten,
Die ihr, bald pfiffig und bald väterlich,
Bemüht seid, Geist und Willen uns zu knechten,
Zum Götzen machend euer kleines Ich?

Seid ihr Tyrannen? Nein! Beschränkte Leute,
Mehr, als in eurem wir, im eignen Joch.
Würdet ihr selbst zu freien Menschen heute,
Den freien Menschen ehrtet heut ihr noch.

Und hab' ich euch mit hartem Wort gescholten —
Zu haſſen euch, blieb immerdar mir fern.
Ihren Ideen nur hat es gegolten,
Die euch umnebeln des Bewußtſeins Stern. —

Bornirtheit und Verrücktheit — beides heilbar —
Iſt Alles, was auf Erden Sünde heißt.
Vernunft und Liebe herrſchen einſt unheilbar,
Kommt zu ſich ſelber erſt der Menſchheit Geiſt.

Nichts braucht's, als Gottes Abbild zu erkennen,
Daß ſich die Menſchen lieben und verzeih'n,
Und Gott wird Alle ſeine Kinder nennen.
In ſeinem Geiſt ſind alle Geiſter rein.

Der Uebelthäter.

Zwei Uebelthäter hingen links und rechts
Vom Herrn am Kreuz, verdienten Tod zu leiden.
Der Eine, lästernd mit des Grimms Gebrüll,
Rief: „Bist du Christus, hilf dir und uns beiden!“

Der Andre aber strafft ihn ernst und sprach:
„Wie, scheu'st du Gott nicht, trotzend eigenwillig?
Erduldest du mit ihm nicht gleiche Schmach?
Und uns traf unsrer Thaten Strafe billig.“

„Doch er that nichts, was Gott und Schrift verbeut. —
Herr, laß', mein zu gedenken, dir gefallen
In deinem Reich!“ Und Christus sprach: „Noch heut
Wirst du mit mir im Paradiese wallen.“ —

Im Tod noch fühnt dich Gott, so du's verlangst.
Mit was du dich im Leben auch beschwertest.
Doch das genügt nicht, daß in Todesangst
Du dich nur stellst, als ob du dich bekehrtest.

Weh' dir! wenn du den ernsten Augenblick
Entheiligst mit Gaukelantenlügen,
Verdrehend den schon halbgebrochnen Blick,
Den Wein ausschlürfend mit den letzten Zügen.

Dich um dich selbst betrügst du nur, nicht Gott.
Ein hohles Doppelding, fährst du von hinnen.
Ein Scheinbild, seinem bess'ren Selbst zum Spott,
Was soll es in der Wahrheit Reich beginnen?

Iſt das nicht klar? Du biſt, nur was du biſt,
In Gottes Geiſt ſtürzt, was nur ſcheint, zuſammen.
So werde wahrhaft, in des Werdens Friſt,
Und wolle dich nicht ſelbſt in's Nichts verdammen!

Wer, was gerecht iſt, faßt, iſt ſelbſt gerecht,
Und ſelbſt iſt wahr, wer da erkennt, was wahr iſt.
So ſtreife doch vom Haupt des Trug's Geflecht!
Iſt's doch ſo leicht, zu ſeh'n, was ſonnenklar iſt!

Was that denn jener Uebelthäter dort,
Als daß, was Kindern faßlich, er erkannte?
Daß ihn und Chriſtum man zum Marterort,
Ihn rechtlich, Chriſtum unverſchuldet, ſandte.

Ergriffen von der Dulders Göttlichkeit,
Gab er in ſeinen Schutz ſich voll Vertrauen,
Und war geſühnt, wie ihr es Alle ſeid,
Wollt ihr nur mit geſunden Augen ſchauen.

Im Augenblick, da innig euch ergreift
Begeiſtertes Erkennen ew'ger Wahrheit,
Habt ihr, was an euch unächt, abgeſtreift,
Und ſteht vor Gott in lauterer Geiſtesklarheit.

Fürbitten Andrer braucht es weiter nicht;
Ihr habt euch, thätig, ſelbſt in Gott gereinigt,
Und der Erlöſer, ohne Zaudern, ſpricht:
„Noch heut ſeid wir im Paradies vereinigt.“

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.

Du sieh'st mit feuchtem Strahl der Perle Glanz
Der Schönheit Stirn und Brust verklärend schmücken,
Sieh'st, wie dem Gold das Blitzen des Demants
Entquillt, ein Aug', trunken von Lichtentzücken —

Doch erst in furchtbar öde Mozennacht,
Vereinsamt, muß der Taucher sich versenken,
Mit Geistern ringt der Knapp' im finstern Schacht,
Dich mit dem heitren Lichtschmuck zu beschenken. —

Am Kreuz hing Jesus. Ihn umsummte Spott,
Rings über'm Land in schweren, schwarzen Massen
Lagerte Finsternis. „Mein Gott, mein Gott!
(So rief er) warum hast du mich verlassen?"

Auf schrie er und verschied. Und siehe! jach
Im Tempel riß entzwei der Vorhang mitten,
Rings bebt es, Felsen bersten mit Gekrach,
Aus Gräbern kommen Heil'ge vorgeschritten. —

Willst du erringen em'gen Lichtes Hort,
Steig' in dich selbst hinab in's Grau'n der Nächte!
Furchtbar vereinsamt sei am tiefsten Ort,
Als ob dein Gott selbst deiner nicht mehr dächte!

Erst fühl' ihn dem Gedanken trostlos fern,
Bis seine Nähe dich mit eins durchschauert!
Der kostet nur des em'gen Lebens Kern,
Der der Vernichtung Schmerz hat überdauert. —

Der von dem Allerheiligsten dich schied,
Der Vorhang wäre nimmermehr zerrissen,
Wenn jener Eine, der den Vater sieht,
Nicht aus dem Nichts geweckt sein Gotteswissen.

Das Allerheiligste steht offen jetzt,
Doch immer noch kann Keiner hingelangen,
Er habe sich denn erst an's Kreuz versetzt,
Und heiß gerungen mit Vernichtungsbangen.

Was klagst du weibisch ob der Menschheit Qual,
Der Weltgeschichte stätem Todesringen?
Nur Todesnacht gebiert des Lebens Strahl,
Heil'ge kann nur das Grab zu Tage bringen.

Bis nicht durchforscht des Jammers finstrer Grund,
Des letzte Tiefe muß den Grundstein tragen,
Kann nimmer himmelwärts vom Erdenrund
Der ew'gen Freude heitrer Tempel ragen. —

Gott selbst, in des Verwesens Welt verkehrt,
Schlägt sich an's Kreuz in ew'ger Selbstverzichtung,
Verliert und findet wieder sich verklärt,
Sich neu erschaffend stets aus der Vernichtung.

Es iſt vollbracht.

Des Todes Schatten kam. „Es iſt vollbracht!“
So rief er, neigte das Haupt, und ſtarb. —
Der Ungeiſt, der dich ganz uns ſchaal gemacht,
War's, der uns auch dein letztes Wort verderb.

Es iſt vollbracht — bequem ward's überſetzt
In: „Gott ſei Dank! ich überſtand die Qual.“
Das Wort taugt jedem faulen Frömmler jetzt,
Der weichlich winſelt „hier im Jammerthal.“

Du Heuchler! So du, nur auf dich bedacht,
Dein liebes Seelchen dort zu ſchmuggeln ein,
Auf wunden Knie'n jagſt, haſt du nichts vollbracht,
Des Herrn Wort nicht erfrech' dich zu entweih'n!

Der niederwarf und aufhob eine Welt,
Der vor dem Volk kein einzig Wort verlor,
Das nicht der fernſten Zeiten Nacht erhellt,
Ein ewig flammend Segensmeteor,

Der keck ſein Zeichen in den Himmel ſchrieb,
Auf das Geſchlechter um Geſchlechter ſchau'n,
Durch ſeinen Bann zu bändigen den Trieb
Des Böſen, und in Gott ſich zu erbau'n,

Der ſich, ein zukunftſchwangres Weizenkorn,
Dem frühen Grab geweiht, bewußt und frei,
Auf daß, in ſeines Todesſchmerzes Born
Sich badend, alle Menſchheit göttlich ſei —

Der durfte rufen laut: „Es iſt vollbracht!“ —
Sein ganzes Leben, um des Geiſtes Hort
War's eine ſchöne, heiße Siegerſchlacht,
Und eine Völkerzukunft jedes Wort.

Doch du (wie du dich ſelber heißeſt) Wurm,
Stöhnſt nach das Heldenwort mit Feiglingsſinn?
Thu's! — In des Geiſtes ew'gen Thatenſturm
Stirbt, ungehört, dein kleines Prahlen hin. —

O ſelig! wer den Samen treu geſtreut,
Und ſchimmern ſieht im Geiſt der Aernte Pracht!
Dürft' ich, wie er, einſt rufen, ſiegerfreut,
Und wär' es auch vom Kreuz: „Es iſt vollbracht!“

Was ſucht ihr den Lebendigen bei den Todten?

Die Weiber kamen früh am Sabbathmorgen
Zum Grab des Herrn und brachten Spezerei'n;
Dem todten Leib der Friſche Schein zu borgen.
Doch abgewälzt vom Grabe war der Stein.

Das Spielzeug, kind'ſchem Gram zum Troſt geboten,
Der Leib war fort. Ein Ruf entſcholl dem Licht:
„Was ſucht ihr den Lebend'gen bei den Todten?
Der Auferſtandene — hier iſt er nicht!“

Was ſucht ihr den Lebend'gen bei den Todten? —
Trifft euch dies Wort nicht mit des Donners Wucht?
Ihr kaut gedankenlos die leeren Schoten,
Derweil des Kernes Keim ward Baum und Frucht.

Ihr kettet eure Herz an morſche Leichen,
Wähnt zu bewahren, was der Tod entreißt,
In Kerkerkaſten, ſilbern, kupfern, eichen,
Derweil das All durchpulſt der freie Geiſt. —

Gepredigt ward verdumpften Völkerſchaften
Von dem lebend'gen Menſchenſohn das Wort,
Bis, dunklen Dranges, ſie empor ſich rafften.
„Sucht ihn! (erſcholl's) Nach Paläſtina fort!“ —

Und tauſend zogen aus und abertauſend,
Bekreuzt die Bruſt, die Fauſt am Schwerte keck.
Der Wüſte Glut, das Meer, unwillig brauſend,
Der Sarazenen Säbel fraß ſie weg.

Doch leer nicht werden des Verderbens Gassen,
Es drängt sich Schaar auf Schaar in Kutt' und Erz.
Was kümmert sie's, die Heimath zu verlassen?
Sie suchen eine Heimath für das Herz. —

Jetzt schaar'n sie, lange Litaneien singend,
Vor'm Zug in Möncheshand am Kreuz des Herrn,
Jetzt fassen sie, rasch laute Schwerter schwingend,
Des Morgenländers Flammenzungenstern.

Die Palmen, aufgeschreckt aus Friedensträumen,
Erbeben. Ringsum, mit eins, blickt auf ein Heer
Von Sonnen aus lebendig bunten Räumen,
Zitternd auf Harnisch, Helm, Schild, Schwert und Speer.

Wie tobt's, Jerusalem, vor deinen Mauern!
So Mancher sinkt in fremde Erd' hinab.
Jetzt dringen sie im Sturm, mit hell'gen Schauern
Hinein, und finden drin — ein leeres Grab.

„Was sucht ihr den Lebend'gen bei den Todten?
Der Auferstandene, hier ist er nicht."
Kehrt in die Heimath ein, der ihr entboten,
Kehrt in euch selbst ein! — drinnen ist das Licht. —

Nicht Heeresvolken zieh'n, mit Schlachterwettern
Geschwängert, jetzt noch aus nach Osten fern;
Doch in vergilbten Buch's verblichnen Lettern,
Im Grabe, sucht ihr immer noch den Herrn.

Besinnt euch! Schaut empor den Münster steigen,
Ein fromm aufstrebender Gedankenbau!
Spricht nicht ein Geist aus des Gesteines Schweigen,
Euch seine Tiefen stellend keck zur Schau?

Seht Angelo's, seht Raphaels Gestalten,
Wie sie, ein frommer Zug, gewaltig still,
Euch, eine neuentdeckte Welt, entfalten,
Was eure tiefste Seele weiß und will.

Hört ihr der Forscher und der Dichter Worte?
Der Geist, seiner Unendlichkeit bewußt,
Von keiner Zeit gebannt, von keinem Orte,
Schöpft aus der Gottheit Tiefen jetzt mit Lust.

Ahnt ihr noch nichts? Der Gott in sich gefunden,
Schaut, ew'gen Werthes voll, empor, der Mann.
Morsch sind die Ketten schon, die ihn gebunden,
Und Völkern bricht der Freiheitmorgen an.

Auf! leset rings in eurer Brüder Augen!
Drin leuchtet Segen, es entweicht der Fluch.
Haß, Rache, Treubruch, Mord — die Worte taugen
Einst nur für ein verschollnes Wörterbuch.

Wagt's und erkennt euch selbst! In euch lebendig
Wirkt fort der auferstand'ne Menschensohn,
Das Reich der Liebe mehrend allbeständig,
Bis er allein wird sitzen auf dem Thron.

Die Himmelfahrt.

Haſt du's erlebt, des rief'gen Jammers Fauſt
Betäubend, Schlag auf Schlag, dein Haupt getroffen,
Bis dir vor deines Buſens Oede grauſt,
Daraus hinwegzog Glück und Troſt und Hoffen?

Die Lieben all', gebrochnen Augenlicht's,
Im Grab — nach Thränen lechzt umſonſt dein Kummer,
Und auf der Welt, der weiten, blieb dir nichts,
Nichts — doch im Nichts liegt ſchon das All im Schlummer.

Aus Nichts ſchuf Gott die Welt. So muß der Geiſt,
Dem Nichts entrufend ſeine Welten, ſchaffen. —
Eh' ſich der Tiefe Demant blitzend weiſt,
Muß bis zum Grund dein Herz, der Fels, zerklaffen.

Die Jünger, die vor wenig Tagen noch
Kindiſch im Zank gezeigt noch Ehrenplätzen,
Ja ſtill gemurrt: „Wann wird der Meiſter doch
Mit Macht auf ſeinen Königſtuhl ſich ſetzen?“

Wie ſind ſie jetzt zertreten und verweiſt!
Fort ſtob ihr Hofſtaat thörichter Gedanken.
Im Grabe liegt ihr Kern, ihr Lebensgeiſt,
Das ſie, gleich hohlen Schatten, ſcheu umſchwanken.

Der ſtolze Königsbau, da liegt er nun
In Trümmern, den ſie ſah'n im Geiſte ragen;
Der Meiſter iſt entflohn, nichts bleibt zu thun,
Als einſam, unterm Schutt verſteckt, zu klagen.

Hülflos, verhöhnt, gehaßt, vor Schrecken bleich,
Sind sie beisammen in des Grams Beklemmung,
Der furchtsam dichtgedrängten Heerde gleich,
Die nur die Angst zurückhält von Zerstreuung. —

Da tauchen aus dem grauen Zwielterlicht
Leis auf des Morgens erste, fahle Streifen.
„Er lebt, er schied aus eurer Mitte nicht."
Das Wort beginnet schon, sie zu ergreifen.

Erst war's ein Spuk, verworren, wunderbar;
Der sah ihn hier, und dem erschien er dorten.
Doch mehr und mehr wird ihnen offenbar
Der Geist des Meisters in lebend'gen Worten.

Was unstät nur den Einzelnen sich wies,
Kommt über sie in der Versammlung Hallen.
Daß sie der Gottgesalbte nicht verließ,
Von neuem Leben trunken, spüren's Alle.

Da schwindet hin die Nacht, das Dämmerlicht,
Die Lerche steigt, des Jubelns sich erfreuend,
Und der Gewißheit Siegessonne bricht
Hervor, vom Tode jedes Herz erweckend. —

Sie gingen (sagt die Schrift) ihn zu empfah'n
Auf einen Berg, dahin er sie beschieden,
Und nieder sanken sie, da sie ihn sah'n,
Er aber sprach: „Im Himmel und hienieden

„Alle Gewalt ist mir gegeben. Auf!
Geht aus und lehret, macht Alle zu den Meinen!
Lenkt zu den fernsten Völkern euren Lauf
Und taufet sie im Namen des Dreieinen!"

„Lehrt Alles halten sie, was ich befahl!
Und siehe! ich bin bei euch alle Tage,
So lang' die Welt erhellt des Himmels Strahl."
Sprach's und verschwand. Zum Himmel — geht die Sage.

Und lügt nicht. Ob es auch kein Auge sah:
Er stieg empor in's Lichtreich der Gedanken,
Sitzt, freier Geist, der Kraft zur Rechten da,
Das Dort und Hier beherrschend ohne Schranken. —

Da bricht der Jünger Geist das Band entzwei,
Wagt, mit dem Meister Himmelfahrt zu halten.
Dort schau'n sie kühn, was ihres Amtes sei:
Ein göttlich schöpferisches Erdenwalten.

Die Völker alle, geistig blind und taub,
Sollen sie wecken mit des Meisters Worten,
Die Welt zum Licht erheben aus dem Staub,
Bis Eines das Hienieden ward und Dorten. —

Das große Werk, nicht enden konnten ihr's,
Die Menschheit zu erlösen ganz zum Geiste,
Für uns, für fernste Zeit (Ich denke dir's
Für Alle, Gott!) bleibt noch zu thun das Meiste.

Laßt unsre Lenden denn gegürtet sein,
Die Welt, verkündend, mahnend zu durchschreiten.
Ein Jeder kann sich zum Apostel weih'n,
Kann helfen, Gott dem Herrn sein Volk bereiten. —

Gott ist der Vater. Alle Kreatur
Zeugt er im Wort. Er ist der Geist, der eine,
Stets bei sich selbst, ob er herab auch fuhr.
Der Sohn. Er lebt in uns, in Fleisch und Beine.

Im Geiſte nur ſind Sohn und Vater Eins,
Denn jeder hat in ihm ſein tiefſtes Weſen.
Werft ab die Laſt des Stoff's, des Erdenſchein's!
Dann ſeid ihr, frei in Gott, zu Gott genaſen. —

Das iſt der Lehre Kern. Wer ſie gefaßt,
Der weiß, ſie iſt lebendig nur im Werden,
Der wird ſich gönnen weder Ruh' noch Raſt,
Bis daß ein Gottmenſch jeder Menſch auf Erden.

Das lehret! Und ſo die Erd' euch niederreißt,
Dann ſchaut zu Chriſto auf, dem ewig wahren!
Er war im Himmel ewiglich, im Geiſt,
Er brauchte nicht gen Himmel erſt zu fahren.

Er hatte ſeine Wahrheit hier, wie dort,
Drum bleibt er bei euch, in euch alle Tage. —
Wenn ſich in allem Fleiſch vereinſt das Wort
Erkannt — dann iſt erfüllt die heil'ge Sage.

Dann iſt vollbracht die große Himmelfahrt,
Dann hat der Menſch die Heimath wiedergefunden;
Zur Rechten ſitzet uns der Kraft gepaart,
Dem Vater iſt der Sohn, im Geiſt, verbunden.

Epilog.

Und als der Tag der Pfingſten war erfüllet,
Und ſie, einmüthiglich, verſammelt Alle,
Ging, gleich dem Wind, wenn er gewaltig brüllet,
Vom Himmel aus ein Brauſen durch die Halle.

Und über ihren Häuptern ſchwebt' und kreiſt' es,
Als wie von feurigen, zertheilten Zungen,
Und Alle wurden voll des heil'gen Geiſtes,
Und Alle predigten, vom Geiſt gedrungen.

Und auf die Stimme kam herzu die Menge,
Juden und ander Volk aus fernen Landen,
Ein buntverwirrtes Völkerſchaftgedränge;
Doch ward von Jedem jedes Wort verſtanden.

Und ſie entſetzten ſich, beſtürzt, verwundert:
„Sind dieſe nicht aus Galiläa alle?
Und nun, da jeder anders ſpricht, wohl hundert,
Trifft jedes Wort mit längſtgekanntem Schalle!“

„Ein Jeder hört in ſeiner Sprache Weiſen,
Kam er vom fernſten Winkel auch der Erden,
Von ihnen Gottes große Thaten preiſen.
Wie iſt uns Allen denn? Was ſoll das werden?“ —

Doch die, in deren Brust des Geistes Funken
Nur in verloschne Asche konnte fallen,
Laut spottend, riefen: „Seht doch! sie sind trunken.
Der süße Wein läßt sie so seltsam lallen.“ —

Ein schönes Mährchen, tiefe Wahrheit findend! —
Vom Himmel kommt der Geist daher mit Brausen,
Und die er weckt zum Wort, ihr Haupt entzündend,
Versteht ihr Alle, wo ihr auch mögt hausen.

Nicht aus der fernen Fremd' ist uns erklungen
Das Wort vom Menschensohn, der auferstanden.
Es ist das Wort, das war, vor allen Zungen,
Erkannt von Allen, die es wiederfanden.

Was kümmert's uns, woher die heil'gen Lehrer?
Aus nahen Ländern, oder aus entfernten?
Nicht finden sie uns, ob auch Galiläer,
Was sie daheim in Galiläa lernten.

Die ew'gen Worte haben sie vernommen
In aller Menschen ew'gem Vaterlande,
Im Land des Geist's, daher wir Alle kommen,
Ein Veilchen anderm nur an diesem Strande.

Und wandern wird durch alle Länderstrecken
Das Wort, erobernd, und im Sieg nicht wanken,
In aller Völker Herzen aufzuwecken
Vergess'ne, längstgekannte Gottgedanken.

Wenn erst der Geist, mit lautem Sturmeswehen,
Ganz hat erfüllt der Erde weite Hallen,
Wird jeder Mensch des Bruders Wort verstehen.
Dieweil der Geist wird predigen aus Allen. —

Schaut! Flammen ſchweben, laute Stimmen ſchallen,
Und tauſend horchen ſchon und abertauſend.
So mag mein Lied auch mit im Strome wallen,
Der, weltbefruchtend, rollt und ſiegesbrauſend.

Die Spötter, ſo ſich lächerlich ihm ſtemmen,
Und Trunkenheit nur ſeh'n in der Begeiſterung —
Der Strom der Wahrheit wird hinweg ſie ſchwemmen,
Fortjauchzend frei in ſeiner Weltbemeiſterung.

Druck von Eduard Pfeil in Berlin.

Friedrich von Sallet's

sämmtliche Schriften.

Zweiter Band.

Gesammelte Gedichte.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.

Gesammelte Gedichte

von

Friedrich von Sallet.

Zweite verbesserte Auflage.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.

Sallet als Lyriker.

Durch Nichts wird die Unzulänglichkeit jeder Kunsttheorie schlagender bewiesen, als durch das Erscheinen eines neuen Genies; besonders ist dies in der Poesie der Fall. Und wie könnte es auch anders sein? Wäre es möglich, dieser schöpferischen Kraft durch ein ausspeculirtes Princip und darauf errichtetes System für immer feste Gränzen zu setzen, so hätte sie ja keine andere Aufgabe zu erfüllen, als Vorgezeichnetes, vorher Durchdachtes in Ausführung zu bringen, sie wäre der Geheimsecretair der Philosophie. Daß die wahre Poesie dies nie gewesen und nie sein darf, wird bestimmter gefühlt als gedacht. Eine geschichtliche Erfahrung aber, die unter andern das vorige Jahrhundert machte, weis't ganz sicher darauf hin, daß gerade dann, wenn eine ersonnene Kunsttheorie der Poesie Gesetze vorschreiben will, diese allmälig ihre eigenthümliche Lebenskraft verliert und erstirbt, daß sie dagegen zu keiner Zeit reicher und schöner quillt, als wenn die Kritik sich lediglich darauf beschränkt, Mißlungenes abzuweisen und dadurch der ächten Poesie, ohne diese selbst construiren zu wollen, den Weg rein zu halten. Der Dichter schöpft aus dem Leben, so

wol seines eigenen Innern als der Außenwelt, und so wenig dieses sich nach streng erkennbaren Gesetzen bewegt und vorausbestimmt werden kann, so wenig hat der Dichter irgend ein anderes Gesetz seines Schaffens anzuerkennen, als sein eigenes. Dieses eigene Gesetz aber ergiebt sich ihm aus dem eigenthümlichen Wesen seines Geistes und aus seiner Stellung zur Gegenwart, ist also nach der Verschiedenheit dieser ein anderes. Was kann nun der Kunsttheoretiker anderes thun, als den Lebensnerv der in der Gegenwart erscheinenden Kunst zu belauschen, den Punkt zu erforschen, wo derselbe im Geiste und Gemüthe des Künstlers und in der Zeit wurzelt, also: historisch den Ursprung, das Werden und das gegenseitige Verhältniß bedeutender Kunstwerke nachzuweisen? Selbst über den unterschiedenen Character der angenommenen drei Hauptgattungen der Poesie werden wir am gründlichsten auf historischem Wege belehrt. Verfolgen wir diesen, so wird uns klar, daß es nicht in der Willkür des Dichters liegt, Bedeutendes in der oder jener Gattung zu schaffen. Hat sein Volk die Jahrhunderte jugendlichen Heldenthums allzu weit hinter sich, dann wird er es zu keinem Epos bringen können, an dem sich Mit- und Nachwelt erfreuen möchte; denn das ächte Epos ist der Wiederklang nationaler Heldenthaten. Eben so wenig wird ihm ein volksthümliches Drama gelingen, wenn sein Volk in Sclaverei lebt oder in geistigem Schlafe fortvegetirt; denn der Boden, auf welchem das ächte Drama gedeiht, ist bewußtes, thatkräftiges, nach mannigfaltigen Richtungen ausströmendes Wirken und Schaffen. Anders ist es

freilich mit der Lyrik. Für diese ist im Ganzen genommen jedes Zeitalter befähigt; denn vom schlichten Volksliede bis zum tiefsinnigen Hymnus erstreckt sich die Stufenleiter aller denkbaren Volksbildung, so daß sie eigentlich als das Grundelement der Poesie an sich erscheint. Deshalb sollte man sie nicht als besondere Gattung dem Epos und dem Drama gegenüber stellen; denn während diese beiden die Ausgangspunkte des geschichtlichen Verlaufs der Poesie bezeichnen, indem das Epos die That in streng objectiver und dagegen das Drama eben dieselbe in entschieden subjectiver Gestalt vorführt und nach inneren Gesetzen darstellt, faßt diejenige Richtung der Poesie, welche man Lyrik zu nennen pflegt, die ganze Sphäre der menschlichen Regsamkeit, von der unklarsten Naturempfindung bis zur anschaulichen Anschauung des philosophischen Sehers, in ihr Bereich. Die That selbst liegt zwischen beiden Extremen mitten inne, sowol die bewußtlose unmittelbare des jugendlichen Volkes als die durch klar erkannte Ideen vermittelte des reifen Zeitalters. Deshalb verstummt die Harfe des lyrischen Sängers beinah unter keinerlei Umständen; selbst die unwürdigste Sclaverei läßt sie noch in leisen Accorden zur Klage stimmen und Sehnsucht nach Freiheit hauchen. Liegt aber das Volk aus eigenem Behagen im Schlaf, dann summt es sich im Traum noch anmuthige Schlummerlieder, deren gleichmäßiger Tact seine Athemzüge begleitet. Und ist es zum hellsten Schauen, zur regsten Theilnahme an den Dingen des Tages erwacht, hat es sich sogar schon im nationalen Drama bespiegeln können, so wissen seine

Sänger auch das blendende Licht der geistigen Sonne zu besingen. Die Lyrik nimmt ihre *wesentlichen* Bestandtheile aus dem Geiste des Sängers, von der Außenwelt leiht sie nur den Anlaß und die characteristische Färbung. Es scheint also ihre Aufgabe zu sein, den ganzen inneren Menschen nach seiner jedesmaligen Wechselwirkung mit der Außenwelt darzustellen, und da diese Wechselwirkung unaufhörlich stattfindet und doch in jedem Augenblick eine andere ist, so herrscht in der Lyrik, sowol nach Inhalt als Form, eine *unbegränzte* Mannigfaltigkeit. Jedes lyrische Gedicht hat zum Kerne den Punkt, in welchem das Bewußtsein des Dichters in dem Augenblicke des Schaffens mit der Außenwelt zusammengetroffen ist. Was hier Außenwelt genannt wird, umfaßt jedoch weit mehr als die sinnliche Welt, sie bezeichnet — wofür wir keinen Namen haben — die Gesammtheit alles Körperlichen und Geistigen, was nicht in dem Ich des Dichters enthalten ist. Die Hauptrichtungen dieser Gesammtheit sind Natur, Mensch und der Urgrund beider: Gott. Aus der geistigen und körperlichen Beziehung des Menschen zu ersterer und zu letzterem wie auch besonders zu sich selbst und seines Gleichen, ergeben sich nun eine Menge von Situationen, die alle ihren Sänger finden.

Daß die Lyrik gerade im Reiche der *Empfindung* herrsche, ist durch neuere Dichter längst widerlegt worden, und unter den neuesten durch keinen entschiedener als durch Friedrich v. Sallet: ja man kann nicht einmal sagen, daß er von dieser aus seinen Entwicklungsgang begonnen habe. Um

nun sogleich auf den characteristischen Unterschied der Sallet'schen Lyrik von jeder anderen uns bisher bekannten hinzudeuten: während die übrigen Lyriker aus dem ihnen angewiesenen Kreise entweder jeder nur einen bestimmten Punkt herausgriffen oder, wo sich einer in dem ganzen Kreise bewegte, den Inhalt desselben in unsicherer und nicht scharf hervortretender Folge durchmaßen, hat uns dagegen Sallet in seiner Lyrik, für die er sich, den Zeitumständen nach, hauptsächlich bestimmt glaubte, ein vollkommen abgeschlossenes, in sich vollendetes Bild des menschlichen Bewußtwerdens von der Welt und ihrem Sein in Gott, und zwar in scharfen und reinen Zügen und eben so eigenthümlicher als energischer sprachlicher Ausprägung hinterlassen. Er begann damit, das Ideal des Seins in der Natur zu erblicken. Sie erscheint rein, stark und durch die ihr eingebornen Gesetze und die unbedingte zwanglose Erfüllung derselben in ewiger Ordnung und Eintracht mit sich selbst. Wie sollte sie nicht dem kindlichen Sinne zur Weltmutter werden, die Alles, was ist, aus sich entwickelt hat, gedeihen und wirken läßt und in ihren Schooß wieder zurücknimmt? In der Natur ist Alles, wie es sein soll, nicht anders sein kann. Auch das menschliche Leben — so weit es der junge Dichter kannte — wurzelt in der Natur und gestaltet nach ihren ewigen Normen seinen Verlauf. Menschenleben und Natur werden deshalb in so inniger Wechselwirkung aufgefaßt, daß das eine für das andere gilt, das eine den fördernden Einfluß des andern erfährt, also beide in ungetrennter Einheit das Bewußtsein des Dichters

erfüllen. Was etwa im Leben diese Einheit zerstören könnte, wirkt eben so vorübergehend, wie das Schlimme in der Natur, das selbst schon den Keim der Hoffnung auf das Bessere in sich trägt. Das Gelb des Herbstes schimmert nicht unähnlich dem Glanze des Frühlings. Der äußere Sonnenstrahl, der sich durch das Dunkel der Blätter stiehlt, bringt auch in die Finsternis des Gemüthes und macht es wieder sonnenhell. So strahlt die Wonne und die Sehnsucht der Liebe zurück aus den Reizen der Natur, süße Erinnerungen werden wach beim Gesange des Vogels, beim Duft der Rose; Schöpfungstrieb in der Natur erzeugt auch im Dichter, oder — was dem gleich ist — im Menschen überhaupt, schöpferisches Sinnen. Doch wie die Natur in harmonischem Walten ihre Wunder schafft, und in ruhiger Selbstgenüge an ihrem Schaffen sich zu erfreuen scheint, so muß auch der Mensch, fern von thränenvollem Ringen und rastloser Sehnsucht, wirken und genießen. Harmlose Lust am Dasein und williges Versenken in die Wunder der Natur und des Gemüthes genügen dem reinen Menschen. Auch der Dichter harre mit stiller Seele der wechselnden Bilder des Lebens, wenn sein inneres Licht hervorquellen und seine Schöpfungen erleuchten soll. So angeschaut und genossen wird der Frühlingstag zur Apotheose der Natur und des Menschenlebens zugleich, indem er sowol die Wunder der Schöpfung wie alle Wonne und alles Weh der Menschenbrust offenbart. Ganz wie hier Sallet, so nimmt auch das Volkslied die Natur zum Symbol des menschlichen Ernst, weil beide sich unaufhörlich zu

bedürfen und Ein Weſen zu bilden ſcheinen: nur bedient ſich das Volkslied altbergebrachter typiſcher Formen und gebt weniger tief, als es der geniale Dichter, mit kräftiger Individualität ausgeſtattet wagen darf.

Aber dieſes Paradies der Unſchuld, worin Natur und Geiſt in Eins verwebt ſind, behält ſeine Dauer weder für das Volk noch für den Einzelnen, nachdem ſie einmal vom Baum der Erkenntniß gekoſtet, d. h. ihre Beſtimmung ahnen gelernt haben. Welches iſt dieſe Beſtimmung? und wie gelangt das Bewußtſein zur Ahnung derſelben? Der Menſch in der bisher geſchilderten Stellung zur Natur iſt eigentlich der ächte Autokrat: er ſieht ſich als den Mittelpunkt der Schöpfung, Alles iſt ihm zum Genuß bereitet. So darf es nicht bleiben: er ſoll eben ſo viele Autokraten mit ihren Welten neben ſich anerkennen, ſoll ſich mit ihnen friedlich vertragen, und ſich doch dabei ſo reich als früher ſchätzen. Mit andern Worten: der Menſch darf den Menſchen ſich gegenüber nicht mehr als Natur betrachten, ſondern muß ihn wie ſich in freier Selbſtthat gewähren laſſen, damit die Menſchheit vom Traum zum Leben erwache, unter Kampf und Arbeit zum Bewußtſein gelange und die Welt zum Tempel der Wahrheit umſchaffe. Daß der Menſch und das Volk zum Ahnen dieſer Verpflichtung kommen, liegt in dem Weſen des Geiſtes: ſobald er eine Hauptquelle des Daſeins erſchöpft hat, bricht er ſich Bahn zu einer tiefer liegenden, reicheren. Aber welche Selbſtüberwindung erheiſcht dieſer Fortſchritt! Die Welt der menſchlichen

Wirksamkeit muß dem reinen Naturſohne ein wüſtes Chaos erſcheinen, in welchem alle Blüthen des genoſſenen Glücks verwelken, brodlikert von einer unreinen Genoſſenſchaft voll Spott und Hohn gegen den unerfahrenen Ankömmling. In der Natur herrſcht Nothwendigkeit, tief in ihrem Innern wirkend und nach Außen die Dinge zur Schönheit geſtaltend. In der Menſchenwelt herrſcht Willkür, die der Kundige auf dem Wege zur Freiheit begriffen ſieht. Den Fortgang von jener zu dieſer mit feſtem Blick zu ſchauen und die Verwirklichung der Freiheit, aller Täuſchungen ungeachtet, als nothwendig zu begreifen, das erfordert einen ernſthaften Geiſteskampf, den nicht Viele wahrhaft durchkämpfen. Sallet hat die Hauptmomente dieſes Kampfes eben ſo kräftig durchlebt wie dargeſtellt. Zunächſt hat nun die Natur ihren bewältigenden Einfluß auf das Gemüth verloren. War es früher eigentlich auch nur die bisher noch ungeſtörte Harmonie der Seele ſelbſt, die in der Natur ihr Bild wiederfand, ſo iſt es nun ebenfalls die Seele, welche die Natur von ſich geſchieden ſieht. Die Natur iſt die alte geblieben, vor den Augen des Geiſtes aber iſt ſie verwandelt. Die Sonne ſendet wie ſonſt ihre Strahlen, in der Seele bleibt es dunkel, ja die Sehnſucht nach Licht, da ſie ſich nie erfüllt, wird zur Thorheit. Und was wird dem kühnen Eroberer des Lichtes zum Lohn? — Feſſeln und Verkennung. Denn das Licht leuchtet zu Thaten, die Welt aber will ſtille ſitzen und ſpottet aufopferungsvoller Begeiſterung. Nur wenn die Helden der Vergangenheit zum Kampfe mahnen,

fühlen ſich die Schwachen erſchüttert und von Selbſtverachtung gereinigt. So elend ſieht der Dichter die Menſchenwelt beſchaffen. Er möchte dem Leben entfliehen, welches ihn dumpf umfängt wie ein quälender Traum, aus dem ſeine Seele nur auf Augenblicke emporfährt, gelockt von der Erinnerung des entſchwundenen Friedens. Erfaßt ihn bisweilen die Ahnung, daß ſich einſt eine Welt der Freiheit aufthun werde, ſo erſcheint ſie ihm auch jetzt noch unter dem Bilde der ewig ſchönen Natur. Aber der Sprung in dieſe Welt führt über den gähnenden Abgrund des Todes: nur wenn der Menſch jedes Band mit dem irdiſchen Werkeltagsleben und ſinnlichen Treiben gewaltſam durchſchneidet, vermag er ſein Ich klar zu begreifen, ſeinen Geiſt zur reinen Höhe des Ideales zu retten; denn „Tod macht geſund und klar“. Doch dieſe klare Stille birgt ſich dauernd nur im tiefſten Grunde der Seele; darüber hin rauſchen immer auf's Neue die ſchlammabſetzenden Wogen des Tages. Nach außen hin bricht nun die Gewalt der Seele, die in reiner Wirkſamkeit ausſtrömen möchte und den Weg nicht finden kann, als vernichtender Uebermuth hervor. Hat das harmoniſche Walten in der Natur einen Sinn, wenn der geborne Herr derſelben im Bewußtſein der ihm innewohnenden Kraft ringend ſich verzehren muß? Darf er nicht geſtaltend wirken, ſo möchte er in Verzweiflung zerſtören, damit die göttliche Weltordnung in der Natur ihm nicht länger ein *Geſetz* vorläge, das in der Menſchenwelt keine Geltung findet. Aber das kann nur eine flüchtige Wolke ſein: unter

Schmerz und Thränen muß der Verzweifelnde die Ahnung aussprechen, daß auch der trotzigste Eigenwille der Versöhnung mit Gott nicht zu entfliehen vermag. So muß endlich das Bewußtsein in sich selbst, in Natur und Menschheit selbständige Mächte und doch alle zusammen als Einheit in Gott erkennen lernen. Den Weg zu dieser Erkenntniß bahnt sich der Dichter in den Epigrammen und Romanzen; in jenen wird nicht mehr an Wahrheit im Bewußtsein, an Kraft, die sich in Thaten bewährt, an ächtem Gefühl, das den schaffenden Dichter belebt, an Verwirklichung der Freiheit durch und für die Menschheit verzweifelt, in diesen, die bald als episch aufgefaßte Naturbilder, bald als eigentliche Romanzen im Sinne der Romantik, bald als politische Zeitbilder erscheinen, tritt als Grundzug: die Sehnsucht nach Erfassung des Unendlichen in irdischer Form hervor. Ewige Jugend, unvergängliche Frische in Geist und That soll auch den Greis noch schmücken, so wie die alternde Welt selber sich in's Ewige als neuerstandener Phönix erhebt.

Im Folgenden entfaltet sich nun das Bewußtsein des Dichters nach zwei Hauptrichtungen hin: der Mensch in Natur und Gott — und eben derselbe in der Menschheit. Die Natur ist nun nicht bloß der Spiegel der stillen, dem unruhigen Treiben der Außenwelt verschlossenen Seele des Betrachtenden, sondern der Friede im Innern und in der Natur ist der Friede Gottes, der in beiden leise, aber doch mächtig wirkend lebt und schafft. Was außer und über beiden existirend als Gott verehrt wird, ist nichts weiter

als ein Götze der zugleich trägen und ausschweifenden Einbildungskraft. *Alles in Gott, also auch Gott in Allem*, woraus aber durchaus nicht folgt, daß Sallet, wie er von beschränkten Köpfen mißverstanden wird, in jedem Baume einen Gott sah. Auch der Mensch *weiß* zwar in sich einen freien individuellen Geist, aber er *weiß* auch, daß derselbe ein Punkt im Geiste Gottes ist. *Wie* der menschliche Geist zugleich *frei* und doch in Gottes Geiste *gefangen* sein kann, das vermag er freilich nicht zu *begreifen* — um so fester aber hat er es in sich als unmittelbaren *Glauben*, und der Dichter spricht diesen Glauben mit der Zuversicht der Wahrheit aus. Was vermag noch der *Tod* über den Menschen? Wer in Gott sich weiß, steht *unverwüstlich*, ob auch kein himmlisches Jerusalem den ausgedienten Erdengeist in sein Spital aufnimmt. Aber nur *Wirkungen* verbürgen die ewige Fortdauer des Keimes, welchen Gott in uns pflanzte; denn indem der Geist aus sich schafft, entfaltet er in's Unendliche sein Wesen, bis er eine Schale nach der andern von sich gestreift, immer reiner und gottähnlicher leuchtet. Diese Wirkungen des menschlichen Geistes sind *Thaten*: was er Göttliches in sich erfahren hat, muß er im Kreise der Menschheit zur Gestaltung bringen; was bisher nur *Gedicht* war, muß sich zur *Geschichte* verwirklichen. Mit Einsicht und Muth soll Alles, was Lug und Trug ist, bekämpft und vernichtet werden. Unversöhnlichen offenen Krieg allen denen, die seit Alters an der Entwürdigung des Menschen arbeiteten, ihn mit Gewalt in weltlicher und kirchlicher

Barenmacherei gefangen hielten und ihn hinderten, als lebendiges Glied der Menschheit am Reiche Gottes auf Erden mitbauen zu helfen — also vor Allem: unversöhnlichen Krieg den Aristokraten und Pfaffen! Freiheit ist das letzte Ziel menschlicher Wirksamkeit, ob sie auch den Dummen und Schlechten noch immer ein Hirngespinnst dünken mag, weil sie noch nie alle Winkel der Erde zugleich erleuchtete — zuletzt wird sie sich doch einmal bei uns einbürgern und die Völker zu Einem Volke Gottes vereinigen. Dichter sind Vertraute Gottes, und so durfte Gallet am Schlusse seiner Lieder den Feinden der Freiheit die kühne Frage entgegenwerfen: „Sagt, ist mein Geist nicht edel, mein Herz nicht fromm, meine Poesie nicht durchlebt von dem Willen Gottes?" Sie haben nicht gewagt, diese Frage zu verneinen — ein Zeichen, daß es der Wahrheit ein Mal gelungen ist, ihre erklärten Gegner in die Schranken ehrfurchtsvoller Scheu zurückzuweisen!

Meißs, den 5. October 1845.

Theodor Paur.

Inhalt.

Naturleben und junge Liebe.

An den Leser ..... Seite 3
Lebenslied 4
Die Sternschnuppe 5
Das Begräbniß der Rose 7
Abendhülle 11
Weinstock und Dichter 13
Posthornklang 15
Maiweinlied 17
Wellentraum 19
Der Himmel im Auge 21
Holdes Grab 22
Das Wunderland 23
Der Morgen 26
Wanderlied 27
Herbstlied 29
Mußt am Abend 30
Werth des Unglücks 32
Ermunterung 34
Erinnerung 35
Verzauberung 37
Der alte Dichter 39
Baum und Bach 41
Zwei Kinder 43
Die erwachte Rose 46
Zephyr und Rose 47
Nachtigall und Rose 48
Die weinende Rebe 50
Heil, Wald 51
Die Welt, ein Kindestraum 52

Herr Specht..... Seite 53
Weltluft..... 56
Mährchen..... 58
Der Rhein und die Reben..... 61
Der Rhein und seine Boten..... 64
König Frühling..... 70
Der Johanniswürmerprinz..... 82

Zerrissenheit.

Nehmt hin!..... 105
Dumpfheit..... 106
Abschied..... 108
Der Wandrer..... 111
Kindeswahn..... 114
Der Gebannte..... 116
Entweichung..... 118
Ein Traum..... 123
Glockenzeche..... 125
Don Quixote..... 127
Tasso..... 129
Ariel..... 132
Hamlet..... 135
Prometheus..... 137
Der Komet..... 139
Titanentraum..... 141
Zortbauer..... 143
Sühne..... 146
Versöhnung..... 148
Gelöstheit..... 150
Verklappung..... 151
Warnung..... 152
Vulkanenlied..... 153
Anmuth..... 154

Epigrammatisches und Lehrhaftes..... 155

Fragment..... 171
Die Sprache..... 173
Die Muttersprache..... 174

Romanzen, Legenden und Balladen.

Der Blonde und der Braune.... Seite 177
Eisenwirthschaft.... 179
Hornissenkönigs Noth.... 181
Waldeserinnerung.... 184
Da liegt ein Musikant begraben.... 187
Der Organist.... 189
Der Mörder.... 193
Zerbuscht.... 195
Das Lebehoch.... 197
Das letzte Lied.... 199
Das Volkslied.... 202
Der gefangne Ritter.... 206
Der Heimathheerd.... 209
Liebesmacht.... 212
Die Rose der Jugend.... 214
Der Geiger.... 216
Der alte Grillenfänger.... 219
Hanswurst's Traum.... 221
Der Doge.... 224
Der starke Hakon.... 227
Zwei tragicomische Geschichten.... 230
Der Hartner.... 232
Wat Tyler.... 235
Hagars.... 240
Der Dörfflinger.... 243
Zlethen.... 245
Michel Angelo.... 247
Erwin von Steinbach.... 249
Börne.... 251
Junker Grün.... 254
Nero.... 256
Jahrmarkt in Jüterbock.... 260
Die 95 Thesis.... 265
Traum des Churfürsten Friedrich von Sachsen.... 268
Auslegung.... 270
Bettelmönch und Schmidt.... 272
Der Phönix.... 275

Pantheismus und reife Liebe.

Unendliche Reihe ..... Seite 279
Frühlingsgewalt 281
Mysterium 283
Frühlingsgottesdienst 285
Nachtet 287
Zuflucht 288
Unsterblichkeit 290
Christi Höllenfahrt 292
Der Zaubergärtner 295
Der liebe Gott hat nichts zu thun 300
Traum 303
Liebestrilogie 307
Verstohlenes Glück 312
Mein! 315
Verlobung 316
Brieflich 317

Ernsthafte Gedichte.

Bitte 320
Manifest 321
Gebet 324
Reimspiel 326
Der Bär auf gemeinschaftliche Kosten 327
Im Trüben ist gut fischen 330
Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde 332
Wahrer Gesichtspunkt 335
Der neue Columbus 336
Trinklied 338
Alte Idee 340
Zaar und Hofnarr 341
Sehnsuchtsanfall 345
Fichte 346
Romanze von einem deutschen Weibe 351
Rococo 353
Donauägetischer Kinderunfug 357
Anecdote und Auslegung 361
Der schwarze Landsturm 362

Guter Rath ..... Seite 364
Hyperboräische Ballade 365
Räthsel 366
Verlobt, gebunden 369
Gelegenheitsgedicht 371
An die deutschen Triarier 373
Augsburgische Confession 375
Beichte und Vorsatz 376
Non absolvo 378
Rechtes Deutschthum 380
Absertigung der zahmen Propheten 382
Zum Verständniß des Faust 384
An die superklugen, bedenklichen, buchermachenden Rathsherrn 385
Stuhl und Baum 387
Der schlafende Riese 390
Der alte Ueberallundnirgends 392
Lumpengericht 394
Ein harmloses Räthsel 396
Ein schön neu Lied von einem Pariser Studenten 398
Der Freiheitsveteran 400
Zeitungsklassenlogik 402
Stylphysiognomik 405
Redensart 406
Schibboleth 407
Des Kämpfers Leidwesen 408
Kanonierphantasie 411
Geschichtliche Entwicklung 413
Vulcanismus 414
Ergebung 416
Letztes Bedenken 417
Aut, aut 419
Fernsicht 421
Ecce homo! 428
Frühlingskampf 431
Dionysos 435
Vorzeit und Gegenwart 437
Epilog 441

Druckfehler-Verzeichniß

für

den zweiten Band.

Seite 87 Zeile 10 von unten lies: beſiegen.
„ 167 letzte Zeile l. Welt ſt. Welle.
„ 170 letzte Zeile l. milder ſt. wilder.
„ 174 zweite Strophe, Zeile 2 ſetze am Ende ſtatt des Punktes ein Komma.
„ 230 vierte Strophe letzte Zeile l. Pferd ſt. Pferde.
„ 306 zweite Strophe Zeile 3 l. zerſetzen ſt. zerfetzen.
„ 312 erſte Strophe Zeile 3 l. du ſt. da.
„ 342 Zeile 6 l. das ſt. da.
„ 376 erſte Strophe Z. 2 l. Liberalen ſt. Lieberalen.
Ebendaſelbſt letzte Str. letzte Z. l. Vorſicht ſt. Verſtch

Naturleben und junge Liebe.

An den Leſer.

Kannſt du nicht volle Stunden lang
Den Blumen ſchau'n in's Angeſicht,
Nicht horchen auf des Baches Klang
Und auf der Biene Summen nicht;
Kannſt du nicht liegen auf dem Rücken
Im Gras, und müßig in's Blaue blicken;
Kannſt du nicht wonnig träumend ſchwärmen,
Wenn Blüthenglanz das Grün durchbricht,
Kannſt du dich ohne Grund nicht härmen,
Wallend im blaſſen Mondenlicht,
Erfaßt dich nicht gluthvolles Entzücken,
Wenn ſchöne Augen in deine blicken,
Kurz — biſt du nicht ein närriſcher Wicht,
So lies auch meine Lieder nicht.

Lebenslied.

So viel Lieder will ich singen,
Als der Frühling Blüthen schafft,
Die in üpp'ger Jugendkraft
Duftend aus den Knospen dringen.

So viel Gläser will ich trinken,
Als auf blumenreicher Au
Von des Morgens hellem Thau
Tropfen in den Kelchen blinken.

So viel Küsse will ich stehlen,
Als am Himmel Sterne sind.
Gieb sie willig nur geschwind,
Liebchen, ohne viel zu zählen!

So in ewig jungem Streben,
Niemals alternd, werd' ich alt.
So viel Blätter sind im Wald,
So viel Jahre will ich leben.

Die Sternschnuppe.

Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern hernieder gleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf Alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh',

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

Das Begräbniß der Rose.

In Blumen und Zweigen vergraben
Lag ich unter schattigem Dach,
Da sah ich 'nen wilden Knaben,
Der ein Waldröslein brach.

Doch bald warf er's zur Erde,
Gesättigt von seinem Hauch;
Dann sprang ohne Sorg' und Beschwerde
Von dannen der kleine Gauch.

Da nah'ten sich schwärzliche Käfer
Und zogen an grünem Strang,
Zu wecken die träumenden Schläfer
Durch Trauerglockenklang.

Maiglöcklein tönten leise
Mit fernhin säuselndem Hall,
In seltsam schauriger Weise,
Zu künden den Todesfall.

Nun kamen von allen Seiten
Zank'rische Gestalten viel,
Das Begräbniß zu bereiten
Bei Sang und Orgelspiel.

Der Dom war gewölbt von Zweigen,
Fernher erschallte schon
Durch's dumpfe Trauerschweigen
Des Baches Orgelton.

Die Blumen nah'ten im Leide,
Weil die Schwester gestorben war;
In priesterlich weißem Kleide
Trat die Lilie vor den Altar.

Sie sandte Gebete, so leise,
Unhörbar, himmelwärts;
Doch Düfte, wie Seufzer so heiße,
Bezeugten den tiefen Schmerz.

In bunten Chorgewanden
Die Schmetterlingsschaar auch kam,
Die dienend den Altar umstanden,
Die Schwingen erbebten vor Gram.

Die Bienen in Schaaren summten
Herbei von ferner Flur,
Die Blumen in Leid verstummten,
Thautränen hatten sie nur.

Geschäftige Käfer gruben
Ein kühles Grab im Moos,
Indeß die Bienen erhuben,
Den Todtengesang der Ros':

„Du warst einst Wonne Allen,
Nun bist du Aller Schmerz.
Laßt Todtenglocken schallen
Und Lieder himmelwärts!"

„Laßt uns die schöne Hülle
Begraben tief in's Moos!
Da liegt sie kühl und stille
Von Glanz und Düften los."

„Doch wenn auch Würmer nagen
Den schönen Leib entzwei;
Laßt ab vom bangen Klagen,
Denn ihre Seel' ist frei!"

„Die reinen, frommen Düfte
Sind ihr unsterblich Theil,
Die schwingen durch die Lüfte
Sich auf zum ew'gen Heil."

„Wo Engelstimmen klingen
In des Allmächt'gen Ohr,
Strebt nun auf geist'gen Schwingen
Der Todten Seel' empor."

„Im Himmel wird sie wallen,
Weil sie so fromm und rein,
Da sangt mit Wohlgefallen
Sie der Allmächt'ge ein."

„So, innig ihm vereinet,
Wird sie von ihm ein Theil.
Was klaget ihr und weinet?
Lobsingt und preist ihr Heil!" —

Das Lied versäuselte schaurig,
Sie senkten die Ros' hinab,
Die Blumen schütteten traurig
Thautropfen und Duft auf's Grab.

Da flüstert' ein Veilchen mit Beben:
„Ich habe dich heiß geliebt;
Doch weil du so prächtig im Leben,
Stand ich dir fern betrübt."

„Und drang meiner Düfte Sehnen
Nicht zu dir, verweht von der Luft:
So fallen doch meine Thränen
Jetzt nieder auf deine Gruft.“ —

Ob das Veilchen noch lange gelebet,
Ob's nicht verblichen bald? —
Nicht weiß ich's, von Schauer durchbebet
Verließ ich den stillen Wald.

Abendstille.

In der heil'gen Abendstille,
Wenn der letzte Sonnenstrahl
Schlüpfend durch die Blätterfülle
Weg vom gold'gen Laub sich stahl,

Jedes Angesicht die Sonne
Scheidend küßt mit Zauberschein,
Daß es glüht in milder Wonne,
Wie berauscht von jungem Wein:

Fühl' ich mir's im Herzen gähren —
Tausend Bilder zart und lieb —
Süße Lieder will's gebären,
Schwillt auf von des Schaffens Trieb.

Dann erschließet üpp'gen Strebens
Jede Blum' auch ihre Brust,
Wird sich ihres Blumenlebens
Erst im Traume recht bewußt.

Haucht verschwend'risch ihre Düfte,
Die so süß und sehnend glüh'n,
Daß in sel'gem Rausch die Lüfte
Taumelnd um die Kelche zieh'n.

Träumend liegt die Flur und stille,
Leise jedes Blatt erbebt,
Das in junger Lebensfülle
Schwellend nach Entfaltung strebt.

Himmel, der so heiß gesenget,
Wird zum milden Gärtner jetzt,
Frischen Thau er niedersprenget,
Der das Land befruchtend netzt.

Dann, wenn Alles wächst und strebet
Trinkend frischen Abendhauch,
Wallet sanft empor und hebet
Sich des Mädchens Busen auch.

Höher wird das Roth der Wangen,
Kühner der verschämte Blick,
Heimlich sinnt sie mit Verlangen
Ueber ein entbehrtes Glück.

Eigne Schönheitsfülle drücket,
Ach! sie trägt sie länger nicht. —
Reife Frucht, die lockend blicket,
Sehnt sich still, bis man sie bricht.

Alles ringsum träumt und blühet
In der heil'gen Abendstille;
Ringsum athmet, webt und glühet
Schöpfungstrieb und Lebensfülle.

Weinstock und Dichter.

Wenn mit frischen Jugendkräften
Blüth' und Blatt der Weinstock treibt,
Schwillt er so von Lebenssäften,
Daß kein Raum im Stamme bleibt.

Darum fallen sie als Thränen,
Herbe Tropfen, auf das Land,
Und er weint vor Jugendsehnen,
Weinstock ist er drum genannt.

Also in der Jugend Tagen
Wird so voll des Dichters Herz,
Daß es sich ergießt in Klagen,
Daß er weint in süßem Schmerz.

Und wie dann die Trauben schwellen,
Reifend an der Sonne Glut,
Und in goldnen, duft'gen Wellen
Strömen aus ihr köstlich Blut,

Das, gefüllt in helle Becher,
Duftend schon die Sinne labt,
Und die eingeweihten Zecher
Schnell mit sel'gem Rausch begabt:

Also reift an Liebesglnten
Still des Dichters reich Gemüth,
Bis es seine Lebensfluten
Tönend überströmt im Lied.

So daß ächte Zecher lauschen,
Haltend mit dem Trinken ein,
Und sich gern im Lied berauschen,
Wie an starkem Feuerwein.

Dichter, sollst den Weinstock ehren,
Denn als Bild schwebt er dir vor;
Und ihr, Zecher, uns're Ehren
Leiht beim vollen Glas ein Ohr!

Posthornklang.

Träum'rische Düfte viel
Im grünen Hain,
Durch's Laub der Lüfte Spiel,
Dämmernder Schein!

Blüthe sich stille wiegt,
Leisathmend nur.
In ihrer Fülle liegt
Ruhend Natur.

Auch in dem Herzen mir
Schlief Sehnsucht ein;
Nicht Lust, nicht Schmerzen hier,
Nur stilles Sein.

Da dringt durch Waldesnacht
Laut Posthornklang;
Mein Herz, ach! bald es wacht
In Sehnsuchtsdrang.

Freundlicher Augen Schein,
Tief inn'ger Gruß!
Den Odem saugen ein
In heißem Kuß!

So bang die treue Bruſt,
Scheiden mit Schmerz!
Wiederſeh'n, neue Luſt!
Trägt dich das Herz?

Mächtig ſo Qual, wie Luſt,
Vergeſſen lang,
Füllt noch einmal die Bruſt
Beim hellen Klang.

Horch! wie es leiſe ſchallt,
Fern ſchon, ach! fern:
„Liebchen harrt, reiſe bald!“
Ach wie ſo gern! —

Mein Aug' nach oben ſieht,
Thränen ſind drin:
„Die ihr da droben zieht,
Wolken, wohin?“

Maiweinlied.

Gießet ein den goldnen Wein!
In des Frühlings heitrem Weben
Soll des Herbstes kräftig Streben
Nicht von uns vergessen sein.

Freuet euch und singt und lacht
In der Jugend frischen Tagen,
Liederklang und Blüthenpracht
Mag das Herz in Fülle tragen!
Doch gedenkt mit heil'gem Ernste,
Daß die leichte Frühlingslust
Nicht genügt der Mannesbrust,
Nicht das höchste Ziel, das fernste.
Frühlingslust und Blüthenfülle
Sind nur anmuthreiche Hülle,
Drin sich birgt das ernste Streben,
Goldne Frucht der Welt zu geben.
Reife denn an heil'ger Glut
Euer Sinn, der Rebe gleich,
Trotzt dem Sturm mit Lebensmuth,
Und seid ihr im Innern reich:
Sendet Wort und That hinaus
Durch der Erde weite Strecken,
Um, was gut und recht, zu wecken!
Darauf trinkt die Gläser aus!

Doch mit Kräutern würzt den Wein,
Die in stillen Waldesträumen
Unter süßen Frühlingsträumen
Licht und Leben saugten ein!

Freut euch an des Herbstes Kraft,
Trinkt begeistert seine Gluten!
Doch, der alle Keime schafft
Voll von erster Liebe Gluten:
Frühling, o vergeßt ihn nimmer!
Ist die Jugend auch dahin,
Bringet Frucht der ernste Sinn,
Längst getrennt vom Blüthenschimmer:
Sollt ihr fest im Geist behüten
Eurer Jugend Träum' und Blüthen:
Die Erinn'rung töne wieder
Eurer Jugend Lust und Lieder!
Jugendlusterinnerung
Wird zur frohen Hoffnung dann,
Daß ihr jenseits wieder jung
Kündet sie euch jubelnd an.
Aus des Grabes dunklem Haus
Werden neue Blüthen sprossen,
Unverwelklich, lichtumflossen!
Darauf trinkt die Gläser aus!

Wellentraum.

Gern mag an des Meeres Wellen wohl der Wandrer lauschend liegen,
Wie sie wallen, wie sie schwellen, voll Musik sich rauschend wiegen!
Leiser Sang, emporgetragen aus der hellen Tiefen Grund,
Giebt von allen Wundersagen, die dort unten schliefen, kund,
Von den Perlen und Korallen, die in stillen Räumen funkeln,
Von des Friedens grünen Hallen, die in Dämmerträumen dunkeln.
Holde, schimmernde Gestalten, Klang, der's Haupt umzogen hält,
Lösen dort das Räthselwalten einer Zauberwogenwelt.

Ach! an deines Busens Wellen, Mädchen, möcht' ich lauschend liegen,
Wie sie wallen, wie sie schwellen, und sich leise rauschend wiegen!
Leiser Sang, emporgetragen — wer ihn zu durchdringen weiß,
Hörte wohl die Wundersagen aus der Tiefe klingen leis.

Und wie dort der Wandrer sinnet, horchend auf der Wellen Tönen,
Bis sein Geist in Traum zerrinnet in dem Reich, dem hellen, schönen:
So entschlief' ich, träum'risch denkend, eingewiegt an deiner Brust,
Mich in ihre Wunder senkend, schwelgend drin in reiner Lust.

Der Himmel im Auge.

Als ihr helles Aug' mit Beben meinem Kuß entsiegelt war,
Sah ich einen Himmel schweben drinnen abgespiegelt klar. —
War das nun der hocherhabne, der empor sich sonnig trägt?
Oder war's der tiefbegrabne, den ihr Busen wonnig hegt?

Holdes Grab.

Ich bin begraben, ach!
In ſüßer Todesluſt;
Mein holdes Grabgemach
Iſt meines Liebchens Bruſt.
Und wie auf Gräbern blühen
Maiedslein, früh entſproſſen,
So hat ein roſig Glühen
Die Wangen ihr umfloſſen.

Es keimt dies holde Blüh'n
In meines Herzens Grund,
Die Seufzer, die da glüh'n,
Hauch' ich aus ihrem Mund.
Es weht um ihre Glieder
Ein Singen und ein Klingen —
Das ſind die leiſen Lieder,
Die mir in ihr entſpringen.

Das Wunderland.

O kennst du noch das Wunderland,
Mein Mädchen, wo wir weilten?
Wo wir vergaßen, Hand in Hand,
Wie Jahr auf Jahr enteilten?

Da weh'n die Lüfte fern und nah,
Wie Liebeshauches Lächeln,
Und jede Rose grüßt uns da,
Wie eines Engels Lächeln.

Die Bäche kommen ringsumher,
Propheten gleich, gezogen,
Und wunderbare Liebesmähr
Erklingt aus ihren Wogen.

Wohin sie wenden ihren Lauf,
Laut predigend ihr Sehnen,
Da horchen Flur und Blumen auf
In hellen Liebesthränen.

Zur Liebesandacht lockt leis
Der Blumenglocken Klingen,
Bis daß aus jeder Blüthe heiß
Sich Duftgebete schwingen.

Lebend'ger Gottesodem zieht
Durch laute Waldeskron',
Und unser Herz, in sel'gem Lied,
Stimmt ein zu jedem Ton.

Und ob uns singt die Nachtigall
Mit Liebesallgewalten,
Nach ihres Liedes Nixenschall
Sich Welten rings gestalten.

Wie lichte Schwäne droben zieh'n
Durch's Blaue Stern' und Sonnen,
Gewiegt von Liedesmelodien,
Umweht von Liebeswonnen.

Die Nachtigall lenkt ihren Tanz
Am goldnen Band der Klänge,
So zieh'n sie hin in Himmelsglanz
Und hauchen Sphärenklänge.

Und wir, mein Mädchen, saßen lang
Und fest und warm umschlungen,
Und schwammen hin im Wonnesang,
Den Liebe selbst gesungen.

Wir horchten still, in sel'ger Ruh,
Jahrhunderte dem Klange;
Ich dachte dich, mich dachtest du,
Wir wußten's nicht, wie lange. —

Du holder Engel! nun gebannt,
Mein Leben zu verschönen:
Vergaßest du das Wunderland
Mit seinen Heimathtönen?

Nur selten, daß ein heller Traum
Dich tief und leise mahnet;
Dann weinest du und weißt es kaum,
Was deine Brust geahnet.

Doch deinem Dichter blieb das Bild
Im Herzen dämmernd stehen,
Und tief in seinen Nächten quillt
Ein Klang mit leisem Wehen.

So Abends, wenn die Sonne sticht
Und Alles nächtig träumet,
Verspätet noch ein Wölkchen zieht,
Von Rosenglut umsäumet.

Nimm meine Lieder denn zur Hand,
Und aus Erinn'rungstrümmern
Erbaue dir das Wunderland
Mit seinen Rosenschimmern!

Und fühlst du es mit tiefem Sinn
Im Klange meiner Lieder,
So denke: bald, bald zieh'n wir hin
Und ruh'n in Eden wieder.

Der Morgen.

Der erste Strahl von Osten her
Fliegt kräftig, wie ein lichter Speer,
Die Finsterniß zu tödten,
Es steigt von ungeseh'nem Chor
Der Lerchen Sang zum Herrn empor
In jubelnden Gebeten.

Die Blume wacht aus Träumen auf
Und schaut zum Himmel still hinauf,
Ihr Auge weint und lächelt,
Und rascher jeder Pulsschlag strebt,
Und Alles jauchzt, und Alles lebt,
Vom frischen Hauch umfächelt.

Und alldurchdringend blitzt der Strahl,
Er gleitet in das stille Thal,
Was er berührt, das scheinet;
Er trifft ein niedres Hüttendach,
Wo grad' ein treues Herze brach,
Das lang umsonst geweinet.

Wanderlied.

Ich sag's: so traurig ist kein Nest,
Wo man eine Woch' verweilet,
Daß es einem nicht das Herz abpreßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib' ich steh'n im Sonnenstrahl
Und schau' zurück mit Trauern
Hinab in's enge, dunkle Thal
Auf schwarze Thürm' und Mauern.

Und keine Musik ist so schlecht,
Auch nicht der Leierkasten,
Daß, fühlt man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Tanze paßten.

Kein Liedel ist so lahm und dumm,
Es läßt sich fröhlich pfeifen,
Und kein Gesell so zahm und stumm,
Es läßt sich mit ihm streifen.

Kein Weg so krumm und voll Gestein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und, kommt man lustig nur hinein,
Ist's lustig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will mich nicht schämen und grämen;
Um's Haupt den frischen Morgenhauch,
Den wird mir niemand nehmen.

Vom Mädel der gestohlne Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier,
Sind Ding', die man mir lassen muß;
Das Andre hol' der Geier!

Man achtet mich daheim nicht sehr,
Drum lieb' ich das Marschiren;
Da grüßen die Wipfel rings umher,
Die Vöglein musiciren.

Herbstlied.

Durch die Wälder ſtreif' ich munter,
Wenn der Wind die Stämme rüttelt
Und mit Raſcheln bunt und bunter
Blatt auf Blatt herunterſchüttelt.

Denn es träumt bei ſolchem Klange
Sich gar ſchön vom Frühlingshauche,
Von der Nachtigall Geſange
Und vom jungen Grün am Strauche.

Luſtig ſchreit' ich durch's Gefilde,
Wo verdorrte Diſteln nicken;
Denk' an Maienröslein milde
Mit den morgenfriſchen Blicken.

Nach dem Himmel ſchau' ich gerne,
Wenn ihn Wolken ſchwarz bedecken;
Denk' an tauſend liebe Sterne,
Die dahinter ſich verſtecken.

Musik am Abend.

Im Abendstrahl saß ich an stillen Wogen,
Mein Sinnen schweift' in unbestimmten Kreisen,
Und Flötenklang kam über'n See gezogen.

Es tönt in süßen, tiefempfundnen Weisen,
Mein Herz, geweckt zu neuer Liebeswärme,
Stimmt in die lauten Klänge ein mit leisen.

Wofür ich hier in Wonneträumen schwärme,
Wie fühlt' ich's da! die Seligkeiten alle,
Um die ich nun mich, ach! in Sehnsucht härme. —

Der Flötenton starb hin in leisem Halle,
Doch innen tönten meines Busens Saiten,
Nachbebend lange noch mit geist'gem Schalle.

Doch sieh den letzten Purpurstrahl entgleiten,
Die Sterne steigen auf in heitre Bläue,
Und ahnend forscht das Aug' in Himmelsweiten.

Da fühlt' ich auch Musik in mir, doch neue,
Beruhigt war das heiße Liebebeben,
Vergessen, was mich kränke hier, was reue.

Denn Töne fühl' ich durch die Seele schweben,
So leis und fern, und doch mit hellem Klingen
Mir kündend klar der Gottheit heil'ges Weben.

Herz' kann solch Tönen aus dir selbst entspringen?
Wie? oder hört' ich nur aus hoher Ferne
Die lichten Welten Sphärenlieder singen?

Doch nein: im Einklang tönten Herz und Sterne.

Werth des Unglücks.

Der Champagnerwein im Becher
Ruht, versenkt in stilles Sinnen;
Mächtig schlägt der wackre Zecher,
Sieh! da regt und rührt sich's drinnen.
Viel der edlen Perlen ruhten
Heimlich in den goldnen Fluten;
Durch des wilden Schlages Macht
Sind sie all emporgebracht.

Wenn, gepreßt, du zittern mußt
Bei des Schicksals wilden Schlägen:
Was du magst an Perlen hegen
Tauchet auf in deiner Brust. —

Grünend, rauschend steht die Eiche,
Leis im Sonnenlicht geschaukelt;
Daß an Stärke nichts ihr gleiche,
Ahnt sie nimmer, traumumgaukelt.
Aber sauft der Sturm und schüttelt,
Fühlt sie, aus dem Schlaf gerüttelt,
Wie sie kräftig trotzen kann:
Wurzelt fester nur fortan.

Wenn des Lebens Sturm dich weckt,
Wird dir's wilder Kampf bezeugen:
Mannestraft iſt nicht zu beugen;
Nichts fortan, das dich erſchreckt. —

Kaum zu duften wagt die Roſe,
Heimlich hold in ſich geſchmieget;
Windesſtoß naht mit Getoſe,
Blatt auf Blatt zur Erde flieget.
Da ergießt ſie durch die Lüfte
Alle Fülle ſüßer Düfte,
Sterbend haucht ſie weit und breit
Milde nur und Lieblichkeit.

Fällt, entblättert, dein Gemüth,
Sei ſein letztes Todesgrüßen
Aushauch alles Milden, Süßen,
Was verborgen drin geblüht.

Ermuntrung.

Schau' um dich! wie das goldne Licht
Auf allen Strömen zittert,
Durch alle Waldesschatten bricht,
In alle Schluchten wittert.

Heut ist so dunkel keine Nacht,
Die nicht ein Strahl durchschauert;
Bleibt einzig deines Busens Schacht
Dem Gottesgruß vermauert?

Schau! wie der Blumen Auge scheint
In hellen Wonnethränen!
Daß diesen Thau der Schmerz geweint —
Wie magst du es nur wähnen?

Es schweift ein langer Jubelklang
Fernhin in allen Lüften;
Warum verhallt er dumpf und bang
In deines Busens Grüften?

Der Gott, der solche Tage schuf,
Der schafft es auch geschwinde,
Daß seiner Schöpfung Wonneruf
In dir ein Echo finde.

Dann wird sein Wort: Es werde Licht!
Durch deine Brust aufklingen,
Drin Blüthenlust die Knospen bricht,
Und hell die Bächlein springen.

Erinnerung.

War mein Träumen einſt kein Träumen?
Oder bin ich heut ein Thor?
Summet nicht aus Kelchesſäumen
Leiſer Glockenton empor?

Was ich längſt ſo klug belächelt
Als der Kindheit goldnen Wahn,
Fühl' ich wieder, duftumfächelt,
Meinem Herzen mächtig nah'n.

Tauſend Stimmen locken, ſchrecken,
Daß ich ſüß erbeben muß;
Tauſend Augen blicken, necken,
Bieten lächelnd Liebesgruß.

Fliegt ein Vöglein her, ein ſchlankes
(Silberklang durch's goldne Licht),
Setzt ſich auf ein Reis, ein ſchwankes
(Grünes Dach ob buntem Wicht),

Schaut ſo klug, das Hälschen wendend,
Einem gleich, der manches weiß;
Süßbekannte Kunde ſpendend
Wirbelt's laut und zwitſchert leis.

Vöglein, kamſt aus goldnen Weiten,
Wo viel tauſend Blumen ſteh'n,
Mahneſt mich an goldne Zeiten,
Wo viel tauſend Wonnen weh'n.

Wie so traut fragt deine Weise:
„Weißt du's noch und denkst du dran?“
Echo ruft fern und leise
Neckend nach dir: „Denkst du dran?“

Gern ja will ich daran denken,
Und wie ich mit ernstem Sinn
Meinen Blick will niedersenken,
Ach! wo trifft er plötzlich hin!

Winkt ein wundersüßes Grüßen
Mir der Rose Angesicht,
Traun, die Wonne zu versüßen,
Hell die schönste Thräne bricht.

Solche Wangen, solches Blicken,
Solche Thränen kannt' ich einst.
Zauber! magst mich ganz umstricken,
Weil du es so freundlich meinst.

Und so will ich ohne Scheue
Wieder Kind und Dichter sein.
Lächle fort, du helle Bläue,
Mir in's helle Herz hinein!

Verzauberung.

Und wäre verzaubert mein Herz
In einen finstern Hain,
Drin Schatten allerwärts,
Und nirgends heller Schein:
Da säß' ein Vöglein tief im Grün,
Und sänge, deutlich zu versteh'n:
„Hab' draußen süße Rosen blüh'n
Im hellen Sonnenlicht geseh'n."

Und wäre verzaubert mein Herz,
In einen tiefen See,
Drauf Schweigen allerwärts,
Vergessen Lust und Weh:
Da schwämm' durch's Blau ein weißer Schwan,
Der hörte auf zu singen nicht:
„O komm' herab auf meine Bahn,
Du hohes, heil'ges Sternenlicht!"

Und wäre verzaubert mein Herz
In eine Höhle tief,
Wo manches lichte Erz
In dunklen Schachten schlief':

Da rieselte herab ein Quell
Und sänge heimlich leis das Wort:
„Da droben lachen Blümlein hell
Und leichte Zweige schwanken dort.“

Und wäre verzaubert mein Herz
In einen Eisberg weit,
Wo Todtenstill' allwärts
In kalter Einsamkeit:
Da fiel' ein ferner Strahl auf's Eis,
Schmückend mit Rosenhauch den Tod,
Daß jeder es zu lesen weiß:
„Hier winkt ein selig Morgenroth.“

Der alte Dichter.

Komm', junger Burſch, und laß dich unterweiſen!
In deinem Buſen fühlſt du's mächtig kreiſen;
Die Bilder, die im Geiſt dir zaubriſch walten,
Von mir, dem Meiſter, lerne ſie geſtalten! —
Schau, wie der Himmel ruhig, klar und rein!
So ruhig klar ſoll deine Seele ſein.
Wenn dunkle Wetterwolken donnernd kämpfen,
Dann wallt's und ringt's von ungeſtalten Dämpfen,
Und will ſich ein Gebild auch klar entfalten,
Muß es vor ſcharfem Blitzesſchwert zerſpalten.
So, wenn die Seel' in Nacht und Kampf ſich birgt,
Wird ein Gebild vom andern ſchnell erwürgt.

Nun ſieh! wie Segel in dem ſtillen Meere
Durchzieh'n den Himmel leichte Wolkenheere.
Wie raſtlos wechſelnd ſie ſich ſtets erneuen!
Es ſcheint ein Mühen nicht, es ſcheint ein Freuen.
Doch wie ſie ſchnell auch kommen und vergeh'n,
Stets ſind ſie deutungsvoll, beſtimmt und ſchön.
Bald ragen zauberiſche Alpenberge,
Bald kämpft ein Rieſe gegen ſchlanke Zwerge,
Bald bau'n ſich ſchöngefügte, kühne Hallen,
Von deren Zinnen Freiheitsbanner wallen,
Der Bau zerſchmilzt zu blumigen Gewinden,
Die ſich zu ſchlanker Palme dann verbinden,

Dann fliegt die Palmenkrone fort als Aar,
Umschwebt von Elfen, die der Stamm gebar. —
So webe deine Phantasie geschäftig,
Doch ruhig wechselnd, Bilder, mild und kräftig,
Zu leicht und spielend nicht, noch zu gewaltig,
Zu einfach nicht und nicht zu vielgestaltig,
Und halte jedes nur so lange fest,
Bis sich's — ein Morgentraum — erkennen läßt.

Doch sieh die weichen, milden Rosengluten
Der Wolken Saum umwallen und umfluten;
Sie sind es, die sie zauberisch verklären,
Daß sie uns mehr, als Irdisches, gewähren,
Daß uns beim Anschau'n Sehnsucht tief bewegt
Und in ein zauberhelles Jenseits trägt.
Sie kommen aus des Lichtes ew'gem Quell,
Hier — milde Rosenglut, dort — blendend hell.
In dir auch findest du die heil'gen Gluten,
Die aus des Lichtes Urborn in dich fluten,
Sie mußt du stets in deine Bilder weben,
Sie spenden Wärme, Farbe dir und Leben;
Was ohne sie Bedeutung will gewinnen,
Wird wesenlos, wie Nebel, bald zerrinnen.

Die Seele still, die Bilder drin im Licht,
Dann erst wird dein Gebilde zum Gedicht.

Baum und Bach.

Sprach der Baum zum Bach: „Geselle
Mit verworrnem, wildem Sinn!
Warum rauschest du so schnelle,
Eilest rastlos, Well' auf Welle,
Zwischen süßen Blumen hin?"

„Willst dich immer selbst verlieren,
Jeden Schritt ein Andrer sein?
Bleib' in waldigen Revieren,
Wo dich Blumen ringsumzieren,
Sei beständig, still und rein!"

Sprach der Bach zum Baum: „Auf Erden
Rast' ich Ruh' an keinem Ort.
Wohl muß ich ein Andrer werden,
Jeden Schritt mich neu gebähren,
Kämpfen, ringen fort und fort."

„Blüthenthal ist eng und schwüle,
Und mein Sehnen ist so weit!
Will nicht ruh'n, bis ich mich kühle,
Bis ich mich unendlich fühle
In des Meers Unendlichkeit."

Sprach der Baum: „Du bist betrogen!
Schau! ich prange hier im Glanz,
Habe Licht in mich gesogen,
Lasse frei die Blätter wogen,
Wurzle fest und bleibe ganz.“

„Was du suchst, hab' ich zur Stelle,
Ueberall ist's! weit und breit.
Schau' nur! meines Laub's Gezelle
Greift hinauf zur Himmelshelle
Badend in Unendlichkeit.“

Zwei Kinder.

Zwei Kinder saßen stumpf, gedankenlos,
In trüber Oede, starr und gränzenlos.
Da kam mit heitrer Stirn ein milder Greis,
Der führt sie bei der Hand von dannen leis.
Er führte sie durch einen dunklen Schacht,
Die Kinder zagten in der schwarzen Nacht,
Bis vor ihm, zaub'risch, eine Pforte sprang,
Aus der ein Meer von Licht und Klängen drang.
Er führt sie in den Zaubergarten ein,
Der schließt sich, und die Kinder sind allein.
Rings Farben, Licht und Sang. Der Greis ist fort,
Doch weht sein Hauch durch diesen Wunderort.

Das erste Kind schaut sich betroffen um,
Ein Wonneschreck macht es verwirrt und stumm.
Doch wie's die lichten Bäume schwanken sieht
Und schmettern hört ein tausendfaches Lied,
Und prangen sieht kristallne Früchte hell,
Und zwischen Blumen sprüh'n den Silberquell,
Und wie das Licht um's goldne Haar ihm fließt,
Und Duft in seinen Odem sich ergießt —

Da möchte ſpringen ihm die junge Bruſt,
Es ſpringt und jauchzt umher in wilder Luſt,
Jetzt jubelt's hier, jetzt dort, und ſtaunt und gafft,
Die Wange glüht, der Puls fliegt fieberhaft,
Die trunknen Augen ſchleudern Blitz auf Blitz,
Es tobt in Wonne bis zum Raſenſitz.
Dort aber ſinkt's erſchöpft, ermattet hin,
Vergeudet hat's den friſchen, freien Sinn,
Und der Begeiſtrung Quell iſt aufgezehrt
Und dumpfe Schlaffheit lähmend eingekehrt.
Der matte Blick ſieht keinen Zauberglanz,
Nur dürftig bunten, wirren Bildertanz,
Dem nüchternen, ganz übertäubten Ohr
Kommt jetzt der Sang wie ein Geſumſe vor.
Da giebt es in verdroſſner Ungeduld
Den eignen Fehl dem Zaubergarten ſchuld.
Es ſitzt am Quell und ſchluchzt und weint ſich aus:
„Ach! hier iſt's gar nicht ſchön. Wär' ich zu Haus!“

Das zweite Kind trat in den Garten ein,
Still lächelnd nur grüßt' es den Wunderſchein,
Legt nur das Händchen an die Stirne lind,
Wie jemand, der auf etwas ſich beſinnt.
„Wie iſt mir doch? Hier bin ich ja zu Haus.
Leicht überſehend ſind' ich ein und aus.“
Dann ging es ſelig ſtill von Ort zu Ort,
Und überall hört's ein willkommnes Wort,
Und was es angehört und angeſchaut,
Beſcheiden, rein, das iſt ihm gleich vertraut.
Freud' und Genügen findet's überall
Und nimmt Beſitz von Farben, Licht und Schall.

Nicht überſprudelt's, weil es übervoll,
Es lebt ſich ein, gefaßt, gedankenvoll,
So wandelt's ungetrübt fort im Genuß,
Derweil das andre Kindlein weinen muß.

So wandl' ich ſinnend hier Jahr ein, Jahr aus,
Warum denn weint ihr und verlangt nach Haus?

Die erwachte Rose.

Die Knospe träumte von Sonnenschein,
Vom Rauschen der Blätter im grünen Hain,
Von der Quelle melodischem Wogenfall,
Von süßen Tönen der Nachtigall,
Und von den Lüften, die kosen und schaukeln,
Und von den Düften, die schmeicheln und gaukeln.
Und als die Knospe zur Ros'.erwacht,
Da hat sie mild durch Thränen gelacht,
Und hat geschaut und hat gelauscht,
Wie's leuchtet und klingt, wie's duftet und rauscht.
Als all ihr Träumen nun wurde wahr,
Da hat sie vor süßem Staunen gebebt,
Und leis geflüstert: „Ist mir's doch gar,
Als hätt' ich das Alles schon einmal erlebt."

Zephyr und Rose.

Zephyr will die Rose wiegen,
Rose will sich abwärts schmiegen:
„Ei!“ sie flüsternd lind begann:
„Wollt ihr immer noch mich wiegen,
Soll ich noch im Arm euch liegen,
Wie ich es als Kind gethan?“

„Wuchs heran im Frühlingsweben,
Kann allein am Stengel schweben,
Bin nicht mehr ein Wiegenkind.“
Zephyr haucht: „Du süßes Leben!
Weil so schön du wuchsest eben,
Mag ich gern dich wiegen lind.“

„Hab' ich dich gewiegt in Treue,
Da du schwankest zart und scheue
In der Knospe grüner Nacht:
Laß, daß ich das Spiel erneue,
Mich an deiner Fülle freue,
Nun dein Auge kühner lacht!“

„Bist du nun auch groß und blühend,
Ist das Schaukeln doch nicht mühend,
Süßer ist's, wie du's geglaubt.“
Da erschrickt die Ros' erglühend,
Schnell hat Zephyr, leicht sich mühend,
Ihr den ersten Kuß geraubt.

Nachtigall und Rose.

Sang mit wunderfüßem Schall
Also einst die Nachtigall:
„Wie so hold und wunderschön,
Rose, bist du anzuseh'n!
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.
Weh! ich muß des Busens Drang
Strömen aus in flücht'gem Klang,
Der mit Sangesallgewalt
Wonnig sich in Lüften wiegt.
Aber bald
Leis verhallt
Und verfliegt.
Ach! was flüchtig stets verschallt,
Könnt' ich's fassen in Gestalt,
Dann entschwänden nicht im Nu
Klänge, die der Brust entsprangen;
Würden prangen
Schön, wie du,
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend,
Eine Ros' an Liedes Statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt!
Rose, darum lieb' ich dich
Inniglich!“

Rose gab mit duft'gem Weh'n
Leise flüsternd zu versteh'n:
„Ach! wie singst du, Nachtigall,
Mit so wunderholdem Schall!
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig.
Was das Herz mir schwellt mit Macht,
Was mich hold erglühen macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig webt,
Aber bald
Leis entwallt
Und vergeht.
Ach! was ohne Klang entwallt,
Unerkannt, vergessen bald,
Was mit Macht die Brust durchzieht —
Könnt' ich's laut und freudig singen,
Würd' es klingen,
Wie dein Lied,
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig,
Dächte — Nachtigallgesang,
Jeder Athemzug ein Klang!
Nachtigall, ich liebe dich
Inniglich!"

Die weinende Rebe.

Der vollsten Frühlingswonne hingegeben
Jauchzt Alles rings in jungem, schwellenden Leben,
Der Baum giebt seine Locken den leichten Lüften,
Die Blume haucht Jubel aus in Düften,
Schon öffnen sich, neugierig, freudebebend,
Aus tiefem Traum die schöne Wimper hebend,
In Knospen und in Blüthen tausend Augen,
Das zitternde Licht zu grüßen und zu saugen,
Und, gaukelnd rings, entrollen Schmetterlinge
Als Freudenbanner ihre bunte Schwinge.
Die Rebe nur steht sinnend da und bebet,
In sich gekehrt, vom Jubel unbelebet,
In ihrer Brust fühlt sie es schwellen und gähren,
Und bang und heimlich weint sie helle Zähren. —
So weint das junge Weib voll Wonnebangen,
In sich geschmiegt, von heimlichem Traum umfangen,
Wenn Ahnung sie zum erstenmal durchbebet
Vom jungen Leben, das in ihrem lebet.
Sie weiß vor süßem Weh sich nicht zu lassen,
Weiß nur zu weinen, nicht das Glück zu fassen,
Daß eines rosigen Kindes erstes Lächeln,
Mit blondem Haar und duftigen Odems Zäheln
Und leuchtenden Augen, geist- und seelevoll,
Sie bald als junge Mutter grüßen soll.

Welt, Wald.

Welt — das gellt so hell und grell;
Wald — das schallt und hallt so hold;
Welt — das schnellt und prellt sich schnell;
Wald — da wallt und waltet Ruh.
Welt, so lasse mich!
Wald, umfasse mich!
Welt, so dreh' und kräusle dich!
Wald, umweh', umsäusle mich!

Die Welt, ein Kindestraum.

Ein blühend Kind im Grünen schlief,
Es athmete so leis und tief;
Nach ihm die Blümlein schauen all,
Nach ihm die Zweige neigen sich,
Iſt's doch, als ob die Nachtigall
Säng' einzig ihm zu eigen sich.
Und Alles rings iſt so leicht gewebt,
So traumhaft dämmernd bebt und schwebt,
Als ob's, ein luftig Feenreich,
Nur auf des Kindes linden Hauch
Mußte ringsum entstehen gleich,
Und würde mit ihm schwinden auch;
Als sei es nur der Widerstrahl
Von einem hellen Wundertraum,
Der sich vom Himmel niederstahl
In seines kleinen Herzens Raum;
Und schwände jenes Lächeln hin,
Wär' auch des Zaubers Lächeln hin,
Und wird der Traum enthoben sein,
Wird all die Pracht zerstoben sein.
Wie bist du, Welt, so still und lind,
Als hätte dich nur geträumt ein Kind!

Herr Specht.

Der Wald, der Wald iſt kahl und leer,
Am Stamm ſitzt der Herr Specht,
Und raſtlos pocht und hämmert der
Und treibt es ſchlecht und recht.

„He da, Herr Baum! hört ihr denn nicht?
Ich klopf' an euer Thor;
Kuckt denn kein liebes Angeſicht
Von euren Kindern vor?“

„Wißt ihr denn nicht, wie weit wir ſind?
Seid ihr ſo tief im Traum?
Geräuchert wird mit Düften lind
Schon unſres Saales Raum.“

„Mit lichtem Blau ſtaffirt iſt der,
Die Sonnenampel brennt,
Und ſeht doch! wie der Wölkchen Heer
Auf Festesbotſchaft rennt.“

„Zum Tanze, den Herr Frühling hält,
Läd't man euch freundlich ein;
Die Muſikanten ſind beſtellt
Mit Kehlen friſch und rein.“

„Horcht in die Höh'! das wirbelt klar,
Die Lerche stimmt. Erwacht!
Wie, seid ihr zum Philister gar
Geworden über Nacht?"

„Schickt Jungens doch und Mädels raus
In ihrem besten Kleid!
Denn bleiben die beim Tanz zu Haus,
Das wär' dem Frühling leid."

So ruft der Specht und hämmert fort,
Und unverdrossen weckt,
Da hat auch schon ein Knöpfchen dort
Das Auge vorgesteckt.

Das guckt neugierig in die Luft
Und spürt Glanz und Glut,
Und allen seinen Brüdern ruft:
„Kommt, kommt! hier ist es gut."

Da gucken sie und schlüpfen vor
Die Blattgesellen frisch,
Zum Reigen schlingt sich bald der Chor
In schwellendem Gemisch.

„Heraus!" so ruft der alte Baum:
„Heraus, ihr Jungens all!
Und tanzet mit im Sonnenraum
Beim Lerchenwirbelschall!"

„Ihr Blüthenmädel zart und schlank,
In's Ballkleid sich gesteckt!
Herr Specht, ich sag' euch schönsten Dank,
Daß ihr mich noch geweckt."

Die Blüthenmädel springen auf,
Neugierig, froh und schnell,
Sie schlagen schen die Aeuglein auf
Und gucken um sich hell.

Und tanzen mit den Brüdern grün,
Geschaukelt von der Luft,
Bis sie vom Tanz hochathmend glüh'n,
Aushauchend heißen Duft.

Du Blüthenjungfer! wüßtest du,
Was dir gar balde droht!
Den goldnen Frühling küßtest du,
Das ist der Jugend Tod.

Die jetzt sich Jungfer Blüthe heißt,
Nennt bald sich Dame Frucht,
Ab flattert's Kleid, das flüchtig gleißt
Von schwellenden Leibes Wucht.

Dann seufzest du, gebeugt vom Joch:
„Ihr Störenfried, Herr Specht!
Ließt ihr mich schlafen die vorige Woch',
Das wär' mir eben recht."

Weltluſt.

So geht's ſchon viele tauſend Jahr
Und wird's noch lange geh'n:
Der loſe Wind weht immerdar,
Wo ſchönſte Roſen ſteh'n.

Der flinke Gaukler Schmetterling
Putzt immer ſich auf's Neu',
Wenn ihm ein Blüthenkuß entging,
Sonſt fühlt er keine Reu'.

Die Biene ſummt ihr Minnelied
Und ſaugt verſtohlen Duft;
Maikäfer ſelbſt, der plumpe, zieht
Betrunken durch die Luft.

Er denkt: „Bin ich auch ungeſchickt,
Hab' ich doch meinen Spaß.
Der Blüthe Mund hat mich erquickt,
Nun tauml' ich hin in's Gras."

Und die verderbte Blüthenſchaar
Die wehrt den Schwärmern nicht,
O nein! die freut ſich deß noch gar
Mit lächelndem Geſicht.

Doch ächzend ärgert sich darob
So Kauz als Fledermaus:
„Die Sinnenlust ist doch zu grob!
O Welt, mit dir ist's aus!"

So seufzen sie in tiefer Nacht
Mit grämlichem Gesicht,
So kreischen sie, wenn niemand wacht,
Zum blassen Mondenlicht.

Doch Blüthenaug' und Rosenmund,
Die schloß ein süßer Traum,
Der Käfer braun, der Falter bunt,
Die nicken dort im Baum.

Sie hören nicht die Fledermaus
Und nicht des Kauzes Schrei,
Die süße Mühe schlafend aus,
Bis daß die Nacht vorbei.

Dann treiben sie es toller noch,
Als wie am andern Tag,
Daß Kauz und Fledermaus im Loch
Es kaum erdulden mag.

Und doch gedeiht die frohe Schaar,
Der Kauz kann's nicht versteh'n.
So geht's schon viele tausend Jahr
Und wird's noch lange geh'n.

Märchen.

1.

Es gaukelten kleine Geister auf grünen Staudenblättern,
Sie wurden dreister und dreister mit Springen, Dreh'n und Klettern,
Sie rissen kitzliche Witze und neckten sich nicht wenig,
Und oben im Blüthensitze behaglich saß der König.
Da kamen Menschenfinger und pflückten die Blätter in Menge,
Und sperrten die armen Dinger mit in des Korbes Enge.
Gestört war alles Spaßen, die Geistlein, zusammengeschichtet,
Im Blätterhaufen saßen, zerdrückt, schlimm zugerichtet.
Die Blätter wurden zerhacket, gedörrt, zerrieben fein,
Ein Blätterhäubchen packet jedwedes Geistelein,
Und klammert sich dran feste und sinkt in Todesschlummer.
Der König im Blüthennester entkam, doch hatt' er Kummer.
„Fahrt hin in dunkle Töpfe, ihr meine Geistelein!
Ihr kleinen, wilden Tröpfe müßt nun verzaubert sein,
Bis einst ein mächtiger Geist euch zu sich in's Schloß bestellt;
Dann eurem Bann entreißt euch und fliegt in alle Welt!"

2.

Es ragt das Schloß und strahlet, drin wohnt der mächtige Geist,
Gar schön gewölbt und gemalet, gerötbet und geweißt,
Es ist mit zottigem Felle gar dicht bedeckt das Dach,
Zwei Löcher geh'n durch die Wälle jedwedes in ein Gemach,
Drin sich der Herr aufhält wohl, wenn er just horchen möchte,
Was draußen die laute Welt wohl an Klängen und Worten ihm brächte.
Zum Hause geh'n zwei Thüren, die eine, groß und breit,
Thut in die Keller führen, die sind geräumig und weit,
Die andre ist zwiespaltig, die führt in die obern Zimmer,
Durch dunklen Gang zwiefaltig kommt man zu hellem Schimmer;
Denn in dem Schlosse droben, da ist's gar schön erhellt,
Den Geist, den muß man loben, der so viel Licht bestellt.
Das Licht das glänzet prächtig zu zweien Fenstern hinaus,
Draus guckt der Geist so mächtig den ganzen Tag hinaus.
Einst war der Herr schlaftrunken, das däucht' ihm wahrlich Schimpf,
Da hat er schnell gewunken gar treuen Dienern fünf:
„Es liegen in engem Kästlein viel Geister, soll'n munter und nett sein,
Die drin zu Tod gepreßt sein wohl zwischen zerriebenen Blättlein,
Die bringt durch beide Thüren zur Kurzweil mir herauf,
Wenn sie meinen Odem spüren, wachen sie wieder auf."

3.

Die Diener eilen und fassen die Blättlein sammt den Geistlein,
An den Thüren sie loslassen und stoßen und schieben sie dreiß 'nein,
Die Geister lustig fliegen zwei dunkle Gänge hinauf,
Und oben auf den Stiegen wachen sie vom Zauber auf.
Da werden sie gar unbändig, gar wild und übermüthig,
Sie krübbeln und krabbeln behendig, sie schütteln und rütteln sich wüthig.
Es geht ein leises Zittern wohl durch das ganze Haus,
Als das der Geiß that wittern, sagt er sie wieder hinaus.
„Ihr liebliches Gesindel! ihr macht mich verdreht und wirr,
Euer Tänzeln macht mir Schwindel und euer kribbelnd Geschwirr."
Drauf prustet er gewaltig: „Pschsh, pschsh!" daß mit wildem Gebraus
Die Geistlein mannigfaltig zu den Thüren fliegen hinaus.
Noch mal: „Pschsh, pschsh!" wie ein Wettern, wie fliegen sie fort, hussah! —
Nun tanzen sie wieder auf Blättern im Land Amerika.

Der Rhein und die Reben.

Hohe, kecke Burgen blinken
Golden in der Sonne Schein,
Steil hinab die Wände sinken
Von zerborstenem Gestein.
Doch darunter und daneben
Lachen üppig grüne Reben.

Tief hinab in's Thal sie blicken,
Spiegelnd sich im grünen Rhein,
Beide trinken mit Entzücken
Ja denselben Sonnenschein.
Rebenäste wallen nieder,
Rauschen tönt als Antwort wieder.

Was die frohen Kinder senden,
Das erfreut den alten Herrn,
Dafür will er Mährchen spenden,
Denn die Reben hören's gern.
Er erzählt mit leisem Rauschen
Und die Reben steh'n und lauschen.

Wie vor vielen hundert Jahren
Einst Held Siegfried, liebentbrannt,
Zu der Hofburg kam gefahren

Und ſein ſüßes Liebchen fand.
Er erzählt's mit leiſem Rauſchen
Und die Reben ſteh'n und lauſchen.

Wie die ſtarken Helden zogen
Fort zum Rachekampf mit Schall.
Schwerter klangen, Sperre flogen —
Fern der Heimath ſtarben all.
Er erzählt's mit vollem Rauſchen,
Bebend leis die Reben lauſchen.

Wie die Saiten rauſchend klangen
Zu dem ſüßen Minneſang,
Kündend heißes Liebesbangen
Oder heißen Liebesdank,
Er erzählt's mit leiſem Rauſchen
Und die Reben ſteh'n und lauſchen.

Wie ſchön Lurlei mit Geſängen
Lockend ruft vom ſchwarzen Riff;
Schiffer horcht den Zauberklängen —
Da verſinken Mann und Schiff.
Alte Zauberklänge rauſchen,
Und die Reben ſteh'n und lauſchen.

Alles, was ſie ſtill belauſchen,
Wahren ſie in treuer Bruſt,
Bis ſie ſelbſt als Wellen rauſchen,
Golden hell, des Zechers Luſt;
Aber zaubriſch feſtgebunden
Sind im Wein die alten Kunden.

Daß der Zauber denn sich löse,
Klingt die vollen Römer an!
Welch harmonisches Getöse!
Ha! gelöst vom Zauberbann,
Strömen Liebe, Kampf und Lieder,
Wie ihr trinkt, durch Brust und Glieder.

Was der alte Rhein verkündet,
Fühlt ihr's in der Rede Blut?
Uns durchpulset und entzündet
Heldenkraft und Liebesglut.
Keiner sitze still, zu lauschen!
Laßt die lauten Lieder rauschen!

Der Rhein und seine Boten.

Ein alter Zaubrer zieht durch's deutsche Land,
Deß Name, goldnen Klang's, iß wohlbekannt.
Ihn nennen blos übt solche Wunderkraft,
Daß es im Geiste helle Welten schafft:
Da kündet manches Felsenschlosses Pracht
Von deutscher Vorwelt ritterlicher Macht,
Da flüstern lichtgeküßte, schlanke Reben,
Was uns das Jetzt mag Schönes, Aechtes geben,
Und mancher Fels, der unerschüttert steht,
Zeugt von der Urkraft, welche nie vergeht.

Still und gewaltig zieht der Zaubrer hin,
So manch Jahrhundert hegt sein tiefer Sinn,
Er zieht und murmelt Zauberspriche leis,
Womit er Alles rings zu wecken weiß.
Es schafft sein Hauch in Thal und Wald und Schlucht,
Bald junges Keimen, bald gereifte Frucht.
Und mächt'ge Geister steh'n an jedem Ort
Und horchen seinem milden Herrscherwort,
Und jedem sagt er, was zu thun, im Flug,
Und wandelt weiter seinen Königszug.

Bei Worms da steht ein lieblich Feenkind,
Deß Blick so fromm und tief, deß Hauch so lind,
Dem murmelt er, in seinem weichsten Klang:
„Zieh hin, mein Kind, die deutschen Gau'n entlang!
Und thue, daß es geh' von Mund zu Mund,
Ein ewigaltes Wonnemährchen kund!
Liebfrauenmilch, den Namen geb' ich dir,
Ein Klang der Frömmigkeit und Milde schier.
Bring' holde Kunde allen deutschen Gauen
Von milder Herrlichkeit der deutschen Frauen.
Mit hellem Blicke schau' du jeden an,
Daß drinnen lese jeder ächte Mann,
Was in dem milden Strahl, der ihn belebt,
Für eine Welt von süßen Wundern webt,
So rein und still und doch so innig glühend!
So schlicht einfältig und doch geistesprühend!
Je mehr der Mann erforscht des Weibes Sinn,
Je reicher, lieblicher ist der Gewinn,
Je tiefer dringt in ihres Busens Schacht,
Je heller strahlt der Edelsteine Pracht,
Die unbewußt drin glüh'n mit Zauberschimmer,
Erkannt nur selten, ganz ergründet nimmer.
Denn wer ermißt dies wonnige Gewühle,
Dies Labyrinth voll heiliger Gefühle,
Die, tief verborgen, leise bildend walten,
Bis sie zur Anmuth blühend sich gestalten?
Aus roher Vorzeit finstrer Waldesnacht
Strahlt, wie von Rosenlicht, mit milder Pracht
Des deutschen Weibes süß ehrwürdig Bild,
Und vor ihm knie'n die Männer rauh und wild.
Sie fühlten es im ahnenden Gemüth,

Daß Göttliches in solcher Schönheit glüh't. —
Zieh' hin, Liebstrauenmilch! und mildes Feuer
Gieß' in die reinen Herzen Vielgetreuer,
Daß ahnungsschauernd Er am Weib sich freu'n
Und jene schöne Sage stets erneu'n."

Und weiter ziehend schaut der alte Rhein
Mit blondem Haar und blüh'ndem Wangenschein
'Nen Burschen, heiter stets und unverzagt,
Der lächelnd ihn um sein Geschäfte fragt.
Da wird der Alte selbst von Herzen froh
Und murmelt scherzend: „Du gefällst mir so!
Du wohnest zwischen leichten Frühlingshallen,
Wo hell erklingt das Lied der Nachtigallen,
Und wo die Biene schwelgt in Honigseim,
Drum nenn' ich dich den Geist von Laubenheim.
Auf! wandle keck und leichtgeschürzt von hinnen
Und lasse niemand mir in dumpfem Sinnen!
Die alte Lehre künde weit und breit:
Inwohnen Thun's Gemüth'n sei Heiterkeit,
Und Großes, Tiefes, Ew'ges wirke meist
Ein unschuldfroher, frischer, heiterer Geist.
Mit Lichern fall' auf deinem Weg die Lüfte
Und um dich schleudre leichte Blüthendüfte,
Daß jeder meint, du wolltest ihn mit Rosen
Mit Rosenblättern schleudernd überdecken.
Und wo du weilest sollen Gläser klingen,
Es hell und freudig keck, wie Lerchen singen,
Es sei dein Blick wie Frühlingssonnenlichter,
Allein vor allen grüße mir die Dichter!
Daß sie der trüben Klage sich entwöhnen,

Und daß ihr Lied in leichtbeschwingten Tönen
Hingleite, wie die muntre Waldesquelle,
Durch Blumenau'n, gekühlt von Frühlingshelle. —
Triffst du von deiner Sendung wieder ein,
Wird alle Welt, das hoff' ich, lustig sein,
Und wenn der Trübsinn und die Dumpfheit enden,
Dann wird die Welt auch Aechtes, Tücht'ges spenden.
In Frühlingsluft erwachen Blüthenfelder,
In Frühlingsluft erstarken Eichenwälder. —
Zieh', Geist von Laubenheim, mit Duft und Klang,
Vom Gram erlösend, alle Welt entlang!«

Kaum hat der Rhein so den Befehl vollendet,
Als er sich, ernster schnell, zur Rechten wendet.
Da steht gedankenvoll ein andrer Geist,
Den er, zur Höh' gewandt, so unterweist:
›Wohl folgst du jenem dort in guter Reihe,
Daß edler Ernst den leichten Frohsinn weihe.
Du blickest sinnend rings heraf auf's Land,
Hochheimer drum mit gutem Zug benannt.
Die Seele deines Seins ist der Gedanke,
Der sich emporrafft über ird'sche Schranke,
Du lehrest forschend lesen in den Sternen,
Du führst den Geist durch lichte Weltenfernen.
Es füllte deine starke, stille Glut
Die alten Meister, die mit hohem Muth
Den Riß manch gothischen Gebäu's erdacht,
Das ehrfurchtfordernd ragt in ernster Pracht,
Dran Säulen, Bögen, Thürme, Laubestranken
Keck dasteh'n als verkörperte Gedanken,
Vom niedren Staube kühn und fest erhoben,

Und jeder deutet ahnungsvoll nach oben. —
Es ragt, durchgeistiget von deiner Kraft,
Manch Prachtgebäude hoher Wissenschaft.
Der reiche Dichter, der den Faust erdacht,
That es durch deine bildend stille Macht.
Du liehest seinem Aug' den Götterglanz,
Daß er erkannt' und hell durchschaute ganz
Des Himmels Seligkeit, der Hölle Schmerz,
Und, was sie beide faßt, das Menschenherz. —
Vor allen andern ist dem deutschen Land
Dein hochgemuther Forschergeist bekannt.
Zieh hin, Hochheimer! ernste Lehre kündend,
Und fort und fort Gedankenwerke gründend!"

Fort zieht der Rhein, indeß er sinnend schweigt,
Bis sich der Geist von Rüdesheim ihm zeigt.
Da zuckt Flammenkraft durch seine Brust,
Da glüh't der Greis in Jugendthatenlust,
Er denkt der Hermannschlacht, wie wild sie braust,
Der Heldenkraft manch rascher Eisenfaust;
Manchen Jahrhunderts trotziges Beginnen
Steht, lauten Schall's, mit eins vor seinen Sinnen,
Und rauschend klagt er ob der Zeiten Zucht,
Da noch die That des Augenblickes Frucht,
Verkrüppelt nicht durch zagendes Erwägen,
Nicht markdurchhöhlt durch krankend Ueberlegen.
Drauf spricht er so zum Rüdesheimer Geist:
„Dir sag' ich nichts, da, was du sollst, du weißt.
Du fragst dich selbst und Andre nicht um Rath,
Denn deines Wesens Seele heißet: That.
Geh' zu den Männerchen so zierlich fein,

Mit Blitzeswettern fahr in ihr Gebein,
Daß sie, was ihnen fehlt, mit eins durchbraust,
Wenn sie nicht sinken gar vor deiner Faust,
Daß sie, emporgerafft, wenn auch mit Zittern,
Von jener Flammenkraft ein Fünklein wittern,
Die ihre Väter sturmschnell hingerissen,
Daß Wollen ward, was kaum gereift zum Wissen,
Daß, was leis zuckend in der Seele waltet,
Sich zu der That Gewittern schnell entfaltet.
Durchlohe sie! daß Ahnung sie erfasse
Und einen Augenblick sie fühlen lasse,
Wie jenem Heldenmönche war zu Muth,
Als er die Bulle warf in Flammenglut,
Und was den alten Marschall überlief,
Wenn: „Vorwärts!“ er mit heitrer Stirne rief.
Die Schwächlichen wird all ihr tiefstes Denken
Nur zu bewußter Selbstverachtung lenken,
Wenn sie vom Denken nicht zur That sich raffen,
Nicht innen nur, nein! auch nach außen schaffen.
Wo Jünger stark zu deinen Tempeln wallen,
Soll Gläserklang wie Sturmgeläute schallen,
Und eine That sei jedes kühne Wort.
Zieh', markdurchsprühend, so von Ort zu Ort!“

Manch Andre noch belehrt der alte Meister,
Es zieh'n in alle Lande seine Geister,
Und wo sich Jünger sammeln, sie zu hören,
Da schallt's wie Glockenklang zu lauten Chören,
Und Frauenhuld, Frohsinn, Gedanke, That
Umschwebt, erhebt, durchloht sie früh und spat.

König Frühling.

Ein Baldachin aus lichtem Blau
Steht hoch und prächtig auf blühender Au,
Wie's königlichem Sitz gebührt,
Mit goldner Krone oben geziert.
Und drunter ein König, mächtig und reich,
Doch lieblich, einem Kinde gleich,
Sitzt auf dem Thron so schwellend weich,
Das ist ein duftiger Blüthenhügel,
Sein Scepter ein blühender Tulpenstengel.
Der König trägt, gleich einem Engel,
An seinen Schultern bunte Flügel.
Was wohl bedeutet das helle Gefieder?
Er kommt gar schnell und froh geflogen,
Doch eben so flüchtig entweicht er wieder
Und ist in schön're Länder gezogen.
Keine Krone trägt er auf seinem Haupt
(Die Kinderstirne drückt das Metall),
Hat die Locken mit Blumen und Blättern umlaubt;
Sie grüßen ihn doch als König all'. —
Der Baldachin ist der Himmel droben,
Die Sonne die goldne Krone hoch oben,
Der König aber sich Frühling nennt,
Ein jeder wohl ihn liebt und kennt.
Auf seinen Wangen Morgenglut,
Ruft er jetzt aus mit frohem Muth:

„Auf, auf ihr Gesellen! vom Schlummer erwacht!
Schafft weiter an meiner Königspracht!“ —
Da nahen sich schwirrend und flatternd die schnellen,
Die lieblichen, leichtbeschwingten Gesellen.
Der König mit heitrer Freundlichkeit
Einem jeden seine Geschäfte verleiht.
„Auf! ihr, beschwingt mit hellem Licht,
Seht doch! die Sonne leuchtet nicht.
Hat wieder die ängstliche Mutter Natur
Den Wolkenschleier übergehangen.
Sie sorgt vor'm Staub sie zu schützen nur;
Nein, meine Krone soll offen prangen.
Hinauf und zieht mir weg den Schleier,
Daß sich ihr Glanz ergieße freier.
Das laß' ich eine Krone sein!
Nicht, wie die ird'schen, kalt und schwer,
Sie strahlet Wonne und Gedeih'n
Mit glüh'ndem, goldighellen Schein
In meines Volkes Herzen hinein,
Und streuet reichlich um sich her
Auf Blumenhäupter, so hell und rein,
Des Thaues Perlen und Edelgestein.
Ist sie verschwend'risch auch noch so sehr,
Wird doch von Edelsteinen nicht leer.
Hört an, ihr lebensmuth'gen Zecher!
Die Kron' ist auch zugleich ein Becher.
Auf! Lichtbeschwingte, fliegt zur Sonne
Und schüttelt sie, daß sie überlippe,
Und aus dem fallenden Nectar Wonne
Die Blume mit verschämter Lippe
Und mit geheimer Wollust nippe!

Denn erſt, wenn ſie der Strahlentrank
Bis in die tiefſte Bruſt durchdrang,
Wird ſie ſich ſüßer Gefühle bewußt
Und iſt geſchickt zur Frühlingsluſt.
Die Blumen ſind mir noch zu ſpröde
Und hüllen ſich in den Kelch ſo blöde;
Ei! da wo Götteranmuth ſpricht,
Braucht Schüchtern eine Hülle nicht.
Die Grazien ſelber ſtehen ja
In unſchuldvoller Nacktheit da.
Drum ſoll auch der Blumen üppige Pracht,
Vom eignen Reiz genug bewacht,
Preisgeben ſich den trunk'nen Blicken,
Die ſie anſchau'n mit keuſchem Entzücken.
Das ſoll der Strahlennectar ſie lehren,
Drum, Diener, eilt dem Befehl zu gewähren!"

„Und ihr (ſpricht König Frühling weiter)
Geſellen zierlich, keck und heiter,
Die ihr euch wißt ſo ſchön zu ſchmiegeln,
Beſchwingt mit bunten Schmetterlingsflügeln,
Bringt friſche Lüftchen, ihr leichten Herrn,
Zu allen Blumen nah und fern!
Entſchmeichelt Maiglöckchen, Veilchen und Roſen
Süßathmende Düfte mit luſtigem Koſen,
Wenn die Pracht der Glieder frei entſproſſen,
Sei die ſchöne Scel' auch nicht eingeſchloſſen.
Die Düfte, die ihrem Buſen entfloſſen,
Tragt dann umher auf flatternden Schwingen,
Bis ſie, rings durch den Aether ergoſſen,
Die ganze Welt mit Wonne durchdringen.

So bringt ihr erquickende, streichelnde Lüfte,
Und nehmet entzückende, schmeichelnde Düfte."

Zum grün beschwingten Geisterchor
Sich nun der König Frühling kehrt,
Und der vor Allen ragt hervor,
Wird mit des Königs Wort beehrt:
„Du mit dem dunklen Lockenhaar,
Dem Blick so mild, doch leuchtend klar,
Auf dessen ernster Stirn die Hoheit thront,
Auf dessen Mund die Anmuth lächelnd wohnt:
Vereine zum Werk deine dienenden Geister!
Du bleibst, wie immer, mein Baumeister.
Sollst mir erbau'n ehrwürdige Tempel.
Doch, rath' ich dir, nach gutem Exempel.
Nicht nach den dicken Steinkolossen,
Die breit sich heben himmelan,
Man sieht's den plumpen Kolossen gleich an,
Sie sind nicht gewachsen, sind nicht entsprossen,
Sind mühsam nur aufeinander geschichtet,
Geschickt nur, die Erde zum Stöhnen zu bringen.
Nein! frei und keck emporgerichtet,
Ein solcher Bau muß dir gelingen.
Die Säulen gerade, hoch und schlank,
Wie ein Lichtstrahl, der von oben drang,
Müssen mit den Bögen gen Himmel ragen,
Durch eigne Kraft emporgetragen,
Gefügelt leicht, doch ehrwürdig hehr,
Gebeten gleich, die empor sich schwingen.
Nur keine dicken Massen umher,
Die des Sinnes freien Aufschwung bezwingen!

Durchsichtig sei der ganze Bau,
Rings dringe herzu das himmlische Blau,
Auf daß aus dem Zaubergebäu hervor
Die Seele frei schwebe zu Gott empor.
Voll Majestät sollst du Alles bereiten,
Doch sei ihr die Anmuth stets zur Seiten.
So leicht, wie aus Träumen zusammengewebt,
Sei der Tempel, daß der Sinn nicht bebt,
Zu denken, daß er in Lüften schwebt.
Die Bögen nur nicht gerundet zum Kreise!
Das ist engherziger Thoren Weise,
Die da meinen, es sei das höchste der Welt
Das schöne, runde Himmelszelt.
Der fromme Sinn dringt weiter nach oben,
Und über die Sterne emporgehoben
Strebt er nach *eines* Punktes Nähe:
Nach dem Herzen Gottes in endloser Höhe.
Drum sollen die Bögen, dies anzuzeigen,
Gebildet aus grünen, luftigen Zweigen,
Sich *spitz* nach oben zusammenneigen.
Willst du verzieren den hohen Bau,
Nur keck auf deine Grillen vertrau'!
Denn wer in schöpferischer Brust
Des Götterfunkens der Kunst sich bewußt:
Mag er Grillen und Launen auch walten lassen,
Wird doch das Rechte stets erfassen.
Mit lieblichem Laubwerk reich umzogen
Auf *andre* Art sei jeder Bogen.
Bald Laubwerk, fest in sich gedrängt,
Doch bogenförmig nach außen geschweift,
Wie's an den starken Eichen hängt.

Das deutet hohe Manneskraft,
Die, festgekernt, nach außen greift
Und rudig stark an Thaten schafft.
Des Haselstocks kleingezacktes Blatt,
Das deutet die Herzen, so weichlich und matt,
Die Alles gern thun, genießen und schmecken,
Der Seele Fühlhörner, wie die Schnecken,
In hundert Spitzen nach außen strecken;
Doch, weil sie die Kraft nicht zusammenhalten,
Nichts recht genießen, nichts recht verwalten.
Des Nußbaums Laubwerk, glatt und rund,
Thut nur durch Duft sein Dasein kund,
Rings abgeschlossen und in sich geschmiegt,
Von eignen Träumen leis gewiegt.
Das deutet ein sinnig stilles Gemüth,
Das die inn're Welt der äußern entzieht.
Des Ahornblatts weithinausstrebende Zungen,
Das sind des Busens Flammengewalten,
Die, nicht zu zähmen und nicht zu halten,
In starken Strömen hervorgedrungen.
Was das Leben an Schmerz, an Wonne verlieh'n,
Sie möchten es Alles in sich zieh'n,
Und was den Busen so mächtig schwellt,
Sie möchten es kundthun der ganzen Welt.
Die Dichterseelen sind's, die entflammten,
Die seit der Wiege zum Schmerz verdammten.
Wie viel sie lebendige Kraft auch erhalten,
Wie reich sie begabt, doch sind sie krank:
Der übermächt'ge, gewalt'ge Drang
Hat sie zerrissen und zerspalten. —
Dies Alles kannst du als Zierrath benutzen,

Nur mußt du mir reichlich und üppig putzen,
Und sieh' mir auf lieblichen Farbenschein,
Daß die Sonnenstrahlen sanft schimmern hinein.
Nicht sollst du nach Abentheu'rlichkeit streben.
Doch kommt sie von selbst, ei! behalte sie eben!"
Also der König die Würden vertheilt,
Und jeder froh zum Werke eilt.

Doch horcht! was das alte Quellmütterlein
In der Felsenkammer so eng und klein
Zum Töchterchen mit den Augen von Licht
Mit ältlich heis'rer Stimme spricht:
„Lieb Töchterlein (die Alte sprach)
Gehst du herfür aus dem stillen Gemach,
Mußt du mir fein sittig fürder schreiten,
Die Blicke nicht rechts und links lassen gleiten.
Den Blick fein niederwärts mußt du wallen,
Da kannst du weder stolpern noch fallen.
Verstecke dich in sittiger Scham,
Putz' dich nicht mit Sonnendemantkram!
Das bringt erst Lust, doch später Gram.
Verirr' dich nicht aus dem engen Thal!
Gefahr droht draußen allzumal.
Nun, Töchterchen, viel Heil und Glück!
Und komm' mir so, wie du bist, zurück!"
Zerstreut verspricht's das Töchterlein,
Doch heimlich schon glänzt ihrer Augen Schein,
Es pocht ihr und zittert in jedem Glied,
So mächtig sie's nach außen zieht.
Ist's Neugier nur, ist's schon heimliche Lust?
Da draußen hebt sich freier die Brust.

Mit hüpfenden Füßen eilt sie hervor,
Die Lehr' ging hinein, doch heraus auch zum Ohr,
Vom Frühling sie draußen empfangen ward,
Der predigt ihr auf ganz andre Art:
„Gut, daß du kommst, du holdes Kind!
Ohne dich war Alles traurig und matt.
So eile durch lachende Fluren geschwind,
Und trinke dich an Wonnen satt!
Es reichlich die Sonne hat Edelgestein',
Sie sollen alle dein Halsschmuck sein,
Versteckte Schönheit ist halb nur schön,
Was schön soll heißen, das muß man seh'n,
Das muß sich mit Anmuth bewegen und dreh'n.
Bewegung nur macht Schönheit zum Reiz.
Wozu der ängstliche, spröde Geiz?
In hundert Windungen magst du fließen,
Magst tausend Blumen das Leben versüßen.
Noch ahnst du nicht, wie das wird enden,
Doch, trau' mir! Wonne und Lust wird's spenden."
Die Quelle macht sich die Lehre zu Nutze,
Hüpft munter im schimmernden Demantputze,
Die Aeuglein blitzen zur Rechten, zur Linken,
Wo Blumen und Zweige verliebt ihr winken.
Um den graden Weg mag sie sich nicht kümmern,
Eilt hin, wo die lieblichsten Blumen schimmern.
Oft selbst springt sie mit Anmuth keck
In Gründe hinab, über Klippen weg.
Wohl weiß es die Schlange, schwingt sie sich nieder,
Dann sieht man freier die schönen Glieder.
Bald schwatzt sie, als ob sie Stadtgeschichten
Und eitel Moden nur wollte berichten;

Doch wollt ihr auf's Schwatzen aufmerksam lauschen,
Hört ihr's wie Seufzer dazwischenrauschen,
Und seht nur! es hebt sich die weiße Brust
Aushauchend süßer Sehnsucht Lust.
Oft braust sie, als wär' sie im Zorne ger,
Weil die Uferblumen zu nah sich drängen,
Doch die Aeuglein leuchten freundlich klar,
Und die Wellen die Blumen neckend besprengen.
Sie hüpft zur Höhe mit lieblichem Blinken —
Da sieht sie von weitem den Strom ihr winken,
Der leuchtet entgegen so stark und schön,
Das Quellchen möchte vor Sehnsucht vergeh'n.
Doch seht! nicht mehr so schelmisch schnelle,
Jetzt fließt sie schüchtern mit stiller Welle,
Und was ihre Brust mit Sehnsucht füllt,
Das sieht sie, in holde Scheu gehüllt.
Sie naht dem Strom sich zögernd leise,
Verschämt macht sie Biegungen abwärts und Kreise,
Indeß der Strom das holde Kind
Mit allen Kräften lieb gewinnt,
Und, ganz vergessend die kühne Gewalt,
Mit Bitte, die leis murmelnd schallt,
Demüthig seufzt: „O komm' doch bald!“ —
Doch trotz dem schüchternen Dreh'n und Winden
Muß jedes Gewässer abwärts fließen
Und in ein Kürzres sich ergießen.
Zuletzt eilt Quellchen mit geschwinden
Und hüpfenden Schritten zum Strome hin,
Verrückt mit liebend verschämtem Sinn
Ihr schönes Haupt an seiner Brust,
Er faßt und umfängt sie mit Kraft und Lust.

Sie verlieret Namen und Sein ihm zu lieb,
Er führt sie mit sich, der glückliche Dieb,
Indessen Quellmutter im Felskämmerlein
Sich wundert: „Wo bleibt nur die Tochter mein?“

Doch Abend wird's. Nach dem schönen Bemüh'n
Will jeder in freundlichen Träumen erglüh'n.
Die goldne Krone vom Baldachin
Die Geister still herniederzieh'n,
Auf purpurnen Kissen im Westen sie hegend
Und drüber zum Schutz einen Schleier legend,
Aus dunklem Blau, mit Sternen geziert,
Daß die Sonnenkrone den Glanz nicht verliert.
Und König Frühling in heitrer Ruh'
Ruft alle seine Gesellen herzu:
„Nun, süße Säng'rin, Nachtigall,
Laß' uns durch deinen Zauberschall!
Herr Zephyr, mit leis berührender Hand
Begleit' auf der Zauberharfe gewandt
Der Säng'rin süßen Schlummergesang.
Die Stengel und Blätter mit flüsterndem Klang
Das soll die leisbebende Harfe sein.
Die Quelle stimme von fern mit ein
Mit feierlich leisen Orgeltönen.
Ihr Bienen aber, mit leisem Dröhnen
Spielt mir das Cello mit sanftem Summen,
Der Käfer mag den Baß mir brummen.
Doch, bitt' ich, begleitet mit leisem Schall
Und horcht mir scharf auf die Nachtigall,
Damit man ihr Lied, ob's stolz und frei,
Ob's hüpfend, schmelzend, lispelnd sei,

Mit ungetheiltem Klange hört.
Und wenn sie schwellend die Töne trägt,
Dann plötzlich ad libitum Triller schlägt,
Habt Acht, daß ihr ja den Tact nicht stört!“ —
So angeordnet beginnt die Musik
Bei des Liebessternes sanft leuchtendem Blick.
Nicht fragt mich, was die Nachtigall gesungen,
Wie bald in weichen Wollustwogen
Das Lied langtönend durch den Hain gezogen,
Bald sich in die Lüfte keck trillernd geschwungen —
Nicht gäben's würdig meine Verse wieder.
Ihr, die ihr ruht, zwanglos geschmiegt die Glieder,
Wie von 'nem Bräutigam vom Schlaf umfangen,
Wallend die schöne Brust, hochroth die Wangen.
Das Antlitz lächelnd, gleich dem Liebessterne,
Wenn er die feur'ge Sonne grüßt von ferne,
Indeß die Lippen schwellend sich bewegen,
Fast scheint's, daß sie zu süßem Kuß sich regen:
Ihr wißt es, was die Säng'rin jauchzt und klagt,
Weil ihr es selbst im vollen Busen tragt.
Warum beschreiben, was ihr Singen spricht?
Ihr wißt es ja, und Andre fassen's nicht.

Doch süßer Schlaf wallt schweigend jetzt hernieder,
Es werden leiser stets der Säng'rin Lieder,
Der König Frühling schläft am Blüthenbügel,
Der Zephyr ruht im Grün mit mattem Flügel.
„Den ganzen Tag (so spricht er zu den Zweigen)
Wiegt' ich euch heut. Ihr mögt, um Dank zu zeigen,
Mich einzuwiegen nun euch selber neigen.“
Die Blumen schwankten schon in süßem Traum.

Entathmend Düfte aus des Kelches Saum,
Und ahnten nicht, daß Bien' und Schmetterling
Entzückt und still an ihren Lippen hing.
Wie Fluten, die zum Blumenſtrande dringen,
Sich erſt in hohen Sehnſuchtswogen ſchwingen,
Und, näher kommend, ſtets in kleinren Wellen,
Und leiſer ſtets an's liebe Ufer ſchwellen,
Bis ſich ganz nah' die letzte Welle bricht,
So weich und leis, ihr ſeht und hört ſie nicht —
So endet jetzt den zaub'riſch ſüßen Schall
In einem leiſen Ton die Nachtigall,
Kaum hörbar, halb verhallend ſchon in Träumen.
Schon dringt aus ihrer Bruſt tiefinnern Räumen,
Einſchläfernd ſie, der Träume Zauberchor,
In den ihr eignes Lied ſich bald verlor. —
Still Alles rings. Nichts wacht, als hoch die Sterne.
Nichts hört man. Leiſe nur erſchallt von ferne
Der Orgelton des Quells, der leicht beſchwingt,
Voll Andacht auf zu heil'gen Sternen dringt.

Der Johanniswürmerprinz.

Ein Märchen*)

„Nein, länger ist's mit dir nicht mehr auszuhalten, du ungezogener Balg!" kreischte die Alte dem kleinen Julius zu. „Wenn du bei'm Buch sitzen sollst und was lernen und man dreht einmal den Rücken, hui! ist der Bengel auf und davon und bleibt ganze Tage weg, so daß einem ordentlich bange werden möchte. Was hast du im Walde zu suchen? Du sollst hier bleiben, mir beim Bleichen und Kochen helfen und was lernen. Und wenn es noch immer am Tage wäre; aber auch in der Nacht hast du keine Ruh'. Was hilft mir's, alle Geschichten zehnmal zu erzählen, die ich vom schwarzen Manne und dem bösen Wolf weiß? Du, gottloses Kind, fürchtest dich doch nicht, wie fromme Kinder thun, und läufst mitten in der Nacht fort in den finstern Wald durch Hecken und Dornen, und dann giebt's Kleider zu waschen und zu flicken. Heute duld' ich's zum letztenmal. Geschieht's noch einmal, so wirst du fortgejagt und magst sehen, wer sich dein erbarmt, du gefundner Balg, und dir

*) Der Leser verzeihe die halb prosaische, halb poetische Form in einer Gedichtsammlung.

um nichts und wieder nichts, aus purer Menschenliebe, zu essen giebt, wie wir's bis jetzt gethan haben." —

„Euer Essen war auch danach," sprach kurz und gleichgültig der Knabe, der in einer Ecke saß, als ob er träumte und, ohne auf das Schelten zu achten, mit einer Waldblume spielte.

„Was?" schrie die Alte noch lauter, „du undankbare Schlange! ist das der Dank, daß ich ihm noch so oft was Apartes gekocht habe, weil er die schönen schmackhaften Kartoffeln und das nahrhafte Schwarzbrot nicht essen wollte? Da mußte das Junkerlein Milchsuppen und Honigsemmel haben, und davon nippte es noch, als ob's ihm nicht kostbar genug wäre, der kieſättige Knirps der!" —

„Es könnte einer auch eben so gut Mühlsteine oder Holzärte essen, als eure harten, elenden Kartoffeln und euer saures Brot, das einem den Mund zusammenzieht und den Leib zersprengt," sprach Julius gelassen.

Der Alten ging vor Wuth der Athem aus und sie stand mit vorgetret'nen Augen und off'nem Munde da, als wolle sie Gift auf das Kind speien. Da fuhr der Alte, der am Tisch Vogelbauer schnitzte, auf und polterte: „Range du! läßerst du auf die liebe Gottesgabe? Und wenn wir dir nicht aus Barmherzigkeit zu essen geben, so mußt du elendig verhungern. Und was thust du zum Dank, du gefundner Bengel? Lernst du was Ordentliches, um dereinst zu Ehre und Reichthum zu gelangen, daß wir uns auf unsre alten Tage was zu Gute thun können? Zum Wegschleichen in der Nacht, da ist der Bursch pfiffig und durchtrieben, wie ein Fuchs; aber kriegt er ein Buch vor die Nase, darin verständige und

fromme Sachen ſtehn, da iſt der Verſtand weggeblaſen und er ſchaut ſo dumm auf die Buchſtaben, wie die Kuh auf's neue Thor. Glaubt er, daß ich ihn ſeiner lumpigten Flachshaare und ſeiner vermaledeiten blauen Guckaugen wegen vom Wege aufgehoben habe? Daß ich ein Narr geweſen wäre! Er ſollte die Stütze meines Alters werden und mich einſt, wenn ich ſchwach bin, ernähren, wie ich ihn jetzt. Aber ich ſag's: nehme einer ein Kind an, das nicht ſein eigen Fleiſch und Blut iſt! Warum war ich ſo dumm, den Jungen nicht ruhig liegen zu laſſen, als ich ihn ſchreiend und zappelnd am Walde liegend fand!" —

„Warum habt ihr mich auch mitgenommen?" ſprach Julink. „Unter Gottes liebem Himmel wäre ich beſſer aufgehoben geweſen, als in enrer dumpfigen, ekelhaften Hütte." —

Da ſprangen die beiden Alten, er einen Stock, ſie einen Beſen ergreifend, wüthend auf das Kind los, wild durcheinander ſchreiend und ſcheltend; das aber war gar leicht und flink und entſchlüpfte ihnen, wie ein Reh. Es lief raſch dem Walde zu. Als ſich die Alten etwas beruhigt hatten, hörten ſie's von weitem ſingen: „Ihr häßlichen Leute ade! Zum grünen Wald ich geh'. Die Bienen können auch nicht leſen und ſchreiben und wiſſen ſich doch die Zeit zu vertreiben. Die Vöglein haben beim Buch nicht geſeſſen, und ſingen doch mit gar lieblichem Schlag; den Blumen giebt niemand Kartoffeln zu eſſen, und ſie lachen doch fröhlich den ganzen Tag. Kein Schneider Kleider dem Schmetterling macht; er friert nicht und ziert ſich mit bunter Pracht. Iſt's Nacht, ſo leuchten Johanniswürmlein viel ſchöner als dumpfiger

Lampenschein. Gar fern, ihr häßlichen Leute von euch, im Wald bin ich frei und reich!“ —

Julius lief ganz unbesorgt im Walde herum, und je tiefer er hinein kam, je freudiger ward's ihm um's Herz. Es wurde finstre Nacht und manches Kind hätte jetzt die hohen, dunklen Bäume mit den seltsam verschlungenen Aesten für Riesen mit langen Armen, für schwarze Drachen mit gewundenen Schwänzen angesehn. Aber Julius war an's Herumschlendern in der Nacht gewöhnt und ging fröhlich weiter. Als es aber anfing zu regnen und der Weg wegen der Dunkelheit beschwerlich wurde, da sang Julius mit heller, zarter Stimme: „Ihr hellen Johanniswürmelein, ihr Bäume mit grünen Blättern belaubt, ich kam zu euch, weil ich geglaubt, ihr würdet mir Dach und Leuchte sein. Kommt, Würmlein, und zeigt mir mein Bettchen fein, dann, Zweige, schützet vor Regen mein Haupt!“ — Da blitzte es durch das schwarze Strauchwerk und eine Menge Johanniswürmchen kam herangeflogen, die schwebten vor Julius Füßen daher, als ob es Fackelträger wären und leiteten ihn auf weichem, bequemen Wege bis zu einem traulichen Plätzchen, wo die Sträucher und Bäume eine grüne, luftige Höhle gewebt hatten, unten aber war weiches Moos. Julius war müde und legte sich auf's Moos nieder. Die Zweige über ihm rauschten zusammen und machten mit ihren großen Blättern ein so dichtes Gewölbe, daß kein Tröpfchen Regen durchkonnte. Julius sang: „Johanniswürmchen, nun kommt herbei, auf daß es hübsch hell im Kämmerlein sei. Umschwebt mich mit euren strahlenden Tänzen, dann träum' ich von Düften und Sternenglänzen.“ — Da kamen wohl tausend Jo-

hanniswürmchen von allen Seiten herbei. Viele hingen sich an den Blättern, wie Kronleuchter, herab. Andre glänzten wie verlorne Edelsteine aus dem Moose, andre tanzten in künstlichen Verschlingungen durch die Luft, noch andre setzten sich ringsum in's blonde Haar des Knaben, so daß es aussah, als wenn er eine Sternenkrone aufhätte. So saß Julius im goldgrünen Dämmerschein, unter schwebenden Lichtern auf weich emporschwellendem Moose, ringsum gar heimlich von grünstrahlenden Laubpfeilern und Gewölben eingeschlossen, in lauer, duftender Luft, und hörte um sich herum gar seltsam den Regen rauschen und den Wind schütteln, ohne etwas davon zu spüren. Er blickte lächelnd drein, wie im Traume, als er plötzlich ein Säuseln hörte, das sich zu vernehmlich flüsternden Worten bildete. Es kam von einem Johanniswürmchen her, das sich auf Julius Ohrläppchen gesetzt hatte und so zu ihm sprach: „Bist du gesinnt, wie ein gutes Kind, so hörst du wohl gern ein Mährlein an, das ich dir erzählen kann." Darauf Julius: „Wie ein Mährchen komm' ich mir selber vor, drum leih' ich auch deinem gern mein Ohr; ist's nur recht kräuselnd kunt, so thu mir's säuselnd kund." — Das Würmchen erzählte nun: „Als helle Würmchen siehst du uns hier, doch schnelle Fischen waren wir, gestaltet fast wie eurer einer, nur einige hundertmal kleiner. Wir lebten in Indien fern, ach fern! und schwebten auf Blumen und Blättern gern. Im Klettern erstiegen wir der Blumen Saum, zu liegen im gaukelnden Traum in der großen, schaukelnden Kelche Raum. Wir zehrten von nichts, als süßem Duft, schwebten hin und her, so leicht wie Luft. So lebten wir fröhlichen Muthes, tha-

ten weder Böſes noch Gutes. Da kam einmal ein ernſter Greis daher, gar heil'ge Mähr that der uns kund, wie von dem Herrn ein feſter Bund mit den Seinen geſchloſſen; wie ſein Sohn ſo gern ſein Blut vergoſſen; es ſei gefloſſen, der Hölle Glut zu dämpfen; wie er in heißen Kämpfen den Tod überwunden, daß nun gefunden von aller Seelennoth nicht blos die Menſchenkinder, Thiere, Pflanzen und Steine nicht minder; weshalb auch die ganze Natur gebebt, als er in Todesnoth geſchwebt, Thier' und Pflanzen gezittert und ſelbſt der Fels geſchüttert. — So riß der heil'ge Greis mit hohem Wort uns fort; wir mußten uns durch ſüße Gewalt bekehren zur neuen Lehren. Wir ließen weihend uns mit Thau begießen, drauf thät der Greis als Chriſten uns begrüßen, und ſanft und leis begann er nun zu legen auf jede Stirn zum Segen den kleinen Finger ſeiner rechten Hand. Und ſieh! wo er den Finger hingewandt, um uns zu weih'n dem Herrn, da ſtand ein heller, klarer Stern, ſo daß wir alle Geſtirne trugen an unſrer Stirne. Drauf ſteckte der ehrwürdige Greis ein Kreuzlein rein und weiß in die Erde hinein und ſprach gar mild: „Es werde fortan dies heilige Bild von euch verehrt; und weil ihr müßig und verkehrt bis jetzt gelebt vom Glauben fern, ſo ſühnt durch gute Thaten nun den Herrn. Es wohnen hier im Lande Leute, die blind im Wahne ſtehn bis heute, die ihre Todten unter Waldesſchatten beſtatten und ſchütten ſie mit leichten Blumen zu, nicht denkend an der armen Seelen Ruh'. Drum ſeid in ſtiller Nächte Heimlichkeit zu frommem Todtendienſt bereit, mit Sang und Kerzen, wie es ſich gebührt, darum ſeid ihr mit Lichtern auch geziert.“ — Er ſprach noch manches hohe Wort,

dann ging er fort. Wir lebten nun in Frömmigkeit, betend gar oft in nächt'ger Heimlichkeit, wie er's gelehrt, auf daß der Todten Geist verklärt zum Himmel möge dringen durch unser Beten und Singen." — „Wie konnt' euch das gelingen, ihr könnt ja gar nicht singen?" unterbrach Julius. Da sagte das Johanniswürmchen: „Du weißt wohl nichts von andern Tönen, als die in deine Ohren dröhnen? Du kleiner, tauber Erdenwicht, hörst selbst die Musik der Sterne nicht, die doch mit majestätischer Gewalt vom hohen Himmel niederschallt, so daß es uns fast bedünkt, daß sie ein wenig gar zu laut erklingt; denn unsre zarten Nerven zittern bei den gewalt'gen Harmoniegewittern. Meinst du, es sei ohne Tact und Sinn, wenn wir im Dunkeln her und hin mit Funkeln verschlungne Tänze zieh'n, die einen hoch erglänzen, die andern tiefer glüh'n? Doch von der Verwandschaft des Tons und Lichts weißt du freilich nichts. So höre denn weiter meine Mähre. —

Nicht alle von uns waren Christen geworden. Es gab noch einen besondren Orden, denen hatte einst ein griechischer Mann des Epicurus Lehre kundgethan, und dieser hingen sie stets noch an. Das sind der Schmetterlinge Schaaren, die damals auch noch Elfen waren, ein gottloses Völkchen mit leichtem Sinn; scheint nichts Gewinn den losen Vögeln, als in bunten Farben zu blinken, nach Epicurus Regeln an Duft sich voll zu trinken und dann in Schlaf zu sinken. Wir frommen Sterngezierten begnügten uns mit wenig Düften, die wir sogen aus lauen Lüften; doch die leichten Herrn genirten sich ganz und gar nicht. Auf grüner Wiese flatterten sie der Lilie, der Ros' tief in den duftenden

Schooß, aussaugend bald jene, bald diese, daß die armen Blumen mußten erkranken und duftberaubt zum Tode sanken. So lange thäten die Säufer bügeln, bis sie niederfielen mit matten Flügeln. Wohl kannst du's seh'n, mein liebes Kind, an ihrem flatternden, unsichren Flug, daß sie getrunken mehr als genug und gänzlich sinnumnebelt sind. Wir schwebten in einfach grünen Gewändern, sie aber trieben mit Röcken und Bändern solche närrische Albernheiten, daß man drüber lachen möchte zu Zeiten. Man sieht's an dem bunten Farbenschnack, zusammengestellt ganz ohne Geschmack. Der dumme Schwalbenschwanz thut sich viel zu gut, er habe erfunden einen neuen Frack, und brüstet sich in seinem thörichten Muth. 'S ist doch nichts Originelles dran; er hat's den Schwalben blos abgeseh'n, denen ihre Schwänze weit besser steh'n, die sie tragen von Natur, als die er durch Nachahmung nur, die abgeschmackten, bunten, verkrackten Rockschöße. Der Pfauenaug' ist, wie eure Stutzer eben, derselben seltsamen Thorheit ergeben. Er trägt große Brillen von buntem Glas, die taugen zum Sehen nicht einmal was, obgleich er gesunde Augen hat, die werden erst durch die Brillen matt. Du glaubst vielleicht, der Trauermantel sei fern von alberner Zierterei; aber das ist von der ganzen Schaar eben der allergrößte Narr. Durch sein einfach düstres Gewand glaubt sich der Pfiffigus als schmachtender Melancholicus rar zu machen und interessant. Manche ließen sich auch Zahlen auf ihre bunten Röcke malen. Jahrzahlen, denkst du, sollen das sein; doch nein. Das sind die Kerls wie Don Juan; die Zahlen deuten allein nur an mit lügenhaftem Prahlen, wie viel Blumen sie verdorben, die sie betro-

gen, den Duft ihnen abgesogen, und die daran gestorben. Als unser König sie noch regiert, hat er ein besonderes Mittel erfahren, das, glaubt' er, würde ohne Weilen von ihrer Zügellosigkeit sie heilen. Er verordnete eine eigne Erziehung; er sperrte die Schmetterlingsknaben in dunkle, enge Puppen, wo alle Bemühung sich zu befrei'n vergebens war, bis sie erreicht ein bestimmtes Jahr. 'S war aber ein falsches Erziehungsprincip, hat das Umgekehrte herbeigeführt, je enger sie waren eingeschnürt, je mehr hatten sie dann die Freiheit lieb, je strenger sie mußten in der Puppe leben, je mehr waren sie dann der Wollust ergeben. Doch von Aerger hingerissen, bin ich ganz vom Thema abgeschweift, rede Dinge, die so ein Kind nicht begreift. Du willst ja meine Geschichte wissen. —

Von den Schmetterlingen gab't noch ein ander Geschlecht, die waren erst recht nichtswürdig und schlecht. Das waren der alten Sünder Schaaren, die so viel Düfte zu sich genommen, daß sie plumpe, dicke Bäuche bekommen. Die konnten wegen der schlechten Figuren bei allen Blumen auf den Fluren kein Liebesglück mehr machen. Die Blumen mit spöttischem Lachen deuten hinweg des Kelches Licht, kam ein so ungeschlachter Wicht. Und wenn's einem auch wäre gelungen, daß er sich auf sie geschwungen: durch seine Schwere und sein Ungeschick fiel er bald zur Erde zurück, daß er sich die Glieder verrenkte, wenn die Blume sich auf- und niederschwenkte. Da trieben sie ihr Wesen bei Nacht, wenn keine Blume mehr wacht, da haben sie wie Diebe sacht so manche Blume niedergezogen in's Moos, ihr aus dem Schooß die Düfte alle gesogen und sie so heimlich umgebracht; und manche

schlief ein gesund und roth und war am andern Morgen todt. Nun, Lieber, kannst du dir denken, diese Elfen mußte es kränken, wenn wir in der Nächte Dunkel mit hellem Lichtgefunkel Lärm machten mit Beten und Singen, die Todten zur Ruh' zu bringen. Die am Tage die süßen Düfte geschmeckt, die wurden nun alle aufgeweckt und konnten den Rausch nicht verschlafen, weshalb sie am andern Morgen Fieber und Kopfweh trafen. Die andern, die verborgen unter dem Schutz der Nacht voll räuberischer Sorgen ihre Beute zu finden gedacht, für die gab's auch ein Fasten, denn die Blumen wachten und paßten auf unsren frommen Gesang, und das Licht, das die Nacht durchdrang, entdeckte der Mörder Raben, daß die Blumen sie fern schon sahen. Hieraus, und auch aus Neid, weil jene nicht wie wir begabt mit Licht, entstand ein harter Streit, woraus entsprang gar tiefes Herzeleid. Sie hatten einen klugen König, der wußte nicht wenig geheime Kunde und stand mit bösen Geistern im Bunde. Der las in des Schicksals Buch den ernsten Spruch: „Wird dereinst im Reich der sterngezierten Elfen, die bis jetzt noch rein, der erste Mord begangen, wird ihr Königssohn von Meeresflut umfangen, dann wird ihr Gebet und Singen nichts mehr helfen; dann geht ihnen gleich das weiße Kreuz verloren, umgeformt in Würmer müssen sie dann fliegen, irr und heimathlos; den Zauber kann besiegen nur ihr Königssohn, wenn er zum Herrn erkoren." — Da sann der König der Schmetterlinge, wie er in ew'ges Leid uns bringe. Er nahte sich einst, als Engel vermummt, (denn er konnte nach Gefallen durch heimliche Zaubergewalten in allen Gestalten erscheinen) dem Orte, wo unser König tief im Kelche einer Tulpe

schlief. Der erwacht, weil etwas um ihn summt, und er verstummt vor frommem Schauder, als er den Engel vor sich sah. Der tritt ihm nah und beginnt sein loses Geplauder: „Es wird dein Weib dir einen Sohn gebären, von dem steht in dem Schicksalsbuch geschrieben: wird er versenket nicht in tiefen Meeren, dann wird der Elfen Volk verheert, vertrieben. Drum mußt du dieses Opfer ihm gewähren, sonst wird ihr Lieben sich gegen dich in tolle Wuth verkehren, weil du in Nöthen sie ließest, werden sie dich schmachvoll tödten." — Darauf verschwand der Bösewicht. Der König schlief nun länger nicht; er saß in tiefen, schweren Sorgen bis an den andern Morgen. Als kaum die Sonne den Himmel erhellt, brachte die Königin ein Kind zur Welt, gar lieblich, zart und ohne Tadel, nicht größer als der Knopf einer Nadel. Der König sah es an mit Trauer, ihn durchrieselte kalter Schauer, denn die Liebe zu seinem Volk und zum Leben hatt' ihm grause Entwürfe eingegeben. Er rief einen treuen Diener heran und kündete ihm das Geheimniß an; dann gab er ihm den Knaben im Geheimen, unten, wo die Meerfluten schäumen, ihn zu begraben in das nasse Grab. Der Knabe aber sank nicht hinab. Wie er entkam gesund, thu' ich dir später kund. So war also noch kein Mord gesch'h'n, das weiße Kreuz blieb steh'n, wir wohnten unverwandelt am alten Ort. Aber der Diener, zerrissen bis auf des Herzens Grund von den Bissen der Reue, that seinen Mord uns kund. So treu auch unser Volk sonst war, bei diesem schrecklichen Bericht, vergaßen wir unsre Pflicht. Es sammelte sich eine Schaar, die in des ersten Zornes Wuth sich verschwor mit wildem Muth, des Königs Blut zu

vergießen. Sie riſſen Dornen ab vom Roſenſtock, ſie nahmen die allerkleinſten, die ſpitzigſten und feinſten, verbargen ſie unter'm grünen Rock und ſuchten den König, den hart verfluchten. Er lag in Thränen und Sorgen groß wieder in der Tulpe Schooß. Sie klimmten raſch hinan, da war der Mord gethan, ſie ſtießen ihm in ihrer Wuth die Roſendornen in's Herz, ſo daß ſein Blut begann zu fließen und ſein Schmerz mit ſeinem Leben endete. Als dieſe That gethan, da wendete des Himmels Hand ſich von uns ab. Das Kreuz verſchwand, das uns der Greis einſt gab, und als wir mit Zittern ob dem Verſchwinden zuſammenliefen, da hörten wir's ſchättern durch die Luft gleich feindlichen Winden und durch die Tiefen der Bruſt zog freſſende Qual. Wir fühlten mit einemmal die zarten Glieder uns ſchwinden, wir ſchrumpften ein zu häßlichen Würmelein; doch das ſchöne Licht verloren wir nicht, weil wir, doch an den Sünden einiger nicht alle Schuld waren. Drauf hörten wir mit lautem Schalle eine Stimme den Spruch uns verkünden: „Jetzt irret heimathlos als Würmer hin und her, bis ihr dem Königsſohne, den euer König ſenkte tief in's Meer, aufſetzt die Krone. Ihr werdet finden ihn gar fern als Menſchenkind; allein der helle Stern auf ſeinem Haupte wird ihn euch verkünden. Das Kreuz auch müßt ihr finden, das ihr jetzt habt verloren. Er iſt dazu erkoren, daß er's euch wiederſchaffe; dann hört der Zauber auf und eure Strafe.“ Die bunten Elfchen wurden wie wir verkehrt in Inſekten, weil ſie mit verſteckten Liſten unſern König bethört, den Sohn zu verſenken in die Wellen, ſie wurden zu ſchnellen Schmetterlingen. Wir alle flogen, als wir die böſe Kunde empfingen,

davon, und durchzogen nun schon so manche ferne Gegend, uns stets auf die Lauer legend bei der Nächte Dunkel, und schauten von außen hinein in jedes Schlafkämmerlein, zu entdecken des Sternes Funkel auf der Stirn eines Knaben. Doch wir haben manch liebes Knabengesicht geseh'n, das im Schlummer lächelte so schön, daß wir es gern zum König wählten; allein des Sternes Strahlen fehlten." —

„So sucht ihr armen Würmer denn noch immer den Knaben mit dem Sternenschimmer?" fragte Julius. Das Würmchen lispelte:

„O nein, mein Kind, uns ward das Heil vor kurzer Zeit zu Theil, ihn endlich aufzufinden. Doch wie es ihm ergangen, will ich dir jetzt verkünden. Eh' ihn die Fluten verschlangen, hielt er sich in der Todespein an ein Blättchen grün und fein, das gefallen war in die Wellen. Mit einem schnellen Schwunge hatte er bald frei und leicht des Blattes Fläche erreicht. Hier lag er trocken und vergnügt, von den Wellen hin und her gewiegt, von allen Sorgen los in des Blattes grünem, weichen Schooß. Nichts aß er, als, wenn die Sterne schienen, das Licht, das von ihnen herniederfloß. Lebend von dieser zarten Speise, machte er eine weite Meereskreise. Doch warum mit träumendem Blick siehst du so starr vor dich hin?" —

Julius flüsterte: „Ich denke mit träumendem Sinn an ferne Zeiten zurück. Einst hat mir auch geträumt, daß ich von spielenden Fluten umschäumt, geschaukelt von leise kräuselnden Wellen, umgaukelt von den Sternen, den hellen, die nährend herniederschienen, im Blatte, dem grünen, lag auf dem Rücken mit emporgerichteten

Blicken. Weil ich mich im Traum von zartem Sternenlicht genähret, wollten mir auch die Kartoffeln nicht behagen, die mir so sehr den Magen beschwert." —

Das Würmchen fuhr fort: „Zu tagen beginnt es nun bei dir. Höre weiter nun! Der Monden vier ward so das zarte Kind auf den Flinten getragen. Da bracht' es ein leichter Wind zu einem fernen Lande, dort blieb es liegen auf dem Sande. Ein Storch stolzirte am Ufer dahin, der sah es mit Vergnügen, und überlegte in seinem Sinn, er könnte es seinem Weibe bringen, die Freundin war von solchen Dingen. Denn ein zartes Laubfröschchen schien das Kind ihm, weil's gekleidet grün. In den großen Schnabel nahm er das Kind und erhob sich im Fluge geschwind. Als er schon lange die Luft durchzogen, da sah er einen starken Aar, der kam wild auf ihn zugeflogen. Weil der Storch nun furchtsam war, so lüpfte er ängstlich den Schnabel, da schlüpfte das Elfenkind hervor, das die Balance verlor und von weiter, weiter Höh' niederfiel zur Erde. Doch was änderst du deine Gebehrde, als thäte die was weh? was ziehst du den Bauch so ängstlich ein und hältst ihn mit deinen Händchen fein?" —

„Es weht mir fröstelnd durch's Gebein — antwortete Julius — ich denk' an einen fernen Traum, da war mir's einmal auch, als fiel' ich herab durch einen weiten Raum; es pfiff mir durch den Bauch ein kalter, kiesiger Hauch, so daß mir die Erinnerung noch jetzt fast den Athem versetzt." —

Das Johanniswürmchen sprach: „Oft sind's nur eitle Traumgestalten, was wir für wahres Leben halten; und was vor uns als Traumbild schwebt, das haben wir

oft wirklich erlebt. Doch hör' in Ruh' mir weiter zu! Vielleicht magst du wohl denken: das Kindlein konnte fallend die Glieder brechen oder verrenken; doch eine Beere, die wallend zur Erde weht, mag eben so leicht knicken, als das Kind, das auf den Rücken auf grüne Blätter kam zu liegen, ohne sie merklich niederzubiegen. Vom langen Falle war es außer Athem zwar, doch bekam es bald die Besinnung wieder und fühlte heil die zarten Glieder. Da prangte so roth und voll über seinem Haupt eine Erdbeer' mit grünen Blättern umlaubt, die duftend ihm entgegenquoll. War es nun durch Begierung toll, oder hatt' es in des Storchschnabels Dunkel so lang' entbehret das Sternenfunkel, daß es verzehrt von Hunger war: kurz die Beere schien ihm so roth und klar, als wäre sie von Licht umwebt. Darum das thörichte Elfchen strebt, die große ungeschickte Beer' herabzuzieh'n an den Mund. Es ward ihm freilich schwer, doch es gelang, und nun umschlang es auf dem grünen Grund sie mit weitem Armen, womit es an den warmen Mund die Beere zog und durstig sog. Es mußte sich erst bitter mühen, bis es die harte Schaale durchdrungen, doch als es gelungen, begann es den Saft in sich zu ziehen, und trank wohl eine Sekunde lang ein hundertheil wohl von dem Saft, von dessen Kraft betäubt es taumelnd niedersank. Doch wehe! nun war es gethan: der Elf hatte in sich irrische Speise; da schwollen die Glieder ihm an auf ungebührliche Weise. Das blonde Lockenhaar, das zarter wie Spinnweb' war, wurde grob wie Stroh, die Adern und Sehnen roth; kurz es ward durch der Erdbeere Kraft zum Menschenkinde umgeschafft, das begann so laut zu schrei'n und zu flennen, wie's hunderttausend von uns nicht können." —

Da rief Julius schluchzend: „O weh mir! hätt' ich thörichter Weise doch nicht gekostet die grobe Speise, ich würde jetzt von Düften leben, hätt' mir niemand Kartoffeln zu essen gegeben!“ —

Da säuselte das Johanniswürmchen gerührt: „So wisse, liebes Kind, ich bin deine Mutter, die Königin, glückselig, daß ich dich gefunden habe; du bist mein Sohn, lieber Menschenknabe! Warum mußt du so riesig sein, und ich so winzig klein, daß wir uns nicht können in die Arme stürzen und das Wiedersehn durch Küsse würzen! Du trägst am Haupt ein helles Licht, das seh'n die blöden Menschen nicht; wir aber haben dich aufgefunden und werden bald vom Zauber gesunden, wir, so wie du. Nun hör' mir zu, wie du es mußt beginnen, daß wir dem Zauber entrinnen. Du mußt vor allen Dingen das weiße Kreuz uns bringen, daß unser Volk vom Greis bekam. Als es uns der Himmel nahm, gab er es einem Eremiten. Der reiste nach Norden und Süden und wirkte damit der Wunder viel. Als er erreicht sein letztes Ziel, hat er es einer Kirche geschenkt, wo es noch als Reliquie hängt. Die Kirche hast du gesehen, als du in den Wald gegangen. Dahin mußt du heut Nacht noch gehen und ohne Bangen das Kreuz nehmen vom Hochaltar. Es ist dabei keine Gefahr, doch mußt du es ohne Furcht beginnen, denn der Schmetterlingskönig wird sinnen, durch Zauberei'n dich zu verblenden, daß du dich mögest rückwärts wenden, und uns die Erlösung muß entrinnen. Es hängt an einem Rosenkranz in der ew'gen Lampe Glanz. So magst du gleich zum Werke schreiten, bis zur Thür wollen wir dich mit Licht begleiten, daß du nicht kannst den Weg verlieren und dich verirren.“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Da ſprang Julius fröhlich auf und rief: „Wie froh und hell iſt mir's in der Bruſt, als hätt' ich Alles ſchon längſt gewußt! Heißa! nun bin ich Elfenkönig. Den böſen Schmetterling acht' ich wenig, das Kreuzlein hol' ich euch ſogleich. Nun kommt und leuchtet mir! bald bin ich wieder hier." —

Da flog ſeine Mutter und andre Johanniswürmchen leuchtend vor ihm her und er folgte mit hüpfender Eile. An der Kirchthür blieben ſie draußen und er trat in das hohe, mattdämmernde Gewölbe, aus dem ihm kühle Schauer entgegenwehten. Ohne Furcht ging er vorwärts. Da flatterte eine große, häßliche Fledermaus um ſeinen Kopf und quikte: „Kehr' um von hier, geh' nicht zum Altar! ſonſt zerzauſ' ich die dein goldiges Haar, reiß' es aus nach und nach, daß du vor Qual ſchreiſt Weh und Ach, bis dein blondlockiges Köpfchen geworden kahl." — „Um dies grobe Strohhaar werd' ich auch nicht klagen, bald werd' ich feinere Locken tragen," ſprach Julius und ging fröhlich weiter. Da kam eine große ſchwarze Eule mit ſcharfem Schnabel und Krallen und funkelnden Augen, flatterte ihm um den Kopf, daß die häßlichen Federwiſche ihm die Stirn ſtreiften und kreiſchte: „Kehr' um von hier, geh' ſchnell hinaus! ſonſt hack' und kratz' ich dir die blauen Augen aus, daß du ſollſt ſchrei'n in grimmer Pein und ganz erblindet ſein." — „Meine Augen taugen ſo viel eben nicht, bald hab' ich welche von zarterem Licht," ſprach Julius und nahte ſich dem Altare, wo die ewige Lampe brannte. Da ſah er auf einmal ein bleiches, klapperiges Todtengerippe ſteh'n, das hatte den Roſenkranz mit dem weißen Kreuz am Knochenhalſe, grinſte ihn mit leeren Augenhöhlen an

und ſprach mit dumpfer Stimme: „Laß ab, laß ab, vorwitz'ger Knab'! willſt du das Kreuz erbeuten, muſt du's von mir erſtreiten. Ich bin der ſtarke Tod, dem keiner noch die Spitze bot.“ — Julius bebte zurück und ſchwankte eine Weile, da hörte er von der Kirchthür aus ſeine Mutter flüſtern: „Laß die Furcht nur ſein! ſ'iſt Blendwerk und Schein, ſchau' ihm nur dreiſt in's Geſicht hinein! mit deinem Blick ſo milde beſiegſt du das Truggebilde; nimm ihm das Kreuz nur dreiſt, dann ſchwindet der böſe Geiſt.“ —

Da ermannte ſich Julius, ging mit feſten Blicken auf das Gerippe los und nahm ihm das Kreuz. Sogleich verſchwand die Geſtalt und Alles war ruhig. Julius ging bedächtig, ohne zu laufen, zur Thür zurück und die Elfen leuchteten ihm zum alten Platze. Da ſteckte er auf einem kleinen Mooshügel das Kreuz in die Erde, alle Johanniswürmchen bildeten einen Kreis darum, beteten und ſangen Danklieder; die konnte er aber noch nicht hören. Darauf ſetzte ſich ſeine Mutter wieder auf ſein Ohrläppchen und flüſterte: „Eh' wir der Erlöſung Ziel erreichen, muſt du wieder werden unſres Gleichen; ſchon wirkt in dir der Zaubertrank, das iſt meiner Rede Klang, die kühlen Waldesdüfte, die nächtlichen Blumendüfte, das helle, bunte Licht, das du durſtig eingeſogen, als wir dich ſäuſelnd umflogen. Soll dein Leib, ſo roh und dicht, werden dem der Elfen gleich, ſo zart, ſo fein und weich, muſt du dich aller Koſt begeben und nur von Strahlen und Düften leben. Nun ſchlafe ruhig ein! morgen wirſt du ſchon kleiner und zarter ſein.“ — Julius legte ſich auf's Moos und ſchlief. Am andern Morgen wachte er ſpät auf, da fühlte er ſich ſo

wunderleicht, daß er meinte, er müsse bis an den Himmel springen können. Er wollte seine Springkraft versuchen und nahm einen Anlauf, um sich über einen kleinen Ameisenhaufen zu schwingen, den er für einen Hügel hielt, aber er fiel in die Mitte hinein bis über's Knie und hatte Mühe, sich herauszuwinden. So klein war er schon geworden. Den ganzen Tag aß er nichts und ließ sich von den Johanniswürmern zu Bett leuchten und in Schlaf tanzen. Am zweiten Tage war er schon so klein, daß er sich auf den Zehen in die Höh' richten mußte, um an einem gelben Himmelschlüsselblümchen zu riechen. Als er am dritten Tage aufwachte, sah' er hoch am Himmel die Sonne mit goldgelber Scheibe und silberweißen Strahlen steh'n. Aber sie blendete ihn gar nicht, so viel er sie ansehen mochte und zu seiner großen Verwunderung bemerkte er einen ganz grünen Regenbogen, der von der Sonne aus zur Erde reichte. Er ging nach der Richtung zu und sah nun, daß der Regenbogen ein dicker Stamm war, den er anpackte und mit großer Gewalt daran schüttelte, und siehe da! die Sonne wankte ein klein wenig davon. Da lachte er über sich selbst, denn er erkannte plötzlich, daß die gelbe Sonne mit den weißen Strahlen und dem grünen Regenbogen weiter nichts war, als eine große Gänseblume mit ihrem Stengel. Jetzt hatte er die gehörige Elfengröße erreicht. Als es Abend geworden war, versammelten sich alle Johanniswürmer zur Huldigung um ihn herum im Moose. Die Großen des Reichs schleppten eine Krone herbei, die war aus geläutertem Sternenscheinern gar zierlich und fein gearbeitet, damit krönten sie Julius feierlich, und kaum hatte er die Krone auf dem Haupte, als sie Alle

im Augenblick durch einen Zauberschlag in kleine, liebliche Elfchen verwandelt wurden, jedes mit einem hellen Stern auf der Stirne. Nun schwuren sie Julius Treue und er legte einen Eid auf die Constitution ab, und sie begingen ein großes Fest, jauchzten und schrieen, daß es fast so laut klang, als der Lärm, den das Gras macht, wenn es im Frühling wächst. Julius und seine Mutter umarmten und küßten sich. Sie konnte nicht genug erzählen, wie hübsch und leicht er sei, und wie ähnlich er seinem Vater sehe, wobei sie um den ermordeten Gemahl reichliche Thränen vergoß. Die Elfen jubelten die ganze Nacht, als aber die Morgenröthe kam, sprachen sie besorgt: „Wie kommen wir wieder nach Indien, unserm schönen Heimathlande?“ Da säuselte ein Windstoß durch die Zweige und schüttelte an einer hundertblättrigen Rose, so daß alle die gewölbten, duftigen Blätter zur Erde fielen und eine Stimme rief: „Da habt ihr luftige, leichte Wagen, die euch in's duftige Indien tragen. Das Kreuzlein findet ihr schon dort, das unsichtbare Hand trug fort.“ Sie sahen Alle hin, das Kreuz war wirklich verschwunden. Nun setzten sich alle Elfchen in die Rosenblätter, Julius mit seiner Mutter und dem Hofe in das schönste. Es erhob sich ein leichtes Lüftchen, das hob alle Rosenblätter in die Höh' und wehte sie sanft in die Morgenröthe hinein nach Osten. Während dem sangen die Elfen: „Nach Indien, nach Indien! zur luftigen, blühenden Heimath hin, wo die duftigen, glühenden Lüfte zieh'n, wo schirmende große Blätter gegen stürmende Regenwetter uns verschanzen, schaukelnd mit grünem Dach, daß wir tanzen gaukelnd im Laubgemach, wo in leisen, frommen Weisen die hohen reinen Blumen

singen auf ſchwankenden, grünen Stengeln, die frohen, dankenden Hymnen bringen dem Himmel, fromm, gleich Engeln, wo wir in feierlicher Pracht bei ſtiller Nacht mit Kerzenglanz, Gebet und Singen, zur Ruh' die Todten bringen — auf des ſäuſelnden Windes Schwingen in kräuſelnden Ringen, nach Indien, nach Indien!"

Zerrissenheit.

Nehmt hin!

Wollt ihr meine Rosen brechen,
Die durch holden Duft euch fesseln,
Müßt ihr euch die Hand zerstechen
An den Disteln erst und Nesseln.

Wollt ihr wechseln traute Worte
Mit den Englein mir im Herzen,
Mit dem Teufel an der Pforte
Müßt ihr ringen erst mit Schmerzen.

Wollt ihr meinen Segen hören,
Lernet meinen Fluch verdauen;
Wollt ihr lieben mich und ehren,
Kämpfet nieder Haß und Grauen.

Ganz nur werd' ich hingenommen.
Gott gab Aerndte meinen Beeten;
Unkraut ist durch euch gekommen,
Darum sollt ihr's selbst auch jäten.

Dumpfheit.

Schau'ſt noch, wie ſonſt, ſo mild auf mich hernieder,
Du blaues, heitres Gottesaug'! Vergieb!
Mein Aug' ſtrahlt nicht mehr deine Milde wieder,
Denn ach! mein Blick ward, wie die Seele, trüb'.

Des Laubes Pracht, ſo friſch und grün, wie immer,
Webt holdes, ahnungsvolles Dämmerlicht;
Was Alles ich gefühlt im ſanften Schimmer
In beſſ'rer, ſchön'rer Zeit, heut fühl' ich's nicht.

Hoch in den Wipfeln noch das alte Rauſchen,
Des grünen Doms erhabner Chorgeſang;
Doch andachtvoll dem heil'gen Klang zu lauſchen
Und ihn zu faſſen, weh! vergaß ich lang'.

Leismurmelnd kündet immer noch die Quelle,
Was von der Gottheit Wundern ſie geſchau't
Tief unten in geheimnißvoller Zelle;
Mir iſt's ein fremder, unverſtandner Laut.

Ihr Blumen auch, wie Kinder, flüſtert leiſe:
„O ſing' ein Lied! Wie lang' warſt du nicht hier!
Wir lächeln, ſtimmet Frohſinn deine Weiſe,
Iſt's bange Wehmuth, nun, dann weinen wir."

Ihr Freundlichen! nicht weiß ich's mehr zu sagen,
Was tief und schweigend meine Seele hegt;
Doch einst im Frühling mögt ihr Wurzel schlagen
In meinem Herzen, wenn es nicht mehr schlägt.

Dann forschet still, was es mit heißem Sehnen
Umschlossen hat, sich selber kaum bewußt,
Und euer Blick verkünd' in stillen Thränen
Mein Leid, mit holdem Lächeln meine Lust.

Abſchied.

Nach Lord Byron.

Ade! — Mein heim'ſches Strandgefild
Verſchwimmt auf den Waſſern weit,
Der Nachtwind ſeufzt, die Brandung brüllt,
Die wilde Möwe ſchreit.
Die Sonne dort geht in die See zur Ruh',
Wir folgen der ſtiebenden Pracht.
Es fahre ſie wohl denn, ſie und du,
Mein Heimathland — gut' Nacht!

Nur kurze Stunden, ſie kehrt zurück,
Zeugt neues Morgenlicht,
Und Meer und Himmel begrüßt mein Blick,
Meine Mutter Erde nicht.
Verödet iſt meine Halle gut,
Verwaiſt iſt mein Heerd zur Stund',
An den Mauern wuchert des Unkrauts Brut,
Am Thore, da heult mein Hund.

Mein kleiner Page, komm' her, komm' her!
Was weineſt du und bangſt?
Ha! fürchteſt du das zornige Meer?
Haſt vor den Stürmen Angſt?
Gi! ſchleudre die Thräne vom Auge dir!
Unſer Schiff iſt ſtark und ſchlank,
Her' unſer flüchtigſter Zelt' fliegt ſchier
Nicht fröhlicher entlang.

„Ob gellt der Wind, ob die Woge rollt hoch,
Ich fürchte nicht Woge noch Wind;
Doch staunt nicht, Herr Junker, wenn ich doch
So sorgenvoll gesinnt.
Ich ging ja fort von dem Vater mein,
Von der lieben Mutter fort,
Und hab' keinen Freund, als sie allein,
Und dich — und einen dort."

„Mein Vater segnete brünstig mich,
Dann klagt' er weiter nicht mehr;
Doch Mutter seufzet bitterlich,
Bis ich zurückekehr'."
So weine, mein Junge! Genug, genug!
Wohl ziemt es dem Auge dein.
Hätt' ich deine Brust, ohn' Arg und Trug,
Mein's würde so trocken nicht sein.

Mein Diener stark, komm' her, komm' her!
Was siehst du so bleich doch aus?
Schreckt dich ein Feind dort über'm Meer?
Bebst du vor Sturmesgebraus? —
„Wähnst, daß ich zittre für Leben und Leib?
Herr Junker, bin nicht so bang;
Doch denken an ein verlassen Weib
Mag bleichen die treue Wang'."

„Sie wohnt mit den Knaben am weiten See,
Der zu deiner Halle blickt auf,
Und fragen sie nach dem Vater in Weh',
Was soll sie sagen drauf?" —

Genug, genug, mein Diener gut!
Dein Leid behalte du!
Doch ich, begabt mit leicht'rem Muth,
Ich flieh' und lache dazu.

Wer ist's, der trügenden Seufzern trau'
Aus Weibes, aus Liebchens Brust?
Das strömende Auge, so klar und blau,
Bald trocknet's bei neuer Lust.
Nicht kümmert mich genossnes Glück,
Gefahren erwart' ich still;
Doch *eines* schmerzt — nichts laß' ich zurück,
Das eine Thräne will.

Und nun auf weitem, weitem Meer
In der Welt allein bin ich.
Warum für Andre seufzen schwer,
Da niemand seufzt für mich?
Vergebens winselt mein Hund vielleicht,
Doch, kehrt' ich zurück auch schnell —
Da fremde Hand ihm Futter gereicht.
Zerriß' er mich zur Stell'.

Schnell fort, meine Barke, schnell fort mit dir
Durch die schäumenden Fluten fort!
Wohin du mich trägst — all eins ist's mir.
Nur zurück nicht zum Heimathport!
Willkommen ihr Wogen mit schwarzblauem Schein,
Und wenn *ihr* nicht mehr lacht —
Willkommen dann Höhlen und Wüsteneien!
Mein Heimathland — gut' Nacht!

Der Wandrer.

Ein Wandrer schreitet stumm und düster fort
Auf öder Höh' durch wildes Heideland;
Er hat vergessen fast, daß ob ihm dort
Ein Himmel einst und dran die Sonne stand.

Denn rings hat Nebelgrau ihn so umbaut
(In weiter Welt ein Kerker, öd' und dicht)
Daß er des nächsten Schrittes Ziel nicht schaut.
Was kümmert's ihn, ob er es kennt, ob nicht?

Sonst grüßt den Wandrer wohl der Lerche Sang,
Hier — Alles todt, sein Tritt nur dröhnet laut;
Sonst streicheln Lüfte und Düfte ihm wohl die Wang',
Hier — frißt sich kalter Reif nur in die Haut. —

Jetzt, scheint's, zertheilt die trübe Masse sich,
Aus weißer Scheibe strahlt es matt hervor,
Dicht ihm zu Füßen taucht in schmalem Strich
Nur dürr Gestrüpp und Krüppelholz empor.

Gespenstig streckt buckligter Bäumlein Zahl
Stilljammernd die verrenkten Finger aus,
Und ein ergrauter Fels ragt, wie ein Mahl,
Und kündet: „Hier ist alles Leben aus."

Der Wandrer achtet's nicht und schreitet schnell.
Sieh! da durchzuckt die Welt der Sonne Blick,
Und, Pfeil auf Pfeil entsendend, treibt sie hell
Geballtes Nebelungenthum zurück.

Und seitwärts öffnet sich das graue Meer,
Und aus der Tiefe lacht in mildem Glanz
Ein üppig zauberisches Thal daher,
Bedeckt mit Wald und grünen Reben ganz.

Mit segentriefenden Schwingen weht ein Strom
Glanz, Farb' und Frische über Dorf und Feld,
Und, wie ein Stern, bestrahlt ein ferner Dom,
Vom Sonnenlicht geküßt, die helle Welt.

Der Wandrer bleibt, gebannt vom Zauber, steh'n,
Und wie er sinnend auf das Wunder sieh't,
Ist's doch, als hört' er ferne Glocken weh'n,
Als klang' herauf der Nachtigallen Lied.

Ein Lächeln über's blasse Antlitz schwebt
Schnell hin, wie über'n Grab ein Engel wohl;
Doch plötzlich, schüttelnd sich, von Schauer durchbebt,
Kehrt er sich ab und geht und seufzet hohl:

„Weh' mir! schon wähnt' ich Alles durchgekämpft,
In meinem Busen Alles stumm und kahl,
Von öd' einförm'gem Nebelgrau gedämpft
War längst der Erinnrung, der Hoffnung, Strahl."

„Wozu mich äffen mit dem Zauberbild,
Das meinen Schmerz aus eisernem Schlafe weckt?" —
Und wie er solches spricht, fortschreitend wild,
Hat auch die Sonne schon ihr Haupt versteckt.

Rollend verschlingt den Grund der Nebel Meer,
Das, steigend, Brust und Haupt ihm kalt umhaucht,
Den Reif aus Bart und Locken schüttelt er,
Und eine Thrän' auch aus dem Aug' vielleicht.

Und stumm und düster eilt er wieder fort,
Wohin sein Schritt führt — ihm ist's unbekannt.
Er seufzt: „Vergäß' ich doch, daß ob mir dort
Ein Himmel sind und dran die Sonne stand!“ —

Was hörst du staunend meinem Liede zu
Und fragst, woher mir solche Kunde stammt?
Der Wandrer, ahnst du's nicht? bin ich, bist du,
Der Wandrer, ach! wir sind es allesammt.

Kindeswahn.

O ſchau' das Kind, das kaum dem Nicken
Der Mutter lohnt, mit leiſem Laut,
Wie es mit ſtillerſtaunten Blicken
Tief in den blauen Himmel ſchaut!

Es ahnt noch nichts von Weltenferne,
Noch nichts vom engen Erdenhaus,
Und nach den ſchönſten aller Sterne
Streckt es die kleinen Händchen aus.

Die holden Lichter will's erfaſſen,
Sind ſie doch ſo vertraut, ſo nah!
Und wenn ſie ſich nicht haſchen laſſen,
Gar bittre Thränen weint es da.

Die Mutter lächelt ſeinem Weinen
Und freut ſich an dem ſchönen Wahn,
Schon ſieht ſie das Gemüth des Kleinen
Sich herrlichſter Entfaltung nah'n.

O, lächle nicht, du Milde, Gute!
Nein, wenn du wahrhaft liebſt dein Kind,
So ſchlage mit der Birkenrute
Ihm auf die Fingerchen geſchwind:

Daß ſich's die Unart abgewöhne
Und jenen eigenſinn'gen Trieb,
Der ſtets begehrt nach Himmelstöne,
Dem nichts auf dieſer Erde lieb.

Wie glücklich jene Heerde Leute,
Die, abwärts ſtets den Blick gekehrt,
Auf Erden findet reiche Beute
Und dort nach Futter nur begehrt!

Doch Andre, kindiſch und vermeſſen,
Die jenen übermüth'gen Wahn
Der Kindheit nimmermehr vergeſſen,
Sie wollen ſtets die Sterne ſah'n.

Nicht achtend, unfruchtbaren Strebens,
Daß ewig, ewig fern ſie ſind,
Greifen ſie wild hinauf — **vergebens**,
Und weinen dann, wie jenes Kind.

Und wenn nach langem Schmerzenskampfe
Das müde Herz im Tode bricht,
Hauchen ſie noch im letzten Krampfe
Ein Sehnſuchtsach nach Himmelslicht.

Der Gebannte.

In einer Höhle, feucht und kalt und düster,
Liegt Einer, festgebannt und hartgebettet,
Von dumpfen Schlaf's Bleifesseln schwer umkettet,
Beängstiget von Träumen, wüst und wüster.

Umhuscht von fratzenhaften, hohlen Schatten,
Die rings geschäftig zwecklos Tollwerk treiben;
Und er auch darf im Traum nicht müßig bleiben,
Mit ihnen muß er sich, um Nichts, ermatten.

Nur manchmal, wenn zu wild des Spuckes Entsetzen,
Auf fährt er aus dem Schlaf auf Augenblicke,
Dann ist es ihm vergönnt, daß er entschicke
Halbwachen Blick, sich draußen zu ergetzen.

Fern sieht er schimmern durch der Höhle Spalten
Ein sonnenheitres, lachendes Gefilde,
Von dort her überschleicht ihn leis und milde
Von Duft und Klang ein zauberisches Walten.

Doch ungewohnte Wonne drücket nieder
Das matte Augenlied zu neuem Traume,
Und zu den Schatten, huschend rings im Raume,
Summt er im Traume dann Erinnrungslieder.

Er summet leis von Sonnenlicht und Wonnen;
Die Schatten horchen, stutzen und entweichen,
Kopfschüttelnd deuten sie auf ihn mit Zischen,
Als habe Wahnsinn ihm das Hirn umsponnen.

So ſtöhnt er einſam nun, der Traumverhöhnte,
Und fragſt du, wie er ſolche Qualen trage?
Nicht trüg' er ſie, wenn nicht die Wunderſage
Geheimnißvoll in ſeinen Buſen tönte:

„Einſt haſt du ausgeträumt und wirſt erwachen,
Ein buntes Vöglein, wirſt du hin dich ſchwingen,
Wo Roſen blüh'n und Nachtigallen ſingen,
Und, ewig froh, dir Flur und Sonne lachen."

Entweichung.

So auf dem lahmen Esel schalen Werkeltagstrebens,
Sitz' ich, 'ne traurige Figur auf traurigem Vieh,
Verkehrt, Schwanz in der Hand, und treib' und stoße vergebens,
Der Esel ruckt und bockt, doch vorwärts geht es nie.

Ich fürchte Hohn der Menge bei jedem Fersentritte;
Doch ach! sie alle deckt zu tief dieselbe Schmach.
Rings sind sie beschäftigt in gleichem Eselrückwärtsritte,
Zwecklos und zahm, und dennoch fühlen sie sich gemach.

O! einen wilden, wiehernden Rappen
Schafft mir, der mich trage weit,
Daß ich freie Luft mag schnappen,
Fern von dumpfer Nüchternheit!
Ueber die Fläche schnell,
Schnaubend und brausend!
Lüfte rings frisch und gell,
Pfeifend und sausend!
Langweilige Pappelgesichter
Gähnen mich an — vorbei!
Der Häuser schlaftrunken Gelichter
Glotzet mich an — vorbei!
Links und rechts fliegt fort,
Felder und Fluren!
Rappe, dem Felsen dort
Trück auf die Spuren!
Wiehernd, brausend hinauf, hinan,
Umgekehrter Gießbach du!

Singt, vom Sturme gepeitscht, die Tann',
Sauſt deine Mähne, dein Schweif dazu,
Schollen
Entrollen
Dem Hufgeſtampf,
Fallen,
Prallen
Mit Donner und Dampf,
Laß ſie zertrümmern
Hütten im Thal!
Hinauf ohne Kümmern
Zum Sternenſtrahl! —
Ha! es klafft
Schwindelnd der Schlund,
Nicht geſtutzt, nicht gegafft!
Tod macht geſund.
Sträubet ſich wild das Haar,
Stürmen die Nüſtern,
Huſſa! laß uns Gefahr
Koſend umflüſtern!
Tod fühl' ich wunderbar
Mein Haupt umrüſtern.
Holla! geſprungen,
Hinübergeſchwungen!
Welch ſüßes Graun,
Hinab zu ſchau'n
In Höllentiefen!
Geſicht der Nacht
Aus endloſem Schacht
Aufglotzend lacht.
Horch! es riefen

Unheimliche Stimmen
Mit Hohn und Ergrimmen:
„Hinab, hinab,
In und in's Grab!“ —
Trüben mit Gekrach!
Ha! Leben gewonnen!
Jetzt erst werden wach
Des Blutes Bronnen
Heiß und jach,
Wie Glut der Sonnen
Durchwegen, durchfluten, durchbeben sie mich.
Tod hielt mich beim Haar,
Jetzt bin ich mir klar,
Jetzt erst darf ich rufen:
„Ich!“ —
Auf donnernden Hufen
Hinweg!
Durch brausende Zeitennacht,
Brennende Thälerpracht,
Durch Lust und Schreck!

Was rauschet der von ferne,
Naht alte Sehnsucht mach,
Die oft beim Klang der Sterne
Mich zog den Sternen nach?
Es klingt empor, wie Lieder —
O, schau' den Berg hernieder!

Schimmernd, lockend hingebreitet,
Sieh' das Meer dort unten liegen!
Ringt unendlich ausgeweitet,
Himmelblau im Busen wiegen,

Rappe! jetzt kein jähes Springen,
Sanft in leisem, luftigem Schaukeln,
In die Wellen dich zu schwingen,
Die uns frischen Hauch's umgaukeln.

Wie sie, schön von Haupt, die leisen,
Tauchen auf und tauchen nieder,
Wie sie lockend uns umkreisen,
Singend leise Wunderlieder!
Schau'! wie dorten, hin und wieder,
Abendroth streut seine Rosen,
Daß die Silberlocken glänzen
Hold umglüht von Rosenkränzen.

Und aus Abendroth erglommen
Winkt ein Eiland her, ein grünes,
Schwäne halten's rings umschwommen,
Horch ihr Lied, ihr lieblich Schönes!

Bunte Wunderblumen schwingen
In den Lüften auf ihr Düften,
Bunte Wundervögel singen
Hoch herab aus Balsamlüften.

Wellen tragen uns an's Grüne,
Rappe, magst nun ruhig weiden.
Jeder Schmerz fand seine Sühne,
Seinen Balsam jedes Leiden.

Zauberdämmerlicht des Haines,
Tief in dich will ich mich senken.
Hold Genießen, selig reines,
Wird mein Fühlen und mein Denken.

Ferne rauscht des Meeres Welle —
Hier ward einig Glück und Sehnen,
Und die Quelle rieselt helle —
Hier ist Seligkeit in Thränen.

Jeder Liebeswunsch mag walten,
Denn mit liebenden Gedanken
Ruf' ich lächelnde Gestalten,
Die das Herz mir weich umranken.

Jedes innigste Empfinden,
Eh' ich's aussprach, eh' mir's klar ward,
Wird zum Liede gleich, zum linden,
Das im Waldessäuseln wahr ward.

Ringsum rauschen's alle Bäume,
Ringsum rieseln's alle Quellen,
Und es muß durch blaue Räume
Bis zum Sternenchore schwellen.

Und der Himmel singt hernieder,
Was die Erd' emporgesungen;
Wechselklingen hin und wieder,
Himmel, Erd' in eins geschlungen.

Jeder Zwiespalt ist versöhnet,
Lösung jedem Räthsel funden,
Da das All zusammentönet,
Durch mein tiefstes Lied verbunden.

Ein Traum.

Heut Nacht hatt' ich 'nen tollen Traum,
Der hat mich zum Kameel gemacht,
Im Maule fühlt' ich scharfen Zaum,
Und auf dem Buckel schwere Fracht.

Und Wüste hier, und Wüste dort,
Rückwärts und vorwärts, links und rechts,
Und durch die Glut ging's langsam fort,
Im Sand tief watend mit Gekächz.

Zum Knuspern fand sich da kein Strauch,
Kein Wind zur Kühlung fern und nah,
Zum Saufen war gefüllt kein Schlauch,
Kein Platz zum Niederstrecken da.

Da plötzlich — fern am Himmelssaum
Sieh! Palmennicken, Quellenglanz!
Dorthin! — da schwindet's, wie ein Traum,
Es war ein leerer Dünstetanz.

Und immerfort sich aufgerafft,
Und immer fort mit Ach! und Uf!
Der Treiber braucht die letzte Kraft,
Mich anzufeuern durch 'nen Knuff.

Geküßt, gebrochen im Genick,
Schon war ich dem Verschmachten nah,
Als ich ganz nah der Quelle Blick
Durch grüne Schattenprachten sah.

Da hat das Glück mich so erschreckt,
Daß ich mit eins zusammenfuhr,
Da hat der Schreck mich aufgeweckt,
Und ach! ein Traum war Alles nur.

O hätt' ich ewig fortgeträumt!
Dann läg' ich an der Quelle jetzt,
Weich hingestreckt und abgezäumt,
Vom frischen Schattentrunk gelabt.

So aber zieh' ich fort und fort,
Auch wachend, als Kamel einher,
Dicht vor mir winkt der kühle Ort,
Doch ich erreich' ihn nimmermehr.

Glockenzeche.

Horch! durch die Luft von unzähligen Thürmen
Glocken und Glöckelein bimmeln und stürmen.
Klangeswellen
Schwellen die Brust mir,
Fühle die Glieder mir wachsen zur Lust mir,
Höher und höher zum Riesen entfalt' ich mich,
Schüttle die Locken im Aether gewaltiglich.

Riesige Brüder, zu elfen, zu zwölfen,
Eilet herbei, mir beim Werke zu helfen!
Erzgehalle
Schalle nicht zwecklos!
Reißet sie mir von der Thürme Gedeck los,
Traget sie leicht in den Händen von dannen mir!
Welche Pokale, ihr Brüder, gewannen wir!

Nun auf des Hochgebirg's felsigen Stiegen
In sieben Schritten zum Bergsee gestiegen!
Himmelshellen,
Wellenlust wiegt er.
Brechet den Felsdamm und rauschend versiegt er,
Ha wie das Bett klafft! könnt ihr zum Grunde seh'n?
Daraus soll Bowlenlust trefflich zum Munde geh'n.

Ihr nun bleibt hier zum Verstopfen und Pichen,
Ihr durch die Städte der Menschen gestrichen!
Schnell und schneller
Keller erstürmt dann,
Schleppet mir Tonnen voll Weines gethürmt an!
Wollen sie's weigern, nehmt mit hier die Klöpfelchen,
Schmeißt den Philisterlein sie an die Köpfelchen.

Aus nun den Boden getreten den Fässern!
Sonne dort oben, der Mund soll dir wässern!
Fühlt ihr quellen
Schwellen das Duftmeer?
Selige Trunkenheit zieht durch die Luft her.
Holet mir schnell nun heraus aus den Känzelchen
Zucker und etliche tausend Pomm'ränzelchen.

Reißet mir aus nun die luftigste Tanne,
Rühret damit in der felsigen Wanne!
Riesenglieder
Nieder nun streckt euch!
Kostet nun, wie es aus Thurmglocken schmeckt euch.
Glocken und Glöcklein sind Becher und Becherchen,
Theilet sie aus an die Zecher und Zecherchen.

Mir die größte! klingt an mit Gewittern!
Seh't ihr die Sonne beim Läuten erzittern?
Hebt sie tönend
Dröhnend zum Mund nun,
Aber ihr müsset den Zug bis zum Grund thun.
Weil so 'ne Glocke sich aufrecht nicht stellen läßt.
Leeret und füllet beim Riesengesellenfest!

Don Quixote.

1.

Don Quixote*), edlen Dranget,
Steigt auf seine schlechte Mähre,
Und sein Angesicht, sein langes,
Glänzt vom Strahl der Heldenehre.

Fänd' er besser Roß und Waffen,
Feind', ihn gleich an Seelenadel —
Wahrlich wär' er nicht geschaffen
Für Gespött' und frechen Tadel.

Denn die Welt will er beschützen,
Will Gewalt und Unrecht strafen;
Doch die Welt will stille sitzen,
Will geknechtet sein und schlafen.

Und für Ritter, Eisenfresser,
Fand er nichts, als Eselstreiber,
Für Prinzessinnen und Schlösser
Kneipen und gemeine Weiber.

Weil er schön die Welt sich dachte
Und sie fand so gar erbärmlich,
Ist er nun der Ausgelachte,
Als verrückt und geistesärmlich.

*) Das e am Schluß muß ausgesprochen werden.

Daß der Bursch' selbst, hohl und nüchtern,
Sancho Pansa, seiner spottet,
Ob er gleich, gezähmt und schüchtern,
Knechtisch hinterher ihm trottet.

2.

Und der edle Ritter reitet
Fort und fort durch manch Jahrhundert,
Stets zu hoher That bereitet,
Stets als toller Narr bewundert.

Und Begeistrung ist sein Name.
Stets getäuscht in Götterwerken,
Muß er endlich selbst mit Grame
Seines Thuns Verrücktheit merken.

Denn gar elend sind die Zeiten,
Und die Thatkraft ist vertaget,
Darum scheint verrückt den Leuten,
Was die Zeiten überraget.

Murrend folgt dem edlen Ritter
Der Verstand mit Krämersinne,
Hofft, ob er auch tadelt bitter,
Daß er durch den Herrn gewinne. —

Reite, Ritter, trotz dem Schelten,
Fort bis in den Tod vergebens!
Droben leuchten andre Welten,
Würdig deines Heldenstrebens.

Taſſo.

1.

Lilie träumt von ſüßen Schmerzen,
Schwankend leis in keuſcher Pracht,
Glühwurmſchein, wie Feſtekerzen,
Sanft erhellte Dämmernacht. —

O wie ſtrahlſt du heut, Lenore!
Mild und bleich und königlich,
Leicht umweht vom weißen Flore —
Taſſo, Taſſo, halte dich!

Nein doch! dümmer als die Motte,
Die in Flammentod ſich hetzt,
Stürzt er durch die Höflingsrotte,
Die erbleichend ſich entſetzt.

Ihr an's Herz iſt er geſunken,
Stürmiſch wild umſchlingt er ſie;
Und er war doch nicht betrunken!
Himmel, ſo was ſah man nie!

Taſſo! was? biſt du beſeſſen?
Und du warſt doch ſonſt kein Tropf.
Die gefeierte Prinzeſſin
Kriegſt du öffentlich beim Kopf!

Warſt du nicht genug bei Hofe
Vagabondenthum entfernt?
Haſt du von der Kammerzofe
Feine Bildung nicht gelernt?

Ganz gehorsamstes Verneigen,
Stets an deinen Platz gestellt,
Mit den Augen selber schweigen,
Denn auch Blicke straft die Welt.

Jeder Esel kann das lernen,
Nur ein Toller lernt es nicht,
Darum soll man den entfernen,
Der die Schranken wild durchbricht.

Alphons hat das wohl begriffen.
Höchst vernünftig und geschenkt:
„Den Wahnsinnigen ergriffen!
Fort in's Tollhaus!“ er gebeut.

Dort, von wüstem Volk umgeben,
Hast du's reiflich überdacht:
Niemand soll sich überheben,
Weil er gute Verse macht.

Hattest Zeit auch, zu bedenken
Manches kummervolle Jahr,
Daß du heimlich dich versenken
Magst in heil'ge Liebe zwar;

Aber niemals rasch umschließen,
Was du liebst, vor aller Welt,
Die der vollen Seel' Ergießen
Stets für Tollheitsausbruch hält.

Wer da glühend hegt im Herzen
Freiheit, Liebe, Poesie —
Still für sich mag er's verschmerzen,
Doch im Leben zeig' er's nie!

2.

Spät, dem Tollhaus kaum entronnen,
Doch, ich fürchte, nicht geheilt,
Ist er zu dem ew'gen Bronnen
Tiefster Poesie enteilt.

Seines Liedes goldne Wogen
Rauschen fort durch alle Zeit,
Haben wonniglich durchzogen
Tausend Herzen weit und breit.

Und Alphons? — Wer kennt' und nennte
Jetzt noch den gescheuten Mann,
Wenn man jenen Narr'n nicht kennte,
Dem er wies ein Stübchen an?

Wie dem Schmetterling die Puppe,
Wie dem Golderz das Gestein,
Wie dem Licht die schwarze Schnuppe
Muß er ihm verbunden sein.

Soll nicht ein Verständiger grollen,
Wie die Welt im Argen steckt,
Daß unsterblich sind die Tollen,
Die Gescheuten — schmachbedeckt?

Ariel.

An der Erde klebt und kriechet
Kalibau, der Erdenkloß,
Was er giert, das spürt und riechet
Er im Schmutz der Erde blos.

Selbst die Himmelsblume: Liebe,
In dem Mißbeet seiner Brust
Wuchernd auf in geilem Triebe,
Wird zum Unkraut schnöder Lust.

Herrschen will er und besitzen,
Taugt doch kaum zum niedren Knecht,
Klötze schleppend muß er schwitzen
Für sein Futter knapp und schlecht.

Zähneklatschend höh'ren Geistern,
Fühlt er dann nur ihre Macht,
Wenn sie seiner sich bemeistern,
Peinigend die ganze Nacht. —

Ariel, du schmucker Junge!
Durch die Lüfte fliegst du fort,
Um dich her in leisem Schwunge
Schwirren Klänge hier und dort.

Bunte Wundergaukelbilder
Hauchst du hin in leerem Flug,
Mild und milder, wild und wilder,
Treibst mit Anmuth deinen Spuck.

Doch es schwinden und ergeben
Hin in's Nichts Gestalt und Klang;
Deine Lieder — Lüftebeben,
Deine Bilder — Wolkenhang.

Mag der frohe Pöbel gaffen,
Lauschet selbst der Ernste gern —
Kannst doch nie ein Ganzes schaffen,
Bergend Ewigkeit im Kern.

Und so schwebst du, ewig strebend,
Nie befriedigt, in der Luft;
Besser wär' dir's, unten lebend,
Menschlich fühlend geh'n zur Gruft. —

Prospero, dich muß ich loben
Als den practisch klugen Mann,
Der, nicht unten und nicht oben,
Feste Mitte halten kann.

Dienstbar schleppet deine Klöße
Unter dir der Erdenkloß,
Und was droben dich ergötze,
Sind die Gaukelspiele bloß.

Ja, du weißt ihn so zu stutzen,
Jenen luftig leichten Faut,
Daß er zu reellem Nutzen
Webt der Gaukeleien Band. —

Doch ade, ade für immer
Kaliban und Prospero!
Ariel, dich laß' ich nimmer,
Durch die Lüfte frisch und froh!

Hamlet.

Wir haben all' in Wittenberg ſtudirt,
Wie jener fette Prinz aus Dänemark,
Daß jeder jetzt gelehrt philoſophirt
Mit tiefer Denkkraft über jeden Quark.

Wir haben viel erfahren und geſeh'n,
Und rufen, wenn uns was erſtaunt mit Fug:
„Schreibtafel her! da ſoll's geſchrieben ſteh'n!"
Und meinen, mit dem Schreiben ſei's genug.

Wenn Höll' und Himmel ſpornt zu Männerthat,
Kloppfechten wir mit markdurchhöhltem Witz,
Und wenn zerknirſchend Schamgefühl uns naht,
Dann ſchimpfen wir uns ſelbſt: „Du feiger Spitz!"

Doch ſchau! den beſten Jungendreſchermuth
Lähmt uns mit eins ein fremd ehrwürdig Bild,
„Dort kommt es!" ſtammeln wir mit eiſ'gem Blut,
Und die modernen Nerven fiebern wild.

Der hohen Vorzeit kriegriſche Geſtalt
Mit Harniſch, Helm und Schwert, ſie ſteht und winkt,
Daß es, wie Thatendrang, uns ſchon durchwallt —
Da kräht der Hahn und die Geſtalt verſinkt.

Einſt warf'ſt du wohl den Feind im Kampfe hin,
Jetzt biſt du nur ein dräuendes Geſpenſt.
Du kennſt noch nicht der Bildung Hochgewinn,
Da du nur blut'ge That als Loſung nennſt.

In Bildung ſchwimmen wir zum Ueberdruß,
Zum Selbſtmord trieb' uns Ueberſättigtheit,
Wenn's nicht bequemer wär', in Wortergruß
Schwatzen von Selbſtmord und Zerriſſenheit.

Prometheus.

Ich hab's gewagt, mit Riesenkraft und Willen
Hinaufzuschwingen mich zur Himmelsferne,
Dort meine Fackel zündend an dem stillen,
Beseligenden Strahl der heil'gen Sterne.

Nicht wollt' ich ihn für mich als Beute haben.
Nein, zu den Menschen stieg ich froh hernieder,
Die starr, in dumpfer Trägheit mich umgaben,
Mit heil'ger Glut zu füllen ihre Glieder.

Einblies ich Gottesodem ihren Nasen,
Der sollte sie durchleuchten und verklären;
Doch ach! die Flamme mußte sie durchrasen,
Statt zu vergöttlichen, sie wild verzehren.

So daß mein Werk mich selber schier verdrossen,
So daß sie Alle knirschend mich verklagen,
Weil ich auf Erdenhäupter ausgegossen,
Was nur die reinen Götter können tragen.

Und nun, zum Danke, lieg' ich hier in Ketten,
Gebannt auf dunklen Felsens harten Sessel,
Gern wollt' ich mich empor zum Himmel retten,
Doch ach! die Sterne spotten meiner Fessel.

Der Unmuth frißt, der nimmersatte Geier,
Mir täglich an dem ewig frischen Herzen,
Und weil ich harr' umsonst auf den Befreier,
Stirbt Kraft und That mir hin in trägen Schmerzen.

Und doch! — wär' ungethan noch das Gethane,
Und wüßt' ich alle Qualen, die mir drohten:
Auf schwänge, wie er's that, sich der Titane,
Um Lebensglut zu holen für die Todten.

Der Komet.

Ich war ein ſchöner Stern in meinem Kreiſe,
Umfauſt von kühngemeſſnen Harmonien,
Und in den Rieſenhymnus ſtimmt' ich leiſe,
Befriedigt, daß auch mir ein Klang verliehen.

Im Hymnenbonner Maaß und hohe Stille,
Im wilden Umſchwung leiſer Ordnung Walten.
Da faßte mich ungöttlich trotz'ger Wille,
Die Weltmuſik für Leierei zu halten.

Der alte Gott ſchien, kindiſch und voll Schwäche,
Sein hirnlos Lieblingsliedlein abzuklimpern,
Und ich, im Buſen friſche Liedesbäche,
Soll mit am alterſchwachen Tacte ſtümpern?

Von Ekel überſatt und Langerweile,
Riß ich mich los mit frevelndem Erfrechen;
Daß ich auf eigner Liedesbahn enteile,
Wagt' ich's der Ordnung Demantband zu brechen.

Doch ach! dem ſtillen Harmonienſtrome
Entriſſen, iſt des Daſeins Sinn zerfahren.
Wild ſchweif' ich durch der Himmel ſtille Dome,
Ein tolles Weib mit aufgelöſten Haaren.

Zu höh'rem Wohllaut möcht' ich auf mich raffen,
Und bringe Mißklang stets in reine Chöre,
Erkennend, daß nur dem, der sie geschaffen,
Der Weltenorgel Klangesmacht gehöre.

Gern kehrt' ich jetzt zurück in die Beschränkung,
Doch, einmal trotzend, ewig nun verloren,
Erbeb' ich stets, in regelloser Schwenkung,
Ein friedlich Sternenschiff in Grund zu bohren.

Und bei dem gellend wilden Weltdurchschweifen
Verström' ich meines Busens beste Gluten.
Sie sind durch's All zerstiebt in lichten Streifen.
O löschten sie erst ganz in Aetherfluten!

Titanentraum.

Die Wipfel schwankten, Wellen rauschten nah,
Mir über'm Haupte nickten Blüthen viel,
Und doch, als ich die Welt so milde sah,
Nicht weiß ich, wie mir plötzlich da geschah!
Ein weltenstürmendes Gedankenspiel,
Wie ein Orkan, durchbrauste meine Brust.
Mir schien gelöst, was ich noch nie gewußt,
Des Seins Geheimnisse schaut' ich wie Gott,
Tief in mir scholl ein übermüth'ger Spott,
Daß mich ein kühnes Bangen überlief.
Mir war's, als gellte durch die Brust mir leis
Ein wild Vernichtungswort, so wundertief,
Daß, wenn ich's wagt' und durch den Hain es rief' —
Der Welten Band zerbräch' auf mein Geheiß,
Bis in hell gellenden Splittern wild zerkracht,
Was Gottes Donnerwort entrief der Nacht. —
Doch kaum hatt' ich den Schrecken halb gedacht,
Begann mein Inneres sich entsetzt zu rütteln,
Schnell den Titanenwahnsinn abzuschütteln,
Ein Angstschrei flog zum Urgeist als Gebet:
„Herr, Herr! jetzt laß mich tief empfinden nur,
Wie Nichts ich bin, als deine Creatur!

Thu's gleich! — sonst ist's für deine Welt zu spät." —
Da legten Sturmeswogen sich gemach,
Und über meines Busens wilde Nacht
Ein milder Tag mit Rosengluten brach
Die Blüthen nickten mir in Kindespracht,
Die Wipfel flüsterten geheim und sacht,
Ich fand, dem Riesentaumel weit entrückt,
In tiefster Demuth wonnig mich beglückt.

Fortdauer.

Was hilft's der Rose, daß sie fühlt: ich bin,
Wenn fern im Dunkel ruht das Wort: ich war?
Vergessen hat sie, wie von Anbeginn
Ein Strahl des ew'gen Lichtes wunderbar
Den ersten Keim erzeugt im Erdenlos,
Aus dem die erste Rose sich gebar.
Vergessen, wie aus dieser ersten Schooß,
Der schwellend sich entfaltete dem Licht,
Der Saame des Geschlechtes sank in's Moos,
Und wie die Kette so sich weiter flicht,
Bis daß aus dunklem Keim sie selbst entsprang,
Was sie da war und wie? sie weiß es nicht. —
Gedenk' ich deß, wird mir so schwer und bang.
Ward ich nicht auch geworfen in das Sein
Unwissend, was ich war, wie ich entsprang?
So ist mein Leben nur ein leerer Schein,
Ein rasch genießen ohne Kern und Sinn,
Ein Gaukelspiel in Luft und Sonnenschein.
Was hilft's, daß mein Bewußtsein ruft: ich bin!
Und sich vermißt in kecken Träumerei'n
Jenseits des Grabes mir zu deuten hin?
Wer kann's verbürgen, daß ich werde sein,
Wenn meine Seele ganz das War verlor?
Und ragt mein Sein in's Jenseits auch hinein:

Was ist es mir, wenn Gottes Hand zuvor
Mir austreibt aus der lebenswarmen Brust,
Den er gepflanzt, der Liebesblüthen Flor,
Die ich gepflegt, gehegt in Treu' und Lust,
Gleich einem Gärtner, der der Arbeit Lohn
Noch nie zuvor verlieren hat gewußt?
Wenn ohne dir mein Geist dorthin gezog'n
In neuen Unbewußtseins finstre Nacht,
Dann wird's ja nur, wie's längst gewesen schon:
Ein neues Chaos, drin der Trieb erwacht,
Und bild' ich mich heran zu neuer Welt,
So hab' ich nichts, als einen Kreis gemacht. —
So sprach ich; doch, das Auge sanft erhellt,
Antwortete der milde, fromme Greis:
„Dir scheint nicht ganz, was deinem Blick zerfällt.
Wohl ist des Menschen Sein ein ew'ger Kreis,
Doch ein lebendiger, der nimmer schließt.
Sieh', ich ward alt. Nun tauchet still und leis,
Wie Blüthenflor im spät'sten Winter sprießt,
Hervor aus meiner Kindheit Bild um Bild,
Bis Morgenroth des Scheitels Eis umfließt.
Erinnrungsquell, der immer reicher quillt,
Ergänzet, was Vergessenheit zerriß,
Bis in der Brust ein ganzes Leben schwillt.
So ward die tiefe Ahnung mir gewiß:
Einst bringt mein Geist noch ein in jenes Reich,
Wo jeder Strahl uns stirbt in Finsterniß.
Lieg' ich auf meinem Todesbette bleich,
Werd' ich mit einem Geistesblicke schau'n,
Was diesseits und was jenseits liegt zugleich.
Mein Sein, eh' ich gewallt auf Erdenau'n.

Mein Sein, wenn ich die Erde abgestreift,
Erinnrung, Hoffnung wird mich mild umfan'n.
Wohl kann es oben, wer's auch nicht begreift,
Wer auf des Nonnenstechers Angesicht
Das Lächeln sah, das Ewigkeit durchschweift.
So ist des Geistes Sein (traun sage nicht!)
Vorahnen, Rückerinnern fort und fort,
Bis des Bewußtseins Kranz sich fertig flicht.
Aufdämmern wird vergeß'nes Dunkel dort,
Aufdämmern neuer Morgenröthen-Schein,
Bis Alles wird ein einzig, ewig Wort." —
„So (sprach ich) wird der Mensch die Gottheit sein,
Wenn er das All und sich unendlich weiß,
Was schließt ihn menschlich noch in Schranken ein?"
Da überfloß die Thräne ein Zähren leis,
Doch mild Bedauern trug davon den Sieg.
„Du hast mich nicht verstan'n," sprach der Greis
Und wandte still sich ab und ganz und schwieg.

Sühne.

Herr! du schufst mich rein und milde,
Da dein Odem mich durchfuhr;
Aber ach! von deinem Bilde
Trag' ich kaum noch eine Spur.

Ganz bedeckt ward es mit Erde
Durch der Welt und meine Schuld,
Und mich treibet von der Herde
Seelenangst und Ungeduld.

Ach! vielleicht im Frühlingsbade
Werd' ich rein von Schuld und Groll,
Dort, erblüht in deiner Gnade,
Dort ist Alles, wie es soll.

Wasche außen mich und innen,
Reiner, heller Morgenthau!
Wasche weg das Netz der Spinnen,
Das versperrt des Himmels Blau!

In mir ist die Welt zerfallen,
Dunkles Chaos wüthet dort,
Waldgeräusch, Nachtigallen,
Rufet das Erschaffungswort!

Ja ich fühl's! Beim Klang der Lieder
Löst der Kampf sich allgemach,
Leis und licht erbaut sich wieder,
Was in Schutt und Nacht zerbrach.

Froher Maienstrahl! erleuchte
Jeden Winkel meiner Brust,
Bis dein lichtes Walten scheuchte
Schwarzer Schatten, Traumeswust.

Zieht, ihr süßen Maiendüfte,
In des Herzens Hallen ein,
Daß vom Moderhauch der Grüfte
Jede Stätte werde rein!

Jetzt ist alle Angst vergessen,
Weggeworfen alle Last,
Und ich werde, wie vordessen,
Als du mich geschaffen hast.

Gott, so lasse du dich nieder!
Thor ist offen, Schwelle rein,
Zieh' in deinen Tempel wieder,
Zieh' in Haupt und Herz mir ein!

Versöhnung.

Irrstern lässest du dich schelten,
Ja, du hast es gern gehört,
Daß die Harmonie der Welten
Eigenwillig du gestört.

Unter der Empörung Fahnen,
Mit des Trotzes Schlachtenhorn,
Ziehst du stark, auf eignen Bahnen,
Gegen des Erschaffers Zorn.

Armer Thor in deinem Wahne!
Selbst belächeln wirst du's einst,
Was, ein frevelnder Titane,
Du dich zu erfrechen meinst.

Wo du deine Bahn auch lenkest,
Vorgezeichnet war sie dort;
Was du sündig auch erdenkest,
Dennoch ist's ein Gotteswort.

Wähnst du störend zu vernichten?
Weckst nur neue Lebenskraft,
Kannst den alten Wust nur lichten,
Daß der Geist sich forterschafft.

Deinen Trotz wird Gott gebrauchen,
Daß du stark dich an ihm ringst.
Deines Hasses Glut wird rauchen,
Bis als lautres Erz du fling'st.

Vor den Fuß warfst du der Liebe,
Was sie willig dir geschenkt.
Wähnst du, kein Versöhnen bliebe?
Liebe wird ja nicht gekränkt.

Tritt'st du auch mit kind'schem Walten
Jetzt noch mit den Füßen drauf,
Endlich mußt du's doch behalten,
Denn die Liebe zwingt dir's auf.

Hoffe nicht, durch Gottverhöhnung
Frei und groß verdammt zu sein;
Dich verfolget die Versöhnung,
Groß und frei macht sie allein.

Ewigkeit wird dich umkreisen,
Wo auch Byron kniet und liebt,
Und beschämt wirst du lobpreisen,
Daß es keine Hölle giebt.

Gestörtheit.

Wie einem, den erfaßt der Töne Schauer,
Mit eins die leis vernommnen Melodieen
Vor der Erinnrung des Gefiedels fliehen,
Das er, wüst zechend, einst gehört beim Bauer:

So liegt auch mir beständig auf der Lauer,
Daß, aufgescheucht, die innren Poesieen,
Wie Englein vor dem Fluch, von dannen ziehen,
Des Alltagslebens geller Gassenhauer.

O könnt' ich träumrisch liegen auf dem Rücken,
Auf weitem, stillem See, in schwankem Kahne,
Wo fern verhallt der Uferwellen Rauschen,

Wo an entschwundner Welt Qual und Entzücken
Nicht Nachtigall, nicht Lerche mich gemahne,
Um ungestört dem innern Klang zu lauschen!

Verkappung.

Ein blühender Gefährt zieht mir zur Seiten,
Weit, wie die Welt vor uns, das Herz ihm schwillt.
Lächelnd läßt er in's lächelnde Gefild
Den sonn'gen Blick auf sonn'ge Flächen gleiten.

Und er erzählt von goldnen Hoffnungszeiten,
Die kräftig sich zu schaffen er gewillt,
Bis es gelang' (er sagt's erröthend mild)
Die süßverehrte Braut sich zu erstreiten.

Da schau', ihm unbemerkt, ich tief im Thal
Ein dunkles Plätzchen in der fernsten Ecken,
Wo morsche Kreuze schief die Arme strecken.

Und mich durchweht ein Grauß mit einemmal:
Der zu mir spricht, ist ein verhüllt Gerippe,
Ein Schädel grinzt ihm unter frischer Lippe.

Warnung.

Anſeh' ich dir's am Blick, dem ſtieren, hohlen:
Zittre! denn vor dir ſelbſt biſt du nicht ſicher.
Drum, rath' ich, menge dich in's Thergetümmel,
Und fern der Wildniß halte deine Sohlen!

Bei Jubelſang berauſche dich in Bowlen!
Sei kein auf Fauſt und Byron dich Erpicher,
Und ſchlafe nie (denn nichts leckt ſchauerlicher)
Zuſammen mit geladenen Piſtolen!

Laß' zum Bewußtſein kommen nicht den Leuen,
Der in dir ruht, leisgrollend, halb im Schlummer,
Kirr' ihn durch jedes eitlen Thuns Verrichtung!

Denn ſpringt er mähneſchüttelnd auf mit Tränen —
Iſt's deinen Lieben hier zu langem Kummer,
Und dir — vielleicht zu ewiger Vernichtung.

Vulkanenlied.

Da ich noch jung, wie konnt' ich da auf's Beste
Ausströmen mein Gemüth in vollen Güssen!
Die stille Nacht zwang ich mit Flammenküssen,
Daß sie den wilden Bräut'gam glühend preßte. —

Mein Haupt erkor Erkaltung jetzt zum Neste.
So werd' ich träg' und stumm zerbröckeln müssen?
Nein, nein! tief in mir siedet's noch in Flüssen —
Muß ich vergeh'n, so sei's im Glutenfeste.

Die Todesfackel will ich furchtbar zünden,
Von Donnern sei das Requiem gesungen,
Des Himmels Blitze lad' ich all' zu Gaste.

Dann brecht, ihr Flammen, aus des Busens Schlünden,
Bis ihr die schöne Welt ringsum verschlungen,
Und ich, lustraumend, mich zu Tode praßte!

Anmuth.

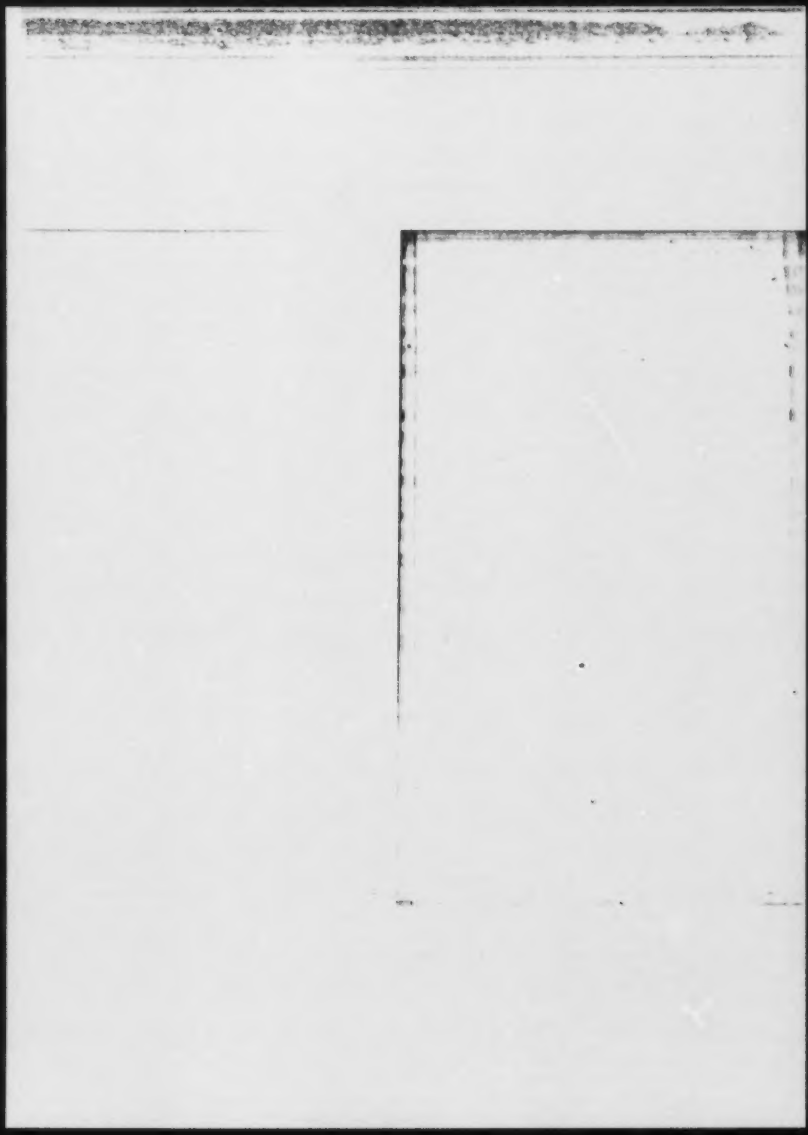
Der Pöbel wähnt (so nenn' ich euch fast Alle)
Wir meinten nichts, wenn wir von Anmuth sprechen,
Als Küssen, Kosen, süße Rosen Brechen
Bei weicher Nachtigallen Flötenschalle.

Die herbe Anmuth, duftend im Krystalle,
Fühlt ihr sie nicht in Rheinlands Rebendächen?
Sah't nie den trotz'gen Stier den Feind, den frechen,
Anmuthig furchtbar schleudern gleich 'nem Balle?

Sah't nicht der Gemse Todessprung von Zinken?
Und nicht des Dorfs windsbrautgepeitschte Gluten
Zur Nacht, aus einem Strom gespiegelt, blinken?

Könnt' ihr, was Anmuth sei, noch nicht vermuthen? —
Sebt Gorgo's schönes Haupt so furchtbar winken,
Daß eisig starren alle Lebensfluten!

Epigrammatiſches und Lehrhaftes.



Man kann im Herzen Milde tragen,
Und doch mit Kolben drunter schlagen.

Die Alles gelten lassende Zahmheit
Bezeuget nur des Herzens Lahmheit;
Die wahre Liebe tritt schonungslos
In den Staub, was schön nicht ist, noch groß.

Ihr sprecht: „Man soll das Alter ehren."
Doch nimmer sollt ihr mich bekehren,
Daß eines alten Esels Melodei
Harmonischer, als die eines jungen sei.

Meint ihr, ich soll mich bücken gar
Vor einem Schuft mit grauem Haar?

Der Wein nur, der gegoren wild,
Wird, wenn er alt ist, klar und mild.
Nur wer in Jugendfülle glotzt,
Sich als ehrwürd'ger Greis erprobt.

Wenn du was Ehrenwerthes gethan,
Will ich dir gern mit Ehrfurcht nah'n;
Doch, weil ich's als Kind auswendig gelernt
Dich ehren — davon bin ich weit entfernt.

Selbst Gott würd' ich nicht mit Ehrfurcht nennen,
Müßt' ich ihn nicht als ehrwürdig erkennen.

Das ist Pietät, ich sag' es frei,
Die mit Liebe forscht, was zu ehren sei.

Das ist die ächte Demuth nicht,
Daß man sich glaubt ein schlechter Wicht;
Die ächte Demuth der nur hegt,
Der ächten Stolz im Busen trägt.

Ist das wohl Gottergebenheit,
Daß man sich selbst in's Antlitz speit?

Sich selbst als niedren Wurm erkennen,
Heißt das nicht Gott einen Stümper nennen?

Was ist das für ein thöricht Beten!
„Herr! Dank, daß du mich so zertreten
Und mich auf dieser Jammererden
Zum schlechten Lumpe ließest werden!"

Du schau'st das göttlich geistige Licht
In deines Bruders Auge nicht,
Und willst des Göttlichkeit erfassen
Der es aus sich hat strömen lassen?

Das stets in Gott Zerflossensein,
Von Inbrunst Vollgegossensein,
Das süßsaullenzende Verhimmeln,
Derweil die Hausgeräthe schimmeln,
Ist nichts, ich sag's ohn' Witzelei,
Als matte Sinnenkitzelei.

Schaffst du was Rechts mit Geist und Hand,
Dann nur zeigst du dich gottverwandt.

So Manche stellen sich frommerbärmlich,
Demüthiglich und geistesärmlich,
Nur, daß man sie nicht bezüchtige,
Wenn sie nimmer gewirkt das Tüchtige.

Den jedes Pfaffen Wort
Gleich reißt zu Thränen fort,
Der ist, wenn das Gefühl verpufft,
Zumeist ein Schwächling und ein Schuft.

Seh'n die Weiber einen flennen,
Gleich ein gutes Herz ihn nennen.

Oft ist der Weiber Andachtglut
Nichts weiter, als verliebtes Blut.

„Der gute Mensch! sein Herz ist weich,
Er ist so reu- und thränenreich!
Wie gern vergiebt man's, übt er gleich
Zuweilen einen Schurkenstreich!"

Wenn du was Schlechtes hast gethan,
Tritt rüstig in die andre Bahn!
Du wirst, macht Reue 's Herz dir weich,
Ein Schelm und Schwächling nur zugleich.

Bläst einer auch die Backen auf,
Posaunend Psalmenmelodei,
Und dreht das Aug' zum Himmel 'nauf —
Glaubt nicht, daß er ein Engel sei!

Wenn du's mit Fleiß geschauet an,
Wie eine Metze liebäugeln kann,
Wirst du der Frömmler Augendreh'n
Gleich auf den ersten Blick versteh'n.

Ein Schuft ist um so schuftiger,
Je tugendphrasenduftiger.

Was Nachsicht, Mitleid und Geduld!
Des Geistes Mißgestalt ist Schuld.

Natürlich willst du sein?
Wähnst Alles dann erzielt? —
Natürlich ist das Schwein,
Das sich im Schlamme stellt.

Schöner, veredelter Empfindung Blüthen,
Sind Disteln gleich im Feld nicht aufzugreifen;
Die muß ein treuer Gärtner liebend hüten,
Sorgsam bewachend ihr geheimes Reifen.

Ein Pfund, so dir beschcert,
Verleibt dir keinen Werth:
Nur wer zu wuchern weiß,
Mag rühmen seinen Fleiß.

Was dir geschenkt, sieht Gott nicht an,
Nur das, was treue Kraft gewann.

In allem Andern laß dich lenken,
Nur nicht im Fühlen und im Denken!

Mehr werth ist ein Irrthum, den du *selbst* gefaßt,
Als Wahrheit, die du auswendig gelernet hast.

Nur keck drauf los magst du dich irren!
Das Leben wird Alles schon entwirren.

Magst du mit Riesen-Gedanken und Plänen
Den Himmel auch zu stürmen wähnen —
Du wirst doch grade nur so viel,
Wie's Gott, dich zu erschaffen, gefiel.

Bleibst träg' du hinter'm Ziel zurück,
Verpfuschest du Gottes Meisterstück.

Willst du siegen beim Lanzenrennen
Für Tugend und Sittlichkeit:
Sei ja nicht zu oft bereit,
Die *Namen* der Damen zu nennen!

Wenn stets dein Losungswort erschallt,
Zählt man dich zu den Gleißnern bald.

Vor Tugendphrasen habe Scheu,
Auch wenn du's ehrlich meinst und treu:
Wer der Tugend Namen unnütz führt,
Der wird zum Heuchler, eh' er's spürt.

Schlecht ist es, ein Gefühl zu lügen;
Noch schlechter, sich selbst hineinzubetrügen.

Wer sonst sich weder schämt noch grämt,
Wird durch einen treffenden Witz beschämt.

Ein Schuft bild't sich noch was drauf ein
Ein niederträchtiger Hund zu sein,
Machst du ihn aber lächerlich,
Dann schämt er, wie ein Pudel, sich.

Wer da schreibt für ein schlechtes Ziel,
Der schreibt auch einen schlechten Styl.

Was aber heißt ein schlechter Styl?
Drin Wahrheit nicht, doch Lüge viel.

Man unterscheide die Farben nur,
Ob's Schminke sei, ob frische Natur.

Wer Theaterdonner von Gotteddonner kennt,
Der nur kann werden ein tüchtiger Recensent.

Des Teufels Geist
Wie Irrlicht gleißt;
Doch Gottes Geist
Still leuchtend kreist.

Nein! die Empfindung faſſen nicht
Die Stümper und die Prahler,
Die aus Correggio's Busen bricht:
„Ja! ich bin auch ein Maler.“

Willſt du dich fühlen eingeweih't,
Und doch vermeiden Eitelkeit:
Beſchau' mit Fleiß die großen Meiſter!
Ihr kühnes Streben macht dich dreiſter,
Daß du was Rechtes bringſt hervor,
Und doch mit Demuth ſchau'ſt empor.

Wiſſe deine Kraft zu achten,
Daß du magſt nach Großem trachten.

Du darfſt es wiſſen, daß du hochbegabt,
Du mußt es wiſſen, willſt du wirken klar.
Doch wiſſ' es, wie die Schönheit, die uns labt,
Die ihrer ſelbſt bewußt ſich freuet zwar,
Doch nie den Affen: Eitelkeit gebar.

Willſt du von der Kunſt nur Taumelglück
Und des Rauſches verworrnes Behagen,
So ſoll man dich mit Schmach zurück
Von der Schwelle des Tempels jagen.
Drin waltet Stille, kein lockend Geräuſch.

Drin ragt die Göttin, streng und keusch,
Daß der unheilige Beter gleich
Unwillig ab sich kehret;
Doch der Geweih'te sieht, wie reich
Anmuth den Ernst verklärt.
Je mehr er schau't auf's Götterbild,
Je mehr zeigt sich die Strenge mild;
Wo auch der Blick hingleitet sacht,
Ein neuerblüh'ter Reiz erwacht,
Bis, was erschien ein starr Gebilde,
Von zartem, warmem Leben schwillt,
Und nun ein hingegebnes Weib
Mit rosig umhauchtem Wellenleib
Den Beter, der erstaunen muß,
Hell anschau't mit innigstem Liebesgruß.

Inhalt und Form sind eines durchaus,
Nur sinnlos ist es, sie zu trennen,
Und guckt die Trennung doch heraus,
Magst du den Schwächling dran erkennen.

Was auch behaupte die Philosophie,
Trau' dem Gefühl! es täuscht dich nie,
Es ist das Rechte, wie das Beste;
Nur halt' am rechten Gefühl auch feste!

Ein stilles Weib ist das Gefühl,
Das gern entflieht aus dem Gewühl,
Doch sich nicht birgt und nicht erschrickt,
Wenn man es in seiner Schönheit erblickt.
Das sieht die Sentimentalität,

Sich zimperlich empfindlich bläh't,
Macht nach die züchtigen Gebehrden,
Will auch für Gefühl gehalten werden.
So einem Helden ein Aff' nachmacht,
Trob ein Verständiger nur lacht.

Ein heiliges Gefühl ward dein,
So nimm es kindlich hin und rein:
Vernichtest du's durch schalen Witz,
Ereilt dich einst der Rache Blitz.

Nicht irre dich der Spötter Scherz!
Hast du ein schmerzzerriss'nes Herz,
So künd' es uns in Klang von Erz!
Und ist dein Herz ein großes Herz,
Und ist dein Schmerz ein ächter Schmerz,
Wird man dich ehren allerwärts.

O schwächliche Kunstbeflissenheit,
Zu affectiren Zerrissenheit!
Doch schwächlicher noch ist es traun,
Wenn einer mit sich noch nicht fertig ist,
Und doch ein heitres Weltanschau'n
Uns vorzustümpern gewärtig ist.

Eine heitre Weltanschauung,
Das ist die schönste Gunst,
Die schafft, uns zur Erbauung,
Das Höchste in der Kunst.
Nur glaube nicht jeder Lümmel,

Sie fall' ihm so vom Himmel.
Wie erst nach Frühlingsstürmen,
Nach dräuender Wolken Thürmen
Der goldnen Früchte Segen
Dem Sommer reift entgegen —
So kommt nach Kampf und Spaltung
Sie langsam zur Entfaltung.

Ist's in dir noch nicht klar und rein:
Gieb uns Disharmonie!
Doch mußt du drauf bedacht auch sein,
Als Mann zu lösen sie.

Wer das Rechte hat zu sagen,
Weiß es recht auch vorzutragen.

Die Heiterkeit hebt dich hinauf,
Gottahnend schau'st du lichte Höh'n;
Der Schmerz schließt deine Brust dir auf,
Und läßt dich schwindelnde Tiefen seh'n.

Frei blüh't die Rose, gern erbötig,
Den Sinnigen zu erfreu'n;
Doch ist ein scharfer Dorn ihr nöthig,
Soll sie den Roben nicht scheu'n. —
Lab' uns mit kindlichem Gefühle,
Wie es dir Gott verlieh;
Doch schrecke zurück der Spötter Gewühle
Mit dem Stachel der Ironie.

Am Ende werden noch alle Leut'
So jämmerlich human,
Daß auszureißen der Arzt sich scheu't
Einen hohlen, schmerzenden Zahn.

Wollt ihr einen seh'n, der mit stillem Geist
Und voll herzinniger Milde
Eine ganze Welt zusammenschmeißt —
Schaut auf zu Christi Bilde!

Es ruft, wem Christi Lehre werth:
Nicht bring' ich den Frieden, ich bringe das Schwert.

Wie edel ist wilder Fanatismus!
Wie schmachvoll zahmer Quietismus!

Was kümmert mich euer Krämerglück?
Auf Höheres richt' ich Sinn und Blick.

Seht unser Geschlecht! aus jedem Gesicht
Ein zahm durchkroch'nes Leben spricht.

Wir lecken die Hand wie Hündlein mild —
Und nennen uns Gottes Ebenbild.

Wo zeigt sich des Geistes lebendige Macht?
Auf dem Kirchhof oder in tummelnder Schlacht?

Ob Alles auch wüst durcheinander geht,
Zuletzt eine klare Welt entsteht.

Um die große Ordnung des Alls zu erhalten,
Darf nimmer die frische Triebkraft veralten.
Sollte drüber ein Sonnensystem auch zerspalten.

Ein Mönch macht Andern wohl auch zu schaffen,
Nicht bloß dem dreigekrönten Pfaffen.

So mancher gut lutherisch that,
Und denkt bei sich: „Es wäre doch gut,
Hätten sie ihn gebraten in Heißkeßglut.“

Wenn einmal der Gedanke frei,
Ihr Herrn, da ist kein Halten mehr,
Stets mächtiger rollt er zermalmend einher.
Ihr zittert und werdet bleich? Ei, ei!

Sitz' immer auf der linken Seit'!
Dort schlägt das Herz, auch das der Zeit.

Wer eine Zeit lang Skandal erregt,
Glaube nicht, daß er die Zeit bewegt.

Heiden sind, die nicht die Form bezwungen,
Von der Schale nicht zum Kern gedrungen;
Ob vor Jupiters Gestalt sie knien,
Der der Künstler reinstes Maaß verlieh'n,
Ob vor plump geschnitztem Christusbilde —
Alle sind sie von derselben Gilde.

Ein Atlas ist dein Geist. Die ganze Welt
Muß er als Last auf seinen Schultern tragen,
Drum hat ihm Gott Titanenkraft gesellt,
Er selbst ist Schuld, wenn ihm die Knie' versagen.

Nicht wähne, daß du Gott nach Knisten liebst,
Wenn du, gleich einem Mädchen, bin dich giebst;
Du mußt wie Jakob kräftig mit ihm ringen,
Soll er dich segnen, mußt du ihn bezwingen.

Rufst du: „Herr, warum hast du mich verlassen?"
Der Herr wird deiner Seelenangst verzeih'n;
Doch wisse dann auch männlich dich zu fassen,
Und, muß es sein, dem Tode dich zu weih'n!

Und will die Gott fünf Brote nur gewähren,
Du sollst sie so vertheilen und verwalten,
Daß viele Tausende du mögest nähren,
Und deine Körbe dennoch voll behalten.

Sei rauher Fels! verschwende keine Gabe,
Tief in der Brust verbirg den frischen Quell;
Doch trifft ein Moses dich mit seinem Stabe,
Dann spende deine Schätze reich und hell.

Sei Leu! wenn Narrenhände
Dir in der Mähne kratzen,
Dann mach' dem Spiel ein Ende
Und zeige deine Tatzen.

Sei Gänseblume nicht am Bach da draußen,
Daß nicht die Gans den Schnabel nach dir strecke,
Sei keine Mandel, überzuckert außen,
Daß jedes Leckermaul dich nicht belecke.

Sei reife Cocosnuß, das ist am besten,
Steinhart die Schale, haarig zäh' umsponnen,
Auf daß es nur gelingt der Faust, der festen,
Kräftig zu sägen, bis der Kern gewonnen.

Wer aber dich erbrochen hat mit Eisen,
Dem sollst du gern der Mühe Lohn auch schenken,
Mit deines Denkens Fleisch sollst du ihn speisen,
Mit deines Fühlens weißer Milch ihn tränken.

Fragment

aus einer Tragödie im antiken Style.

Du hast verscherzt dein schönstes Glück auf immerdar.
Nie kehrt dir jenes Augenblickes Gunst zurück,
Da dir ein Volk, demüthig, wie es nicht gebraucht
(Weß starke Faust, sprich! zog dir aus dem Schutt hervor
Ihn neu aufrichtend, deinen tiefgesunkenen Thron?)
Die Hand bot, flehend, daß du nun es würdigtest,
Fürstlich zu walten, dir vereint, den Herrscherpfad.
Du wandtest dich unwillig ab von solchem Traum,
Denn lieblicher schien einsamen Pfades Oede dir,
Und, gute Miene machend zwar zum bösen Spiel,
Sannst du Verderben deines Volkes Hoffnungen.
Nun zieh'st du still ein altes Raubgezücht neu auf,
Du, Adler, sammelst um dich her der Geier Schwarm,
Läßt stark sie wachsen, wetzen ungeübte Klau'n,
Der Gierigen Selbstsucht kettend an die eigne fest,
Durch sie des Waldes freien Chor zu bändigen.
Und daß die Quelle deiner Furcht versiege selbst,
Wirfst du des Aberglaubens nachtgewobnes Netz
Leis über des Volkes offne, lichtgeküßte Stirn,
Daß es verlerne, tappend schen im Finstern fort
Die Freud' am Lichte, ja des Lichtes Namen selbst.
Traun! loben muß ich's, wie du Alles klug ersannst,
Unscheinbaren Anfangs Folgen weithin überschlugst;
Doch dies vergaß dein rechnend Herz: es ist zu spät.

Wohl Mäuse fängst in schwachen Fallen du, nicht Leu'n,
Und, das einst Maus war, wuchs heran zum Leu'n: das Volk.
Und dieser Leu, von deines Fußes Tritt geweckt,
Besinnt sich, leise grollend, schon auf seine Kraft.
So geh' fortan du deinen Weg, und unsern wir.
Sieh' zu, wie weit du kommen wirst — ohne dein Volk.

Die Sprache.

Der hat die Sprach' als Blumenflor gezogen,
Draus er mit Anmuth stille Kränze flicht;
Dem ist sie Roß, das, stürz' er oder nicht,
Donnernden Hufschlags Klippen überflogen;

Dem Springquell, der empor in Silberwogen
Kühn bis in's Blau in ew'ger Frische bricht,
Demantentanz erblitzt im Sonnenlicht,
Und drüber, zaub'risch, bebt ein Regenbogen.

Der Andre läßt des Busens Sturm nicht rasten,
Bis tiefsten Weh's Accord von schwingenden Saiten
Der Aeolsharf' aushallt in fernste Weiten.

Der Meister nur greift sicher in die Tasten
Der Riesenorgel mit geübten Händen
So Donner, wie Gesäusel uns zu spenden.

Die Muttersprache.

Ich lauschte Spaniens goldnem Wogenklingen,
Wo mächtiger Regung stolze Segel schwellen,
Und beim Gesäusel grünumrauschter Quellen
Hört' ich Italiens Nachtigallen singen.

Wo schöner Wildniß Schrecken mich umfingen,
Wo tiefe Nacht wechselt mit grellen Hellen,
Hört' ich dein Lied wie Adlerkampfschrei gellen,
England! wie Giessbach keck von Zacken springen.

Doch Muttersprach'! in dir, wo schön sich gatten
Das goldne Licht und dämmernd holder Schatten,
Wohllaut mit Schwertschlags Treffen eng verbunden:

Hab' ich für Alles, was mein Herz geschüttelt,
Als Wonne durchweht, als Jammer wild gerüttelt,
Das schöne, wie das rechte Wort gefunden.

Romanzen, Legenden und Balladen.

Der Blonde und der Braune.

Lag ein Knab' im Waldesgrund
In dem weichen Moose,
That in süßen Tönen kund,
Daß sein Herz vor Liebe wund
Zu der schönen Rose.

Blüth' und Blätter neigten sich,
Hauchten Liebesträume,
Saitenklang und Singen strich
Mit den Düften wonniglich
Durch die blauen Räume.

Süß der blonde Knabe sang,
Doch ihm niemand lohnte;
Wie die Sehnsucht ihn auch drang,
Ihr zu nah'n war er zu bang,
Die so herrlich thronte.

Schalkhaft lächelnd neigte sich
Rose seinen Klagen,
Dachte: „Wie, du fürchtest mich?
Hab' ich Dornen wohl für dich?
Ei, welch thöricht Zagen!“ —

Sieh' ein fröhlicher Gesell,
Braun von Haar und Wangen,
Doch die Augen sprühend hell,
Kommt mit kecken Schritten schnell
Durch den Wald gegangen.

Kaum hat der die Ros' erblickt,
Eilt er, ohne Sorgen,
Hat den Stengel schnell geknickt,
An die Lippen sie gedrückt,
An die Brust geborgen.

Süß erschreckend schmiegt sich weich
Ihm an's Herz die Rose.
Fort der Braune, wonnig reich;
Und der Blonde, schmachtend, bleich,
Sitzt und singt im Moose.

Elfenwirthschaft.

„Wo sind sie nur alle hingekommen
Die Blumenglöcklein von zuletzt?“ —
Das Elfenvolk hat sie mitgenommen
Und sie als Helme sich aufgesetzt.

„Doch wo sind die Hälmlein, möcht' ich wissen,
Die auf der Wiese schwankten frei?“ —
Das Elfenvolk hat sie ausgerissen
Als Schwerter und Lanzen zum Festturnei.

„Wohin sind alle die Bienen gegangen,
Die lustig flogen und sangten Duft?“ —
Das Elfenvolk hat sie eingefangen
Und reitet turnirend durch die Luft.

„Wo aber blieb die schöne Rose,
Die glühend mit tausend Blättern stand,
Mit goldner Krone tief im Schooße,
Mit hellem Thau' gefüllt zum Rand?“ —

Den Thau wird das Elfenvolk wohl trinken,
Trinkschalen müssen die Blätter sein,
Auf Elfenkönigs Stirn wird blinken
Die Rosenkrone mit goldigem Schein.

„Doch sag'! was ist's mit den Schmetterlingen?“ —
Die Farben der Rose nach aus Schmerz.
Die Elfen nahmen die bunten Schwingen
Zum Putz für die Damen bei Tanz und Scherz.

„Wo aber blieben denn die Grillen,
Die ringsum zirpten mit lustigem Schall?“ —
Die müssen den Elfen zirpen und schrillen
Als Musikanten beim festlichen Ball.

„Ach! auch die schönen Lilien schwanden,
Die hier geblüht in stiller Pracht.“ —
Die Elfen schleppten sich satt zu Schanden,
Bis sie sie endlich hinweggebracht.

Nun steh'n sie als Säulen stolz und mächtig
Als Zier des Saales beim Elfenball,
Und auf den Blüthenkronen prächtig
Ruhet die Wölbung von lichtem Krystall.

Doch komm' nach Haus! es dunkelt im Thale,
Heut leuchtet uns nicht der Würmlein Schein;
Die schweben als Lichter im Elfensaale,
Wetteifernd mit schimmerndem Edelgestein.

Nun freu'n sich die Elfen des, was sie genommen;
Hörst du sie nicht jubeln im tiefen Haus?
Doch wenn der Frühling wiedergekommen,
Dann geben sie Alles wieder heraus.

Hornissenkönigs Noth.

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesagt.
Wie mancher gute Ritter sich um sein Liebchen plagt,
Wie sie um Blonde und Braune die Köpfe sich zerschlagen;
Von der Prinzessin Lindenblüth' mögt ihr nun Wunder hören sagen!

Es wuchs auf starkem Stamme das zarte, blonde Kind,
Viel süße Düfte hauchend und flüsternd leis und lind,
Es brach sein Blick so schalkhaft und lieblich durch das Grün,
Wie Morgensonnenstrahlen durch das Waldland gleiten und glüh'n.

Da war der Junker Schmetterling, ein schmucker, flinker Gesell,
In reichem Wappenrocke mit bunten Farben hell,
Der hätte gern im Kusse gesaugt den süßen Duft,
Drum flattert' er gaukelnd und kosend um die Blonde durch die Luft.

Das sah der Hornissenkönig, ein stolzer, mächtiger Herr,
In schwerem goldnen Harnisch, mit scharfgeschliffnem Sperr,

Der kam herbeigeflogen, horch! wie sein Harnisch klirrt;
Er ruft mit starker Stimme, die dräuend von fern her schwirrt:

„Halt ein, halt ein, Vielbunter! Was wagst du, geschniegelter Wicht?
Dem König ziemt Jungfrau Lindenblüth', dir buntem Gaukler nicht!
Mir ist der süße Honig als Morgengabe geweih't,
Drum mußt du mit mir kämpfen, das wird dir bitter werden leid." —

„O schäme dich, Vielstolzer! du liebst die Jungfrau nicht,
Und willst nur um sie freien, weil dir's an Honig gebricht,
Damit du kannst daheime dir stolze Zellen bau'n;
Ich will ihr den Duft nur entküssen, dran wag' ich mein Leben traun!" —

Sie ließen von den Worten, der König griff zum Speer;
Dem bunten Junker ward bange, er hatte keine Wehr;
Der König durchstach ihm sein buntes Kleid, das grämte den Schmetterling;
Doch kam er noch heil von dannen, denn flatternd entfloh er flink.

Der König in schwerer Rüstung stürzt wütend gradaus los;
Der Junker ließ ihn kommen, dann wich er geschickt den Stoß,
Und wußt' es so zu lenken, daß er stieß an den Lindenstamm
Mit dem schweren Helm, der dröhnte; deß hatte der König Gram.

Er stürzte wieder zum Kampfe gradaus in blinder Wuth,
Der Junker ließ ihn nahen, doch war er auf der Hut,
Er flog schnell auf den Stamm zu und flattert' behend herum;
Der König stieß sich wieder, sein Kopf war betäubt und dumm.

Und als er zum drittenmale sich blindzustürzend stieß,
Da drückte der Helm das Hirn ihm, daß alle Kraft ihn ließ,
Es dröhnte seine Rüstung, er fiel hart auf den Grund.
Da öffnete Jungfrau Lindenblüth' süßhauchend ihren Mund:

„Du schmucker, behender Junker! viel Dank, daß du mich befreit
Vom plumpen, geizigen König! Dir ist mein Duft geweih't.
Komm' an die blonden Locken, an meine schwellende Brust,
Den minnigen, reinen Leib mein zu küssen und kosen mit Lust!" —

Der Junker flattert zur Blüthe und sauget in heißem Kuß
Die süßen Düfte alle, vor Lust er erheben muß,
Und unten brummt der König, voll Grimm, zerquetscht, halb todt —
Hier hat die Mähre ein Ende. Das ist Hornissenkönigs Noth.

Walderinnerung.

Ritter sitzt im Waldesgrund,
Hält sein Lieb umfangen,
Koset süß mit Hand und Mund;
Herz ist ohne Bangen.
Blümelein
Schauen drein,
Duften, schwanken, lauschen.
Nachtigall,
Wellenfall,
Leises Waldesrauschen.

Welt, o Welt, du bist so fern!
Himmel, bist entschwunden!
Hab' im Wald ja meinen Stern,
Meine Welt gefunden.
Ganz versenkt,
Dir geschenkt,
Kuß und Blick zu tauschen!
Nachtigall,
Wellenfall,
Leises Waldesrauschen.

Horch! was dröhnt durch Waldesruh'
Also fremd und schaurig?

Blümlein zittern, zitterst du,
Echo ruft so traurig!
Horch! es gellt,
Ach! die Welt
Will von dir mich rufen.
Hörnerklang,
Waffendrang,
Schall von Rossehufen.

Ritter greift nach seiner Wehr,
Blitzt in blankem Stahle,
Durch die Zweige schwindet er,
Winkt zum letztenmale.
Nun Ade!
O wie weh,
Lieb' um Kampf zu tauschen!
Nachtigall,
Wellenfall,
Leises Waldesrauschen.

Mägdlein sitzt im Wald allein,
Thränen fließen helle,
Weinen rings die Blümelein,
Weint des Baches Welle.
Leis verhallt
Durch den Wald
Wie ein fernes Rufen,
Hörnerklang,
Waffendrang,
Schall von Rossehufen.

Ritter kehrt aus wilder Schlacht,
Wo die Helme gellten,
Ruh't in rauher Sturmesnacht
Unter leichten Zelten,
Sieht ein Bild,
Lächelnd mild,
Muß im Traume lauschen:
Nachtigall,
Wellenfall,
Leises Waldesrauschen.

Da liegt ein Musikant begraben.

Zur Erläuterung: Die Ueberschriftsworte sagen manche, wenn jemand im Freien gehend fielpert.

Ich ging im Wald, im grünen Wald,
So recht tief in Gedanken,
Da sah' ich Vöglein mannigfalt
Auf grünen Zweigen schwanken.

Da hört' ich Rauschen über mir,
Ringsum Gesang und Girren,
Den Guckuck fern und unter mir
Ein Summen und ein Schwirren.

Dazwischen klang's so leis und lind,
So wundersam und eigen!
Sind's Glöcklein, angehaucht vom Wind?
Ist's Klang von einer Geigen?

In leisen Weisen säuselnd ging's,
In schönverschlung'nen, bunten,
Es lockte mich bald rechts, bald links,
Bald oben und bald unten.

Bald kam's aus Rosenbüschen vor,
Daß ich mich wollte neigen,
Bald wandt' ich aufwärts Aug' und Ohr
Und sucht' es in den Zweigen.

Dem unsichtbaren Geigenklang
Folgt' ich, als wie im Traume,
Bis wo der Pfad sich wirr verschlang
Am alten Eichenbaume.

Ich merkte nicht, wohin ich ging,
Mein Geist war in den Ohren,
Erst da ich stolpernd mich verfing,
Sah' ich den Pfad verloren.

Und stolpernd sank ich weich zum Grund,
Ganz nahe klang das Geigen,
Auf grünem Hügel Blümlein bunt
Thäten im Tact sich neigen.

Jetzt kenn' ich dich, du Geisterhand
Mit deinen Wundergaben!
Ruh' wohl, du lieber Musikant,
Der du hier liegst begraben!

Der Organiſt.

Gebeugten Hauptes ſitzt daheim
Der alte Organiſt,
Im Herzen ſchon des Todes Keim,
Der blüh't in kurzer Friſt.

Dem lauten Treiben längſt entwandt,
Hält an des Lebens Reſt
Ihn nur der Töne ſanftes Band,
Wie Roſenketten, feſt.

Stets ſchaut er eine Harfe an,
Die in der Ecke lehnt,
Durch die er Alles einſt gewann,
Was ſeine Bruſt erſehnt.

Traut hat geleckt ſein Töchterlein,
'Ner weißen Roſe gleich,
So ſtarke, fromme Melodei'n
Mit ihren Händen weich.

Sie ward verpflanzt in Himmelsgrund,
Dort ſchöner fortzublüh'n,
Ihm war verſtummt von dieſer Stund'
Die Harfe laut und kühn.

Doch leise fühlt er's um sein Haupt
Wie fernen Nachhall zieh'n.
Sie singt von dort (der Alte glaubt)
Jetzt heil'ge Melodie'n.

Und Tage lang horcht er dem Gruß
Des lichten Engels dort,
Und wenn er auch entschlummern muß,
Im Traume klingt es fort.

Nur Sonntags früh beim Glockenton,
Da wird der Alte wach,
Zur Kirche schleicht er, ob ihm schon
Beinah' die Kraft gebrach.

Und vor der Orgel sitzet er,
Hat kräftig angestimmt,
Bis jedes Herz in's Gottesmeer
Auf Orgelströmen schwimmt.

Das Auge glänzt, des Alters Eis
Durchwallt ein warmer Strom.
Der letzte Klang verhallet leis,
Fest geht er aus dem Dom.

Bis ihm daheime wieder naht
Der ferne Himmelsrausch;
So war sein Loos von Traum und That
Ein schöner Wechseltausch. —

Doch ach! es ebbet mehr und mehr
Des Lebensstroms Gewalt,
Und vor der Orgel sitzet er,
Die Finger steif und kalt.

Die Töne, sonst so stark und stät,
Wie schwankend heut und schwach!
„Noch einmal (fleht er im Gebet)
Ruf' alte Kräfte wach!"

Und horch! ein leises, leises Weh'n
Wächst klingend, rauschend an,
Bis es ganz nahe mit Getön
Sein greises Haupt umspann.

So bang erstaunt schaut er sich um,
Da steht, ihm dicht zur Seit',
Sein Töchterlein, die Himmelsblum'
Im lichten Himmelskleid.

Sie steht in lichter Schwingenpracht,
Die Harf' in ihrer Hand,
Draus lockt sie frommer Klänge Macht,
Dem Himmel wohl entwandt.

Da greift voll Kraft und Seligkeit
Der alte Organist;
Nie scholl sein Lied so voll und weit,
Als wie zu dieser Frist.

Und Orgelton und Harfenklang
Strömt ineinander laut.
Den Horchenden, so wonnebang,
Der Himmel ist erbaut. —

Der Ton entsäuselt fern und leis,
Die fromme Meng' entwallt,
Und an der Orgel sitzt der Greis,
Entschlafen, stumm und kalt.

Doch draußen schien die Sonne warm
Und schwebten fern durch's Blau
Zwei Silberwölkchen Arm in Arm
Hinauf zur Himmelsau.

Und fern herab so wunderbar
Ein leiser, froher Klang,
Wie wenn ein jauchzend Lerchenpaar
Sich grüßt im Wechselsang.

Der Mörder.

Des Himmels Friedensgrüße glitten
Herab in feierlicher Pracht;
Durch Welschlands milde Sternennacht
Kam ein verworf'ner Mann geschritten.

Den Dolch umkrampft die sehn'ge Rechte,
Die Linke trägt der Fackel Glut.
Des reichen Nachbarn Gold und Blut
Sucht' er schon oft im Schutz der Nächte.

Er schreitet leis in's stille Zimmer,
Wo nur des Schlafes Odem weht,
Und, daß der Dolchstoß fehl nicht geht,
Lenkt er auf's Bett der Fackel Schimmer.

Schon hat er schnell den Dolch gezücket —
Da sieht er seines Feindes Kind,
Das liegt im Bett so frisch und lind,
Von Schlafes ros'gem Hauch geschmücket.

Und wonnig lächeln seine Züge,
Zur Heimath ist's entschwebt im Traum,
Zur Heimath, der's entnommen kaum,
Daß es des Wanderns Mühen trüge.

Da wird Vergeß'nes noch beschworen
In des Verworf'nen dumpfer Brust;
Auch er wird plötzlich sich bewußt
Der Heimath, die er längst verloren.

Und der Verirrte kniet am Bette:
„Zur Heimath sehnt die Seele sich.
O Kindlein, bete du für mich!
Schaff' Einlaß mir zur heil'gen Stätte!" —

Ein reu'ger Sünder kommt geschritten
Durch Welschlands milde Sternennacht,
Es spiegelt sich der Sterne Pracht
In Thränen, die dem Aug' entglitten.

Zerduscht*).

Als der Knabe Zerduscht ward geboren,
Lasen es die Weisen in den Sternen,
Daß vom Gott des Lichtes er erkoren,
Finsterniß und Bosheit zu entfernen.

Bangend drum ob ihrer Macht Zerstörung,
Trugen sie das Kind zum Scheiterhaufen,
Legten's drauf und hofften voll Bethörung,
Rettung ihrem Wahne zu erkaufen.

Aber Ormuzd's heil'ge Feuerflammen
Sind zum Läutern da, nicht zum Verzehren;
Nur Unreines brennen sie zusammen,
Doch das Reine müssen sie verklären.

Wie, umkost von leichtem Frühlingswehen,
Eine Rose holder glüh't und lächelt,
Also lächelnd war das Kind zu sehen,
Von den lichten Flammen weich umfächelt.

*) Zoroaster.

Aus der Flamme, die sein Haupt umkränzet,
Zuckt mit eins des Gottes heil'ge Mahnung;
Aus dem Aug' des Kindes göttlich glänzet
Seiner hohen Sendung erste Ahnung.

Und die Weisen neigten in Verehrung
Sich vor dieses Blickes heil'gen Flammen:
„Wolle nicht ob unsres Sinn's Verkehrung
Heil'ger, Reiner, uns in Nacht verdammen!"

Das Lebehoch.

Ein Sänger, deutsch und bieder,
Saß Abends spät allein,
Sah still auf's Blatt hernieder
Und sann auf ächte Lieder
Beim milden Lampenschein.

Da fühlet er ein Wehen
Wie mächt'gen Geistesgruß,
Es naht sich ungesehen,
Er fühlt durch's Mark es gehen
So süß, wie Liebeskuß.

Er hört ein Gläserklingen
So fern und deutlich doch,
Und seinen Namen bringen
In's Ohr ihm Geisterschwingen
In lautem Lebehoch.

Das waren zehn Gesellen
Wohl hundert Meilen weit,
Die tranken goldne Wellen
Und fühlten's Herz sich schwellen
Von seinem Lied erfreu't,

Und ließen hoch ihn leben
Mit vollem Herzensdrang;
Da muß der Ton entschweben,
Bis er mit leisem Beben
In seinem Ohre klang.

Noch horchet er dem Klange —
Da ist der Klang entrückt.
Es glüh't des Sängers Wange,
Er sinnet ächtem Sange
Und lächelt stillentzückt.

———

Das letzte Lied.

Es ſchlummert ſanft ein Dichtergreis
Auf ärmlich hartem Lager,
Die Stirn gefurcht, die Locken weiß,
Das Antlitz bleich und hager.

Und eine Roſenknoſpe ſchmiegt
Sich an die Bruſt dem Greiſe,
Wie Morgenroth ſich lächelnd wiegt
Auf kaltem Gletſchereiſe.

Der Greis erwacht und ſtaunt und ſchaut,
Es glüh't die bleiche Wange:
„Willkommen ſüßer Bote traut,
Willkommen mit Geſange!“ —

Im Auge glänzt der alte Strahl,
Der längſtvergeſſne Friede,
Die Laute nimmt er noch einmal
Zu ſeinem letzten Liede:

„Du Knoſpe zart im grünen Raum,
Von holder Nacht umfangen,
Erglüh'ſt in ahnungvollem Traum
Mit mächtigem Verlangen.“

„Noch ſchlummerſt du beim Bachetklang,
Bei Nachtigallgeſängen;
Doch in dir auch brauſt's wie Geſang
Und will die Feſſeln ſprengen."

„Du haſt den Frühling nicht geſeh'n,
Das Licht noch nicht geſogen;
Doch in dir wallet Frühlingsweh'n
Und ſonnenlichtes Wogen."

„Und küßt der Strahl dich wach mit Luſt,
Und ſtehſt du frei erblühet —
Dann wird dir's wonnig klar bewußt,
Was ahnend dich durchglühet."

„Der nachtbefang'ne, dumpfe Traum,
Der ward zu freien Düften.
Sie hinzuweh'n ringsum im Raum,
Befiehlſt du allen Lüften." —

„Wohl träumte meine Seele auch,
Ward wach im Liebesſtrahle,
Sie ſandte ſüßen Liebeshauch
Wohl über Berg' und Thale."

„Doch lange ſchon der Lenz entwich,
Es wehte froſtig nieder,
Das Herz ward alt, die Wang' erblich;
Verhallt, verweht die Lieder!"

„Das kalte Herz, wer ſandte dich,
Es wieder zu erſchließen?
Ich fühl's im Buſen mächtiglich,
Wie neuen Frühling ſprießen."

„Da wogen heil'ge Klänge laut,
Noch kann ich sie nicht künden,
Bis ich ein andres Licht geschaut;
Schon fühl' ich's mich entzünden."

„Mit Allgewalt durchweht es mich,
Wie wallt's im Busen wieder!
Bald öffnet neu die Knospe sich,
Bald tönen neue Lieder." —

Es schweigt der Greis in sel'ger Lust
Und sinkt zurück erkaltet —
Die Rosenknosp' an seiner Brust
War frisch und voll entfaltet.

Das Volkslied.

1.

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald;
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er an's Lied gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
Die Nachtigall muß schlagen;
Als ich ihre rothen Wangen geseh'n,
Da mußte mein Herze schlagen."

„Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
Das Waldlaub muß erzittern;
Und als die Liebste sprach und sang,
Fühlt' ich mein Herze zittern."

„Erdbeeren roth erglüh'n im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög' ich durch die Lüfte."

„Die Wolken zieh'n von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen sie eilen?
Ihr meine Gedanken was fliegt ihr fort,
Mögt hier im Wald nicht weilen?"

„In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn Abends die Sonn' muß scheiden:
Das Weinen mir sehr nahe war,
Da ich sie mußte meiden."

„Und Nachts da blinken weit und breit
Am Himmel tausend Sterne;
Mein Liebchen ach! das ist gar weit,
Mein Liebchen ist gar ferne!" —

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,

Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzusingen an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor;
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn' in's Ohr,

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang, so gut ihr's glückte,
Sogleich das Liedchen nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der singt es nach gar helle;
Hernieder weht's der Wind.
Wo mancher gute Geselle
Des Weges zog geschwind.

Und manchem hat's gefallen,
Und er behielt's im Sinn,
Und wo er mochte wallen,
Da sang er's vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hörte man't singen und klingen
Von Land zu Lande bald.

2.

Da kam einmal des Weges gegangen
Ein feines Herrlein mit magren Wangen,
Von Staub beschmutzt den feinen Rock,
Und hinkend sehr am zierlichen Stock.
Das Ränzel schief auf dem Rücken saß,
Und eine Brill' auf der krummen Nas'.
Als der nun matt des Weges zieht,
Hört er auf einmal jenes Lied
Von einem wandernden Burschen singen.
Das thät ihn in Verwunderung bringen.
Er eilt ihm nach und zieht den Hut
Und hastig sehr ihn fragen thut:
„Mein Lieber! sagen Sie, wenn's gefällt:
Wer machte dies Lied in aller Welt?“ —
Der Bursche sieht ihn an und lacht:

„Das iſt curios! wer es gemacht?
Mein' Treu', es fiel mir noch niemals ein,
Daß ſo etwas gemacht kann ſein.“ —
„Sie ſcherzen, Lieber! viel liegt mir dran,
Wer es gedichtet, ſagen Sie an!“ —
„Gi! meint der Herr, ich ſei ſo weit
Umhergewandert in dieſer Zeit,
Daß jeder mir bekannt ſoll ſein,
Der weiß zu ſingen ein Liedel fein?“ —
„So ſagen Sie nur, wo Sie es geleſen?“ —
„Daß ich ein rechter Narr geweſen!
Ich bin Geſell, Herr, arbeit' und wandre;
In Büchern ſtudiren laſ' ich Andre.
Ich hört' es wo, und weil mir's gefiel,
Hab' ich's geſungen oft und viel.“ —
„So ſein Sie ſo gütig mir's zu dictiren,
Daß ich's in der Brieftaſche mag notiren.“ —
„Mein'twegen Herr. Doch ſchreint es mir,
Es ſei für die Kehle, nicht für's Papier.“ —
Drauf ſingt's der Burſch', der Andre ſchreibt.
Der Burſch' denkt: „Was der für Narrheit treibt!“

Mocht' kaum ein Monat verſtrichen ſein,
Da war's gedruckt zu ſeh'n gar fein,
Und ſehr gefahrt war zu leſen am Schluß:
Der Autor ſei ein Anonymus.

Der gefangne Ritter.

Im tiefen Kerker feucht und kalt,
Da ſitzt der junge Ritter.
Kein Frühlingsweh'n dort unten wallt,
Kein holder Strahl durch's Gitter.
Nur draußen ſchreit der Geier laut;
Der Ritter ſtill zu Boden ſchaut
Und ſeufzet tief und bitter.

Da hat ein Lüftchen, duftberauſcht,
Zum Gitter ſich verirret,
Hat bebend leis hineingelauſcht,
Wo dumpf die Kette klirret,
Und hat ein Blättchen hergeweht
Vom Thale, wo die Roſe ſteht,
Von Vogelſang umgirret.

Der Ritter ſieht's: „Ach tauſendmal
Laß, Blättchen, dich begrüßen!
Du kommſt aus meinem Wonnethal,
Um mich von ihm zu grüßen.
Da ging ich oft im Sonnenſchein,
Der Vogel ſingt, es grünt der Hain,
Die Bächlein rauſchend fließen."

„So ist es draußen wieder Mai?
So blüh'n die Rosen wieder?
Und schallen noch, o künd' es frei!
So süß der Vöglein Lieder?
Kommst du vom vollen Strauch am Bach,
Wo ich der Liebsten Rosen brach,
Du holder Bote, nieder?"

„Und hast du droben auch geseh'n —
O sprich! ich lausche bangend —
Ein Schloß mit Zinnen stolz und schön
Im Sonnenlichte prangend?
Und blickt' ein Mägdlein zart und hold,
Die Wang' wie du, das Haar wie Gold,
Nicht tief in's Thal verlangend?"

„Sie schaut herab so minniglich,
Ich seh's vom tiefen Thale,
Ich eil' und bebe wonniglich,
Wie Laub im Sonnenstrahle.
Den Berg hinauf, sie winket mir!
Im Fluge fort, zu ihr, zu ihr! —
Da bin ich schon im Saale."

„Für Rosen, die ich ihr gepflückt,
Tausch' ich die schönste Rose.
Sie glüh't an meiner Brust entzückt.
Welch minniges Gekose!" —
Der Ritter ruft's. Da hat der Wind
Entführt das zarte Blatt geschwind;
Von dannen gankelt's lose.

Im tiefen Kerker feucht und kalt,
Da sitzt der junge Ritter.
Kein Frühlingshauch dort unten wallt,
Kein holder Strahl durch's Gitter.
Nur draußen schreit der Geier laut;
Der Ritter still zu Boden schaut
Und seufzet tief und bitter.

———

Der Heimathheerd.

1.

Es lag einſt eine Hütte,
Wo rings das Leben ſchlief,
In dunkler Erlen Mitte,
Am Teiche ſchwarz und tief.

Und drin ein einzig Stübchen
Mit ärmlichem Geräth,
Da ſitzt das kluge Bübchen,
Studirt am Alphabet.

Die Mutter mit der Brille
Spinnt an dem Rad, das ſurrt,
Am Heerde zirpt die Grille,
Die Wanduhr ſchlägt und ſchnurrt.

Es ruft vom alten Schranke,
Der bunt bemalt einſt war:
„Schön Willkomm'! — Danke, danke!“
Mit heiſrem Ton der Staar.

Und an dem Fenſterbrette,
Wo der Reſedaſtrauch,
Und mit der roſt'gen Kette
Die alte Bibel auch,

Da treibt die große Brumme
Ihr wunderliches Spiel,
Bald lärmt ſie mit Gefumme,
Bald iſt ſie mäuschenſtill.

Der Knabe horcht, und blicket
Still auf das Alphabet,
Und ſchaut im Buch, entzücket,
Den Hahn, der ſchweigend kräh't.

2.

Todt iſt die Mutter lange,
Zerfallen iſt das Haus,
Der Knabe zog gar bange
Fort in die Welt hinaus.

Doch, was er in der Stille
Geheget, unbewußt:
Des Geiſtes reiche Fülle
Entfaltet ſich mit Luſt.

Dem hohen Sinn zum Lohne
Wird Ruhm und Rang und Gold,
Und alles Glückes Krone:
Ein Weib, ihm treu und hold.

Doch eindens ſitzt er ſchweigend
In tiefem Sinnen da,
Da tritt, ſich liebreich neigend,
Sein ſchönes Weib ihm nah.

„Was kann dich, Lieber, kränken?
Iſt meines nicht dein Glück?
Warum zu Boden ſenken
Den thränenſchweren Blick?“ —

„Du Liebe, laß mich weinen!
Mir iſt das Herz ſo weit.
Es mag wohl thöricht ſcheinen —
Ich denk' an ferne Zeit.“

„Denk' an ein einſam Stübchen
Mit ärmlichem Geräth,
Drin ſaß ich als ein Bübchen,
Studirt' am Alphabet.“

„Die Mutter mit der Brille
Spinnt an dem Rad, das ſurrt,
Am Herde zirpt die Grille,
Die Wanduhr ſchlägt und ſchnurrt.“

„Es ſchwatzt der Staar und picket,
Es ſummt am Fenſterbrett,
Ich ſchau' im Buch entzücket
Den Hahn, der ſchweigend kräht.“

„Glaubſt du's, daß mich ein Sehnen
Befällt nach jener Zeit?
Schilt nicht auf meine Thränen,
Dem Heimathheerd geweiht.“

Liedesmacht.

Wo in die Fluten ſtrebet
Weithin das grüne Land,
Von Abendruh' umwebet,
Ein einſam Kirchlein ſtand.

Von dunklem Laub beſchattet
Im engen Friedhofraum
Liegt mancher ſtill beſtattet
Und träumt gar langen Traum.

Das Wiegenlied der Wellen
Tönt leis in jedes Grab;
Es gießt der Mond den hellen
Friedlichen Strahl herab.

Horch! aus der Ferne hallet
Jetzt Ruderſchlag und Sang,
Und immer näher ſchallet
Der laute, frohe Klang.

Vorbei im Schifflein ſchweben
Gar viele Geſellen gut,
Die ſingen von Luſt und Leben
Und Wein und Liebesglut.

Bis in der Gräber Tiefen
Erschallt der mächtige Sang —
Da regen sich, die schliefen
Und träumten tief und lang'.

Wie eine alte Sage
Klingt es in ihrem Ohr,
Die Lust verschollner Tage
Taucht zauberhell empor.

Es lächeln die Halberwachten,
Es hebt die kalte Brust,
Da sie noch einmal dachten
An Lieb' und Lebenslust.

Und einer der Gesellen,
Der hat's im Geist geschaut.
Ihr in den dunklen Zellen
War't ihm so nah, so traut! —

Doch leiser hallt es wieder —
Dann wird es still am Ort —
Sie senken das Haupt darnieder,
Lächeln und träumen fort.

Die Rose der Jugend.

Wenn Gott der Herr aus Edens Schooß
Eine junge Seele schickt erdenwärts,
Auf daß sie trage des Wanderns Loos
Und Selbstbewußtsein ering' im Schmerz:

Dann von den Blumen, die dort steh'n,
Pflückt er die frischeste Rose ab:
„Die halte dich aufrecht in Freuden und Weh'n,
Mehr, als der knorrige Wanderstab!"

„Die Rose der Jugend an deiner Brust
Nimm mit, auf daß du nimmer verzagst,
Und trage sie blühend in Leid und Lust
So lange wie du kannst und magst." —

Doch Viele, die achten gering die Zier
Und treten sie nieder in den Staub,
Durch's Leben streifend in dumpfer Gier,
Dem Thiere gleich, nur sinnend auf Raub.

Und andre lassen sie still verblüh'n
Und tragen sie welk an der welken Brust:
Wie könnten sie unter des Lebens Müh'n
Sich noch bekümmern um Blumenlust?

Nur eine erwählte, kleine Schaar
Vergißt der Roſe nimmer und nie,
Gedenkend, woher ihr Urſprung war,
Bewahrend friſch bis zum Tode ſie.

Ich ſah im Geiſt, wie ein zitternder Greis
Gebeugt vor Gottes Throne ſtand,
Sein würdiges Haupt, wie Schnee, ſo weiß,
Die blühende Roſ' in der dürren Hand.

„Herr, ſiehe! ſo blühend und blätterreich,
Wie du ſie mir gabſt, bring' ich ſie dar.“ —
Da ward er zum lichteſten Engel gleich,
Zum lächelndſten unter der ganzen Schaar.

Der Geiger.

Ein Geiger zog von Land zu Land,
Um seine Kunst zu zeigen.
Was je ein Menschenherz empfand,
Das wußt' er vorzugeigen.

Er spielte leis, er spielte stark,
In Tönen vielgestaltig.
Sein Geigen ging durch Bein und Mark,
Ergreifend allgewaltig.

Das Lob erschallt. Der Geiger stand
Und blickt' in tiefem Sinnen:
„Den schönsten Klang, den ich gekannt,
Den hab' ich doch nicht innen."

„Mein alter Vater spielte mir,
Als ich ein Kind, die Weise;
Sie klang (ich bebt' und weinte schier)
So wunderstark und leise."

„Doch wie ich sinne hin und her,
Ich weiß sie nicht zu geigen;
Und Ruhe find' ich nimmermehr,
Bis sie mir wieder eigen." —

Er spricht's und spielet leis und stark
Und sinnt und spielet wieder.
Geht auch sein Ton durch Bein und Mark,
Er senkt den Bogen nieder.

„O jammervolle Schinderei'n!
Ist das Musik zu nennen?“ —
Rasch packt er Geig' und Bogen ein,
Um wild davon zu rennen.

Er wandert hin, er wandert her,
Dann wandert er nach Hause;
Das Haar wird grau, die Hand wird schwer,
Er wohnt in stiller Klause.

Doch sinnt er stets und sinnet noch,
Und findet nicht die Weise.
„Du guter Gott erbarm' dich doch!
Gieb Ruh' mir schwachem Greise!“ —

Der Knabe, den er geigen lehrt,
Sieht Morgens einst ihn träumen;
Er lächelt sanft; er schwebt verklärt
Wohl jetzt in lichten Räumen.

Als er erwachet, spricht er mild:
„Dank, Dank dir Herr da droben!
Ich sah im Traum des Vaters Bild
Von Silberhaar umwoben.“

„Die Weise, die ich nimmer fand,
Hört' ich ihn kräftig geigen.
O gieb die Geige von der Wand!
Jetzt ist der Klang mein eigen.“

Der Knabe reicht die Geige dar,
Der Alte ſpielt die Weiſe,
Der Knabe horcht — es klingt ſo klar,
So wunderſtark und leiſe.

Die alte Hand ermattet nicht,
Stets ſchallt es voller tönend,
Dem Aug' entſtrömt ein ſelig Licht,
Das alte Haupt verſchönend.

Da ſtirbt der Ton, der Bogen fällt,
Es kniet und ſchluchzt der Knabe.
Der Alte noch die Geige hält;
Legt ihn auch ſo zu Grabe!

Der alte Grillenfänger.

Im finstern Ahnensaale,
Da sitzt der finstre Lord,
Trüg' schlürft er am Pokale
Und spricht kein einzig Wort.
Die stumm gemalten Ahnen
Sind seine Companei,
Ringsum kein Lebensmahnen,
Nicht Flüstern, noch Geschrei,
Nur leise tönt im Stillen
Gebäu das Lied der Grillen:
Zirp!

Stumm setzt er sich zum Mahle
Mit Schwert und Messer klar,
Und bei der Suppenschale
Liegt ein Pistolenpaar.
Damit ihn stört beim Schmausen
Kein menschliches Gesicht,
Winkt jedem Gast von draußen
Dies seltsame Gericht.
Doch Tafelmusik schrillen
Hört er eintön'ge Grillen;
Zirp, zirp!

Der alte Grillenfänger
Fängt ihrer hundert ein,
Den grämlichen Kopfhänger
Ergötzen die allein.

Zum dichtgedrängten Volke
Zieht er sie fromm heran,
Die schwirrend dunkle Wolke
Sieht er mit Lächeln an,
Und ganz nach ihrem Willen
Umtosen ihn die Grillen:
Zirp, zirp, zirp!

Und als er kam zum Sterben,
Sein letzter Seufzer war:
„Nun wirst du wohl verderben
Du treue Minstrelschaar!“
Und als der Grillenfänger
Den letzten Odem blies,
Da weilten auch nicht länger
Die wirren Musici's.
Fort, fort gehüpft ihr Grillen!
Ihr Lauten, fort vom Stillen!
Zirp, zirp!

Fort stiebt's, als wär's ein Hetzen,
In dichtgedrängtem Schwall,
In schwirrend kecken Sätzen
Vom Bett durch Flur und Hall'.
Jetzt in den grauen Hallen
Fängt Keiner Grillen mehr,
Nur leise hört man's hallen
Fern von der Haide her:
„Ade dir Kaltem, Stillen!
Fängst jetzt wo anders Grillen.
Zirp!“

Hanswurst's Traum.

In der Pleißen, in der Pleißen
Liegt, versunken und vergessen,
Der, so sich Hanswurst geheißen,
Frechen Spaßes sich vermessen.

Nüchterne, geschwäz'ge Wellen
Spielen mit der Jacke Lappen,
Nach der Mütze schwanken Schellen
Stumme Fische klingelnd schnappen.

Ein gesprenstiger Professor
Schreitet an dem Ufer nächtig,
Ein gewalt'ger Schrittemesser,
Lang und kahl, perückenprächtig.

Daß gesunden Sinn er förder',
Daß er plumpe Tollheit bändig',
Ward er einst Hanswurstenmörder,
Hat gewässert ihn elendig.

Alle Nacht nun hält er Wache,
Daß enthopse nicht dem Wasser,
Ueber ihn sich lustig mache,
Jener Allerthorheitspraffer.

Rührt sich kräuselnd nur ein Wellchen,
Hebt er seinen Stock gewichtig,
Klingt's von unten wie ein Schellchen,
Stöhnt er dumpf: „Ha! nun ist's richtig."

Doch dem armen, bunten Jungen
Hilft der kecke Traum von hinnen,
Aufwärts hat er sich geschwungen,
Der Professor ward's nicht innen.

Springt mit himmlischem Gemecker
Steinbock von der Sternenweide,
Kapriolend keck und kecker,
Bietet seines Rückens Schneide.

Und Hanswurst mit einem Satze
Ist verkehrt schon aufgesprungen;
Ueber'm Bocksteiß Schelmenfratze,
Bockschwanz in der Hand geschwungen.

Durch die Himmelsmusikanten
Springt der Bock mit Stoß und Püffen,
Daß die An- und Umgerannten
Manchen falschen Ton gegriffen.

Dort kommt ein Komet geschnurret,
Packt Hanswurst ihn flugs beim Schopfe:
„Riesenpritsche, wie sie surret!
Heller Schweif, mit dem ich klopfe!"

Feingestimmte Sternenglöcklein
Hängt er ringsum an seine Kappe:
„Klingelt Sternlein, meckre Böcklein,
Und du Pritsche, klapp' und schwappe!"

Eine dicke Sonne summet
Ferne her mit Baßrumoren,
Ha sie wälzt sich, ha sie brummet
Und macht donnertaub die Ohren.

Schlägt Hanswurst ihr auf die Nase:
„Duck dich schnell, sonst setzt es Beulen!
Nichts für ungut, alte Base!
Doch wer wird so falsch auch heulen.“

So in Sprüngen, immer kecken,
Geht's dahin mit Witzgewittern;
Schellen, Klappen, Lachen, Meckern
Macht den greisen Mond erzittern.

Doch Professor Gottsched schreitet
Im Schildwachenschritt, dem steifen,
Daß Hanswurst dort oben reitet,
Kann er freilich nicht begreifen.

Der Doge.

Von Morgenglut umflossen,
Von Wonnethränen bethau't,
Liegt schlummernd hingegossen
Die hohe, träumende Braut.

Es bebt in leisem Wogen
Die schöne, stolze Brust;
Durch ihre Tiefen zogen
Klänge geheimer Lust. —

So träumt, in Schlummer liegend,
Das adriatische Meer.
Auf seiner Brust sich wiegend
Zieht stolz ein Schiff daher.

Drin sitzen hohe Gestalten
In würdevoller Pracht,
Die in Venedig walten
Unter des Löwen Macht.

Es ragt in ihrer Mitte
Ein ernster, blasser Mann,
Der heut nach alter Sitte
Der Braut sich trauet an.

Es hält das Schiff. Er richtet
Empor sich rasch und kühn,
Die bleichen Wangen lichtet
Ein muthig Liebesglüh'n.

„Du Stolze, du schlummernd Holde!
Dich grüß' ich als süße Braut.
Mit diesem Ring von Golde
Sei du mir angetraut!"

„Den Gram will ich vergessen
In deinen Armen weich,
Und kampfesfroh durchmessen
Dein schrankenloses Reich."

„Deine Tochter, frei und blühend,
Umfang' ich mit Vaterlust.
Dort schlummert sie, morgenglühend,
An deiner wogenden Brust."

„Venetia, reich an Ehren,
Sei du mein treues Kind!
Den will ich Ehrfurcht lehren,
Der dir zum Hohn gesinnt!"

„Fahrt hin ihr wilden Schmerzen
Um die verlorne Braut!
Ich ruh' an stolz'rem Herzen,
Einer Edler'n bin ich getraut!" —

Er schleudert den Ring in die Wellen,
Sein Aug' in die Tiefe schaut;
Im Augenblicke gellen
Drommeten freudig laut.

Da leuchtet des Meeres Wange
In bräutlicher Sonnenglut,
Da hebt sich in wildem Drange
Die wogende Brust der Flut.

Das Schiff zieht heim bekränzet,
Geschaukelt von Musik,
Der Markuslöw' erglänzet
Hell in des Dogen Blick.

Da hat er wohl seit Jahren
Gelacht zum erstenmal:
„Wie glänzt in deinen Haaren
Der Schmuck mit kühnem Strahl!"

„Und willst als Schmuck du führen
Den Markuslöwen stark,
So sollen die Feinde spüren
Des Löwen eisernes Mark!"

Der starke Hakon.

Herr Hakon ging um Mitternacht
Zum alten Eichenhain,
Wo ernst der Götterbilder Pracht
Aufragt im bleichen Schein.

Er beugt sich vor dem starken Thor,
Der hochgewaltig steht:
„Freut wilder Schwerterklang dein Ohr,
So hör' auf mein Gebet!"

„Für hundert Männer hab' ich Muth,
Gieb mir für zwanzig Kraft!
Dir opfr' ich aller Feinde Blut,
Die meine Klinge rafft." —

Spricht's. Da durchzuckt's ihm Mark und Bein,
Er fühlt sich selbst ein Gott;
Doch ist's, als blickt' im Mondenschein
Thors Antlitz wilden Spott.

Herr Hakon winket flücht'gen Dank
Und stürmt durch's Dickigt fort
Bis zu dem Eichbaum, hoch und schlank,
Nicht fern vom heil'gen Ort.

Den packt er an und schüttelt stark,
Wirft ihn entwurzelt hin.
„Wohl Thor, du gabst mir kräftig Mark;
Doch kräft'ger ist mein Sinn."

„Wohl g'nügte mir die eigne Kraft,
Zu schlagen Feind auf Feind;
Doch sturmesschnell sei nun geschafft,
Was meine Seele meint."

„Du Königstochter, leuchtend mild,
Wie Nordlicht bei der Nacht!
Für dich eil' ich in's Schlachtgefild,
In's Brautbett aus der Schlacht." —

Herr Hakon sammelt kleine Schaar
Und zieht in's Königsland,
Worin sein Lieb gefangen war
Von strengen Oheims Hand.

Da trifft er ein gewaltig Heer,
Hundert auf einen Mann.
„Ein lustig Werk, wie ich's begehr'!
Ihr Recken, frisch heran!" —

Wie da sein Schwert durch Eisen dringt,
Zerspaltend Wehr und Mann,
Bis es vor seiner Kraft zerspringt;
Er kehrt sich wenig dran.

Verächtlich wirft er noch den Knauf
Dem Feind in's Angesicht,
Geht mit der Faust dann dran und drauf,
Die Helm' und Schädel bricht.

Wohl tausend Männer lagen schon
Im Blut auf grünem Plan.
Die andern alle sah'n entfloh'n
Dem wunderstarken Mann.

Er eilt mit Sturmesungestüm
Zum hohen Königsschloß;
Da winken süße Augen ihm,
Er theilt den bangen Troß.

Sein Liebchen sinkt an seine Brust,
Er drücket sie mit Macht,
Noch heiß von wilder Kampfeslust,
Hat seiner Kraft nicht Acht.

Da sinkt sie stummerbleichend hin,
Von seinem Arm erdrückt. —
Es hat der Sturm mit wildem Sinn
Die Rose zart geknickt.

„Hei, Thor!“ so schreit er wüthend auf,
Packt einer Säule Schaft,
Und schüttelt, daß sie bebt zum Knauf,
Mit Grimmes Doppelkraft.

Die Säule wankt — die Decke biegt —
Laut krachend stürzt sie ein.
Dort unter'm Schutt Herr Hakon liegt
Still mit der Liebsten fein.

Zwei tragicomische Geschichten.

1.

Ein König war verrückt und blöd'.
Wie trieben da ihr Spiel die Schranzen!
Gleich Mäusen, die muthwillig schnöd'
Um einen blinden Kater tanzen.

Manch toll Decret entwarfen sie,
Er unterschrieb, sie hatten's sicher.
Schrieb er: „Christian et Compagnie,"
Sie ließen's gelten mit Gekicher.

Und wie er stumm bei Tafel saß,
Scholl's um ihn her von frechen Worten.
Nichts fragten sie bei ihrem Spaß
Nach dem verstörten Scheinbild dorten.

Doch schau! da hebt sich die Gestalt
Des Tiefgedrückten, Willenlosen;
Rings blickt er um sich fest und kalt,
Und scheu verstummt des Mahles Tosen.

„Wie, wenn ich nun mit einemmal
Herr würde meiner Geisteskräfte?"
Da geht ein Grauen durch den Saal:
„Weh uns! erwacht ist der Geäffte."

Doch wie noch ſtockt jedweder Ton,
So daß man hört des Odems Fächeln,
Hat ſich ſein Blick verwandelt ſchon
In alten Blödſinns irres Lächeln.

„Nun, nun! ſo ernſt war's nicht gemeint.
Für diesmal mögt ihr weiter ſcherzen.“
Da lachten ſie, die ſchier geweint,
Und jedem fiel ein Stein vom Herzen.

2.

Verändert hat die Zeit das Bild.
Die Fürſten ſind die kecken Schranzen,
Die um's blödſinn'ge Volk gar wild
Wie Mänſ' um blinden Kater tanzen.

Da hat das Volk ſich ſelbſt erkannt
Mit eins, da es ſie ſah beim Schmauſe:
„Wie, wenn ich käme zu Verſtand,
Und Herr ſein wollt' im eignen Hauſe?“

Da ging ein Zittern um und um
Und leiſe wankten alle Throne;
Allein das Volk — ſchon lächelt's dumm,
Und ſpricht im alten Kindertone:

„Nun, nun! es bleibt beim Alten ja.
Nicht Ernſt war's, was mich angewandelt.“
Und wieder ſitzt es blöde da,
Und nach wie vor wird es mißhandelt.

Der Harfner.

1.

Es schweiften wild die Dänen durch's Land mit Raub und Mord.
Nun lagern sie und wähnen sich sicher an dem Ort.
Sie freu'n sich ihrer Beute und zechen rings umher:
„Iſt's nur genug für heute, wir holen morgen mehr.“ —
Ein Harfner kommt gegangen: „Willkommen!“ schreit der Hauf.
„Komm', nah' dich ohne Bangen und spiel uns etwas auf!
Zerspalt'ne Sachsenstirnen und Sachsen-Gut und Blut,
Und schmucke Sachsendirnen und Sachsensangesglut!
Ha! das iſt eine Freude, die brüllt sich mächtig aus.
So gieb zur Augenweide uns noch den Ohrenschmaus!“ —
Sie packen ihn und bringen ihn durch des Lagers Reih'n.
Bei seinen kecken Sprüngen tönt frendig wildes Schrei'n.
Er reißt gar wilde Witze, es schallt Gelächter wüſt,
Bis ihn vom Königssitze Herr Guntrum froh begrüßt:
„Komm', ſing', du Sachsensänger von euren Helden gut!
Nun kämpft wohl keiner länger, ſo ſing', was keiner thut!“ —
Der Harfner ſchlägt die Harfe und ſingt mit ſtarkem Klang;

Wie Dänenschwert, das scharfe, der Klang in's Herze drang.
Verstummt ist das Gelächter, das jauchzende Gebrüll,
Der Sachsenschwertverächter horcht Sachsenliedern still.
Des Liedes Töne verklangen, er spielt ein Stückchen auf,
Da tanzten und da sprangen die Dänen in hellem Hauf.
Der Harfner hat gespielet, getrunken und gelacht,
Und nebenbei geschielet auf Lager, Heer und Wacht.
Zur Linken und zur Rechten hat sich ihm offenbart,
Wie gut die Dänen zechten, wie schlecht sie sich gewahrt.
Von dannen eilt er heiter, sie jubeln fern und nah:
„Ja, lacht und zecht nur weiter! bald ist der Harfner da."

Die Zecher schnarchen alle, da saust es durch die Nacht
Mit lautem, wildem Schalle: „Auf, lust'ge Herrn, erwacht!
Habt ihr nicht Lust zu tanzen? Der Harfner nahet mit Sang,
Sein Saitenspiel sind Lanzen und Schwert und Bogenstrang.
Ihr habt an seinem Springen gar fröhlich euch ergetzt;
Noch kecker sich zu schwingen, ist er zu Rosse jetzt.
Ihr habt bei Spiel und Festen der Witze sein gelacht;
Lacht jetzt bei seinem besten, er heißt: zur Schlacht, zur Schlacht!" —
Und schon beginnt zu tönen das Vorspiel laut und frisch,
Der Schwerter dumpfes Dröhnen, der Pfeile hell Gezisch.
„Ha, wackrer Dänenkönig! du hast mein Lied gelobt:
Als Sänger bin ich wenig, als Kämpfer wohler erprobt.
Du sprachst, ich sollte singen, was keiner wagt zu thun:

Was mancher noch wird singen, thut König Alfred
nun." —
Das Vorspiel ist geschlossen und es beginnt der Sang,
Das ist bei wirbelnden Reflen des Schlachtrufs lauter
Klang.
Wie tönen die eisernen Saiten gewaltig und wild da-
zwischen!
Die Schwerter klingen und gleiten, die Lanzen und Pfeile
zischen.
Wohl tanzen beim lauten Schallen die Dänen wild umher,
Gar manche zu Boden fallen, bald ist der Tanzplatz leer.
Wer fleh'n kann, fleht in die Schanzen. Ihr Dänen,
verstopft das Ohr!
Bald ruft zu neuem Tanzen der Harfner euch hervor.

Wat Tyler*).

1.

Von Fürſten und Rittern, von Zaubrern und Feen,
Da ſeid ihr vortreffliche Kenner;
Doch der thut in keiner Ballade noch ſteh'n,
Wat Tyler, der Ziegelbrenner.

Der lebt in Deptford und ſchiert ſich um nichts,
Er ſtreicht und behaut ſeine Ziegel.
Tritt zu ihm ein Schwarzrock, geſtrengen Geſicht's:
„Seht hier das wächſerne Siegel!“

„Ich komme (nicht länger den Schädel bedeckt!)
Im Namen des gnädigſten Herren,
Gott ſchütz' König Richard! Nun leſt mit Reſpect,
Und zahlet das Geld ohne Sperren!“

Wat Tyler legt ruhig den Hammer beiſeit:
„Ei! ſind wir genug nicht geſchunden?
Die Schranzen (Gott beſſre die ſchlimme Zeit!)
Was haben ſie wieder erfunden?“

„Der Kopf einen Schilling, für arm und für reich,
Für jedes vom fünfzehnten Jahre.
So, ſo! nun nehmet das Geld nur ſogleich!
Daß Gott die Armen bewahre!“

*) Lies: Teiler

„Doch über zwanzig bezahlt kein Haus.
Vom gnädigsten Herren wie gnädig!
Der Lord, der mag leben in Saus und in Braus,
Denn er ist des Druckes ja ledig."

„Hält er sich auch Jäger, Bereiter, Lakai'n
Und Hundejungen dreihundert:
Der König streicht zwanzig Schilling nur ein,
Und keiner, der drob sich verwundert."

„Da habt ihr das Geld. Es ist richtig gezählt.
So nehmt doch! dem König wird's schmecken." —
„Ihr Tölpel, so zählt doch! ein Schilling noch fehlt
Für's Töchterlein dort in der Ecken." —

„Mein dreizehnjähriges Töchterlein dort,
Was schiert es euch?" spricht er mit Runzeln.
„Gi! fangt einen Andren mit solchem Wort!"
Spricht jener mit lüsternem Schmunzeln.

„Einem Kenner, wie ich bin, macht ihr nichts weiß.
Seh' ich ihren Busen doch schwellen."
Dem Wat wird's kalt, dem Wat wird's heiß,
Er haut, daß die Ziegeln zerschellen.

Der Schwarzrock tritt auf den Zehen zur Maid,
Frech kneipt er die blühenden Backen:
„Nun sagt mir, Kleine, wie alt ihr seid?"
Wat schreit: „Wollt ihr euch nun packen?" —

„Und seid ihr verrückt noch, und seid noch grob:
In des Königs Namen, Rebelle,
Muß ich dann untersuchen ob . . ."
Wat steht und stiert zur Stelle.

Der Andre ſah nicht, wie er ſtand,
Er zauſt und reißt am Mieder;
Das Kind wehrt weinend der frechen Hand,
Die wühlend ſtrebt hernieder.

Der Schwarzrock glüh't, ihm fiebert die Stirn,
Entfallen iſt ihm ſein Stecken.
Da traf ihm Wat Tylers Hammer das Hirn —
Todt ſinkt er nach krampfigtem Recken.

Die Tochter läuft entſetzt hinaus,
Sie ſeh'n ſie mit fliegenden Haaren,
Und Murmeln und Murren wächſt rings um's Haus,
Schon drängen ſich Schaaren an Schaaren.

Sie dringen ein. Wat Tyler ſteht
Feſt mit dem blutigen Hammer.
„Ihr lieben Nachbarn, laßt mich und geht!
Was wollt ihr in meiner Kammer?“ —

„Nein! du haſt wohl und recht gethan,
Und kommen die lumpigten Schergen,
So ſollen ſie dich nimmer ſeh'n,
Wir wollen dich ſchützen und bergen.“

„Und ſind wir hier nicht viel und ſtark?
Was wollen wir uns bedenken?
Der König ſaugt uns aus das Mark.
Auf, Wat! du ſollſt uns lenken.“

2.

Vor London auf dem freien Feld,
Was für ein Volkeswogen!
Wohl fünfzigtauſend ſteh'n geſellt
Mit Aexten, Spießen und Bogen.

Gar wild und dräuend, Schwarm an Schwarm,
Für König und Lord ein Schrecken,
Am schrecklichsten, die bleich und arm
In schlechten Lumpen stecken.

Und vorne hält auf plumpem Gaul
Ein ungeschlachter Geselle.
'S ist Wat. Der donnert: „Seid ihr zu faul
Zu kommen, ich komme schnelle."

Da kommt aus Londons festem Thor
Mit lächerlichem Prangen
Langsam ein langer Zug hervor
Und läßt die Köpfe hangen.

Voran eine Mißgeburt, reich geschmückt
Mit Kron' und Hermeline.
Wat Tyler ihm entgegenrückt
Und grüßt mit barscher Miene.

Die Mißgeburt thut auf den Mund
Und lächelt falsch und süßlich:
„Du lieber Wat, nun thu' uns kund,
Was macht unser Volk verdrüßlich?"

„Wiss'! unsres lieben Volkes Glück,
Sonst wollen wir nichts auf Erden." —
„Schon gut!" spricht Wat, und Stück für Stück
Nennt er ihm die Beschwerden.

So gnädig hört ihn der König an,
Und neigt sich ihm so huldig:
„Ich stell' es ab, du wackrer Mann!
Erwartet's nur geduldig!"

„So Gott unſrer Seele gnädig ſei,
Als wir unſer Volk nur lieben.
Uns freut's, einmal zu hören frei,
Was ihm zu wünſchen geblieben." —

„So ſtellt uns deß eine Urkund' aus,
Die Punkt für Punkt macht richtig,
Denn meine Leut' geb'n nicht nach Haus
Ohn' Unterpfand gewichtig." —

„Biſt du ſo eilig, wackrer Wat?
Vertraun'ſt uns gar ſo wenig?" —
Gewinkt mit halbem Blicke hat
Herrn Walworth, dem Maire, der König

Herr Walworth war ein Ritter gut,
Wußt' hinterrücks zu ſchleichen.
Gut trifft ſein Dolch, es ſpritzte das Blut,
Vom Pferde ſank eine Leichen.

O weh, Wat Tyler, o weh du Held!
Jetzt iſt um's Volk mir bange.
Der König ſagte heim vom Feld:
„Jetzt fehlt ein Kopf der Schlange."

„Und wer ſo klug, wie wir ſein will,
Wenn wir Verſprechen geben,
Wer ſeh'n will, ſtatt zu glauben ſtill,
Der darf und ſoll nicht leben!"

Bayard.

Oft mit Frankreichs Ritteradel liegt Herr Bayard in dem Zelt,
Ohne Furcht und ohne Tadel und zumeist auch ohne Geld,
Schwach im Prahlen, stark im Hauen, recht von altem Schrot und Korn,
Bei der Plünd'rung nie zu schauen, beim Gemetzel immer vorn.
Commandirt hat er noch nimmer, zieht nur mit der Masse hin,
Aber unverdrossen immer und mit kummerlosem Sinn;
Auch bekümmt ihm das nicht wichtig, denn er denkt: „Selbst ist der Mann.
Wenn ich um mich kann tüchtig, was geh'n mich die Andern an?" —
Aber im Rastathale, was ein heißer Tag war das!
Drängt der Feind mit Feu'r und Stahle die Franzosen durch den Paß.
Daß sie nur entwischen können, hält die Nachhut Stand im Thal.
Da zum Commandeur ernennen sie den Bayard auch einmal,
Denn dort ist ein Ritter nöthig, der gewaltig um sich schlägt.

Und der willig und erbötig seine Haut zu Markte trägt.
Und mit seinem wackren Haufen hält Herr Bayard redlich Stand,
Bis das Heer in halbem Laufen durch den Paß den Ausweg fand;
Doch da hat ihn schwer getroffen hinterlistig Blei von fern,
Hat getäuscht sein Ritterhoffen, denn vom Schwerte stürb' er gern.
Es erschlaffen seine Sehnen, doch er weicht vom Platze nicht,
Läßt an einen Baum sich lehnen, nach dem Feind das Angesicht.
„O du meine gute Klinge bist nun unnütz meiner Hand,
Daß sie Heil der Seele bringe, pflanzet auf sie umgewandt!" —
Ja, sein Stündlein hat geschlagen, Schlachtruf in Gebet verkehrt,
Und verkehrt muß vor ihm ragen nun als Crucifix sein Schwert,
Ohne Furcht und ohne Tadel betend denkt er seiner Seelen Heil;
Da, Verwundete zertretend, nah'n die Feinde schon in Eil',
Carl von Bourbon, der Verräther, braust daher im Siegertruß,
Und Herrn Bayard schnell erspäht er, sprengt heran und springt vom Roß,
Ueber ihn will er sich neigen, will ihn trösten ritterlich
Mit bedauerndem Bezeigen; Bayard lächelt bitterlich:
„Wahrlich! nicht ist zu beklagen, wer so hohen Ruhm erwirbt

Und, für's Vaterland erschlagen, ehrlich und als Ritter
stirbt;
Aber wer, wie ihr, verrathen König, Vaterland und
Heerd,
Ob auch glänzend seine Thaten, ist fürwahr bejammernswerth.
Drum, Herr Herzog, thut die Liebe mir und stört mich
fürder nicht,
Daß mein letztes Stündlein trübe kein Verrätherangesicht!" —
Bayard stirbt besiegt. Erbleichend lächelt noch das
Antlitz mild.
Bourbon, wie ein Dieb entschleichend, stumm das Sitzerhaupt verhüllt.

Der Dörfflinger.

Der Dörfflinger war ein Schneidergesell,
Doch nimmer ließ es ihn ruh'n,
Er dacht' an Anders, als Nadel und Ell':
„Was aber, was soll ich thun?"

Da kam er beim Wandern die kreuz und quer
Zum Fährmann bei Tangermünd';
Hinüber wollt' er, sein Beutel war leer.
„Lump, zahle, sonst pack dich geschwind!" —

„Ihr nehmt doch dort die Kerle mit,
Es bezahlt euch ja keiner nicht." —
„Das sind auch keine Schneiderböck' nit,
Sind Kriegsleut', Respect, du Wicht!" —

Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er steh'n
Und fluchte grimmig für sich.
„Ihr Schufte, das soll mir nicht zweimal gescheh'n!
Ich zeig's, was sich schickt für mich." —

Da ward er ein rascher Reitersmann,
Zum Teufel schmiß er die Ell',
Dafür packt er 'nen Degen an,
Den schwang er gewichtig und schnell.

Bald hat er ein Regiment commandirt,
Zuletzt ward er Feldmarschall;
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie respectirten ihn all'.

Ein Gott den Soldaten, ein Teufel im Streit,
Wie maß er der Schwedischen Heer
Bei Jehrbellin die Läng' und die Breit'!
Die eiserne Elle war schwer.

Drum sag' ich: keiner steh' still in der Welt!
Wen's antreibt, nur vorwärts, schnell!
Wer ein Held kann werden, der werd' ein Held,
Und wär's auch ein Schneidergesell.

Ziethen.

Mel. Frisch auf Cameraden ꝛc.

Der große König wollte gern seh'n,
Was seine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergeh'n,
Daß sie gleich ihm schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

Der Vater Ziethen, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel.
„Der König hält mich zum Narren wohl gar
(So flucht er) was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, Potz Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student."

Da macht' er auf einen Bogen Papier
Einen großen Kler in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten, dann Linien vier,
Die all' in dem Klere sich schnitten,
Und jede endet' auch in 'nem Kler.
So schickt er den Bogen dem alten Rer.

Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue dann den Alten:
„Zum Schwerenoth, Ziethen, ist er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?“
Den Bart streicht sich Ziethen: „Das ist bald erklärt,
Wenn Euer Majestät mir Gehör gewährt.“

„Der große Kier in der Mitte bin ich,
Der Feind — einer dort von den vieren,
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschiren.
Dann rück ich auf einem der Striche vor
Und hau' ihm, wo ich ihn treffe, aufs Ohr.“

Da hat der König laut aufgelacht
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Ziethen ist klüger, wie ich es gedacht,
Sein Geschmier sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er auch rückt an.“

Michel Angelo.

Michel Angelo saß und malte
Einsam an der Kapelle Wand,
Schöpfungsfeuer dem Aug' entstrahlte,
Schöpfungsfeuer durchpulst die Hand.

Doch nicht weich und zierlich und zagend
Ziemt's, zu malen den jüngsten Tag;
Jeder Strich ist treffend und schlagend,
Kühn und stark, wie ein Schwertesschlag.

Drängen auch hundert und hundert Gestalten
Sich in des Meisters gebärendem Sinn:
Stellt des Feldherrn erhabnes Walten
All' in gewaltiger Ordnung hin.

Keinem Lauscher ist Zutritt gegeben,
Ringsum lebet und regt sich nicht,
Nur des Bildes Gestalten beben
Bei der Posaune des jüngsten Gericht's.

Horch! da kommt es leise geschritten,
Hergelockt von der Neugier Drang,
Nahet der Pabst sich mit scheuen Tritten,
Denn vor dem Meister ist ihm bang.

Michel Angelo sieht ihn kommen,
In ihm regen sich Grimm und Stolz,
Thut, als hätt' er nichts wahrgenommen,
Packt schnell ein gewaltiges Holz.

Und er wirft es herab. Es krachet
Vor dem heiligen Vater dicht,
Der sich eilig von dannen machet,
Störet den Meister fürder nicht.

Michel Angelo bleibt alleine,
Gott gleich, da er die Welten schuf,
Und wie die Welten zum Vereine
Fügt sich das Bild beim Schöpfungsruf.

Gott gleich hat er entfernt gehalten
Jeden Blick in des Schaffens Zeit,
Und sein hohes, geheimes Walten
Hat kein sterbliches Aug' entweiht.

Als sein Bild nun dasteht — ein Ganzes,
Da erst läßt er den Menschen ein,
Und sein Aug' spricht, göttlichen Glanzes:
„Schau' und staune! dies Werk ist dein."

Erwin von Steinbach.

Erwin von Steinbach lieget
Im Grab von Steine kalt;
Auf seinem Busen wieget
Sich stolz ein Zauberwald.

Der lag einst träum'risch nächtig
In seines Busens Raum,
Im engen so allmächtig,
Als wie im Keim der Baum.

Nun muß er Wurzel schlagen
Im Herzen, das ihn gebar,
Und allgewaltig ragen
In Gottes Himmel klar.

Die schlanken Stämme schießen
So hoch und keck hervor,
Die schwanken Zweige schließen
Zu Bögen sich empor.

Es strebt in den blauen Himmel
Manch kühner Sproß hinauf,
Es schmiegt sich Blattgewimmel
Um manchen Säulenknauf.

Und wo der höchste Gipfel
In's Blaue sich verlor,
Blüht eine Blum' am Wipfel
Zu Gottes Aug' empor.

Und drin in Schattenräumen
Weht es so schaurig kalt.
Das Licht in Dämmerträumen
Spielt Farben mannigfalt.

Der Orgel Töne wallen
Wie lauter Stromesgang,
Die frommen Lieder schallen
Wie voller Waldgesang.

Der alte Meister lauschet
In seines Grabes Raum.
Es zieht, was droben rauschet,
Durch seinen tiefen Traum.

Und andre Münster bauen
In seiner Brust sich auf.
In göttlich tiefem Schauen
Tauchen sie schimmernd auf.

Nie mag die Erde tragen
So mächtigen Wunderbau;
Der mag nur droben ragen
Hoch über des Himmels Blau.

Börne.

1.

Ein eisenblanker Ritter,
Umharnischt ganz und gar,
Deß Schwert, wie Ungewitter
Schnelltreffend, blitzesklar,

Wenn der auf grüner Wiesen
In blühendem Gefild
Bekämpft den alten Riesen
Mit Sprung und Schlag und Schild,

Der hört im Kampfesdrange
Wohl nicht der Quelle Schall,
Merkt nichts vom Waldgesange,
Vom holden Wiederhall.

Er hat nicht Zeit, zu schauen
Der Blüthen helles Licht;
Mag mild der Himmel blauen,
Er sieht's im Kampfe nicht.

Mag's duften, klingen, prangen —
Er drängt und stößt und haut,
Der Riese hält gefangen
Seine auserkorne Braut.

Doch wenn, zum Tod getroffen,
Er auf die Blumen sinkt,
Maihimmel, vor ihm offen,
Zum letztenmale winkt,

Und ihn des Lenzes Fülle
Noch einmal froh umdrängt —
Wie da die Eisenhülle
Den Busen ihm beengt!

Ein Klingen, Duften, Blühen
Zieht ihm in's Herz hinein,
Er fühlt ein sehnend Glühen
Und schlummert lächelnd ein.

2.

So, Börne, war dein Leben
Ein wilder Riesenkampf,
Ein glühend Freiheitstreben,
Von Lieb' und Haß ein Krampf.

Ein Rittersmann, ein ganzer,
Flohst du des Lebens Scherz,
Zwar ohne Eisenpanzer,
Doch eisern war dein Herz.

Dein Roß war nur von Leder,
Doch bügelfest dein Sitz,
Dein Schwert nur eine Feder,
Doch traf sie, wie der Blitz.

3.

Und als du nun verschwendet
Dein Herzblut bis zum Tod,
Ward deinem Aug' gesendet
Ein mildes Abendroth.

Die bleiche Stirn umwallte
Des Lenzes linde Luft,
Ein fernes Rauschen schallte,
Herbei zog süßer Duft.

Da, als du ausgestritten,
Fiel es dir schwer auf's Herz,
Daß du dahingeschritten
Umhüllt von starrem Erz.

Und wie du bittend riefest:
„Schafft Blumen mir herbei!"
Ahntest, eh' du entschliefest,
Wie schön die Erde sei.

Die braunen Augen glühten
So krank und kampfesmatt
Und sah'n an Erdenblüthen
Zum erstenmal sich satt.

Die Hand mit Blumen sinket,
Der Blick sucht Himmelsschein,
Hinauf! die Freiheit winket,
Und lächelnd schliefst du ein.

Junker Grün.

Da zieht ein kecker Geselle
In wunderlich bunter Tracht.
Die Augen strahlen helle
Auf der Gefilde Pracht.

Auf schiefgesetztem Barette
Schwankt eine Feder leicht.
Was trägt er an güldner Kette,
Das einem Schwerte gleicht?

Nur daß die Scheide versteckt ist
Von grünendem, weichen Gewind,
Das ganz mit Rosen bedeckt ist,
Erglühend und duftend lind.

Und Schmetterling' umgaukeln
Gar lustig die seltne Zier,
Und meinen, wie sie sich schaukeln,
'S wär Alles für *sie* nur hier.

Wer sah' es an dem Junker,
Sieht er ihn schreiten so flink,
Daß er in buntem Gefunker
Zu *ernstem Kampfe* ging?

Will niedrig Gewürm sich sträuben,
Das tippt er leise nur an.
Und können Rosen betäuben?
Ja, *Dornen* sind daran.

Doch sieht er Ungeheuer,
Zieht er sein Schwert mit eins.
Das leuchtet wie Sonnenfeuer
Gedankenblitzenden Schein's.

Vor solchen hellen Funken,
Die es im Schwung versprüht,
Sind sie schon hingesunken,
Eh' er zum Streich sich müht.

Dann schreitet er ruhig weiter,
Als wär' es eben nichts,
Streckt sich in's Grüne heiter,
Verklärten Angesicht's.

Er schmiegt sich mit Behagen,
Saugt reine Frühlingsluft.
In's Antlitz Blümlein ragen,
Die Rebe bestreut ihn mit Duft.

Die Ranken schwanken und wiegen
Und wiegen ihn ein gelind,
Säh't ihr ihn lächelnd liegen,
Leibathmend wie ein Kind:

Ihr würdet's nicht errathen,
Was jene Brust behaust,
Daß drin von Freiheitsthaten
Ein kühner Hymnus braust.

Nero.

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Schwarzgrau in blauen Sternenhimmel ragen
Die Riesenbauten auf der alten Rom.
Auf leisen Wellen gleitend hingetragen
Zieht eine Gondel auf dem Tiberstrom.

Drin lehnet, weich geschmiegt auf reiche Kissen,
Ein schöner Jüngling, zart und blondgelockt,
In bangender Erwartung hingerissen.
Horch! wie sein Odem wechselnd stürmt und stockt.

'S ist Nero. Statt der zackigen Weltenkrone,
Die gar zu hart des Weichlings Stirne drückt,
Hält eines Rosenkranzes Purpurzone
Mit weicher Glut die Schläfen ihm umschmückt.

Was sucht sein Aug' so bang auf Roma's Zinnen?
Er kann's erwarten kaum, wovor ihm graut.
Er bebt, seufzt auf: „Will es noch nicht beginnen?"
Sein Herz, vor banger Lust, pocht wild und laut.

Jetzt — durch des Himmels Dunkelblau ein Streifen —
Schau hin! ein Flämmchen leckt sich hell empor —
Und dort, und dort! ha! wie sie schlängelnd schweifen! —
Jetzt bricht's aus hundert Dächern loh hervor.

Rings ist der Himmel brandroth überhauchet
Und Flamm' und Dünste spiegeln sich im Fluß.
Empor, hinab Glutdoppelwölbung tauchet,
Furchtbarer Schöne, wie aus einem Guß.

Und in der Glutenrundung Mittelpunkte
Rudert der Kahn in Schaukeltacten leis,
Drin, lichthell, Amphora und Becher prunkte,
Und auf dem Weine schwamm ein Rosenreis.

Und Nero — so ist einem Gott zu Muthe,
Der wild zerstörend thront ob seiner Welt.
Grau'nvolle Lust spielt wild mit seinem Blute,
Die bald es peitscht, bald eisig zügelnd hält.

Von Bestien nach malerischem Kampfe
Schönhingestreckte Sklaven sterben seh'n —
Das ward alltäglich. Kaum mit leisem Krampfe
Durchkitzelt's abgeschmächte Nerv' und Sehn'.

Ein kühn'res Schauspiel hat der Herr der Erde
Zu sieberischer Lust sich heut bestellt,
Auf daß die matte Brust durchschüttelt werde,
Wenn seiner Weltstadt Pracht vor ihm zerfällt.

Schau! wie die Lohe seine Stirn umfächelt,
Ein Glutenreif spielt um den Rosenkranz,
Wie, wildbegeistert, schön das Auge lächelt,
Schau seiner zarten Finger leisen Tanz!

Sie gleiten zitternd auf der Laute Saiten,
Bis er zum Kraftaccord sie zuckend strafft,
Homeros Trauerhymne zu begleiten,
Wie Ilion ward flammenweggerafft.

Oft ſang mit tieferſchüttertem Gefühle
Der Kaiſer jenes Weltunſchickſalslied,
Wie heut erſt! da von flammendem Gewühle
Er ſeine Roma hell umſchlungen ſieht.

Wie ſchwollen bebend griechiſch weiche Töne
Und wachſen, mit der Glut dort, furchtbar an!
Wie fühlt er heut des Liedes Rieſenſchöne,
Da ferner Angſtſchrei gellt zum Ohr hinan!

Es hiegelt ſich die Glut in wilder Thräne,
Faſt hemmt das Weinen ſeines Sangs Erguß,
Und ſüß ermattet ſinkt er an die Lehne —
Hier eint ſich, traun! Natur- und Kunſtgenuß.

Jetzt iſt die Hälfte Rom's in Schutt geſunken,
Die letzte Glut zieht hin, der letzte Schrei,
Hin ſtirbt das Lied, leidbrechend, wollustrunken,
Und manch ein Leben iſt mit ihm vorbei. —

Weltreich! ſo weit iſt es mit dir gekommen?
Der Römerkaiſer muß Rom brennen ſeh'n,
Daß ihm der Hochgenuß nicht ſei benommen,
Ein griechiſch Dichterwerk recht zu verſteh'n.

Echt! wie des Heldenvolkes Imperator,
Weibiſch geſchmückt bei Sang und Lautenſchall,
Luftſpringer bald, bald Gaukler, Declamator,
In Herrſcherhänden trägt den Erdenball!

Und fällt's ihm ein, wirft er zu tauſend Splittern,
Ein eigenſinnig Kind, ihn auf den Grund,
Nur daß ein neues, wie geſpürtes Zittern
Den wicherſchlaffen Gliedern werde kund. —

Den andern Morgen ruft er, wie entrüstet:
„Die Nazarener waren's, Tödtet sie!“
Weil ihn nach neuen Trauerspielen lüstet,
Nach neu ergreifender Schmerzmelodie.

Sie diesmal trafst du's besser, grauser Lüstling!
Wie du im dumpfen Sinne selber meinst:
Dem Römerthum, dem todesstechen Wüstling,
Der giebt den letzten Gnadenstoß ihm einst?

Wust du's? Es steht dein Thron auf morschen Füßen.
Die Nazarener tragen jetzt das Kreuz —
Aus wird vom Capitole niedergrüßen,
Ein weltbeherrschendes Symbol — das Kreuz.

Jahrmarkt in Jüterbock.

Juchhe! das ist ein Jubel
Da drüben in Jüterbock,
Ringsum ein Wagentrubel,
Hin geht's über Stein und Stock.

Im Städtlein drängt's und wimmelt
Zwischen den Buden bunt,
Es wiehert, leiert, bimmelt,
Thut rufend die Waare kund.

Dort lehnt gesetzt und stattlich
Der junge Bürgersmann,
Der Goldschmidt, unermattlich,
Preist Ring und Kett' ihm an.

Ein gülden Kettlein wählt' er,
Das steht dem Fant gar gut,
Aus vollem Beutel zählt er
Den Preis mit leichtem Muth.

Dort schwingt vom Leiterwagen
Der Bauerbursch die Maid.
Sie muß heran sich wagen,
Er zupft sie fort am Kleid.

Hin starrt sie, wie verloren,
Voll Neugier und Begier.
Er kratzt sich hinter'n Ohren:
„Nun, Schätzel, wähle dir!“

Sie deutet ganz verſtohlen
Auf Schürze, Müz' und Band.
Hervor ſeh' ich ihn holen
Ein langes Lederband.

Dahinterher den Beutel.
Verdroſſen zahlt er aus,
Dann puzet er ſein Bräutel
So recht blizblank heraus.

Er führt ſie mit Stolziren,
Doch Aufſeh'n macht ſie nicht,
Hier muß ſie ſich verlieren,
Der Drang iſt gar zu dicht.

Auch wenden ſich alle Blicke,
Dort tanzt der Bär gar ſteif,
Den Knüttel im Genicke,
Zur Trommel und zur Pfeif'.

Wie dort die Würfel rollen!
Und wer gewinnt, juchheit.
Das Antliz roth geſchwollen
Der Wunderdoctor ſchreit.

Der ſchafft für wenig Batzen
Vor allen Uebeln Ruß',
Hanswurſt macht ſeine Fratzen
Noch gar umſonſt dazu.

Doch dort drängt ſich's zu Haufen,
Ich kann nicht durch die Schaar,
Dort muß wohl ſein zu kaufen
Die allerrarſte Waar'.

Ellbogenstoßend drücken
Sich die mit Zetteln in's Frei',
Die vorne gleich nachrücken,
Die hinten drängen herbei.

Was die an den Zetteln nur haben!
Horch auf! da drin ein Geklirr,
Dann krächzt's wie heisre Raben
Und überkrächzt das Geschwirr:
„Wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt."

Hi! diese Vögel pfeifen?
Ihr Lied ist mir bekannt.
Die Greise sind's, die greifen
Das Geld im ganzen Land.

Durch hab' ich mich gezwungen.
Ein kahlgeschorner Mann
Schreit dort aus vollen Lungen
Und schier nicht länger kann.

Wischt sich den Schweiß herunter,
Thut einen großen Schluck,
Vertheilt die Zettel munter,
Streicht Geld ein Ruck auf Ruck.

Das ist mir seine Waare!
Wer die sich kauft, der weiß,
Daß er zum Himmel fahre.
Im Fegfeu'r ist's gar heiß.

Drum mögen sie wohl haschen,
Sich balgen schier darum.

Sie leeren ihre Taschen
Und sind gewiß nicht dumm.

Auch wer schon lange todt ist,
Den löst des Geldes Macht.
Daß Gott so sehr in Noth ist,
Wer hätte das gedacht?

Doch hinter'm Mönche lauern
Gesell'n in weißer Kraus',
Ernsthaft mit ihm auskauern,
Seh'n fast wie Kaufleut' aus.

Die zählen ab von den Groschen
Genau die Halbscheid frei,
Bis daß die Schuld erloschen
Bei Fugger und Companei.

Ei, ei! wir armen Schlucker,
Wo hätten wir das gedacht,
Daß mit dem Haus der Zucker
Der Herrgott Geschäfte macht?

Das Volk zieht ab getröstet
Und aller Sünden frei.
Da wird gebraten, geröstet,
Getrunken, gesungen frei.

Da schwingen sie mit Johlen
Die Dirnen in wilden Reih'n.
„Uns kann der Teufel nicht holen,
Drum gilt es lustig sein!"

Verhüllt, verhüllt, verflossen
Ist nun der letzte Dent.
Sie sinken, schlafgetroffen,
Schwer nieder, rings verstreut.

In wüstem Traume schwanken
Sie wachsen den hohen Dom,
Den man dem Herrn wird bauen
Von ihrem Geld zu Rom.

Ihr Narr'n! da kannt ihr passen,
Der Pabst in seinem Haus
Wird euer Geld verprassen,
Lacht euch und den Herrgott aus.

Die 95 Theſes.

Ein Mönch in ſeiner Zelle
Geht ſinnend ab und auf.
Rings Bücher im Geſtelle
Und auf dem Tiſch zu Hauf.

Ihr kleinen bunten Bilder,
Im Kummer Cruzifix,
Einſt ſah't ihr ihn wohl wilder,
Sah't ihn gebrochnen Blick's.

Ja, könntet ihr erzählen,
Es rührte jedes Herz,
Wie ihr ihn ſah't ſich quälen
In Seelenangſt und Schmerz.

Mit Gott hat er gerungen
Auf Leben und auf Tod,
Bis durch die Nacht gedrungen
Ein leiſes Morgenroth.

Bis daß der Traum zerronnen
Und er ſich ſelber frug:
Hält nicht die Welt umſponnen
Ein ungeheurer Trug?

Jetzt ſeht ihr ihn nicht ſchwanken.
Sein Tritt, beherzt und feſt,
Hält Takt zu den Gedanken,
Die er ſich ſchaaren läßt.

Oft steht er still dazwischen,
Daß es ihm Ruhe geb'.
Da sieht er in der Nischen
Ein häßlich Spinngeweb'.

Die dicke, bekreuzte Spinne
Saugt einer Fliege Blut.
Zornig wird ihm zu Sinne:
„Ei, ei! das ist nicht gut!"

Das Netz zunichte macht er,
Zertritt das Kreuzphantom.
An die Scholastik dacht' er
Und an den Pabst zu Rom.

Dann an den Stuhl von Leder
Halbsitzend angeschmiegt,
Ergreift er schnell die Feder,
Die hingeworfen liegt.

Die letzten Sätze schreibt er
Auf ein beschrieben Blatt,
Und unerschüttert bleibt er,
Wie er's durchlesen hat.

Es waren kühne Fragen
Vom Ablaß, tastend spitz,
Die schon im Schooße tragen
Der Knechtschaft Todesblitz.

Jetzt durch des Abends Grauen
Geht er mit leisem Fuß.
Die schwarzen Häuser schauen
Hernieder ohne Gruß.

Auf einsam stillem Platze
Tritt er zur Kirchenthür,
Die schon mit manchem Satze
Belebt ward für und für.

Durch's Dunkel rauscht ein Brausen
Eintönig ohne Ruh',
Als ob es, wie's begonnen,
Müßt' bleiben immerzu.

Wie er sein Blatt anklebte,
Gab niemand Achtung drauf,
Rings Todtenstille schwebte,
Sein Herz nur schlug laut auf.

Ein Junge nur bleibt stehen,
Den spät der Meister schickt,
Um pfeifend fortzugehen,
Sobald er hingeblickt.

Doch wie der Mönch sich kehret
Heimwärts, schaut er empor,
Sieht einen Fleck verkläret
Im schwarzen Wolkenflor.

Die Wolken zieh'n zur Seiten,
Aus blauer Luke bricht
Hervor nach kurzem Streiten
Ein Stern so wunderlicht.

So lockt aus dunklem Schachte
Mit eins der Tag hinauf.
Der Bergmannssohn sprach sachte:
„Die Wahrheit siegt. Glück auf!"

Traum
des
Churfürsten Friedrich von Sachsen.

Es kam in nächt'ger Stunde,
Da dies begeben sich,
Im Traum davon die Kunde
Dem Churfürst Friederich.

Kein Bote that die Reise
Nach Schweinitz zu dem Herrn;
Doch ziehet seine Kreise
Der Geist und wirket fern.

Den Fürsten läßt er sehen
Bis Wittenberg zur Stell',
Da sieht den Mönch er stehen
An seiner Schloßkapell'.

Dort schreibt er Zeil' auf Zeile
So groß und blitzend an,
Daß man auf manche Meile
Es deutlich lesen kann.

Und wie er schreibt, wächst langsam
Die Feder. Ahnungsvoll
Lauscht da der Fürst und bangsam,
Wie das wohl enden soll.

Sie wächst und wächst, schon reicht sie
Weit über Wald und Feld.
Dem Mönch doch scheint gar leicht sie,
Weil er sie fest noch hält.

Leis wächst sie über die Matten,
Leis über Gebirg' und Strom,
Wirft schon den Riesenschatten
Bergniederwärts nach Rom.

Zu Rom sitzt, prächtig thronend,
Der Pabst mit sichrem Sinn,
Reicht lächelnd just und lohnend
Den Fuß zum Kusse hin.

Da wächst mit raschem Hohne
Die Feder auf ihn zu
Und die dreifache Krone
Hat sie berühret im Nu.

Kaum sah' er sie noch kommen,
Da hat der Schreck alsbald
Ihm Sinn und Muth benommen.
Jetzt wankt die Krone — Halt!

Schnell will der Fürst sie halten,
Fährt auf, ergreift sie kaum —
Da schwinden die Gestalten —
„Ei! (sprach er) welch ein Traum!"

Auslegung.

Und soll ich ihn euch deuten,
Da schon dreihundert Jahr
Den Dummen und Gescheuten
Ihn machten sonnenklar?

Und doch will ich's probiren,
Weil ich als deutscher Mann
Das Deuten und Dociren
Einmal nicht lassen kann.

Zum ersten lehret der Traum dir:
Du sollst verzagen nie,
Ob auch gar wenig Raum dir
Dein Glück und Stand verlieh.

Was auch sei dein Geschicke,
Du bist, wenn geisterhellt,
In jedem Augenblicke
Der Mittelpunkt der Welt.

Was du, vom Geist getrieben,
Gethan, ist nimmer klein.
Was dort ein Mönch geschrieben,
Macht jetzt die Welt gedeih'n.

Dann lehret der Traum zum zweiten:
Sei du nicht faul und feig,
Für die Freiheit zu streiten,
Nein, was du kannst, das zeig'!

Den Schnee kann leichtlich ballen
Ein Kind an hohem Ort,
Der bald mit Donnerschallen
Rollt als Lawine fort.

Wohl quetschen seine Massen
Noch todt das Drachennest.
Nichts sollst du unterlassen,
Wie klein's auch hoffen läßt!

Dann lehrt der Traum zum dritten
Euch Herrn vom Federkiel:
Ihr seid verhöhnt, bestritten,
Als trieb ihr Kinderspiel.

Das sollt ihr ihnen gönnen,
Ihr habt erfahren jetzt,
Wie Federn wachsen können,
Drum wacker angesetzt!

Noch giebt es Tyranneien,
Noch Kronen, falsch von Glanz.
So übt euch im Turneien,
Die Feder sei die Lanz!

Wie man im Karusselle
Zur Kurzweil Ringe sticht,
Hebt ihr aus ihrer Stelle
Noch Königkronen licht.

Dann will das Traumbild rathen
Mir selbst zu allerletzt:
„Nicht rathen, sondern thaten
Sollst du!“ drum schweig' ich jetzt.

Bettelmönch und Schmidt.

Der Doctor Martin Luther,
Der lehrt zu Wittenberg:
„Erbettle nicht dein Futter,
Nein, thu' dein Tagewerk!"

„Wer Gottes Reich will bauen,
Legt nicht die Hand in Schooß,
In schwärmerischem Schauen
Für sich zu schweigen blos."

„Angreifen müßt ihr wacker
Mit arbeitfrohem Sinn,
Sei's draußen auf dem Acker,
Sei's in der Werkstatt drin."

„Schwert oder Geisteswaffen,
Führt sie, wer sie empfah'n,
Und was ihr auch mögt schaffen,
Das sei in Gott gethan!"

„Ein ehrbar fromm Gewerke
Ist Gottesdienst im Kern,
Und treuer Arbeit Stärke
Ist eine Kraft des Herrn."

„Thut nur in seinen Kreisen
Erst jeder seine Pflicht,
Wird Gottes Reich sich weisen,
Beim Heraplärren nicht."

Die Wort' hat sich gemerket
Ein Schmidt zu Nürenberg,
Der sich an Büchern stärket
Nach saurem Tagewerk.

Bei ersten Tageshellen
Steht er beim Ambos schon,
Hämmert mit den Gesellen
In frischem Tact und Ton.

Da tritt ein Mönchlein schüchtern,
Gebückt und schleichend ein,
Es sieht gar bleich und nüchtern
Im rothen Flammenschein.

Sein Sprüchlein sagt's verlegen
Und reicht die Büchse dar.
Vom Ambos auf verwegen
Blickt der Gesellen Schaar.

Der Meister mißt gar strenge
Den Mönch von Kopf zu Fuß.
Als ob er sich bezwänge,
Fragt er mit barschem Gruß:

„Kannst nicht dein Brot verdienen
Mit deiner Hand Arbeit?"
Da zucket durch die Mienen
Des Bettlers grimmes Leid.

Die Büchse läßt er fallen,
Dann rafft er sich empor,
Läßt flugs die Kutte wallen,
Um die ein Strick zuvor,

Reißt sie vom Leib herunter
Und wirft sie in die Eck',
Ein Bursch tritt, straff und munter,
Hervor aus dem Versteck.

Der tritt so fest, mit Schweigen,
In der Gesellen Reih',
Die wollen Spott bezeigen.
Er faßt einen Hammer frei.

Wer hätt' es mögen denken
Vom Kuttendinge kahl!
Die Kraft in den Gelenken,
Im Blick so kühner Strahl!

Wie die Gesellen stannen
Und keins mehr lachen will,
Und rings in's Ohr sich raunen,
Da lacht der Meister still.

Ihm auf die Schulter klopft er:
„Willkommen, mein Gesell!"
Dann in die Kutte stopft er
Die Bettelbüchse schnell.

Das Zeug schickt er in's Kloster,
„Die Schale gönn' ich dir gern,
Du Prior, du erbost'r!
Lebendig ward der Kern."

Der Phönix.

Wein von Madeira glüht im goldnen Becher,
Das Auge sprüht von götterkühnem Lichte;
So hört ein Mährchen an, ihr Feuerzecher!

Wohl paßt zum Glutentranke die Geschichte:
Der Phönix fühlt, wie seine Schwing' ermattet,
Wie Alter langsam seine Kraft vernichte.

Soll er in dumpfer Tiefe sein bestattet,
Er, der von Stern zu Sternen sich geschwungen,
Der Flammengeist dem trägen Staub gegattet?

Nein! was ihm Mark und Sehnen stark durchdrungen,
Die heil'ge Lebenskraft soll nicht vermodern;
Gefressen werde sie von Flammenzungen.

Und muß der Geist in Flammen aufwärts lodern —
Urkräftig wird er sich zusammenraffen
Und, unverdunstet, neu Gestaltung fodern.

Dieß weiß er. Eh' die Flügel ganz erschlaffen,
Schwingt er sich auf zum hohen, duft'gen Neste,
Das er aus edlen Kräutern sich geschaffen.

Es flammt. Weit wallet Duft nach Oft und Weſte,
Es zehrt die Glut am prangenden Gefieder,
Und Aſche ſind des ſchönen Leibes Reſte.

Doch ſieh! da ringt und ſteigt und hebt ſich's wieder,
Erfriſchte Schwingenkraft will ſich geſtalten,
Und heil'ge Glut durchſtrömt verjüngte Glieder.

So lange Flammen weh'n, giebt's kein Veralten;
Das Auge blitzt geſtärkt durch Aetherfernen,
Der Schwingen Jugendkraft ſtrahlt im Entfalten,
Und wieder ſchwingt er ſich von Stern zu Sternen.

Pantheismus und reife Liebe.

Unendliche Reihe.

Des Nagels Kopf nur träf' ich gern,
Und hau' so oft daneben,
Gern gäb' ich euch den nackten Kern,
Und muß umhülst ihn geben.

Das Wort, das Sache selber ist,
Such' ich, und nicht das Zeichen,
Und kann doch leise nur mit List
Dem Brei mich näher schleichen.

So quälen wir uns allzumal
Nach dem Juwel, dem Ziele,
Das steckt in manchem Futteral,
Zum letzten sind's noch viele.

Was eine Zeit der nächsten schenkt
Als letzte Geisterfüllung,
Ist ihr, die tiefer sich versenkt,
Nur Räthsel zur Enthüllung.

Homunculus: Gedanke gleißt
Stets nur in neuem Glase;
Was uns noch heut ein Schlagwort heißt,
Ist morgen eine Phrase.

Des Geist's Entwicklung, stark und frei,
Ist nur (man möcht' erschrecken)
Ein ewig Kriechen aus dem Ei
Und wieder drinnen Stecken.

Du wiegst die Frucht in deiner Hand,
Als wär' nun Alles fertig;
Für einen Baum, der üppig stand,
Sind Hunderte gewärtig.

In Keimen schlummert eine Welt,
Das Recht des Werdens fodernd;
Und wenn ein Stern vom Himmel fällt,
Wächst eine Sonne lodernd.

Und immer noch das Wahre nicht,
Wird es auch schön und schöner.
Nur Weltentfaltung ist uns Pflicht,
Und wir sind Tagelöhner.

Am Abend zahlt man uns den Lohn
Und heißt nach Haus uns gehen.
Das Schloß, dran Völker bau'ten schon,
Sieht keiner fertig stehen.

Nur Einer sht im Mittelpunkt,
Weiß nichts vom Nichtvollenden,
Er faßt, was ewig wechselnd prunkt,
Zusammen an den Enden.

Vor ihm ist's gleich: Ei, Huhn und Brut;
In Allem steckt das Eine.
Einst schau'n auch wir, jenseits der Flut,
Das Wesen sammt dem Scheine.

Frühlingsgewalt.

Horch! im tiefsten Schooß der Erden
Welch ein gewaltiges Gähren und Ringen!
Tausend Kräfte wollen werden,
Wollen an's Licht des Tages dringen.

Wie im Weinfaß ist's ein Kämpfen,
Wenn die gewaltigen, guten Geister
Drin im Kampf die schlimmen dämpfen,
Wilde Krieger, freundliche Meister.

Aber droben — Friedenssegen
Aus dem tosenden Kampf entsprossen.
Blüthenzweige schwanken und schweben,
Siegespaniere, von Licht umflossen.

Ist es doch, als wär's ein Freuen,
Nur eines spielenden Kosens Walten;
Und doch gilt's, die Welt zu erneuen.
Allgewaltig sie umzugestalten.

Tiefste, göttlichste Gedanken,
Reich geschwängert von Zukunftsegen,
Seh' ich froh als Blüthen schwanken,
Leicht als wallende Saat sich regen.

Schöpfungsodem, allerweckend,
Mächtiger, als der Windsbraut Toſen,
Fühl' ich leicht beſchwingt und neckend
Mich als leiſes Lüftchen umkoſen.

Hoher Weltgeiſt! in Verehrung
Staun' ich deiner milden Stärke.
Ja! in lächelnder Verklärung
Schaffſt du deine gewaltigſten Werke.

Mysterium.

Thoren, die wie gehetzt
Ein Dichterwerk durchrennen
Und rufen dann zuletzt:
„Den Dichter möcht' ich kennen!"

Sind seine Tiefen nicht
Geworden eure Tiefen:
Was soll euch ein Gesicht,
Das sie in's Dasein riefen?

Ein Dichter aber hat
So ganz sich selbst geschrieben,
Daß an des Dichters Statt
Nur noch sein Werk geblieben.

Er starb den Opfertod,
Daß ihr ihn ganz sollt haben;
Doch den, der selbst sich bot,
Habt, Thoren, ihr begraben.

Sein Werk durchforschet ihr,
Die Riesenblätter rauschen;
Doch daß er selber hier,
Wißt ihr nicht zu erlauschen.

Ihr fragt von Ort zu Ort,
Und scheitert das Beginnen,
Erfindet ihr ein Dort
Und einen Götzen drinnen.

Ihr habt und seid Gedicht.
Wozu da weiter fragen?
Er ist nur, was er spricht,
Und will's nicht überragen.

Du kannst nur meine sein,
Wenn Alles Du, was deine.
Du bist, o Herr! allein,
Du bist das All und Eine.

Frühlingsgottesdienst.

Wenn sie zum Seh'n noch taugen,
Nicht ganz umkört von Nacht;
O schaut mit offnen Augen
Doch in die helle Pracht!

Und klar müßt ihr erkennen
Den ewig einen Geist,
Wie ihr ihn auch mögt nennen,
Der heute Frühling heißt.

Im Lerchenhimmel, im blauen,
Im Waldesgrün so lind —
Wo wär' er nicht zu schauen
Für jeden, der nicht blind?

Doch nicht als Vogelscheuche,
Als Götzenwachsfigur,
Durch seltsame Gebräuche
Uns zu versöhnen nur.

Nein, als ein sorglos Schaffen,
Ergossen durch die Welt,
Die er als Eins im straffen,
Bewußten Selbst erhält.

Was wollt ihr mit geäfften
Wort und Gebehrdenspiel?
Er wirkt in tausend Kräften
Das ewig eine Ziel.

An's Grün lehnt eure Wange!
Ihr lehnt an *seiner* Bruſt.
In's Blau ſchaut, ſonder Bange!
Ihn grüßt ihr, tiefbewußt.

Ihr ſeid in ſeinem Herzen,
Wenn ihr nur in der Welt.
Sie iſt ein Saal voll Kerzen,
Von ſeinem Sein erhellt.

O flieht aus dumpfen Schranken
In's offne Gottesmeer!
Aufathmen die Gedanken,
Denn ſie ſind *Er*, nur Er!

Der Vorhang iſt zerriſſen,
O ſeliges Geſchick!
Des Weiſen tiefſtes Wiſſen
Iſt nur ein Kindesblick,

Ein Blick in der Uralten,
Der noch urjugendlich.
Ihn hab' ich im Allwalten,
Und auch im Punkt, im Ich.

Im eigenſten Gemüthe
Ruh' ich ihm unverwandt,
Wie eine ſtille Blüthe
In eines Kindes Hand.

Nachher.

„Und wenn ich nun geſtorben bin,
Was wird nachher mir werden?“ —
Thor, dein: „nachher“ hat keinen Sinn;
Nachher iſt nur auf Erden.

Nachher giebt's weiter kein Nachher,
Du mußt in's Jetzt dich ſchicken.
Die Ewigkeit zählt nicht ſo ſchwer,
Sie iſt ein einzig Blicken.

Zuflucht.

Kaum daß du Mutterliebe lernst verstehen,
Erwacht auch schon ein schreckensvolles Sorgen:
Die Mutter, ach! wird einst von hinnen gehen,
Derweil du färber schleichst vom Heut zum Morgen.

Wie tollkühn gar, die Liebe noch zu kosen
Und zu dem Weib zu sprechen: „Sei mein eigen!“
Daß zweier Herzen göttlich Sturmestosen
Hinschmilzt in einen reinen Glockenreigen.

Einst kommt der Tag: ein Herz hört auf zu schlagen.
Zertrümmert ist ein Ineinanderleben.
Da irrt, sich suchend, hin und hergetragen
Der abgerissne Klang und muß verbeben.

Weh dir! wenn du dich selber siehst verjüngen
Im Lächeln eines goldnen Wanderknaben.
Schon träumst du ahnungsvoll von Knabensprüngen,
Von Mannesthat — da mußt du ihn begraben.

Wohl faßt dich da noch grimmer das Entsetzen,
Als wenn dir schwindet, was du ganz umfangen.
Was abstirbt reif, das folgt des Seins Gesetzen;
Doch hier ist, was noch nicht war, schon vergangen.

O Todestod, zu sterben ungeworden! —
Und so geht's Tag für Tag schon manch Zehntausend.
Ein ewig gieriges Hyänenmorden;
Was kaum entquoll, verschlingt der Abgrund brausend.

Hast du's bedacht schon? Jegliche Minute
Ist einer ganzen Herzenswelt Zersplittern.
So lebt der Mensch dahin, betäubt im Muthe,
Und jedes Glück umfängt er nur mit Zittern.

Wo findest du, Zerstückter, Halt und Rettung?
Willst du ein Jenseits kümmerlich dir dichten?
Zerriß dir diesseits deines Seins Verkettung,
So ist's geschehn — kein Jenseits kann das schlichten.

So bleibt dir nichts, als schattenhaft zu schweben?
Nein! dir bleibt Eins. Du mußt dich niedertauchen
Ganz in das eine, große Gottesleben,
Da werden keine Grüfte dich umhauchen.

Denn wer den Todessprung in Gott gewagt hat,
Der lebt zum ew'gen Leben jede Stunde.
Was er geliebt, gewollt, gedacht, gesagt hat,
Steht unvermüstlich in der Schöpfung Grunde.

In Gott ist Alles Gegenwart und Wissen,
In Gottes Geiste ging noch nichts verloren.
Was dir im Lebensschattenspiel entrissen,
Das lebt im Geist, von Anfang ungeboren.

Wenn du dir selbst, mit Allem, was dein eigen,
Mit Weib und Kind, in Gott ganz aufgegangen,
Wirst du dir nackte Brust siegtrotzend zeigen,
Wo's gilt, um Göttliches den Tod umfangen.

Ewig vollbracht ist jedes ächte Streben,
Denn vor dem Geiste gilt kein Heut und Morgen.
Was war, und ist, und sein wird, ist ein Leben.
Laß du die Welt zertrümmern ohne Sorgen!

Unsterblichkeit.

Männer des Wort's, ihr tiefen, kühnen, frommen!
Wenn mich ein Spruch von euch zu Gott befreit,
Will oft mich tiefste Wehmuth überkommen,
Denk' ich daran, daß ihr gewesen seid.

Dann möcht' ich zu den Todten niedersteigen,
Durch Sargreih'n haltend meinen stillen Gang,
Und, wo sich mir verehrte Namen zeigen,
Hinknie'n am Sarge, bis der Deckel sprang.

Und, sonder Grausen, möcht' ich fest erfassen
In meiner eure kalte Todeshand,
Und leise schütteln sie und ab nicht lassen,
Bis ihr, halbschlummernd, einen Freund erkannt.

„O Todter! den ich Bruder möchte nennen:
Spürst du denn nicht, wie dir mein Geist so nah?"
Vielleicht wohl, daß ein lächelndes Erkennen
Sanft über's Angesicht euch glitte da.

Vielleicht, daß leisen, leisen Druck ich spürte
Von eurer Hand, und dann, geweiht, gefeit,
Zur Welt zurückkieg' und mein Bündel schnürte,
Durch's Leben wandernd, wie Gott will, so weit.

Ich Thor! Was such' ich heilige Gebeine?
Wo bleibt, wenn ich in euch mich tief versenkt,
Der Gränzstein noch: dort Eures, hier das Meine?
Bist du's nicht, Shakespear, der den Hamlet denkt?

Du bist's, wie Gott nur sein kann, so wahrhaftig.
Ja, du bist Ich! Was soll mir deine Gruft?
Ob deiner Stirn Prachtbau, des Staub's theilhaftig,
Auch auseinanderstöb' in Blumenduft.

Aus jenem Grund, wo Stund' und Ort aufhören,
Aus Gottes Geist kann ich in einem Nu
Euch Todte in mich selbst heraufbeschwören,
Euch näher grüßend, als auf du und du. —

Und ich — noch hab' ich heißes Blut und Leben,
Und noch ein helles Aug', das faßt die Welt;
Doch will ich einst getrost den Winden geben,
Was stets zerfällt und stets sich neu gesellt.

Doch was in mir den Wechsel überdauert,
Spürt mancher Jüngling noch in tiefster Brust,
Wenn ich aus Gott in ihn zurückgeschauert,
Unsterblich in der Menschheit mir bewußt.

Christi Höllenfahrt.

Es heißt: da Christus lag im Grab,
Stieg er durch dunkle Zeitenschichten
Bis in der Hölle Schooß hinab,
Der Hölle Bannfluch zu vernichten. —

Dort war in grauer Dämmerung
Ein wesenlos Gewirr von Schatten,
Viel tausend Heiden alt und jung,
Die einst des Lichts gefreut sich hatten.

Geräuschlos ballt sich's und zerrinnt,
Sich selber Traumbild, alle schweben,
Sie wissen nicht mehr, wer sie sind,
Sie wissen nicht, daß sie noch leben.

Sie treiben fort ihr Lebensspiel;
Der Kern, der Sinn ist d'raus entschwunden;
Unselig, nächtig, sonder Ziel,
Von des Vergessens Bann gebunden.

Wohl lastet dort, als wie ein Alp,
Ein riesig athemlos Erbangen,
Wie auf der Welt voll Spuck, eh' bald
Der Tag im Osten aufgegangen.

Da schimmert's durch die graue Nacht
Leis auf und licht in fernster Ferne,
Und näher, näher strahlt's mit Pracht,
Gleich einem wundermilden Sterne.

Und schau! der Heiland ist's der Welt.
Er naht. Rings bebt Erwachungswonne.
Von innen aus ist er erhellt
Von lautren Gottbewußtseins Sonne.

Wie er einhertritt königlich,
Rings um sich blitzt er Liebesblicke,
Und all die Blicke wandeln sich
In tiefe, selige Geschicke.

Die Schatten, so er angeschaut,
Sie fühlen all' sich tief getroffen,
Zum erstenmal sich selbst vertraut,
Zum erstenmal sich selber offen.

Es wandelt durch die Hölle leis,
Wie Morgenroth, ein Selbstbesinnen.
Wer den schaut, der in Gott sich weiß,
Der wird in ihm sein selber innen.

Aus Selbstverlorenheit erwacht,
Rings flüstern sie, erstaunt und schüchtern:
„War's das, was wir gedacht, vollbracht?
Kein Rausch, ein Leben, gottesnüchtern?"

„Wer bist du, neuer Helios,
Bei dessen Aufgang alle Geister,
Die dein erquickend Licht umfloß,
Sich selber schau'n, und dich als Meister?"

„So soll denn unser Sein und Thun
Nicht, in den Strom gestürzt, zerrinnen?
Urfester Tempel ward es nun,
Da du der Gott und Schmuck der Zinnen."

So sprechen sie, erst leis, dann laut;
Da hat ein Lichtstrom sie umflossen,
Kam er von ihm, der auf sie schaut?
Ist er aus ihnen selbst ergossen?

Verschwunden ist, bleigrau und fahl,
Das Heer von huschenden Gestalten.
In des Gedankens wachem Strahl
Regt sich ein lebensfreudig Walten.

Und alles Große, das geschah'n,
Wird aus dem Worte neu geboren,
Und alles Schöne, das gesah'n,
Wird neu aus Gott heraufbeschworen.

Schon, Alexander, Jugendheld!
Zieh'st du einher mit deinen Scharen.
Du, Aristoteles! umstellt
Von Jüngern, sprichst dein Offenbaren.

Sie thun in reinstem Wissen jetzt,
Was sie gethan in dunklem Streben,
Sie sind in Gott zurückversetzt,
Sind ewig, sind erlöst — sie leben. —

Und aus der schimmernd regen Schaar
Entwich der Herr zu Grabesborden;
Doch aus der Vorzeit Hölle war
Ein freies Gotteereich geworden.

Ihr heil'gen Schatten, seid begrüßt!
Uns eint ein Band, das nie sich löst,
Da ihr in uns habt abgebüßt,
Und wir in euch auch sind erlöst.

Der Zaubergärtner.

Auf eines Hügels Spitze,
Da thront ein Zaubergreis
Auf einsam hohem Sitze
Und murmelt Worte leis.

In einem Buche lieſt er,
Das hat er ſelbſt gemacht.
In Ewigkeit genieſt er,
Daß er ſich ſelbſt gedacht.

Das erſte Wort, geheime,
Schleicht ſich aus ſeinem Mund,
Da ſinken ſtille Keime
Rings in des Hügels Grund.

Beim zweiten Wort bewegt ſich's
In allen Keimen wild,
Von Werdeſehnſucht regt ſich's,
Und werdekräftig ſchwillt.

Und bei dem dritten Worte
Blickt's aus dem Grund hervor,
Sproßt, eine grüne Borte,
Am Hügel rings empor.

Und was der Alte droben
Im Buche weiter ließ,
Zu Träumen wird's verwoben
In dem, was unten sprießt.

Im Grünen träumt sich's weiter
Und träumt sich zu Gestalt,
Bis Laubesfülle heiter
Den Hügel rings umwallt.

Des dunklen Laubes Schwanken
Zieht leis des Alten Wort
Zu offnen Lichtgedanken,
Zu süßen Blüthen fort.

Die fühlen sich bethauen
Wohl von der Worte Kraft,
Doch können sie nicht schauen
Den, der die Worte schafft.

Sie fangen sie mit Sehnen
Auf in den Kelchen licht
Und tragen sie als Thränen
Im lächelnden Gesicht.

Doch in den Wurzeln waltet
Die Sehnsucht riesenhaft,
Daß Alles, was entfaltet,
Sich auf zur Höhe rafft.

Was unten wächst am Fuße,
Schießt auf als stolzer Baum;
Schon rührt ein Reis zum Gruße
Dem Greis des Kleides Saum.

Was weiter oben sprießet,
Das wird ein zarter Strauch,
Der eine Blüth' erschließet
Bei jedes Wortes Hauch.

Da schau'n die höchsten Blüthen
Des Greises Angesicht,
Daß sie mit eins erglühten
Vor Scham und Wonne licht.

Erglüht zum Rosenvolke
Schließt ihrer Liebe Schein
Als Morgenröthenwolke
Ringsum den Hügel ein.

Da steigen andre Blüthen.
Und schau'n zum andernmal
Hin über die erglüh'ten
Des Greises Augenstrahl.

Da sind sie nicht erglühet;
Des Blickes Läutrungskraft
Traf sie, daß sie erblühet
Lichtrein und geisterhaft.

Sie wollten nicht mehr wohnen
Im warmen Lebensmeer,
Sie hoben stolze Kronen
Auf Schäften schlank und hehr.

Sie ließen sich nicht grauen,
Dem Greise wunderbar
In's Auge fest zu schauen
Mit Liebesblicken klar.

Wie sie sein Haupt umblinken,
Erkennungstrunken ganz,
Da säuseln sie und winken:
„Hinauf, hinauf zum Glanz!“

Der Hügel wird lebendig,
Ein Kriegsheer stürmt hinan,
Von Zweigen tausendhändig,
Die Blüthen still voran.

Und alle klimmen, klettern
Bis zu des Alten Thron;
Es wogt von Blüth' und Blättern
Um seine Stirne schon.

Sie schauen, wie sie klimmen,
Mit ihm in's Buch hinein,
In seine Worte stimmen
Sie leise säuselnd ein.

„Du darfst es uns nicht wehren,
Weil uns dein Geist genährt,
Wir wollen dich verklären,
Wie du uns hast verklärt.“

„Erst hat ein dunkles Ahnen
Uns drängend auferbaut,
Bis wir auf höh'ren Bahnen
Dich selber angeschaut.“

„Dich selber eingetrunken
Hat unser Blick und Geist;
Du bist in uns versunken,
Wo du dich selber weißt.“

„Wir sind, was du gelesen,
Sind deines Mundes Wort,
Wir sind, was du gewesen
Und sein wirst fort und fort.“ —

Und wie sie ihn umranken,
Umhüllen ganz und gar,
Wird man in ihrem Schwanken
Den Alten nur gewahr.

Er selber ist verschwunden,
Sein ewig tiefes Wort
Tönt nur in leisen Kunden
Im Blüthenstäuseln fort.

Der draußen schwand so heiter
In Blüthenträume leis,
Liest drinnen wachend weiter,
Der ernste Zaubergreis.

Der liebe Gott hat nichts zu thun.

„Ach! was hat der zu überlegen,
Der liebe Gott, und was zu thun!
Zu schaffen, ordnen und bewegen,
Und nicht ein Stündlein auszuruh'n!"

„Wo Jedes ganz sich selbst genüget,
Und lebt sich doch dem Ganzen ein,
Wo Jedes sich in Jedes füget,
Wie tief muß das ersonnen sein!"

„Zieh'n tausend Sterne, reinsten Strahles,
Und keiner noch abhanden kam,
Und in der kleinsten Schlucht des Thales
Steht jedes Blümlein wundersam."

„O Riesenarbeit, nicht zu fassen,
Allwachsamkeit, so stark und hehr!
Wie glückt dir's, nimmer nachzulassen?
Wird mir mein bischen Werk oft schwer." —

Thor! wenn bei müdevollstem Streben
Dein Werk nur halben Schluß gewinnt,
Ist's, weil du Ziele such'st im Leben,
Die nicht das Leben selber sind.

So ist dir Gott ein Rechenmeister,
Der von Beginn abzählend saß;
Doch nimmer zählt der Geist der Geister,
Denn er ist selbst der Dinge Maaß.

Wenn du nur das im Sinne trügest,
Was du auf's Tiefste selber bist,
Worin du ganz dir selbst genügest —
Leicht stünd' es da zu jeder Frist.

Ein Stückwerk nur ist schwer gelungen,
Zerrissne That nur schwer vollbracht;
Doch was aus einem Guß entsprungen,
Das wird, wie Blüthen, über Nacht.

Hast du die Jungfrau nie gesehen,
Wie sie im Walde Blumen bricht?
Du siehst sie wählen nicht und spähen,
Wie sie den Kranz mit Lächeln flicht.

Doch ist der Kranz nur erst gewunden
Mit glücklich tändelnd leichter Hand:
Schau! wie sich Alles hat gefunden
Und geistig lebt, ein Schönheitsband.

„Welch feine Wahl, welch reines Sinnen
Schuf dieses Reimgedicht der Flur?“ —
Thor! was du sah'st, war ein Entspinnen
Der eingebornen Anmuth nur.

Denn wie die Jungfrau im Gemüthe,
Ist, was sie thut, auch Alles ganz,
Zum Einklang schmiegt sich Blüth' an Blüthe,
Und auch ihr Leben ist ein Kranz.

Da braucht's kein Sorgen und Bedenken,
Weil sie noch nie das Falsche traf;
Und wenn sich ihre Wimper senken,
So haucht sie Anmuth selbst im Schlaf. —

Und Gott — aus ew'gen Sternenblüthen
Flicht er im Spiel den Weltenkranz.
Er braucht sein Werk nicht zu behüten,
Er selber lebt und webt es ganz.

Ein Frühlingstraum schafft sich die Hülle,
Da er sich selbst zur Rose träumt.
Gott ist der Becher aller Fülle,
Und seine That ist, daß er schäumt.

Das ist ein stilles Kräftewallen,
Ein selig in sich selber Ruh'n.
Just der, der Alles thut in Allen:
Der liebe Gott hat nichts zu thun.

Traum.

Durch Trümmer drang ich in des Traum's Bethörung,
Bang ringend, unbewußt, nach welchem Ziele;
Ringsum, zu Bergen, thürmte sich Zerstörung.

Denn stolze Riesenbauten sah' ich viele
Zu Staub zermorscht, die manch Jahrtausend ragten,
Gesunken, wie die Blume fällt vom Stiele.

Und stumme Säulen sah'n mich an und klagten,
Inschriften dran, verlöscht, müh'voller Lesung,
Die halbes Wort verschollner That mir sagten.

Rings Todeswelken, stockend in Verwesung,
Daß ungeheurer Jammer mich ergriffen.
Vordrang ich, doch ich hoffte nicht Genesung.

Grabsteine dort in offnen Kirchenschiffen,
Davon Jahrhunderte mit eh'rnen Füßen
Des Bild's, der Grabschrift Spuren abgeschliffen.

Noch schreit' ich über Gräber; da mit süßen
Begeistrung spendenden Erweckungsstrahlen
Seh' einen Wunderbau von fern ich grüßen.

Als Bau, als Baum, wie soll ich ihn euch malen?
Ein Weltbaum, draus sich Blüthenkronen hoben
Gleich Burgen, Königschlössern, Kathedralen.

„Er schwebt (sprach ich) er ist aus Licht gewoben."
Doch wurzelt' er, feststämmig, in der Erde,
Durchsichtig werdend, geistergleich, nach oben.

Sein Wachsen war ein Auferweckungswerbe.
Alles, was ich geschaut erst in Vernichtung,
An ihm trug's unvergängliche Gebehrde.

Und überreich, gleich einer kühnen Dichtung,
Trug er ein All von Thaten und Gedanken,
Doch einem Seherblick zu klarster Sichtung.

Wie tausendfältig Zweig' und Blätter ranken,
In seinem Wuchs wird's eine Welteneinheit,
Die in sich selber ruht mit leisem Schwanken.

Und Vieles, was verkam in Schmach und Kleinheit
Von ihm sieht's als ein Ewiges hernieder,
Geläutert zu des Urlicht's Geisteseinheit.

In dem lebend'gen Stolze seiner Glieder
Erkannt' ich alles Denken, Schaffen, Dichten,
Was je Gestalt gewann, erkannt' ich wieder.

Doch laßt das größte Wunder mich berichten!
An ihm, in ihm, aus ihm war Alles Leben,
Da sproßten, selbstbewußt, der Welt Geschichten.

Gedanken sah' ich flammend sich entweben,
Die zu Gestalt sich ewig weiter dachten,
Ihr stets, zu neuem Denken, zu entschweben.

Es wuchsen mit Musik des Baumes Prachten,
Denn alle Schläge, so die Herzen schlugen,
Die längst vermodert in des Grab's Umnachten:

Die klangen fort in Tacten und in Fugen,
Daß sie, gleich Engeln, die am Tempel bauen,
Rauschenden Flug's empor den Wipfel trugen.

Da fühlt' ich Weltbeherrscher mich im Schauen.
Die Trümmer, Gräber, die entsetzt mich hatten,
Entschwanden mir, wie eines Traumes Grauen.

Zerfallt dort hinten fern in Dämmerschatten!
Ein bloßer Spuck war euer Sein und Werden,
Ein Spuck ist Leben, Sterben und Bestatten.

Aus jenes Todesschattenspiel's Gefährden
Ist feste, sichre Wirklichkeit gerettet:
Der Geistesbaum, die Wahrheit dieser Erden.

Schau! wie sich Zweig um Zweig in Eins verkettet,
Eins aus dem andern sprießt als ew'ge Blüthe,
Ein Lebenspulsschlag mit dem andern wettet! —

Der Baum ist Tempel auch dem Weltgemüthe,
Daß er in Nischen und auf Säulenspitzen
Der Geisteshelden ew'ge Bildung hüte.

Ich seh' sie trotzend stehen' sinnend sitzen,
Sie schimmern, wie aus hartem Licht gegossen,
Und unter ihnen Namenszüge blitzen.

Und neue Pfeiler, Säulen seh' ich sprossen
Und Wölbungen, aus ihrem Haupt entsendet,
Der Bau ist ewig ganz, nie abgeschlossen. —

Doch wie, vom Lichtmeer übertäubt, geblendet,
Mein Blick, sich in ihm selber still zu sammeln,
Zum Grunde sich, den Gräber decken, wendet:

Seh' ich ein Grab, das erst nicht war, verrammeln
Mit einem neuen Stein, und drauf, Entsetzen!
Mein Name — kaum vermag ich ihn zu stammeln.

Da fühl' ich wieder mich Vernichtung hetzen
Und des Vermoderns tückisch leise Kräfte
Das heiße Herz im Busen mir zersetzen.

Empor die Augen reiß' ich rasch, und hefte
Sie auf den Lichtbau. Ha! ein rasches Zürren!
Ein Schriftzug blitzt am letzten aller Schäfte.

Verschwindend, wie der Lerche Wolkenschwirren;
Doch schnell vom Tod ist schon mein Herz gewesen:
Mein Name. Ja! ich konnte mich nicht irren.

Blitzschnell geahnt nur hatt' ich, nicht gelesen,
Denn dämmernd schwinden, als ich eben blickte,
Bau, Grab und Trümmer, als eh nie gewesen.

Ich war erwacht. Die Sonne, scherzend, schickte
Lichtflimmer mir, die bis zum Haupt mir nah'ten,
Als ob sie mir zum Morgengruße nickte.

Auf sprang ich zu gesunden Geistesthaten.

Liebestrilogie.

1.

Im Walde tiefes Schweigen,
Ein Todesträumen leis.
Tief schlummert's in den Zweigen,
In jedem Blüthenreis.

Die Waldfei sieht der Knabe,
Wo sie im Schlafe liegt,
Wie in 'nem Blumengrabe,
Von wilden Rosen umschmiegt.

Sie lächelt auf den Kecken
Im Schlaf, die Königin.
„Soll ich, soll ich sie wecken?"
Das fährt ihm durch den Sinn.

„Wenn sie das Aug' aufschlüge,
Mich träfe jäher Tod,
Doch ach! wenn ich's ertrüge,
Vorbei wär' alle Noth."

„So brech' ich denn das Schweigen!"
Er bebt, er trotzt, er lacht.
„Wach' auf und sei mein eigen!"
Da ist sie aufgewacht.

Hier ist nicht gut zu scherzen,
That wird das Wort vom Mund.
Sie liegt an seinem Herzen,
Ihm ist's, als wanke der Grund.

Als sänk' er jählings nieder
Weit in den tiefsten Schacht.
Da wecken ihn Waldlieder,
Der Wald war auch erwacht.

Und Alles wird lebendig
Und jubelt auf ihn ein,
„Wohin den Blick nur wend' ich
Vor deines Auges Schein?"

„Willst du mich denn vernichten
Für meinen Uebermuth?
Und doch, den Schreck zu schlichten,
Blickst du so traut und gut."

„Des Zauberwort's Gewalten,
Ich kannte sie ja nicht.
Nun bin ich festgehalten,
Weil mich dein Arm umflicht."

„Ich bin nicht mehr zu retten,
Ich sprach mir selbst den Bann.
So laß' ich dreist mich ketten,
Zieh'n an dein Herz hinan."

Ihm ist's, noch müßte schwinden
Der Wald, wie Träume leis.
Er weiß sich nicht zu finden;
Das glaubt mir, weil ich's weiß.

2.

Wie möcht' Einem wohl zu Muthe sein,
Der weich im Walde lieget,
Wo Blüth' und Laub im Dämmerschein
Sich über'm Haupt ihm wieget,

Wie möchte dem wohl zu Muthe sein,
Wenn Laub und Blüthen drängen
Leiswachsend immer auf ihn ein,
Bis sie ihn ganz umschlängen?

Und jede Blüth' gäb' ihm einen Kuß,
Und der Wald fing an zu schwätzen? —
Ich glaube, daß er in raschem Schuß
Fortliefe vor Freud' und Entsetzen.

Denn das, das halte der Henker aus,
Kriegt der Frühling ein wirklich Gesichte,
Und erzählt einem, wunderlich und kraus,
Seine eigne Lebensgeschichte. —

Wie möcht' wohl Einem zu Muthe sein,
Der unter den Sternen ginge,
Wenn der liebe Himmel, so weit und rein,
Zu senken sich anfinge?

Und immer näher, näher käm'
Mit Lichtern und mit Klängen,
Bis daß er Engelsgesang vernähm',
Und die Sternlein die Stirn ihm umdrängen?

Und die Sternlein gäben ihm Räthsel auf
Und lösten sie mit Singen?
Und er wüßte den ganzen Himmelslauf,
Und von wo, und wohin sie gingen?

Wie möchte dem wohl zu Muthe sein,
Wenn er Alles, Alles nun wüßte?
Ich glaube, daß er vor Angst und Pein
Die Augen schließen müßte. —

Du Braut, du Liebste, was guckst du mich an,
Guckst tiefer und tiefer mit Neigen,
Ein Schauer erfaßt mich thörichten Mann,
Wie die Locken die Stirn mir umzweigen.

Es wächst dein Antlitz herab zu mir,
Du bist eine Riesin rosig.
Du Kind, du Weib, ich fürcht' mich vor dir!
Mit welcher Gewaltigen kos' ich?

Ich liefe davon vor Wonne, vor Pein,
Wenn dein Kuß mir dir Angst nicht kürzte. —
Wie müßte wohl Einem zu Muthe sein,
Ueber den der Himmel einstürzte?

3.

„Und höre du Waldfei, und wehe dir,
Daß du mich hältst gefangen!
Derweil ich küß' und kose hier,
Ist mir mein Reich zergangen."

Aus seinen Augen durch's Helmvisier,
Da sprüh'ten nichts, als Funken;
Aus ihren Augen im Waldrevier
Sind Perlen nur gesunken.

Und wie er Burgen brach in Erz
Bei der Trompeten Geschmetter,
Klagt sie zur Laute den einsamen Schmerz,
Mit ihr klagen Blüthen und Blätter.

Er steckt auf die Zinnen sein Panier
Und sieht so stolz hernieder,
Da flog ein Vöglein weg von ihr,
Das hört' ihre Klagelieder.

Das setzte sich auf die Zahnenspitz'
Und sang in's Flattern der Fahne.
Da springt er auf von seinem Sitz,
Und weiß nicht, was ihm ahne.

Er schleicht zum Waldgrund wie im Traum,
Ihm ist gar weh zu Sinne,
Er sitzt gelehnt an einen Baum,
Den Schwertknauf unter'm Kinne.

Und wie vom Baum die Amsel schlug,
Hört' er ihr Lied durch's Schweigen,
Und wie von fern der Kuckuck frug,
Da sah' er sie zwischen den Zweigen.

Und wie laut sang die Nachtigall,
Lag er an ihrem Herzen. —
Du Fahne stolz auf hohem Wall,
Der Wind kann mit dir scherzen.

Verstohlnes Glück.

„O Einsiedel, du Narre
Mit deinem großen Bart!
Du sitzest steif und starre
Ueber'm Buche tiefgekahrt."

„Viel tausend Vöglein singen,
Das Laub, das schimmert licht,
Die Reh' und Bächlein springen,
Ich glaub', du merkst es nicht."

„Du fliehst aus Frühlingshelle
Und guter Gesellschaft fort,
Und hockst in deiner Zelle
Und verstudierst dich dort."

„Das nenn' ich gescheut und heiter:
Wo anders bei jedem Schritt.
Gesell! wohin geht's weiter? —
Nun gut, so nimm mich mit!" —

„Bald Berg, bald Thal, bald Städtchen,
Wirthshäuser überall,
In jedem Wirthshaus ein Mädchen,
Und öfters Geigenschall."

„Und läßt's einen nicht mehr zaudern,
So sind't man auf der Straß'
Wohl einen Gesellen zum Plaudern,
Ist's Ernst nicht, ist's doch Spaß."

„So bleibt und lebt beschaulich!
Ade, Herr Eremit!
Bei euch wird's einem grausich.
Der Zink' den Uhu sieht." —

Der Einsiedel, der thut so,
Als hätt' er nichts gewahrt,
Er denkt: „Es ist schon gut so,"
Und lächelt in den Bart. —

Der Einsiedel, der sitzet
An einem stillen Platz,
Im Feenschmucke blitzet
Sein herzallerliebster Schatz.

Da singt von nichts, als Wonne,
Der Nachtigallen Schlag,
Da scheint die liebe Sonne
Den lieben langen Tag.

Wer kann die Küsse sehen?
Zu dicht ist ja der Wald.
Wer kann die Wort' erspähen?
Zu laut das Rauschen schallt.

O du bethörter Geselle!
Hätt'st du dir das gedacht,
Was hinter seiner Zelle
Der Herr Eremite macht?

Und wer dies Lied gedichtet,
Hat auch einen großen Bart,
Er trägt das Haar geschlichtet
Nach Eremitenart.

Kaum bracht' er's Lied zum Schlusse,
Zeigt er's seinem Lieb alsbald. —
Schweig' still von Blick und Kusse!
Rausche, du lieber Wald!

Mein!

Meine Küsse kennt ein Mund,
Der zum Kuß gar süß und fein ist;
Selbstunwissend kühn ward kund
Mir ein Geist, der nicht gemein ist;
Offen liegt mir bis zum Grund
Ein Gemüth, das quellenrein ist;
Mir am Herzen, kerngesund,
Schlug ein Herz, das nicht von Stein ist;
Und all dies in holdem Bund
Ist ein Weib, das innig mein ist.

Verlobung.

Du holde Braut! so darf ich heut dich grüßen,
Du sieh'st mich jubeln nicht, noch zagend bangen;
Mir ist's, als stünd' ich heut mit festen Füßen
Auf sonniger Höh', von deinem Arm umfangen;
Der Rose gleich am dunklen Stamm, der süßen,
Fühl' ich dein Haupt an meinem Busen hangen;
Ich lächle still, von Sehnsucht unerreget,
Wie Einer, der ein sichres Glück erwäget.

Und heiter schau' ich in die heitren Weiten,
Und hellen Blick's tief in des Himmels Helle.
Wie, ungehemmt, die klaren Blicke gleiten
Durch Erd'- und Himmelssaal mit Blitzesschnelle:
So ließest du mich schau'n, den Eingeweihten,
In deines Busens wunderbare Zelle.
Wie unter'm Himmel bin ich drin zu Hause,
Und du auch kennst den Gast in deiner Klause.

So sei die Lebenswallfahrt denn begonnen
Mit Muth und Treu', die Gattin mit dem Gatten.
Schau an! es thront das heil'ge Licht der Sonnen
Hoch über jedes dunklen Thales Schatten.
Wie sie das Erdreich golden hält umspinnen,
Urewig, sonder Wanken und Ermatten:
So steht ob unsres Lebens dunklen Schranken
Die Gottessonne ewiger Gedanken.

Brieflich.

Daß ich schrieb: „All meine Gedanken
Sind bei dir, du holde Braut!“
Heimlich magst du mir's wohl danken,
Aber rügen mußt du's laut:

„Wirken soll dein Dichten, Denken,
Daß die Welt sich mache frei,
Und wie darfst du's nun versenken
In ein träum'risch Einerlei?“ —

Ja, du müßtest mein dich schämen,
Mein, der dein nicht werth, zu sein,
Wenn mein Geist sich könnte lähmen
An dem Wort: „Ich denke dein!“

Mag, ein Zauberhain, umranken
Mich Erinn'rung ganz und gar:
Ruh'n im Schatten die Gedanken,
Eine wache Kriegerschaar. —

Ringsum friedlich ausgegossen
Sieh' des Himmels mildes Blau!
Doch es wacht selbstkräftig Sprossen
Froh in Wald und Feld und Au.

Sieh' voll Mark die stolzen Eichen
Von gesundem Heldenschlag,
Baden sie sich gleich im weichen
Aetherblau den ganzen Tag.

Also meines Geist's Gebilde
Bleiben fest, von eigner Art,
Doch getaucht in deine milde
Freundliche Allgegenwart.

Und so send' ich die Gedanken
Alle dir zur Huldigung,
Und dein Blick hält sie in Schranken,
Zähmend ihren Tigersprung.

Sänftigst du sie doch an Sitten,
Eh' sie fortzieh'n in den Streit,
Denn es muß wohl sein gestritten,
Doch mit Maaß und Menschlichkeit.

Schau'! ein Leu liegt dir zu Füßen
Fromm und kosend hingestreckt,
Eh' er mit den Donnergrüßen
Seines Zorn's die Wüste weckt.

Ernſthafte Gedichte.

Es iſt ſchon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen, und in's Feuer geworfen.

Bitte.

Die ihr euch dies Büchlein schaffet:
Hört's! mir wär's ein schlechter Dank,
Wenn ihr's flüchtig nur begaffet
Und dann hinstellt in den Schrank.

Männer, die da Kinder haben,
Ueber einen neuen Brauch!
Gebt's zu lesen euren Knaben,
Gebt es euren Mädchen auch!

Ihr von Jugendlieb' Erfreuten,
Werft's nicht auf den Bücherhauf!
Las't es laut vor euren Bräuten,
Hebt es euren Kindern auf!

Denn vor eurem Angesichte
Zum Bajazzo taug' ich nicht;
Nein, ich will, daß euch Geschichte
Werden soll, was jetzt Gedicht.

Manifest.

„Sonettchen an Amanda",
So leiern wir nicht mehr.
Es ward zur Propaganda
Das deutsche Dichterheer.

Nicht zu „geheimen" Zwecken;
Der Zweck ist klar genug.
Er ist: dahinzustrecken
Alles, was Lug und Trug.

Drum wollen wir verbreiten
Die Einsicht und den Muth,
Dem Herrn ein Volk bereiten
Voll Geist, voll Mark und Glut.

Wir brauchen keine Franzosen
Und keine Sansculott'n;
Man kann in feinsten Hosen
Für Freiheit geh'n mit Trotz.

Auch klingt's noch schöner treulich:
„Freiheit", als „liberté",
Und: „Knechtschaft" klingt so gräulich,
Als welsche Worte nur je.

Auch: „Ça ira“ zu singen,
Thut wahrlich uns nicht noth.
Wir lassen Lieder klingen
Von deutschem Korn und Schrot.

Wir wollen singen und sagen,
Bis ihr uns stopft den Mund,
Und dann noch unsre Klagen
Durch Zornesblick thun kund.

Ihr braucht nicht aufzupassen
In Keller und Gemach;
Wir sind in allen Gassen
Und steigen auf jedes Dach.

Ihr sind't in unsren Schränken
Nicht Pulver, noch Patron';
Schießpulver ward das Denken,
Das Tintenfaß Kanon'.

Und wenn ihr uns verspottet,
Daß, machtlos ganz und gar,
Sich doch zusammenrottet
Stolz unsre kleine Schaar:

So ward verhöhnt bei Roßbach
Der alte Fritze grad!
Schrie ihm jeder Bub' im Troß nach:
„Was will die Wachtparad'?“*)

*) Hier bekundet der Dichter die, einer gewissen schleichenden Partheiimmer eigne, Oberflächlichkeit und grobe Unwissenheit. Jeder Gebildete weiß, daß jener Spottruf nicht vor der Schlacht bei Roßbach, sondern vor der bei Leuthen gehört wurde.

Anmerk. eines Zeitungskorrespondenten.

Doch er, trotz schlechter Witze,
Siegt, wie er sich nur weist;
Und unser alter Fritze
Ist ewig, ist der Geist.

Habt Acht, ihr Stockphilister,
Kraftlose Reichsarmee!
Ruft erst das Volk: „Da ist er!“
Schreit laufend ihr: „O weh!“

Habt Acht ihr feinen Herren
Von dem Pomadentopf!
Wir wollen euch schon zerren,
Kehrt ihr zur Flucht den Schopf.

Jetzt lacht nur, uns zur Kränkung!
Wir Freiheitsgrenadier',
Wir machen unsre Schwenkung:
Rückt an! bereit sind wir.

Gebet.

Du haſt mich, o gewalt'ger Gott!
Zu deinem Rüſtzeug auserwählt,
Haſt mit Begeiſterung, Zorn und Spott
Mich durch und durch für dich geſtählt.

Gabſt mir des Schmerzes Rieſenkraft
Ob Allem, was den Geiſt erdrückt;
Doch auch den Blick, der Zukunft ſchafft,
Vom letzten Freiheitsſieg entzückt.

Daß ich in dumpfem Zagen nicht
Hinſterb' an der verwerfnen Zeit,
Gabſt meinem Mund du, daß er ſpricht
Das Wort, das einſt die Welt befreit.

Es ſpringt, ein jugendlicher Held,
Gewaffnet aus dem Haupte mir,
Hat ſich die Beſten bald geſellt,
Daß ſie dein Reich aufrichten hier.

So auf das Letzte, Größte nur
Haſt du gerichtet meinen Sinn,
Daß des Gemeinen, Kleinen Spur
Kaum flüchtig einfurcht drüber hin.

Und zu der reinen Gotteswelt,
Die fort und fort hegt meine Bruſt,
Haſt du mir gnädig zugeſellt
Der Erde glühend ſchönſte Luſt.

Den Jubel, der in Thränen ſchwimmt,
Des Herzens Wonnestürmen laut,
Wenn ſich das Weib, mir geiſtgeſtimmt,
Weich an mich ſchmiegt, hingebend traut.

Wie find' ich mich in dieſen Drang,
Wie trag' ich deiner Gnaden Wucht?
Daß ich, entſetzt vom Ueberſchwang,
In's Nichts nicht richte meine Flucht?

Wer bin ich und was that ich doch,
Daß du mich zogſt an deine Bruſt,
Weil Tauſende, im Erdenjoch,
Zum Grab ſich ſchleppen, halbbewußt?

Ich bin ein irrer Funke blos
Aus deinem ew'gen Feuermeer;
Doch vor der Menſchheit ſchreit' ich groß
Noch durch Jahrhunderte daher.

Soll denn mein ganzer Lebenslauf
Ein einz'ger Wonneſchauer ſein?
Ein heißes Dankgebet hinauf,
Ein weicher Freudethränenſchein?

Nein Herr! ich raffe mich empor,
Mich rüttelnd, daß mein Harniſch dröhnt.
Erſt vor des Todes dunklem Thor
Sei Schlachtgeſang zum Pſalm verſchönt.

Reimſpiel.

Als Gott den erſten Mann erſchuf
Mit einem Worte: „Sei!“
Scholl in der Tiefe nach ein Ruf,
In Gottes Tiefe: „Frei!“

Als ein Mann ſprach zum andern Mann
Zuerſt: „Ich bin dein Knecht,“
Fuhr durch's Gewiſſen ihm ein Bann,
Ein Wort, das brandmarkt: „Schlecht.“

Als ſich ein Knecht zuerſt erkühnt,
In ſich zu rufen: „Muth!“
Ging's, wie ein Gotteshauch, der ſühnt,
Durch Mark und Bein ihm: „Gut.“

Und als ſich ſtraffte ſeine Hand,
Und er froh trotzte: „Krieg!“
Wohl hoch ob lichten Wolken ſtand
Der Flammenſchriftzug: „Sieg.“

Der Bär auf gemeinschaftliche Kosten.

Auch ein Mythus.

Vor Anno Olim hielten sie
Im Canton Bern 'nen Bären,
Und ließen dieses brave Vieh
Sich aus dem Schatze nähren,
„Sagt an, ihr lieben Berner gut,
Was eigentlich der Bär nun thut?
Könnt ihr mir das erklären?“ —

„Erklären? Nun, was soll er thun?
Den Trog, den frißt er leere,
Weiß gravitätisch dann zu ruh'n,
Nimmt täglich zu an Schwere,
Voll Gravität ist sein Gebrumm —
Was fragt ihr lange noch? Kurzum:
Es ist halt unser Bäre.“ —

„Ihr lieben Berner sagt mir an,
Wozu ihr ihn thut halten?“ —
„Wozu? Ihr seid ein dummer Mann:
Es hielten ihn die Alten.
Verloren sind wir, stirbt er aus.“ —
„Wie so?“ — „Jetzt schweigt! eh' zum Garaus
Wir euch den Schädel spalten.“ —

Was ist das draußen für ein Lärm,
Und Kopfzusammenstecken?
Von alten Weibern ein Geschwärm,
Bei Alt und Jung ein Schrecken?
Giebt's Hunger, Krieg, Mord, Pestilenz?
Ach nein, ach nein! Wie schreit's und rennt's!
„Der Bär, der — ist gestorben."

„So plötzlich kam der Todesfall,
Kein neuer ist zu haben.
Nun mag nur gleich mit Fall und Knall
Uns das Gebirg begraben!
O Canton Bern, mit dir ist's aus!
Fangt einen neuen ein! hinaus
Ihr wackern Jägerknaben!"

Wohl jagen sie durch Berg und Schlucht
Und finden keinen Bären.
Doch wunderbar! Es schwillt die Frucht,
Schwer wiegen sich die Aehren.
Und Alles reift so segensvoll,
Will um den Jammer, der da scholl,
Sich ganz und gar nicht scheeren.

Die Jäger jagen immerdar,
Bis daß die Sonne sinket.
„Nun seh' doch Eins! wie wunderbar!
Der alte Mond noch blinket.
Als ob nichts vorgefallen wär',
So harmlos lugt der Sternlein Heer
Und freundlich niederwinket."

Die matten Jäger ſpringen auf
Und wollen weiter jagen.
„Ei ſeht! die Sonne geht ja auf
Und iſt noch nicht zerſchlagen.
Sie ſah den todten Bären doch —
Sie geht noch auf, die Welt ſteht noch —
Sprecht! was ſoll Eins nun ſagen?“

„So woll'n wir (ſprach da Land und Stadt)
Nichts mehr vom Bären wiſſen.
Er fraß von unſrem Geld ſich ſatt
Und hätt' uns ſchier zerriſſen.
Wir mußten ihm die Klau'n behau'n;
Und ohne ihn auch blüh'n die Au'n.
Es wird ihn Keins vermiſſen.“

Im Trüben iſt gut fiſchen.

Parabel.

Dem Fiſcher kann kein Sonnenſchein,
Kein Licht das Herz erfriſchen.
Recht trüb' und düſter muß es ſein:
Im Trüben iſt gut fiſchen.

Im Trüben ſitzt und angelt er
Mit lächelndem Behagen,
Weil alle Creatur umher
Aufſeufzt in bangem Klagen.

Und wenn ein Strahl den Nebel bricht,
Dann ruft er grimmen Muthes:
„Fluch dir, du gottvergeſſnes Licht!
Du kränkſt mein Recht, mein gutes.“

Da ſieht er (heller bricht's hervor)
Ein jauchzend Volk erſcheinen,
Und ruft im Zorn: „Du Narrenchor!
Du jauchzeſt, ſtatt zu weinen.“

„Vernichtet nicht der freche Strahl
Das allgemeine Beſte?
Wer ſchafft euch fürder Hecht und Aal
Für eure Faſtenfeſte?“

Die aber jubeln laut und dreist:
„Aus ist die Zeit der Fasten,
Das allgemeine Beste heißt
Nicht: Geld in deinem Kasten.“

„Wir brauchen Gottes Sonnenlicht,
Daß unsre Saaten sprießen,
Und daß des Geistes Knospe bricht,
In Gott sich zu erschließen.“

„Drum singen wir im Jubelton:
Den Gott des Lichtes preiset!
Du hast mit faulen Fischen schon
Zu lang uns abgespeiset.“

„G'nug giebts zu thun jetzt fern und nah.
Was andres treib im Stillen!
Die Welt ist nicht für Fischer da
Und nicht um Fischens willen.“ —

Und wer das Licht nicht leiden kann,
Es ausschreit als verderblich:
Glaubt mir, der ist ein Fischersmann,
Wahlfischer oder erblich.

Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.

Brutus und Caesar: What should be in that Caesar?
Why should that name be sounded more than yours!

Nicht kümmert uns die Steuer;
Drückt sie auch noch so sehr,
Wer sie getragen heuer,
Der trägt sie auch noch mehr,

Das aber macht uns Kummer,
Daß edle Menschenkraft
Wo sie nicht sank in Schlummer,
Nur Einzelwerke schafft.

Daß ihr uns habt verboten,
Zu sein lebend'ges Glied,
Daß wir die todten Noten
Nur sind in eurem Lied.

Das Ganze — sind's nicht Alle?
Doch Einer nur soll's sein,
Dem sollen wir mit Schalle
Anbetend psalmodei'n.

Wie? haben wir nicht Knochen,
Nicht Muskelkraft und Blut,
Nicht Herz und Lebenspochen
Und Hirn, wie er, so gut?

Wie kommt's, daß wir verneint sind,
Gleich todtem Element,
Und daß, wo wir gemeint sind,
Man immer ihn nur nennt?

Sind wir denn Ziegelsteine,
Und er das ganze Haus?
Es geht auf eignem Beine
Doch jeder ein und aus.

Sind wir denn zu vergleichen
Der Heerde Schaaf' im Stall,
Der nur des Gutsherrn Zeichen
Leiht eines Namens Schall?

Dem dümmsten Dorfgesellen
Ist dieser Unsinn klar;
Doch sollen wir uns stellen,
Als wär' es so auf's Haar.

Wir sollen uns gebehrden
Als Nichts in Grabesruh';
Das muthet man den Pferden,
Die man dressirt, nicht zu.

Und diese eine Lüge
Verzerrt des Daseins Bild.
Bis in die kleinsten Züge
Ist's lächerlich und wild.

In Allem, was wir treiben,
Kaum noch der Wahrheit Spur,
Im Leben, Sprechen, Schreiben
Nur eine Unnatur.

Seit Puppencommödianten
Sie fielen in die Hand,
Sind, die sich Menschen nannten,
Zum Puppenspiel verwandt.

Steif lassen wir uns lenken
Und hölzern Schritt und Tritt,
Ja! unser Wort und Denken
Ist nicht nach eignem Schnitt.

Auf Treppen steh'n Lakaien,
Die wir bestaunen sehr,
Im Saale — Papageien;
Doch Menschen — nirgend mehr.

Ein em'ger Hocuspocus,
Ein Maskenmenuett,
Ein Complimentenjocus,
Bis man sich legt zu Bett.

Der Tanz soll endlich enden!
Wir spüren in der Still'
In Hirn und Herz und Händen
Etwas, das frei sein will.

Wir fragten uns mit Grollen:
Sind wir denn gar nicht da?
Da scholl's: ihr müßt nur wollen!
Wollt ihr? — Wir rufen: Ja!

Was herrschen soll von zweien,
Das fragen wir zur Zeit,
Ob Zarenmachereien,
Ob schlichte Menschlichkeit?

Wahrer Geſichtspunkt.

Ich weiß: vergebens bleibt es, wie's geblieben,
Euch zu beweiſen mit der Weisheit Gründen:
Der Freiheit nur kann Volkswohl ſich verbünden,
Wie Blüthen ſtets im Frühling nur getrieben.

Denn Andre haben's anders auch geſchrieben,
Die euch der Knechtſchaft Heil begeiſtert künden.
Nein! in euch ſelber tief muß ſich's entzünden,
Daß ihr die Freiheit lernt von Herzen lieben.

Hier handelt ſich's nicht um ein Für und Wider,
Um keine Anſicht, die man könnte hegen
Und auch nicht hegen, wie man's juſt betrachtet.

Nein! darum, daß ihr ſteigt zum Vieh hernieder,
Das gern ſein Futter hinnimmt unter Schlägen,
Denn frei muß ſein, wer nur ſich Menſch erachtet.

Der neue Columbus.

Braucht der Gemeinheit Mund, der feilen, zahmen,
Die, was sich Geist nennt, ewig muß bestreiten,
Als Schelt- und Schmähwort deinen Ehrennamen —
Ich, Geist der Zeit, seh' dich voll Ehrfurcht schreiten.

Die neue Welt, so du dir selbst erschaffen,
Du weißt: sie ist, sie muß gefunden werden.
Ein Bettler zwar an Mitteln, Macht und Waffen,
Ein König doch an Muth und an Gebieten.

Auf't du zur Fahrt mit der Begeist'rung Jungen,
Und predigst oft' Ermatten tauben Ohren,
Nicht achtet drin das Volk, um Lohn verrungen,
Vernehm belächeln dich gespreizte Thoren.

Ein „Hirngespinnst" nur sei dein Land, beweisen
Dir die Pedanten mit bebrillten Nasen.
Sieh' auch ihr Pfäfflein schleichend dich umkreisen,
Den Ketzerscheiterhaufen anzublasen!

Du Träumer, Prahler, schwindelnder Betrüger!
Vor jeder Thür singst du die alten Lieder,
Und mit den Jahren auch wirst du nicht klüger;
Stets abgewiesen, kehrst du immer wieder.

Die Fürſten haben dich von Jahr zu Jahren
Mit leerem Wort getäuſcht und hingehalten,
Und du, ein Taſſer, pfui! mit grauen Haaren,
Trägſt noch den Knabentraum im Kopf, dem alten!

Du läſſeſt Alles über dich ergehen,
Weiſt Argliſt, Schimpf und Hemmung anzuharren,
Bis dein zudringlich, eigenſinnig Flehen
Ein ſchlechtes Schiff verſchafft dem läſt'gen Narren.

Tollkühner Greis! da ſtehſt du nun am Borde,
Richtend den Lauf — wohin? — in's ew'ge Leere!
Nietern Geſindels eine freche Horde,
Die nimmer dich begreift, haſt du zum Heere.

Schon wollen ſie dich ſchleudern in die Welle,
Voll Grimm, da ihre Hoffnung längſt gescheitert.
Dein Auge nur iſt noch begeiſtrungshelle,
Und von Gewißheit deine Bruſt erweitert.

Doch ſchau! das Meer iſt grünend überwoben,
Jetzt fliegen Vögel ſingend um die Maſten,
Jetzt ſchallt es rufend, jauchzend: „Land!“ von oben,
Jetzt hält dein Schiff, in lichter Bucht zu raſten.

Du aber, ungeſtüm, ſpringſt aus dem Kahne,
Packſt einen Fels und donnerſt, weltgewaltig,
Derweil im Sonnenlicht rauſcht deine Fahne:
„Sancta Libertas, heil'ger Strand, dich halt' ich!“

Trinklied.

Gesungen im Jahr 1840, da es gar nicht Frühling werden wollte.

Mel. An der Saale kühlem Strande.

Sank die heil'ge Kraft der Sonnen
Von des Himmels altem Thron?
Auf Gesang und Waldeswonnen,
Auf das Rauschen freier Bronnen
Harren wir, wie lange schon!

Doch getrost! es naht das Ende.
Halten wir als Unterpfand,
Daß sie neuen Segen sende
Doch der Sonne schönste Spende
Im Pokal hoch in der Hand.

Aus dem Weine schöpft den Glauben,
Daß sie ewig wirkt und schafft!
Neu wird sie den Wald belauben,
Wird uns kochen neue Trauben,
Lebe hoch des Lichtes Kraft!

Heil'ge Lichtkraft ew'ger Geister:
Freiheit! ach! entschwandest du?
Winterstörrisch, immer dreister,
Decken dich der Erde Meister
Mit dem Leichentuche zu.

Doch du warst von Anbeginnen
Und auf's Neue kommst du her.
Wie der Wein im Glase drinnen,
Ist das Licht in Herz und Sinnen
Bürgschaft deiner Wiederkehr.

Hört ihr nicht die Lerchen singen,
Nicht der Nachtigallen Schlag?
Alle Knospen werden springen.
Lebe hoch beim Gläserklingen
Frühlingssonne, Freiheitstag!

Fixe Idee.

Nennt mich toll, ihr Herrn und Damen
Von dem Kratzfuß und dem Knixe!
Sagt: „Er kennt nur einen Namen:
Freiheit, die Idee, die fixe.“

Fix, ja so mögt ihr sie heißen,
Denn den Fixstern könnt zur Lust ihr
Eh'r vom Himmelsdome reißen,
Als die Freiheit aus der Brust mir.

Zaar und Hofnarr.

Ballade mit Janitscharenmusik.

So froh war der Landesvater, der Zaar,
Weil ihm einen Sohn seine Zaarin gebar.
Wie er, sollen lustig auch Andre noch sein.
„Komm', Sotof, mein Hofnarr! Steh auf, du sollst frei'n!
Du bist vierundachtzig, bist alt zwar und steif,
Dafür ist dein Weibchen noch jugendlich reif.
Sie ist vierunddreißig. Und mag sie dich nicht?
Hi! will sie, daß mir es an Kurzweil gebricht?
Wohlauf, schmucke Wittwe, und nimm ihn zum Mann!"
So sprach der Zaar Peter und lachte sodann,
Das Volk seiner Russen beglückt' er so gern!
War das nicht human von dem spaßigen Herrn?

Als Hochzeitbitter berief er sogleich
Die größten vier Stammler im russischen Reich.
Wie die nun hervor ihre Botschaft gebracht,
Hat er sich geschüttelt, so hat er gelacht.
Drauf setzt er sie alle in Schlitten hinein,
Vier stattliche Läufer eröffnen den Reih'n;
Doch weil sie vor Zett sich nicht rühren gekönnt,
Ward ihnen großmüthigst ein Schlitten gegönnt,
Drauf folget ein Narr, der verkleidet als Zaar,

Der Zaar ließ sich selbst travestiren sogar!
Das Volk seiner Russen beglückt er so gern!
War das nicht human von dem spaßigen Herrn?

Und rings um den Schlitten an jeglicher Eck,
Da wand sich gefesselt ein Bär mit Gebleck.
Da waren Lakaien, die stachen sie toll,
Daß wüthiges Brummen schmerztobend erscholl;
Dazu auch von Becken und Hörnern ein Sturm,
Und Glockengeläute von jeglichem Thurm;
Der Zaar und die Großen, die schlugen gar brav
Die Trommel — das weckt wohl die Todten vom Schlaf.
Gebleck und Gemecker, Zahn und Gebell,
Ein Höllenspectakel! der Zaar lachte hell.
Das Volk seiner Russen beglückt er so gern!
War das nicht human von dem spaßigen Herrn?

Der Schlitten nun aber, drin Bräut'gam und Braut,
War gänzlich mit Liebesgöttern verbaut,
Ein jeder von ihnen ein Horn in der Hand,
Dem Graubart im Schlitten zu Schimpf und zu Schand.
Ein Widder mit riesigen Hörnern saß vorn,
Stand hinten ein Bock auf mit riesigem Horn.
So hat es der witzige Zaar sich erdacht,
Den Hörnerträger gar weidlich verlacht.
Drauf Schlitten mit Hund's-, Wolfs-, Ochs-, Esel-Gespann,
Drein setzt er manch blinden, steifhaubalten Mann.
Das Volk seiner Russen beglückt er so gern!
War das nicht human von dem spaßigen Herrn!

Der Hofnarr, als Patriarch angethan,
Ward nun mit der Braut vor dem Altar empfah'n.
Da ſtand ein Prieſter, ſteinalt, ſtockblind,
Ein hundertjähriger, wahrlich kein Kind!
Weil längſt ihm entſchwunden Gedächtniß und Sinn,
Stellt man vor die Brille zwei Lichter ihm hin.
Er kann nicht mehr hören, er kann nicht mehr ſeh'n,
Doch ſteht ihm die Brille verwunderlich ſchön.
Und was er ſoll ſagen, ſie ſchrein's ihm in's Ohr,
Er lall's, zum Gelächter des Zaaren, hervor.
Das Volk ſeiner Ruſſen beglückt' er ſo gern!
War das nicht human von dem ſpaßigen Herrn?

Und dann aus der Kirche ging's in den Palaſt,
Bis Mitternacht hatte der Zaar ſie zu Gaſt.
Da mußten ſie zechen, die Gäſte, das Paar,
Bis Alle beſoffen, ſo wollt' es der Zaar.
Dann wurde das Brautpaar geſchleppt in das Bett.
Der Zaar und die Großen, die guckten durch's Brett.
Was drinnen getrieben im Rauſche das Paar,
Drob freut ſich der Landesvater, der Zaar.
Er hat an der Thür mit den Großen gelacht,
Ein Scharivari dem Paare gebracht.
Das Volk ſeiner Ruſſen beglückt' er ſo gern!
War das nicht human von dem ſpaßigen Herrn?

Und wieder am Morgen, vom Rauſche noch dumm,
Da mußten ſie zieh'n mit dem Zaar um und um,
Und Schinken und Branntwein in jeglichem Haus,
Dem Zaar gab der Hausherr es gerne heraus,
Denn hätt' er's gegeben nicht willig ſogleich,

Der Zaar hätt's erbeten mit Schimpfwort und Streich.
Durft' Keiner auch nüchtern sich zeigen dem Zaar:
Er hätt' ihn gehau'n, weil er gnädig zuß war.
Zehn Tage lang währte der Rundsoff und Fraß.
So freut mit den Kindern der Vater sich daß.
Das Volk seiner Russen beglückt' er so gern!
War das nicht human von dem spaßigen Herrn?

Sehnsuchtsanfall.

Inspirirt durch die Europäische Pentarchie.

Kennst du das Land, wo Knut' und Kantschu blüh'n,
Den Steiß von Zaarenliebe machend glüh'n?
Wo man das Zeitungsblatt schwarz überstreicht,
Daß preußisch Landtagsgift in's Volk nicht schleicht?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor zieh'n!

Dort, wo den Stiefel der Leibeigne küßt,
Weil, gleich dem Hund, er kaum getreten ist,
Wo man den Popen durchhaut, weil er stahl,
Und dann die Hand ihm küßt mit einemmal —
Kennst du das Land? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor zieh'n!

Wo Tausende um andern Glauben fleh'n,
Weil sie des Kaisers Wunsch vorausversteh'n.
O freier Uebertritt! Kein Mensch verletzt;
Spurlos verschwand nur, wer sich widersetzt —
Kennst du das Land? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor, zieh'n!

Wo Schächern auf sibirischem Gefild
Die frohe Zobeljagd für Strafe gilt,
Wo man, so ganz politisch aufgehellt,
Europa's Reichen Mausefallen stellt —
Kennst du das Land? Dahin, dahin
O laß uns gleich, geliebter Censor, zieh'n!

Fichte.

Die Fenster flirren von verworrnem Tosen,
Frembartig näselnde Commandoschreie
Von draußen her und Trommeln der Franzosen;
Doch drin im Saal Prophetenwortes Weihe.

Da steh'st du, Fichte! ja, du Riesenfichte!
Hoch, ungebeugt, an Grabheit nicht zu tadeln,
Umschimmert leis vom Freiheitsmorgenlichte,
Doch Zornesrauschen in des Hauptes Nadeln.

Vor deinem Blick, durch Herz und Nieren dringend,
Sucht jedes Aug' den Grund, die Hörer zittern,
Und also lautet, unerbittlich zwingend,
Dein Wort, gleich langgetragenen Gewittern:

„Die Zeit verworfner Selbstsucht ist gekommen,
Da jeder nur bedacht, sich weich zu betten.
Ich sagt' es euch; doch ihr habt's nicht vernommen.
Jetzt eßt die Frucht vom faulen Baum in Ketten!"

„So frech war't ihr, es warnend zu verkünden:
„In Geisteswelten schwärme nicht, o Jugend!
Nur eine Krippe kriechend dir zu gründen
Voll Futter, das ist Demuth, Weisheit, Tugend."

„Und die euch in des Geistes Tempel luden,
Waren gefährliche, hochmüth'ge Thoren.
Wo aber sind *jetzt* eure Krämerbuden?
Im Koth, Eu'r Höchstes: euer *Kram*? — *Verloren*!"

„Auffraß die *größte* Selbstsucht eure kleine,
Denn haltlos ist in sich, was niederträchtig.
Nur wo im *Ganzen* lebet jeder *Eine*,
Als Geist, *im* Geist, sind Staat und Bürger mächtig."

„Ihr hattet euch in feige Ruh' verkrochen,
Draus der Gewalt Faust euch an's Licht gerissen.
Jetzt schützt euch nichts, zerknirscht und herzgebrochen,
Die eigne Schlechtigkeit gründlich zu wissen."

„Ja! *schlecht* sind wir, verfault und wurmzerfressen,
Vom Herrn verworfen, vor der Welt beschimpfet.
Uns bessern jetzt? — Wie könnten wir vergessen,
Was unsrer Kindheit schon ward eingeimpfet?"

„Nein! *wir* sind todt, uns weckt kein neues: Werde! —
Soll ewig drum ein großes Volk verderben? —
Nein! wir besudelten die deutsche Erde;
Doch sie *entsühnen* können unsre Erben."

„Statt, thränenschwelgend, weichlich zu verzagen,
Sollt ihr euch in euch selbst zusammenraffen.
Hört auf mein Wort! Ihr sollt zu hoffen wagen:
Ein neu Geschlecht wird Deutschland neu erschaffen."

„Uns strömt geheim, wie tief wir auch versunken,
Ew'ger Erfrischung jugendliche Quelle:
Die *Muttersprache*, so wir rein getrunken
Aus Gottes Geist, in ungemischter Welle."

„Schaut um euch auf Europa's Völkerschaaren!
Besiegt, wo sie als Sieger eingedrungen,
Vergaßen sie auf ewig, wer sie waren,
Und reden eitel mit geborgten Zungen."

„Sie fügen Worte wohl mit Halbverständniß,
(So spielt ein Kind mit Steinchen, bunt von Schimmer)
Doch auf das Urlicht lebender Erkenntniß
Zurückbesinnen können sie sich nimmer."

„Doch euch, dem Urvolk mit urlautrer Sprache,
Euch ist die ew'ge Rückkehr nicht verloren,
Ihr könnt, verfälscht in der Gemeinheit Lache,
Im Wahrheitsquell werden neugeboren."

„Von euch erharren alle Völker bange
Entfaltender Vergeist'gung Lebensfrende.
Wer bleibt noch, der in Gottes Herz gelange,
Ging euer Mittleramt mit euch zu Ende?"

„Auf denn! euch selbst, die Menschheit zu befreien,
Bringt eure Kinder, so noch unverdorben,
In neuer Geisttaufe sie zu weihen,
Bis, was von euch, in ihnen ist gestorben!"

„Senkt in den Born sie, da, in ew'gem Wissen,
Der Mensch mit Gott sich Eins fühlt, ohne Bürde,
Bis sie aus des Verderbens Finsternissen
Auftauchen licht in erster Menschenwürde."

„Ihr aber, sperrt euch ab vom Heiligthume,
Darin ein neues Volk wird aufgezogen!
Daß nicht um ihre Frucht die zarte Blume
Vom Pestbauch eures Mundes wird betrogen."

„Ihr Ohr vernehme nie das alte Locken:
„Der Pflichten heiligste sei — Brot gewinnen,
Dem Weltsturm fern am sichren Ofen hocken
Und niemals über Gott und Freiheit sinnen.“

„Nichts, als dies eine Wort soll ihnen tönen:
Daß aller Stoff ist schattenhaft und nichtig,
Der nicht ein Leben fand im Hohen, Schönen,
Den nicht des Geistes Gold macht vollgewichtig.“

„Sie dürfen's gar nicht wissen, gar nicht glauben,
Daß je ein Mann, sein kleines Ich zu pflegen,
Darf der Gesammtheit Geist und Kräfte rauben,
Und doch geehrt sein, statt bezahlt mit Schlägen.“

„Der Knechtschaft Abgrund dürfen sie nicht ahnen,
Daß Einzelmacht und Willkür dürfen schalten,
Darunter Alles kriecht auf Krämerbahnen,
Von einem Geist zusammen nicht gehalten.“

„Selbstlos, sich nie von der Gesammtheit trennen,
Mit ihr nur steh'n, und freudig mit ihr fallen,
Sich im Gesetz, als Freie, selbst erkennen —
Das sei die Zucht, tief eingewurzelt Allen!“

„So, von der räub'gen Heerde abgeschnitten,
Soll aus der Jugend Schule sich entfalten
Ein freier Staat in eurer Knechtschaft Mitten.
Der wird den Druck der Tyrannei zerspalten.“

„Daß Wahrheit nur im Pfennig, nicht im Geiste,
Der sich mit Händen nicht kann greifen lassen,
Daß keine Freiheit braucht der Staubgespeiste —
Sie hörten's nie und könnten's gar nicht fassen.“ —

„Für sie ist wirklich nur die Tempelhalle,
Darin sie selbst sind unsichtbare Säulen,
Im Ganzen Eins, und selbstbewußt doch Alle.
Der Bau trotzt ewig der Gewaltthat Keulen.“ —

„Dies sag' ich euch, dies allem deutschen Volke,
Das, durch mein Wort, ich hier in euch vereine.
Jetzt geht und handelt! bis die schwarze Wolke
Zerborsten vor der Freiheit Sonnenscheine.“ —

So sprach der Philosoph, von Gott begeistert,
Und in der Hörer Brust hallt's dräuend wider,
Bis sich das Heldenwort des Volk's bemeistert,
Und über Deutschland hin rollt auf und nieder.

Zum Völkerfreiheitssturm ist's angeschwollen,
Kanonen haben's donnernd fortgesungen.
Horch! am Montmartre noch ein letztes Grollen —
Dann — Schweigen — jetzt — vergessen und verklungen!

Warum habt Fremdknechtschaft ihr abgetrieben?
Daß man daheim euch so bequemer knechte!
Wo ist das neue, freie Volk geblieben?
Wo kam der Geist zu seinem Königsrechte?

Ihr seid getreten und verdient's nicht besser.
Heil, Fichte, dir! du schlummerst unter'm Rasen,
Sieh'st nicht die feilen Kriecher, faulen Fresser,
Die Freiheit predigen in stolzen Phrasen.

Und die sich nicht auf Lotterbetten dehnen,
Müssen, im Dienst des Geist's, umsonst verbluten.
Wär' ich ein Weib, ich weinte heiße Thränen;
Ich bin ein Mann, drum peitsch' ich euch mit Ruthen.

Romanze von einem deutschen Weibe.*)

Sie saßen in Gedanken,
Das junge Weib dabei.
Heut bricht das Volk die Schranken
Verhaßter Tyrannei.

Schon hallt verworrnes Tosen,
Wie fernes Volksgewühl.
Es wird den Athemlosen
Im Zimmer dumpf und schwül.

Das Weib wirft einen scheuen
Blick auf den theuren Mann.
Es hallt des Aufruhrs Dräuen
Schon deutlicher heran.

Da zucket, wie sie sitzen,
Heimlich geballt die Faust,
Verstohlne Blicke blitzen,
Das Blut zur Schläfe saust.

Nur er, wie selbstvergessen,
Ringt noch gewaltiglich.
Er fühlt den Arm sich pressen:
„Wir zähl'n doch auf dich."

*) Nicht erfunden.

Da fährt er auf erschrocken,
Auf's Weib hin deutet er.
Die sitzt, die Augen trocken,
Doch ach! so kummerschwer!

Sie wagt es nicht zu flehen,
Wagt aufzublicken nicht.
Die Andern steh'n und gehen
Verstimmt. Tief brennt das Licht.

Da brandet's her gewaltig,
Man hört den Ruf genau.
Und schau! wie hochgestaltig
Steht die gebeugte Frau!

Die Hand auf seinem Arme
Spricht sie zum Mann: „Jetzt geh'!"
Da wird's dem trotz'gen Schwarme
So freudig rührungsweh'.

„Jetzt geh'!" O Segensgrüßen,
Das Alle vorwärts reißt!
Sie lagen ihr zu Füßen
Der Heiligen, im Geist.

Ja! wem gegönnt, zu küssen
So gottgeweihten Mund,
Der fühlt sich unter Schüssen
Gefeit und kerngesund. —

Und wer dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib.
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Sie wird nicht sagen: „Bleib'!"

Rococo.

Rothe Samm'twand, goldschwer, prächtig,
Glotzet öd' und vornehm nieder
Zum Marquis, der, übernächtig,
Auf dem Divan dehnt die Glieder.

Wie die leeren Blick' er müßig
Nach dem Deckenbild läßt schweifen,
Sieht er Faunen, ziegenfüßig,
Keck nach nackten Nymphen greifen.

Ein mattlüstern Lächeln fliehet
Von den angenehmen Lippen,
Den beblümten Atlas ziehet
Er noch weicher um die Rippen.

Weihrauch wagt nur leise Hauche,
Die Geräthe steh'n und schweigen,
Gleich als wollten sie, nach Brauche,
Tiefste Devotion bezeigen.

Er bekämpft graziös ein Gähnen,
Blickt zum Uhrenschnörkelschranke,
Drauf ihr den Saturn sich lehnen
Auf die Hippe seht, die blanke.

Wo der Gott, der silbergreise,
Hin den Zeigefinger wendet,
Ist auf goldner Kugel Kreise
Just die Mittagszeit vollendet.

Hastig spitze Glockenschläge
Jagen zwölf sich leis von hinnen,
Dann wird's musikalisch rege
In des Schrankes Bauch tiefinnen.

Elfenbeinern zarte Stücke
Spielen Flügel drin und Flöte,
Als ob Reifrock der Perücke
Fein die Hand zum Walzer böte.

Mit dem schläfrig letzten Tacte
Geht die Thür auf, und hereintritt
Der im Tressenrock Verpackte
Wie mit Automatenscheintritt.

Und er setzt die Chocolade
Schweigend auf das Marmortischlein.
Kein Geräusch. Nur regt sich grade
Im Krystall ein goldnes Fischlein.

Der Marquis weist mit dem Finger
Auf des Büchermantelschrankes Schimmer,
Und der Chocoladenbringer
Holt das Buch und läßt das Zimmer.

Seine Pflicht thut er mit Schweigen,
Wie, mit ewig gleicher Miene,
Die Pagoden dort sich neigen
Von dem marmornen Kamine.

Mit der rechten Hand ergreifet
Der Marquis die Tasse holde,
Und die linke zierlich streifet
Maroquin und Schnitt von Golde.

Rechts hin schlürft er, links hin liest er
Chocolade, Henriade,
Und mit feinem Sinn genießt er
Henriade, Chocolade.

„Ah, que c'est charmant!“ Dann schlägt er
Zu das Buch, das prächtig steife,
Und hinein als Zeichen legt er
Einer Dame Busenschleife.

Rücklings lehnend sich, halb spöttlich,
Lächelt er mit leisem Lallen:
„Die Comtesse war gestern göttlich!
Und *ich* — nun — man hat *gefallen*.“

Und er spielt mit goldner Dose,
Fingernd auf emailnem Bildniß,
Drauf Armidens Liebgekose
Mit Rinald in Blumenwildniß.

Wie die Blick' ihm trunken starben,
Stören auf ihn leise Tritte,
Und ein Briefstein, rosenfarben,
Reicht der Diener ihm mit Sitte.

Und er nickt, bedeutsam lächelnd,
Schielt in goldumzwigten Spiegel,
Seiner Stirne Kühlung fächelnd
Bricht er auf das zarte Siegel.

Das Papier, draus Düfte grüßen,
Küßt er hastig und affectvoll,
Und mit leisen, leisen Füßen,
Zieht der Diener ab respectvoll. —

Schnörkelpuppe, blöde, steife!
Gott sei Dank! du bist zerbrochen.
Aus dir ist der freie, reife
Mensch, als Schmetterling, gekrochen.

Abgeschmackte Niedlichkeiten,
Drein der ganze Kerl verschnitzelt,
Waren Inhalt jenen Zeiten,
Die das Heil'ge frech bewitzelt.

Rococo, du vielgeschäftig
Aufgefrischte Fratze, weiche!
Décorum, schlicht, wahr und kräftig
Ist der Mann, der selbst sich gleiche.

Donquirotischer Kinderunfug.

Herr Weltgeist ist ein Sonderling
In seinem Weltpalaste.
Oft ist's, als ob er jedes Ding
Im Regiment verpaßte.

Ganz abgeschlossen sitzt er da
In seiner Studienklause,
Die Thoren glauben, fern und nah,
Er wäre nicht zu Hause.

Er forscht und grübelt, liest und schreibt,
Er zeichnet Plän' und Risse,
Derweil im Haus es jeder treibt,
Als ob's der Herr nicht wisse.

Da geht es zu gar faul und wirr,
Es stockt des Haushalts Leben.
Bestäubt Geräth, verrostet Geschirr,
Und überall Spinneweben.

Die Fenster lichtabsperrend steh'n,
Von Moosen überzogen,
Die Uhr hat aufgehört zu geh'n,
Blieb längst unaufgezogen.

Da dünket euch das alte Lied
Vom Weltgeist mythologisch,
Denn was man nicht mit Augen sieht,
Das ist nicht, schließt ihr logisch.

Das geht wohl manchmal hundert Jahr,
Daß sie den Herrn nicht sahen;
Doch kennt ihn eine ernste Schaar,
Still harrend auf sein Nahen.

Und schau! auf einmal steht er dort
Und ruft von seiner Schwelle:
„Nun tummelt euch, hört auf mein Wort
Und thut, was ich befehle!“

„Wohl Zeit ist's, daß ich [illegible]re drein
In euer Lotterleben,
Erneut soll Haus und Halle sein
Und frisch geschmückt sich heben.“

„Hier sind die Risse. Kommt und schaut
Und schafft daran vereinigt!
Dort eingerissen, hier gebaut,
Geputzt, gemalt, gereinigt!“

„Doch erst macht Kammer und Boden frei,
Schleppt allen Wust zusammen!
Bringt das Gerümpel mir herbei,
Dann werft es in die Flammen!“ —

Da geht es hastig hin und her,
Ein Poltern und Rumoren,
Verschlossne Räume werden leer,
Längst aus dem Sinn verloren.

Und aus der Rumpelkammer, schau!
Seltsame sieben Sachen,
Vom Wurm zernagt, vom Staube grau,
Und schnörkelhaft zum Lachen.

Geräth, das längst verschollen war,
Da liegt's in bunten Haufen.
Laut jubelt auf der Kinder Schaar
Und eilt, herbeizulaufen.

Den Tressenrock vom Großpapa
Schleppt schlotternd der am Leibe;
Die, aus dem Buch der Großmama,
Singt, gleich 'nem alten Weibe.

Sie singt gesetzt ein geistlich Lied,
Drein Alle näselnd stimmen.
O, Katzenmusik! Erwachsne, flieht!
Der Mißton macht mir Grimmen.

Jetzt schreitet gar ein Knirps daher
Possierlich, gleich dem Hahne,
Trägt einen morschen Ritterspeer,
Dran eine Wappenfahne.

Dort zieh'n sie mit dem Rosenkranz,
Plärrend, in langen Gruppen,
Mit einer bleiernen Monstranz
Und wurmzerfressnen Puppen.

Zuletzt noch find't ein frischer Bub'
Ein Horn vom letzten Kriege,
Das er alsbald zum Munde hub
Und trat auf eine Wiege.

Dort tutet er mit großem Schall,
Will schier das Horn zerplagen.
Wär' heut nicht Trubel überall,
Man könnt' es nicht ertragen. —

Doch, wie die Kinder wichtig thun
Mit Spielzeug alter Zeiten,
Darf, wer erwachsen ist, nicht ruh'n,
Die neue zu bereiten.

Wie nun erneut des Hauses Pracht,
Da wehren wir dem Lärmen.
Der alte Praß wird weggebracht,
Trotz allem Kinderhärmen.

Die Kinder schrei'n ohn' Unterlaß,
Sie meinten's zu behalten;
Doch taugt in's neue Haus nicht das,
Was alt war schon im alten. —

Macht fort! gebt euer Spielzeug her,
Ihr Aristocraten und Pfaffen!
Wir räumten die Rumpelkammer nur leer,
Um Alles umzuschaffen.

Anecdote und Auslegung.

Man sagt es einem Kaiser nach,
Er stand an einer Quelle,
Die stopft' er mit dem Fuß und sprach:
„Schaut, wie die Leut' ich prelle!"

„Was werden sie wohl sagen jetzt
In meiner Hauptstadt drunten,
Wenn seinen Lauf der Strom ansetzt
Durch dieses Quells Verstunden?" —

Ihr lacht und zweifelt. Doch geschicht
Nicht alle Tag' ein gleiches?
Verstopft man an der Quelle nicht
Den Strom des Geisterreiches?

Der Stöpselfußtritt heißt Censur.
Es denken, die sie treiben:
„Verstopfen wir die Quelle nur,
Muß auch der Strom ausbleiben."

Doch der rauscht majestätisch fort,
Der tausend Bächlein Einung.
Todttreten nicht läßt sich das Wort
Der öffentlichen Meinung.

Der schwarze Landsturm.

Wir sind 'ne schwarze Bande Landsknechte wunderklein
Und zieh'n durch alle Lande in regelrechten Reih'n,
Wir zieh'n gar still und sachte und üben nicht Gewalt,
Bis hinter uns, eh' man's dachte, der Kriegstumult erschallt.

Gar viele stolze Geister, die senden uns in's Feld,
Wir sollen sie machen Meister der ganzen Menschenwelt.
Erst kommen unsre Thaten als Vorbild kühn und fest,
Bis Bomben und Granaten vollbringen dann den Rest.

Einst waren wir schwerfällig, ein spärlich Aufgebot,
Einsam und ungesellig, montirt mit Müh' und Noth.
Die Geister mußten zerren in's Glied uns Mann für Mann,
Erobern wollten die Herren, ach! ohne Heeresbann.

Da war ein wackrer Hauptmann, der schaffte Rath zur Zeit,
(Daß es die Fürsten erlaubt han, ist ihnen jetzund leid)
Der hat uns wohlbedächtig als Landsturm organisirt,
Gar einfach und gar prächtig montirt und exercirt.

Der Hauptmann hat erfunden ein wunderbar System,
Daß wir zu allen Stunden zu haben sind beonem.
Daß wir in hellen Haufen durchzieh'n die ganze Welt.
Wer unsern Dienst will kaufen hat ihn um wenig Geld.

Ein Heer von Millionen — wollt ihr's? Es steht
schon da,
Wie man's für Erdenkronen wohl nie im Felde sah.
Kaum hat man uns berufen, steh'n wir schon reihenweis'.
Wie viel wir auch schon schufen, nie müd' wird unser
Fleiß.

Der also uns gebildet, der war ein Bürgersmann,
Drum sind wir auch gegildet dem Bürgerthum fortan,
Drum dienen wir dem Volke, der Freiheit allermeist,
Bis ihr der blut'gen Wolke den Blitz der Macht entreißt.

Ob sie mit spitzen Spießen uns tödten, ganze Reih'n,
Was thut's? wie Pilze schießen wir wieder hinterdrein.
Und ob auch abgefallen von uns viel tausend schon
Und dienen als Vasallen den Herrn in goldner Kron',

Ob eitel Kurzweil treiben viel tausend ohne Sinn,
Vor Gecken und reichen Weiben scherwenzend her und hin:
Laßt das Gesindel laufen und habt deß keine Scheu!
Hier sind zahllose Haufen Landsknechte fromm und treu.

Ihr Geister expediret uns wacker nur in's Feld,
Bis daß, von uns miniret, der Knechtschaft Schloß zer-
fällt,
Bis fester, höher, lichter ragt eurer Freiheit Werk,
Als unser Landsturmrichter, zu Mainz der Guten-
berg.

Guter Rath.

Ja! so lange wir noch klagen,
Habt ihr Recht, euch stark zu glauben,
Recht, daß ihr von unsrem Sagen
Euch den Schlaf nicht lasset rauben.

Denn so lang' ihr uns laßt sprechen,
Können wir uns noch verstehen,
Kann sich's, ohne zu zerbrechen,
Biegen noch und leidlich gehen.

Aber Unrecht ist's und Dummheit,
Wenn ihr wollt das Wort ersticken,
Schreckt euch das schon? Vor der Stummheit
Bebt, und vor verstohlnen Blicken!

Staun't die Wellen nicht! Sie steigen.
Sicher seid ihr nicht im Thurme. —
Zittert! denn der Völker Schweigen
Ist die Stille vor dem Sturme.

Hyperboräische Ballade.

1.

Es war ein König von Thule.
Zu seinem Volk der sprach:
„Geh' nur erst in die Schule!
Die Freiheit folgt schon nach."

„Mit einem Eid gewaltig
Versprech' ich sie dir klar,
Und was ich verspreche, das halt' ich
Am 30sten Februar."

2.

Da war das Volk bestochen,
Manch Jahr lang Vivat schrie,
Bis endlich Lunte rochen
Die größten Pfiffici.

„Ach! stünd' er im Kalender! —
Jetzt bleibt uns nichts, als Spott." —
So ändert den Kalender!
Helft euch, so hilft euch Gott.

Räthsel.

Zum Kinde sprach der Herr Papa:
„Geh' Kind, und thu' mir dieses da!
Jag' mir die fremden Thiere fort,
Die mir die Saat durchwühlen dort!
Und thust du das, so geb' ich dir,
Was du schon längst gewollt von mir:
Das schöne Goldstück, blank und schwer.
Sieh'! auf den Tisch leg' ich dir's her."
Das Kind sprang auf bei diesem Wort
Und jagte flugs die Thiere fort,
Dann kam's zurück und sprach: „Papa!
Nun gieb mir auch das Goldstück da!" —
„Ja wohl! das Goldstück ist nun dein,
Sieh' her! ich leg' dir's in den Schrein." —
„Wie? giebst du mir's nicht in die Hand?" —
„Nein, Kind, dir fehlt's noch an Verstand.
Für deinen jungen Kindermuth
Sind Rechenpfennige nur gut.
Geh' spiel' damit! hier hast du sie,
Und frage nach dem Goldstück nie!
Erwart' es mit Bescheidenheit,
Bis ich's erachte an der Zeit!"
Er nahm das Goldstück in Verschluß.

Das Kind schweigt still, dieweil es muß;
Doch denkt's: „Das ist doch wunderlich!
Was mir gehört, behält er sich."
Es wartet nun Jahr ein, Jahr aus,
Doch der Papa rückt nicht heraus;
Denn er war geizig sehr gesinnt
Und fürchtsam sehr das gute Kind.
Es denkt: „Vereinst im Testament
Der Alte mir's wohl zuerkennt."

Er starb. Das Testament war schön.
Vom Goldstück nur thät nichts drin steh'n.

Mama nahm drauf 'nen neuen Mann.
Da tritt das Kind zum Schrein heran:
„Neuer Papa! o gieb es mir,
Was mir der alte aufbod hier:
Das Goldstück in dem Schube dort!"
Papa, entrüstet ob dem Wort,
Wirft einen Blick auf's arme Kind,
Daß es zu zittern gleich beginnt.
Er war ein unverdrossner Mann,
Der selbst das Goldstück gern gewann,
Er holt es aus dem Schube vor
Und ruft dem Kinde streng in's Ohr:
„Was so 'nem Kinderkopf nicht scheint!
So hat's der Alte nicht gemeint.
Die Rechenpfennige hast du
Und willst das Goldstück noch dazu?
Du hast das Deine, dies ist mein."
Spricht's und steckt's in die Tasch' hinein.

Das Kind, verdutzt, sprach heimlich: „Ach!“
Und so war aus die ganze Sach'.

Nun sagt mir an, wo das geschah?
Wer war das Kind, wer der Papa?
Das rathet mir und seid nicht faul!
Und wer's erräth, der hält das Maul.

Verlobt, gebunden.

Ihr müßt um Freiheit werben,
Jetzt, da ihr sie geschaut,
Ein Mann muß eher sterben,
Eh' er verläßt die Braut.

Wenn einmal seinem Munde
Das kurze Wort entfloh'n:
„Ich lieb' dich!" von der Stunde
Ist er gebunden schon.

Er ist ein eitler Sprecher,
Bis er das Weib gewann,
Er ist ein niedrer Schächer,
Setzt er nicht Alles dran.

Ihr habt gesagt: „Ich lieb' dich!"
A spracht ihr, sprecht auch B!
Sagt frank und frei! „O gieb dich!
Und wer es wehrt, dem weh'!"

Könnt ihr sie nicht erbitten,
Ertrotzt, erstreitet sie!
Und wird sie nicht erstritten,
Erschleicht sie, rastend nie!

Könnt ihr sie nicht erschleichen,
Stehlt sie, wie Diebe schlau!
Mißlingt's mit Diebesstreichen,
So raubt die hohe Frau!

Und könnt ihr sie nicht rauben,
Nun dann — erbettelt sie!
Bestürmt das Ohr des Tauben!
Sein: „Nein!“ verscheuch' euch nie!

Kommt immer, immer wieder
Und bettelt sonder Scham!
Bis sie zu euch hernieder,
Euch selber fürstend, kam.

Laßt von der Thür euch treiben,
Mit Füßen treten auch!
Die Schmach wird euch nicht bleiben,
Euch sühnt ein Kuffeshauch.

Vergessen müßt ihr Alles,
Was eurem Ohr vertraut,
Was lieben, süßen Schalles:
Die Mutter, Schwester, Braut!

Was euch erfreut, getröstet,
Erhoben und gelabt,
Bis euer Wort ihr löstet,
Das ihr der Freiheit gabt.

Ja selbst, so lang' ihr freiet,
Vergessen müßt ihr Gott.
Was ihm ein Sklave weihet,
Das Beten ist nur Spott.

Wo dumpfe Knechte beten,
Da ist er nicht dabei.
Frei müßt ihr vor ihn treten.
Um Gott denn, werdet frei!

Gelegenheitsgedicht.

Wollt ihr es denn noch nicht faſſen,
Wie man ſchändlich mit euch ſpielt?
Habt ihr noch kein Herz zum Haſſen,
Keine Fauſt, die richtig zielt?

Was noch nie ein Volk geſehen,
Das ein Fünklein Ehre nährt:
Unerhörtes iſt geſchehen,
Und ihr habt es nicht gewehrt!

Ja! erſt müſſen wohl als Zeige
Alle Männer ſein bekannt,
Eh' man ſich ſo keck bezeige,
Weibern anzuthuen Schand'.

Vornehm freche Lotterbuben
Thaten Solches öffentlich,
Was in ſchnöder Unzucht Gruben
Kaum getraut ein Wüſtling ſich.

Frohen Maskenſcherz entweihend,
Der nur ſchlechte Hülle gab,
Niemand doch, o himmelſchreiend!
Riß die Masken ihnen ab.

Deren Töchter ſie mißhandelt,
Väter, ſprecht! wo war't ihr denn?
Seid ihr zahm umhergewandelt,
Brüder der Mißhandelten? —

Nicht von Roma's Urgeſchichte
Red' ich, weil ihr's nicht begriff't,
Nicht vom ſtrengen Volksgerichte,
Das die Decemviren trifft.

Nicht vom feigen Römerlinge,
Wie er heut ſich treten läßt,
Aber doch für ſolche Dinge,
Sein Stilett noch handhabt feſt.

Nein! nicht reiz' ich Mörderriebe!
Nur dies Eine ſagt mir doch,
Sagt: wo blieben deutſche Hiebe,
Da ſich der Gensdarm verkroch?

Wenn ihr, ſchutzlos, ſollt verfallen
Jener Brut, wie ſchlimm ſie haust,
Kann ſich da nicht endlich ballen
Einmal eine deutſche Fauſt?

Kann für Sitt' und Frauenehre
Ein zerſchlagnes Schädelbein,
Wenn es noch ſo vornehm wäre,
Ein zu hoher Preis wohl ſein? —

Sucht nun Recht bei den Geſetzen!
Ja! ihr findet's ſicherlich. —
Wenn ſie euch mit Hunden hetzen
Einſt vielleicht, dann denkt an mich!

An die deutschen Triarier.

O jugendblüh'nde Knabenschaar,
Mit rother Wang' und heller Stirn,
Und mit dem Blick so leuchtend klar,
Und unverwornem Herz und Hirn!

Du zogst, bei Gott! ein schönes Loos,
Was ernster Geister Arbeit war,
Fällt als Geschenk dir in den Schooß.
O faß' es fest und nimm es wahr!

Was jetzt in Abgeschiedenheit
Noch kaum der Kühnste hofft und sinnt,
Ist dir als Nahrungssaft bereit,
Wie Muttermilch dem zarten Kind.

O saug' dich satt und wachse stark!
Ach! nur Gedanken schufen wir.
Die trägst du einst in Blut und Mark
Und unser Geist wird Fleisch in dir.

Was wir gewagt in Red' und Reim,
Was uns nur Wort und Schriftzug bleibt:
In dir wird's eines Baumes Keim,
Der sicher Blüth' und Früchte treibt.

Was heut als flatterndes Gedicht
Des Censors Scheeren kaum entkommt:
In deinem Mund hat's einst Gewicht,
Wo Männer *fordern*, was da frommt.

Was wir Verwegenstes gedacht
Und ausgesprochen, halb verzagt:
Dir wird's ein *Wollen*, dem die Macht
Nicht mehr zu widersprechen wagt.

Von dem gesunden Stamme sei
Du die gesunde, feste Frucht!
Auf ewig stirbt die Tyrannei
Durch strenge Tugend, Sitt' und Zucht.

Dir weih' ich freudig jedes Lied,
In dir wird jedes eine *That*. —
Und ob mein Aug' oft trübe sieht,
Wenn Zeitgewölk' unheilvoll naht:

Wenn ich in *deine* Augen schau',
Kommt mir kein leiser Zweifel bei,
So wahr ich Gottes Geist vertrau':
Ja! du wirst *muthig* sein, und *frei*.

Augsburgische Confession.

Ich will, ob's auch philisterhaft,
Ein Protestant mein Lebtag sein.
Daß die Vernunft wird abgeschafft,
Will mir nicht in den Kopf hinein.

Beichte und Vorsatz.

Jetzt haben wir's gefunden,
Warum die Liberalen
So große Macht bekunden,
Daß sie uns überstrahlen.

Sind ihrer doch nur wenig
Bedrängter und Gehemmter;
Und uns beschützt der König.
Wir haben Geld und Aemter.

Und doch seh'n wir den Haufen,
Den blinden, allerorten
Gelangweilt uns entlaufen
Und lauschen ihren Worten.

Das macht, sie sind befliffen
Des ernsten Geistversenkens,
Sie haben uns entrissen
Den Siegerkranz des Denkens.

Das macht, sie sind verwegen
Und rücksichtslos vermessen,
Da wir zu sehr uns legen
Auf Vorsich'nun Finessen.

Wenn wir nur erst erwerben
Dieselben Geistesschätze,
Und zieh'n wir dann mit derben
Kraftworten auf die Hetze:

Dann kann's ja gar nicht fehlen,
Wir werden sie vernichten,
Und dann allein befehlen
Im Handeln, Denken, Dichten.

Drum nehmt euch nur zusammen!
Wenn wir voll Geist und kühn sind,
Zertreten wir die Flammen,
Die jetzt im besten Glüh'n sind.

Non absolvo.

Ihr Heuchler und ihr Narren!
Da sitzt ja just der Knoten.
Wir Lebenden verscharren
Mit Zug und Recht die Todten.

Wollt ihr im Geiste leben,
Müßt ihr erst auferstehen.
Da hilft kein äußres Streben,
Kein in die Schule Gehen.

Der Geist läßt sich nicht pachten,
Nicht als Rezept verschreiben;
Er kann nur Blüthenprachten
In freien Herzen treiben.

Und mögt ihr tausend Jahre
Bei Folianten schwitzen:
Seid ihr nicht selbst das Wahre,
So könnt ihr's nie besitzen.

Ihr wollt an frischem Wagen,
An edlem Muth uns gleichen?
Da müßt ihr erst entsagen
Euch selbst und euresgleichen.

Zu polterndem Erstechen
Bringt's höchstens die Gemeinheit.
Den Muth, der nicht zu brechen,
Giebt nur der Sache Reinheit.

Hingebung heißt der Schlüssel
Zum Räthsel unsres Muthes.
Ihr liebt nur Flasch' und Schüssel,
Euch selbst, nichts Großes, Gutes.

Hingebung heißt der Schlüssel
Zum Räthsel unsres Schauens.
Was frommt des Ebers Rüssel
Die Müh' des Perlenkauens?

Selbstsucht, so heißt der Teufel
Des Zagens und der Dummheit,
Den hört das Volk mit Zweifel,
Drum hüll' er sich in Stummheit!

Weicht aus des Geist's Bezirken
Und geht zu euren Pferden!
Wollt ihr auf Menschen wirken,
Müßt ihr erst Menschen werden.

Aechtes Deutschthum.

Eine nagelneue Erfindung der Zeitungsschreiber und Anderer.

Wir wollen uns, ächtdeutsch, begeistern
Für unsren angestammten Herrn,
Je herrischer er uns will meistern,
Je heller strahlt der Treue Stern.

Will man die Freiheit rücklings meucheln,
Die man doch lobt in's Angesicht,
Wir wollen, ächtdeutsch, Dummheit heucheln,
Als merkten wir das Meucheln nicht.

Wir nehmen wedelnd jede Phrase,
Aechtdeutsch, für baare Münze an,
Weil die bescheidne deutsche Nase
Thatsächlichstes nicht spüren kann.

Wir nehmen jedes Halbversprechen,
Ob man auch in der Zeiten Lauf
Uns hunderte schon mochte brechen,
Aechtdeutsch, mit neuem Jubel auf.

Wir wollen sein ächtdeutsche Affen
Von Englands finstrer Clerisei,
Werft uns um's Haupt das Netz, ihr Pfaffen!
Wir dulden's ächtdeutsch, fromm und frei.

Wir wollen auch ächtdeutsch erzittern
Vor jedem Polizei-Gensdarm,
Aechtdeutsch uns krümmen vor den Rittern,
Und vor dem Büreaucratenschwarm.

Zertretet uns, ächtdeutsche Junker,
Wie in der alten, guten Zeit!
Wir schrei'n bei eurem Prunkgestunker,
Wie ächtdeutsch ritterlich ihr seid!

Und wenn wir mit zerbrochnem Nacken
Das Joch geschleppt, Jahr aus, Jahr ein,
Und rücken endlich die Kosacken
Und die Baschkiren bei uns ein:

Dann wollen wir ächtdeutsch auch prahlen
Mit ächter deutscher Liedesmacht,
Bis wir verloren die Sandalen,
Aechtdeutsch, gleich bei der ersten Schlacht.

Dann heißt's ächtdeutsch illuminiren,
Wo sich nur seh'n läßt der Barbar;
Im Transparent, das Blumen zieren,
Steht: Vivat unser Gott, der Zaar!

Die Zeitungen, ächtdeutsch, verbreiten
Einstimmig dann, wie freudenvoll
Sich alle deutschen Herzen weiten,
Weil Knutenglück uns lächeln soll.

Und bist du dann, mein Volk, begraben,
Verschwunden von dem Erdenrund,
Wirst du doch noch die Grabschrift haben:
Hier fault, ächtdeutsch, ein todter Hund.

Abfertigung der zahmen Propheten.

Eh' ihr es nicht werdet wagen,
Wie auf einen Zauberſchlag
Eure Haut zu Markt zu tragen,
Kommt uns nicht der Freiheit Tag.

Lächelnd ſeh't ihr, wie ſie's treiben,
Gebt prophetiſch zu verſteh'n:
„Still! es kann ja nicht ſo bleiben,
Still! es muß ja vorwärts geh'n!“

Und ſo könnt ihr tauſend Jahr noch
Sagen, daß es kommen muß,
Und wir rückten fort kein Haar noch,
Immer gaffend über'n Fluß.

Ja! die Mumie muß zerfallen,
Wenn ſie eine Hand berührt,
Wenn ſie aus den dumpfen Hallen
Wird an's ſcharfe Licht geführt.

Doch wenn keine Hand es waget,
Bleibt ſie unverwüſtlich ſteh'n,
Und wenn ihr ſie nicht zerſchlaget,
Wird die Knechtſchaft nie zergeh'n.

„Alles wird sich selber machen,
Nur nicht unnütz angefacht!“
Doch so alt die Welt, ihr Schwachen!
Hat noch nichts sich selbst gemacht.

Einzeln muß der Mann sich stellen,
Wo Gefahr sein Haupt umkreist,
Und muß Henker und Gesellen
Vor dem Volk entlarven dreist.

Stürzt er vor den ersten Schlägen,
Weil er wehrlos steht und vorn,
Bleibt sein Wort im Volk ein Segen,
Schwellend wie das Saamenkorn.

Aber eh' die Flammen lohen,
Wird erstickt noch mancher Brand.
Märtyrer sind's und Heroen,
Drauf das Aug' der Zeit gewandt.

Schmach euch Feigen, die nichts wagen!
Kein Verdienst ist's um die Zeit,
Einem Freund in's Ohr zu sagen,
Daß ihr Liberale seid.

Zum Verſtändniß des Fauſt.

Den Hegelianern gewidmet.

Zeit iſt's, daß ihr faſſet freier
Fauſt's, Helenens Hochzeitfeier!
Zieht die Zellen der Scholaſtik!
Wandelt auf des Lebens Bahnen!
Wenn der Tiefſinn der Germanen
Ragt in griechiſch ſchöner Plaſtik,
Iſt erfüllt des Weltgeiſt's Mahnen,
Fauſtens und Helenens Sohn
Sei die That, Euphorion.

An die superklugen, bedenklichen, büchermachenden Rathsherrn.

Die ihr hinter'm Schreibepult
Hypochondrisch eingedrückt,
Von Zerrissenheit und Schuld
Fastend, unsre Zeit zerpflückt,

Wär't ihr Söhne dieser Zeit,
Deren Sprach' ihr radebrecht,
Riefet ihr, von Muth gefeit:
„Wie es ist, so ist's auch recht!"

Schweigt mit euren Winselei'n
Vom „Verfall", der schon beginnt,
Weil sich „Wirren" stellen ein,
„Die, so scheint's, unlösbar sind."

Fort die Tränklein, die ihr bran't,
Die Receptlein, die ihr schmiert,
Daß vielleicht noch unsre Haut
Werde halb und halb curirt!

Fort das Klagthun voll Gewicht
Und die Kannengießerei! —
Doch das Volk vernimmt sie nicht
Und die Zeit geht dran vorbei.

Hört ihr nicht den ehrnen Tritt
Donnern? — Nein! — ihr speculirt;
Und sie fragt nicht: „Kommt ihr mit?“
Weil sie nichts an euch verliert.

Aber hört! kommt's zum Gefecht,
Schlagen euch zuerst wir todt,
Weil ihr trugvoll euch erfrecht,
Vorzuspiegeln falsche Noth.

Weil ihr in der Männer Rath
Euch als Charlatans gedrängt,
Weil ihr der gesunden That
Um das Haupt Perücken hängt.

Nicht die Zeit, ihr seid in Noth.
Lernt von ihr, Schulmeisterlein!
Und dann schweigt und werdet roth,
Oder sprecht als Männer drein.

Nennt dem Volk das rechte Wort,
Gebt ihm in die Faust ein Schwert,
Und zu Thaten reißt ihr's fort,
Ewiger Gesänge werth.

Stuhl und Baum.

Stand an freiem Waldesort
Gruß ein Baum in Wonne,
Rauschte manch ein freies Wort,
Frei in Gottes Sonne.

Ach! den fällt der Zimmermann,
Sägt ihn ganz zu Stücken,
Und der Tischler kommt heran,
Draus 'nen Stuhl zu flicken.

Hat gehobelt ihn so fein,
Jenen Waldgesellen!
Der nun läßt sich, zahm und klein,
In den Winkel stellen.

Waldgedanken aus dem Kopf,
Saft aus den Gelenken.
Auf ihn setzet sich ein Tropf,
Um für ihn zu denken.

Weiß Französisch und Latein,
Hält auf ihm Gerichte.
Rauscht er nicht im Sonnenschein,
Schreibt er doch bei Lichte.

Guter Stuhl, geduldiglich
Laß dich von ihm rucken!
Laß von seinem Hintern dich
Still ergeben drucken!

Daß dir Sprosselust nicht kommt,
Bist du ja verstümmelt.
Er nur weiß es, was dir frommt,
Der auf dir sich lümmelt.

Jugendsaft war wild und toll;
Jetzt bist du nun trocken,
Kannst, gesetzt und ehrfurchtsvoll,
Stille steh'n und stocken.

Und zerfrißt dich auch der Wurm —
Kannst noch lange halten.
In der Stube tobt kein Sturm,
Bleibt es stets beim Alten. —

Doch der Stuhl war ganz zermorscht,
Weil er nicht mehr wurzelt,
Bis der Herr, der auf ihm forscht,
Auf den Steiß einst purzelt.

Da hat er in seinem Grimm
Ihn verbannt vom Heerde.
Stuhl, ach Stuhl, wie liegst du schlimm
Unter Mist und Erde!

Doch, ein Wunder that sich kund:
Denn von Waldesräumen
Hub der Stuhl im feuchten Grund
Wieder an zu träumen.

Alte Lebenskraft erwacht,
Die er längst vergessen,
Seit der Tischler ihn gemacht
Zahm und abgemessen.

Der so manches lange Jahr
Sitzbock nur dem Meister,
Der ein todter Knecht nur war,
Tritt in's Reich der Geister.

Wurzeln schlägt das dürre Holz,
Treibet Stamm und Aeste,
Rauscht im freien Sonnenschein
Freiheitswort auf's Beste. —

Also stehet die Geschicht'
In gelehrten Werken.
Ach! und wenn sie Wahrheit spricht:
Viel ist draus zu merken.

Sind, gehorsamst allzumal,
Wir ein Volk von Stühlen,
Können wir uns doch einmal
Noch als Bäume fühlen.

Der schlafende Riese.

Mir ist ein Riese wohl bewußt,
Der liegt und schläft gar feste,
Drum wimmeln ihm auf Kopf und Brust
Zwerghafte, kecke Gäste.

Sie trippeln steif und wunderlich
Mit komischem Stolziren,
Sie machen Complimente sich,
Respectvoll, mit Handthieren.

Sie nehmen im geschlossnen Mund
Rathschlagend ihre Sitze
Und dreh'n im Pützchenball sich rund
Auf seiner Nasenspitze.

Auf seinem Magen schmausen sie,
Wettrennen auf dem Bauche,
Kurzum, als Herren hausen sie
Nach hergebrachtem Brauche.

Drum bilden sie sich ein zuletzt,
Es sei ihm Pflicht, zu schlafen,
Und woll'n ihn, wenn er sie verletzt,
Mit Nadelstichen strafen.

Drum bilden sie sich ein sogar,
Daß, ihnen ganz verlieben,
Er da nur sei für ihrer Schaar
Reverenceremonieen.

Gott schuf den großen Riesen blos
Und hieß ihn liegen bleiben,
Auf daß die Wichtlein so curios
Auf ihm ihr Wesen treiben.

Doch schlief' er nur nicht gar so schwer,
Ja stöhnt' er nur in Träumen —
Hinunter purzelte das Heer
Mit lächerlichem Bäumen. —

Ihm an der Nase kitzle ich,
Er hat noch nicht geschnoben.
O Riese, Riese, rüttle dich!
Dann ist das Pack zerstoben.

Wach' auf, daß du den Unfug weißt!
Leicht kannst du ihn verjagen. —
Ich weiß auch, wie der Riese heißt;
Doch darf ich es nicht sagen.

Der alte Ueberallundnirgends.

Eine mythische Figur.

Man spricht von Alters wunderbar
Von mancher That des Christes.
Heut spricht man auch vom Volk sogar,
Als gäb's zu dieser Frist es.
Doch weil ich als ein Gritieus
An allen Dingen zweifeln muß,
So frag' ich stets: Wo ist es?

Und fabelhaft dünkt's meinem Geist.
Ich glaub', es ist der Alte,
Der Ueberallundnirgends heißt.
O sagt mir, wo ich's halte!
Wohl seh' ich Leute, Wolk an Wolk;
Doch Leute machen noch kein Volk,
Das sich als Eins gestalte.

In Kneipen sitzt es vollgedrängt
Und raisonnirt zu Zeiten,
Und wenn der Sommer gar anfängt,
Strömt's aus von allen Seiten,
Es trinkt Kaffee und grüßt und spricht,
Volk ist das wohl, das Volk ist's nicht;
Das Volk muß anders schreiten.

Wenn einer in's Gefängniß muß,
Seh' ich viel hundert laufen,
Auch brannt' einmal ein Haus am Fluß,
Da lief's herbei in Haufen.
Viel tausend waren's, ohne Kern,
Sie thaten nichts, als maulaufsperr'n,
Und gaffend sich verschnaufen.

Den, der nichts will, und der nichts thut,
Kann ich nicht gelten lassen.
Er ist auch nicht, sprech' ich mit Muth,
Wär' er in allen Gassen.
So ist das Volk beim Sonntagsball,
Bei der Parad', kurz überall,
Und nirgends doch zu fassen.

Doch seh' ich's einst voll Majestät
Gleich einem Mann sich rühren,
Bereit, was ihm die Freiheit räth,
Selbstkräftig zu vollführen:
Nicht nirgends mehr, noch überall;
Das Volk ist da! (ruf' ich mit Schall)
Gehorcht ihm nach Gebühren!

Lumpengericht.

Spätestens in hundert Jahren zu halten.

Es ist gewißlich an der Zeit,
Zu halten große Wäsche.
Holt her, was in den Schränken leit,
Daß man es seif' und dresche!
Doch was zu brauchen gar nicht mehr,
Das nehmt, besinnt euch nicht zu sehr!
Werft in's Gemüll den Plunder!

Schubladen liegen vollgepreßt
Von Lumpen, Lappen, Flicken,
Zeug, das sich nicht mehr waschen läßt,
Noch aneinander sticken.
Und flicktet ihr's mit Arbeit groß;
Doch ein Hanswurstkleid gäb' es blos.
Werft in's Gemüll den Plunder!

Seit manchem alten Maskenball
Will mancher Flick noch glänzen.
Durchlauchten, welch ein Wuß und Schwall!
Hoheiten, Excellenzen.
Hier wimmelt's gar von Hochgebor'n,
Hochwohlgebor'n und Wohlgebor'n.
Werft in's Gemüll den Plunder!

Hier liegt in tiefster Devotion
Gehorsamstes Ersterben,
Dort: der wir sind mit Affektion —
Das Zeug ist nicht zu färben.
Aufricht'ge Hochachtung liegt dort,
Dahinter steckt kein wahres Wort,
Werft in's Gemüll den Plunder!

Hier liegt ein dicker Rotzkelchwall
Von: gnädig und von: Gnaden,
Der fade ward schier überall,
Man zählt ja jeden Faden.
Ein abgetragner Hofrath,
Geheim war der, jetzt riß die Nath,
Werft in's Gemüll den Plunder!

Dort bunte Bändel, Spielzeug dran,
Stern, Münze, Kreuzel blanke,
Was aber nützt solch Zeug dem Mann,
Das nur den Kind zu Danke?
Und jedes Lügencompliment,
Und daß man Esel Herren nennt —
Werft in's Gemüll den Plunder!

Kann sich der Mensch dem Menschen nicht
In schlichter Einfalt nahen?
Nicht jeder, was der andre spricht,
Als baare Münz' empfahen?
Warum wird Gottes Ebenbild
Von buntem Lappenkram verhüllt?
Werft in's Gemüll den Plunder!

Ein harmloses Räthsel.

In Hürchtegott Haarbeutels langem Philisterton.

Wie heißt der Mann, den Alle lieben,
Die guten Deutschen doch zumeist,
Und der doch nie etwas betrieben,
Was irgend groß und tüchtig heißt?

Wir, ich gesteh's, ist er zuwider,
Denn überall drängt er sich ein,
Läßt in den Sorgenstuhl sich nieder,
In jedem Haushalt muß er sein.

Die Kanzel hat er auch betreten,
Er erweitert, sitzt zu Gericht,
Er liest an Universitäten
Und hat im Staatsrath viel Gewicht.

Schlafmütze nennt sich seine Krone
Und fragt ihr, was er sinnt und thut?
Er dingt und lächelt nur zum Lohne,
Wenn Jeder stets wie Alle thut.

Wenn einer macht mit hundert Schritten,
Was man mit einem Sprunge kann,
Das sind ihm alte, gute Sitten,
Das sieht er sich behaglich an.

Doch willst du Großes, Eignes schaffen,
Da wird der Stumme plötzlich laut,
Er wird dich schmäh'n und dich beklaffen,
Bis allen Menschen vor dir graut.

Und willst du fassen ihn beim Kragen —
Gleich über dich fällt Alles her,
Du wirst gescholten und geschlagen,
Denn Alle lieben ihn zu sehr.

Ein Kerl, so lappig und so schmächtig,
So gänzlich ohne Witz und Mark;
Und dennoch herrscht er fast allmächtig;
Wer ihn besiegt, ist löwenstark.

O läg' er lieber doch zerschlagen,
Zerquetscht auf einer Eisenbahn!
„Wie heißt er denn?“ Ich will's euch sagen.
Es ist — der alte Schlendrian.

Ein schön neu Lied von einem Pariser Studenten,

den sie anfangs für einen Duckmäuser gehalten haben.

Es war einst ein Student
Wohl in der Stadt Paris,
Den jeder, der ihn kannte,
Nur den Duckmäuser hieß.

Er lebte still zu Hause
So ganz für sich allein.
„Kommst du zum Ball, zum Schmause?“ —
„Was soll ich dorten? Nein!“

„Mir scheinen eure Tänze
Unzüchtig frech, fürwahr!“ —
„Das übersteigt die Gränze:
Bethruder wird er gar!“

Doch als in Julihitze
Erscholl ein Volksgetos,
Erhub er sich vom Sitze:
„Aha! geht's endlich los.“

Mit seiner Flinte stand er,
Herangetreten sacht.
Den Hahn gar leise spannt er
Eh' jemand es gedacht.

Eh' jemand ihn bemerkte,
Streckt er schon einen hin.
Was nur den Schwächling stärkte
Zu solchem Heldensinn?

Dabei ist er geblieben,
Bis sie des Sieg's sich freu'n.
Erschlagen hat er sieben,
Verwundet hat er neun.

Da war er abgemattet
Und legte sich in's Bett,
Weil er so unbeschattet
Und heiß gefochten hätt'.

Nun strömten viel' zum kranken
Duckmäuser hin, voll Glut,
Zu loben und zu danken.
Er sprach: „Es ist schon gut."

Der Freiheitsveteran.

Bei der Bastille Sturm, wie war er Kraft und Feuer!
Da war es ihm so ganz behaglich und geheuer.
Jetzt auf dem Krankenbett liegt er, die Haare weiß,
Die Glieder kalt und schlaff, ein längstvergeßner Greis.

Seltsam! sonst ist's Gesetz, daß alte Zeit verstumpfe;
Er muß die neue seh'n verlieren sich im Sumpfe.
Vergebens sucht er oft im feigen Zeitungsblatt
Nach jenem großen Volk, wie er's gesehen hat.

Doch horch! die Schwüle war nur Ahnung von Gewittern.
Es grollt wie Volkeskraft. Ihn faßt ein Freudezittern.
Sein Auge blitzt, er horcht. „Ja, das ist Volksgedrauf!
Ich kenn's." Und rasch gefaßt spricht er: „Tragt mich hinaus!"

Da sieht er um sich her ein achselzuckend Sorgen:
„Ein kranker Greis ist hier am besten wohl geborgen." —
„Laßt (spricht er) athmen mich! Das Zimmer ist mir Gruft.
Der Pulverdampf allein ist meine Lebensluft."

„Da draußen scheinet heut der alten Freiheit Sonne.
In ihr genes' ich noch zu frischer Jugendwonne.
Tragt mich hinaus, ich will's!" Gehorsam zwingt der Ton,
Ein Nachhall aus dem Sturm der Weltrevolution.

Sie tragen ihn hinaus, wo finstre Gruppen murren,
Sie tragen weiter ihn, wo schon die Kugeln surren.
„Legt nieder!" Strengen Blick's sieht er den Kämpfern zu,
Tief in der Brust Orkan, doch auf der Stirne Ruh'.

Er sah so starr und stumm, so riesig anzuschauen;
Es wandelt durch die Reih'n der Kämpfer leises Grauen.
Das ist kein alter Mann, das ist der Vorzeit Geist,
Der, stummen Mahnens, euch in's Kampfgetümmel reißt.

Spricht nicht sein Blick: „Ich geh' und künd' es euren Ahnen,
Ob ihr zu treten wißt die alten Ruhmesbahnen."?
Sie fechten heiß. Er jauchzt; doch stille bleibt sein Mund.
Die Tricolore siegt, der Greis fühlt sich gesund.

Zeitungsklassenlogik.

Nebst angehängter Alternative.

Seit, als ein Kind, begriffen ich,
Daß zwei mal zwei macht vierre,
Hielt ich für unerschütterlich,
Was die Vernunft nennt ihre.

Und lange kam ich aus damit,
Wie mit der besten Waffe,
Bis es mit Frechheit mir bestritt
Ein jeder Zeitungsklasse.

Sie muthen Ungeheuerstes
Mir zu, hochfahrend, spöttlich.
Ein Nichts soll sein mein Theuerstes,
Und was mir nichts ist — göttlich.

Was ich mit Augen sehe krumm,
Das soll ich nennen grade,
Denn wer es krumm nennt, der ist dumm,
Schlecht, gottlos ohne Gnade. —

Im Zickzack lenkt ein alter Fuchs
Den durchgebannten Wagen,
Denn ringsum lauert, wie ein Luchs,
Der Hass, ihn zu erschlagen.

Der Fuchs soll gut und ehrlich sein,
Nur er (wer mag das fassen?)
Schlecht aber Alle, groß und klein,
Millionen, die ihn hassen. —

Wo Einer zu befehlen hat,
Und nicht zu mucksen Alle:
„Seht da der wahren Freiheit Statt!"
Wird ausposaunt mit Schalle. —

Wo man darf lesen oder nicht
Und schreiben nach Gefallen:
„O armes Knechtsvolk, sonder Licht,
In Journalistenkrallen!" —

Wer Freiheit nicht dem Worte läßt,
Und nicht der offnen Rüge,
Der traut der eignen Wahrheit fest,
Und fürchtet — was? — die Lüge! —

Wer tief im Staub den Speichel leckt,
Heißt frei und geistesmächtig;
Doch wer mit kühnen Liedern weckt
Das Volk — heißt niederträchtig.

O Luther, Lessing, Schiller, Kant,
O Fichte, Hegel — alle
Ihr Ehren unserm Vaterland,
Erhöh't in ew'ger Halle!

Gilt, weil ihr gottlos und verkehrt,
Dem Junker aufzuwarten,
Der über Alles liebt sein Pferd,
Den König und die Karten!

Denn hört's! was irgend ragt empor
An Geist, das ist verdorben.
Nur was sich tief im Pack verlor,
Hat rechten Sinn erworben.

Vernunft und Urtheil, Sinn und Schluß
Such' ich umsonst hier, wehe!
Daß ich beinah verzweifeln muß,
Ob ich noch Deutsch verstehe.

Hat Gott denn Alles umgekehrt
Seit meinem Lernengehen?
Sind zwei mal zwei jetzt fünfe werth,
Und blieb die Welt doch stehen?

Den Unsinn thürmt ihr himmelauf,
Salbaderude Giganten!
O Zeus, o Lichtgeist, schleudre drauf!
Eh' sie dich gar verbannten.

Schon muß ich rufen, schier erdrückt
Von all dem Qualm und Dufte:
Helft mir und sprecht! bin ich verrückt?
Was? Oder seid ihr Schufte?

Stylphysiognomik.

Wer nie laut grade Hiebe,
Weß Wort' und Sätze schleichen
Wie schürend schlaue Diebe,
Und immer seitab streichen,

Wer niemals wagt zu sagen:
„So ist es" und: „das soll sein",
Wer ausweicht schlichten Fragen,
Stets will der Vorsicht voll sein,

Wer spricht: „gewisse Leute",
Und: „dürfte, möchte, könnte",
Statt daß er sich nicht scheute,
Und uns Gewißheit gönnte,

Wer nie den Punkt will nennen,
Stets eingehüllt in Duft ist —
Glaubt mir, daß der zu kennen
Als Schwachkopf oder Schuft ist.

Redensart.

O abgedroschne Redensart!
Die ihr Servilen nimmer spart:
Daß wir unpractischen Liberalen
Mit nichts, als Redensarten, prahlen.
Freilich! wenn Alles Redensart,
Was man mit Augen nicht gewahrt,
Was sich nicht greifen läßt mit Händen,
Auch nicht in Tasch' und Magen fenden,
Wenn Alles Redensart euch heißt,
Was da nur ist und lebt im Geist —
Dann ist (vergeb' er euch den Spott!)
Die größte Redensart — der liebe Gott.

Schiboleth.

„Hochherzig, huldvoll, weise,
Fromm, ritterlich und milde",
So tönet deine Weise,
Aristocratengilde!

Doch das sind falsche Noten.
Der rechte Ton heißt: „Ehrlich".
Den singt die Plebs. Despoten
Ist freilich er gefährlich.

Des Kämpfers Leidwesen.

In zwei Variationen.

1.

O wären sie doch nicht so dumm!
Nicht gar so lächerlich!
Wohl wacker schlügen wir uns 'rum
Und kämpften ritterlich.

Geist kann sich messen wohl mit Geist,
Er weiß, wo er ihn packt,
Geistlosigkeit, die prahlend gleißt,
Ist taub, blind und contract.

Ein jeder weiß, wie er sich faßt,
Steh'n nur Gedanken dort;
Auf baaren Unsinn aber paßt
Nicht ein gesundes Wort.

Darum steh'n wir so wehrlos da,
Der Feind fühlt keinen Schlag,
Er, der uns nie vernahm und sah,
Haut in den blauen Tag.

Er glaubt, daß er uns eins versetzt,
Wenn es recht hohl nur klappt,
Wir stehen fest und unverletzt,
Und lachen, wie er tappt.

Der Blinde merkt's nicht. Doch, nicht stumm,
Schreit er zum Sieger sich.
O wären sie doch nicht so dumm!
Nicht gar so lächerlich!

2.

Stellt mir Einen gegenüber,
Der mir ebenbürtig ist,
Keinen, dem mein Rosenlüber
Schlägt den schwachen Kopf entzwei.

Und ich will ja salutiren
Mit dem Degen bis zum Grund,
Will im Fechten und Parriren
Thun die besten Kräfte kund.

Aber ach! nur Invaliden
Halt ihr drüben aufgebracht,
Traurig angehink'n im Frieden,
Ganz untauglich in der Schlacht.

Spähen die ein Muthesfunken,
Rücken an in Kampfbegier',
Kann ich nur die Achseln zucken,
Wie zu einem schlechten Witz.

Könnt ihr mir nur Einen stellen,
Der, wie ich, so wacker schafft?
Der sich könnte mit gesellen
An Gehalt und Wirksamkeit?

O! den Wettkrieg wollt' ich singen
Als ein rauher Troubadour,
Und gewaltig sollt' es klingen
Ueber jede deutsche Flur.

Doch ihr findet Keinen, Keinen'
Alles matt und jämmerlich.
Ja, man möchte selber weinen,
Weil ihr gar zu kümmerlich.

Was soll unsereins nun sagen?
Fechten hätte keinen Sinn,
Denn wer vor den Kopf geschlagen,
Hat den schlimmsten Hieb schon hin.

Könntet überhaupt ihr denken,
Sprächʼ ich: denkt darüber nach!
Welchʼ Vertrau'n ist dem zu schenken,
Dem es stets an Witz gebrach?

Selbst die schönste eurer Phrasen,
Mühsam, sorgsam aufgekratzt,
Kann ich, leichten Hauchʼs, zerblasen,
Denn die Seifenblase platzt.

Und doch bin ich nur ein Kleiner
Unsres Heers, ein Zähndrich bloß,
Wäre klein, wie eurer einer;
Nur die Sache macht mich groß.

Fangt ihr denn nicht an zu ahnen
In uns eine Gotteskraft?
Kommt! es weht in unsren Fahnen
Eine Luft, die neu erschafft.

Kanonierphantasie.

O wären meine Worte
Doch Bomben und Granaten!
Ich weiß, an welchem Orte
Ich reimte blut'ge Thaten.

Die Zinnen seh' ich ragen,
Auf die ich zielen wollte,
Bis daß der Bau zerschlagen
Im Staube liegen sollte.

Doch ob auch Kugeln schmettern
Den Kram entzwei den Schuften,
Ist's nur ein flüchtig Wettern,
Dann liegen die verpufften. —

Das Wort kommt nicht so schnelle
In's Ziel hereingefahren;
Doch trifft's die rechte Stelle
Oft noch nach hundert Jahren.

So will ich wacker pflanzen
Des Wortes Batterieen,
Drum laß' ich rauhe Stanzen
In hunderten entfliehen.

Jetzt nennt ihr's nur ein Schnattern,
Doch euren Kindeskindern
Wird's, als ein Schussestnattern,
Die feige Ruh' schon mindern.

Jetzt darf ich noch nicht gleißen,
Bin blos ein Belletriste;
Doch einstens werd' ich heißen
Ein Zukunftsartilleriste.

Geſchichtliche Entwicklung.

Ihr ſagt uns: „Jugend mit zu heißem Blute,
Auf ſchwärmeriſchen Freiheitstraum verzichte!
Geſchichtlich nur entwickelt ſich das Gute.“ —
Wohl! doch wo nichts geſchieht, heißt das Geſchichte?

In unſrem Wörterbuche heißt ſie: Thaten,
Das Werdende, und nicht das Alterſtarrte.
Weh! mit dem Wort habt ihr euch ſchlecht berathen,
Ob auch ſein Doppelſinn ſchon Viele narrte.

Geſchichte! ja, du Element des Lebens!
O ſtürzten Völker, müh'voll und beladen,
In deinen Strom ſich doch, beherzten Strebens,
Um ſich in ihm geſund und jung zu baden!

Ihr aber, bebt vor ihren Weltgerichten!
Beruft euch nicht auf ſie, die ihr wollt hemmen!
Geſchichte heißt: den morſchen Bau zernichten,
Heißt: einer Dammſyſtem zu Schanden ſchwemmen.

Geſchichte heißt das Stürmen der Baſtillen
Und der Debatte Stürmen im Convente.
O kindiſch Kartenhaus der Camarillen!
Weht einſt ihr Hauch — wer iſt, der dich noch kennte?

Vulcanismus.

Die ihr von friedlicher Entwicklung träumet,
Stillem Gedeih'n und leisem Ausgestalten —
Seid ihr denn taub? Es bäumet sich und schäumet,
Dumpf kracht's im Weltgrund noch von Kriegsgewalten.

Das hört ihr nicht? Und wir, wir sollen hören
En'r schmächtig Liedlein durch des Sturmes Schnauben?
Und, da sich alle Kräfte wild empören,
An euer Frühlingswachsthumsmährlein glauben?

Wir seh'n kein Keimen, nur ein riesig Gähren.
Ist's Chaos, sei auch unser Thun chaotisch!
Abwarten? Nein, wir können nicht gewähren.
Des Augenblick's Gewaltthat herrscht despotisch.

Helft euch! sonst wird das Meer euch überschwemmen.
Salzbitter, schaurig wüst, ein Grab der Freiheit,
Gestalt anringend, müßt ihr wild euch stemmen
Gegen der Knechtschaft graufe Einerleiheit.

Mit Gluten werden Fluten nur gebändigt,
Wer sich fühlt Gottesflamme, sprüh' und tobe!
Nicht fragt, ob sich's formirt auch und beständigt,
Daß bald ein fertig Werk den Meister lobe.

Hier gilt's ja nur der Flamme Lebensrettung.
An wälzt die Tyrannei die finstren Wogen.
Verlischt das Feuer tief in ihrer Bettung,
Dann ist die Welt um Lenz und Herbst betrogen.

Hoch in den Himmel schleudert Mondesmassen!
Schreckt aus der Flut bäumt Felsenungethüme!
Nicht zirkelt ab dem Monde seine Gassen,
Nicht sorgt und sinnt, wie sich der Fels beblüme!

Und schafft ihr euch nur tief'ge Mißgeburten,
Die, auseinanderfolgend, sich verzehren —
Mißbilder alle, die licht- und glutnaturten,
Sind Sieg und Damm ob todten Meer's Verheeren.

Liegt fest im Zwangsbett erst die Flut, die wilde,
Dann mag die Glut sich auf sich selbst besinnen.
Daß Kraft zu Kämpfen blind, sie schaff und bilde,
Und Frieh' und Frühling mögen froh beginnen!

Dann mag der Geist beim Waldgesäusel träumen,
Weich Duft einathmend, Kampf und Zorn verschollen. —
Titanen wir in Urzeithöhlenräumen,
Uns hat es nicht so sinnlich werden wollen.

Ergebung.

Und wollten sie mein Aug' auch blenden,
Verfinstert drum die Sonne sich?
Und wenn sie mich zum Kerker senden —
Die Freiheit siegt, auch ohne mich.

Und wenn sie mir die Hand auch binden,
Weil sie die Feder schwang als Schwert —
Es wird sich Hand und Feder finden,
So lang ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob sich auch in Finsternissen
Mein Wort, der Gotteshauch, verlor —
Den einen Ton wird man nicht missen
Im tausendstimmigen Donnerchor.

Nicht wird sofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erschlugt eine Nachtigall.

Letztes Bedenken.

Wild wohl könnt' ich Wunden schlagen,
Dürfte sprechen nicht von Muth,
Denn das ist ein kleines Wagen,
Was man ohne Sorgen thut.

Auf des Lebens Wanderwegen
Ward ich abgehärtet lang,
Wenig ist an mir gelegen,
Und um mich ist mir nicht bang.

Ob ich sei in fremden Landen —
Kaum die Heimath kenn' ich noch —
Ob in Freiheit, ob in Banden,
Bleib' ich stets derselbe doch.

Auch die Mutter wird sich fassen,
Hat ja noch der Kinder drei.
Müßt' ich sie in Thränen lassen:
Schwester, Brüder, steht ihr bei!

Aber Du, Getreue, Reine,
Der ich Alles, Alles bin!
Müßt' ich lassen dich alleine,
Wär' des Lebens Krone hin.

Ach! du würdeſt mich umklammern,
Deine Thränen würden mich
In der tiefſten Seele jammern,
Und wie ſollt' ich laſſen dich?

Still! es muß ja doch gewagt ſein,
Und dir iſt es auch bewußt.
Jedes Wort, es muß geſagt ſein,
Das mir Gott legt in die Bruſt.

Ihm von meines Volk's Geſchicken
Legen muß ich Rechenſchaft.
Keiner darf in ſich erſticken
Eine Weltbefreiungskraft.

Sollt' ihn auch die Macht zertrümmern,
Der er warf den Handſchuh hin —
Thun doch mußt' er's. — Laß das Kümmern!
Sieh mich an mit frohem Sinn!

Naht uns, was nicht abzuwenden,
Wird der Geiſt auch ſeine Kraft
Dir und ſeinem Streiter ſenden,
Der in ſeinem Namen ſchafft.

Aut, aut.

Und wenn ich wär' ein Zimmermann,
Dann baut' ich eine weite Schranke
Und schrieb' in großen Zügen an
Hoch oben an des Einganges Planke:
Entweder, oder!

Die ihr den großen Kampf der Zeit
Ausfechten wollt, herbei, ihr Ritter!
Sprecht, welcher Sach' ihr euch geweih't,
Sprecht frei durch's offne Helmgegitter:
Entweder, oder!

Für Fürstenmacht, für Volksrecht?
Für Geistlicht, für Pfaffendunkel?
Republikaner, oder Knecht?
Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
Entweder, oder.

Schwarz sei die Rüstung, oder weiß.
Ihr geht zur Linken, ihr zur Rechten.
Todfeinde nur laß' ich zum Kreis,
Die nur um Tod und Leben fechten.
Entweder, oder.

Ihr Herrn von: Zugegeben, Zwar,
Bedingungsweis, Gewissermaßen!
Hier heißt es: ganz mit Haut und Haar.
Verlegt uns nicht des Kampfes Straßen!
Entweder, oder.

Bleibt draußen, weil ihr uns nur stört,
Ihr Halb- und Viertelmeinungsaffen!
Wenn's euch ergötzt, seht zu und hört!
Zum Publicum seid ihr geschaffen.
Entweder, oder.

Und wenn der Letzte todt sich rollt,
Von drüben oder hier, im Sande,
Dann wißt ihr, wem ihr folgen sollt.
Wir schlichten's für die ganze Bande:
Entweder, oder. —

Doch weil ich bin kein Zimmermann,
Kann ich auch keine Schranke bauen,
Drum laß' ich's geh'n, wie's gehen kann,
Zuletzt muß man es doch wohl schauen:
Entweder, oder.

Fernsicht.

Aber hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung, und komme dieser Tag schnell über euch;

Denn wie ein Fallstrick wird er kommen über alle, die auf Erden wohnen.

Im Nebelmeer
Sitz' ich allein auf öder Bergeskuppe.
Nur Truggebilde ballen rings umher
Sich, Gruppe' an Gruppe.

Nichts ist zu schau'n,
Und wenn einmal das graue Meer sich spaltet,
Seh' ich in einen Abgrund voller Grau'n,
Drin Nacht nur waltet.

Trompetenton!
Doch nein! 's ist nur Getön der Sonnenpfeile;
Des Nebels grau Gespensterheer entfloh'n
Mit Rieseneile.

Rings liegt die Welt
Vor den entsetzten Blicken ausgebreitet,
Und in's Unendliche, ins Nu erhellt,
Im Nu sich weitet.

Welch ein Gewirr!
Da ragen qualmend auf thurmhohe Schlotte,
Naturkraft, Riesenmühlpferd jetzt, wie hier,
Dir selbst zum Spotte!

Wohl schnaubst du wild,
Betretend weitgestreckte Eisenschienen;
Mußt doch, mit Tausenden hin durch's Gefild
Zu rauschen, dienen.

Das ist ein Sturm
Hin zu der Prunk- und Riesenstädte Knoten,
Vorbei, vorbei an Wald und Dorf und Thurm,
Am Haus der Todten!

Auf ragen stolz
In jenen Riesenstädten Prachtpaläste,
Sind Wachsfiguren, Puppenspiel von Holz
Dort bei dem Feste?

Bunt ausstaffirt,
Ihr Leben ist ein Biegen nur im Rücken,
Und für den Goldnen, der den Draht regiert,
Ein Lugentücken.

Dort rennt's und tollt
Und drängt in wilder Hast in öde Hallen;
Von Silberlingen und gemünztem Gold
Tost dort ein Schallen.

Das tost so laut,
Hat Alles, was sich Klang noch nennt, verschlungen.
Verschollen ist, was Seher je geschaut,
Gesagt, gesungen.

Doch was erspäht
Mein Aug' in Dorfeshütten, Winkelgassen?
Was winselt dort (ist's Fluchen, ist's Gebet?)
Gedrängt in Massen?

Es kau'rt und bockt,
Wie Kehricht, den man in die Ecke schüttet,
Erdfahl, in Räumen, wo die Luft selbst stockt,
Zerlumpt, zerrättet.

Weh' dem Geschlecht
Der Zwerglein, die sich brüsten und die thronen!
Im Finstern wimmelt's, ohne Brot und Recht,
Von Millionen!

Messias komm'! —
Doch welch ein Mann ragt dort aus dem Gedränge?
Er predigt. Ward die Welt noch einmal fromm?
Hin strömt die Menge.

Wild ist sein Wort,
Sein Ansch'n rauh, nicht nach der Mode Schnitte.
„Ihr Armen (donnert er) laßt Jene dort!
Weg mit der Bitte!"

„Tief in den Staub
Seid von den Uebermüth'gen ihr getreten.
Kleinmüthig, gottlos, habt ihr nur den Raub
Zurückerbeten."

„Was war die Frucht?
Daß sie des Mundes Wort selbst euch umgarnten,
Und den Propheten, die, mit Rachewucht
Drohend, sie warnten."

„Euch offenbart
Hat der Prophet von Nazareth mit Schalle,
Daß ihr mit Gottes Geist von gleicher Art,
Ja Götter alle."

„Sind Götter das,
Die selbst vor Götzen dort im Staube kriechen?
Und vor den Schlemmern, in ohnmächt'gem Haß,
Verachtet flechen?"

„O in euch seht!
Laßt ihr euch schmäh'n, schmäht ihr den Herrn der Welten.
Ruft wach in euch der Gottheit Majestät
Und macht sie gelten!"

„Thut Gott sein Recht!
Ihn selbst von Schmach zu retten, müßt ihr handeln,
Daß er nicht fürder darf als feiger Knecht
Auf Erden wandeln."

„In Schmach und Noth
Seid ihr gekreuzigt und begraben worden.
Jetzt brecht, bei'm Auferstehungsmorgenroth,
Aus Grabesborden!"

„In Menschenpracht
Sollt ihr zu Gottes Ruhm auf Erden schreiten.
Hier ist das Schwert, das Jesus selbst gebracht,
Auf, auf zum Streiten!"

Und schnell hervor
Zieht er ein Schwert aus wallenden Gewanden.
Da regen sie sich Alle, die zuvor
Still lauschend standen.

Er zieht voran
Den Berg hinab, sein Schwert blitzt durch die Weiten.
Die roh'ste Waffe gleich packt jeder an,
Ihm nachzuschreiten.

Vom Felde frisch
Mit Sens' und Sichel lump'ge Bauern eilen,
Aus Straß' und Werkstatt her strömt ein Gemisch
Mit Art und Beilen.

Schwarz wächst es an
Und deckt weithin, dumpf summend, das Gefilde.
Da rennen, reiten Boten, Mann für Mann,
Zum Königsbilde.

Das lächelt frech,
Winkt einem bunten Mann, der lächelnd nicket,
Und wie ein Kind Soldatenspiel von Blech
Aus Schachteln schicket:

So schicken sie
Die läppisch bunten Reih'n aus den Kasernen.
Mit Spottgesang entgegen rücken die
Den weit noch Fernen.

Doch als sie schau'n
Ein zahllos Lumpenvolk mit stieren Blicken,
Da schweigt das Spottlied. Leichin wandelt Grau'n,
Die Kniee knicken.

Wie Lavaglut
Fortfließend frißt und tilgt ein Heer von Bäumen,
Wie Häuserzeilen die geschwollne Flut
Wegspält mit Schäumen:

So mäht das Pack
Die graden Glieder hin mit heißen Klingen.
Tief schweigt der Flinten kindisches Geknack,
Die Bettler singen.

Da wird so bleich
Mit eins die Wachsfigur auf goldnem Throne,
Armeen ziehen ringsum aus sogleich,
Doch sonder Hohne.

Doch strömt es schon
Aus Hütt' und Stadt zu riesigem Vereine.
Zerlumptem Vater folgt zerlumpt der Sohn,
Ja Weib und Kleine.

Wie Rohr im Sturm
Zerknicken vor dem Volkssturm schmucke Heere.
Schwarz kriecht's zur Hauptstadt schon, wie Wurm an Wurm.
Drin Angst und Leere.

Geschrei und Dampf!
Dort der Messias ragt aus dichtem Knäuel,
Jetzt stürzt er, rufend: „Muth zum letzten Kampf,
Zum letzten Gräuel!"

Da brüllt und schäumt
Das Tausendgliederthier gleich grimmem Leuen,
Da sind die Gliedermännlein weggeräumt.
Da jauchzt ein Freuen.

Und um und um,
Wohin ich schauen mag, in allen Reichen,
Zieh'n hin die dunklen Schaaren mit Gestumm,
Die bunten weichen.

Wie schwand so schnell
Des Gecken Zierlichkeit, des Bettlers Blöße!
Der Mensch nur tritt einher, die Stirne hell,
In Königsgröße.

Wie tauchten doch
Aus jeglicher Verzerrung edle Züge!
Hoch ragt, wer kaum im Bettelschmutze kroch,
Wer in der Lüge.

Dort sitzt zu Rath
Ein hehrer Kreis von Kühnen, Keuschen, Schlichten,
Die maßvoll und gewaltig jede That,
Ordnen und richten.

Rings durch die Welt
Geläut von allen Glocken, stumm die Spötter.
Nicht Herr und Knecht sind da zum Fest gesellt,
Nur freie Götter.

Bezahlt habt ihr.
Der euch erlöst aus innrer Dunkels Banne:
Gott, wallt, durch euch von Schmach erlöst, nun hier
Im freien Manne.

Ecce homo!

Dort ragt der uralt graue Riesendom,
Und dort das uralt feste Königsschloß.
Still schau'n sie nieder auf der Menschheit Strom,
Wie ein Geschlecht um's andre drin zerfloß.

Jahrhunderte tönt dort Geläut und Sang,
Und dort der Dienstbarkeit gewohnter Eid;
Und wir — sind Eintagsfliegen, scheu und bang
Vor solcher Dau'r und Unverwüstlichkeit.

Wenn unsereins mit frechem Tilgungswort
An solchem Bau zu rütteln sich vermißt,
Ist's nicht, als wenn die Alpenblume dort
Der Alpe kürzen will des Daseins Frist?

Darum mit Ehrfurcht blickt zum Königsschloß,
Darum bekreuzt zerknirscht euch beim Geläut! —
So sprecht ihr Thoren, gleich dem blöden Roß,
Das wild entsetzt vor einem Strohhalm scheut.

Ich, Ehrfurcht vor den Kartenhäuslein dort,
Wie Spreu zerstiebend vor der Zeiten Sturm? —
Ein Standbild richt' ich auf nun, euch zum Tort
Und jenem Kinderspiel mit Hall' und Thurm.

Wo find' ich nur ein würdig Postament?
Dort das Granithorn, grau, wie Ewigkeit?
Doch wenn sich der Granit zerbröckelnd trennt,
Ist's für mein Bild ein Sandkorn kaum der Zeit.

So mag's nur auf sich selber steh'n und ruh'n;
Doch überragt's den Himmel und die Welt.
Ein Menschenbild seht ihr mit Staunen. „Nun?
(So fragt ihr) ist es ein Prophet, ein Held?"

„Wie? oder ist es Gott, der ew'ge gar,
Wie er, als Gottmensch, trat auf diesen Ball?"
Kein Einzelner von diesen Allen zwar,
Und Alle doch zugleich, und mehr, denn all'.

Es ist nicht dieser, jener, oder der,
Es ist der Mensch (ein kurzes, großes Wort),
Der Unverwüstliche. Und nun schaut her!
Die Inschrift schreib' ich ihm zu Füßen dort:

„Geist, der du wie mit Federbällen spielst
Mit Raum und Zeit, und doch in sie gebannt,
Der du von Anbeginn dich selbst erzielst,
Und nur dich selbst gewollt hast und erkannt!"

„Du schaff'st dir deinen Gott in freiem Spiel,
Ehrst ihn, so lang' das Machwerk deiner werth,
Zertrümmerst ihn, sobald er dir mißfiel
Und dir kein Selbstgenügen mehr gewährt."

„Und lächelnd siehst du seinem Sturze zu.
Nach deinem Bild bald ragt ein bessrer doch.
Wie manchen Gott schon überlebtest du,
Wie manchen wirst du überleben noch!"

„So frei bist du, daß du selbst Knecht sein kannst,
Ein Weilchen duldend roher Herren Zwang,
Bis du, zurückgezogen, groß dich sannst,
Und schnell die selbstgeschlagne Kette sprang."

„Du baust kühn die Reiche dieser Welt
Und sprichst zu ihnen: Fallt! wenn hin ihr Glanz.
Ob auch der Weltgeschichte Flut zerschellt
An deinem Fuß, du, Fels, bleibst fest und ganz."

„Du Mensch! es kostet dich ein Schütteln nur
Des Götterhaupt's: zerstäubt vor deinem Groll
Schwand des Palast's, des Domes letzte Spur.
Du blickst: und eine neue Welt entquoll."

Das lest! Und stürzen Banken, stöhnt nicht feig,
Als ob ihr gleich in's Bodenlose sänkt!
Himmel und Erde sind ein weicher Teig,
Den formt der Mensch, der Meister, wie er's denkt.

Frühlingskampf.

Winter ſieht mit finſtrem Grollen,
Wie die Welt ſo frei, ſo ſchön,
Und er naht mit Sturmestrollen,
Sauſend wildem Kampfgetön.

Und er ſchüttelt und er brauſet
Durch des Waldes heil'ge Nacht,
Und mit roher Fauſt zerzauſet
Er die grüne Lockenpracht.

Ob der Wald auch kämpfend ſchnaubet,
Mit den Aeſten ſchlagend drein,
Steht er düſter bald, beraubet
Von dem glorreich grünen Schein.

Statt der lieblich wallenden Locken,
Drin das Auge Freiheit ſah,
Steht er nun in Puderflocken,
Ein gezähmter Höfling, da.

Schwache Vöglein ſinken nieder,
Harmlos flatternd in der Luft.
Winter fürchtet Freiheitslieder,
Schleudert ſie zur ſtummen Gruft.

Aber ſtärkre Freiheitsklänge
Singt der Strom mit lautem Schall,
Thaten ſind es und Geſänge,
Freiheit weckend überall.

Drum muß ihn der Winter zwingen,
Legt ihm ſtarre Feſſeln an.
Brauſend in gewalt'gem Ringen
Singt der Strom, ſo lang' er kann,

Und der Winter bau't und baut
Einen Kerker, feſt und kalt,
Bis das Lied, vor dem ihm grauet,
Unter'm Eiſe tief verhallt.

Wähnt: es hat die Welt vergeſſen
Jenen mächt'gen Freiheitſang.
Winter, ha! du hoffſt vermeſſen —
Tief noch brauſt der alte Klang.

Winter breitet voll Behagen
Weit ſein Leichentuches Glanz,
Denn er wähnet: todgeſchlagen
Sei die freie Erde ganz.

Doch im Zorne blickt der Himmel,
Ruft ſeiner Streiter Schaar,
Und ſie kommen im Getümmel
Und ihr Rüſtzeug leuchtet klar.

Iſt die Erde lahm an Kräften
Und zum Kampfe krank und matt,
O! dann kämpft mit feur'gen Schäften
Himmel ſelbſt an ihrer Statt.

Von dem lichten Sperr getroffen
Bebt der Ströme Kerkerthor,
Bebt und kracht — jetzt steht es offen,
Und der Strom stürzt wild hervor.

Und in zügelloser Richtung
Braust er über Thal und Flur,
Blindlings wüthend in Vernichtung
Sei die alte Freiheit nur.

Doch er findet bald sich wieder,
Steigt, geheilt vom wilden Wahn,
Still in's alte Flußbett nieder,
Waidolt seine Segensbahn.

Und bei seiner Wellen Tönen,
Und bei seines Hauches Weh'n,
Muß die Welt sich neu verschönen,
Neu zur Freiheit auferseh'n.

Wieder darf der Wald nun zeigen
Seine grüne Lockenpracht,
Und es rauschet in den Zweigen
Lobgesang durch heil'ge Nacht.

Lüfte dürfen wieder kosen,
Blumen dürfen wieder blüh'n,
Wieder dürfen zarte Rosen
In des Lichtes Kuß erglüh'n.

Keiner nimmt dem Bach sein Klingen
Und den Blüthen ihren Duft,
Lerchen aus der Gruft sich schwingen:
Freiheit! schmettert's durch die Luft.

Freiheitsbanner wallen ſchaukelnd,
Blüthenzweig', in Lüften frei,
Und Herolde, bunt und gaukelnd,
Künden rings der Freiheit Mai.

Doch der Winter iſt betrogen,
Hoch in wilde Einſamkeit
Auf ſein Alpenſchloß gezogen,
Grollt, und ſinnt auf neuen Streit.

Doch getroſt! ob in Verknechtung
Auch die weite Erde ſtöhnt:
Himmel nimmt des Streit's Verfechtung,
Und der Freiheit Schlachtruf tönt.

Dionysos.

Seeräuber lauerten auf Beut' am Strande,
Sie sah'n dich, Dionys, dich, Weltgeist, schreiten.
Sie stürzten vor und legten dich in Bande.
Still lächelnd litt'st du's, ohne Widerstreiten.

Dein Tritt war königlich, wie sie dich führten.
Wohl sah's das rohe Volk, das fast sich schente;
Doch statt daß sie der Ehrfurcht Schauer spürten,
Berechneten sie nur den Preis der Beute.

„Der ist ein Königssohn. Will er sich lösen,
Macht er zuvor uns alle reich und mächtig."
Du standest auf dem Schiffe mit den Bösen,
Beim Unkraut eine Lilie, mild und prächtig.

Sie stießen ab, die dich gesichert wähnten.
Da fiel das Band, drin deine Hand gefangen.
Du lächeltest — da sproßten auf und dehnten
Sich grüne Reben rings um Mast und Stangen.

Wie sie, erschreckt, die Ruder sinken ließen,
Hinstarrend, zweifelnd, ob es sei, ob scheine,
Begann's von allen Reben rings zu fließen,
Das Schiff ward überströmt von duft'gem Weine.

Wie sprangen sie, sich vor dem Strom zu retten!
Ja, ja! der Freiheit Wein kann euch nicht laben,
Die ihr euch hinschleppt in der Habsucht Ketten.
Warum erst bandet ihr den furchtbar'n Knaben?

Wie sie, vom Duft betäubt, schon taumelnd schwanken,
Seh'n sie beim Jüngling steh'n ein neues Schrecken:
Ein Leu zeigt, mähneschüttelnd, seine Pranken,
Sein Rachen klafft, da er sich fühlt im Nacken.

Der Zornmuth ist's, des Weltgeist's Kampfgenosse,
Den schickt er aus, die Thoren zu zerreißen,
Die da nicht wollen, daß die Freiheit sprosse,
Die Räuber, die mit Frevelsolde gleißen.

Als sie den schau'n, faßt sie ein jach Entsetzen.
Der Wein, der Leu, der Jüngling — wie entkommen?
Sie springen aus dem Schiff in wilden Sätzen,
Und — kommen als Delphine nachgeschwommen.

Nicht mehr beherrscht ihr nun des Weltmeer's Wogen,
Fort lenkt der Gott das Schiff, das grünt und blühet.
Stumm kommt der Siegesfahrt ihr nachgezogen
Und schmückt sie, da ihr Wasserstrahlen sprühet.

Doch wer des Gottes Nahen kann ertragen,
Wer, ohne Rausch, den Feuerwein kann trinken,
Der wird mit ihm die Siegesmeerfahrt wagen.
Schon seh'n wir fern die sel'gen Inseln winken.

Vorzeit und Gegenwart.

1.

Heil'ge Nacht, sei tief gefeiert!
Alte Vorzeit, tritt uns nah!
Alles Leben liegt verschleiert
In des Schlafes Knospe da.

Lichte Sterne sicher kreisen,
Jeder ist ein Geisterheld,
Jeden einzeln laßt uns preisen!
Ist doch jeder eine Welt.

Aus dem allgemeinen Dunkel
Tauchen sie mit Macht hervor,
Bis ihr zitterndes Gefunkel
Sich in Thal und Busch verlor.

Drunten ein zerfloss'nes Leben,
Massenhaft, ein einz'ger Traum,
Draus sich rief'ge Gipfel heben,
Sie auch sind zu kennen kaum.

Nur die steinernen Heroen
Sieh'st du in der Dämmrung steh'n,
Wie sie stolzen Hauptes drohen;
Alles Andre muß vergeh'n.

Was da ſprießt und blüh't auf Erden,
Was ſich regt in Thal und Au —
Jetzt iſt's nur ein ſtummes Werden,
Ein geſtaltlos Ahnungsgrau.

Der beherzte Streit der Töne
Wagt zu wecken nicht das All,
Nur in klagend tiefer Schöne
Lockt das Lied der Nachtigall.

Ihr Geſang iſt nur ein Schmachten,
Nur ein Sehnen nach dem Licht.
Sie beſingt des Tages Prachten,
Doch ſie weiß es ſelber nicht.

Heil'ge Nacht, ſei tief gefeiert!
Alte Vorzeit, tritt uns nah!
Alles Leben liegt verſchleiert,
Doch das Leben iſt nicht da.

Mutter, die du ſchwanger gehſt
Mit den Keimen kühner That,
Ach! du ſtirbſt, wie du auch flehſt,
Wenn des Kreiſens Stunde nah't.

2.

Der Morgen iſt gekommen,
Und der Gebilde Schaar,
Vom friſchen Licht umglommen,
Ward freudig offenbar.

Die wir so ganz durchschauen,
Heil, heil dir, Gegenwart!
Der muß sich selbst vertrauen,
Der dich herangeharrt.

Kein allgemeines Träumen,
Drin wir, leis wachsend, ruh'n —
Hier gilt es, nicht zu säumen,
Wir sind nur, was wir thun.

Die Sterne sind zerronnen,
Die Sonne brach herein,
Die Freiheit hat begonnen,
Ringsum ein lichter Schein.

Was sollen uns die Welten?
Wir haben eine Welt.
Wer will noch etwas gelten,
Wo Alles gotterhellt?

Und ist doch jede Blüthe
Geworden nun ein Stern.
Was fragt der Lichtdurchglühte,
Ob man ihn sieht von fern?

Die starren, trotz'gen Berge
Wie träge Riesen ruh'n;
Doch das Geschlecht der Zwerge
Will nun hervor sich thun.

Viel tausend Kräfte ringen,
Voll Jugend allzumal,
Und Alles muß gelingen
Im Freiheitssonnenstrahl.

Hin ſtarb die ſüße Klage
Einſamer Nachtigall;
Doch tönt dem neuen Tage
Ein Jubelſtimmenſchwall.

Wer fragt noch, wer da ſinget,
Wo Alles ſingt und klingt?
Wer iſt, der uns bezwinget,
Da jeder ſich bezwingt?

Das iſt ein luſtig Leben!
Luſt an bewußter Pflicht,
Ein Durcheinanderweben;
Doch eine That im Licht.

Wo Alle ſich geſtalten,
Geſtaltet ſich die Welt.
Du, Gegenwart, ſollſt walten,
Du, durch und durch erhellt!

Epilog.

Und nun ruf' ich in die Zähne
Euch dort, Männer ohne Mann!
Sagt dem Volke, daß ich wähne,
Wie ein Narr nur wähnen kann!

Sagt, daß ich Begeistrung lüge,
Daß ich bös und tückisch sei,
Daß ich voll von Selbstgenüge,
Daß mein Zürnen Teufelei!

Sagt, daß nicht ein heil'ger Wille
Meine Poesie durchloh't,
Daß ich ein Gelüst nur stille,
Lärm zu machen, ohne Noth!

Daß ich schwing' den Fliegenwedel,
Weil mich Schatten machten scheu,
Daß mein Geist nicht stark und edel,
Und mein Herz nicht fromm und treu!

Donnert's in das Ohr den Tauben,
Daß ich sei ein schlechter Wicht!
Sterben will ich, wenn sie's glauben;
Aber nein! sie glauben's nicht.

Anmerkung zu dem Gedicht:

Ecce homo!

*) Ich muß von diesem Gedichte die lächerliche Mißdeutung abwehren, als sei darin gemeint, der empirische Mensch, wie er geht und steht, das zufällige Individuum habe die Macht, den wahren Gott (wissenschaftlich: das Absolute) nach Belieben zu schaffen, zu vernichten oder umzumodeln. Wohl aber hat das in der allgemeinen Vernunft der Menschheit thätige Absolute selbst unbedingte Macht über seine relativen Offenbarungen, die es vermöge, sobald sie ungenügend geworden sind und zu tieferen Offenbarungen fortschreitet. Relativ, mithin vergänglich, sind aber alle diese Offenbarungen, denn absolut ist eben nur das Absolute selbst in seiner Reinheit, einzelne Staatsformen, einzelne Religionen u. s. w. sind aber stets nur endliche Gestaltungen, mithin dem Untergang unterworfen. Obgleich es eigentlich überflüssig wäre, erkläre ich doch ausdrücklich, um mich gegen böswillige Auslegung zu wahren, daß das Wort: Mensch in obigem Gedicht nichts anders, als das Absolute in der Menschheit oder Gott, wie es sich als Menschheit zur Erscheinung bringt, personificirt. Dieser Mensch schafft und vernichtet allerdings alle jenen relativen Offenbarungen, und wer dies ausspricht, sagt nicht eine willkührliche Gotteslästerung, sondern berichtet nur ganz einfach ein unbestreitbares Factum, denn was ist die Weltgeschichte anders, als ein Wechsel von Staatsformen, Religionen u. s. w.? Der unbefangene Leser, der hier nur Gedichte sucht, vergeihe diese philosophische Abschweifung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von Eduard Hannel in Berlin.

Friedrich von Sallet's

sämmtliche Schriften.

Dritter Band.

Contraste und Paradoxen.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.

Contraste und Paradoxen.

Eine Novelle

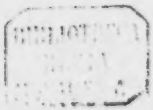
von

Friedrich von Sallet.

The difficulty lies in colouring
(Keeping the due proportions still in sight)
With Nature manners, which are artificial,
And rend'ring general that, which is especial.

Pyron.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.



Ueber Sallets: „Contraste und Paradoxen."

Das Jahr 1838, womit Sallet seinen Aufenthalt am Rhein beschloß, bezeichnet für sein Leben, wie für sein schriftstellerisches Wirken, den Hauptwendepunkt. Für jenes, weil er, der Fesseln des Soldatenstandes müde, den Abschied nahm und nach Schlesien in den Kreis seiner Angehörigen zurückkehrte, für dieses, weil er eben dadurch die längst ersehnte Freiheit gewann, rücksichtslos und ausschließlich seinem eigentlichen Berufe zu leben, und weil er von nun an seine dichterischen Träume mit einer festen Anschauung der wirklichen Welt vertauschte. Er hatte die schärfsten Ecken des Lebens in seinem leicht erregbaren, von den Bildern einer idealen Welt harmonisch gestimmten Gemüth schmerzlich empfinden müssen, und der Weg aus der Idylle des Ahnens, des Träumens und

des kindlichen Schauens hinaus in die nüchterne Welt der That und der Selbstverleugnung war nicht so rasch gefunden. In diesem Zustande des Suchens nach einem Pfade, der nicht durch lachende Rosenauen, sondern mühsam aufwärts über Trümmer und Felsstücke zum Ziele führt, mußten die Erscheinungen des vergangenen und die des gegenwärtigen Lebens als scharfe Contraste einander gegenübertreten: die Vermittlung beider aber in einer höheren Auffassung wollte sich noch nicht finden. Wenn nun der Dichter, indem er nach einer Einigung der Gegensätze strebte, diese mit einander verglich, gegen einander abwog und, im Unmuth des Nichtvermögens, doch nicht den Versuch als unausführbar aufgeben wollte, mußte er naturgemäß zu einer erzwungenen Einigung kommen, zu einer Auffassung, welche den Zwiespalt im Leben unversöhnt läßt, aber im Bewußtsein, daß er nothwendig aufgehoben werden müsse, sich bald darüber erhebt und eine ideale Weltansicht verkündet, bald wieder in die Kluft zurücksinkt und jener gewonnenen Höhe als eines eingebildeten Traumes spottet. Wie nun die Contraste des Lebens diese paradoxe Auffassung desselben in unserem Dichter hervorgebracht haben, das zeigt er uns in der gegenwärtigen Novelle, die er eben deshalb treffend: „Contraste und Paradoxen" überschrieben hat. Es liegt in der Natur des darzustellenden Gegenstandes, daß in dem Werk eine scheinbare Form- und Zusammenhangslosigkeit herrscht, und der Dichter

selbst nennt scherzhaft in einer ausgestrichenen Stelle sein Buch „eine Amphibie zwischen Novelle und Mährchen, voll Geschwätz und ohne Ereigniß, das er, ohne Plan und Grundidee, nur so drauf losgeschrieben, wie Einer spazieren geht, ohne viel zu wissen und zu fragen, wohin er kommen wird.“ Auf diese Weise spiegelt die Dichtung schon in ihrer äußeren Erscheinung das Ungeordnete, das Chaotische der Zustände wieder, aus denen sich der Dichter nun für immer loszuringen im Begriff war; denn die Novelle steht als bedeutsamer Marksstein zwischen der früheren, rein dichterischen, und der späteren, mehr und mehr religiös-politischen Wirksamkeit unseres Schriftstellers da. Es wird uns klar daraus, warum er, für die Poesie, wie scheint, geboren, sie dennoch aufgibt und eine Richtung einschlägt, die eigentlich nur noch die Form der Poesie festhält und das Wesen derselben gegen den festen Begriff des Lebens vertauscht. Deshalb ist auch die Novelle ein Gemisch von practisch-philosophischen und ästhetischen Entwicklungen, von satirischen Angriffen und theils erhabenen, theils sentimentalen, tief ergreifenden poetischen Bildern; doch läuft durch diese Mannigfaltigkeit als verknüpfender Faden ein herber, schmerzlicher Zug, und dieser Zug gibt zuletzt der ganzen Darstellung das Gepräge einer erschütternden Resignation. Auf den letzten Seiten wird es klar ausgesprochen: der Dichter mußte etwas Großes verloren geben, die Hoffnung nämlich, im höchsten Sinne der Schöpfer

einer, die Grundtiefen des welthistorischen Lebens erfassenden, Dichtung zu werden. Doch kehren wir zurück zum Beginn unserer Entwicklung.

Die Contraste entfaltet der Dichter an fünf Hauptcharacteren, an Habichs, seiner Frau, Nicodemus, Junius und Malwina; der Vertreter der Paraderen insgesammt ist der Onkel Holofernes. Jene drei ersten geben zusammen ein zwar stark aufgetragenes, aber treffendes, Bild von dem wesentlichen Character des Gesellschaftsstandes, wie er vor 1830, und nachdem sich die letzten Schwankungen der Julirevolution wieder verlaufen hatten, auch nach 1830, in unserem Vaterlande geltend geworden war. Kein politischer Athemzug bewegte die dicke Atmosphäre, die sich über Deutschland ausbreitete, und während dieser dumpfen Lethargie und Theilnahmlosigkeit an den öffentlichen Dingen war es dem niedern Sinn, der immer am üppigsten wuchert, wenn die weltgeschichtliche Macht eines Volkes auf Null reducirt ist, in vollem Maße vergönnt, das gesellschaftliche Leben zu entmarken, ja zu vergiften. Es verhält sich mit der politischen Luft wie mit der physischen: Stürme sind beiden nöthig, um sie frisch und gesund zu erhalten. Jenen Zeiten fehlte eben das, dessen sich unsere Gegenwart zu erfreuen hat, nämlich Bewegung, Gelegenheit zu Kraftäußerung und Gesinnungstüchtigkeit, ein freies geistiges Leben. Man hatte ganz vergessen, daß der Mensch hier auf Erden noch etwas Anderes zu thun habe, als zu essen zu trinken,

spaziren zu gehen und zu schlafen. Daheim unter Folianten vergraben einer verschollenen Lesart auf die Spur zu kommen, in der Woche dem Gelderwerb mit Hast und List nachzujagen, des Sonntags im Festkleid die Predigt eines geistertahmten, aber um so heftiger gellenden Kirchelfürsten anzuhören, und unterdessen schweigend über sich ergehen zu lassen, was der Rath schlauer Politiker für gut befand — ja, das waren die Thaten jener Zeit; unter solchen Anregungen ist das gegenwärtige Geschlecht aufgewachsen. Wo Menschen von tieferem Drange sich im Leben Bahn brechen wollten, da mußten sie, verhöhnt und verrathen, ihre Kraft in der eigenen Brust verschlossen halten, als Fremdlinge aus ihrem Vaterlande scheiden und ihre Heimath bei den Feinden desselben aufschlagen. Bei uns aber wurde es von Tag zu Tag stiller und — unheimlicher. Aus einer solchen Lebenssphäre sind die Charactere unserer Novelle gewählt. Obwohl der Dichter, damals noch ganz unter jener Zeit duldend, seine Gestalten mitten aus dem Leben griff, so hat er sie, in der fast mährchenhaften Darstellung, doch so in die Ferne gerückt, als ob er die frohe Hoffnung selbst gehegt und in seinen Lesern habe erwecken wollen: daß wir allesammt an der Schwelle einer jugendlichen, bedeutungsreichen Zukunft ständen. Hat ihn seine Hoffnung getäuscht?

Herrn Hadichs, den Vater, läßt der Dichter als das gerade, und dabei vollkommen aufrichtige, Be-

gentheil jedes höheren Sinnes erscheinen. Sein Streben ist Gelderwerb; von diesem Standpunkt aus betrachtet er das Leben und was in demselben von Menschen geschieht und geschehen soll. Nur das Nützliche muß gefördert werden; nur diesem muß der Mensch seine Thätigkeit weihen; was darüber hinausgeht, ist Thorheit, Schwärmerei. Was ist aber im Sinne Habichs das Nützliche? Eben nichts Anderes, als was dem Menschen das Dasein fristen, oder wenn er sich weiter versteigt, dasselbe bequem machen kann. Darauf richtet sich nun auch die Erziehungsmethode des Vaters in Betreff seines Sohnes. Da Alles darauf ankommt, den jungen Geist für ein nützliches Geschäft abzurichten, und dieses nur mit gesetzter Aufmerksamkeit und später Rücksicht auf die geltend gewordenen Formen desselben erlernt werden kann, so muß jeder unnütze Schößling des Geistes abgeschnitten, jede freie, nach dem Höheren strebende Regung der Seele, als ein Zug der Narrheit, mit Stumpf und Stiel ausgetilgt werden, damit ja nichts Anderes übrig bleibe, als der thierische Instinkt der Selbsterhaltung, freilich insoweit cultivirt, daß die Menschen unter einander selbst sich ihr kümmerliches Dasein gönnen und es sich allenfalls gegenseitig ertragen helfen. Was soll die Poesie im Leben? Richtet sie nicht im ruhigen Verlauf desselben allerhand Tollheiten an? Macht sie nicht den sonst fleißigen, industriösen Arbeiter zum Träumer? Zieht sie nicht den sonst nüchternen Menschen von der festen

Erdscholle empor in das luftige Reich der Wolken, so daß sein Körper, der doch nicht mit hinauf kann, hier unten verhungern muß? Und wenn er auch wirklich mit Kopf und Hand auf der Erde bleibt, verlockt sie ihn nicht zu Wagnissen, die am Ende gar Staat, Kirche und das Pfleglind beider: eine ruhige Existenz, gefährden können? Ab in's Tollhaus mit der Poesie und den Poeten! und gewiß ist es auch nur ein Eigensinn, daß Kopf und Herz so fest an überirdischen Träumen halten. Wolle nur ein „nützlicher Mensch," d. h. ein brauchbarer Packesel in der Mühle des Eigennutzes, werden, so wird es Dir schon gelingen. Aber wozu am Ende dieses Zusammenscharren und dies ausschließliche Verwenden menschlicher Kräfte? — Ja, darauf weiß Herr Habichs und der unendliche Troß seiner Sinnesverwandten nichts zu antworten. Diese Frage ist ihnen auch sicherlich nie in den Sinn gekommen; denn Fühlen und Denken hat an ihrer „practischen Thätigkeit" keinen Theil.

Frau Habichs weiß sich mit dem Leben schon mehr anzufangen. Sie überzuckert sich dasselbe mit einem Anstrich von Theilnahme an Poesie und geistigem Fortschritt; aber das Gefühl hat sie in sich erniedrigt zur gemeinen Sucht nach romanhaften Empfindungen, denen sie mit derselben wüsten Hast nachjagt, wie ihr Mann dem Gelde, und vom geistigen Fortschritt hat sie nichts als die Carricatur einer sich dreist und komisch zugleich gebehrdenden Frauenemancipation in

sich aufgenommen. Ihr Wesen ist ebenfalls, wie das ihres Mannes, völlige Abkehr von geistigem Fortschritt, doch zum Theil versteckt hinter der Koketterie eines höheren Werthes. Der Hauptschauplatz ihres Wirkens ist der Kaffeetisch, der ihres Mannes das Comptoir. Schwerlich aber lag es in des Dichters Absicht, eben nur diese beiden Eigenthümlichkeiten zu schildern; die groteske Manier, in der beide sammt ihrem Wirkungskreise in unserer Geschichte auftreten, deutet bestimmt an, daß er durch sie den gesammten gemeinen Schlag von Männer- und Weiberseelen, wie die friedlichen Jahre der verflossenen Zeit sie reichlich nährten und wie sie unter gleichen Umständen immer gedeihen werden, komisch-ideal characterisiren wollte. Und sowie Habichs und seine Frau durch das Guckglas des Onkels Holofernes, in einem Augenblick besonderer Weihe, sich gegenseitig, nach ihrem wahren Wesen, als schnatternde Gans und gierigen Raben erblickt hatten, so bleibt der Dichter vollkommen in den Gränzen der poetischen Gerechtigkeit, indem er am Ende der Geschichte, als das Außergewöhnliche und Ungeheure in das Leben eintritt, Frau Habichs in eine sprudelnde Theekanne und Herrn Habichs in eine vereinsamte Felsbildung sich verwandeln läßt.

Würdig ist dem Ehepaar der ängstliche, in den Schachten trockener, unerfreulicher Wissenschaft emsig fortgrabende Nicodemus an die Seite gestellt. Er ist „der gemeine deutsche Hauslehrer," wie Sallet ihn selber bezeichnet, und außerdem, kann man zu-

fügen, der gemeine deutsche Gelehrte, wie er früher meistens gefunden wurde und auch heut noch häufig genug gefunden wird. Hieß der Hausherr mit vollem Rechte: „Hab-ich's," so konnte man diesen mit gleichem Rechte: „Herrn Weißichs" nennen; denn während jener, aus Habgier, Geldschätze häufte, sammelte dieser, ohne eine Ahnung von der weltschöpferischen Macht der Wissenschaft, Kenntnisse zu Kenntnissen, getrieben von dem Instinkte des Bibers, aber nicht durchweht und durchloht von dem Geiste des Forschens, der die Geheimnisse des Seins ergründen will, um zuletzt sich selbst zu begreifen. Frügest Du Nicodemus: wozu er so fleißig, so unermüdlich die Außenseite der Natur abschildere — er wüßte dir eben so wenig, oder doch nicht vernünftiger, zu antworten als Herr Habliche, sein Principal. Er starb als „dunkler Ehrenmann", der mit grillenhafter Mühe der Natur in die Karten zu gucken strebte.

Das waren in der That die drei Hauptelemente der gesellschaftlichen Ordnung jener Zeit: materielles Abarbeiten aus Habsucht, Affectation eines höheren Interesse und verkümmerte Stubengelehrsamkeit. Freilich fehlte nur ein gewaltiger Schlag auf dieses Gebilde der Unnatur, ein kräftiger Sturm, diesen Sumpf von Grund aus durchwühlend, so verwandelte sich das mühselige Abarbeiten aus Habsucht in die großartigen Schöpfungen des Weltverkehrs, die Affectation des Gefühls und der geistigen Theilnahme in den mächtigen Drang, im Bilde das Wesen der Welt

zu erfassen, die nüchterne Stubengelehrsamkeit in das heiße, unbesiegbare Forschen nach Wahrheit. Aber dieser Schlag, der zum Leben wecken, dieser Sturm, der die Luft reinigen sollte, mochte sich in jener Zeit noch nicht ereignen, und so schmachtete die bange Kreatur nach Erquickung. Dieses Schmachten, ja beinahe Verschmachten, zeigt uns der Dichter an Junius. Er ist ein Fremdling auf dieser Erde, von höherer Hand hierher geworfen, „wie eine Perle unter den Kehricht.“ Wie soll er hier eine Stätte finden, auf der seine Seele ihre Schwingen regen, sein Gemüth höheren Ahnungen lauschen, seine Phantasie an göttlichen Gestalten heranreifen, der mächtige Drang seines ganzen Wesens sich befriedigen kann? Erzogen von einem Geldsack und von einer Kaffeekanne, wie Heloisernes treffend bemerkt, und — um in der Weise des Gleichnisses zu bleiben — unterrichtet von einem Tintenfasse, wie sollte der ahnende, von himmlischen Träumen erfüllte, Knabe sich im gewohnten Laufe der Dinge behagen lernen? In ihm waren alle Fühlfäden der Seele nach dem Ewigen gekehrt. Auch in der sichtbaren Welt umgab ihn dieses Ewige, aber er sah es nur in der stillen, großen Natur, nicht in dem geistverlassenen, nichtigen Thun der Menschen. Er schaut mit gesteigertem Entzücken durch das Guckglas des Onkels Heloisernes dem Leben und Weben in der Natur bis auf den tiefsten Grund. Anfangs überwältigt der mächtige Eindruck seinen ungeübten Sinn, so daß die

reiche Wunderwelt als ein Chaos von Farben und Klängen verwirrend auf ihn einstürmt; dann aber, nachdem dieser Sinnenrausch geschwunden, entfaltet sich vor seinem geistigen Auge die Harmonie der Gestalten. Er sieht nun auch die Bedeutung der Natur, wie alle ihre tausend und tausenderlei Geschöpfe, so schön auch jedes derselben, für sich gesondert, sich darstellen mag, in ihren mannigfaltigen Beziehungen fort und fort das Wesen Gottes offenbaren. Es gelingt ihm, das Erschaute in Liedern auszusprechen, und wenn diese auch nur ein schwacher Nachklang der vernommenen Urmusik waren, so galten sie ihm doch als der Ausdruck seines besten Innern; denn in ihnen fühlte er sich Eins mit der Natur und mit Gott. Diese Naturgesänge haben das Eigenthümliche, daß sie, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Natur selbst in den Mund gelegt sind. Der Dichter erzählt nicht von den Wundern, die er geschaut, auch nicht von den Empfindungen, die er dabei gehabt, sondern das Säuseln der Linde, das Summen der Bienen, der Gesang der Vögel, das Rieseln der Quelle spricht selbst, unmittelbar, in menschlichen Worten, ungefähr in derselben Weise, wie unser Dichter in Schön Irla die Natur, ihr eigenes Wesen aussprechend, eingeführt hat. Man kann wol sagen, daß der Dichter selbst, indem er jene Gedichte schrieb, wie Jannis, mit Herz und Sinnen im Innersten der Natur gelebt und sich Eins mit ihr gefühlt habe, so daß Ein Pulsschlag das Leben beider durchdrang. Und

doch war all das Große und Heilige, was immer reicher aus der Natur in Junius Bewußtsein quoll, ihm längst seit Anbeginn bekannt und vertraut, und seine „eingeschlummerte Allwissenheit“ brauchte nur bei Betrachtung der Welt sich selbst immer mehr zum Bewußtsein zu kommen, um zu begreifen, daß Mensch und Natur von Ewigkeit her einander verschwistert seien.

Die Natur hatte von Junius voll und rein durchgekostet; doch die Menschenwelt suchte sich dafür scheu weit er von ihm zu rächen. Sie hielt ihn für verrückt, weil er von Wundern sprach, wo der gemeine Sinn nur Mittel zum Genuß und zur Nothdurft sieht. Er wurde verschlossen und zaghaft. Aber eine neue Welt von lebenden Gestalten läßt ihn ohne Bedauern das Walten der Natur vergessen; denn er schaut nun, an einer Felsfläche der Silluoß sich nach und nach vor seinem Blick entrollend, in großen Bildern, die Geschichte der Menschheit, wie sie kämpft und duldet, damit sie aus sich einen Körper schaffe, der in allen Theilen vom Geiste Gottes durchdrungen und zu staunenswerthen Schöpfungen bewegt werde. Menschengröße, Menschenwille, Menschenthat weben ihr wunderbares Werk vor seiner Phantasie: hier ist Alles zu bunten, wechselnden Leben und Wirken gestaltet, und doch spielt Ein Grundgedanke durch all die verändertauschenden Thatenbilder, der die ins Unendliche zerstreuten Farben und Umrisse zu Einem Gemälde, zum Abbilde der sich entwickelnden Mensch-

heit harmonisch verbindet. Forscht Junius diesem Einen Grundgedanken tiefer nach, so erkennt er in ihm, wie in der Natur, den Geist Gottes wieder; es wird ihm klar, daß auch die Weltgeschichte ein Kunstwerk Gottes sei. In der Natur hat der große Meister die Idee der Schönheit zu einem völligen Abschluß gebracht, es fehlt dem Werke Nichts; denn es ist und bleibt schön, wie es von Anbeginn war. An der Geschichte aber wird Gott wohl ewig arbeiten; denn es liegt im Wesen ihrer Idee, welche die Freiheit ist, daß sie wohl unablässig nach Gestaltung strebt, aber doch nimmer in fertiger Form zur Erscheinung kommt. Natur und Geschichte verhalten sich wie Weib und Mann: in jenem offenbart sich die Schönheit, in diesem die Freiheit. Aber eben darum hat die Geschichte auch ihre Sandsteppen, und Junius, wie unser Dichter selbst, mußte sein Leben gerade in einer solchen verathmen. Auf den letzten Bildern, die nicht mehr die starken Umrisse, die lachenden Farben der früheren trugen, sah er nur noch, wie die Menschen in der Schule, auf dem Exerzirplatz, im Theater, im Kabinett gedacht und gethan *würden*, anstatt selber zu denken und zu handeln. Es war eine Zeit allgemeiner Flachheit und Passivität. Nun wurde sich Junius erst bewußt, daß er die Thaten der Vergangenheit ja auch nur im *Bilde* geschaut habe, und daß die Geschichte, ihrem wahren Begriffe nach, ihre Werke durch die Gegenwart bis in die fernste Zukunft hinein fortführen muß, wenn sie Wirklichkeit, nicht

blos Bild, ſein ſoll. Das Beſte der Vergangenheit war ſo ziemlich „durchgeſiebt;“ wo blieb die Gegenwart? — War aber etwa Junius ſelbſt ſo thatendürſtig, daß er ſich nach Getümmel und Kampfgewühl ſehnte? Vielleicht; doch ſpricht er das nicht aus. Er hätte ſich, ſcheint mir, begnügt, wenn die Heroen der Vergangenheit ſo vernehmlich zu ſeinem Geiſte hätten ſprechen, ſo klar vor ſeiner Einbildungskraft hätten erſcheinen können, daß es ihm gelungen wäre, ſie gerade ſo feſt und beſtimmt, wie es ihm mit der Natur gelungen war, an das Licht des Tages heraufzuzaubern, daß er gemeint hätte, im Kreiſe der Helden zu wandeln. Brauche ich erſt zu erinnern, daß hier Junius wiederum unſer Dichter ſelbſt iſt? Es war die Sehnſucht ſeines Lebens, die Macht und den Glanz der Geſchichte in welthiſtoriſchen Dramen abzuſpiegeln. Dazu bedurfte es freilich mehr, als die Zeugen der Vergangenheit abzuhören und die Protocolle der weltgeſchichtlichen Verhandlungen mit Eifer durchzuſtöbern. Eine große Gegenwart allein, eine Gegenwart, die entweder ſelbſt reich an Thaten und wahrhaften Menſchen iſt, oder doch mit Beſtimmtheit auf eine reiche Zukunft hindeutet, kann den Dramatiker im höchſten Sinne heranbilden. Sonſt wird auch die genialſte Schöpferkraft ſich nutzlos verzehren müſſen. So erging es Platen, ſo Grabbe, und, rückſichtlich des Dramas, auch Sallet.

Was blieb nun Junius noch übrig? — Mit der

Natur war er fertig; die Geſchichte aber konnte er, weil ihm der Maßſtab der Gegenwart fehlte, nicht zum poetiſchen Leben erwecken. Er entfloh aus dem Leben in eine Welt, in der Natur und Geſchichte ihre Vermählung feiern. Hier findet er zum erſten Mal vollkommene Genüge; denn zum erſten Mal iſt es ihm vergönnt, mit den Schöpfungen ſeiner eigenen Gemüthswelt zu verkehren und ihnen aus eigener Kraft ein freies ſelbſtändiges Leben zu ſchenken. War er vorher nur der Dollmetſcher der Natur, der ſtaunende Betrachter der längſt verſchollenen Menſchenthat geweſen, ſo vernahm er nun, der Natur und dem Menſchenleben entfremdet, aus der Tiefe ſeines Bewußtſeins die erſten, urſprünglichſten Gottgedanken, wie ſie gleichzeitig in Natur und Menſchengeiſt ausgefloſſen, und jenſeits der Schwelle der Geſchichte die Sage erzeugt haben. Zwar hat auch hier die Vergangenheit einen reichen Schatz vorausgeſammelt, aber ſie bietet nur ſchüchtern die Grundelemente und überläßt es der Phantaſie des Dichters, frei über dieſelben zu ſchalten, indem ſie neue Geſtalten ſchafft, neue Beziehungen anknüpft, und der unter dem Schutt vergrabenen Mumie neues Leben einhaucht. In der Sage ſind Natur und Geſchichte zu Eins verwebt; denn einerſeits werden die nothwendigen Beziehungen des Menſchen zur Natur in der Sage zu einer ſich immer erneuernden Begebenheit, die das Volk gern perſönlichen Weſen zuſchreibt, andererſeits kleiden ſich geſchichtliche Ideen, wenn ſie

ganz volksthümlich geworden sind, in der Phantasie des Volkes leicht in das Gewand der Natur, und sprossen und ranken sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, wie eine üppig wuchernde Schlingpflanze. In diese Welt der freigestaltenden Phantasie tritt Junius ein, und auch unser Dichter selbst hatte sich vor der Betrachtung der geschichtlichen That und der Gegenwart in den Kreis der Volkssage zu retten gesucht, wie die Bearbeitung von Percy's altenglischen Volksliedern und verschiedene selbständige Gedichte nachweisen. Dieser letzte Abschnitt der Novelle ist der ausschließlich poetische Theil derselben, blühend und reich an dichterischen Anschauungen, und ein unwiderlegliches Zeugniß für Sallets Dichterberuf. Das muß nur eben gelesen und empfunden werden; erklärend auf die Einzelnheiten hinzudeuten, wäre vom Uebel. Nur dies muß ich bemerken, daß die bedeutendsten der vorübergeführten Sagenbilder sich in zerstreuten Gedichten Sallets und, zu Einem Bilde vereinigt, in dem umfangreichen Gedicht: „Des Dichters Seele"*) wiederfinden. Sowol die tiefsinnigen Sagen des Alterthums als die des Mittelalters erfüllen Junius poetischen Traum; in jenen kämpft die Macht des Geistes, die natürlichen Zustände der Völker mit dem Bewußtsein der höchsten Bestimmung zu durchdringen, in diesen erscheint dagegen, ungestüm und die Seele erschütternd, der Drang des

*) S. Leben und Wirken, S. 307.

Gemüthes und offenbart sich im Kampf um Leid und Minne. Die Liebe ist der Grundzug der deutschen Sage: sie ist es also auch, an deren Hand Junius in die Zauberwelt der Sage eingeführt wird. Was Wunder, daß er nun den wirklichen Gestalten des Lebens fast gänzlich entrückt ward, und daß ihm das wache Leben als böser Traum erschien, aus dem er mit Sehnsucht zu erwachen strebte. Was uns nüchternen Leuten, im gewöhnlichen Gange der Dinge, Wirklichkeit dünkt, wurde für Junius zum unheimlichen Gespenst, und was wir schwärmerische Träume zu nennen pflegen, galt ihm als baare, unumstößliche Gewißheit. Dabei verlor freilich Niemand mehr als Junius Schwester Malwina, die bisherige Vertraute seiner Geistes- und Gemüthsoffenbarungen. Der Dichter schildert sie als ein stilles, blühendes Kind, das aus eigener Tiefe die schönsten Seiten des weiblichen Characters entfaltet und ebenso rein, in aufopfernder Liebe für ihren Bruder, das Leben verläßt, wie sie es als Kind begonnen hat. Sie ist das Ideal des Weibes. Wie Junius nur noch für seine Tausendblüth Sinn und Leben hat und zuletzt auf den Fittigen des Goldvogels für immer in ihr Reich entschwebt, versinkt sie schlummernd in ein irdisches Grab, umrauscht von Quellen und Blüthenzweigen.

Inzwischen hatte der Onkel Holofernes nichts Geringes von seines Neffen Genie erwartet. Er war es gewesen, der ihm durch das Guckglas den Blick

in die Natur erschlossen, der ihm die Bilder der Helden an die Felswand gemalt und in seinem Versteck deutungsreiche Lieder dazu gesungen hatte. Doch Holofernes war ein schlimmer Lehrer; denn er glaubte selbst nicht an das, was er lehrte. Wenn er bei seinem Zögling darauf hinarbeiten wollte, ihn zum Selbstdenken, zur freien Entfaltung seines eingeborenen Bewußtseins anzuleiten, und zu diesem Zweck viele Worte machte, schämte er sich dann der unnützen Mühe; denn es fiel ihm nun erst ein, daß Worte und Demonstrationen ja gerade die Selbstentwicklung des jugendlichen Geistes stören. Indem er alle Winkel des menschlichen Gemüthes erkundschaftet, alle Tiefen der Wissenschaft durchforscht hatte, war er zu dem gefährlichen Punkt gelangt, von wo er an jedem Dinge zugleich die ernste und lächerliche, die wahre und falsche Seite erkannte. Eine solche Anschauungsweise aber hebt jede entschiedene Wirkung in demselben Augenblick auf, wo sie angestrebt wird. Holofernes selbst bemerkt sehr richtig: daß ein gewisser Grad von Selbstbeschränkung und Einseitigkeit dazu gehört, um etwas Tüchtiges zu schaffen. Nur nicht zu weit reflectirt, wenn was Rechtes zu Stande kommen soll! Lieber frisch und mit sicherem Vertrauen ans Werk gegangen! Denn dem Wissen gehört nur ein Theil des Lebens, der andere gehört dem Handeln. Wer vor lauter Denken nie zur That kommt, vor dessen geistigem Blick entschwindet am Ende jede Idee, wie seinem sinnlichen Auge längst jede feste Form ent-

ſchwand. Weil das Ideal ſich ſo ſchwer in die Wirklichkeit herabziehen läßt und dagegen die wirkliche Geſtaltung des Lebens der Idee ſo entfremdet erſcheint, darum niſtet ſich allmälig, bei jener Alles erfaſſenwollenden Reflexion, eine tiefe Verachtung gegen die Maſſe der Menſchen in das Gemüth ein. Das iſt kein glücklicher Fortſchritt; denn die Menſchen verachten, und ſich ſelbſt alles Einfluſſes auf dieſelben berauben, iſt Eins. Lebe! ruft Holofernes ſeinem Schüler zu, aber, indem er dieſe Mahnung ausſpricht, weiß er recht gut, daß er ſelbſt es nur zu einem allſeitigen Reflectiren, aber nie zum Leben gebracht hat. Junius ſoll ſich vor Gefühlsſchwärmerei hüten, er ſoll, wie Shakeſpear, kräftig „das Leben anbeißen,“ um nicht mondſelig in Luftgebilde zu verſchweben; aber der weiſe Meiſter war erfahren genug, um zu wiſſen, daß man wohl zubeißen kann, wenn es etwas zu beißen gibt, daß man aber dieſes Etwas nicht unter allen Umſtänden dem Leben abzwingen wird. Der Menſch kann viel, aber nicht Alles: er kann denken, fühlen, dichten und handeln, aber die Zeit und die Menſchen müſſen ihm den Stoff zum Denken, die Theilnahme für ſein Fühlen, lebendige Geſtalten ſeinem Dichten, Raum und Freiheit zum Handeln gewähren, ſonſt wird der Menſch zum „Selbſtanatomen,“ der das Leben vernichtet und ſich doch eine Beſtimmung deſſelben verlügt, zum „ewigen Gottſched,“ während er ein Prometheus zu werden vermeinte. Eben war Holofernes über ſeiner oft be-

gonnenen, aber nie vollendeten Tragödie: „Hannswurſt,“ in der er ſein tiefſtes Denken ausſprechen wollte, beſchäftigt, als Junius auf dem ſingenden Vogel über ſeinem Haupte hinſchwebte. Da warf er das Manuſcript in das Feuer und wanderte „aus Verdruß“ nach Abyſſinien.

Unſer Dichter aber, der den geſchilderten Zuſtand der Selbſtvernichtung eben ſo gründlich durchgekoſtet, wie er ſich vorher in die Wunder der Natur, der Sage und der Liebe verſenkt hatte, fand bald nach Vollendung des gegenwärtigen Werkes, als in unſerem Vaterlande ein neues Leben erwachte, den ſicheren Weg zu einer tiefeingreifenden Wirkſamkeit. Aus dem Poeten war mit der Zeit und durch dieſelbe ein überzeugender Redner und Philoſoph geworden. Wie dieſer Uebergang ſtattgefunden, iſt eben der Gegenſtand des vorliegenden Werkes. Es enthält ein lebendiges Stück aus einer noch nicht lange hinter uns liegenden Zeit, und wird ſich dadurch ſeine Bedeutung ſichern.

Neiſſe, den 23. November 1845.

Theodor Paur.

Es war einmal in einer großen Stadt ein sehr reicher Bankherr, der hieß Herr Habichs, und weil er so reich war und noch alle Tage reicher wurde, so hielt er sich zwölf Schreiber, die immerfort rechnen und ihm seine Bücher vollschreiben mußten. Mit denen saß er jeden Tag zwölf Stunden lang in einem breiten und dicken zwölfeckigen Thurme, der mit der einen Ecke an sein Wohnhaus stieß. Der Thurm hatte blos ein einziges Fenster oben in der Kuppel, die zwölf Seitenwände aber gähnten und dehnten sich langweilig, fensterlos und kahl, von der Decke zum Fußboden herab. Und von jeder Ecke des Thurmes aus ging eine hohe durchsichtige Wand, von Eisendraht geflochten, nach der Mitte zu, so daß zwölf Zellen abgetheilt waren, in denen saßen die zwölf Schreiber, wie wilde Thiere, die man den Leuten zeigt. Aber wie die Führer solcher Thiere bei jedem einzelnen ausrufen: „Trotz aller möglichen Mühe ist es noch nicht gelungen, dieses wilde Thier zu zähmen," so hätte man hier bei jedem einzelnen Schreiber im Gegentheil ausrufen können: „Trotz aller

möglichen Mühe iſt es noch nie gelungen, dieſes zahme Thier wild zu machen.“ Denn wirklich, die wildeſten Thiere im ganzen Thurm waren die zwölf ledernen Eſel, auf denen die zwölf Schreiber rittlings ſaßen, wobei übrigens ſchwer zu beſtimmen, wer am ledernſten geweſen, die Reiter oder die Eſel. Jeder Schreiber aber hatte vor ſich auf einem hohen Pulte ein ungeheures Buch aufgeſchlagen, das er vollſchreiben mußte. Einer, der ſehr klein und etwas bucklig war, mußte ſich immer erſt zwanzigmal auf dem Lederеſel herum und in die Höhe ſchrauben, ſo daß er zuletzt oben ſchwankte, wie ein Rohrſperling auf einem Rohre, ehe er mit dem Kinn über den Rand ſeines Buches reichte, und dann ſah er aus wie ein furchtſam geducktes Kaninchen, das mit der Naſe witternd in die Höhe ſchnoppert und die Ohren nach hinten niederklemmt. Ein anderer, der ſehr lang und mager war, hatte, wenn er auf dem Lederеſel die Rieſenblätter ſeines Buches umſchlug, genau daſſelbe Anſehn, wie der ſinnreiche und berühmte Junker Don Quirote, wenn ſolcher, auf ſeiner Roſinante hängend, mit einer gehenden Windmühle ſich herumbalgte.

In der Mitte des Thurmes aber endeten die Drathwände alle in einem zwölfeckigen Bauer, auch von Drathwänden, darin ſaß, wie die Kreuzſpinne im Mittelpunkte ihres Netzes, der Herr Habichs ſelbſt auf dem größten Lederеſel und hatte auch das allergrößte Buch vor ſich; denn das war ſo ungeheuer, daß es ſich unter den Büchern der Schreiber aus-

nahm, wie die Mutterſau unter ihren Ferkeln, und es hätte recht gut die andern zwölf alle auffreſſen können, ohne merklich an Corpulenz zuzunehmen.

Aus jeder der zwölf Schreiberzellen ging eine Drathgitterthür in das Culengebauer des Herrn Habichs, ſo daß die Schreiber keinen andern Ausgang hatten und einer nicht zum andern konnte; der Herr Habichs ſelber aber mußte, um in ſein Wohnhaus zu kommen, aus ſeiner Zelle durch einen ſchmalen Drathgittergang gehn, der den beiden Schreiberzellen, die rechts und links zunächſt daran ſtießen, abgeknapſt war, ſo daß ſelbige etwas ſchmaler ausgefallen waren, als die übrigen zehn, weshalb auch immer die beiden jüngſten und ſchlankſten Schreiber ſich in ſie hineinklemmen mußten.

So ſaßen nun die dreizehn, immerfort und immerfort, in ungeheurer Stille, die nur ſelten durch das leiſe Rauſchen beim Umwenden eines Blattes oder durch das Kritzeln und Spritzeln einer ſchlecht geſchnittnen Feder unterbrochen wurde. Wenn einmal eine Spinne ſich eine Fliege gefangen hatte und mordete, und dieſe, grimmig und jammervoll dröhnend, ihr langgedehntes Todeslied abſang: ſo war dies im ſtillen Thurm nichts anders, als wenn auf ruhiger See plötzlich ein tobender Orkan losbricht. Und ſo regungslos ſaßen ſie Alle, daß wenn ſie Abends nach gethaner Arbeit aus dem Thurm gingen, bei mehreren der Schreiber, welche große Stutzer waren und die ſich am Morgen ſorgfältig und zier-

lich behaarkräuselt hatten, jedes Löckchen, ja jedes Härchen ganz genau noch dieselbe Biegung, Schmiegung, Krümmung und Lage hatte, wie solches am frühen Morgen, vor zwölf Stunden, mit kunstreichen, sänderlichen Fingern von ihnen angeordnet, geschlichtet, gerichtet, gelichtet, abgetheilt und abgezielt worden war.

In solcher Stille saßen sie einst wieder da, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde; und hervorstürzte des Herrn Habichs Stubenmagd ganz athemlos, rauschte auf ihn zu und rief, indem die Hast fast ihre Stimme erstickte: „Herr Habichs, es ist da, es ist da!“

„3066 Rthlr. 6 Gr. 3 Pf. — Was da?“ sprach Herr Habichs, ärgerlich, daß er gestört wurde, ohne sich umzusehn.

„Die gnädige Frau ist in diesem Augenblicke glücklich entbunden worden.“ —

„Transport: 8736 Rthlr. 15 Gr. 9½ Pf. — Ist's ein Junge?“ sprach Herr Habichs, das Blatt im Buche umwendend.

„Ja! Ach! und so ein schöner, munterer, herziger, dicker ....“

„Ist mir lieb, sehr lieb (unterbrach Herr Habichs) kann einmal das Geschäft fortsetzen. — 150 Rthlr. 6 Gr.....“ die Pfennige aber murmelte er schon wieder leise für sich und fiel in's alte Schweigen zurück.

Die Magd ſtand noch da. Als ſie ſah, daß der Herr ſie nicht mehr bemerkte, huſtete ſie leiſe, ſcharrte mit dem Fuß; aber er blieb bewegungslos. Endlich ſprach ſie ganz kleinlaut: „Herr Habichs.“ — „.... 6½ Pf. — Schon gut, ſchon gut. Geh ſie nur!“ —

„Gnädiger Herr, wollen Sie Sich Ihr Kind nicht anſehn kommen?“ — „Den 31. Dezember 80 Rthlr. 22 Gr. — Iſt ſie noch da? Anſehn? Dummes Zeug! Um acht Uhr, wenn die Bureauſtunden aus ſind. Geh ſie! Alle Thüren gut zugemacht, hört ſie? daß uns das Geſchrei hier nicht ſtört. Wünſche meiner Frau gute Beſſerung. — Den 1. Januar 388 Rthlr. 4 Pf.“ —

Die Magd ſchlich ſich ganz verdutzt aus dem Thurm, warf aber doch ein bischen maliziös laut die Thür hinter ſich zu, ſo daß vieljähriger Büreauſtaub aufgeſcheucht und umhergefegt wurde und Herrn Habichs, dem er auf die Bruſt fiel, ein leiſes Huſten ankam. Wie er nun, um nicht in's Buch zu huſten, die Zinnznaſe ein wenig in die Höhe richtete — ſiehe da! zwei ſeiner Schreiber in der ſeltſamſten Stellung, wie er ſie ſonſt nie geſehen hatte, Naſe und Augen gen Himmel ſtarrend und ſtierend, Mund weit offen, die Hand mit der Feder ſchlaff und thatenlos herunterbaumelnd, wie Zweige an der Trauerweide; ganz wie Verzückte oder Verrückte. Erſchreckt ſchraubt ſich Herr Habichs auf dem Sitzel ein wenig herum und

sieh! der nächste Schreiber ganz in derselben Stellung. Er schraubt sich weiter und weiter, und in der Drehung vorbeispazieren seinem Auge alle zwölf Schreiber, einer nach dem andern, einer wie der andre, dem gemalten Erstaunen gleich, regungslos, guckend, horchend und maulaufsperrend, so daß grade zwölf gebratne Tauben (wenn solche wirklich die löbliche Gewohnheit an sich hätten herumzufliegen und offne Mäuler zu suchen) Quartier gefunden hätten.

„Was da, was da?!" krächzte Herr Habichs in erstickter, leiser Wuth. „Warum nicht gearbeitet?"

Die zwölf gemalten Erstaunen erschraken und fuhren leicht zusammen, wie alte, hängende Tapetenbilder vom Zugwind getroffen; aber sie staunten und faulenzten im nächsten Augenblicke unbeweglich fort.

„Gleich die Nase ins Buch, meine Herren! Narrheit das, unerhört!" kreischte Herr Habichs sie in der Runde an, indem er sich hastig, fast die Balance verlierend, rings herum schraubte. Da faßte der oberste Schreiber ein Herz und sprach:

„Werden gütigst entschuldigen, Herr Prinzipal; aber zweifelsohne vernehmen Dieselben auch jenen überaus lieblichen und ganz wunderbaren Gesang über dem Thurme, der uns unwiderstehlich in solchane Verwunderung und Unthätigkeit versetzet hat." —

„Unsinn das! Ueber dem Thurme Gesang, und lieblicher Gesang gar! Wer soll da singen? Ist Gesang lieblich? Exaltirtes Weiben! taugt nichts

für einen tüchtigen Arbeiter. Gleich aufgehört ſich Unſinn einzubilden! Kann das nicht leiden.“ —

Die Schreiber riſſen ſich gewaltſam aus ihrer Träumerei. Zwölf Mäuler gingen langſam zu (aber ohne gebratne Tauben drin), zwölf Naſen zeigten wieder jede auf ihr correſpondirendes Buch und ſchnell war Alles regungslos bis auf die zwölf Federn, die, in ſittſamer Entfernung von einander, ihr altes, ſteifes Menuett forttanzten.

Mit dem Geſange aber hatte es doch ſeine Richtigkeit gehabt, obgleich Herr Habichs nichts davon gewahr wurde; wie er denn überhaupt gar Vieles nicht gewahr wurde.

In dem Augenblicke nämlich, als der Knabe geboren wurde, ſchwebte über Habichs Haus hin, langſam, leicht und feierlich, ein lichter, glänzender Schwan, die Schwingen vom röthlichen Kuß der ſinkenden Sonne leiſe angeſchimmert, und ſang folgende Worte, die aber die Schreiber freilich nicht verſtanden:

Du holdes Kindlein, ſei gegrüßt!
Dein Leben wird, wie keines je,
Verbittert werden und verſüßt
Von höchſter Wonne, tiefſtem Weh.

Du Röslein auf des Felſen Stirn,
In ſchwarzer Nacht du zuckender Schein,
Du Morgenglut auf eiſiger Zirn,
Ein Fremdling wirſt du immer ſein.

Der Maulwurf ſchilt den Adler blind,
Weil er nichts ſieht im Maulwurfsloch;
Dich nennt man Thor einſt, holdes Kind;
Biſt weiſer als die Andern doch.

Dein Glück iſt nur von dort ein Traum,
Der hier ein Wellchen dich entzückt,
Wie Regenbogenpracht den Saum
Der dunklen Wolke flüchtig ſchmückt.

Du biſt erkoren und verdammt,
Bis der von Oſt verirrte Strahl
Zurück in ſeine Heimat flammt,
Und Wonnen aufblühn aus jeder Qual.

So ſang der Schwan, ſtieg höher und höher, das Lied verwehte leis, der Sänger ſchwand im dunklen Blau.

Als nachher der Herr Habichs einmal alle ſeine Bücher durchſah, fand er, daß jeder der zwölf Schreiber an jenem Tage einen Rechenfehler gemacht hatte, was ihm ſo unerhört war, daß er ſie zornig anließ und ſie beinah alle weggejagt hätte, wenn er nur gleich zwölf beſſre hätte bekommen können.

Am Vorabende des Tages, da des Herrn Habichs erſtes Söhnlein getauft werden ſollte, grade am Schluß der Büreauſtunden, in demſelben Augenblicke, als Herr Habichs eben aus dem Gange in die eine

Thür der Stube trat, wo seine Frau am Theetisch auf ihn wartete, klopfte es an der andern Thür derselben Stube. Verdrießlich, weil er glaubte, jetzt noch mit Geschäften behelligt zu werden, rief Herr Habichs sein: Herein! Und hereintrat, feierlich und muthwillig, steif und lustig, gravitätisch und nachlässig, ernst und komisch zugleich, ein stattlicher Mann in hohen, plumpen Stiefeln, grobem Tuchrock, mit langem, dickem, gepudertem Haar, starkbuschigten schwarzen Augenbrauen, unter denen es wie lautres Geistesleben hervorleuchtete und zwischen denen eine schöne Königsadlernase sich herabwölbte. „Guten Morgen, liebe Schwester, guten Morgen lieber Schwager!" sprach er ganz ruhig und reichte der Frau Habichs und ihrem Gemahle die Hand, als ob gar nichts los wäre. Diese aber waren höchst befremdet und überrascht, so daß sie erst gar nicht wußten, was sie sagen sollten. Der Mann war nämlich der einzige Bruder der Frau Habichs, der in einer andern Stadt, wohl fünfzig Meilen weit, wohnte und höchstens alle fünf Jahr einmal seine Schwester zu besuchen pflegte. Auch erfuhren sie niemals durch Briefe etwas von einander, denn Herr Habichs hatte keine Zeit und Holofernes, wie alle großen Geister, keine Lust zum Briefschreiben. Was aber die Frau Habichs betrifft, so hatte sie zwar früher einmal viele schlechte Romane gelesen, das Schreiben aber, bei verwahrloster Erziehung, nur sehr mangelhaft gelernt. Nichts desto weniger schrieb sie kurz vor ihrer

Verheirathung einmal an ihren Bruder und erhielt auch von ihm folgende Antwort:

Geliebte Schwester!!!

Mit brüderlicher Freude, doch auch in zarter Wehmut gepahrt, hat meine innere Simpathie Deinen so liebenswürdigen Zeilen gelauscht; und ich ergreife die Feder.

Ja wol hast Du recht, das der Wert des Edleren in den speculativen Berechnungen des Kalten Zeitalters erdrükkt wird. In meiner Phantasy mahlt sich ganz die Empfindung eines Leidens, daß Mir die eigne Erfahrung nur Leider! — zu treu widerspiegelnd. Alle edlen Sehlen werden — verKant und bleiben nur in dem süßen Troste gestärkt, daß sie sich gegenseitlich auch in der Entfernung, über die gemeineren Naturen des Eigennutzes erhaben, verstehen. Bei alleden ist Herr Habichs nach den Angaben Deines Briefes eine gute Parthie, wenn Du ihm auch nicht mit der schwärmerischen Hingebung des weblichen Gemüthes lieben lanst. Und wenn er Dir die Romanlektüre, die Sehlen von unsrem Schlage zum höheren erhebt, verbothen hat — so ergib Dich der stillen Empfindung in Dir selbst Beruhigung und Beschäftigung zu finden.

Das erbetene Recept für Leberklöse folgt anbei. Lebe wol und vergib Deinem Ewig unvergeßlichen Bruder

Holofernes.

Diesen Brief hielt Frau Habichs durchaus für Ernst und für erhaben, rührend und „pathetisch“ und zeigte ihn deshalb mit Stolz allen ihren Freundinnen, bis eine von ihnen so gescheut und aufrichtig (vielleicht auch boshaft) war, einzusehen und ihr gradezu zu sagen, Holofernes habe darin nur ihren eignen Styl und ihre Rechtschreibung lächerlich machen wollen, und sie möge deshalb den Brief ja nicht weiter herum zeigen; so riethe sie ihr wohlwollend als Freundin. Der Erfolg davon war, daß Frau Habichs fortan einen geheimen Haß auf jene Freundin warf, ihren Bruder aber fortan mit unsinnigen Weiberbriefen gänzlich verschonte.

Uebrigens konnten sich Herr Habichs und Holofernes gegenseitig nicht besonders leiden, und auch Frau Habichs, obgleich innerlich stolz auf das „Genie“ ihres Bruders, hatte Vieles an ihm zu tadeln. Herr Holofernes war nämlich gelahrten und geheimen Forschungen und Künsten ganz ergeben, und weihte ihnen seine ganze Zeit, was Herrn Habichs sehr ärgerte, denn er sagte, es käme nichts dabei heraus und die erste Pflicht des Mannes sei eine regelmäßige und nützliche praktische Thätigkeit; die Frau Habichs aber ärgerte es auch, denn sie sagte: die erste Pflicht des Mannes sei, ein *fixes Einkommen* zu haben und dann, sich eine Frau zu nehmen. Wäre dann einer *nebenbei* noch ein Genie, so wäre dies ein recht angenehmes, schönes *Talent* an ihm; aber doch nicht die Hauptsache. Auch in diesem Augen-

blicke war es Herrn Habichs wieder höchst ärgerlich, daß sein Bruder beim Gruß „Guten Morgen!“ sagte, da es doch augenscheinlich Abend war, denn er konnte nun einmal keinen Unsinn leiden. Indem das Ehepaar den Holofernes noch ganz verdutzt anstarrte, unterbrach er die verlegne Stille mit den Worten: „Ei, was wundert Ihr Euch so? — Es ist doch ganz natürlich, daß ich der Taufe meines kleinen Neffen, die ihr morgen celebriren wollt, beizuwohnen komme.“ —

„Woher weißt Du was vom kleinen Neffen und von der Taufe? Wir haben Dir ja kein Wort davon geschrieben“ sprach Frau Habichs erstaunt.

„Je nun (sagte Holofernes) ich komme, wie einer der drei Weisen aus dem Morgenlande. Wozu hat uns denn der Herrgott Lichter am Himmel angezündet, als damit wir bei ihrem Schein mehr sehen sollen, als bei dem von Wachskerzen oder Astral- oder Studir- oder Gaslampen; der gemeinen verächtlich schmierigen Talglichter gar nicht zu gedenken? Aber laßt Euch das nicht anfechten. Kurz, ich hab's nun einmal gewußt und bin hier.“ Dabei nahm Holofernes eine geheimnißvoll verschloßne Zaubermeisterphysiognomie an; um seinen Mund aber spürte man ein leises Lächeln, so daß man sehen konnte (das Habichsische Ehepaar sah's freilich nicht) wie er im Innern sich über seine eigne Feierlichkeit lustig machte.

„Unsinn! Charlatanerie!“ brummte Herr Habichs leise für sich und schüttelte den Kopf.

Die Frau Hablichs überlief ein leiſer Schauer, wie Geſpenſterfurcht; dann regte ſich die Weibereitelkeit, einen ſo geſcheuten Bruder zu haben, dann die Hausfrage, wie er aufzunehmen und zu bewirthen ſei. „Mit welcher Gelegenheit biſt Du gekommen? Wo biſt Du eingekehrt? Willſt Du nicht bei uns übernachten und Deine Sachen herbringen laſſen?“ So ging's jetzt, denn die Plapperklappermühle begann zu erwachen. „Gekommen bin ich zu Fuß; eingekehrt nirgends; Sachen hab' ich nicht, und übernachten werd' ich nicht. Ich komme heut blos, um mich für morgen anzumelden und werde in dieſer mondhellen Nacht, weil ich grade in einer ſchönen Gegend bin, noch eine kleine Fußreiſe machen.“ —

„Sonderbares Reiſen, das!“ ſagte Herr Hablichs.

„Gar nicht ſonderbar, ſondern angenehm, praktiſch und vernünftig. Die Leute machen ſich immer tauſend und abertauſend unnütze Weitläuftigkeiten, Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten und alle möglichen „leiten,“ wenn ſie einmal den fürchterlichen Entſchluß gefaßt haben, zu reiſen; grade als ob ſie mit aller Gewalt darauf hinarbeiteten, wo möglich nicht vom Fleck zu kommen. Ich mach's umgekehrt. Ich gehe eben fort und das Weitere findet ſich. Was aber meine Nachtmärſche betrifft, ſo muß ich erklären, daß niemand das Wachen der Natur verſtehen kann, der nicht ihren Schlummer belauſcht hat. In der Nacht, da träumt ſie von Gott und lauſcht ſeinen ewigen Worten, um ſie bei Tage zu

offenbaren in Sproß und Blüthe. Aber jetzt zeigt mir einmal Euren kleinen Jungen.“ —

„Er schläft (sprach Frau Habichs). Vor der Hand setz' Dich, trink' mit uns eine Tasse Thee und iß ein Butterbrodt.“ —

„Sehr gern, wenn Ihr Rum zum Thee habt,“ sprach Holofernes und ließ sich ganz behaglich in einen Lehnstuhl nieder. Dem Ehepaar war der Besuch peinlich und unheimlich; Holofernes aber schien davon gar nichts zu merken und sprach, heiter und unbefangen allerlei durcheinander, wovon die beiden kein Wort verstanden. Herr Habichs hielt deshalb Alles für baaren Unsinn, und Frau Habichs Alles für tiefe Weisheit. Als Holofernes sich satt gegessen hatte, fragte er seine Schwester, gutmüthig spöttlich, ob sie ihm wohl erlaube, eine Pfeife Taback zu rauchen. Das konnte nun Herr Habichs nicht leiden, weil es unnütz Geld kostet und von ernster Arbeit abhält; Frau Habichs auch nicht, weil es die Gardinen gelb macht und die Kleider durchzieht. Sie konnten's aber doch nicht abschlagen und Holofernes zog ein langes Pfeifenrohr aus dem Aermel, dann aus der Tasche einen türkischen Thonkopf und eine knipige Bernsteinspitze; er stopfte dann mit ächt türkischem Taback, und, indem er die ersten Züge behaglich einzog und die Stube mit Wohlgeruch füllte, sprach er: „Den ganzen Apparat und diesen edlen Opferweihrauch hab' ich mir unterwegs in einem Kramladen in Konstantinopel selbst gekauft.“ Dabei lächelte er, so

daß man nicht wußte, ob er blos spaße oder im Ernst weis machen wollte, er käme zu Fuß über Konstantinopel.

Jetzt fing der kleine Junge an zu schrein. Frau Habichs wollte ihn still machen.

„Gieb mir ihn, Frau Schwester! ich weiß mit dergleichen umzugehn“ sagte Holofernes.

„Ei, wo sollst Du das gelernt haben?“ sprach Frau Habichs, und lächelte, denn sie merkte, daß sie unbewußt eine Neckerei gesagt hatte.

„Man kann wissen, ohne gelernt zu haben. Gieb den Jungen nur her!“ Sie that es; Holofernes richtete einen hellen, liebevollen, aber durchdringenden Blick in die Augen des Kleinen und sogleich wurde der Junge still und sah den Onkel tief nachdenklich an.

„Und hast Du noch immer nicht an eine Frau gedacht?“ fragte Frau Habichs den Bruder, und da er es lächelnd verneinte, fuhr sie fort:

„Willst Du denn wirklich nie heirathen? und warum denn nicht?“ Holofernes nahm eine comisch ernsthafte Miene an. „Aus vielen und wichtigen Gründen, liebe Schwester (erwiderte er), hauptsächlich aber, weil ich noch kein Weib gefunden habe, das folgende drei Dinge begriffen hätte, nämlich:

1) Daß ein nasser Fußboden im Zimmer unangenehm und ungesund sei.
2) Daß in einer Arbeitstube, in der Bücher und Schriften scheinbar wild durcheinander liegen,

eine geheime, sehr wohl berechnete Ordnung herrschen könne, und daß eine ungeweihte Hand, die sich vermessen vermißt, Alles darin recht hübsch zurecht zu legen, damit er, nach dem gemeinen Vorurtheil, ordentlich aussehe, nichts andres anrichten kann, als die heilloseste Confusion.

3) Und hauptsächlich endlich, daß ein Mensch unmöglich zum zweiten Frühstück eine Sardellensemmel essen und ein Glas Rheinwein dazu trinken kann, ohne vom unüberwindlichsten Ekel erfaßt und geschüttelt zu werden, wenn er zufällig in einer Ecke der Stube auf einer Commode einen Kamm, oder gar eine alte abgenutzte Zahnbürste liegen sieht."

„O Du böser Mensch!" rief Frau Habicht, die doch ungefähr begriffen hatte, daß ihres Bruders Antwort eine Satire sei; der aber hatte sich wieder in das Anschaun des Kindes versenkt.

„Wahrhaftig ein hübscher Junge!" sprach er und küßte ihn, dann fügte er leise für sich hinzu: „Wer sollte Dir's ansehn, daß Du von einem Geldsack und einer Kaffeekanne abstammst? Welche höhere Hand hat Dich hierher geworfen, wie eine Perle unter den Kehricht, Du junger Paradiesvogel im Nest des Wiedehopfs?"

Dies sprechend fing er an, die Tabackwolken etwas leidenschaftlicher zu blasen, so daß sie sich dunkel verdichteten, dann wieder lichtblau, bald wie lang ge-

zogne Schleier, bald wie wallende Morgennebel, sich leis verhüllten und verzogen. Sie wölkten, ballten, jagten, zogen und bogen, streckten und reckten, zerrten und kräuselten sich, wogten und schwebten, stiegen und gaukelten — ein ewig phantastisches Wechselspiel von halberkennlichen, flüchtig angedeuteten, rasch zerfließenden Formen und Gestalten, eine stille wilde Jagd von lieblichen seltsamen kleinen Spukgesichten. Das Kind sah nach dem Tabackwolkenspiel mit größern und größern, erstaunten und erstaunten Augen. Dann belebte sich sein Gesichtlein, es lächelte die zerfließenden Nebelbilder an, es begann zu lallen, als ob es sich mit ihnen unterhielte.

„Und ein kluger Junge! (rief Holofernes ganz warm) ein gelbner, gescheuter Junge! Seht doch: er versteht den schönen Herzenstanz und würde ihn Euch gleich dramatisch erklären, wenn er sprechen könnte. So bleibt's dies Gelall; aber ein tiefsinniges Gelall, das sage ich Euch, denn ich versteh's gar wohl. Aus dem Jungen wird was, denn es kommen ihm Gedanken beim Anblick des Tabackdampfes, wie allen geistreichen Menschen. Deshalb haben wir ja in Deutschland so viel Philosophie und Tiefsinn, weil wir viel Tabackrauch haben, und das französische Gouvernement ist nicht recht klug und rennt selbst in sein Verderben, da es den Tabak immer noch so schwer besteuert. Denn wo viel Tabackrauch, da sind viel Gedanken; wo viel Gedanken, da sind keine Thaten, folglich auch keine Revolutionen. Das sollte das

französische Gouvernement zu Herzen nehmen. Aber jetzt lebt wohl! Morgen bin ich wieder hier und ich hoffe, ihr werdet mir die Ehre nicht verweigern, bei Eurem Kind Pathe zu stehn. Adieu, Junge!" — Er küßte ihn und gab ihn der Mutter; dann rauchte er wieder eifrig und immer eifriger, das Wolkenspiel wurde düstrer, schwerer, massenhafter. Herr Habichs hustete, Frau Habichs keuchte und mühte sich vergebens, die Worte: Bist Du verrückt, Bruder? hervorzubringen. Es wirbelte, schwindelte, dunkelte ihnen vor den Augen, der Rauch füllte die Stube und deckte selbst das Licht mit Nacht, das Ehepaar war einer Ohnmacht nahe. Da tönte es aus dem Kern der Finsterniß: „Guten Morgen, auf Wiedersehn!" Sogleich theilte sich der Dampf leise, das Licht tauchte wieder hervor, die Wölkchen sonderten sich, verschwebten und verzettelten sich hier und dort, es wurde völlig klar und rein in der Stube; aber wer nicht mehr im Lehnstuhl saß, das war der Herr Holofernes; Thür und Fenster waren fest zu gewesen und geblieben, aber wer fort und verschwunden war, das war der Herr Holofernes.

Der ehrliche Leser wird vielleicht sehr begierig sein, zu erfahren, was das Eheraar Habichs bei dem höchst wunderbaren und plötzlichen Verschwinden ihres Bruders und respektiven Schwagers sich Alles gedacht und wie sie sich darüber den Kopf zerbrochen haben. Aber sie pflegten überhaupt selten über etwas

andres zu denken, als er über Geldgeschäfte und sie über Kaffeeklatschereien (beim Romanlesen nämlich dachte sie gar nichts); und was Kopfbrechen anbetrifft, so war Herr Habichs zwar ein großer Kopfrechner, aber durchaus kein Kopfbrecher (nicht einmal ein Pfeifenkopfbrecher, da er nicht rauchte), und die Frau Habichs hatte einen angebornen Abscheu gegen alles Zerbrechen, sei es nun das eines Tassen-, Hauben- oder ihres eignen Kopfes. Sie gingen zwar ganz verwirrt an jenem Abend schlafen, wurden von wilden und wüsten Träumen die ganze Nacht heimgesucht; aber am andern Morgen warfen sie Traum und Wirklichkeit zusammen, glaubten, das Verschwinden des Holofernes habe ihnen auch nur geträumt, und sie hätten es nur vergessen, daß er eigentlich ganz ordentlich und vernünftig, wie es gesetzten und wohlgesinnten Leuten ziemt, zur Thür hinausgegangen wäre.

Am andern Tage warteten sie auf ihn, und beschlossen, daß er wirklich Pathe des Kindes werden sollte; denn man konnte es mit ihm nicht ganz verderben. Obgleich er leider kein einträgliches und honettes Amte bekleidet, so stand er doch im Rufe, Vermögen zu haben, und das konnte sein Pathchen dermaleinst erben. Auch war einmal aus dem Wohnort des Holofernes bis in Habichs Haus ein dunkles Gerücht gedrungen, Holofernes treibe unter andern auch die Goldmacherkunst. Frau Habichs, die, wie alle Frauenzimmer, abergläubisch und geldliebend war, zweifelte hieran gar nicht, und obgleich der Herr

Habichs sonst ein viel zu vernünftiger Mann war, um abergläubisch zu sein, so war doch Gold seine Liebhaberei, und in Hinsicht auf Liebhabereien ist jeder Mensch leichtgläubig und thöricht; kurz: die Sache war ihm auch ganz plausibel, namentlich da er nicht begreifen konnte, wovon ein Müssiggänger sonst existiren könne.

Holofernes trat auch wirklich ganz unvermuthet zur Thür hinein, als es eben die höchste Zeit war, und erklärte auf Befragen, der Knabe solle von ihm den Namen: Junius erhalten, was dem Herrn Habichs gar nicht recht war. Doch Holofernes bestand darauf und das Kind wurde in dem alten gothischen Dome der Stadt also getauft.

Als der Zug die Kirche verließ, sagte Holofernes zu Habichs, an dessen Seite er ging:

„Diese Alfanzereien und Spielereien mit dem Heiligen, wozu ihr Leute die Wehrlosigkeit eines unschuldigen, unbewußten Geschöpfes mißbraucht, gefallen mir im Ganzen gar nicht; aber etwas ist mir bei der Taufe des kleinen Junius doch lieb, nämlich, daß er sie in einem erhabnen, riesenhaften, wahrhaft großen, fromm und künstlerisch gedachten Spitzbogenschiffe, umweht von kühlen Dämmerungsschauern empfangen hat, und vor allem, daß die Fenster dort alle aus vortrefflichen Glasmalereien bestehen, die das hereinbrechende Licht zugleich erhöhen und dämpfen und jenen eignen, wunderbaren Zusammenguß von brennendster Farbenglut und ehrwürdigster Nacht,

von träumerischester Gestaltenbevölkerung und heiligster Einsamkeit erzeugen, der sich, einmal geschaut und empfunden, mit leiser, doch überwältigender Macht in jede Brust versenkt und dort, fort und fort, ein unerschöpflicher, geheimnißvoller Quell großer und hoher Gedanken, heiliger, süßer Empfindungen bleibt. Glaubt mir's Schwager' der wichtigste Theil der Erziehung des Kleinen ist nun schon vollbracht, dadurch, daß schon so frühe die Gewalt jenes Eindrucks auf seine noch ungeübten und unbewahrten Sinne los und eingebrochen ist, wie ein kriegerisches Heer in eine unbewachte Festung!" —

„Kann Euch nicht ganz verstehen und beistimmen, Schwager (sprach Habichs). Kann überhaupt das viele Schwatzen über unwichtige Dinge nicht leiden. Die Glasbilder sind recht zierlich und bunt; aber wenn man sie sieht, ist's gut; und kommt man aus der Kirche wieder heraus, so hat man sie gesehn, und's ist auch gut. Weiß nicht, was Ihr mit dem Versenken, und dem unerschöpflichen Quell, und den heiligen Gefühlen ꝛc. wollt, das sind so schnurrige Redensarten in Eurem Geschmack." —

„Nicht doch, Herr Schwager! Wenn Ihr dergleichen auch noch nie an Euch erfahren habt, könnt Ihr's denn nicht nachfühlen, wie zum Beispiel ein einziger bedeutungsvoller Blick von einer Geliebten (mag sie auch nachher vergessen oder gestorben oder treulos geworden sein), in einem süßen geweihten Augenblick gespendet und empfangen, ein ganzes künf-

tiges Leben leis und mild vergolden und verherrlichen kann; nicht anders, wie die untergegangne Sonne über einer ganzen Gegend einen befriedenden, beseligenden Erinnerungsschimmer zurückläßt, als ob alle Rebenhügel und Wälder ringsum über die Herrlichkeit der geschiednen Gottheit still und innig nachsännen?" —

„Das mag bei Euch so sein; aber ich habe nie Zeit gehabt, Romane zu lesen, denn ernsthafte Geschäfte hinderten mich daran. Ueberhaupt bin ich einmal ganz anders constituirt, und danke Gott dafür. Aber wenn das Alles auch seinen Grund hätte, so könnte doch bei einem ganz unvernünftigen Kinde, das noch nicht sprechen, noch nichts verstehen kann, gewiß keine besondre Wirkung der Art stattfinden, und ich danke Gott dafür; denn mein Junius, wie Ihr ihn leider doch einmal genannt habt, soll ein tüchtiger Geschäftsmann werden und der hat den Henker was mit heiligen Gefühlen, hohen Gedanken und dergleichen belletristischem Plunder zu schaffen."

Da lachte Holefernes schadenfroh, aber aus gutem Herzen, und sprach: „Bester Schwager, Eure frommen Wünsche helfen Euch jetzt nichts mehr; das ist verspielt! Wißt Ihr nicht, daß dieser Eindruck, eben weil er der erste bedeutende, auch der entscheidende ist; die erste Schule noch ganz ungeübter und nun plötzlich aufgerüttelter Fähigkeiten? Zehn Jahre lang schlummert er vielleicht in Eurem kleinen Junius, dann aber tritt er mit Macht hervor, in Gedanken

und Wort, in Reim oder Farbe, in Gesinnung und Schöpfung und bedingt die ganze Lebensrichtung. Alle herrlichsten Dichtungen sind nur ein Zurückbesinnen in die früheste Kindheit des Dichters hinein; sie ist der eigentliche Fonds und giebt den Kern; alle Lebenserfahrung giebt nur das Bei- und Coulissenwerk. Ja eigentlich ist alle Poesie nichts weiter, als ein Zurückerinnern an den Moment des Erzeugtwerdens, wo durch die ewige Urkraft des erobernden Hingebens und hingebenden Eroberns das junge Organon als Keim gestaltet wurde und von nun an das lebendige Gesetz des Wachsens, Aufblühens und geistigen Fortwerdens unwiderruflich in ihm pulsirte. Und je energischer, reiner und edler dieser geheimnißvolle Augenblick gefeiert und genossen wurde, desto reicher und tiefer ist dereinst das Gemüth des Werdenden. Ich könnte füglich noch weiter gehn und das Göttliche im Menschen von Keim zu Keim zurückverfolgen bis zum Urkeim, und dann ist am Ende alle Poesie, im Innern des Poeten betrachtet, nichts, als ein dunkles aber mächtiges Zurückerinnern an jenen ersten, heiligsten und gewaltigsten Augenblick der sich entäußernden Liebe, wo das Donnerwort Gottes: Es werde! das unendliche, wüste Nichts durchzuckte, so daß es, süß und schaurig erbebend, sein Wesen verlor und fortan mit Millionen von Keimen eines freudigen, rüstigen, schwellenden Lebens unwiderruflich schwanger ging. Und in diesen Keimen waren und fühlten wir ja auch schon. Alle

Dichtung ist hiernach nichts, als ein leismahnender, schwacher, stümperhafter Nachhall jenes ersten Schöpfungsworts, aber bei aller Mangelhaftigkeit doch eine sichre Gewähr der Gottähnlichkeit des Menschen, mithin auch der individuellen Unsterblichkeit. Ich deute Euch dies hier nur flüchtig an, behalte mir aber vor, es in meiner herauszugebenden Aesthetik, wenn ich sie je schreiben sollte, gelahrt und gründlichst zu erörtern. Die werdet Ihr aber wahrscheinlich nicht lesen, bester Schwager, denn ich sehe jetzt schon, daß Euch meine Theorie nicht zusagt; ihr seht verdrießlich, ja, wie mir scheint, sogar bleich und entsetzt aus. Also, um auf unser Thema, d. h. auf Junius und die Macht der ersten Eindrücke zurückzukommen: meint Ihr, daß man brauchbare Müllereisel unter Rosenbüschen erzieht? Hättet Ihr Euren Jungen in Eurem gespenstig nüchternen Thurmbüreau, das auch einen gewaltigen Eindruck macht, einen gewaltig langweiligen nämlich, taufen lassen, dann hättet Ihr vielleicht hoffen können, einen Kaffabuchautomaten aus ihm zu ziehn. Nun aber ist's verdeil und Ihr habt einen Poeten, ein Genie zum Jungen." —

Bei diesen beiden Worten, die dem Herrn Habichs die unleidlichsten in der ganzen Sprache waren, schauerte er zusammen und schwieg, theils aus Schreck, theils, weil er nach seiner Meinung heut überhaupt schon viel zu viel geschwatzt hatte, wobei nichts herauskam. „Also ein Vagabund!" seufzte er nur

ganz still in sich hinein, denn dies Wort hielt er für gleichbedeutend mit: Poet und: Genie. Doch den Eindruck der Prophezeihung kräftig abschüttelnd, dachte er im nächsten Augenblick: „Ach was, dummes Zeug!“ Holofernes aber lachte für sich und weidete sich herzinnig an dem Entsetzen seines Schwagers.

Unter solcherlei Gesprächen, wobei es Herrn Habichs grün und blau vor den Augen geworden war, kamen sie endlich bei der Wöchnerin an, um die sie, eintretend, einen Kreis von Damen kaffeetrinkend und klatschend versammelt fanden. Da war nun an Herrn Holofernes das Blaßwerden und Erschrecken, denn das Gespräch versammelter Weiber machte auf ihn ganz denselben schauerlichen Eindruck, wie auf manche das Krahen und Greinen eines gewaltsam rückwärts geführten Griffels auf der Schiefertafel. Er faßte sich jedoch bald und grüßte Alle mit leisspöttelnder, lintischer Höflichkeit. Hierauf ging's an's Ueberreichen der Pathengeschenke. Da hatte sich nun Frau Habichs eingebildet, ihr Bruder werde mit einem Röllchen Goldstücke aus seiner Ersparniß oder gar seiner Goldmacherfabrik herausrücken. Sie wußte schon genau, in welche Ecke des Schreibtisches sie selbige verstecken würde, und wie sie sie dem kleinen Junius alle Jahr zu seinem Geburtstage einmal zeigen wollte und ihm dann jedesmal erzählen, daß sie vom Onkel wären und daß er sie einmal haben

sollte (was den Jungen freilich nicht satt gemacht hätte); und so wollte sie das Röllchen aufheben, bis Junius heirathete (ein vermögendes Mädchen natürlich, und dann wollte sie ihm für die Goldstücke Hemden, Tischtücher und Servietten kaufen. Alles das war schon genau berechnet, nur die Hauptsache fehlte noch. Nun denke man sich den Aerger und das Erstaunen der Frau Hablichs und ihres Gemahls (denn auch der hatte auf etwas Solides und Honettes gerechnet), als Holofernes ein dünnes, buntes, mit grillenhaft grotesken Arabesken auf dem Deckel verziertes Büchlein hervorzog und dies mit den Worten überreichte:

„Da Euch doch vor allem daran gelegen seyn muß, daß Euer Junge was lernt, da aber die gewöhnliche Methode verabscheuungswerth ist und den Menschen sowohl schlecht, als dumm macht: so schenke ich dem Jungen hiemit dies ABC-Buch, auf das ich wohl stolz sein kann, denn ich habe solches selbst ersonnen, gesetzt, gedruckt, geheftet und eingebunden. Auch habe ich die Bilder darin selbst verfertigt. Diese Bilder werden Ihnen Allen, meine Herrschaften, etwas sehr plump und grob vorkommen, ich weiß es: aber Sie werden gewiß begreifen und zugeben, daß zierliche, geleckte Bilderchen die Phantasie des Kindes, deren Erweckung man doch durch Bilderbücher allein bezweckt, nur träge, feige und zahm machen können. Man zeige ihm erst das Ungestalte, Verzerrte, Verzeichnete, aber in starken,

lecken Strichen, so daß sichs dem jungen, weichen Hirn einprägt. Dann wird der angestammte Schönheitssinn im Knaben sich dagegen empören, ankämpfen und ringen und so unwillkürlich, durch eigne Kraft, das Schöne zu ersinnen anfangen, bis die dunkle Kraft sich zur Einsicht reinigt und verklärt und das Wohlgefallen an Harmonie und Schönheit dann ein selbsterrungner, unverlierbarer Sieg ist. Dies wird und muß um so mehr geschehn, da in der Fratze schon der geheimnisvolle Schlüssel, die kräftigste Hindeutung zur Schönheit, ja die Schönheit selbst enthalten ist, nur verschoben und auseinandergestreut wie ein wohlgebildetes Gesicht im Hohlspiegel, wie das Licht durchs Prisma gebrochen. Sie werden, meine Damen, diese Bemerkung gewiß selbst schon beim Studium der verschiedenen Malerschulen gemacht haben. Da sehen Sie immer aus der steifen, rohen und fratzenhaften Manier die großen Meister hervorgehen, aus den göttlichen Schöpfungen dieser aber, in raschem Abfall, die geleckten, lüsternen, gedankenlosen, affectirten Weichlinge; und ein Erheben erfolgt immer erst dann wieder, wenn das oberflächliche Treiben solcher Academiker in handgreifliche Abgeschmacktheit und Barbarei ausgeartet ist. Was insbesondere die unverhältnißmäßige Größe der Köpfe zum übrigen Körper bei meinen Figuren betrifft, so hat das noch einen andern Grund. Wenn Sie die sonst so treffliche Technik, namentlich älterer deutscher Meister, be-

trachten, so werden Sie ihnen gewiß nicht den totalen Mangel an Auge zutrauen, daß selbige nicht gewußt hätten, wie ihre Köpfe gar nicht auf die kleinen, verkrüppelten Leiber passen, so daß alle Figuren wie Zwerge aussehn. Aber sie hielten das Bild eines Menschen nur für Mittel, einen Charakter, oder, was hier dasselbe ist, eine Idee zu versinnbildlichen. Nun ist Ihnen bekannt, daß das menschliche Antlitz die Efflorescenz, Quintessenz, der Auszug aus dem ganzen innern und äußern Wesen des Menschen ist; alle andern Glieder, obgleich in ihrem lebendig bewegten Einklang mitwirkend zum Siege über das Gemüth des Beschauers, sind doch nur Hülfstruppen. Dies drückten die alten Maler, auf ihre naive Weise, mechanisch durch die großen Köpfe und kleinen Leiber aus. Oder geben Sie nicht zu, meine Damen, daß es Unsinn wäre, ein Portrait zu besitzen, wo unter der Brust alles Andre abgeschnitten ist, und doch sich einzubilden, man besitze eine Erinnerung an den ganzen Menschen, wenn das Gesagte nicht seine Richtigkeit hätte? Man könnte sonst eben so gut sich von einem werthen Freunde eine Hand oder einen Rücken, die in mancher Stellung auch charakteristisch und unverkennbar sein können, malen lassen und zum Andenken aufbewahren. Auf diese hohe Wichtigkeit des menschlichen Angesichtes wollte ich auch meinen kleinen Neffen in den Bildern aufmerksam machen. Auch hängt die Erkenntniß davon genau mit dem

Geiste des Christenthums zusammen und Junius soll kein Heide werden.“ —

Holofernes hatte seine Rede mit Willen so lang ausgedehnt, um sich an den versammelten Frauenzimmern, die ihm einen solchen Schreck beigebracht hatten, zu rächen. Und in der That war diese Rede für Ihrer aller Geduld eine länger und länger auszerrende Folterbank, so daß diese Geduld beinah zerrissen wäre. So lange verurtheilt zu sein, anzuhören, ohne ein Wort mitzusprechen, und was noch schrecklicher ist: Gedanken anzuhören! Dabei mußten sie noch süße und aufmerksame Gesichter schneiden, um ihren Mangel an Verständniß nicht merken zu lassen. Sie ließen unterdeß, zu einigem Troste, das ABCbuch im Kreise herumgehn und besahen die Zeichnungen; aber zu ihrer Pein durften sie jetzt nicht einmal über die verzerrten Figuren lächeln oder gar spöttelnd zischeln, da sich Holofernes dieserhalb in unverständlichen, mithin verdammt gescheuten, Ausdrücken gerechtfertigt hatte.

„Wirklich höchst interessant!“ flüsterte jetzt ein Fräulein, das einmal zwölf italienische Vokabeln auswendig gelernt hatte, mithin eine sehr gebildete Dame war. Dies wollten alle Andern wie ein Feldgeschrei hastig auffassen, und rüsteten sich schnell und einmüthig, ihre Zungen wieder auf's rascheste als Mühlräder in Bewegung zu setzen, indem sie die Ströme mannigfacher Reden darüber hinschäumen, rauschen, sprudeln, plätschern und platschern ließen;

aber Holofernes war ganz unbarmherzig. Mit höhnischem Lächeln stürzte er sie zurück in den gähnenden Höllenabgrund des Schweigens und Zuhörens, indem er sich so zu Herrn Hablichs wandte:

„Was den Inhalt des Büchleins betrifft, so müßt Ihr Euch nicht wundern, lieber Schwager, wenn derselbe gänzlich von dem gewöhnlichen abweicht, ja Ihr werdet schwerlich die darin als Leseübung enthaltnen Sätze verstehn; selbst Sie, meine geistreichen Damen, würden sich kaum ganz darein zu finden wissen. Ich könnte als Grund anführen, daß, indem ich aus einer fertigen und klaren Gedankenreihe einzelne bedeutsame Glieder herausreiße und diese, mit Wegwerfung der Zwischenglieder, räthselhaft hinstelle, dadurch die Denkkraft des von Natur neu- und wißbegierigen Kindes angespornt würde, das Fehlende durch eigne That zu ergänzen. Möchte dies nun gelingen, oder nicht, so wäre es auf jeden Fall eine Uebung der Kraft; und Erweckung der Selbstthätigkeit ist am Ende doch das A und O aller Erziehung. Aber meine Gründe gehn noch tiefer. Man gebe nur ja den Kindern bei ihrem ersten Unterricht Gedanken zu lesen, die gänzlich über ihrem Bereich liegen! Dadurch allein kann das Ahnungsvermögen, und durch dies allein die Sehnsucht nach dem Göttlichen, die Verwandtschaft der Seele mit dem Drüben, aller Glauben und alle Begeisterung, kurz: die Einheit des Einzelngeistes mit dem Urgeiste erhalten werden. Gebt Ihr aber den Kin-

dern nur das, was sie handgreiflich und hausbacken, als erworbnen und fertigen Besitz in die Taschen des Wissens schieben können, so erzieht Ihr nüchterne, egoistische, in oberflächlichem Selbstgenügen sich überhebende Materialisten und Atheisten, die auch nicht einmal in ihrer Niedrigkeit glücklich sein können, denn bald wird Ueberdruß und Ekel sie auch zu irdischem Genuß unfähig machen; denn auch dieser hat seine ewig anfrischende Würze nur in einem tief verborgnen geistigen Kerne, in einem Beischmack vom Höchsten, vom Göttlichen. — Auch habe ich mich wohl vor einer sichtbar werdenden Verbindung und Regelmäßigkeit gehütet, sondern im Gegentheil nach möglichster Confusion gestrebt; denn wenn sich dem Kinde bei seiner ersten Belehrung gleich ein fertig gebautes, ausgemessnes und abgezirkeltes System auch nur dunkel einprägt, so bleibt es zeitlebens ein Knecht, eine Versteinerung. Es soll aber ein frischer Bach werden, der seine Bahn selbst wählend, Dämme durchbricht und auf eignem Wege sich das Unendliche sucht." —

Jetzt aber hatte Holofernes seine schadenfrohe Laune gesättigt und es that ihm nun leid, länger seine Perlen unter die — Hühner zu werfen. Er zog rasch noch eine Kapsel hervor und nahm aus derselben ein kurzes und plumpes hölzernes Rohr, das an dem einen Ende mit einem seltsam geschliffnen Glase geschlossen war. „Dieses Guckglas (sagte er), das ich auch selbst geschliffen habe und dessen besondre

Eigenſchaften ſich von ſelbſt offenbaren müſſen, ohne daß ich mich darüber auslaſſe, bitte ich dem kleinen Junius zu geben, wenn er mein ABCbuch ganz durchſtudirt hat und überhaupt leſen und ſchreiben kann.“

Frau Habicht nahm neugierig das Glas und ſah hindurch. Erſt ſah ſie nur ein Gewirr von Farben, alle Umriſſe verſchwemmen und verwiſcht. Sie blickte ſchärfer; da ſaßen plötzlich, ſtatt ihrer Klatſchſchweſtern, eben ſo viel Gänſe vor ihrem Auge, Herr Habichs als verdrießlich zuſammengeduckter Rabe, ſeltſam ſchwarz unter den weißen, und Holofernes als ein ſonderbar bunter, fremder Vogel. Aber in einem Nu, ehe ſie das Bild noch recht erfaßt hatte, war es wieder in geſtaltloſem Gewirr verſchwunden. Erſchreckt und verwirrt nahm ſie das Glas vom Auge, gierig griff ihre Nachbarin darnach. Der ging es genau ebenſo und ſo machte das Glas die Runde bis zu Herrn Habicht, der es, leiſe brummend: „Impertinente Sottiſen!“ ſeiner Frau zurückgab, die es in die Kapſel ſteckte und weglegte. Alle Damen machten ein verlegnes, ſüßliches Geſicht, das eine wilde Augenauskratzbegierde nur halb bemäntelte; Holofernes aber ſprach: „Ich entnehme aus Ihrer Verlegenheit, meine Damen, daß Sie nicht wiſſen, was Sie aus meinem Pathengeſchenk machen ſollen. Ohne Zweifel haben Sie gar nichts durch das Glas geſehn (die Damen machten ſchweigend Beiſtimmungsgeſichter, obgleich es nicht wahr war); ja! es iſt auch nur für ganz beſonders conſtruirte Augen, wie

sie mein kleiner Neffe besitzt, berechnet. Doch nun leben Sie wohl und nehmen Sie meinen herzlichen Dank für die schöne, unvergeßliche Stunde, die Sie mir durch Ihre angenehme Unterhaltung gewährt haben. Hierauf küßte er den kleinen Junius und mit seinem alten Gruß: „Guten Morgen, liebe Schwester! guten Morgen, lieber Schwager!“ war er aus der Stube und fort. Alle waren consternirt und verstimmt, Frau Habichs nur, die erst beinahe des Todes gewesen war, sich durch die magern Geschenke ihres Bruders vor der ganzen Gesellschaft zu blamiren, blickte ihm jetzt stolz nach und einen Blick des Triumphes rings umher werfend, sprach sie: „Es ist doch etwas Schönes und Pathetisches um die wissenschaftliche Gelehrsamkeit, wodurch der Aufschwung der Menschheit zur Würde des Erhabneren bezweckt wird! Wenn er nur geheirathet und eine ordentliche Hauswirthschaft hätte, der liebe Bruder!“ —

Der kleine Junius wuchs und wurde ein starkes, frisches blondlockiges Kind. Hinter dem Hause seines Vaters lag ein großer, schöner Garten. In diesem brachte er alle schönen Tage zu und wuchs so mit den Blumen auf. Zu merken ist, daß er kaum ein Paar Worte sprechen konnte, als er auch schon anfing, in wunderlich wilder Melodie vor sich hin zu singen. Je mehr er sprechen konnte, je schweigsamer wurde er im Reden und je beredter in kleinen, abgerissenen Liedern. Eins derselben hieß:

„Die blanke Schüssel rollt hinter den Berg. Auf welchen reichen Wollenbetten da liegt eine schöne schöne Riesenfrau in goldne Schleier gewickelt. Die winkt mir immer auf ihren Schooß: Komm her! ich geb' Dir zu trinken aus der goldnen Sonnenschüssel und setze Dich aufs schwarze Pferd der Nacht, das springt herum unter den Sternlein über den ganzen Himmel, da stolpert's am Mondeshorn und bäumt sich und fällt hinunter in den schwarzen Schlund. O weh, du armes Kind!" — Als nun Junius so alt geworden war, daß er anfangen sollte, zu lernen, nahm Herr Habichs einen stillen jungen Menschen zum Hauslehrer an, der sollte ihm Alles beibringen vom ABC an, vorzüglich aber ihn gehörig in der edlen Rechenkunst unterweisen. Für den Anfang wurde ein schönes ABCbuch gekauft, denn das vom Onkel Holofernes wollte Herr Habichs seinem Sohn nicht in die Hand geben, damit er sich nicht tolles Zeug in den Kopf setze. Aber der kleine Junius wollte durchaus nichts begreifen, so sehr sich der Lehrer auch quälte; ja er lachte diesen aus und sprach zu ihm, wenn er mit dem Buche ankam: „Ach geh!" als ob er gar nicht glauben könne, es sei Ernst damit, daß er sich die Schnörkel da behalten solle. Da der Lehrer aber in den Scherz des Knaben durchaus nicht einging und von seiner ernsten Verfolgung nicht abließ, ward es dem Knaben zu arg und er entwischte jedesmal, wenn er merkte, daß die Lehrstunde kam, und versteckte sich in dem großen

Garten unter Büsche und Blumen, so daß er erst lange gesucht und dann unter Thränen und Sträuben herbeigeschleppt werden mußte. Da nun gar nichts half, so holte die Mutter einmal, als der Herr Habichs im Thurm war, das bunte ABCbuch vom Onkel hervor, um dem Jungen durch die Bilder und den bemalten Einband Lust am Lernen zu machen. Wenn er nachher im Zuge wäre (dachte sie) könne man das Buch immer wieder vertauschen. Und wirklich, da Junius das Buch erblickte, saß er auf einmal da, wie angezaubert, blätterte erst neugierig darin, jauchzte vor Freude auf; auf die Mahnung des Lehrers aber ward er still und fing mit diesem von vorn an, das ABC durchzugehn. Und nun entwickelte der früher ganz unfähig Scheinende mit einemmal eine außerordentlich rasche Fassungskraft und in so leichtes und festhaltendes Gedächtniß, daß er schnell lesen lernte und bald das ganze Buch durchhatte. Die Mutter wollte es ihm öfter vertauschen, aber beim Anblick des andern, ganz liederlosen und sehr modern lederuen Buches, rief er jedesmal gleich aus: „Was soll ich mit der Klappermühle?“ und lief davon. Die im Buch des Onkels Holofernes enthaltnen Sprüchlein und Lehrübungen waren aber folgende:

Das ABCbuch des Onkels Holofernes.

Im **A** ist's Z schon hingestellt.
Im A, B, C, hast Du die Welt.

Die Biber bauen früh und spat.
Für Bettlerseelen ist der Staat.

Der Crösus sammelt Hauf zu Hauf.
Du bau zur Welt das Chaos auf.

Das Drommedar die Wüst' durchzieht,
Weil es da drüben Datteln sieht.

Der Esel trägt den Müllersack.
Die Elle taugt für's Schneiderpack.

Der Floh saugt nur so lange Blut,
Als es Dein Finger leiden thut,

Gazelle klimmt zur höchsten Höh',
Daß sie die tiefsten Gründe seh'!

Wo nur ein freier Hirsch erscheint,
Sind Hunde gegen ihn vereint.

Die Insel liegt so glücklich still,
Wie wer sein Ich bewahren will.

Der Knutenheld beherrscht die Welt,
Der Kaufherr ist ihm zugesellt.

Siehst du den Läufer rennen dort?
Dahinter her kommt auch der Lord.

Die Mandel knack', sonst schmeckt sie nicht;
Der Meister weiß, wie er's verflicht.

Den Nackten kleidet jeder nun.
Im Schifferaum kann der Neger ruh'n.

Giebst Du nur her zum Ochsen Dich,
Ein Ochsentreiber findet sich.

Selbsttäuschung ist des Pastors Kniff;
Der Pudel tanzt zu falschem Pfiff.

Die Quaker quaken also stark;
Warum? sie freuen sich am Quark.

Der lange Rechtsweg führt zum Sumpf;
Der Rache Schwert ward leider stumpf.

Im Kothe wälzet sich das Schwein,
Und wird durch keine Seife rein,

Und wo ein Pfaff nur Tinte schaut,
Ihm's gleich, wie vor dem Teufel graut.

Der Ur brach einstens durch den Hain;
Jetzt wagen Unken kaum zu schrei'n.

Das Volk bleibt still nun immerdar.
Vulkane spei'n nicht jedes Jahr.

Den Baum reiß bei der Wurzel aus;
In dieser Welt geht's gar zu kraus.

Hyſilon iſt nicht Deutſch fürwahr;
Die Hacht bringt manche fremde Waar'!

Der Sclave baut das Zuckerrohr;
Die Zukunft guckt dort hinten vor.

Was du denkſt, das biſt du.

Denke rein und edel und du biſt rein und edel.

Von Allem, was du denkſt, ſprich nur das Trefflichſte aus, von Allem, was du ausſprechen möchteſt, ſchreibe nur das Trefflichſte nieder. Dann bleibt der geiſtige Auszug deines Weſens Genuß und Erhebung für Jahrhunderte.

Eine Sprache iſt Alles, was ein Volk gedacht hat, das vergeiſtigte Volk ſelbſt. Je edler das, was du von deiner Sprache dir als dein eigen eroberſt, je edler ſtehſt du in deinem Volke da.

Warum liegt in jeder Sprache ein unerſchöpflicher Quell ewig wechſelnden und immer treffenden Wohllauts? Weil Gott ein großer Muſikant iſt und uns Alle nach ſeinem Bilde ſchuf. — Gott liebt die Lerche mehr, als die Eule.

Wenn dein Herz zu voll wird von der Wonne des Seins, überfällt Dich unendliche Bangigkeit. Dann weinſt du eine Thräne oder machſt ein Gedicht und die Bangigkeit löſt ſich zum Frieden.

Das Weltall ist eine Thräne am Wimper der Gottheit. — Weshalb ist auch die kleine Erde, dieser schwebende Maulwurfshügel, für uns ein herrliches Ganzes von unergründlichen Schönheiten schwanger?

Weil die Welt Gottes erhabne Dichtung ist.

Eine Dichtung ist unendlich, das heißt: ganz und unendlich im Ganzen und ebenso ganz und unendlich im kleinsten Theil. —

Wenn du nicht mit dem gleichen Gefühl süßer Befriedigung eine reife Weintraube essen kannst, wie du in die Abendröthe blickst, so bist du ein Schwächling.

Es ist nicht genug, daß du den Ton in dir trägst; soll er wahrhaft da sein, so ist nöthig, daß du ihn spielst. Dazu aber gehört eine Geige, die aus Holz gefügt, und Saiten, die aus Schaafdarm gedreht sind. Das vergiß nicht!

Träume nicht in Orangenhainen und halte es nicht für ein Verdienst, wenn dir eine unwillkürliche Wonnethräne im Auge zittert. Die Welt soll nicht auf dir spielen, sondern du auf ihr. Deshalb überwinde und lerne sie. Erklimme den Berg und den Baum mit eigner Kraft und Anstrengung, dann schau hinab und genieße von oben den schönen Frieden des Thales.

Kräftige deinen Arm fürs Schwert und zum mächtigen Umfassen eines geliebten Wesens, übe deinen Mund zu Rede und Kuß, trinke keinen Mondschein, sondern Rheinwein.

Leute, die sich einbilden, aber der Welt weis

machen, sie schwämmen in der Luft, ganz nahe beim Monde, auf seligen Inseln, voll süßer Seufzerhauche, umher, nennt man wohl zuweilen Dichter. Aber wer jenen Mann erkannt hat, auf dessen Götterstirn das gewaltigste, geistigste Anschaun, auf dessen attisch lächelnder Lippe das vollste, kräftigste Genießen der ganzen Welt thronte und der dastand mit festen, markigten Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde, wer den erkannt hat, der nennt sie Fabler.

Vertiefe und verliebe dich nicht in's Blumen- und Früchte-Pflücken, schau auch einmal wieder auf zu den Sternen.

Glaube nicht, daß Reichthum an Gedanken den Menschen groß und weise mache. Wenn auf das unmündige Hirn die unzählige verwegene Schaar der Sinneneindrücke losstürmt, dann zeugt jeder derselben ein Gedänklein und es schwirrt und wirbelt von diesen, wie von Heupferden und Mücken im Sommer. Aber der kräftige Geist vertilgt sie, indem er in vielen nur Eins sieht. So schreitet er fort und wird reich durch immer größere Armuth an Gedanken. Er wird göttlich, wenn er bis dahin dringen kann, in Allem nur einen einzigen Gedanken zu sehn. Dieser Urgedanke aber weiß und fühlt sich selbst, wirkt ewig lebendig fort und wird Gott genannt. Deshalb heißt es: Selig sind die geistlich Armen. — Alle niedre Wissenschaft ist Zusammentragen des Vielfachen; alle höhere: Vereinfachung derselben bis zum ersten Grundgedanken. Keiner der einzelnen

Bausteine ist verloren gegangen; aber sie sind nicht mehr in wüsten Haufen verstreut, sondern zu einem Dom geworden, zu einer individuellen Einheit, die mit einem einzigen erkennenden Blick überschaut und verstanden wird. So nur wird der todte Stoff lebendig.

Du siehst Millionen von Gestalten in blendender Erscheinung und in allen Trieb, Leben und Wechsel. Du siehst tausend Sterne kreisend auf- und abgehn und das Vielerlei des Seins, Werdens und Vergehns will deinen Geist erdrücken. Aber alles dies ist und wird nur nach einem einzigen ewigen Gesetz, und nach einem so einfachen, daß es sich mit einem einzigen Wort erschöpfend aussprechen ließe. Aber das Wort weiß nur der Eine, der es selbst ist. —

Gewöhne dich daran, in jedem Ding nicht blos die Gestalt, sondern in der Gestalt den Gedanken zu sehn. Dann bist du schon hinieden von einem Himmelreich göttlicher Ideen umgeben und erfüllt und brauchst kein mißtönendes Kirchenlied vom irdischen Jammerthale abzuwinseln. —

Die Pflanze ist ein stilles Leben und gehört dem Allgemeinen an. Kaum träumt sie sich selbst. Das Thier fühlt sich im Einzeldasein und abgetrennter, eigner Bewegung; es hört, sieht und geht auf Raub aus. Deshalb findet man bei den Völkern, die am meisten Fleisch essen, die größte Macht in der Auffassung des Gegenständlichen (Objectivität), wie bei den Engländern; bei denen aber, die meist von Pflan-

gen leben, das sinnigste und tiefste Versenken in sich selbst (Subjectivität), wie bei den Andern.

Iß Beefsteak und fliehe das gedankenlose Brüten!

Sei voller Empfindung, so bist du doch leer, wenn sie der Gedanke nicht gestaltet.

Das Gefühl ist gut; aber es ist nur Farbenschmelz. Der Gedanke ist die Zeichnung und offenbart allein den Geist des Meisters fest und erkennbar.

Du wirst dich nicht in die Göttlichkeit hineinfaulenzen und empfindeln.

Versage deinem Geist die kühnsten Flüge nicht, sollten sie auch an Tollheit gränzen. Welch eine kecke Tollheit wäre für den trocknen Rüchterling das Dasein des Weltalls, wenn er die Shakspearsche Komposition und Unergründlichkeit darin zu sehn verstünde!

Bete nicht, sondern denke! das heißt: Bete! Aber dein Denken sei hoch, rein und muthig, daß Gott sich daran freue.

Lerne nur die zwei Worte begreifen: Ich bin; dann wirst du an Gott und Unsterblichkeit glauben.

Kannst du nicht den kleinen Finger verlieren, ohne daß dein Ich dadurch vermindert werde? Bleibst du nicht geistig ganz und derselbe? — Wähne nicht einen Fetzen Gott in der Hand zu haben, wenn du einen Baumzweig abreißest.

Es ist Faulheit und schändliche Wollust, zu glauben, daß wir uns einst in ein großes, allgemeines Meer von Ewigkeit auflösen und darin selig herum-

schwimmen werden. Wir sind und bleiben Bergstrom, jeder für sich durch eigne Kraft seinen Weg durch Fels, Stämme und Sand bahnend und Gott wird uns Ufer zu setzen wissen bis in alle Ewigkeit, auf daß unsere Kraft und That nicht, im allgemeinen Gleichgewicht sich träge wiegend, untergehe.

Ein hoher König hatte in seinem Krönungssaale viele kostbare Kleinodien und Edelsteine. Da trat er zu dem schönsten, und sprach: „Du leuchtest schön, aber dumm, denn du weißt und willst es nicht.“ Darauf schloß er den Edelstein in eine prächtige Kapsel, diese wiederum in eine minder prächtige und sofort immer in größere und unscheinbarere, bis der Edelstein zuletzt in tausend sich umschließenden Kapseln steckte. Die äußerste war roh, dick und plump. Darauf warf er ihn in die schlechteste Rumpelkammer seines Palastes und sprach: „Da liege! Behalte die Kraft, zu leuchten, und werde was du kannst!“

Als der Edelstein so in Nacht verschlossen lag, fühlte er zum erstenmal sich selbst, denn er sehnte sich nach dem alten, freien Lichte. Und so stark schossen seine sehnsüchtigen Strahlen durch alle Poren der tausend Verhüllungen, daß die äußerste, aus dem unedelsten Stoffe gebildet, es nicht vertragen mochte. Sie bekam Risse und sprang ab. Da sah der König einmal in die Rumpelkammer und sprach: „Ei! du siehst nun schon schmucker aus in deinem zweiten Kleide; du gehörst in ein besseres Gemach.“ Und er brachte ihn in ein solches. Aber des Edel-

steins Sehnsucht nach dem Lichte des Krönungssaales wuchs mächtiger und mächtiger, und mit ihr seine Leuchtkraft. Eine Kapsel sprang, doch erst nach langem Mühen, nach der andern ab und jedesmal that der König ihn in ein prächtigeres Zimmer. In der letzten Kapsel endlich hätte sich wohl mancher Stein ganz behaglich gefühlt, denn sie war herrlich geschmückt und durchsichtig. Aber der Edelstein hatte den Krönungssaal nicht vergessen und hatte nicht Ruh noch Rast und strahlte sein Empfinden von sich, als ob er in Lichtflammen sein ganzes Wesen ausblitzen wollte. Und vor der Riesenkraft reinster Strahlen barst die letzte Kapsel und fiel klirrend zu Boden. Da nahm der König den Stein, trug ihn in den lichten, herrlichen Krönungssaal an seinen alten Platz und sprach: „Nun leuchte fort in Ewigkeit, dir zur Lust, mir zur Verherrlichung! denn du errangst dir jetzt, was erst dir geschenkt war. Es ist dein eigen, du weißt es und willst es."

(Ende des ABCbuchs.)

Der kleine Junius konnte sich an dem ABCbuch nicht satt lesen. Er mußte freilich nun schon anfangen, auch in andern „Kinderbüchern" zu lesen: aber er that es nur mit dem größten Ekel und kehrte zu jenem immer wieder, wie zu einer Erfrischung, zurück. Die Geschichtchen vom kleinen, ungezogenen Fritz und vom unvorsichtigen Franz und vom stillen frommen Lottchen und von Helmuth dem Frieden-

störer und dergleichen Plunder mehr, empörten sein junges Herz. Und wirklich, wie kann man so blödsinnig sein, Kindern dergleichen verderbten, süßelnden, sittenrichtelnden, affectirten, zugleich albernen und altklugen Kram aufzuzwingen? Die Kinder sind nicht kindisch, wenn wir sie nicht erst dazu machen. Sie sind nur noch nicht fähig, ihre Gedanken rund und klar auszudrücken. In diese Unfähigkeit bannen wir sie aber fest, wenn wir in dergleichen Schmierereien ihren Kinderton, der für sie nur schlechter Nothbehelf ist, und den sie nur als solchen erkennen und deshalb bekämpfen und überwinden sollen, unnatürlich und geziert nachäffen und ihnen so einbilden, es sei etwas Recht's dahinter, und man müsse so sprechen und schreiben. Dadurch werden sie künftig in träger Ungeschicktheit erhalten und viele bleiben in fortwährender Unmündigkeit des Geistes. Und das ist noch lange nicht das Schlimmste; denn offenbar gewöhnt solche Unnatur das junge Gemüth an Coquetterie und Heuchelei; und wir haben es wirklich schon so weit gebracht, daß kein Wort mehr gesagt wird, wie es empfangen und empfunden ward. Wir sind durch und durch lächerliche Marionetten und kommen uns dabei nicht einmal komisch vor. Daran haben freilich jene sogenannten „Kinderschriften" allein nicht Schuld, und es wäre ein langes Kapitel. Aber ein schlechter Kerl oder Dummkopf ist der, der solch ein Buch schreiben kann; ein Thor

überhaupt der, der eine eigne Kinderliteratur gelten läßt. —

Der Leser hat ohne Zweifel schon einen Holofernes'schen Beischmack im Munde, und so will ich denn ohne Umschweif gestehen, daß obige parabore und leidenschaftliche Stelle von den Worten: Und wirklich, wie kann man ꝛc. Wort für Wort aus einem Tagebuche des Holofernes entnommen ist, das man in seinem Nachlasse fand. Es werden sich im Verlauf dieser Geschichte vielleicht noch mehr Gelegenheiten ergeben, solche Rhapsodieen einzuflechten, und ich werde sie dann jedesmal, um nicht mit falschen Federn zu prunken, mit der Ueberschrift: A. d. T. d. O. H. das heißt: Aus dem Tagebuch des Onkels Holofernes, bezeichnen.

Der kleine Junius empfand instinctartig, was sein Onkel eben gesagt hat. Nie las er in seinen Kinderbüchern anders, als in einem parodierenden Tone, wobei er die possirlichsten zimperlich-ehrbaren Gesichter schnitt. Dies machte es ihm allein möglich, das Buch nicht gleich in die Ecke zu schmeißen und fortzulaufen. Nur seinem ABCbuch widmete er sinnigen Ernst. Seine Mutter wollte ihn oft davon abbringen (ihrem Mann durfte sie's gar nicht sagen) und sprach: „Bist du schon wieder über dem Zeuge? Laß es doch endlich einmal!" — „Ach Mutter es stehn so schöne Sachen drin," sprach dann Junius. „Ach was, schöne Sachen! verstehst Du denn etwas davon?" Da sah Junius seine Mutter groß an, denn

er verstand nicht, was sie mit dem Verstehn sagen wollte. Wäre aber Holofernes dabei gewesen, so würde er etwa so gesprochen haben: „Liebste Schwester, laß doch den Jungen! Kommt es denn überhaupt darauf an, ob der Mensch etwas *versteht*? Nimm alles zusammen, was man so eigentlich versteht, ich meine: so recht einfach und gemüßigt versteht, und was bleibt von unserm ganzem Reichthum übrig? Du meinst vielleicht, du verstehst, daß man Geld verdienen soll, weil man essen und trinken muß, um zu leben; das kommt dir ganz natürlich und handgreiflich vor. Aber warum mußt du essen? Und wie erhält die Speise dir das Leben? Verstehst du das? Gewiß nicht. Es würde mich aber zu weit führen, dir begreiflich zu machen, daß du eigentlich gar nichts begreifst, denn ihr Frauen nehmt Alles so grade hin, wie es ist, und das *Nachdenken* richtet euch wahrlich nicht zu Grunde. Ich aber sage dir: wir *wissen* unendlich viel, aber wir *verstehen* unendlich wenig und das Höchste, was wir wissen, ist das, was wir am allerwenigsten verstehn, nämlich: Poesie und Religion." —

Uebrigens hatte Frau Hadichs das ABCbuch der Vorsicht wegen selbst durchgelesen, und war darüber dreimal eingeschlafen, was sie für einen großen Triumph der Gelehrsamkeit ihres Bruders hielt, denn jedesmal, wenn sie aus dem Schlafe auffuhr, um weiter zu lesen, sprach sie: „Ist doch ein grundgescheuter Mann, mein Bruder." Da sie nun außer-

dem merkte, daß das Wort: Gott, oft darin vorkam und einmal sogar ein Spruch aus der Bibel, so dachte sie: „Das muß doch recht fromm sein.“ Und das war ihr lieb, denn sie wünschte, daß Junius dereinst recht fromm würde aus drei Gründen:

1) Weil er, wenn er zu Gott recht inbrünstig um guten Fortgang des Geschäftes bete, gewiß erhört und dadurch ein sehr reicher Mann werden würde.
2) Weil fromme Männer am meisten geneigt sind, sich eine Frau zu nehmen, um einen ehrbaren, gottseligen Haushalt zu führen.
3) Damit Junius nach dem Tode nicht in die Hölle, sondern mit ihr zusammen in den Himmel käme, wo sie dann die Rolle der zärtlichen Mutter recht gemüthlich und bequem in alle Ewigkeit mit ihm fortspielen könne. —

Solche Begriffe habt ihr von Religion! Wenn's hoch kommt, ist sie euch eine Seligkeitsversicherungsanstalt, in die man sich, sollte es einem auch unbequem werden, doch aus Vorsicht durch Gebet und Gottesdienst einkaufen muß. —

Nunmehr prahlte sie auch gern mit ihrem Sohne vor ihren Klatschschwestern. Sie rühmte seine Fortschritte und wie schön er schon lesen könne, wußte ihn mit seinem ABCbuch herbeizulocken und es durch „seine Winke“ (durch die plumpsten Sticheleien nämlich) so einzurichten, daß die Klatschschwestern ihn aufforderten, ihnen draus vorzulesen. „Nun Klei-

ner, laß uns doch einmal etwas hören!“ Junius schwieg. „Nun Junius, wirst Du nicht artig sein?“ sprach dann die Mutter und sah ihn mit einem zurechtweisenden Pareiebefehlblicke an. Da mußte er schon dran, so ungern er es that. „Das Buch hat sein Onkel Heloiernes selbst für ihn verfaßt,“ warf Frau Habichs, als Junius schon den Mund öffnete, noch flüchtig, aber mit Wichtigkeit hin; die Klatschschwestern stießen mit einer kleinen Kopfbeugung und angenehm überraschtem Lächeln noch ein „So?“ und „O!“ aus, und Junius las laut und fest. Bei den unverständlichsten Stellen blickte Frau Habichs die Klatschschwestern, die sehr dumm lächelten, mit herausforderndem Selbstbewußtsein an. Nach einigen Sätzen sprach sie: „Es ist genug, lieber Junius! Du kannst jetzt spielen gehn.“ Aber erst streichelte und küßte sie ihn, und die Klatschschwestern streichelten und küßten ihn auch in der Reihe herum, so daß ihm angst und bange wurde, und sprachen und schnatterten zu ihm: „Du hast wirklich allerliebst gelesen, lieber Kleiner!“ und „Wie alt ist der Kleine jetzt, Frau Habichs?“ und „Wirklich alles Mögliche!“ Als er endlich aus der Stube geschlüpft war und draußen freier aufathmete, sprach Frau Habichs, indem sie einen preciösen Demuthblick gen Himmel warf und mit einem frommen Dankseufzer: „Dem Himmel sei Dank! er hat wirklich außerordentlich viel Talent zum Genie.“ — „Außerordentlich!“ stimmten die Klatschschwestern bei. Als sie sich

aber sechsmal empfehlen hatten (einmal vor dem Sopha stehend, zweitens an der Stubenthür, drittens in der geöffneten Stubenthür, viertens im Flur vor der Treppe, fünftens am Fuß der Treppe, sechstens und längstens an und vor der Hausthür) und zusammen noch auf der Straße gingen, sahen sie sich mit einem leisen Ansatz zu einem noch ungebornen spöttischen Lächeln gegenseitig an, und wußten schon, was sie dachten, ehe noch eine sprach. Endlich brach eine das Schweigen und sagte mit liebevoller Bosheit: „Die gute liebe Frau! sie hat ihren Kleinen sehr lieb, und das schätz' ich außerordentlich an ihr. Aber der Himmel wende ihr Herz von Hochmuth ab! Es ist wahr: der Knabe ist weit genug für sein Alter — " —

„Nun, so was Besondres sehe ich eben nicht an ihm," warf eine zweite, mit schnippischer Nase, hin.

„Und wenn ihn die gute Frau nur nicht völlig verdirbt (sagte die dritte besorgt). Am Ende zieht sie nichts, als einen Papageien aus ihm."

„Das ist sehr zu befürchten," stimmten Nr. 1 und 2 bei und nun trennten sie sich, und jede ging mit befriedigtem Herzen heim.

Der Leser wird sich wundern, daß bei der ersten Bildungsgeschichte des kleinen Junius gar nichts von dem nur einmal erwähnten, stillen jungen Menschen und von Herrn Habichs selbst gesagt wird. Aber das ist ganz natürlich. Der stille junge Mensch war eben ein stiller junger Mensch, von dem, vor der

Hand, hier gar keine weitere Schilderung entwerfen zu werden brauchte, wenn es eine wahrhaft vollständige Zoologie gäbe; denn der Leser könnte dann unter der Rubrik: Einheimische Hausthiere, den Artikel: der gemeine deutsche Hauslehrer nachschlagen. Nicodemus (um ihm doch einen Namen zu geben) war sehr arm, und seine Existenz hing von der Zufriedenheit des Herrn und der Frau Habichs ab; da ersterer aber täglich zwölf Stunden im Thurme saß, hauptsächlich von der Frau Habichs. Theils dies, theils ein durch Noth von Kindheit anerzogenes Pflichtgefühl ließen ihn sein Lehrgeschäft bei Junius mit unerschütterlich gleichmäßigem Eifer und der gewöhnlichen, das heißt: sehr gewöhnlicher Einsicht ergreifen. Je nachdem Junius rasche oder langsame Fortschritte machte, stand der Lehrer in Gunst oder Ungunst bei der Frau Habichs; ja noch mehr: die raschen Fortschritte schrieb sie lediglich dem Genie ihres Sohnes, die langsamen aber der Ungeschicklichkeit des Lehrers zu. Dieser erschrak bei jeder sauern Miene der Gnädigen, denn gleich fiel ihm, durch eine rasche Ideenassociation, das Wort: „Fortgejagt werden" ein, an das sich unmittelbar ein andres: „Hungern" anschloß. Es war ein Glück, daß Junius wirklich rasch faßte, sonst wäre die Stellung seines Lehrers die qualvollste von der Welt gewesen. Das ABCBuch des Onkels Holefernes behagte ihm gar nicht und in einem kühnen Augenblicke wagte er's, der Frau Habichs schüchtern vorzustellen, es seien

Dinge darin enthalten, die einem Kinde gefährlich werden, oder wenigstens es verwirren könnten. Da blickte die Gnädigste ihn vornehm und imponirend an, und sprach: „Sie werden sich doch nicht herausnehmen wollen, von meinem gelehrten und berühmten Bruder Holofernes zu proponiren, daß er so stupend oder so malcontent sein könne, seinem eignen Neffen ein Buch zu machen, das sein phantastisches Vermögen zu giftigen Principien insinuiren könne? Wahrscheinlich (fuhr sie gütiger und fast angenehm lächelnd fort) sind, Sie junger Mann, in der höheren Wissenschaft noch nicht so weit instigirt, um alle Tendenzen des Buches gehörig zu verstehen; aber ich habe es selbst gelesen und versichre Ihnen, daß es mir nicht gefährlich geworden ist, und weil mein lieber Junius es einmal so will, so behalten Sie es auch ferner zum Unterricht bei und stören Sie den Knaben nicht in dem Entwicklungsgange, wozu die Fähigkeiten seines Talentes ihn treiben. Nur (fuhr sie mit einem Drohung andeutenden Seitenblicke fort) dürfen Sie, wie Sie wohl wissen, meinem Gemahl nichts davon effektuiren, denn er ist in solchen Dingen durch pedantische Bornirtheit eigenthümlich und versteht den Aufschwung höherer Seelen nicht.“

Und Nicodemus machte ein ganz gehorsamstes Kompliment und behielt, gegen seine Ueberzeugung und anfangs mit stillen Gewissensbissen, das ABC-buch bei; wie er denn überhaupt die versinnlichte Geduld war, gefesselt an den Felsen des Stillschwei-

gens, wenn auch der Geier: Weiberlaune ihm täglich die Leber fraß.

Uebrigens wurde er, außer dem Stundengeben, von der Frau Habichs auch noch zu allerlei kleinen Nebendiensten gebraucht, als da sind: ihr die Baumwolle mit beiden Händen zu halten, wenn sie solche abwickeln wollte, Stickmuster abzuzeichnen, zu frankirende Briefe auf die Post zu besorgen und das Geld dafür auszulegen (ein paarmal bekam er es gar nicht wieder, weil er zu schüchtern war, es zu fordern), einmal sogar, sagt die Fama, zum Stubenkehren, weil grade niemand anders bei der Hand war, vor allem und hauptsächlich aber, ihr aus der Lesebibliothek recht schöne (das heißt möglichst schlechte) Romane zu besorgen, und selbige, damit der Herr Habichs es nicht merkte, während dessen Anwesenheit in seiner Stube zu verbergen. Denn durch den romantischen Hang ihres Junius (wie sie es nannte), fühlte sie sich gleichsam verpflichtet, eine ähnliche Richtung einzuschlagen, um ihrem Söhnlein nicht nachzustehn; und so erwachte die lange unterdrückte Lesesucht in ihr mit neuer, verdoppelter Wuth. — Alles dies verrichtete Nicodemus aufs devoteste, und war froh, daß ihm nichts Aergeres angesonnen wurde.

Herr Habichs aber bekümmerte sich wenig um seinen Sohn, denn er hatte keine Zeit dazu. Nur selten controllirte er nach den Büreaustunden den Stand seiner Fortschritte, indem er ihn etwas lesen ließ. Natürlich mußte dazu eins jener erwähnten, süß-

lichen Kinderbücher genommen werden. Der travestirende Ton und die ironischen Gebehrden des Knaben beim Lesen bemerkte Herr Habichs, der blos für Zahl und Geschäft Auge und Ohr hatte, nicht, er bemerkte blos die Geläufigkeit, und da er diese in der Ordnung fand, so nahm er Alles ohne Lob und Tadel hin, wie wenn er ein revidirtes Cassabuch richtig befand. Uebrigens fand durchaus kein Gemüthsverhältniß zwischen ihm und seinem Sohne statt, denn Herr Habichs betrachtete ein Kind nicht als einen Menschen, sondern lediglich als ein Ding, in dem die Menschwerdung erst dann aufdämmre, wenn dasselbe es in der Zinsrechnung zu sicherer Geläufigkeit gebracht habe. Bis dahin war Junius für ihn nur ein unnützes, verdrießlich störendes Hausmöbel. Für die Frau Habichs hingegen war er ein zierendes Spielzeug, das man, etwa wie einen porcellanenen, nickenden Pagoden, den Besuchenden zeigen, Kunststücke vormachen und bewundern lassen kann. Der größte Theil der Bewunderung fiel dann natürlich immer auf die Frau Mutter zurück.

In dieser Zeit, und als Junius scheu mit dem Schreibenlernen beschäftigt war, bekam die Frau Habichs zu ihrer großen Freude (denn sie hatte ja nun ein Spielzeug mehr) ein Töchterchen, das Malwina genannt wurde. Des Herrn Habichs Gesicht dabei war weder süß noch sauer. Eine Tochter war ihm nicht recht, weil sie kein Geschäft treiben konnte,

und doch konnte er hoffen, einst durch sie eine angesehne und nützliche Verbindung einzugehn. So ließ er es dahin gestellt sein. Junius aber hatte in dem lächelnden, schwarzäugigen Kinde das erste Wesen gefunden, das er von ganzer Seele lieben konnte. Sie ward der Morgenstern, der dem hellen Liebestage seines Lebens vorleuchtete.

Am schlimmsten hatte es dabei die kleine, häßliche Katze, die bisher, seit Junius nicht mehr zum Plüppchen zu brauchen war (denn zu tändeln müssen Weiber immer etwas haben) bei der Frau Habichs Kindesstelle vertreten hatte und demgemäß auf dem Schooß gewiegt, gehätschelt, getätschelt, überfüttert und gegen jede Beleidigung mit edler Entrüstung vertheidigt worden war. Natürlich fand Frau Habichs ihr eignes Töchterlein nun noch viel niedlicher als die kleine häßliche Katze. Diese wurde vom Schooß geworfen und fortan mit Fußtritten in gehöriger Entfernung gehalten, bekam auch kein Futter mehr. Ein wichtiger Abschnitt in ihrer Ausbildung, denn sie soll seitdem gelernt haben, sich selbst Mäuse zu fangen. Dies Letztere stehe nur hier als ein Fingerzeig für denkende Eltern, die ihre Kinder zu einer edlen Unabhängigkeit erziehen wollen.

Aber auch für Junius nahte sich eine wichtige Lebensepoche. Er hatte nämlich schnell schreiben gelernt und seinem Vater eines Abends ein schöngeschriebenes Probeblatt überreicht. Dies war nach Herrn Habichs Meinung die erste beachtenswerthe

Lebensregung des Knaben und er ſchenkte ihm einen Groſchen und ermahnte ihn, nun mit Fleiß ans Rechnen zu gehen, denn dies ſei die Hauptſache im Geſchäft, folglich auch im menſchlichen Leben.

Den andern Tag aber, als Junius nach vollbrachter Lehrſtunde in den Garten ſpielen gehn wollte, gab ihm die Mutter, obgleich Herr Habichs es verboten hatte, das Guckglas des Onkels Holofernes mit.

Junius nahm es ſpielend in die Hand, ſprang in den parkähnlichen Garten und vertiefte ſich in die Irrgänge deſſelben bis zu ſeinem Lieblingsplätzchen am äußerſten Rande des Gartens. Hier warf er ſich, ſelig froh, unter einem uralten, blühenden Lindenbaum nieder, an dem ein heller Quell leis plätſchernd vorbeizog. Blumen neigten und ſchmiegten ſich an ſeine friſche Wange, als wollten ſie ihn ſtreicheln, um und über ihm ſummten emſige Bienen. Da führte er, halbträumend, das Guckglas zum Auge und richtete den Blick hinauf in die blühenden Zweige. Aber Himmel, wie ward ihm! Wie von tauſend Blitzen, bunt und wirr verſchlungen, zuckte es mächtig vor ſeinem raſch geblendeten Auge und dazu rauſchte, brauſte und ſang es auf ihn los in rieſiger Klangesmacht, als ob von allen Seiten Donnerſchläge über ihn herſtürzten. Ein ungeheures Labyrinth von zuckenden Lichtern und, aus ſeinen Tiefen dringend, ein tauſendſtimmiger Rieſenchor.

Ueberwältigt und betäubt ſank Junius zurück und ſchloß zitternd die Augen. Doch der Schrecken, der

ihn danieder warf, war eben so süß gewesen, als furchtbar. Er konnte nicht widerstehn, und von wenniger Bangigkeit durchschauert, führte er das Glas wieder zum Auge und schaute rund um sich auf Zweige, Blumen, Quell und Himmel. Wieder stürmte es mächtig auf ihn ein, aber er hielt kräftig aus, und wie er immer länger, freier und muthiger um sich blickte — siehe! Da legte sich der Tumult gemach, das Wallen des Lichtmeeres wurde zu leiserem Wogen, das Wogen zu unmerklichem Zittern und schau! nichts waren die Blitze gewesen, als die Fülle der Farben und Gestalten ringsum, wie er sie sonst schon oft geschaut hatte, aber zu einem so unaussprechlichen Lichtglanz erhöht, und doch wieder gemildert, daß der ungewöhnte, bewilderte Sinn so hohe Schönheit auf die ersten Augenblicke nur als Chaos auseinander gerissner, wirrender Glanzstücke und Streifen in sich aufzunehmen und walten zu lassen vermochte. Und auch das vielverschlungne, durcheinander hallende Donnergerell ließ, so schien es, nach, und wie der Mond befriedigend aus dem Kampf zerrißner Nachtwolken tritt, so tauchte leissäuselnd die Harmonie aus dem Riesengefecht der Klänge und horch! was er für Donner gehalten hatte, war nichts, als das Brausen und Flüstern der Zweige, das Plätschern und Rauschen des Quells, das Summen und Dröhnen der Bienen, das Girren und Zwitschern der Vögel, wie Junius es sonst gehört, nur daß es ihm mit eins, allmächtig und ver-

ſtändlich, voll und reich bis ins tiefſte Herz hinein zitterte und klang. Und was er ſonſt als ein einziges, dunkelverworrenes Tönen vernommen hatte, darin fühlte er jetzt tauſend unterſchiedne deutlich erkennbare Stimmen und doch umflutete es ihn in einem einigen Wogenſchlage des Wohllauts. —

A. d. T. d. O. H.

Es giebt gar keinen Unterſchied von laut und leiſe. Es iſt nur, je nachdem man's hört. Wenn wir Abend's nicht einſchlafen können und eine einſame Mücke uns um das Ohr ſingt, Alles umher ſtill, wenn wir uns dann ganz in dieſen zudringlich peinigenden und doch unwiderſtehlich feſſelnden Singſang vertiefen, ſo klingt es lauter im Ohre, als ein lebhafter Marſch eines ganzen Muſikcorps mit Trommel, Triangel und halbem Monde. Ja der lauteſte Schall, wenn er anhaltend iſt, wird nach und nach für unſern Sinn völlig identiſch mit der allertiefſten Stille, ſo wie die gewaltigſte Bewegung dann den Eindruck majeſtätiſcher Ruhe macht. Dies verſteht nur der, der mindeſtens einen Eisgang des Rheins einmal mit angeſehn hat, wo man bald zu der Ueberzeugung kommt, die Eismaſſen ſtünden ſtill und nur das Ufer fliege an ihnen vorbei, ſo wie: die Eismaſſen machten durchaus keinen Lärm, ſondern das Ufer, auf dem man ſein eigen Wort nicht hören kann, ſei ſtumm geworden. Hören wir doch ſelbſt den

donnernden Umschwung unsrer eignen Erde nicht, und der Sonnenuntergang ist für uns ein langsam feierliches Schauspiel, da sich doch die Erde mit der Geschwindigkeit einer abgeschossenen Kugel dreht. Wenn einmal plötzlich die Erde und der ganze sausende Sternenschwung still stünden, dann würde diese ungeheure Stille auf unser Ohr sicherlich ganz denselben Eindruck machen, als ob mit eins ein furchtbares Krachen zermalmend auf uns einbräche. —

Immer klarer und heller ward es vor Junius Auge und Ohr, jemehr er seinen Blick durch das Glas übte, und eine neue Wonne durchströmte warm alle seine Glieder. Alles um ihn her war so zauberschön, wie sonst nur Träume sind, und doch fühlte er, daß er erst jetzt Alles in seiner eigensten Wirklichkeit erkenne. Alle Formen und Gestalten traten in bedeutsameren, kräftigeren, schwungvolleren Umrissen hervor und doch weich und mild verschmolzen, wie nie. Er sah nicht blos, wie die Dinge aussahn, sondern auch, was sie bedeuteten. Die geheimnißvollen Hieroglyphen der Natur hatten für sein Auge unmittelbare Verständlichkeit gewonnen, ohne an süßem Reiz zu verlieren, denn je mehr er forschte und an lebendiger Erkenntniß eroberte, desto mehr blieb zu forschen übrig, desto reicher und geheimnißvoller umschlang ihn das noch nicht Erkannte. Und die tausend Sangweisen um ihn grüßten ihn trauter und trauter, je inniger er lauschte; und wurden zu

lobpreisenden Liedern, die ihm Alles, was dem Auge noch versiegelt war, aus dem Innersten der Erscheinung heraus schmeichelnd anvertrauten. Sie waren die Seele, das ächteste Wesen der Dinge selbst. Er konnte nicht sagen, daß es Worte wären, was er hörte; aber in seinem Innern wurde all das wonnige Geräusch augenblicklich zu lebendigen Gedanken und die Gedanken zu wohllautendem Wortstrom, der im Drange, hervorzuquellen, ihm fast die Brust zersprengen wollte. So bebte in ihm das Säuseln der Linde nach, freilich unendlich schwächer, als er es vernommen hatte:

Zum Schooß des Reinsten, was der Erd' entschwillt:
In himmelspiegelnd heilig heitre Flut,
Versank das Reinste, was vom Himmel quillt:
Ein Lichtstrahl, zitternd leis aus heil'ger Glut.

Er zuckte Leben in den Keim, den Zwerg,
Der aus sich selbst nun schwoll und wuchs und schoß,
Bis er gen Himmel ragte, wie ein Berg,
Und tausendfach sich theilte, Spreß um Spreß.

So ward aus weicher Flut und zartem Licht
So Formenpracht, wie Heldenkraft, gewebt;
Schau, wie sich Strahl um Strahl zum Blatte flicht,
Wie Well' auf Welle bis zum Wipfel strebt!

Es nimmt und spendet Licht der Blüthe Mund,
Gleich Deinem Aug', das Himmelsstrahlen sprüht,
Und flüsternd thut er Dir die Sage kund,
Wie Geistigstes am schaffendsten durchglüht.

Wie Mildestes sich eint zu höchster Kraft,
Zu längster Dauer allerfeinster Stoff,
Wie Leben sich an Leben mächtig rafft,
Wo reinstes Licht in reinste Erde traf.

Und was so irdisch strotzend zu Dir spricht,
So fest in Erdenbrust zu wurzeln scheint,
Ist nichts, als helle Welle, heil'ges Licht,
Zu Stamm und Krone wundersam geeint.

Die Bienen summten:

Ich schweife fort auf irrer Wanderfahrt,
Und was mich lockt, erblick' ich hier und dort,
Ich küsse tausend Blüthen jeder Art;
So gehts von einer Lust zur andern fort.

Doch was ich schwärmerisch und wirr genoß,
Das trag' ich endlich sorgsam sinnend heim,
Da bau' ich draus ein wohlgefügtes Schloß,
Mit tausend Zellen, voll von süßem Seim.

Und starb da draußen schon die Blumenschaar,
Flieg' ich vergebens aus nach Blüthenkuß:

Ist all das Süße, was mein eigen war,
Daheim erhalten mir aus einem Guß.

Und in dem Seim, den ich bereitet still,
Fühl' ich die ganze, lichte Frühlingswelt;
Nur wer im All das Eins erringen will,
Dem glückt's, daß er das All sich froh erhält.

Die Vögel sangen:

Die Erde die liegt so weit und groß,
Und schlummert und träumet leis;
Dort Palmenstolz, hier friedliches Moos,
Und keins vom andern was weiß.

Da formte der fernendurchschweifende Geist
Ein Stücklein vom feinsten Thon,
Und schmückt' es, daß es schillert und gleißt;
Habe Dank, Du Lüftesohn!

Und von muthwilliger Winde Hauch
Schuf er ihm die Seele bald:
„Da fliege Du hin von Strauch zu Strauch,
Da fliege von Wald zu Wald!"

„Da fliege Du hin von Land zu Land,
Und mach', als Herold recht,
Süd, Nord, Ost, West mit einander bekannt,
Geschlechter mit Geschlecht."

„Was Du von der Palme Träumen geschaut,
Das singe den Tannen im Nord,!
Und was die Tanne Dir ernst vertraut,
Das bringe den Palmen dort!“

„Und wie es im Grünen schlummert und lacht,
Das kunde den Lüften blau,
Und wie es im Aether athmet und wacht,
Das singe der träumenden Au!“

So fliegen wir leicht von Land zu Land,
So streifen wir hin und her,
Und flechten singend ein goldnes Band
Um Himmel und Erd' und Meer.

Und nickend lauschet die volle Welt,
Und eins im Traume das andre sieht,
Denn unser Sang hat das All gesellt
Zu einem einzigen jauchzenden Lied.

Und leis verklingend hallte das Lied der Lerche nach:

Die Sternlein dort sing' ich zur Ruh,
Die Blümlein weck' ich auf,
Und schließen die dort die Aeuglein zu,
Schau'n die verwundert hinauf.

Und die Quelle rauſchte:

In der Erde Buſen ſchwillt es,
Heil'ge Kräfte werden wach,
In einander treibt und quillt es,
Strömt zuſammen Bach in Bach.

Und in ſilberhellen Brunnen
Drängt es wallend ſich hervor;
Quelle grüßt das Licht der Sonnen,
Jauchzt ihm zu im Orgelchor.

Was da drinnen tief gewaltet,
Plaudert ſie Dir freundlich aus,
Wie's hier draußen ſich entfaltet,
Geht ſie dann auf Kundſchaft aus.

Einmal ihrer Gruft entriegelt,
Weilt ſie nie an einem Ort,
Doch, was flüchtig ſie geſpiegelt,
Kennt und liebt ſie fort und fort.

Wie die Bäume ſchnell entrücken!
Hinten bleibet Strauch und Moos;
Aber friſches Waldentzücken
Nimmt ſie mit im hellen Schooß.

Tiefſter Erdennacht entriſſen,
Leis' von Himmelslicht erhellt,

Faßt ſie in lebend'gem Wiſſen
In ſich auf die ganze Welt.

Himmelsſtrahlen müſſen wecken,
Doch erhalten muß die Flut;
Waſſer iſt das heil'ge Becken,
Drin des Lebens Spende ruht.

Und hundert und hundert andre ſüße Mährchen und Sagen und tiefe Worte drangen aus Blüthe, Blatt, Gras und Luft dem Knaben ans Herz; aber ſie tönten ſchöner, reiner, klarer und voller, als er ſie in menſchlicher Sprache nachzudenken vermochte, und tauſend innige Augen lächelten und grüßten dazu. Selig und leicht ging er umher und ging weiter und weiter, und überall neue Geſänge, neue Verkündigungen, neue Offenbarung; und doch war eins im andern ſchon enthalten, Alles nur wie lieblich wechſelnde Variationen auf ein einziges, ewiges Thema. Und dieſe Grundmelodie war ihm ſo neu zugleich, und doch ſo altbekannt. Er mußte ſie ſchon einmal in frühſter Kindheit, ehe er nachdenken konnte, irgend wo gehört, aber dann lange, lange vergeſſen haben, meinte er. Sie hatte ſo lange in ihm geſchlummert. Und das hatte ſie wirklich, aber nicht ſeit Jahren her, wie er ſich einbildete, ſondern ſeit Jahrtauſenden.

A. d. T. d. O. H.

Ich glaube, es hat's schon längst einer gesagt: daß der Mensch nichts erlernen kann, als das, was er schon weiß. Hätt's noch keiner gesagt, so würde ich jetzt diesen Gedanken, als einen ganz originellen, meiner eignen lieben Eitelkeit wie einen besondren Leckerbissen vorsetzen. Aber mag's auch ein Andrer gesagt haben, so hat's diesmal auch für mich seine Tiefe und Wahrheit.

In uns ruht vom Beginn der Dinge her eine eingeschlummerte Allwissenheit. Da sind unzählige Bilder, Gestalten, Worte und Gedanken, gleich den Einwohnern jener Stadt, die durch Zauber versteinert waren; und so werden wir in diese Welt der Erscheinungen und Klänge geworfen, wie blinde Hündlein. „Nun schaff Dir selber Rath und finde Dich zurecht!" Aber wenn der rechte Ton oder Strahl von außen in unser Innres hineinfährt, da wird da drinnen das zu ihm gehörende Bild oder Wort aus dem Zauberschlaf geschreckt, erlöst, wird lebendig, wie das Memnonsbild beim Gruß der Sonne. So lebt die ausgestorbne Stadt auf und da ist ein Volkstrubel und Gewirr, da wogt und webt eine lebendige Ideenwelt, so daß wir schon hier meinen, ein Gedankenall in der Brust zu hegen und es kaum ertragen mögen. Wie wird es uns erst dort werden!

Und dies gilt nicht blos von den Erscheinungen der

Natur, ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhange, auch nicht blos von den allgemeinen innern und äußern Eigenschaften des Menschen, nein! auch von der ganzen Weltgeschichte, ihrem Verlauf und Zusammenhange bis zu den einzelnsten Charakteren, zu den geringsten, scheinbar zufälligen Thatsachen. Es war uns Alles schon unbewußterweise bewußt, sonst könnten wir gar nichts davon verstehn. (Ein Beweis übrigens, daß auch das Kleinste wichtig, weil es göttliche Offenbarung ist). Zumal einen Charakter könnten wir gar nicht begreifen, wenn wir ihn nicht ganz, sein Hassens- und Liebenswerthes, sein Hohes und Niederes schon in uns selber trügen, mithin nachfühlen könnten, und so tragen wir wirklich jeden nur möglichen Menschencharakter in uns, das heißt jeder einzelne Mensch ist zugleich der Inbegriff der ganzen Menschheit. Er weiß es nur in keinem Augenblicke ganz, sondern heut weiß er dies, morgen jenes, und dies weiß er öfter, als jenes. Die Durchschnittssumme derjenigen Eigenschaften, Empfindungen und Gedanken, deren Bewußtsein sich bei ihm am häufigsten wiederholt, nennt er dann: seinen Charakter. Ich aber weiß, daß ich in Augenblicken schon Nero und Caliban gewesen bin, und daß ich Alles sein kann. Uebrigens entspringt aus dem Satz: jeder Mensch ist zugleich der Inbegriff der Menschheit, die tröstende Ueberzeugung, daß keiner, von wel-

cher Seite er sich auch eine Spanne Zeit hindurch zeige, für die Ewigkeit verloren gehn kann.

Man hat sich, nach allem Gesagten, gar nicht so übermäßig zu verwundern, daß ein Mondsüchtiger Klavier spielen kann. Die ewigen Gesetze der Musik liegen in jedem, und dies ist ein augenblickliches, energisches Zurückbesinnen. Auch die ganze Scherin von Prevorst ist so, ohne sinnige Frömmelei, genügend commentirt. Es ist eben nichts weiter, als daß wir früher einmal Alles gewußt haben, was da war, ist, und sein wird. Unsere Bestimmung hier ist, dies Wissen selbstthätig wieder aus uns heraus zu entwickeln, so weit das begrenzte Lokal es gestattet. Großes Vorgerücktsein in dieser Fähigkeit macht, wenn es formell erstarrt, den Philosophen; wenn es in lebendigem Fluß und Werden bleibt, den Dichter, das heißt die eine Seite des Dichters. Die andre ist, daß er dergestalt bis auf den Grund der Sprache sieht, wie einer, der von der Oberfläche des Meeres mit einem Blick alle seine Tiefen durchschaute, alles Lebendige und Herrliche, was sie hegen, alle Thiere, Korallen, Perlen, alle versunknen und vergeßnen Schätze und Städte.

Wie Junius, im Genuß seines neuen Glückes, umherschwärmte, kam er unvermerkt aus seines Vaters Garten heraus in eine schöne, waldige Wildniß, welche die Stadt von einer Seite begrenzte und an den Garten stieß. Da sah er eine duftige, glühende Walderdbeere stehn, und die Zweige darüber säuselten:

Wie die ganze Welt ſich ſenket
In des Menſchen ſtille Bruſt,
Was er von ihr ſinnt und denket,
Das nur wird ihr ſelbſt bewußt —

Und wer ihm in's Herz geſchauet,
Nennt die Welt erkennend ſein:
Alſo iſt herabgethauet
Leis von jedem Zweig im Hain

Aller friſchen Einſamkeiten
Selig labendes Gefühl,
Alles Girren, Liebesſtreiten,
Rauſchen, Schwirren, Waldgewühl.

Und in jener ſüßen Beere
Ward's ein holdes Angeſicht,
Das mit Lächeln, was er wäre,
Neu zum Walde ſelber ſpricht.

Denn des Waldes ganze Seele
Iſt in ihr erſt aufgelebt;
Schattenlied der Philomele
Selber ward in ſie verwebt.

Schon im Dufte, leis verſtäubend,
Kündet Waldgeheimniß ſich;
Koſte ſie! und überſtäubend
Kommt Waldwonne über Dich.

Junius ließ ſich das nicht umſonſt ſagen. Er aß die Beere, und wie trunken, und doch kühl und frei um die Stirn, ſtreifte er weiter, denn er hatte im Aroma der Beere das ganze würzig friſche Waldleben durchgekoſtet. In der Fülle ſeines Herzens begann er zu ſingen:

Welches Wunder! es beginnen
Draußen tauſend ſüße Lieder.
Welches größ're Wunder! drinnen
Tönen tauſend ſüß're wieder.

Jeder Klang, zum Herzen hüpfend,
Findet drinnen den Geſellen;
Lächelnd, durch einander ſchlüpfend,
Plätſchern ſie in Klangeswellen.

Singt es draußen, ſingt es drinnen?
Oder ſingt es allerorten?
Bin ichs ſelber? Oder ſpinnen
Zweig und Blüthe ſich zu Worten?

Nun, ſo will ich niedertauchen,
Und nicht weiter danach fragen,
Heiß nur in die Friſche hauchen
Wunderſeligſtes Behagen.

Aber zwiſchen den ſüßen Sang fuhr mit einemmal wie ein ſcharfiges, roſtiges Schwert, das einen Ro-

ſenzweig zerſchneidet, eine ängſtliche heiſre Stimme: „Junius! Junius!“ und herankeuchte Nicodemus, vom Geſange endlich richtig geleitet, athemlos und glühend, mit verwirrten Haaren, an denen einige Waldblätter hängen geblieben waren, und ſein philiſterhaftes Antlitz mit phantaſtiſcher Ironie ausſchmückten.

„Gott ſei Dank! da biſt Du ja. Komm gleich mit zur Mutter! Ach! ich habe Deinetwegen viel leiden müſſen, unglücklicher Knabe! Wie kannſt Du Dich auch ſo rückſichtslos bis nach dem Mittageſſen herumtreiben und uns Alle in Angſt ſetzen? Und Du weißt, daß Dein armer Lehrer immer das meiſte dabei zu leiden hat. O Gott! was muß ein armer Teufel nicht Alles herunterſchlucken!“ —

Und herunterſchlucken hatte er viel müſſen, in der That. Die Frau Hablichs hatte, als Junius immer und immer nicht nach Hauſe kam, erſt den Garten durchſuchen laſſen und dann, in ihrer Seelenangſt, das ganze Haus in Bewegung geſetzt. „Das kommt davon (fuhr ſie den armen Nicodemus an) wenn Hauslehrer ſich einbilden, ihre Zeit für ſich anwenden und in albernen, gelehrten Büchern kramen zu dürfen. Werden Sie von den Büchern bezahlt, mein Herr? Werden Sie von den Büchern gekleidet und ſatt gemacht, mein Herr? Gehn Sie Ihrer Wege und nehmen Sie die Bücher mit und ſehen Sie, wie weit Sie damit kommen, wenn Sie Ihr Pflichtgefühl nicht beſſer ausfüllen wollen! Wenn Sie Ge-

wissen und Ambition hätten, so würden Sie jeden Tritt und Schritt des lieben, unglücklichen Kindes bewachen. O Gott! wer weiß, ob nicht die Fluten des Baches jetzt über seine dahingeschiedne Seele rauschen? (schluchzte sie und fuhr dann plötzlich auf:) Auf der Stelle fort und suchen Sie, suchen Sie! Wenn Sie ein Mensch von zarteren Sentiments wären, so würden Sie schon längst fort sein, ohne meine Invitation. Und wenn Sie das gute, arme unglückliche Kind nicht mitbringen, so rathe ich Ihnen nicht, mir noch vor die Augen zu kommen!" —

Nicodemus war froh, sich fort machen zu dürfen, und suchte, von dannen eilend, möglichst wenig von dem Gewitter zu hören, das ihm aus der Ferne noch nachgrollte: „Das hat man davon, wenn man einem so stupenden Menschen, einem solchen audentischem degus kambi sein Theuerstes anvertraut ꝛc. ꝛc." dies und mehr wurde als Monolog gesprochen und Nicodemus hatte wenigstens das Glück, darin nur in der dritten Person zu figuriren. In der That war es aber doch deshalb so laut geschrieen, damit er's hören sollte.

Dies Alles geschah, als man sich eben zum Mittagessen anschickte. Herr Habicks war mehr verdrießlich, als unruhig. „Dummes Herumtreiben das! Warum giebt ihm Herr Nicodemus nicht mehr zu arbeiten auf? Hätt' ich den Bengel nur erst auf dem Büreau, dann könnten dergleichen Unordnungen nicht vorkommen."

Als er nach Tiſch in den Thurm zurückging, hinterließ er aber doch den Auftrag, man ſolle es ihm ſagen laſſen, wenn der Junge wieder gefunden wäre.

Nicodemus hatte auf dieſe Weiſe nichts zu Mittag gegeſſen, aber die Angſt um ſich ſelbſt und um ſeinen Lehrling ließ ihn gar nicht zum Hunger kommen. Rufend und leuchend war er ſtundenlang im Walde umhergeſtrichen und zwar hatte er in der ganzen Zeit, ohne es zu merken, immer und immerfort, wie ein blindes Pferd in der Pulvermühle, nichts, als einen engen Kreis gemacht, immer nur wenige Schritte von Junius entfernt; ſo ſehr hatten Haß und Angſt ſeinen außerdem nicht glänzenden Ortsſinn umnebelt und desorientirt. (Man ziehe gefälligſt den Hut vor Eindürgerung dieſes Fremdwortes!) Junius würde ihn längſt gehört haben müſſen, hätte er nicht auf andere Dinge zu hören gehabt. Jetzt ſah er ihn ganz erſtaunt an, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß er ſchon ſeit Stunden in Wonne ſchwelgte. Als er aber hörte, daß Nicodemus in ſeiner Anrede des Mittageſſens erwähnte, ſprach er ganz heiter: „Ei! ich brauche nichts, ich habe ſchon gegeſſen, getrunken, gehört und geſehen. Ich habe Wohllaut in Strömen getrunken und alle Waldwunder in der rothen Beere gekoſtet. O koſten Sie auch, Herr Nicodemus!“

„Mache jetzt keinen Spaß mehr, ſondern komm!“ ſprach Nicodemus. Als er aber die vollen Erdbeerbüſche ſah, auf die Junius lächelnd hindeutete, bückte

er ſich doch, inſtinktmäßig, um ſie im Weggehn noch ſchnell mitzunehmen und ſeinen lechzenden Gaumen damit zu laben. „Nun wie wird Ihnen? (ſprach Junius) Hören Sie die tauſend ſüßen Stimmen? Fühlen Sie Waldfriſche im Athem Ihrer Bruſt und Waldeswohllaut im Schlage des Herzens?“ —

„Mach keinen Spaß, ſage ich Dir, Junius, ſonſt reizeſt Du die Mutter noch mehr,“ ſprach Nicodemus und nahm ihn bei der Hand. Junius ließ ſich zutwillig führen, ſchwebte aber mehr, als er ging, und ſang für ſich ſein voriges Liedchen:

Welches Wunder! es beginnen u. ſ. w.

Schon im Garten flog die Mutter ihnen entgegen. Man kann leicht denken, daß von Vorwürfen nicht mehr die Rede war. Junius wurde mit Küſſen auf Mund, Wange, Stirn, Kopf, Naſe und Hand faſt erdrückt: „Wo warſt Du denn, Du armer, armer Junge?“ Dies waren die einzigen, oft wiederholten Worte der Frau Hadichs. „Wo ich war? Je, Mutter, im Waldesparadieſe, wo die tauſend Stimmen von holden Wundern ſangen.“ Das überhörte die Mutter noch. Als ſich ihre Extaſe ein wenig gelegt hatte, ſprach ſie: „Aber jetzt komm und iß! Du wirſt recht hungrig ſein, Du armer, armer, armer Junge! — Nun, Herr Nicodemus! (fuhr ſie dieſen, der ganz verlegen und dumm ausſehend, wie immer die dritte Perſon bei einer rührenden Scene, dem Treiben zugeſehen hatte, etwas barſch an), Sie ſtehn noch hier? Sie hätten auch wohl ſo bisgret

ſein können, ſchon längſt zur Köchin zu gehn und ihr zu ſagen, daß ſie das Eſſen aufträgt für meinen armen, armen Jungen, damit mir das Kind nicht hungert."

Herr Nicodemus eilte im Trabe davon; aber Junius rief: „Nein, liebe Mutter, ich brauche nichts. Bleiben Sie, lieber Herr Nicodemus! ich habe gegeſſen, ich bin ganz ſatt von Waldluft und Waldernſt, ich habe alle Waldwunder in der rothen Beere gekoſtet."

Bei dieſen Worten ſtutzte Frau Hadicht ſchon einigermaßen. „Krumm und ſchief! (ſprach ſie) es iſt Dir nicht geſund, lieber Junius, wenn Dein Magen ſo lange in Inſolenz bleibt; Du wirſt mir ſonſt am Ende gar krank, Du armes, armes Kind!" (Neues Küſſen.) „Nein Mutter! ich mag, ich kann nicht eſſen, gewiß nicht! Aber erzählen will ich Dir, viel viel erzählen. Denk Dir nur, was die alte Linde mir geſungen hat! Höre!" — und hier wiederholte er den ganzen Geſang des Lindenbaums. Seine Augen funkelten, ſeine Wangen glühten, ſeine Stirn bebte; ſo ergriff ihn die Erinnerung.

Die Mutter wollte ihn erſt unterbrechen und liebreich ſchelten, aber, aufmerkſam gemacht durch den Rhythmus, horchte ſie auf, und horchte weiter und ſtand mit weit offnem Mund und vom Schreck aufgeriſſnen Augen da.

„Um Gottes Willen! was iſt Dir, was fehlt Dir Kind? Um Gottes Willen, ſprich!"

„Nichts fehlt mir, gar nichts; mir iſt gar wohl,

liebe Mutter, und ich bin sehr fröhlich, denn denke Dir nur, was die Vögel im Garten sungen!" — Hier folgte das Lied der Vögel.

Frau Habichs sah betäubt und befremdet auf Junius, dann fragend auf Nicodemus.

Dieser sprach, blaß werdend, mit zitternder Stimme: „der Kleine sprach vorher von einer rothen Beere — — —" Das Wort erstarb ihm auf der Zunge.

„Und die hab' ich auch gegessen, und den ganzen Wald hab' ich nun in mir!" rief Junius freudig.

„Im Walde, wo ich den Kleinen fand (stotterte Nicodemus weiter) habe ich früher einmal wahrgenommen, daß daselbst Tollkirsch —"

„Ach!!!" (dies soll einer jener bekannten Schreckweiberkreische vorstellen, die sich übrigens durch die im Alphabet üblichen Vocale gar nicht ausdrücken lassen. Der Leser denke sich den richtigen Ton dazu.) Fort, fort zum Doktor! Gott, Gott! mein Kind ist vergiftet! Fort! Was stehn Sie noch? O Gott, o Gott, o Gott!" —

Nicodemus rannte ohne Hut davon; Frau Habichs warf den Knaben, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, auf ihren Arm und lief wild, großen und kleinen Kamm aus den Haaren verlierend, so daß die Zöpfe und Locken herumflogen, in das Haus. Da setzte sie sich in einen Winkel, den Knaben auf dem Schoß, preßte und küßte und nudelte ihn, winselte, stöhnte, weinte und seufzte über ihm, bis Nicodemus

angerannt und mit ihm der dicke Doktor, bei jedem Schritt prustend und sich den Schweiß von der Stirn wischend, angewatschelt kam. Er ging auf den Kleinen zu, sah ihm in's Auge und faßte seinen Puls. Mit einem mißbilligenden, bedenklichen: „Hm, hm!“ zählte er die Schläge. „Also keinen Appetit sagten Sie?“ — „Nein (sprach Nicodemus) er will durchaus nichts essen.“

„Hm, hm! (fuhr der Doktor fort) Widerwille vor Speise und Trank, fieberischer Puls, vergrößerte Pupille — bedenklich, sehr bedenklich! Und irre redet er schon, sagten Sie?“ —

„Ja und er sprach auch von einer rothen Beere — “ —

„Was wollt Ihr? (rief Junius, in dem die ganze Scene den Taumel der Lust noch nicht ganz verdrängt hatte). Es war eine Erdbeere, die hab' ich auch gegessen.“ Und nun begann er auf's neu vom Kosten der Waldluft und vom Liede der Linde und der Quelle und der Bienen schwärmerisch zu erzählen.

„Es ist kein Zweifel (fuhr der Doktor rasch dazwischen) er redet irr. Die Symptome, welche nach den besten Autoren bei Vergiftungen durch die in unserer einheimischen Flora allerdings vorkommende atropa belladonna oder populär: Tollkirsche, auch Wolfskirsche sich zeigen, sind ganz evident. Wir müssen sogleich ein Brechpülverchen anwenden.“

„Vergiftet!!!“ kreischte Frau Habichs nochmals laut auf und begann von neuem ihr Geheul, das sie

nur unterbrochen hatte, um den Doktor ſtarr anſtierend, den Urtheilsſpruch von ſeiner Stirn zu leſen. „Alſo wirklich vergiftet? Iſt keine Rettung mehr möglich?“ —

„Wollen ſehn, wollen ſehn!“ ſprach der Doktor geheimnißvoll und hatte ſchon ein Pülverchen aus der Taſche gezogen; Nicodemus mußte aus der Küche eine mehr als unverſchämt große Quantität lauwarmer Milch holen und trotz alles Sträubens, Schreiens und Zappelns (was ihm als Toben der Tollheit ausgelegt wurde und die Sache nur noch dringender machte) mußte Junius das Pulver verſchlucken und Milch in fürchterlichen Zügen nachtrinken.

„Mein liebes, armes, geldnes Herzenskind! trink', trink', ſonſt ſtirbſt Du!“ rief einmal über's andre die Mutter, ſchmeichelnd und küſſend, während Junius von der ihm mit Gewalt in den Hals gegoßnen Milch beinah erſtickte und ſie einigemal in krampfhaftem Sprudeln durch Mund und Naſe von ſich ſpritzte.

Die Wirkung kam bald; ein trauriger Wechſel auf den Ueberſchwang der Waldwonne, dieſes nicht leben und nicht ſterben Können, dieſes erſtickende Würgen und ekle Vonſichgeben! Aber der grauſame Doktor freute ſich über die Todesqual des armen Knaben und ſagte ſchmunzelnd: „Ganz nach Wunſch, ganz nach Wunſch! Werden noch helfen können, denke ich.“ — Der ſelig berauſchte Zuſtand des Kna-

ben war durch die unfreiwilligen Eruptionen natürlich gründlichſt vertrieben; trübſelig, geduckt und nüchtern blickte er vor ſich hin.

Der Doktor blieb noch eine Zeit lang da, um zu beobachten. Da er aber ſah, daß Junius aufgehört hatte, ihre zu reden (ſie hatten's ihm wohl vergällt), da er die Pupille nicht mehr erweitert und den Puls ruhig fand (ruhig aus Ohnmacht, ſo wie er vorher unruhig aus Ueberfülle des Lebens geweſen war) und da Junius, aller traumgeſättigten Begeiſterung entboben, zuletzt, nach der gewaltſamen Ausleerung einen herzhaften Hunger ſpürte und demüthig um Eſſen bat, ſo empfahl ſich der Dokter mit den Worten: „War ein Glück, daß Sie mich noch zu rechter Zeit in Kenntniß ſetzten; der Knabe iſt jetzt vollkommen gerettet. Hätten Sie mich aber eine einzige Minute (mit Nachdruck) ſpäter rufen laſſen, ſo wäre er unwiderbringlich (wieder mit Nachdruck) verloren geweſen. Fahren Sie nur mit der warmen Milch fort. Adieu!“ — Die ausgelaßne Freude der Frau Habichs äußerte ſich nun ſo übermüthig und unſinnig, wie vorher ihre Angſt und Verzweiflung. Sie rannte und hopſte, nachdem die erſten Liebkoſungen ausgeſtürmt hatten, und während Junius ein derbes Stück Rindfleich aß, aus einer Stube in die andre und ſang dabei:

Rinaldino Rinaldini,
Er der Räuber allerkühnſter ꝛc.

Und: Guter Mond, Du ziehſt ſo ſtille ꝛc.

Und: Schönste Minka ich muß scheiden ꝛc. und noch mehrere andre ganz neue Lieder. Dazwischen lachte sie hell auf, warf Thüren zu, lief Treppʼ auf Treppʼ ab, schalt sogar die Magd aus reinem Uebermuth, sprang dann wieder zu dem lauenden Junius und fragte: „Schmeckt Dirʼs mein Thierchen, mein Aeffchen, mein Hundelchen?“ schmatzte ihn auf die Backen und lief und trällerte weiter. Jetzt erst fielʼs ihr ein, Herrn Habichs, den sie ganz vergessen hatte, von Allem in Kenntniß zu setzen. Sie entsandte daher die Magd in den Thurm (ihr selbst graute davor), die die Sache mit möglichster Weitschweifigkeit, mit dazwischen gestreuten Wiederholungen und Ausrufungen und: „Nein, das hätten Sie sehn müssen!“ und unerschöpflichen: „sagt er“ und „sagt sie,“ zu Herrn Habichs herzlichem Verdruß aus- und abspann.

„Gut, gehʼ sie!“ sagte er kurz und rechnete weiter.

Wer aber den eigentlichen Verlauf der Sache gekannt hätte, wie der Leser und ich, der würde ausgerufen haben:

Mon Dieu! tant de bruit pour une fraise!

Des andern Tages nach dem Mittagessen ergriff Frau Habichs schnell den Augenblick, ehe Herr Habichs noch in den Thurm gegangen war, um vor ihm und dem obersten Schreiber, der auch mit an der Tafel aß, ihr Ermahnungs- und Erziehungstalent inʼs gehörige Licht zu setzen, was freilich bei beiden

ganz verlorne Mühe war, denn Herr Habicht namentlich hielt alles und jedes Reden, das nicht die Abschließung eines Geschäftes herbeiführte, für einen schändlichen und müßiggängerischen Mißbrauch der Sprache.

Die Frau Habicht aber ließ sich durch seine Theilnahmlosigkeit nicht stören, denn sie gedachte, durch consequentes und nachdrückliches Reden dieselbe zu überwinden. Sie nahm Junius an ihr Knie und sprach im Triumph ihres Moralstolzes, prezidopathetisch und affectirt-liebevoll: „Nicht wahr, mein lieber Sohn, Du wirst so was nicht wieder thun? Kinder dürfen sich nicht ohne Erlaubniß so lange von Hause excußren. Und das notificire Dir für dein ganzes periculum vitae (sie wollte sagen: curriculum), mein lieber Sohn: man muß immer vorsichtig sein. Glaube mir, wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, der besudelt sich, und wer Pech angreift, der kommt darin um, und namentlich dürfen Kinder nie etwas naschen, was ihnen nicht von Erwachsenen gegeben worden ist.“ —

„Ich werde doch wohl eine Erdbeere im Walde essen können? (sprach Junius, schon verdrossen) für wen wächst sie denn, als für den, der sie findet?“ —

„Siehst Du, mein lieber Sohn? Du hast Du den Beweis: Kinder dürfen nie naseweis sein, denn Kinder haben immer Unrecht. Du hast keine Erdbeere, sondern eine Belladonna anthropos gegessen; das

hat der Herr Doktor, der ein ſehr geſcheuter Mann iſt, gleich recognoszirt.“ —

„Der Herr Doktor weiß auch was Recht's! es war eine ſchöne rothe Erdbeere, weiter nichts. Ich werde wohl wiſſen, wie eine Erdbeere ausſieht.“ —

„Siehſt Du, ſiehſt Du, mein Kind? Kinder dürfen nie klüger ſein wollen, als große geſcheute Leute; Kinder müſſen nicht Alles beſſer wiſſen wollen.“ —

„Es war aber eine Erdbeere! (rief Junius, den das Gewäſch empörte, mit dem Fuß ſtampfend) mag der dumme Doktor ſagen, was er will!“ —

„Gleich ſtill, Junius! (fuhr ihn jetzt Frau Habichs an und pappelte dann weiter): Pfui, lieber Sohn! gute Kinder ſind nicht ſo eigenſinnig und ungezogen. Der dumme Doktor?! Wie, mein Sohn, Er, der Dich vom einleuchtendſten Tode gerettet hat und ein tiefgeſtudirter Mediziner iſt? Laß mich ſo was nicht wieder hören! O, mein Kind: Undank iſt das ſchwärzeſte aller Laſter, das noteſeire Dir für Dein ganzes periculum vitae. Kinder dürfen nicht undankbar ſein, ſonſt ſperrt man ſie ein und ſie bekommen nichts zu eſſen.“ —

Aber jetzt war Junius in völliger Wuth, nicht über den Verweis und die Drohung ſelbſt ſo ſehr, als über den unſinnigen Wortſchwall, aus albernen, abgenutzten Gemeinplätzen ohne Vernunft zuſammengeleppert. Thränen drangen ihm aus den Augen und wie er ſein Schnupftuch aus der Taſche hervor-

zog, um ſie zu trocknen, ſiehe! Da fiel das bisher vergeßne Guckglas heraus und rollte auf den Boden.

A. d. T. d. O. H.

Wenn ich höre, wie man Kinder oft durch allgemeine und althergebrachte Moralſentenzen (die noch dazu manchmal falſch ſind), worin ſie in der dritten Perſon Pluralis collectiviſch agiren, zu leiten und zu beſſern vermeint, ſo möchte ich jedesmal aus der Haut fahren. Welche unendliche und unredliche Ziererei liegt ſchon in ſolchen Sätzen, als da ſind: Kinder müſſen artig ſein ꝛc. ꝛc. ꝛc.! Und welche unedle Verachtung der Kinder (von ihnen ſehr wohl, wenn auch nur dunkel, gefühlt) iſt darin ausgedrückt, daß man ihnen ſo wenig Sprachkenntniß zutraut, als ob ſie den categoriſchen Imperativ: „das thue Du nicht!“ nicht zu begreifen vermöchten, daß man ihnen ſo alle Anlage zu freier Vernunft abſpricht, als ob ſie nicht, aus dem Gebot oder Verbot für den einzelnen Fall, ſich durch eigne Gedankenverbindungen das allgemeine, vernünftige Geſetz für alle Fälle abſtrahiren könnten! Ein Moralcodex, aus ſolchen Gemeinplätzen gebildet, und dem Kinde eingebläut, macht es eben ſo wenig zum ſittlichen Weſen, als ein Papagei, den man das Vaterunſer und das Credo geläufig beibrächte, dadurch zum frommen Chriſten würde. Nichts iſt ſchändlicher, als die innere Kraft des ſich entwickelnden Menſchen dadurch einzuſchläfern und zu lähmen, daß man ihr Thätigkeit erſparen will

und ihr gleich von Andern erworbne Resultate hingiebt, statt daß sie selbst sich die Resultate erarbeiten soll; denn nur das ist des Menschen Eigenthum, was er errungen hat. Auch beruht ein solches Verfahren meist nur auf eigner Bequemlichkeit und Trägheit derer, die es anwenden. Hierdurch würde schon alles mühelose Abspeisen mit Moralgemeinplätzen, als den abstracten Resultaten einer langen innern Erfahrung, die das Kind selbst durchmachen sollte, verdammt, sollten diese Gemeinplätze auch weniger schief, nichtssagend und falsch angebracht sein, wie die, welche man den Kindern vorzuplappern und aufzubürden pflegt. Und was für Schaden richtet man nicht durch solches Aufzwingen an! Oppenirt sich eine kräftige Kindernatur (was früher oder später immer geschieht) gegen die Zumuthung solcher Sentenzen und kommt durch Selbstdenken hinter ihre Hohlheit, dann geht der heranwachsende Mensch später leicht viel zu weit und beargwöhnt von Haus aus alles Positive in Moral, Religion und Staat (denn man hat ihn ja zum Mißtrau'n gezwungen) anstatt mit gutem Willen, vorläufig anerkennend und mit bescheidnem Forschen daran zu gehn. Wie weit dann diese zersetzende Richtung gehn mag, liegt außer aller Berechnung. Sie kann den Kern des Lebens auffressen, kann zu allen Ausschweifungen und Unthaten, ja zum Selbstmord führen.

Bringt man aber schwache Kinder dazu, eine

noch unverſtandne Moral auf guten Glauben und ohne ferner darüber nachzudenken, anzunehmen, ſo iſt das Unheil noch viel größer, denn man raubt ihnen für immer (was bei unſerm elend ſchematiſchen Geſellſchaftszuſtande freilich ſo wenig in's Auge fällt, daß man es als Nebenſache betrachtet) alle Selbſtſtändigkeit und Selbſtthätigkeit des Geiſtes und Gemüthes. Man hört ſolche Kinder wohl gar mit der ihnen eingeplapperten Sittlichkeit, wie mit auswendig gelernten Sprüchlein, prahlen und ſie zur Schau tragen, und ſogar, o Tollheit! darüber gelobt werden, z. B. wenn ſie ſagen:

„Gelt, liebe Mutter, Kinder müſſen Geduld haben?“

Hierdurch bildet man alſo Knechte und Heuchler. Ihre Seele wird am Ende ſo unterwürfig jedem ihnen mit Wichtigkeit Vorgeplapperten, daß wenn einer heimlich käme und ſie in der Religion des mexikaniſchen Götzen Fizli Puzli unterrichtete, ſie getreulich Fizli Puzlianer werden würden. —

Und für's geſellige Leben, welche Tröpfe werden ſie! In der Regel findet man, daß alles Geſpräch der Durchſchnittsmenſchen (namentlich aber der Weiber, als derer, die am meiſten in der Erziehung verwahrloſt und am wenigſten durch ſpätere Lebensverhältniſſe gezwungen ſind, aus ſich ſelbſt etwas zu machen) aus zwei ganz ungleichen, einander abwechſelnden, durchaus unvermittelten und mit einander unverknüpften Elementen beſteht, nämlich:

1) aus Sächlichem und Perſönlichem, ohne alle Belebung durch Gedanken. Als z. B.: „Wo haben Sie das ſchöne Band gekauft? Oder: Haben Sie gehört, daß dem und dem eine Gehaltserhöhung bewilligt iſt? Oder: Wiſſen Sie ſchon, der und der hat ſich ja mit der und der verlobt? Darauf: Iſt ſie hübſch? Darauf: Das nicht grade, aber ſehr gut und liebenswürdig. Oder: Geſtern war ich mit meinem Bruder da und da zu Mittag eingeladen. Es ſind ſehr liebe Leute; wir hatten erſt eine ſehr ſchöne Krebsſuppe, dann ſehr zartes, kräftiges Rindfleiſch mit ꝛc. ꝛc. ꝛc. Oder: Der wievielte ſind Sie bei Ihrem Regiment, Herr Camerad? Stehen Sie in einer angenehmen Garniſon? Sind Sie mit dem Avancement zufrieden? ꝛc. Und ſo geht es Stunden lang fort und die gedankenbedürftige Seele lechzt vergebens.

2) Das andre dieſer beiden entgegengeſetzten Elemente nun beſteht wirklich aus Gedanken; aber nicht aus ſolchen, die die ſprechenden Leute ſelbſt gedacht haben, ſondern (was freilich viel bequemer iſt) aus ſolchen, die ſchon vor tauſend Jahren von andern Leuten gefunden und ſeitdem von Millionen nachgeſprochen ſind, zu Deutſch: eben aus heilloſen Gemeinplätzen. Da man aber dieſe ſo auf guten Glauben hingenommen hat, ohne ihrer erſten Entſtehung nachzuforſchen, da man mithin ihren urſprünglichen Zuſammenhang mit den Gegenſtänden, Ereigniſſen und Perſönlichkeiten

längſt vergeſſen und auch nicht Luſt hat, ihn denkend wieder herzuſtellen: ſo werden dieſe Gemeinplatzgedanken ohne allen Sinn und Verſtand von allem Thatſächlichen entkerpert und nun in ihrer Kahlheit toll durcheinandergewürfelt; oder bringt man ſie doch mit Thatſächlichem zuſammen, ſo geſchieht es in gedankenloſer, willkürlicher mechaniſcher Meugung, ſo daß ſie oft poſſierlich am unrechten Platze ſtehn. So geht manchmal ein Frauengeſpräch wohl eine Viertelſtunde lang alſo fort:

(Es iſt eine factiſche Trauergeſchichte erzählt worden, und nun heißt's auf einmal ganz abrupt, wie folgt)

A. Ja, ja! der Tod ſchont weder Jung noch Alt.

B. Sehr wahr! und die Jugend trifft er oft am unerwarteſten.

A. Sehr wahr! und wie wenig Menſchen ſind fromm und feſt genug, das Unerwartete mit Ergebung zu tragen.

B. Ach ja! wenn man's vorherſieht, ſo hat man doch Zeit, ſich an den Gedanken zu gewöhnen.

A. Nun, wie es auch komme; Gott legt uns ja nicht mehr auf, als wir tragen können.

B. Ach ja! und die Religion iſt doch eine mächtige Tröſtung.

A. Sehr wahr, meine Liebe. Und oft iſt es am allerbeſten mit uns gemeint, wenn wir am härteſten getroffen werden. Wie oft nimmt uns Gott das, woran wir unſer thörichtes Herz allzu ſehr gehängt

heben, aus der väterlich liebevollen Absicht, und von der Ueberschätzung des Irdischen zu entwöhnen.

B. (Gerührt) Sehr wahr!

Schrecklich Salbaderei! Scheinbarer Zusammenhang bei sinnlosester Confusion! Scheinbare Ergiessung edler Seelen und Aufschwung nach oben, bei schwächlichster, trägster, ja ich sage: unsittlichster Oberflächlichkeit! —

Wollten die Menschen doch begreifen, daß Gedanken ohne Sachen eben so werthlos, hohl und wesenlos sind, als Sachen ohne Gedanken. Erst da, wo eins im andern erschaut, eins aus dem andern herausgearbeitet wird, eins mit dem andern in lebendiger Beziehung und Wechselwirkung steht, so daß kein Factum ohne seine Idee, keine Idee ohne ihre Offenbarung im Factum bleibt, erst da hat man es mit wahrhaftiger Wirklichkeit und mit wahrhaftigen Gedanken zu thun, und so allein ist der Geist des Menschen auf eine würdige Weise beschäftigt, und jeder Mensch, der kein Vieh sein will, darf nur also denken und also sprechen. Aber (Gott bessre's!) es ist bei uns so weit gekommen, daß diese Art der Anschauung und der Aeußerung im Gespräch ein ausschließliches Merkzeichen der Geistreichen ist. Ja das Uebel hat unser ganzes geselliges Leben so vergiftet und ausgehöhlt, daß ein halbwegs vernünftiger Kerl, dem wesenloses Geschwätz zum Ekel ist, fast gezwungen wird, die Rolle des scheuen Menschenfeindes zu über-

nehmen, da er ſich, mit Ehren, beinah mit keinem Menſchen mehr abgeben kann.

Alſo, wie eben gemeldet: das Guckglas des Onkels Holofernes rollte auf dem Boden.

„Was iſt das!“ rief Herr Habicht, es raſch erkennend, indem er ſeiner Frau einen ſtrengen, fragenden Blick zuwarf.

Dieſe, vom Triumph erzieheriſcher Wohlredenheit plötzlich herabgeſtürzt zu verlegner Schuldbewußtheit, ſprach, ſich gleichgültig ſtellend: „Ach's iſt das Guckglas des Onkels Holofernes. Ich gab es ihm geſtern.“

„Gieb her!“ befahl Habicht dem Knaben, der es ſchon aufgerafft hatte. „Nein lieber Vater! es iſt mein (ſprach der); das iſt ja das ſchöne Glas, durch das ich geſtern ſo viel herrliche Wunder ſah und das alle die ſüßen Stimmen weckte, die mir Alles zugeſungen haben, was ich geſtern erzählte und wo der dumme Doktor meinte, ich redete irre. Und was ich gegeſſen, war doch eine Erdbeere, weiter nichts!“—

„Gleich her damit! (rief Habicht und entriß es ihm) da haben wir die Phantaſtereien Ihres gelehrten Herrn Bruders, des Müßiggängers“ (ſprach er ſpottend zu ſeiner Frau). „Wie konnte man dem Kinde das in die Hand geben? Ich ſelbſt erinnre mich, daß ich damals Dich durch dies hellloſe Glas in Geſtalt einer Gans vor mir ſah.“ —

„O Gott! (rief Frau Habicht) wenn es geſetzten

Leuten solche Albernheiten vorspiegeln kann, so mag es wohl leicht ein armes, unwissendes Kind verrückt machen. Auch ich erinnre mich, daß ich Dich, lieber Mann, als einen verdrießlichen Raben vor mir sitzen sah." —

„Tollheit und kein Ende! (rief Habichs im ernstesten Aerger) die Gans ließ ich mir noch gefallen, da liegt doch einiger Sinn drin." —

„So mein Herr? (eiferte Frau Habichs aufgebracht), einiger Sinn drin, mein Herr? Ei, mein Herr! wenn das so ist, mein Herr! so scheint mir, mein Herr! daß das Glas eben nicht so sehr zu verzerren brauchte, um Sie, mein Herr! als traurigen, trübseligen, gefühllosen Raben erscheinen zu lassen, mein Herr!" —

„Schon gut, schon gut!" brummte Herr Habichs, indem er das Glas an's Auge führte und scharf hindurch sah. Er schüttelte den Kopf. „Ich sehe jetzt gar nichts Besondres durch das Glas, sondern Alles, wie es wirklich ist," sprach er und reichte es seiner Frau. Auch diese sah durch. „Ich sehe auch jetzt nichts Exegetisches (Excentrisches meinte sie). Mit der Gans das wird wohl nur eine calumniöse Convention (sie meinte: Invention) von Ihnen gewesen sein, mein Herr Gemahl!" —

„Und das mit dem Raben eine dumme Weibereinbildung" erwiderte er.

In der That sahen beide diesmal nichts Außergewöhnliches durch das Glas. Nur damals, in einem

Augenblicke beſondrer Weihe, war es ihnen vergönnt geweſen, eine Ahnung tieferer Wahrheit flüchtig dadurch zu erſchauen. Der oberſte Schreiber verſuchte auch, und ſah nichts. Nicodemus verſuchte auch. Dem ſchwamm es vor den Augen, und einen Moment lang glaubte er wirklich, die Bilder der Gans und des Raben aus dem Gewirr tauchen zu ſehn; dann vermiſchte ſich Alles wieder. Aus Höflichkeit aber (vielleicht auch aus noch unklarer fernerer Abſicht) verſicherte auch er, er finde durchaus nichts Beſondres an dem Glaſe.

„O! hier könnt Ihr auch nichts ſehn (ſprach Junius); aber kommt nur mit mir in den Garten, da müßt Ihr die Blumen und Bäume und den Himmel anſehn, dann werdet Ihr ſchon Wunder erfahren. Kommt und gebt mir mein Glas!“ —

„Nein (ſprach Herr Habichs) das Glas bekommſt Du nicht wieder. Mag daran ſein, was da will: ſo viel iſt gewiß, daß der Junge auf dem beſten Wege iſt, darüber verrückt oder doch zum Phantaſten zu werden. Es war höchſt unverſichtig, es ihm nur in die Hände zu geben. Von nun an werd' ich es ſelbſt aufbewahren. So ſprechend ſtand er auf und ging auf die Thür zu, den Knaben, der ihn weinend und ſchreiend: „Es iſt mein Glas!“ am Rockſchooß gefaßt hatte, von ſich los ſchüttelnd, und ihm die Thür vor der Naſe zu werfend.

Junius konnte ſich über den Verluſt des Glaſes gar nicht zu gute geben; er ſah ſein junges, kaum

gekostetes Glück zertrümmert. Als seine Spielzeit da war, widersetzte er sich förmlich, ohne sein Glas in den Garten zu gehn, anstatt daß man ihn sonst mit Mühe davon zurückhielt, bis es ihm erlaubt war. Nur durch das Schelten und Drohen seiner Mutter ließ er sich endlich aus dem Hause vertreiben. Weinend und schluchzend ging er unter die Linde, setzte sich in's Gras und mochte gar nicht aufschau'n. Endlich that er einen Blick in die Zweige und wie groß war sein freudiger Schreck, als er Alles schaute und hörte, wie gestern mit dem Glas vor dem Auge. Er hielt es erst für Einbildung und schaute länger und länger; aber immer herrlicher und lebendiger ward Alles umher und von allen Blättern säuselten süße Trostesworte in sein Herz. Die Kraft des Glases war unwiderruflich in sein lebendiges Auge übergegangen. Entzückt sprang er auf: „Aha! (rief er in schadenfroher Wonne) die Augen könnt ihr mir doch nicht austreißen und in den Schreibtisch verschließen!“ —

Froh trieb er nun sein Wesen fort, aus dem unerschöpflichen Quell in vollen Zügen Weisheit und Seligkeit trinkend. Aber er war vorsichtiger geworden. Er wünschte nicht, daß der Genuß reinster Wonne fürder noch mit dem Einnehmen von Brechmitteln abwechele. Deshalb trieb er sich immer nur in den festgesetzten Stunden im Garten und der angrenzenden Wildniß umher und theilte die Fülle süßer Gesänge, die aus Wald und Flur ihm zuström-

ten, ſeiner Mutter und ſeinem Lehrer nicht mehr mit. Er würde wohl auch das erſtemal geſchwiegen haben, wenn ihn der ungewohnte Zuſtand geiſtiger Trunkenheit nicht fortgeriſſen hätte: denn was er in ſich fühlte, war ſo heiliger und tiefer Art, wie es ächte Gemüther am liebſten ſchweigend in ſich ſelbſt verſchließen, um nicht durch mißtönendes Hereinreden von außen im ernſten Sinnen darüber geſtört zu werden.

A. d. T. d. O. H.

Meiſt findet man das, was man Offenheit nennt, im höchſten Grade juſt bei den leichtfertigſten und gedankenloſeſten Menſchen; das, was man Verſchloſſenheit nennt, hingegen grade bei den tiefſten, reichſten und treueſten Gemüthern. Und wirklich: ich theile mich gern mit und liebe ein volles, freies Ergießen des Geſprächs beim Becherklange; Alles, was ich Edles gedacht, ſei nicht für mich; es ſei, wo möglich, für die ganze Welt erobert. Aber dennoch giebt's ein Allerheiligſtes im Gemüth. Was dort im innerſten Kern, im Verborgnen prangt, das mag ich nicht hervorholen und im allgemeinen Licht des Tages eitel und kindiſch glitzern laſſen. Es bleibe da in heiliger Nacht! ſelbſt meinem Seelenfreunde, ſei er der edelſte Mann, ſelbſt meiner Geliebten (wenn ich eine hätte) darf ich in dürren Worten nicht Kunde davon geben. Weshalb? Ich könnte einen einzigen ſchiefen Ausdruck brauchen, der Andre

könnte einen einzigen Ausdruck schief fassen, und mein Götterbild, von einem Hohlspiegel reflectirt, würde zur Fratze, entweder gemein und alltäglich oder gar mißgestaltet und lächerlich.

Was hätte der Mensch überhaupt am Menschen zu sinnen und zu forschen, wenn jeder sich gleich, bis zum innersten Grund seines Wesens, wie ein Einmaleins, auswendig hersagen könnte? Was hätte der Mensch am Menschen zu lieben, wenn nicht das Unausgesprochne, nie ganz Erforschte? Vom Helligsten in uns, direct auseinandersetzend, Bericht zu erstatten, ist eine schamlose Entweihung. Hat der Andre ein geistiges Auge, das würdig ist, es zu schauen, so möge er still einen jener seligen Augenblicke erwarten, wo der Wolkenvorhang zerreißt und ein rascher, fassender Blick in's Innerste des Tempels dem Würdigen gegönnt ist. Was er da in mir erschaut und erkennt, das ist sein, so gut als mein, aber mehr geahnt, als handgreiflich begriffen, und in solchen Augenblicken wird das hohe Fest der Freundschaft wie der Liebe gefeiert. Ich selbst aber darf in Worten nichts davon offenbaren, außer in der Dichtung. Da darf ich es, denn da gedeiht es auf eine mir unbegreifliche, göttliche Weise; und überdies ist die Dichtung kein um's Maul geschmierter Brei, sondern auch wieder nur Hieroglyphe, die nur der Würdigste sich ahnungsvoll zu deuten weiß.

Nur seiner kleinen Schwester Malwina, die noch, wie eine Blume, halbbewußt lächelnd in der Wiege lag, vertraute Junius all seine Wonne an. Oft wenn niemand anders dabei war, saß er da und wiegte sie und sang der noch nichts Verstehenden zu, was ihm Wald und Wildniß anvertraut hatten. So sang er einmal Folgendes.

(Der verehrende Leser wird gebeten, es zu überschlagen, da es sehr lang und auch etwas langweilig ist.)

Wenn von fernen Donnerschlägen
Leis des Felsen Stirn erbebet;
Dann erwacht ein mächtig Regen,
Und ein alt Erinnern lebet:

Wie er einst umhergerissen
Ward im Riesenkampf der Kräfte,
Als in wüsten Finsternissen
Zuckten erste Flammenschäfte.

Ha! das war ein lustig Ringen,
Lebenstobend, ungeheuer,
Wie erstickend sich umschlingen
Jene Riesen: Meer und Feuer.

Ungeformte Bergesmassen,
Denen: Halt! noch nicht geboten,
Durften mit im Kampf sich fassen;
Jetzo ruh'n sie, wie die Todten.

Welch ein Krachen, Gähren, Sieden!
Welch ein Zischen, Wühlen, Schäumen!
Auch dem Felsen war's beschieden,
Lebenstrotzig sich zu bäumen.

Doch da fuhr von Gottes Bogen
Mildes Licht in Schauern nieder,
Und die leichten Pfeile flogen
Tödtend durch die Riesenglieder.

Ein Versöhnen und Vertheilen
Breitete sich aus gelinde:
Fels muß ewig träg' nun weilen,
Rings umhöhnt vom flücht'gen Winde.

Daß da leben Zwerggeschlechte,
Starrt im Tod der Riesen Orden,
Kriegern gleich, die im Gefechte
Plötzlich sind versteinert worden.

Trotzen noch mit wilden Stirnen
Himmelauf, des Zorn's Bildsäulen,
Schwingen noch die zackigen Firnen
Sternen zu wie dreh'nde Keulen.

Und hat der Gewalt'ge trotzen
Auch den schönen Kampf erstarret,
Mag die Kraft im Stillen rasten,
Die auf neues Chaos harret.

Doch des Lichtes ſüßes Koſen
Nie entmark' es uns die Glieder!
Erſt bei Wetterſchlag und Toſen
Bricht die alte Feſſel wieder.

So tönt' es in grollendem Grimme,
Tief innen aus felſigtem Kern,
Da ſangen mit ſäuſelnder Stimme
Die Wellen des Meeres von fern.

Und weich aus dem Weichen enttauchet,
So lieblich, gewaltig und groß,
Wie Schäume zuſammengehauchet,
Entſteigt's aus dem ſchäumenden Schooß.

Es wandelt die Siegerin: Liebe,
Die Allesgebärende hin
Und wandelt zu ſchaffendem Triebe
Den wüſten titaniſchen Sinn.

Die ewige Schöne, ſie ſtreuet
Die Keime zu lieblichem Sein;
Allleben nun reget und freuet
Und zeuget ſich friedlich und rein.

Weich ein ſüßes, friſches Hauchen
Hat des Felſen Bruſt getroffen!
Muß er ganz in Balſam tauchen
Seinen Leib, den harten, ſchroffen?

Junge ſchwanke Roſenbüſche
Weh'n vom Haupt ihm mit Genicke,
Schauen auf zur Himmelsfriſche,
Tauſend holde Kindesblicke.

Wirre Ranken lächelnd ſchlüpfen
Um die Stirne rings dem Alten,
Voller Muthwill' ſich verknüpfen,
Und ihn ſüß gefangen halten.

Und es rieſeln milde Quellen
An der Bruſt des Stolzen nieder,
Friſche Blumenraſen ſchwellen,
Wecken frohe Lerchenlieder.

Ließ ich denoch mich bethören?
(Denkt er, ſchüttelnd leis die Locken)
Schlummr' ich nun bei weichen Chören,
Ließ die alten Kräfte ſtocken?

Liebe ward aus altem Zorne
Durch ein ſüßes Wellenhauchen,
Der, wie einem heil'gen Borne,
Goldne Kräfte nun entrauchen.

Ward ich bei dem Tausche schwächer?
Leben quillt aus meinen Wänden;
Als der alte, dunkle Rächer
Kennt' ich nicht ein Blumlein spenden.

Wie das sprießt und sich entfaltet!
Wie das grünt und wächst und schaukelt!
Wie das kräftig sich gestaltet!
Wie das leicht und lieblich gaukelt!

Das ist That und Kraft des Lebens,
Nicht des Chaos dumpfes Toben;
Das ist Preis des Heldenstrebens
Von der Liebe Hand gewoben.

Nur von Deiner Hand, der weichen,
Sei mein Thun mir zugemessen;
Nichts wird meinem Glücke gleichen,
Und das Chaos ist vergessen.

Dies und noch vieles Andre sang Junius seiner kleinen Schwester Malwina vor, die natürlich nicht das Mindeste davon verstehen konnte und die höchstens, wenn der Tact und Gleichlaut des Verses ihr junges, ungeübtes Ohr zauberisch berührte, ein dunkles Gefühl des ersten, kindischen Erstaunens haben mochte, wie etwa die eben aufbrechende Knospe beim Lied der Nachtigall. Junius fährte so, unbewußt, die

Theorie seines Onkels Holofernes von der Macht der ersten Eindrücke praktisch aus, und, hiernach zu schließen, mußte Malwina's Seele schon früh zu reiner Harmonie gestimmt werden, da die ersten, ihr noch unverständlichen Worte, die sie zu hören bekam, rhythmisch und harmonisch ineinander klangen.

Aber für Junius kam jetzt eine schwere Zeit. Er sollte nämlich nun, da er lesen und schreiben konnte, auch rechnen lernen, und zwar, wie der Leser weiß, auf's gründlichste. Man kann leicht denken, daß er jetzt, wo süße Melodieen fortwährend sein Haupt durchsäuselten und, ihn von allem Andren abziehend, ihn ganz gefangen hielten, noch viel weniger fähig und willig zum Lernen war, als sonst, zumal zum rechnen Lernen. Auch zeigte sich schon in der ersten Lehrstunde seine totale Uncapacität. Mit Mühe konnte er nur zur Aufmerksamkeit gebracht werden, und war das auch durch unangenehme Drehungen und Scheltworte gelungen, so stierte er dumm auf sein Blatt und in's Gesicht des Herrn Nicodemus. Dieser demonstrirte sich matt und heiser, und wenn er dann endlich gewiß war, den Knaben unbestreitbar überzeugt und gewonnen zu haben, so fand sich, daß dieser gar nicht wußte, wovon die Rede gewesen war. Er starrte den Lehrer an und benahm sich wie ein Blödsinniger; es war kein Wort aus ihm herauszubringen, so daß Nicodemus und Frau Habicht ihn für böswillig verstockt hielten. Herr Habicht, dem die Sache endlich nicht mehr vorenthalten

werden konnte, ging so weit, ihm ein Paar Ohrfeigen zu geben. Das hatte aber keine andre Folge, als daß Junius einen Tag und eine Nacht hindurch bitterlich weinte. Auch Versprechungen und Geschenke fruchteten nichts. Junius versuchte wirklich, sich Mühe zu geben und zu begreifen. Aber so wie sein Lehrer nur von Zahlen sprach, war es ihm ganz so, als höre er irgend ein barbarisches Kauderwälsch, das unmöglich zu enträthseln sei. Die Klänge und Zeichen, die dabei gebraucht wurden, verfolgten ihn wie Gespenster selbst in die schöne Welt, wo er sich sonst heimisch und selig fühlte. Er kam zu keinem frohen Augenblicke mehr. Einmal des Nachts träumte er, er wandle sinnend, mit gesenktem Haupte, in der grünenden, blühenden Wildniß hinter dem Garten. Auf einmal rannte er mit der Stirn hart an einen hohen, graden Pfahl, den er sonst nie da gesehen hatte. Als er ihn aber näher ansah, war es die 1. Er lief voll Angst und Schreck davon, die 1 aber rutschte hinter ihm her, und auf ihn zu watschelte ein großer Vogel, ähnlich einem Schwan, mit langem, gebognen Hals und spitzem, nach unten gerichteten Schnabel; der hackte immerfort nach seinem Auge; das war aber die 2. Entsetzt sprang er seitwärts; da zischte ihm entgegen eine Klapperschlange, die tanzte auf dem Schwanz, erhob sich in großer Krümmung, kringelte sich dann in einer zweiten, kleineren, in die Höh, den Kopf nach unten auf Junius gerichtet; das war die 3. Er wollte fliehen;

da ſtand vor ihm ſeines Vaters große Naſe, auf eine Stange geſteckt, wie einſt die ehernen Schlangen in der Wüſte, und wehrte ihm den Ausgang; das war die 4. Und unten an der Stange war ein blankes Beil an krummem Stiele, der am Ende beweglich befeſtigt war, das hackte immerfort mallziös auf die Erde, ſo daß es ihm die Füße abgehackt hätte, hätte er einen Schritt weiter gethan; das war aber die 5, verkehrt liegend. Ein ſchmaler Ausweg blieb ihm noch, um dem Pfahl, dem Vogel, der Schlange, der Naſe, der Art zu entwiſchen. Darauf rannte er zu; aber entſetzt ſtutzte er, denn den Ausgang hielt verſperrt ein aufgerichteter Galgen, an dem baumelte ein Strick, zur Schleife gelegt, weit offen, hin und her und ſchnappte nach Junius Kopf und Hals, um ihn dann herauf zu ziehen und zu hängen. Das war aber die 7, an der die 6 baumelnd hing. Entſetzt prallte er zurück, als die ſchwankende Schnur ſchon ſein Kinn berührte.

Jetzt ſtand er regungslos, im Kreiſe um ihn her die hölliſche Verſammlung der ſpukhaften Zahlenungethüme, die immer näher rückend, ihn bedräuten und ängſtigten. Er wollte laut aufſchrein, aber das Entſetzen ſchnürte ihm die Kehle zu.

Wie er ſo wild und verſtört im Kreiſe herumblickte, ob kein Mittel zur Flucht offen ſei, fühlte er plötzlich den Fuß ekelhaft berührt. Raſch ſah er zu Boden und ſiehe! ein ungeheurer breitgeplatſchter Scorpion war auf ihn zugekrochen und zwackte mit

zwei großen, krummen Scheeren nach seinem Bein. Das war aber die auf der Erde kriechende 8. Jetzt aber gab der äußerste Schreck ihm Kraft zu einem angſtgepreßten Schrei, den er zu lang ſtöhnendem Gebrüll ausdehnte und ſich dadurch ſelbſt erweckte. Er ſchlug die Augen auf, ſchnell erfreut, daß es nur ein Traum geweſen ſei, da — hu! zum Fenſter hinein guckte ein großes, rundes, bleiches Geſicht, das ſich an einem dünnen krummen Hals über das Sims des Fenſters beg: das war aber die 0. Jetzt ſchrie er überlaut! „Mutter, Mutter!“ verſteckte ſein Geſicht in's Kiſſen und ſchwitzte über und über. Die Frau Habichs war durch das vorige Schreien und durch dieſen Ruf völlig wach geworden, kam aus der Nebenſtube herzu und fragte beſorgt, was ihm wäre. Weinend und verwirrt gab er unzuſammenhängenden Bericht.

„Du haſt nur geträumt (ſprach ſie) ſchlafe wieder ein und ſei ſtill, lieber Junius!“ Junius wagte einen Blick nach dem Fenſter; da ſah er, daß das Geſicht mit dem krummen Halſe nichts war, als der Mond, von dem ein gekrümmter Wolkenſtreif ſich herabzog. Da ließ er die Mutter gehn und ſchlief wieder ein. Jetzt ſchwebte er über einem ſtillen, runden See und ſchwebte leiſe hinab und in die Wellen, die leis über ihm zuſammenſchlugen und ihn in bewußtloſem Selbſtvergeſſen begruben. Der See aber war die 0, in der ſchlief er ruhig, bis zum Morgen.

Natürlich hatte ihm dieser Traum eben keine gütigere Luſt zum Rechnen beigebracht. Nicodemus, der ſeine Exiſtenz bedroht ſah (denn die Verſuche dauerten nun bald ein Jahr, und Junius wußte noch gar nichts) wurde ganz gegen ſeine eigentliche Natur, aus Selbſterhaltungstrieb, ſtreng und hart und peinigte den armen Jungen unausſprechlich. Aber auch das half nichts, und Nicodemus mußte noch obendrein von der Frau Hablichs Artigkeiten darüber hören, als: „Aber Herr Nicodemus! Sie mißhandeln das arme Kind. Wenn Sie nicht wiſſen, wie man mit gebildeten Kindern umzugehn hat, ſo hätten Sie ganz wegbleiben können.“

„Aber der Kleine lernt ſonſt nichts, Madame; Strenge iſt durchaus nöthig.“ —

„So urtheilen Sie vielleicht von Sich (ſprach ſie mit emporgeworfener Naſe vornehm verächtlich). Bei Kindern Ihres Standes mag dieſer Prinzipius gelten; aber gutgearteten Kindern aus guter Familie, wie mein Junius iſt, bringt man Alles mit Liebe und Güte bei, wenn man die rechte Methode hat. Aber freilich: Methode muß man verſtehn, ſonſt bringt man es zu nichts, und es ſcheint mir faſt, daß wir uns von Ihren Talenten als Lehrer zu ſanguinäre Hoffnungen gemacht haben.“ —

Als Nicodemus merkte, daß der Wind daher blies, und daß ſeine Exiſtenz auf jeden Fall gefährdet ſei, er möge nun ſtreng ſein, oder mild, ging er plötzlich, nachdem er ſeines Schülers Verſchwiegenheit und

Verſchmitztheit erſt gehörig fundirt hatte, zu einem ganz entgegengeſetzten Syſtem über. Der Selbſterhaltungstrieb ließ ihn, da ſeiner Hausehrerſchaft Schiffbruch drohte, alle ſeine natürliche Redlichkeit als hinderlichen Ballaſt über Bord werfen, und er ſtiftete mit Junius ein Complott, die Eltern beide fortan zu betrügen. Unter dem Vorwand, Junius dürfe während der Lehrſtunden durch nichts geſtört und zerſtreut werden, wenn er etwas faſſen ſolle, was ihm ſchwer werde, ſchloß er ſich jetzt, was er ſonſt ſchon mitunter gethan hatte, regelmäßig mit ihm in ſein eignes Zimmer ein. Da ließ er ihn leſen und treiben, was er wollte, und ſchrieb ihm nur einige kleine Exempel nebſt ihrer Löſung auf, die Junius blos ganz mechaniſch abzuſchreiben brauchte, und die dann als Ergebniß der Lehrſtunden vorgezeigt wurden. Vorſichtig lobte er erſt des Junius Fortſchritte nur ganz mäßig, ward aber nach und nach dreiſter darin, ſo daß Junius, abſchreibend, von einer Rechnungsart zur andern überging, ohne die erſte je begriffen zu haben. Fiel es Herrn Hahlichs einmal ein, ſich von den Kenntniſſen ſeines Sohnes ſelbſt zu überzeugen, ſo wußte es Nicodemus immer ſo einzurichten, daß er ſelbſt den Knaben examinirte, und dann hatte er ſchon längſt vorher ihn mit unſäglicher Mühe etwas auswendig lernen laſſen, was grade zu dem jedesmaligen vorgefabelten Standpunkt paßte, und das Junius dann auf Befragen herplapperte.

Herr Habichs aber war des Abends ſtumpf vom Thurmſitzen und mithin leicht zu täuſchen.

Auf dieſe Weiſe hoffte Nicodemus die Sache noch einige Jahre hinzuhalten und ſo lange noch Unterhalt und Sold zu genießen. Bis dahin aber glaubte er ſich einen andern ſelbſtändigern Lebenserwerb geſichert zu haben. Denn nicht der Selbſterhaltungstrieb allein hatte ihn zu ſeinem neuen Syſtem vermocht; nein! er gewann auf dieſe Weiſe auch Zeit für ſich ſelbſt, und die brauchte er vollauf, denn er hatte gar große Dinge vor. Damit hatte es aber folgende Bewandtniß.

Der Leſer erinnert ſich, daß Nicodemus, obgleich er es nicht geſtand, an dem Guckglas des Onkels Holofernes allerdings etwas ganz Außerordentliches bemerkt hatte. Gar zu gern hätte er das Glas gehabt, um fernere Verſuche damit anzuſtellen, aber er wagte nicht, Herrn Habichs darum zu bitten, denn er wußte wohl, daß man es ihm doch nicht anvertrauen würde. Nun kam es, daß Herr Habichs ihn einmal mit ſich in ſeine Stube nahm, um ihm ſein Honorar zu bezahlen. Da ſah er, als dieſer den Schreibtiſch öffnete, das geheimnißvolle Glas, mächtig lockend, in einer Ecke deſſelben verſteckt liegen. Er konnte nicht widerſtehn. Sich nonchalant ſtellend näherte er ſich dem Tiſch und ſtützte ſich nachläſſig drauf, und als Habichs ſich einen Augenblick abwandte, wagte er einen raſchen Griff, und in der Taſche war das Glas. Er wollte es nicht grade

ſtehlen, aber benutzen, und dann heimlich wieder hinpractiziren; dennoch glühten ſeine Wangen und ſeine Kniee zitterten. Herr Habichs aber merkte die Entwendung nicht.

Nicodemus nahm nun einen einſamen Augenblick, als er im Garten umherging, wahr, und nachdem er ſich ſcheu umgeſehen, ob ihn auch Niemand von den Fenſtern des Hauſes oder von einer Laube aus beobachten könne, führte er das Glas keck zum Auge und ſchaute umher. Nun erwachten zwar nicht tauſend ſüße Lieder für ihn, wie damals für Junius; aber doch ſtand er plötzlich ganz verdutzt da und ſperrte den Mund weit auf. Endlich ſammelte er ſich und guckte noch einmal, und das Staunen trieb ihn zum lauten Selbſtgeſpräch:

„Wie iſt mir? Was ſchaue ich da, was ich ſonſt nie gewußt? Siehe! wie das Monocotyledon (es ſtand nämlich ein kleiner Palmbaum des Sommers im Freien in einem großen Topfe) jedes Jahr von innen herausſchießt in neuem Stengel und wie das Leben im Inwendigen durch die Canäle ſteigt! Und ſchau das Dicotyledon! wie es von Jahr zu Jahr eine neue Schicht von Lebenscanälen von außen rundum anſetzt, und wie die Lebenskraft in der äußerſten Schicht, um den erſtorbnen Kern herum, auf- und abſteigt. Und ſchau das feine, ſpiralförmig zu Strängen gedrehte Zellgewebe! Wie der Lebensſaft, von den Wurzelfaſerſpitzen getrunken, in den feinen Canälen emporgeſogen bis zur äußerſten Blattſpitze

aufsteigt, und wie er, durch das andre System von Canälen, geläutert und kräftigend zurückfließt bis zur Wurzel! Und schau im weißen Zellgewebe des Blattes die unendlich kleinen, farbigen Kügelchen, die, zusammenschimmernd, es mit jenem frisch grünen Farbenglanz überhauchen! Und was Alles sehe ich nicht sonst noch! O ich Glücklicher! Wie viel kann mir das einbringen! Das kann mir eine selbständige Existenz verschaffen und ich brauche nicht mehr vor der Frau Habichs zu stehen, wie ein bepißter Pudel, wenn sie mir unausstehliche Grobheiten in's Gesicht wirft." —

Nicodemus war außer sich; ab er er überwand sich, und ließ sich nichts merken. Von Stund an beschloß er, das Guckglasstudium regelmäßig und fleißig zu betreiben. So oft er konnte, that er es im Garten und in der Wildniß selbst; sonst aber steckte er allerhand Pflanzen in die Tasche und trug sie auf sein Zimmer, wo er halbe Nächte lang an ihnen schaute und forschte. Und Alles wurde ihm klarer und klarer, nicht nur die mechanische und chemische Zusammensetzung der Theile, sondern alle organischen Functionen sah er deutlich und unwiderlegbar durch das Guckglas; das Keimen, Wachsen, Athmen, Blühen, Begatten der Pflanzen, Alles sah und verstand er. Er borgte sich ein ganz neues, berühmtes botanisches Werk und verglich seine Beobachtungen mit den darin niedergelegten. Wo der Schriftsteller mit sich einig war und klar und frisch von der

Leber weg sprach, da stimmten die Beobachtungen überein. Wo dieser aber dunkel und verworren wurde und die Unsicherheit und Verlegenheit des Nichterkennens nur schlecht hinter hohem Wortkram und abentheuerlichen Hypothesen verbarg, da sah Nicodemus, lächelnd, wie Alles ganz anders und wie oft der ganze Wirrwarr durch ein einziges Wort zu lösen sei.

Jetzt kam ein neuer Geist über Nicodemus. Was er erst nur als Existenzmittel, um äußren Vortheils Willen, ergriffen hatte, das überwältigte ihn jetzt. Es erwachte wirklich ein höherer wissenschaftlicher Sinn in ihm und mit Begeisterung (so weit er deren fähig war) beschloß er, ein tüchtiges Werk voll neuer Aufschlüsse zu schreiben. So mächtig wirkte das Guckglas selbst auf diesen, von Natur ziemlich nüchternen Menschen. Es schien überhaupt auf jeden nach Maaßgabe seiner Geisteefähigkeit zu wirken. Nicodemus hatte doch durch Erziehung und Beschäftigung einen gewissen wissenschaftlichen Beischmack gewonnen und sah daher mehr durch das Glas als die Andern, die in den Gänsen und dem Raben nur eine sehr triviale Satire auf ihre eigne Trivialität gesehn hatten.

An diesem Werke nun arbeitete Nicodemus Tag und Nacht und dazu benutzte er auch die unterschlagnen Lehrstunden. Und wie sein Manuscript wuchs, bekam er, genau im Verhältniß der Bogenzahl, immer mehr Respect vor sich selbst. Als er einige Druckbogen dalegen hatte, faßte er den muthigen Entschluß, diesen seinen

Selbstrespect auch gegen seine Umgebung geltend zu machen. Er wurde weniger dienstfertig gegen die Frau Habichs. Diese merkte es und wurde erst empfindlich, dann einmal unangenehm. Aber inzwischen war das Manuscript des Nicodemus und mit ihm seine Courage wieder gewachsen. Er wagte das Unerhörte und wies das unangenehm Werden der Frau Habichs mit Ernst und Würde zurück. Diese, ganz verblüfft, nicht mehr den demüthig apportirenden Pudel vor sich zu sehn, wußte erst gar nicht, was sie sagen sollte. Nicodemus harrte ihrer Antwort, über seinen eignen Muth erbebend. Und siehe! ganz wider Vermuthen lenkte sie ein und vertuschte. Das Manuscript wuchs noch mehr; Nicodemus wurde kalt und stolz; Frau Habichs erschrack, ließ es gelten und wurde artig. Das Manuscript wuchs noch mehr; Nicodemus wurde categorisch und nach Umständen grob; Frau Habichs schwieg, fürchtete sich vor ihm und wurde zuvorkommend. Das Manuscript wuchs noch mehr. Nicodemus wurde impertinent und fordernd und siehe! Frau Habichs war die Geschmeidigkeit und Gefälligkeit selbst und sah ihm alle seine Wünsche von den Augen ab.

Nun sah Nicodemus zu spät und seufzend ein, wie er sich schon längst hätte bessere Tage bereiten können, denn er konnte ja auch eben so gut ohne Manuscript (von dem die Frau Habichs gar nichts wußte) von Anfang an successive grob werden, und der Erfolg wäre derselbe gewesen. Diese einfache

pſychologiſche Wahrheit war ihm aber früher nie in den Sinn gekommen. Uebrigens hätte ihm die wiſſenſchaftliche Selbſtachtung allein doch nicht den Muth zu dieſem Verfahren gegeben, wenn ihr nicht, als Arrieregarde, die gewiſſe Hoffnung auf epochemachenden, ſchriftſtelleriſchen Erfolg, folglich (dieſen Schluß zieht nämlich der unpraktiſche, unbewanderte Nicodemus, nicht Schreiber dieſes) auf viele, ſchwere Geldſäcke den Rücken gedeckt hätte. Denn Nicodemus ſah ſich nun ſchon als einen gemachten Mann an, von dem allein es abhinge, ſich jeden Augenblick von aller Welt zu emanzipiren und unabhängig hinzuſtellen.

Von dem betrügeriſchen Treiben des Nicodemus und ihres Sohnes in Hinſicht der Lehrſtunden merkte Frau Habicht nicht das Mindeſte; erſtens, weil ſie überhaupt nichts davon verſtand, und zweitens, weil ſie nun ſich mit völliger Wuth dem Leſen der verrückteſten Romane hingegeben hatte. Dieſe verſchaffte Nicodemus ihr nach wie vor; aber er ſah das nun nicht mehr als einen ſchuldigen Knechtsdienſt an, ſondern im Gegentheil als ein Mittel, ſie zu tyranniſiren. Er durfte nur Miene machen, in ſeiner Dienſtfertigkeit aufzuhören oder gar Herrn Habichs die Lectüre zu verrathen, ſo ließ ſich die gängſtete Frau um den Finger wickeln. So ſaß ſie nun den ganzen Tag, das hochrothe, erhitzte Geſicht mit verſchlingenden Augen auf's Buch geneigt, während die Finger ihren gewohnten Ballettanz mit den Stricknadeln

blindlings fortstrickten und je kürzer (durch's Ablesen) der Roman wurde, desto länger wurde (durch's Anstricken) der Strumpf, und je bachantischer sie die Buchstaben vor ihren Augen vorbeitanzen ließ, desto bachantischer tanzten unter die Stricknadeln dazu. Wenn sie dann so ein Ungeheuer von fratzenhafter Unnatur, Schmutz und unlauterer Glut verschlungen hatte und es ihr im Hirn wüst und wirbelnd durcheinander ging und sie glühte und schnob, wie ein dirnenhaftes Fräulein, das von heißem Punsch und wildem Tanz erhitzt und trunken ist: dann bildete sie sich noch was Recht's auf ihre schöne Seele ein, die allein fähig sei, sich mit dem Dichter in jene höheren Regionen emporzuschwingen, wohin gemeine, profaische Alltagsmenschen freilich nicht folgen könnten. Und sie gab das Buch dem Nicodemus zurück, ihm für den unaussprechlich schönen Genuß dankend und bittend, er möge ihr mehr solche schöne moralische Bücher bringen zur Veredlung ihrer Seele und Vergrößerung ihrer allgemeinen Bildung.

A. d. T. d. O. H.

In rohen Zeiten, bei noch werdenden Gesellschaftseinrichtungen, wo der Mensch noch Mensch ist, und nicht, wie jetzt bei uns, Convenienzmarionette, da mag jeder sich auf sein Gefühl verlassen, als auf das Beste. Höchstens führt es ihn zu Gewaltthat und zu kräftiger Grausamkeit (die sehr wohl von der

weichlich wollüstigen eines überbildeten Nero zu unterscheiden ist. Aber jetzt, wo unser ganzes Leben von Kindheit an nur eine Schule ist, das reine Menschengefühl gut zu verstecken und in den Filitterkram hergebrachter Redensarten seine schöne Nacktheit zu verkleiden, jetzt möchten wir wohl das ursprünglich energische, lautre und ächte Gefühl längst eingebüßt haben, und was uns davon übrig blieb, ist eine kränkelnde, schwächliche Abart, die ebensowohl schlecht als gut sein kann und auf jeden Fall immer verdächtig ist. Welcher Unsinn, sich irgend ein Gefühl (wie so oft geschieht) zum Verdienst anzurechnen, und sich auf Grund dessen über Andre erhaben zu fühlen! diesen passivsten aller Zustände, der grade den Schwächling am unwiderstehlichsten überkommt! Und wäre ein Gefühl wirklich ein ächtes und schönes gewesen (was noch immer in Frage steht), so liegt schon in dem bewußten Hervorheben desselben, in diesem sich etwas damit Wissen, ein solcher Mangel an Unschuld, der durchaus Frechheit genannt werden muß. Namentlich ein Weib, das ausdrücklich, im Gespräch oder gar im Briefe, ihres „zarten und tiefen Gefühls" erwähnt und damit prahlt, ist sicherlich und ohne Widerrede eine Buhlerin; wenn auch nicht de facto, doch gewiß mit Sinnen und Gedanken. Unser modernes Gefühl, das doch keine That erwecken darf und kann, ist nichts, als ein wollüstiges sich Hingeben und Brüten, das meist zu schändlicher, weich-

licher Geistesunzucht führt, wenn wir seine dumpfen Schlupfwinkel nicht rasch mit der kaltbrennenden Fackel des Gedankens lichten. Ich rede hier hauptsächlich von dem, was man in der Regel „fromme und heilige Gefühle" nennt. Sie sind grade die unreinsten und verderblichsten, und ein Pietist, sei er auch kein Heuchler, ist der verfaulteste, schmutzigste aller Menschen, zu allem Schlechten und Ekelhaften fähig. Scheu einem, den du rasch und leicht gerührt siehst, traue nicht; er ist mindestens ein leichtsinniger, unzuverlässiger, schwacher Mensch; der Drang der Umstände kann ihn zum Schuft machen.

Unsre Pflicht ist jetzt das Denken. Nur in klaren, durchsichtigen, hellen Gedanken dürfen wir uns erlauben zu fühlen; sie müssen das Gefühl gestalten, dann mögen wir es gelten lassen und als unser theuerstes Kleinod bewahren. Und es gibt eine Gedankenbegeisterung, die nicht minder energisch, und göttlicher ist, als der Gefühlsenthusiasmus älterer Zeiten. Aber alle formlose Empfindung, die mit dunklen Eindrücken uns umwittert und ein verwirrendes, verführendes Netz uns über die freie, helle Stirn wirft, haben wir kalt und streng abzuweisen, denn wir wissen nicht, bis zu welcher Schandthat sie uns führen kann; ohne wollen aber seien wir auf der Hut, wenn diese Empfindung uns durch einen Heiligenschein zu imponiren sucht. Das Alles sollte schon Kindern bei ihrer Erziehung,

soweit sie es fassen können, klar gemacht werden, da Selbsttäuschung bei ungebildeten Geistern hier fast unvermeidlich ist. Wie manches, von Natur aus edle Gemüth wälzt sich in ekler, lasterhafter Brunst, und bildet sich dabei noch ein, mit Gott dem Herrn selber zu verkehren.

Möge der Leser nicht etwa, durch eine Stelle dieses zufällig hier eingewebten Tagebuchblattes veranlaßt, einen voreiligen Schluß und die eheliche Treue der Frau Habichs in Zweifel ziehn. Die Wahrheit zu gestehen, war sie durch Mangel an Gelegenheit und Liebenswürdigkeit, durch Phlegma und eingebläutes Pflichtgefühl vor jedem Vergehen der Art bewahrt geblieben. Sollte der Leser sich aber wundern, daß er in einem Geschöpfe, das ihm zuerst als durchaus nüchtern, alltäglich und gedankenlos vorgeführt war, nun plötzlich eine exaltirte Romanleserin findet, so mag er darüber vielleicht Aufklärung finden in folgender Stelle.

A. d. T. d. O. H.

O wie Wenige begreifen, was Poesie sei. Oft die gebildetst Scheinenden nicht, am allerwenigsten der Pöbel. Der Eine, der es in Deutschland gewußt und durch die That gezeigt hat, ist vielfach pfäffisch verkehrt und unrein verehrt worden.

Alles lebendige Sein in seiner reichen Fülle, mit gesunden derben Sinnen und hellem heitern Blick er-

fassen, so daß jedes Ding nur als Offenbarung und Körper des darin von Anbeginn wohnenden (nicht hinzu gefabelten oder erdachten) göttlichen Gedankens erkannt wird, immer im Zusammenhange mit dem Ganzen und Einen, und dies Schauen in harmonisch verwebter mild geschaffner Erfindung den Erkennenden symbolisch hingeben — das ungefähr macht den großen Dichter. Aber da meinen Viele, der Poet taumle schwebend und nebelnd von einer Wolkeninsel zur andern, und was er spende, habe mit dem wirklichen Sein gar nichts zu schaffen und sei eine angenehm fantastische, willkührliche Spielerei. Diese Leute wundern sich daher, wenn sie einmal einen Dichter zu sehn bekommen, daß derselbe die Nase lu die Länge und den Mund in der Queere hat, wie andre Menschen, und wenn er sich gar vor ihren Augen an Kartoffeln und Rindfleisch satt ißt, so scheint ihnen das fast unanständig. Auf der andern Seite sind sie wieder in dem Wahne, ein Dichter schreibe dann am besten und kühnsten, wenn er von Rheinwein oder gar liederlichem Champagner besoffen ist.

Von diesem Standpunkt aus betrachten oft ehrbare, gesetzte Berufsmenschen die Poesie als eine erlaubte angenehme Erholung, wenn die ernsten Geschäfte des wirklichen Lebens erst abgethan sind. Sie ahnen nicht, daß Poesie eben nichts andres ist, als die Verkündigung der ächten, das heißt: der geistig verklärten Wirklichkeit.

Bei solchem gänzlichen Verkennen des innern Wesens hält sich der Krämersinn natürlich an's ganz Aeußerliche. Wo süßlicher oder ungebührdig tobender Wortschwall ist, das nennen sie Poesie. Solche Philister haben den unausstehlichen und ganz verkehrten Ausdruck: „Schöne Diction" erfunden. Und namentlich erst gar die Frauenzimmer, bei denen ein gutherziges, aber ganz falsches Sittlichkeitsgefühl noch hinzukommt, um sie vollkommen zu verwirren! Wo sie ihn nur mit einigen schimmernden Tugendsentenzen, wie mit Rosenbouquets besteckt und verhüllt sehn, da nehmen sie einen ganzen Wust des unreinsten Kothes mit frommer Miene hin. Kommt aber einmal in einem dramatischen Dichter etwa der Ausdruck vor: „Geht mir damit vom Leibe, denn ich habe den Henker davon!" da heißt es gleich: Näschen gerümpft und in die Höhe geworfen und zimperlich ausgerufen! „O pfui! wie unzart, wie prosalsch"! — Weil Shakespeare schlechte Menschen charakterisirt hat, so ist er selbst ein schlechter Kerl; weil Göthe die Scene in Auerbachs Keller gedichtet hat, so ist er ein roher Zotenreißer. O Unverstand!

Diese sinnlose Trennung der Poesie von der Wirklichkeit macht es auch, daß oft die trivialsten, hausbackensten Naturen, ganz unbeschadet ihrer Stockphilisterei, eine Liebhaberei für schöne Literatur proclamiren, theils, um einen gewissen, prickelnden Kitzel zu befriedigen, den sie fälschlich für

Begeisterung für etwas Höheres nehmen und ausgeben, da er doch lediglich weichliche Sinnlichkeit ist, theils aus Eitelkeit. Natürlich werden sie nur an denjenigen Werken Gefallen finden, wo viel Geschrei und wenig Wolle ist, in denen süßliche oder verwilderte, nie dagewesne Frazen in affectirten Phrasen, die gar nicht von dieser Welt sind, viel weniger aber von einer höheren, phantasiren. Wo sie aber einmal Fleisch und Leben, ächten Kern und ächten Geist spüren, da wird ihnen unheimlich und es heißt gleich: „O pfui! wie gewöhnlich, wie platt, wie unpoetisch!“ Solche Leute haben auch noch die komische Eigenschaft, oft, und mit einer gewissen bescheiden thuenden Selbstgefälligkeit, wenn sie mit einem Dichter sprechen und ihre flachen Urtheile ausgekramt haben, die Redensart zu brauchen: „Ich bin freilich nur ein ganz prosaischer Mensch (oder wenns ein Frauenzimmer ist: Geschöpf.)“ Wieder dieser unglückliche Gegensatz! Als ob ein ächter Mensch, ein wahrhaft lebendiges Geschöpf je prosaisch sein könnte! Eigentlich aber wollen die Leutchen mit jener Redensart nichts andres gesagt haben, als: „Ich bin ein vernünftiger Mensch und nicht so verrückt, wie Du.“

Die Frau Habichs also las schlechte Romane, Nicodemus schrieb verarbeitend, bearbeitend, überarbeitend und überüberarbeitend an seiner großen Botanik fort und dem Junius gab er dabei auch Bücher zu lesen. Glücklicherweise war ihm früher der alte,

triviale Gemeinplatz eingebläut worden, daß Romane der Jugend schädlich seien, und so that er, wenn auch aus unrechtem Grunde, das Rechte, indem er den Knaben mit der schlechten Lectüre seiner Frau Mama versichente. Er verschaffte ihm dafür Reisebeschreibungen und Geschichtswerke, die Junius mit großem Eifer las, denn sein lebendig schaffender Geist gab allem darin Berichteten eine frischere Färbung und ein höheres, bedeutsames Leben. So lernte er in der Zeit der Lehrstunden eigentlich mehr, als ihm der gute Nicodemus beigebracht haben würde, nur freilich die Zinsrechnung blieb ihm ein böhmisches Dorf. Einst hatte ihm Nicodemus zufällig ein Buch mit Gedichten gebracht. Junius erstaunte, als er anfing, zu lesen und wußte erst gar nicht, was er davon denken sollte. „Was? (rief er bei sich) hat denn der auch das Guckglas des Onkels Holofernes gehabt?“ Bei jeder Zeile mehr überrascht, las und las er weiter, und nun erst fiel ihm ein, was ihm vorher nie in den Sinn gekommen war, daß er ja eben so wohl als jener Dichter, die wunderbaren Worte, die aus Hain und Busch ihm entgegentönten, ordentlich aufschreiben könne. Sogleich machte er den Versuch und schrieb auf:

Sang mit wundersüßem Schall
Also einst die Nachtigall:
Wie so hold und wunderschön,
Rose, bist Du anzusehn!

Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.
Weh! ich muß des Busens Drang
Strömen aus in flücht'gem Klang,
Der mit Sangesallgewalt
Wonnig sich in Lüften wiegt;
Aber bald
Leis verhallt
Und verflegt.
Ach! was flüchtig stets verschallt:
Könnt' ich's fassen in Gestalt!
Dann entschwänden nicht im Nu
Klänge, die der Brust entsprangen;
Würden prangen
Schön, wie Du,
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.
Eine Ros' an Liedes Statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt.
Rose, darum lieb' ich Dich
Inniglich!

Rose gab mit duft'gem Weh'n
Leise flüsternd zu versteh'n:
Ach! wie singst Du, Nachtigall,
Mit so wunderfüßem Schall!

Innig,
Minnig,
Süß und ſinnig.
Was die Bruſt mir ſchwillt mit Macht,
Was mich hold erglühen macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig weht;
Aber bald
Leis entwallt
Und vergeht.
Ach! was ohne Klang entwallt,
Unerkannt, vergeſſen bald,
Was mit Macht die Bruſt durchzieht:
Könnt' ich's laut und freudig ſingen;
Würd' es klingen,
Wie Dein Lied,
Innig,
Minnig,
Süß und ſinnig;
Düfte — Nachtigallgeſang,
Jeder Athemzug ein Klang.
Nachtigall ich liebe Dich
Inniglich.

Aber kaum ſtanden, ſtatt der lebendig wechſelnden, ſich verſchlingenden Klänge die ſtarren ſchwarzen Buchſtaben auf dem Papier, ſo gähnten und widerten ſie Junius an. Sie kamen ihm vor wie Todtengräber, die den Wohllaut zu Grabe getragen hatten,

und schon wollte er im Unmuth das Blatt zerreißen, als Nicodemus es sah, mit den Worten: „Was hast Du denn da?“ es ihm aus der Hand nahm und las. „Ei, ei! (sagte er schmunzelnd) recht artig, recht hübsch! Woraus hast Du das abgeschrieben?“ — „Abgeschrieben? wie denn?“ fragte Junius. — „Aus welchem Buche, meine ich!“ — „Es ist aus gar keinem Buche.“ — „Nun woher hast Du es denn? Du wirst es doch nicht selbst gemacht haben!“ — „Nein, gemacht habe ich es nicht; ich hab' es aus dem Walde.“ — „Sonderbar! wer hat's denn da gesungen?“ — „Je, das steht ja hier. Die Nachtigall und Rose haben's gesungen und da hab' ich's gehört.“ — „Du verschmitzter Junge! (sprach Nicodemus) so hast Du es also doch selbst gemacht. Das ist viel, recht viel für Dein Alter.“

Junius versicherte nochmals, daß er es nicht gemacht habe, aber Nicodemus, kaum darauf achtend, nahm das für kindische Dichterschüchternheit, ließ sich nicht irre machen und las das Liedchen noch einmal mit Wohlgefallen durch. — „Aber woher hast Du nur diese Kenntniß des Metrums genommen? (fragte er verwundert). Sollte Dir etwa Apel's Metrik oder Dillschneider's Verekunde aus meiner Bibliothek in die Hände gekommen sein?“ — „Was weiß ich von Metrum und Apel und Dillschneider! (sprach Junius naseweis). Ich hab's einmal so gehört, nur noch viel schöner, wie's dasteht.“ —

Als die Stunde aus war, brachte Nicodemus den

Jungen und das Gedicht zur Frau Habichs, der er letzteres triumphirend überreichte, mit den Worten: „Da sehn Sie, worüber ich Ihren Kleinen überrascht habe. Er hat es selbst gemacht.“ Frau Habichs las, und obgleich sie es nicht verstand, klang und klapperte es ihr doch so vor den Ohren, daß sie entzückt ausrief: „Wie Junius, Du hast das gemacht? Hast Du schon so romantisch zarte Gefühle gelernt?“ — „Ach! was wollt Ihr? Wir sollt ich's denn gemacht haben?“ — „Nun, lieber Junius! Du brauchst Dich darum nicht zu schämen; (rief die triumphirende Mutter). Das Crescitum der Poesie ist ein schönes, genialisches Talent, das Du in Deinen Freistunden ferner civilisiren magst. Du kannst dadurch einst die ästhetische Zierde edlerer Geselligkeit werden und manche angenehme Stunde für schönere Seelen verkürzen helfen.“ — „Für sein Alter ist es wirklich außerordentlich!“ sprach Nicodemus. „Außerordentlich!“ stimmte Frau Habichs jauchzend ein, und nun ging es an ein Lobhudeln, daß es Junius angst und bange wurde. Er dachte in sich: Als ich's Euch erzählte, was ich gehört hätte, da hieltet Ihr mich für verrückt, und gabt mir ein Brechmittel, und jetzt, wo ich's lebern und langweilig auf einen elenden Fetzen Papier geschmiert habe, da werde ich gelobt, als ob ich wer weiß was für eine gute That gethan hätte.

Frau Habichs konnte kaum erwarten, bis ihr Mann Abends aus dem Thurm kam. Kaum trat er in die

Stube, so lief sie ihm schon mit dem Gedicht entgegen und rief: „Sieh doch, Habichs! was unser lieber Kleiner da gemacht hat.“

Herr Habichs glaubte ein schwieriges Rechenexempel zu sehen und nahm das Blatt; aber als er es näher ansah, ward seine Stirn finstrer und finstrer. „Dummheiten!“ rief er endlich aus, indem er das Blatt zerknitterte). Das fehlte noch! hat er nicht Bessres zu thun, als dergleichen Unsinn, Mosje Sohn? (und dabei gab er ihm eine derbe Ohrfeige). Ich verbitte mir dergleichen ein für allemal!“ —

Junius wurde nun ganz irr; erst gelobt, dann geohrfeigt; beides ganz unverdienter Weise. Vor Zorn weinend und schluchzend lief er aus der Stube in den Garten. Frau Habichs sah ihren Herrn Gemahl starr und entgeistert an. Endlich brach sie, empfindlich gekränkt, los: „In der That, mein Herr Gemahl, diese Handlungsart war Ihrer rohen, gemeinnützigen Seele ganz würdig! Auf diese Weise haben auch die Sandalen und Hunden und andre cannibalischen Völker die schönen Künste protegirt und befördert. Sie sollten stolz darauf sein, daß Ihr Sohn Ihnen die verdienstlose Ehre anthut, ein frühzeitiges Genie zu sein, und dafür mißhandeln Sie das arme unschuldige Kind auf eine so eclatant brutale Manier!“ —

„Schweigen Sie, Frau Gemahlin! (krächzte Habichs) Sie verstehen den Teufel was davon. Wäre ich ein Genie gewesen, wer würde das Geschäft ge-

führt haben, he? Ich und Sie könnten jetzt betteln gehn, das hätten Sie von ihrem prächtigen Genie."

„Das mag Ihrer einseitigen Gesinnungsweise sich so vorstellen (eiferte Frau Habichs, verächtlich ihn messend), denn armselige Geister vermögen die imminente Capazität nicht zu begreifen, die im traulichen Verein das ernste Streben der praktischen Weltansicht mit den Rosen der Poesie zu verflechten weiß. Würde es dem Geschäft schaden und würde es uns nicht Ehre bei der Mit- und Nachwelt bringen, wenn unser Junius einmal die Zeit außer den Büreaustunden von Abends 8 Uhr an dazu anwendete, ein großer Dichter zu werden?" —

„Ein großer Dichter? ein großer Narr, ja! Was ist von einem Menschen zu erwarten, der das Edelste, was wir haben, und was uns vom Vieh unterscheidet: die Sprache, anstatt sie zu nützlichem lucrativen Verkehr, wozu sie uns Gott gegeben hat, anzuwenden, dergestalt mißbraucht, daß er sie einer sinn- und zwecklosen Klapperei und Klingelei zu Liebe verzerrt, verschiebt, verdreht und zerfetzt, nur um verrückte Dinge in verrückter Form zu Markte zu bringen? Wie kann der je das Nützliche und Wichtige, ich meine: das Geschäft, mit Ernst und Eifer betreiben, der seine ganze Seele an's Unnütze und Kindische hängt? Ein berühmter Dichter, ja wohl! — Und wäre er wirklich im Stande, dabei das Geschäft zur Noth fortzuführen, so würde dieser Ruf allein ihn um allen Credit bringen und ruiniren. Ein

Dichter, ein Faſſer, ein Phantaſt! wer wird mit dem ſolche Geldgeſchäfte eingehen wollen, zu denen durchaus geſunder, ungetrübter Menſchenverſtand gehört, den er nicht hat. Und von Ihnen, Herr Nicodemus, den ich bisher für einen ernſthaften und verſtändigen jungen Mann hielt, muß es mich ſehr wundern, daß Sie dem Bengel zu dergleichen Thorheit Anleitung geben; denn von ſelbſt könnte er doch nicht darauf gekommen ſein.“ —

Nicodemus dachte an ſein Manuſkript, warf ſich in die Bruſt und ſprach pikirt: „Ich wüßte nicht, Herr Habichs, wie ich dazu gekommen ſein ſollte, ihm, wie Sie Sich auszudrücken beliebten: Anleitung dazu zu geben; denn in unſern Lehrſtunden haben wir es allerdings mit wichtigeren, reelleren Dingen zu thun. Der Knabe iſt durch ſein eignes Ingenium dazu geleitet worden, wie ſolches bei einem Poeten immer der Fall iſt, ſintemalen ſich die Poeſie nicht durch Unterricht erlernen läßt. Nascitur poeta. Ich aber fand nicht nöthig, ihn von dergleichen abzuſchrecken, denn die Poeſie dient dazu, den Menſchen angenehm zu unterrichten und durch liebliche Erfindungen ſeinen Verſtand auszubilden und paart ſo das Süße mit dem Nützlichen, utile dulci, wie ſolches ſchon von den Alten anerkannt war.“ —

„Die Alten gehn mich gar nichts an (erwiderte Herr Habichs) und kurz und gut: ich will es nicht haben und erſuche Sie, in ihm dergleichen Liebhabereien nicht aufkommen zu laſſen, ſondern im Gegen-

theil alle seine Zeit durch Arbeit auszufüllen; denn er wird alle Tage älter und es wäre wohl bald an der Zeit, ihn in meinem Büreau zu beschäftigen, damit er den Gang des Geschäftes früh übersehen lerne und ein für allemal keine Zeit zu kindischen Phantastereien übrig habe. Was Dich aber anbetrifft, Frau Gemahlin, so bitte ich inständig, Dich in die Erziehung des Jungen ganz und gar nicht zu mischen, sondern Deine Weisheit für Dich zu behalten." —

Diese wegwerfende Behandlung empörte die Frau Habichs. Schnell besann sie sich auf alle Phrasen und Fremdausdrücke, die aus den zuletzt von ihr gelesnen Büchern bei ihr hängen geblieben waren, um durch imposante Geistesüberlegenheit den Herrn Gemahl verstummen zu machen, und trug folgendes Ragout aus denselben pathetisch und höhnisch vor:

„Ei! nicht in die Erziehung mischen? Nicht wahr, weil ich ein Weib bin, mein Herr Gemahl? Aber der Herr Gemahl thäten wohl, einmal aus Ihrem Thurm heraus auf das mächtige Fortschreiten der cosmopolitischen Humanität des Zeitgeistes zu horchen, um sich nicht durch engherzige Bornirtheitsvorurtheile vor dem Tribunal höherer Intelligenz zu blamiren. Der Herr Gemahl würde dann wissen, daß es als eine Lebensfrage des Jahrhunderts angeregt ist, die Zerwürfnisse der sozialen Zeitwirrniß durch Emanzepation der Frauen zu regressiren. Denn die göttlichen Tendenzen der Freiheit und Gleichgültigkeit, verbunden mit einer aufgeklärten Liberalitäts-

philosophie müssen alle Hemmnisse einer barbarischen Traditionen negativiren, die der Druck verderbter sozialer Institutionen der geistlichen Entfaltung eines eben so edlen und freien Theiles der Menschlichkeit, als Sie, mein Herr Gemahl, aufgebürdet hat. Freilich werden dann Kulturzustände eintreten, mein Herr Gemahl, von denen Sie Sich nichts träumen lassen und aus denen ich selber noch nicht gescheut werde, und soziable Revolutionen werden der objectivischen, selbstbewußten Weiblichkeit, die geistlichen, seciellen und staatslichen Functionen zum Lebensgebiet anweisen, die das stärkere Geschlecht durch Usurpation sich arrogirt hat. Und der Prinzip des Gährungskampfes wird den Sieg davon tragen in freier Verfügung über Neigung und Personen, vom dumpfen Joch des lechenden und strickenden sich Hergebens an eine einzelne, unberechtigte Persönlichkeit emanzepirt zur schönen Harmonie abwechselnden, freisinnigen Liebestausches, so wie zum Bücher-Schreiben, Cigarren-Rauchen, Alleininsweithehausgehn und politischer Klubbsgemeinheit durch repräsentirende Versammlung. Aber Sie, mein Herr, werden das nie begreifen und ewig die morschen, stagnirenden Extremente abgethaner und ersterbner Weltauswickelungsperioden mit Stabilitätsanschauungen, materiellen Interessen und retorgarden Impulsen vermengelirt in sich contenziren." —

Noch einen verachtenden Blick warf sie ihm zu; ihre Augen leuchteten, triumphirend blickte sie um

ſich; und wirklich: nur in einem Augenblicke faſt ſomnambüler Begeiſterung konnte ſie ſich zum Abdeclamiren eines (verhältnißmäßig) noch ſo zuſammenhängenden Unſinns aufraffen.

Herrn Hablichs war angſt und bange geworden. In der Mitte der Rede fing er an, eine verwickelte Münzreduction im Kopfe zu berechnen, nur, um das Zuhören los zu ſein. Als er merkte, daß ſeine Frau fertig war, ſprach er: „um Gottes Willen! woher haſt Du dieſen Unſinn? Iſt das jetzt Ton in Euren äſthetiſchen Klatſchzirkeln? Ihr thätet beſſer, Euch um Kaffee und Strümpfe zu bekümmern, denn Ihr ſeid viel zu einfältig und habt viel zu wenig gelernt, um über irgend etwas Andres zu denken oder gar zu raiſonniren. Was mich betrifft, ſo bitte ich, mir künftig nicht mehr mit derlei Tollheit die Ohren zu zerſprengen.“ —

Aber jetzt war Frau Hablichs auch ausgedeutelt und erſchöpft. Sie ſchwieg ſtill und begnügte ſich, ihren Gemahl mit verachtenden Blicken zu meſſen.

Eines Sonntag Morgens war Junius ſehr früh aufgeſtanden. Leicht, von Morgenfriſche umweht und umflattert, ſchritt er durch den Garten nach der Wildniß zu. Ihm war ſo voll und bang, als bereite ſich ſeine Seele, erwartungsvoll zitternd, etwas Ueberirdiſches, Heiliges zu begrüßen. So mag dem Propheten zu Muth ſein, ehe der Geiſt Gottes über ihn kommt. Junius drang weiter vor durch hohe, majeſtätiſche Buchen und Eichen, kühle Waldesſchauer

umfingen ihn und küßten die Glut von seinen Wangen. Sinnend und langsam, den Blick unter sich, wandelte er hin. Und dichter rückte Stamm an Stamm und höher schoß Wipfel an Wipfel empor, keck in's ewige Blau greifend, und kühn geschwungner schloß Zweig sich an Zweig in reichem, lieblich geschmückten Bogenbau. Und als Junius aufsah, siehe! da stand er in einem riesigen, lebendigen Tempel; drin wallte kein betäubender, hirnumnebelnder Weihrauch, nur frische, freie Walddüfte strichen umher; drin starrte es ihm nicht ringsum steinern entgegen, sondern überall war Saft und Regung, Sprossen und Gedeihn, ein überschwengliches Leben; und das goldne Licht war nicht gezwungen, sich durch steife Fensterumrisse gewaltsam einzudrängen, sondern lachend und mild quoll und schlüpfte es durch Zweig und Blatt an allen Ecken und Enden; keine brennend und dunkel gefärbten Scheiben umdämmerten den Sinn mit einer heiligen Dumpfheit, sondern göttliche Heiterkeit lachte vom Blau des Himmels in's tiefste Herz hinein. Und das leise Summen, Singen und Brausen in den Laubeskronen schwoll und wuchs und durchströmte, ein mächtiger, tönender Strom, läuternd und befruchtend, die Brust des Knaben, und er lauschte ihm die Worte ab, die aber zu ihm in kühnen, erhabnen Rythmen erklangen, wie sie die Sprache nicht nachzubilden vermag: „Was senkest Du nieder den Blick und starrest in die dunklen Tiefen der eignen Brust? Schaue auf und umher,

mit hellem Auge in die helle Welt, oder Du wirst Dir selbst zum Grabe. Wage es, aus Dir selbst hinauszugehn und Dich hinzugeben der Fülle des Lebendigen ringsum, und je mehr Du Dich hingiebst, je inniger und klarer wirst Du Dich selbst besitzen. Laß die freundlichen, wechselnden Bilder des Seins in bunten Scharen auf Dich eindringen und überwinde sie in heitrem, wühlenden Kampfe. Und siehe! Gestalt um Gestalt und in Allem ein unendliches Werden und Wechseln, ein Erblühen, Erstarken, Vergehen und ein ewig neues Entkeimen aus der Verwesung. Und der Tempel Deiner Brust bevölkert sich von tausend und tausend Gebilden, so daß es drinnen lebt und blüht, wie draußen, und alle sind sie in Dir zu ewigen Gedanken geworden. Sie Alle, und unendlich mehr, die Du noch nicht erschauen und erfassen kannst, hat Gott der Herr also herrlich gedacht und gesprochen im Anbeginn der Tage; und sie wurden. Und auf daß seine blühende Welt verstanden und genossen würde, hauchte er in Dich einen Athemzug seines innersten, heiligsten Wesens, und ward Mensch in Dir; und in Millionen Deiner Brüder hat er gelebt und gewirkt und in Millionen lebt und wirkt er fort. Schaue den herrlich ragenden, königlich daher wandelnden Menschengestalten in's leuchtende Auge und siehe, wie es um Dich her stäubt von Funken der Gottheit, wie es Dich mild umspinnt mit Schimmern der Gottheit! Sie alle sind seines Seins theilhaftig. Und Er, so unendlich hingegeben,

so millionenfach menschgeworden — ist und bleibt doch der ewig Ganze, Unendliche, Einzige; reicher, je mehr er spendet; immer mehr sein eigen, je mehr er von sich weggiebt. Siehe! er hat sich in Deine Brust gesenkt in seiner heiligen Ganzheit, kein Theilchen seines Wesens hat er Dir vorenthalten; Du kannst ihn ausdenken und ausempfinden, wenn Du rein, stark und kühn bist. Und doch war, ist und bleibt er der allgewaltige Weltenlenker über und außer Dir. Im Manne ward er Mensch, auf daß er sich auch hienieden, thätigdenkend, ewig erneue; aber auf daß die Kraft harmonisch und gezügelt bleibe von der einigenden, versöhnenden und erhaltenden Milde und Liebe, wird er ewig wiedergeboren im Weibe. Ehre die süße, erhabne Gestalt, die, ein Gedanke der Schönheit, sinnend hingeneigt dasitzt und lauscht und träumt; denn in ihrem weichen, unendlich liebenden Busen rauscht fort und fort die leise Quelle schöner Menschlichkeit, in ihrem stillen Schooße schlummern die Keime ewiger Menschwerdung. —

Und wie Er sich unendlich hingiebt und kräftig sich selbst behält: so sey auch Du ganz Liebe und Kraft, Ueberwundner und Sieger. Opfre Dich auf, um Dich zu haben!" —

Junius war auf sein Angesicht hingesunken, aber wahrlich nicht aus demüthiger Zerknirschung, als seiner unwerth, dem freundlichen Himmel in's Auge zu

ſchauen; nein! die Wonne der Gewißheit, daß er groß, rein und gottähnlich ſei, warf ihn danieder. Er riß ſich los und eilte heim. Er glaubte zu fliegen, ſo leis berührte der Raſen des Bodens ſeine Sohlen, ſo frei flatterten ſeine Locken. Da tönte ihm, wie ein Mißklang, die Stimme ſeiner Mutter entgegen, die ihn aufforderte, ſich zurecht zu machen, um mit ihr in die Kirche zu gehn. Mit innerem Verdruß gehorchte er. Nun muß dem Leſer vorher berichtet werden, daß ſie nicht gern jene gothiſche Kirche zu beſuchen pflegte, in der, wie zu Anfang erzählt, Junius getauft worden war, obgleich ſie eigentlich zu jener Pfarrei gehörte. Herr Habichs nämlich konnte den ehrwürdigen Bau nicht leiden, weil er ihm zu phantaſtiſch war. Auch ärgerte er ſich jedesmal darüber, wenn er bei ſich überſchlug, wie viel unnützes Geld auf denſelben verſchwendet worden ſei. Seit Holofernes ihm von dem Eindruck dieſes Doms vorphantaſirt hatte, hatte er erſt gar einen Abſcheu davor bekommen. Frau Habichs aber konnte das Gebäude auch nicht leiden, weil ſie eine bigotte Proteſtantin war, und es in der, früher katholiſchen, Cathedrale wie von betäubenden Dünſten des Papismus ſie umwitterte. Der Leſer wird ſich ſchon wieder wundern, daß ihm hier eine Perſon plötzlich als bigotte Proteſtantin aufgebürdet wird, die er kurz vorher als Anhängerin der modernen Weltbewegungsliteratur kennen gelernt hat, die mithin gar keine poſitive Religion haben ſollte. Aber der Leſer iſt ein ſchlechter

Psycholog und außerdem ein unaufmerksamer Leser, denn in einem Fragmente aus dem Tagebuch des Holofernes ist ihm der Schlüssel schon in die Hand gegeben. Die Sache ist nämlich die: Von jedem Buch, das Frau Hablichs las, behielt sie einen Tag lang einen Anflug, eine flüchtige Färbung, die ihr jedoch blos dazu diente, im Gespräch damit zu prunken und die Geistreiche und Gefühlvolle zu spielen. So war sie in Zeit von wenigen Wochen erst ritterlichmittelalterlich, dann bürgerlichsentimental, dann räuberisch-heroisch und zuletzt (da Nicodemus, nach verschlungenen Gemißromanen, keinen Rath mehr wußte, was für Bücher er ihr noch bringen solle,) weltbewegerisch und emancipationssüchtig gewesen; aber wohlgemerkt: nur in äußerlicher Zurschautragung. Denn innerlich, wie in ihren Handlungen, blieb sie bei alle dem unverändert und unberückt dieselbe, die sie war, nämlich eine Gans, das heißt: ein ganz gewöhnliches Weib. So war sie, unter andern, auch bigotte Protestantin, obgleich sie nicht den mindesten wahren Begriff von Protestantismus und seinem Gegensatze zum Katholizismus hatte; nein! sie war das, wovon ihr bei ihrer Erziehung eingebläut worden war, daß sie es wäre und sein müsse, übrigens ohne Ueberzeugung und Erkenntniß. So war sie, unter andern, auch peinlich geizig in Kleinigkeiten (z. B. dem Verbrauch von Schwefelhölzern) und sinnlos verschwenderisch in größeren Ausgaben (z. B. Anschaffung von Schawls und Theearrangements). Ihr Geiz und

Herrn Habichs Finanzkun allein hatten es bewirkt, daß Junius in der gothischen Kirche getauft worden war, weil sonst die Taufgebühren hätten doppelt bezahlt werden müssen.

Also aus den obgemeldeten Gründen und weil außerdem der Geistliche der andern Kirche (wie der Leser gleich einsehen wird) ein besonders vortrefflicher Prediger, der der gothischen aber, wie Frau Habichs sich ausdrückte, ein eminenter Nationalgardist (sie meinte: ein evidenter Rationalist) war, ging Frau Habichs in die andere. Sie hatte Junius schon öfters mitgenommen. Er hatte das Thun und Treiben dort mit sehr gleichgültigen Augen betrachtet, ohne viel darüber nachzudenken, was damit eigentlich bewiesen sei, und ohne irgend eine tiefere Bedeutung dahinter zu suchen. Aber nie hatte er einen so entschiedenen Widerwillen dagegen empfunden, als heute, da die frommen Klänge der Wildalß in seiner Brust noch mächtig nachhallten. Erst heute fiel es ihm auf, daß die Kirche von außen aussah, wie eine Kaserne, nur weniger stattlich und lebendig, ein trauriger, viereckiger Kasten. Er trat ein und meinte in einen Reitstall zu treten. Eine gähnende, gelbige, unerbittlich nüchterne Leere! Heut erst kam es ihm ungeheuer komisch vor, wie die eintretenden Männer sämmtlich den Hut ein Paar Augenblicke vor Nase und Mund hielten, als ob sie dahinter heimlich was zu knuspern hätten. Und nun erst gar der Gesang! Dumpfe Grabestöne der Orgel präludirten; dann riß der grimmig blickende

Cantor ein ungeheures Maul schief auf und intonirte, wie mit einem herzzerreißenden Hülfeschrei. Und einstimmten falsche Männerstimmen, schüchtern und undeutlich brummend, und unverschämt quäkendes Altweibergekreische, mit großer Sorgfalt durch enge nasenzinquetschende Brillen noch weit quälender gemacht, als es von Natur schon gewesen wäre. Ihren frommen Eifer suchten diese Weibsbilder dadurch hervorzuheben, daß sie ihr Geschrei jedesmal einen halben Tact früher losbrechen und dann den letzten Ton einen halben Tact länger, inbrünstig und gefühlvoll, nachschnarren und auszittern ließen, als alle Andern. So wand und schleppte sich die Melodie mehrig, dumpfig und trostlos dahin, wie ein Regenwurm durch den Schlamm. Junius konnte es kaum ertragen. Der Mißlaut beklemmte ihm die Brust, wie ein Alp, und schnürte ihm die Gurgel zu. Endlich hörte der vertrackte Herentanz von Mißtönen auf; die Orgel stieß noch einen malitiösen, schnappenden Nasenton hervor und Stille trat ein. Nun bestieg, in unwürdig gekrümmter, heuchlerisch demüthiger, cummißmäßig eingelernter Knechtesstellung ein Mann die Kanzel, in schwarzem Talare, mit zwei weißen Schnippelchen vorn am Halse. Ich kann dem Leser keine treffendere Schilderung von seinem ganzen Wesen geben, als indem ich, mit wenigen, sachgemäßen Abänderungen, die Stelle aus dem Shakspeare übersetze, wo Hamlet von den Fehlern schlechter Schauspieler spricht,

die dieser Prediger, höchst sonderbarer Weise, alle an sich hatte. Die Stelle lautet:

„Sprecht die Rede, ich bitte euch, leicht von der Zunge fließend. Aber wenn ihr sie so herausmault, wie viele unserer Schauspieler thun, so möchte ich sie eben so gern vom Ausrufer sprechen hören. Und durchsägt auch nicht die Luft zu sehr mit euren Händen, sondern behandelt Alles gelinde. Denn selbst im Strom, Sturm und (wenn es dazu kommen sollte) Wirbelwinde eures frommen Eifers müßt ihr eine Mäßigung erlangen und erzeugen, die ihm Weichheit giebt. O! es kränkt mich in der Seele, anzuhören, wie ein robuster, perrückendickköpfiger Kerl den heiligen Text in Lappen, in rechte Fetzen zerreißt, um die einfältig frommen Seelen unten zu betäuben, die in der Regel nichts davon begreifen, als Zaren und Spektakel. Ich möchte einen solchen Kerl für sein sich ungebärdig Stellen peitschen lassen; er überpharisäert den Pharisäer ꝛc. — — — und achtet vor Allem darauf, daß ihr die Bescheidenheit der Natur nicht übertreibt. — — — O! es giebt Prediger, die ich habe predigen und von andern loben hören, und das höchlich, die (ohne sie böswillig verspotten zu wollen) weder den Accent von Christen, noch die Bewegungen und Gesticulationen von Christen, Heiden, oder überhaupt Menschen hatten und so die Kanzel zerprügelten und deklten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur habe Menschen gemacht und verpfuscht, so abscheulich verzerrt war in ihnen das wahrhaft Menschliche."

In der „herausgemaulten" und „hervorgebellten" Rede hieß es unter andern:

„Ja, meine andächtigen Freunde! haltet feſt am reinen Glauben, alſo, wie er euch gelehrt worden iſt; nicht, wie ein verwegenes und frevelhaftes Grübeln und Denken ihn umgeſtalten und verfälſchen mag! Forſchet in der heiligen Schrift, aber nur, um ihre goldnen Sprüche euch in Demuth einzuprägen; nicht, um ſie mit eurer ſchwachen Vernunft zu begreifen. Denn die menſchliche Vernunft führt unabwendbar zum Unglauben; darum lernt ſie verachten und verſchmähen; ſie iſt nur dann gut und nützlich, wenn ihr ſie dem verkündigten Worte Gottes blindlings unterwerft. Und welches Verdienſt auch hättet ihr dabei, meine Freunde, wenn ihr von dem überzeugt wäret, was euer Verſtand einſieht? Ihr ſollt glauben, ohne einzuſehn! Wie erbärmlich und ohnmächtig aber iſt all' unſer Verſtand, wie Stückwerk all unſer Wiſſen! Wer heut noch froh und guter Dinge iſt, kann morgen vielleicht ſchon im Grabe liegen, und er weiß es nicht. Und wollt ihr die unerforſchlichen Geheimniſſe Gottes durchſchauen, ſo ihr ſolches nicht einmal vorher zu wiſſen fähig ſeid?

Und in den Stunden der Noth und Bedrängniß — wer wird euch da aufrichten und nicht verzagen laſſen? Eure eignen thörigten Gedanken etwa, die ſich vermaßen, die Welt zu überfliegen? O nein, meine Andächtigen! wenn dann nicht ein unbegreifliches Gefühl, davon der Verſtand nichts weiß und wie es

nur dem Gläubigen gegeben ist, von oben tröstend über euch kommt, so werdet ihr winseln und heulen in eurer Pein und wird nicht Menschenrath noch Menschengedanke euch zu helfen vermögen. Und was spreche ich von der traurigen Verlassenheit, womit Gott die Ungläubigen und die, so sich nicht selbst zu verachten und zu erniedern wissen, sondern sich was Rechtes dünken vor dem Herrn, schon in diesem irdischen Jammerthal heimzusuchen pflegt? Aber denkt an drüben! denkt an die Stunden des Gerichtes, da der, so sich hienieden als ein nichtswürdiger Wurm im Staube gefühlt hat, wird erhoben und verherrlicht werden und wird eingehen zu ewiger Ruhe und ewigem unendlichen Ergötzen, der aber, so sich vermessen hat, mit seiner elenden Vernunft hinanzureichen an den Allerhöchsten und, in thörichtem Hochmuth, seine Herrlichkeit zu verstehen, der wird erniedert werden und hinabgeschleudert in den Abgrund, da Heulen und Zähnklappen sein wird ohn' Ende. —

O meine Andächtigen! wer wollte doch so unklug sein, seinen eigenwilligen störrischen Sinn nicht für ein Weilchen zu beugen, würde es ihm auch schwer und unbequem, wenn ihm so reicher, herrlicher Lohn dafür verheißen ist? Wer wollte nicht für eine kleine Spanne Zeit sich in Demuth als unterthäniger Knecht gebehrden, wenn er dadurch auf ewig zum freien Herrn werden kann in unvergänglichem süßen Wohlleben? Und wer wollte so thöricht und über seinen eigenen Vortheil verblendet sein, um nicht für eine Zeit lang

seins stolzen Gedanken zu bezähmen, ihnen zuzurufen: Bis hier hin und nicht weiter! und in demüthiger Unwissenheit zu verbleiben, wenn er dadurch entgehen kann den Qualen der ewigen Verdammniß? Ja, meine Andächtigen! selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich. Amen!" —

Junius war in einer eignen Stimmung. Kochender Zorn und hellauflachender Spott jagten sich in ihm wild durch einander. In der ganzen ersten Hälfte der Predigt mußte er wider Willen (so wie uns oft irgend eine Melodie einen ganzen Tag lang nicht aus dem Kopfe will) sich immerfort folgende Verse wiederholen, die er am vorigen Tage zufällig gelesen hatte:

Knurre nicht Pudel! zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seele umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.

Bei jeder Windmühlflügelgesticulation des Predigers war es ihm, als bekäme er eine Ohrfeige. Zuletzt, indem er absichtlich gar nicht zuhörte, aber den Prediger starr ansah, überkam ihn eine tolle Sucht, laut aufzulachen, so daß sein Gesicht hinter dem vorgehaltnen Schnupftuch schwoll und glutroth wurde. Nur mit äußerster Anstrengung hielt er an sich. Erst als er, der puritanischen Armensünderenge der Kirche entflohen, wieder in freier Gottesluft leicht aufathmete, wurde es in ihm still und versöhnt. Der traurige Gottesdienst war, wie ein wüster Spuck im Traum, verschwunden und vergessen und die heiligen

Klänge der Wildniß hallten rein und voll durch seine besänftigte Brust.

Frau Habichs und Herr Nicodemus aber stimmten, neben einander nach Haus gehend, überein, daß es eine sehr erbauliche und sinnreiche Predigt gewesen sei, wozu sie gleich noch die Bemerkung fügte, sie spüre eine bedeutende Leere im Magen und wünsche den Tisch gedeckt zu finden, wenn sie nach Haus kämen. Auch diesem Wunsche stimmte Nicodemus aus innerster Ueberzeugung bei.

Junius verschloß die Eindrücke dieses Vormittags sorgfältig in seiner Brust; denn das hatte er schon gelernt, daß man sich nur vergeblich bemüht, mit gewöhnlichen Menschen von ungewöhnlichen Dingen zu sprechen. Man drücke sich in den schlichtesten Worten darüber aus — sie werden es doch für unklar und für absichtlich neblich und hochtrabend halten. Aber als er des Nachmittags einen ungestörten Augenblick gefunden hatte, nahm er seine kleine Schwester Malwina bei der Hand, führte sie in den Garten und, unter der alten Linde sitzend, erzählte er ihr vom Tempel der Wildniß mit seinem wunderbaren Chorgesange. Das sinnende Kind hörte ihm schweigend zu, und als er auserzählt hatte, bat sie ihn: „Führe mich auch hin, daß ich's selbst sehe und höre!" Das versprach er ihr.

Der Leser muß nämlich wissen, daß mehrere Jahre verstrichen sind, während er nur einige Stunden lang

gelesen hat. Malwina war der Wiege und dem Gängelbande entwachsen, hatte sprechen, denken und fühlen gelernt, ein stilles, blühendes Kind. Sie hatte nicht jenen äußeren Habitus altkluger Verständigkeit, der Mädchen ihres zarten Alters oft so possirlich läßt, sie war durchaus Kind, äußerlich und innerlich, aber ein Kind voll tiefer Ahnungen und heller unschuldiger Gedanken. Zu ihr nahm Junius immer seine Zuflucht, wenn er sich einsam und wie abgesperrt fühlte. Natürlich fiel es ihm nach jener Ohrfeigenscene nicht mehr ein, seine Waldesträume, die reicher und reicher ihm die Stirn umblühten, zu Papier zu bringen. Aber seine kleine Schwester horchte ihm gern und mit stillem Erstaunen, wenn er in melodischen Rythmen ihr davon erzählte, sie wußte nichts darüber zu ihm zu sagen, aber das Beste und Tiefste verstand sie, fast ohne es selbst zu wissen. Auch sie mochte gern auf Baum und Blume und in das stille Blau des Himmels blicken und den Klängen umher lauschen, aber sie fühlte, daß es Junius gegeben war, anders zu sehen und zu hören, als sie. „Könnt' ich doch das Alles auch hören!" sprach sie erst manchmal; dann aber fügte sie sich still darein und freute sich ihres Bruders, wie eines erfahrnen Lehrers und Dolmetschers. Sie verehrte und liebte in ihm einen Höheren, der das blumenreiche Füllhorn seines geistigen Schatzes gern in ihren Schooß schüttete. Alle Bemühungen der Frau Habiche, sie zu einer zierlichen, knixenden Drathpuppe zu erziehen, scheiterten an

ihrer natürlichen und unerlognen Anmuth und an dem tieferen Inhalt ihres Denkens und Sinnens. Deshalb ereiferte sich Frau Habicht oft darüber, daß sie sich nicht zu benehmen wisse, wie ein anständiges, wohlerzognes Kind, indem sie jedesmal hinzufügte: „Als ich in deinem Alter war, wußte ich mich besser zu drehn und zu wenden und hätte für meine Mutter die Honneurs beim Thee machen können.“

A. d. T. d. O. H.

Vielleicht liegt ein Hauptgrund davon, daß die Weiber so oft ganz oberflächlich und inhaltlos bleiben, grade in ihrer ausgezeichneten Fähigkeit, alles Aeußerliche, schon von frühester Kindheit an, rasch und scharf zu fassen und zu copiren. Man sehe nur, mit welcher komischen Naturwahrheit kleine Mädchen in ihren Spielen Bräute, Frauen, Hausmütter, gesellschaftgebende Damen u. s. w. darstellen, während sich die Knaben dabei immer linkisch und verlegen gebehrden. So lernt manches Mädchen früh, sich in die Formen der Welt finden und in ihnen sich bewegen, wie eine Alte. Und im Grunde ist dies nicht so sehr zu verwundern, wenn man bedenkt, wie wenig es eigentlich ist, was ein Weib wissen und kennen muß, um grade keinen Verstoß zu begehn. Aber ein Jammer ist es, daß die meisten es auch hierbei bewenden lassen und, wenn ihnen das Aeußerliche des Lebens einmal geläufig ist und sie sehen, wie leicht sie damit durchkommen, sich um den Kern und die tiefe Be-

deutung desselben wenig kümmern. Und leider arbeitet die gewöhnliche Mädchenerziehung, welche in der That nichts als menschliche Dressur ist, dieser angebornen und bequemen Oberflächlichkeit in die Hände. Manches erwachsene Mädchen erlebt Liebesgeschichten und führt sie mit einem meisterhaften Anschein von Wahrheit durch, und es ist doch in der That nichts, als eine Wiederholung ihrer Kinderspiele, als sie in ihnen die Braut äußerlich copirte, nur daß sie jetzt durch die Lebhaftigkeit des Spiels sich selbst täuschen und hinreißen läßt, bis sie zu der Einbildung gelangt, als empfände sie wirklich eine Leidenschaft, von der sie höchstens den Namen kennt, ohne von ihrem innern, tiefen und ernsten Wesen auch nur den mindesten Begriff zu haben. Wird ein solches äußerliches Thun aber erst zum gewohnten Spiel und zum Bedürfniß, dann wird es Coquetterie, und manch ein gutherziges Ding ist auf diese Weise nach und nach durch reines Nichtverstehn ihrer eignen Handlungsweise, zur trügerischen abgefeimten Dirne geworden, ehe sie es selbst recht gewahr wurde.

Versprochnermaaßen führte Junius seine Schwester in den Wald, um den Baumkenner zu suchen, voll froher Wonne, daß er auch ihr einmal recht unmittelbar und von der Quelle zu lesen geben könne, worin sein Gemüth schwelgte. Sie folgte ihm schüchtern, fast furchtsam; fast wollte sie sich so hoher Eindrücke unwerth halten. Aber Junius suchte und suchte

drang mit ihr da und dort hinein, spähte und horchte — Alles umsonst; er konnte den Platz, wo er voll Seligkeit auf seinem Antlitz lag, nicht wiederfinden. Malwina wollte fast weinen; aber sie bezwang sich, schmiegte sich an Junius, küßte ihn und sprach: „Wenn ich's auch nicht selbst hören und sehen darf — hab' ich doch Dich, und gelt, Du erzählst mir Alles?" — „Sei ruhig, Malwina! (sprach Junius) Alles erzähl' ich Dir, und was ich im Baumtempel im Brausen der Wipfel vernahm, will ich mir behalten und Dir es noch recht, recht oft sagen, bis du es auch weißt."

Junius selbst fand die Stelle des Tempels niemals wieder, und wozu hätte es auch gefrommt? Einmal hatte er dem Choralgelausche, und das einmal war für ewig. Noch öfter als Gegenwart wäre es am Ende zu süßem, trägen Sinnengenuß herabgesunken; in der Erinnerung blieb es verklärt, geistig und göttlich.

Lust, als Junius wieder seine Freistunden benutzte, sich in der schönen Wildniß umherzutreiben, sah er von fern eine lang gedehnte Felswand, deren Stirn von Gesträuch und Bäumen schön bekränzt war. Von der Fläche der Wand aber blitzte und prangte es von frischen, bunten Farben. Erstaunt eilte Junius näher, und siehe! Gestalt um Gestalt trat hervor und schien lebend aus der Fläche herauszutreten. Er lief ganz nahe herzu, und vor ihm stand eine Reihe von

kräftigen, martigen Bildern. Da waren vielhundert Männer und Frauen, alle in lebendigster Stellung, und alle verschieden — ein unerschöpflicher Reichthum an Ausdruck, Gebehrde, Gestalt, Verrichtung, Zusammenstellung und Wechselbeziehung; aber Alles voll Kraft, Keckheit, Leben und Wahrheit. Die Fülle des Schauens betäubte Junius und ließ ihn nicht zu ordnender Klarheit kommen. Wie träumend schritt er auf und nieder und sahe Heldengestalten im Zweikampf mit wilden Thieren und Räubern; dann das wilde Getümmel der Feldschlacht, regungslos und doch unendlich bewegt auf die Fläche hingezaubert; dann den versammelten Rath der Weisen in ernster, ragender Halle, daß er meinte, die gediegnen Sprüche von ihren Lippen wehen zu hören; dann Festspiel und Siegesmahl in heitersten Unbesorgtheit und freudigstem Zusammensein, durch die Reihe kräftiger Männergestalten, süße Frauenbilder geschlungen, wie lachende Rosen im ernstdunklen Eichenkranze. Aber Alles verschwand ihm vor den Augen; bald übersah er das Einzelne im blendenden Zusammensein des Ganzen, bald vergaß er das Ganze über dem sinnenden sich Vertiefen in's schöne Einzelne. Da erschollen plötzlich (woher? das wußte er nicht, ob aus dem Fels oder der Luft) kräftige Harfenaccorde, die stürmend anwuchsen, dann leise verrauschten. Wieder begannen sie, und wie der Gesang des Hains das Brausen der Wipfel, übertönte sie die feste, wohllautende Stimme eines Mannes. Junius versank

horchend in neues Staunen. Aber die Worte des unbekannten Sängers litten kein unklares Hinträumen. Fest, bestimmt, alle Verworrenheit schlichtend, erklangen sie, und wie durch Meißelschläge aus dem gestaltlosen Block das Standbild des Gottes hervorgeht: so rang sich aus den Klängen los, bis sie in schärfstem Umriß fertig da stand, die lebendige That in ihrer ernstesten Wahrheit, ungeschmückt und unentstellt, in ursprünglich göttlicher Kraft und Einfachheit.

Ein rasches Hinhorchen, ein rascher Hinblick zeigten dem Knaben, daß der Gesang denselben Inhalt hatte, als das erste der Felsbilder. Ueberrascht sah er nun, wie dies Leben und Klarheit gewann, so daß er jede Miene, jede Gestalt, jede Regung der Glieder begriff. Das Lied endete und, leise sich verbreitend, überschlich ein grüner Epheuteppich, dichter und dichter verwachsend, das erste der Bilder. Da begann ein zweiter Gesang, und ein zweites Bild belebte sich, ward erschaut und begriffen. Junius hörte zu in trunknem Taumel, sein Herz pochte an die Rippen, wie That fordernd, sein junger Arm straffte sich, seine Faust zuckte, als wolle sie ein Schwert fassen. Endlich verrauschte das letzte Lied und die eben noch so lebendige Felswand stand da, einförmig, von stillem Grün überzogen.

Junius stürmte heim. Nicht mochte er mehr auf die süßen Lieder horchen, die ihn geleiteten. All sein Träumen und Singen von Blüthe, Wald, Welle und

Himmelsblau schien ihm jetzt eine lern- und bedeutungslose Tändelei, deren er sich zu schämen habe. Seine Seele war erfüllt von der Kraft und Hoheit des Menschenwillens und er weinte Thränen der Verehrung. Er sah um sich, wie ein Baum wuchs und Blätter trug wie der andere seiner Gattung, wie eine Blume blühte und zerfiel wie die andere, ein Vogel nistete wie der andere und unverändert das Lied sang, das seiner Gattung unwiederruflich zugetheilt war. Nichts, als ein willenloses Gesammtleben ohne Selbstbestimmung, nach ewig einförmigem Gesetz. Aber der Mensch, vor Allen berufen, durch eignen Willen sein Ziel zu stecken, durch eigne Kraft es zu erreichen; jeder auf andre Art und doch jeder dem Göttlichen zuwirkend; göttliche Gedanken, jeder auf seine Weise, als That ins Leben stellend; selbst in gewaltsamer Verirrung noch voll Adel und Größe! Im Verlauf der Zeiten, welch ein unerschöpflicher Wechsel von That, Schöpfung, Idee und Weltgestaltung, welches Riesenspiel kämpfender Seelen- und Willenskräfte; und doch in Allem eine Hindeutung, ein Evangelium: die göttliche Natur des Menschen!

Jetzt erinnerte sich Junius an die manchen Geschichtsbücher, die er bei Nicodemus geleien hatte. Aber sie waren wie ein Schattenspiel an seiner Seele vorbeigegangen; fast hatte er nur die Buchstaben gelesen; jetzt aber erwachten die in den dunklen Schluchten des Gedächtnisses begrabnen Bilder, wie

von einem Zauberstabe getroffen, traten hervor riesige Gestalten, lebten und handelten.

Junius eilte zu seiner Schwester und goß ihr sein volles Herz aus in rasch strömenden Worten. Sie horchte erstaunt. Als er aber zuletzt anfing, auf die Stimmen, die bisher aus Wald und Flur ihm zutönten, zu schelten, da hielt sie ihm sanft den Mund zu und sprach, wie um Mitleid flehend: „Nicht doch, Junius! wie magst Du das nur schelten, was doch Dein Alles war? Und es war doch auch so schön und innig. O, ich werd' es nie vergessen." —

„Gewiß würdest du es vergessen, wenn du sähest und hörtest, was ich heut fand." —

„O so zeige mir's!" rief sie.

„Ach liebe Malwina, wenn wir zusammen sind, werden wir es doch nicht finden. Du weißt ja. Aber wir wollen versuchen." —

Als Junius mit seiner Schwester suchen ging, fanden sie die Felswand, aber ohne Bilder. „O wie Schade!" rief Junius. „Laß es gut sein! (sprach sie) Ist es doch auch ohne das so schön hier."—„Nein, nein! (rief Junius) die Seele schwand, das lebendige Wachen fehlt. Rings um uns ist nur ein weichliches, gestaltloses Träumen." — Von jetzt an fand Junius jedesmal, wenn er allein in die Wildniß ging, eine neue Bilderreihe am Fels und belebend erscholl dazu die Stimme des Skalden. Aber die Masse verwirrte ihn nicht, die Gruppen vermischten sich nicht in seinem Gehirn, so eisern schmiedete das Lied die

Gestalten; und jemehr er sah und vernahm, desto höher stieg seine Begeisterung, desto bewußter und würdiger ward sie, denn aus dem Vielen rang sich los die Ahnung eines geistigen Zusammenhanges, eines lebendigen Ganzen, eines ewig ordnenden und entfaltenden Fortwirkens, und diese Ahnung wurde zur festen, unumstößlichen Erkenntniß; ihm zwang sich die Ueberzeugung auf, daß die Weltgeschichte ein Kunstwerk Gottes sei.

Malwina konnte sich erst nicht in die neue Begeisterung des Bruders finden. Mit Sehnsucht dachte sie zurück an die süßen Lieder der Blüthen und Vögel. Aber als Junius ihr immer lebendiger die Thaten der Helden pries, so daß sein Auge blitzend leuchtete, und er ihr selbst wie ein junger Held erschien, da küßte sie seine Stirn, voll Liebe und Verehrung ihn anblickend, denn sie glaubte in ihm selbst den Inbegriff alles Trefflichen zu sehen, wovon er ihr verkündet; und, ihm zu Liebe, liebte sie seine Helden.

Indeß sollte Junius sein Leben nicht so froh und voll genießen. Herr Habichs begann in seinen Nachforschungen über den Zustand seiner Kenntnisse, namentlich in der edlen practischen Rechenkunst, immer dringender zu werden und den Herrn Nicodemus in die Klemme zu treiben. Zwar wurde er für den Augenblick immer mit Arbeiten, die Nicodemus gerechnet und Junius nur abgeschrieben hatte, abgespeißt; aber er fand, es sei nun endlich Zeit, daß der

Junge dieſem unnützen Lungerleben entſage und in die Myſterien des Büreaus eingeweiht werde, um ein brauchbares, d. h. gelderwerbendes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden. Von Zeit zu Zeit warf er hierüber Andeutungen hin, indem er Herrn Nicodemus ermahnte, mit Eifer daran zu gehen und den Jungen nicht ſo viele Stunden arbeitlos zu laſſen. Nicodemus ſuchte den Feldzug durch ein ſchlaues Manöver in die Länge zu ziehn, indem er anfing, die Fortſchritte ſeines Zöglings wieder weniger warm zu loben und zuletzt ihm ſogar Nachläſſigkeit und Mangel an Kopf zur Laſt legte. Aber Herr Habichs ging darauf nicht im mindeſten ein und beſchleunigte die Kataſtrophe, indem er ſechs Wochen vor dem vierzehnten Geburtstag des Junius categoriſch erklärte: an dieſem Geburtstage müſſe Junius ins Büreau eintreten und Herr Nicodemus auf alle Fälle entlaſſen werden; wenn Junius ſich fähig zeige, mit einer namhaften Gratification, außer ſeinem Solde, und mit Empfehlung an andere Häuſer; wenn unwiſſend, ohne Gratification und Empfehlung. Hierüber fuhr Herrn Nicodemus ein bedeutender Schreck in alle Glieder. Seine ſtolze Zuverſicht in Hinſicht auf das Manuſcript war nämlich ſeit einiger Zeit, wie der Leſer gleich erfahren wird, bedeutend zum Wanken gebracht worden, und der Verluſt der Gratification und Empfehlung ihm daher ſehr empfindlich. Auch hatte er, obgleich nicht übermäßig viel, doch einige Ehre im Leibe, und ſchämte ſich, den Kna-

ben so total unwissend in den zwölfeckigen Thurm zu senden, wobei natürlich sein trügerisches Spiel sich entdeckt haben würde. In seiner Seelenangst verfiel er jetzt aufs Unmögliche, das ihm seine von Furcht und Verzweiflung erhitzte Einbildungskraft erst als versuchbar, dann als thunlich, endlich als ganz leicht ausführbar darstellte. Er hatte ja noch sechs Wochen Zeit und entschloß sich kurz und gut, in diesen, da Junius in andern Dingen einen offenen Kopf gezeigt hatte, das Versäumniß von einigen Jahren in Bezug auf die edle Rechenkunst nachzuholen. Plötzlich eine ernste, unzugängliche Miene annehmend, als ob er mit Junius nie in unerlaubtem Einverständniß gestanden hätte, machte er diesen ganz kurz, kalt und streng mit dem Entschluß und dessen Nothwendigkeit bekannt, und nun sperrte er sich fast den ganzen Tag mit ihm ein und fing an zu demonstriren und zu examiniren. Aber wie erstaunte und entsetzte er sich, als er den Kopf des Knaben, nach dieser Seite hin, so fest und unzugänglich zugebaut fand, wie je! Alles sich Zerarbeiten, alles Tyrannisiren, alles Drehen, sich ungeberdig Stellen und aus der Haut fahren Wollen, half zu gar nichts; er hatte einen unüberwindlichen Dummkopf vor sich. „Aber Mensch, so begreife doch! so sei doch nicht so ungeheuer dernirt!“ brüllte er ihm oft in herrischer Verzweiflung zu; aber des Schülers Fassungskraft hatte keine Subordination und begriff nicht. „Unseliger Mensch! (zwischen dann Nicodemus) Du machst mich unglück-

lich und stürzest mich in Schimpf und Schande, Du bringst mich an den Bettelstab! O hätte ich nie dieses Haus betreten!"

Indem er auf so ungerechte Weise dem Knaben alle Schuld beimaß, die er doch selbst in reichem Maße theilte, wurde dieser, der zuerst aus Mitleid mit dem Lehrer sich wirklich vergebens angestrengt hatte, endlich gar störrig und trotzig, und nun war gar nichts mit ihm anzufangen. Die Lehrstunden wurden lediglich zu Jammer- und Verzweiflungsmonologen des Nicodemus, durch die ganze Tonleiter der Leidenschaft hindurchgeführt. —

Aber jetzt muß berichtet werden, wodurch Nicodemus sein Manuscriptesicherheits- und Selbstgefühl so bedeutend eingebüßt hatte. Er hatte sich den vorhanden Zeitpunkt seiner Entlassung ziemlich richtig vorausberechnet und sich deshalb mit einer, bei einem deutschen Gelehrten seltnen, Entsagung und Entschlossenheit, aus dem ihn erstickend überschüttenden Detailkram seiner Materialien kräftig herausgerissen, alle Bedenklichkeiten und Peinlichkeiten von sich geschüttelt und sein dickes Manuscript wirklich vollendet, obgleich erst noch unzähligen Bearbeitungen. Sein Gefühl in diesem Augenblicke vermag meine Feder nicht zu schildern. Nur wer im Leben selbst schon einmal ein dickes Buch geschrieben hat, kennt den feierlichen Augenblick, der uns sogar vergessen läßt, daß das Buch doch nicht für uns allein geschrieben sei, sondern auch für andere Leute, daß es des-

halb gedruckt werden müsse, und daß man dazu (o traurige, eiserne Nothwendigkeit!) durchaus einen Verleger brauche. Doch hierüber bekümmerte sich der unerfahrne Nicodemus am wenigsten. Er wußte, daß sein Buch voll der neuesten und interessantesten Aufschlüsse über die darin behandelte Wissenschaft sei und hielt keinen Buchhändler für so total verblendet und von Gott verlassen, daß er nicht mit beiden Händen zugreifen würde. Er sann nur nach, welcher von den zahlreichen und bedeutenden Buchhändlern in jener Stadt der würdigste sei, um ihm die Auszeichnung und den Vortheil des Verlages zu gönnen. Aus alter Freundschaft fiel er zuletzt auf denjenigen, von dem er bisher seinen Bücherbedarf bezogen hatte. Er ließ das Manuscript schön einbinden, schrieb einen sehr gelehrten und, wie er meinte, unüberwindlich überzeugenden Brief, worin er den Standpunkt des Werks und seine Stellung zu den bisher entwickelten Grundsätzen auseinandersetzte, und schickte das Ganze getrost dem Buchhändler zu. Mit pochendem Herzen wartete er mehrere Tage auf Antwort; in dieser Zeit wagte er es nicht, vor dem Buchhändler vorbeizugehn. Er zählte die Tage: Jetzt hat er es angefangen zu lesen. — Jetzt hat er es durchgelesen (oder durchlesen lassen). — Jetzt nimmt er es, sonst müßte er mir's heut gewiß zurückgeschickt haben. Aber mehrere Tage nach diesem: Heut, erhielt er auf einmal sein Manuscript zurück, mit folgendem Briefe:

„Indem ich mich beeile, Ew. Wohlgeboren für den mir so ehrenvollen Verlagsantrag meinen angelegentlichsten Dank abzustatten, sehe ich mich leider genöthigt, Ihnen anbei das mir übersandte Manuscript dankend zu remittiren, da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als überflüssig beschäftigt sind.

Wenn mir übrigens unser bisheriges freundschaftliches Verhältniß ein Recht giebt, Ihnen meine Meinung offen zu sagen, so muß ich gestehen, daß die Herausgabe Ihres Werkes wohl immer ein gefährliches und in Hinsicht des Erfolges sehr zweifelhaftes Unternehmen bleiben möchte, da die darin entwickelten Ansichten (wie ein gelehrter Sachkenner mir versichert) sich durchaus keinem der in dieser Wissenschaft jetzt vorherrschenden Systeme anschließen.

Sollten Ew. Wohlgeboren Sich auf diesen meinen wohlmeinenden Rath vielleicht bewogen fühlen, Ihr Werk, mit Benutzung der für den Augenblick angesehensten Schriftsteller in diesem Fache, umzuarbeiten und dadurch manche vielleicht allzuparadoxe Ansicht zu rectificiren, so würde ich vielleicht später einmal im Stande sein, billigen Wünschen in Hinsicht auf die Verlagsannahme entsprechen zu können. Mit besonderer Hochachtung ꝛc.“

Man denke sich des Nicodemus Zorn! Ueber Jahr und Tag hatte er emsig nur auf oftmalige Durch- und Umarbeitung des schon fertigen Werkes verwandt und nun kommt ein ununterrichteter Buchhändler, nimmt

gegen ihn den Ton eines überlegnen, belehrenden Rathgebers an und muthet ihm eine nochmalige Umarbeitung zu, und welche! Das, was seinem Werke in seinen Augen allein Werth gab: die neuen, noch nirgends hingestellten Ansichten und Aufschlüsse, sollte er ausmerzen und dem Modeschlendrian zum Opfer bringen! Dazu hätte er wahrhaftig nicht das Guckglas des Holofernes nöthig gehabt. In ungerechtem Unwillen schob Nicodemus Alles auf die Unwissenheit des Buchhändlers, den er von nun an herzlich verachtete. Ach! er kannte nicht die mächtige Verkettung des Cliquenwesens und konnte mithin den Brief des Buchhändlers gar nicht verstehn. —

Schon denselben Tag wanderte das Manuscript mit dem ersten Briefe, nur mit Veränderung der Adresse und des Datum copirt in eine andere, angesehene Buchhandlung. Neues, ängstliches Harren und Hoffen! „Der wird doch wohl nicht eben so vernagelt sein, als der erste!“ dachte Nicodemus. Die Antwort blieb länger aus, als die vorige, was Nicodemus schon als ein sicheres Zeichen guten Erfolges ansah. Da kam plötzlich Antwort und — Manuscript.

Erstere lautete:

„Leider sehe ich mich nicht im Stande, dem mir von Ew. Wohlgeboren gemachten, ehrenvollen Verlagsantrage zu entsprechen, da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind. Ich beehre mich demgemäß, Ihnen

anbei das Manuscript dankend zu remittiren. Sollten Ew. Wohlgeboren sich vielleicht entschließen, das Werk (wozu ich unmaßgeblich rathen möchte) auf Ihre eignen Kosten drucken zu lassen, so erbiete ich mich mit dem größten Vergnügen, dasselbe in Commissionen zu nehmen. Mit der Versicherung, daß ich mir's zur besondern Ehre schätzen werde, vielleicht später einmal mit Ew. Wohlgeboren in litterarische Verbindung zu treten ꝛc." —

(Der sachkennende, zwischen den Zeilen lesende Leser übersetzt die letzte Stelle also: „Wenn Sie einmal ein recht berühmter Mann werden sollten, so daß bei der Herausgabe Ihrer Werke gar kein Risico, sondern ein glänzender Profit außer allem Zweifel ist, so bitte ich mir Ihre Kundschaft aus.)

Nicodemus war die Sache nun schon einigermaßen gewohnt, deshalb war sein Zorn geringer, sein Kleinmuth aber desto größer. „Es ist erstaunlich (sagte er bei sich), wie viel heut zu Tage gedruckt werden muß! Auch Der hat seine Pressen übermäßig beschäftigt! Nun, es giebt ja mehr Buchhändler; bei einem wird's doch wohl gelingen." Und am selben Tage wanderte das Manuscript wieder fort: aber diesmal mit einem neuverfaßten Briefe, der noch eindringlicher war, als der erste, und in dem Nicodemus es nicht verschmäht hatte, ziemlich unverschämt zu prahlen. Der Arme! er bildete sich ein, einem Buchhändler könne man durch Prahlerei imponiren.

Antwort des dritten Buchhändlers.

So sehr ich mich durch Ew. Wohlgeboren gütigen Verlagsantrag geehrt fühlen muß, so sehe ich mich doch für den Augenblick genöthigt, Ihnen anbei das mir zugekommene Manuscript mit besonderem Dank zu remittiren, da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind.

Dürfte ich, als ein Fremder, es wagen, Ew. Wohlgeboren einen wohlmeinenden Rath unmaßgeblichst zu ertheilen, so muß ich Ihnen, als mit dem Geschäft vertraut, bekennen, daß wissenschaftliche Werke jener ernsten und systematischen Art, wie das Ew. Wohlgeboren, da sie hauptsächlich nur für Gelehrte selbst berechnet sind, immer einen sehr unsichern, verhältnißmäßig wenig umfangreichen und auf jeden Fall außerordentlich langsamen Erfolg zu haben pflegen. Der leicht fortschreitende Zeitgeist kann sich in seinem unaufhaltsamen Triumphzuge nicht mehr damit befassen, allzuschwere Waare, die ihn nur hemmen würde, in seinen Phaeton zu packen. Auch hat das in unsrer Zeit immer siegreicher hervortretende Princip geistiger Verallgemeinerung den Gelehrten längst ihre Existenz, als eine besondre, starr abgeschlossne Kaste negirt. Ihr Werk möchte demnach, so verdienstvoll und gediegen es sein mag, wenig zeitgemäß erscheinen; doch würde es Ew. Wohlgeboren, als einem Mann von Geist, gewiß nicht schwer fallen, das darin enthaltene treffliche Material auf eine zeitgemäßere Weise zu verwenden.

Es ist ein erhebender Anblick für den humanen und aufgeklärten Mann, zu sehen, wie die geistige Richtung unsres Jahrhunderts ihr Streben immer entschiedner der Volksbildung, im edelsten ausgedehntesten Sinne des Wortes, zuwendet. Auch der Buchhandel hat sich hierin andern erhabnen Institutionen angeschlossen, und es ist manche schöne Anregung von ihm unter alle Klassen des Volkes ausgegangen. Die Hauptbedingnisse sind hierbei große Wohlfeilheit und allgemeinste Faßlichkeit eines Werkes. Sollten Ew. Wohlgeboren es über sich gewinnen können, Ihr Werk dergestalt umzuarbeiten, daß alles gar zu Wissenschaftliche und Schwierige ganz wegfiele, das Uebrige in populärer Diction dargestellt, das Belehrende hier und da mit unterhaltenden, anecdotischen Elementen angenehm verflochten würde, so würde ich mich vielleicht später einmal, wenn Zeit und Mittel sich günstiger gestalten, im Stande sehen, das so veränderte Werk in einzelnen Pfennigslieferungen, mit Holzschnitten verziert, nach und nach herauszugeben.

„Gewiß werden Ew. Wohlgeboren die Gelegenheit nicht versäumen, sich durch thätige Mitwirkung zu einem so erhabnen Zwecke: Erhöhung der allgemeinen Volsbildung den Dank der ganzen Menschheit zu verdienen ꝛc.

Aber diesmal wurde Nicodemus doch wieder wüthend. „O ihr krassen Ignoraten! (rief er) O seich-

tes Zeitalter, in dem die Wissenschaft zu bunten Läpp-
chen zerrissen wird, damit die Kinder damit spielen!
Aber es ist nicht wahr! Der Kerl lügt in den Hals
hinein. Nein, Gott sei Dank! die deutsche Gelehrtenrepublik wird die alte gediegne Gründlichkeit
gegen alle Angriffe des leichtfertigen, verflüchtigenden
Zeitgeistes als ein theures Palladium siegreich ver-
theidigen. — Und auch dieses Menschen Pressen sind
wieder übermäßig beschäftigt! Was drucken denn
die Kerls eigentlich? Was für Raritäten haben sie
denn, die sie in Stand setzen, gediegne, wissenschaft-
liche Werke von sich abzuleihen? O! ich beginne es
zu merken. Solchen unsinnigen, ungesunden Kram,
wie ich der Frau Hahlis zu lesen bringe, auf den
werden sie wohl vor allem Andern ausgehn, weil das
Zeug an der Mode ist, und weil für einen geschei-
ten Menschen, der gern ein gutes Buch liest, sich sicher-
lich immer fünfzig Thoren und Liederliche finden,
die nichts lesen wollen, als schlechtes Zeug. Und wenn
sie von diesem Unrath nichts mehr bekommen können,
dann sehen sie zu, ob sie auch für ein einzelnes, bes-
seres Buch noch Platz haben. Das ist wieder, das ist
schändlicher Eigennutz! — Dabei vergaß Nicodemus
freilich, daß er selbst sein Werk hauptsächlich des
Geldes wegen begonnen hatte, und daß ein Buch-
händler ein Kaufmann ist, nichts weiter, mithin
jeder andre Maßstab, sein Thun zu beurtheilen, un-
gerecht. Das Manuscript marschirte jetzt an einen
vierten.

Antwort des vierten Buchhändlers.

Ew. Wohlgeboren scheinen Sich in der Art meiner Verlagsunternehmungen vollkommen geirrt zu haben.“ Ich beehre mich daher, Ihnen das mir zugesendete Manuscript anbei zu remittiren, da ich wissenschaftliche Werke der Art nie zu verlegen pflege, und da überdies meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind.

Uebrigens ist der Absatz meiner Artikel nicht der Art, daß ich im Stande wäre, glänzende Honorare zu zahlen. Ich zahle den jungen Leuten, die ich zum Uebersetzen französischer und englischer Romane und zur Anfertigung deutscher Räuber- und Ritterromane angestellt habe, pro Pfund normalmäßiges Manuscript 20 Rthlr., womit Ew. Wohlgeboren sich wohl schwerlich begnügen könnten. Sollte dies wider Erwarten doch der Fall sein, so bin ich bereit, es ausnahmsweise einmal mit dem mir angebotnen wissenschaftlichen Werke zu versuchen, wenn meine Pressen erst die bedeutenden vorliegenden Arbeiten beseitigt haben werden ꝛc.“

Antwort des fünften Buchhändlers.

Ew. Wohlgeboren mir äußerst ehrenvollem Verlagsantrage kann ich leider nicht entsprechen, da ich mich hauptsächlich nur mit Damenliteratur abgebe, und da außerdem meine Pressen bis zu Ostern des

nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind. Sollten Sich Ew. Wohlgeboren, jedoch dazu entschließen können, dem Werke eine andere, der Tendenz meiner Verlagshandlung entsprechendere, Gestaltung zu geben, so würde ich mich, wenn der Druck, der von mir in Verlag genommenen 6 Damentaschenbücher für's nächste Jahr erst vollendet sein wird, vielleicht im Stande sehn, Ihren Wünschen zu entsprechen. —

Unter den vielen neuen Ideen, die die fortschreitende Cultur und Humanität unsres Jahrhunderts angeregt haben, möchte wohl namentlich die Berechtigung des zarteren Geschlechts zu geistiger Gleichstellung mit dem stärkeren zu einer socialen Lebensfrage geworden sein. Geistreiche Schriftsteller haben sich der ehrenvollen Aufgabe unterzogen, die Früchte ihres Denkens diesem erhabenen Zwecke: der bisher so vernachläßigten geistigen Ausbildung des Weibes, opfernd darzubringen.

Sollten Ew. Wohlgeboren nicht abgeneigt sein, Sich dieser ehrenwerthen Reihe humaner Männer anzuschließen, so hätte ich Ihnen zwei unmaßgebliche Vorschläge zu machen, nämlich:

Entweder Ihr Werk umzuarbeiten und in Briefe an eine Dame sachgemäß einzukleiden. Natürlich müßte alles trocken Wissenschaftliche dabei wegbleiben, so wie auch alles etwa Anstößige (als die Begattung der Pflanzen) möglichst zart und verhüllt behandelt werden.

Ein blühender Styl wäre zu empfehlen und ein leicht eingeflochtenes Liebesverhältniß zwischen dem Briefsteller und der fictiven Briefempfängerin würde für das schöne Geschlecht eine angenehme Zugabe sein und heitren Wechsel der Gegenstände bewirken.

Oder aber Ew. Wohlgeboren kleiden das Ganze in einen hinzu zu erfindenden Roman ein, und verwenden das Material Ihres Werkes in demselben zu didactischen Epifoden.

Für eine elegante und zierliche Ausstattung würde ich Ew. Wohlgeboren bürgen.

Doch alles das überlasse ich am besten Ew. Wohlgeboren feinem Tacte und bin mit ausgezeichneter Hochachtung ꝛc.

So schickte Nicodemus sein Manuscript von einem Buchhändler zum andern. Er wurde muthloser und muthloser. Zuletzt versank er in eine dumpfgleichgültige Verzweiflung und fuhr mit dem Herumschicken fast mehr aus Gewohnheit, als aus Hoffnung fort. Er hatte bereits 12 abschlägige Antworten erhalten, die, bei sonstiger Verschiedenheit, alle wunderbar in dem Refrain übereinstimmten: Da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind. Er stand mit dem 13ten Buchhändler in Verhandlung, als noch 4 Wochen an dem verhängnißvollen Termin fehlten, wo Junius, mit Rechenkunst ausgestattet, ins Büreau eintreten sollte.

Nur wenige Stunden konnte Junius benutzen, um in der Wildniß, bei Bild und Gesang, in der Bewundrung kühner und schöner Thaten der Vorzeit zu schweigen. Einst war er wieder dort vor der durch frische Bilder lebendig gemachten Felswand. Der Sang verhallte; und indem Junius einen letzten Blick auf die Gestalten des Gemäldes warf, trat plötzlich aus einem Felsspalt hervor ein Mann mit gepudertem, dickem Haare, buschigten Augenbraunen, kühnem Blick, hohen Stiefeln und grobem Rock, kurz: der Onkel Holofernes.

„Guten Morgen, mein Junge!“ sprach er, ging auf Junius zu und drückte ihm die Hand. „Also Du hast gesungen, Onkel Holofernes?“ rief Junius freudig erstaunt. „Ei! woher kennst Du mich denn? (sprach Holofernes) Du hast mich ja nur einmal gesehn und damals hattest Du noch keine Erinnerung.“ — „Wie? bist Du nicht der Onkel Holofernes? Ja! Du mußt es sein, ich weiß es, aber ich weiß nicht, woher ich's weiß.“ — „Ich bin's, mein Junge! und freue mich über Dein Gedächtniß. Aber jetzt komm' und führe mich zu Deinen Aeltern und erzähle mir unterwegs, wie Dir's geht. Doch halt! (sprach er, sich noch einmal zurückwendend) die Bilder da sind zwar nur Pfuschereien, aber doch zu gut für jeden gaffenden Gisi, der sich etwa von seinen Disteln weg hierher verirren könnte.“ Darauf trat er an das eine Ende der Felswand, ergriff einen Busch Epheu, zog daran mit leichter Mühe, und der Epheu dehnte

ſich aus, ſeiner Hand folgend, wie ein Vorhang, bis Holofernes ihn über die ganze Felswand gezogen hatte, die nun wieder einförmig grün daſtand.

„Alſo gemalt haſt Du das Alles auch?“ rief Junius.

„Ja (ſprach Holofernes) ich halte mich ſchon ſeit längerer Zeit hier auf, um Dir beſſere Lehrſtunden zu ertheilen, als der Herr Nicodemus. Du warſt faſt ſchon zum träumenden Narren geworden mit Deinen Blümchen und Sternchen und Deinem Waldgeſäuſel. Du ſollteſt Dich nicht immer an Düften betrinken, ſondern einmal auch ein derbes Stück Fleiſch und einen Trunk ächten Feuerweins koſten, damit Nerv und Kern in dich kommen. Deshalb habe ich den Spuck hier veranſtaltet, der nun ein für allemal ein Ende hat.“ —

„Warum das, lieber Onkel? Es waren meine ſchönſten und höchſten Stunden, mein einziger Troſt. Warum willſt Du mir den entziehn?“ — „Aus zwei Gründen (ſprach Holofernes). Erſtens, weil wir mit der Hauptſache zu Ende ſind, das heißt, was an äußerlich ſichtbarer und bildlich darſtellbarer That Großes in der Welt geſchehen iſt, haben wir ſo ziemlich durchgepinſelt und durchgeorgelt. Von da an beginnt die große Periode der allgemeinen Flachheit, wo die Menſchen nicht einmal mehr *eigne Geſichter*, um wie viel weniger eine *eigne Handlungsweiſe* haben. Wer will moderne Geſichter malen? Sie ſind ohne Zeichnung, ohne Zuſchnitt, ohne Aus-

prägung, eines ungefähr so, wie das andere, ähnlich dem nichtswürdigen, charakterlosen Frack, der, einförmig und albern, von den Gentlemens aller Nationen getragen wird. Wer will die Thaten malen, die auf dem Büreau oder auf der Parade, oder auf dem Exerzirplatze gethan werden, oder im Cabinet des unermüdlich ausgleichenden und friedliche Auskunftmittel ersinnenden diplomatischen Fuchses, Alles: „damit die materiellen Interessen nicht gefährdet werden.“ Oder soll ich einen ästhetischen Damenthee mit rollenweiser Vorlesung der Emilia Galotti und obligatem Gähnen auf die Felswand klexen? Oder einen Professor, der auf dem Katheder sein ewig unveränderliches Heft zum 36ten Male abliest und um ihn her 30 ungebildete Studenten, die in dem Augenblicke ganz Feder sind? Dergleichen ist so elend, daß es nicht einmal zur Carricatur zu brauchen ist. Gott sei Dank! Hier und da wird noch manchmal eine Schlacht geliefert; aber in Reih' und Glied, wo der Mensch blos Material ist und wobei es gar nicht zum eigentlichen Leben der Schlacht kommt: zum Handgemenge. Die Kraft aber kann keine graden Linien und keine Massen, in denen das Einzelne verschwindet, brauchen. Sie will schöne Schwingung, freie Menschenbewegung, kräftige und eigenthümliche Einzelnweisheit. Solch eine Schlacht, wie sie jetzt sind, ist für ein Schachbrett, nicht für ein Bild. Davon wirst Du freilich wenig verstehn; aber ich versichre es Dir: früher thaten die Menschen,

jetzt werden sie gethan. Dafür denken sie viel und tief, wenigstens die Besten, aber Gedanken ohne Körper lassen sich nicht malen und nicht singen, obgleich man Letzteres mit großer Kunstsophisterei unternommen hat.

Ferner aber fahre ich in meinen malerisch-poetischen Vorstellungen deshalb nicht fort, weil sie bereits angefangen haben, für Dich ein fauler Genuß zu werden, nicht mehr eine spannende Geistesarbeit. Nimm jetzt hin, was Du hast. Blicke sind Dir geschenkt worden; durch sie kannst Du zur Einsicht und Uebersicht des ganzen Thatengetriebes aller Zeiten gelangen; aber nur durch eigne Arbeit. Alle Belehrung darf nur Andeutung und Anregung sein, sonst heißt es, dem Kinde den Brei ums Maul schmieren, wobei doch das Meiste wieder heruntertrippt und die Zunge nur das Wenigste ausleckt. Ueberhaupt hast Du, wie alle schwärmerischen Enthusiasten, ein vorwiegendes Talent zu schwelgerischer Faulheit, das ich nicht bestärken will. Was Deinem Gaumen nicht gleich Anfangs zusagt, das wirfst Du weg; Du willst wohl süße Kerne schmecken, aber nicht vorher harte Schaalen aufbeißen. Weshalb hast Du z. B. bei Herrn Nicodemus nicht rechnen gelernt?" —

„Ach, lieber Onkel! (rief Junius) Kann dies wirklich Dein Ernst sein? Wer solche Bilder zu malen, solche Lieder zu singen, solche Gläser zu schleifen versteht, kann der etwas von Rechnung und Zahl halten? Kann ich die Blumen, die Sterne, das Laub

der Bäume zählen? Kann ich die Größe des freien, thatenstarken Mannes in Zahlen ausdrücken? Kann ich sagen: Cäsar verhält sich zum Brutus, wie 7 zu 3; folglich ist Brutus gleich 3mal Cäsar dividirt durch 7!"

„Ei Du vorwitziger Junge! (fiel Holofernes eifernd ein) Willst Du verspotten, so verspotte, was Du kennst. Willst Du etwa gar Humor haben, ohne Weltanschau'n? Daraus werden schlechte Witze, weiter nichts. Ehe Du den Stein wegwirfst und mit Füßen trittst, klopfe ihn auf und siehe, ob nicht ein Diamant darin steckt. Die Zahl verachtest Du? Hast nicht Du und jeder andre Mensch grade eine Nase, grade zwei Augen, zwei Ohren, zwei Hände und an jeder fünf Finger? Warum wechselt das nicht in angenehmer Mannigfaltigkeit, so daß einer eben so gut zwei Nasen oder sieben Finger oder drei Ohren hat? Merkst Du noch nichts von der Bedeutsamkeit der Zahl? An jenem Guckglas habe ich sechs Tage lang gerechnet und am siebenten schliff ich's. Aber Du willst blos Resultate; den Weg selbst zu gehn, das wird dem trägen Herrn Weichling zu sauer. Warum hat jenes Blümchen, so oft Du es findest, jedesmal grade fünf Blätter, jenes Baumblatt drei Hauptadern? Ein schönes Lied hörst Du gern, weil es Dein Trommelfell streichelt; aber daß es ohne Zahlenverhältniß zum schreienden Mißklang würde, will Dir nicht in den Kopf. Die Sterne siehst Du gern, weil sie still und

feierlich einherwandeln; aber daß ſie alle nach Maß und Zahl rollen und kreiſen und daß ohne Zahlenverhältniß unter ihnen eine heilloſe Confuſion losbräche und Dir ein Komet noch heute Nachmittag die Naſe zerquetſchen würde, dafür biſt Du taub und blind. Ei! wenn Dir die Zahl ſo gleichgültig iſt, ſo kann Dirs auch ganz einerlei ſein, ob es einen Gott giebt, oder einige hundert, oder gar keinen.

Du verſtehſt wohl, daß ich Dir mit dem Allen nicht aufbürden will, die Zinsrechnung ſei der Kern des Lebens. Dein Vater will Dich zum Geſchäftsmann machen; dazu taugſt Du nichts, Gott ſei Dank! und ich werde ihn davon abzubringen ſuchen, wenn's möglich iſt. Es gilt mit Dir einen gewagten Wurf; denn entweder wirſt Du etwas viel Beſſeres, oder etwas Schlechteres. Aber durch Duftein ſaugen, Bilderbeſehen und Liederanhören wirſt Du nichts Großes. Du biſt kein Weib, das ſich durch Hingebung erſt ſelbſt gewinnt. Hingebung iſt für Dich Selbſtverluſt; Du ſollſt erobern und ſchaffen." —

So ſprechend kamen beide zum Hauſe des Herrn Habichs. Holofernes mußte, als er ſeinen Eifer ſich von der Seele geſprochen hatte, ſtill über ſich ſelbſt lächeln. „Ich verſtehe es alſo auch, den Text zu leſen und zu moraliſiren, trotz einem Pfaffen! (dachte er bei ſich) Was für verborgne Talente man nicht täglich an ſich ſelbſt entdeckt! Aber es iſt gut, daß der Menſch, trotz aller Bemühung Andrer, ihn

möglichſt zu verpfuſchen, ſich am Ende doch ſelbſt erzieht, ſonſt könnte meine philiſterhafte Salbaderei dem Jungen zu Gift werden. Und im Grunde hat doch nur die verletzte Eitelkeit aus mir geſprochen, weil der Junge mir mein Steckenpferd angetaſtet hat. Aber wenn ich mich durch Gleichungen, Logarithmen, Progreſſionen, Integralen und Differenzialen zur Mumie ausgedorrt habe, warum verlange ich von dem friſchen Bengel, mein trauriger Affe zu werden? Ich bin aber ein Narr, wie die Andern.“ —

Junius aber dachte im Stillen über das Geſagte nach und das Beſte davon behielt er ſich.

Im Hauſe war Alles leer. Herr Habichs ſaß noch im Thurm. Frau Habichs hielt mit der kleinen Malwina einen Morgenumgang bei verſchiednen Klatſchſchweſtern, wobei Malwina, zu ihrer Qual, als Kuriositätchen figuriren und gelobt und gehätſchelt werden ſollte. Nur Nicodemus ſaß in ſeiner Studirſtube über Büchern und Pflanzen, mit dem Guckglaſe in der Hand, denn er arbeitete bereits an einem Nachtrage zu ſeinem Werke, der etwa noch einmal ſo dick zu werden verſprach als das Werk ſelbſt, was ſehr viel ſagen will. Holofernes ließ ſich die Stube von Junius zeigen und befahl ihm, ihn mit Herrn Nicodemus allein zu laſſen. Als er eintrat, erſchrak Nicodemus und wollte, im Bewußtſein des unrechtlichen Beſitzes, das Guckglas raſch verſtecken, obgleich er Holofernes nicht kannte. Der

aber ſprach ſogleich: „Laſſen Sie das! und damit Sie künftig nicht wieder erſchreckt werden, ſchenke ich Ihnen hiermit das Glas, obgleich ich es für meinen Neffen Junius verfertigt habe. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich der Onkel Holofernes bin, mithin ein Recht habe, über mein eignes Machwerk zu verfügen, da es dem Junius doch nichts mehr nützen kann. Sie könnten dadurch der Wiſſenſchaft nützlich werden, wenn Sie Sich entſchließen wollten, Ihre elephantenähnlichen Manuſcripte ſogleich zu verbrennen und ein Buch von höchſtens 200 Seiten daraus zu ziehen, in dem doch Alles enthalten wäre, aber viel beſſer.“ —

„Sie ſcherzen, Herr Holofernes! (erwiderte Nicodemus ganz verlegen) Meine Manuſcripte betragen jetzt gegen 2000 Seiten, die ich mit großer Mühe und mit Hülfe Ihres vortrefflichen Glaſes zuſammengetragen habe; wie ſollte ich davon ſo viele hundert Seiten wegſchneiden, ohne daß der Wiſſenſchaft, deren Ideal doch Vollſtändigkeit iſt, dadurch merklicher Schaden erwüchſe?“ — „Mann! wer ſpricht denn von Schneiden? (rief Holofernes) Sie ſollen nicht ſecirn, ſondern deſtilliren, nicht wegwerfen, ſondern vereinfachen. Ihr Neben- und Hintereinander und Vielerlei und Mancherlei in den Manuſcripten bildet, ſo wie es daliegt, nur einen verwornen Plunder, mit dem noch nichts gethan iſt, ob auch Alles Einzelne gut und richtig ſein mag. Wozu iſt der Steinhaufen, als um einen

Tempel daraus zu bauen? Sie haben Stoff, aber noch kein Kunstwerk; Sie haben ein massenhaftes Chaos, ordnen Sie es zum wohlgegliederten Organon; dann haben Sie, statt des riesenhaften Haufens, schöne Gestaltung mit Maß und Leben. Nur einfache aber umfassende Ideen und unter sie das Einzelne vertheilt, und Sie sparen mindestens 1000 Seiten." —

„Und wie viel Thaler Honorar gehn mir dadurch verloren?!" seufzte Nicodemus in sich.

„Doch lassen wir das (fuhr Holofernes fort) und reden wir von Junius. Ich seh' es Ihrem Gesicht an, Sie wollen über ihn klagen. Aber es kommt darauf an, wie Sie's mit ihm angefangen haben. Er will nicht rechnen lernen. Womit haben Sie begonnen, mit der Buchstabenrechnung, oder damit, wie viel 6 Hämmel kosten, wenn einer anderthalb Thaler kostet?"

„O Gott! (sprach Nicodemus) wie hätte ich bis zur Buchstabenrechnung vorschreiten können, da er das Einfachste nicht begreift?" —

„Sie scheinen das Einfachste sehr niedrig zu stellen, da es doch im Gegentheil in jeder Wissenschaft das Beste, die eigentliche Seele ist. Aber warum wollen Sie einem Knaben dadurch das Studium verekeln, daß Sie ihm das Schlechteste der Wissenschaft zum voraus geben, nämlich die Art, wie sie sich zu trivialen und selbstischen Nebenzwecken brauchen läßt, anstatt ihn gleich anfangs die hohe

Bedeutung derſelben ahnen zu laſſen, wodurch Sie ihn dann unvermerkt hinleiten, wohin Sie wollen?“ —

„Die Anſichten darüber mögen verſchieden ſein (ſprach Nicodemus, endlich ſeine Verlegenheit bezwingend und ſich mit einigem Selbſtgefühl in die Bruſt werfend). Was mich betrifft, ſo iſt es immer meine Methode geweſen, vom Leichteren zum Schwereren nach und nach vorzuſchreiten.“

„Freilich eine ganz neue, recht originelle Anſicht (ſprach Holofernes, leichthin lächelnd) und ein bedeutender Fortſchritt in der Pädagogik. Aber was nennen Sie leichter, was ſchwerer? Einem Dichter wird es leichter, eine Elegie zu ſchreiben, als einen Geſchäftsbrief. Einem Kaufmann umgekehrt. Und bei einem Knaben, bei dem die Phantaſie die vorherrſchende Thätigkeit iſt, hätten Sie nicht mit Hämmeln und Groſchen, ſondern mit Buchſtaben anfangen ſollen. Die allgemein ausgedrückten Formeln mit ihren ſinnreichen Verſchlingungen, Entwicklungen und Wechſelbeziehungen, mit ihrer, ich möchte faſt ſagen: myſtiſchen Symmetrie, würden ihn angezogen und gefeſſelt haben; nachher können Sie immer noch den einfachen Begriff der Größe in den Lumpenrock einer beſonderen Benennung ſtecken und haben dann Alles erreicht, auch die Nebenzwecke. Aber daß einem ſo wenig hausbackenen Geiſte, wie Junius, der Preis von Hämmeln höchſt gleichgültig ſein muß, das ſehen Sie doch wohl ein! Sie

haben noch vier Wochen Zeit, dann wartet Ihrer Schmach oder Gratification. Bedenken Sie, was ich sprach, und machen Sie einen Versuch! Für jetzt leben Sie wohl! denn ich höre draußen ein Geräusch, gleich dem Gackeln einer Henne, meine Schwester ist nach Hause gekommen, ich will sie begrüßen gehn."

So ging Holofernes fort und ließ den verblüfften Nicodemus allein. —

„Guten Morgen, liebe Schwester! ich wünsche Dir gute Besserung!" sprach Holofernes. Junius hatte seiner Mutter schon gesagt, daß der Onkel da sei. „Nein, ists möglich? bist Du endlich wieder einmal da, Bruder!" rief sie ganz außer sich. „Nein! ist's möglich?" wiederholte sie wohl noch zwanzigmal, als ob's etwas so Unmögliches wäre, daß ein Mensch den andern besucht. „Jetzt mußt Du aber einmal länger dableiben, nicht wahr? das wirst Du. Nein! ist's möglich? Ich habe mich schon so lange darauf gefreut. Nein! ist's möglich? Du hast Dich aber fast gar nicht verändert seit dem letztenmal, Du siehst sehr gut aus. Nun setz' Dich, Bruder! Nein! ist's möglich?" —

„Ob's möglich ist, oder nicht? darüber wollen wir jetzt nicht mehr streiten, liebe Schwester; denn da es doch einmal wirklich geschehn ist, so bliebe das Factum immer dasselbe. Länger hier bleiben kann

und werde ich aber nicht, ſondern heut Abend wieder abmarſchiren.“ —

„Nein, das darfſt Du nicht, lieber Bruder! Da ſind ſo viele von meinen Freundinnen, denen ich von Dir und Deinem tieferen Gedankenſchwunge erzählt habe und die ſo unſäglich Deine perſönliche Bekanntſchaft wünſchen. Da iſt das Fräulein von X, die Engliſch ſpricht und ſehr gefühlvolle Gedichte macht, die hat Dein ABC-Buch unglaublich intereſſant gefunden und ſich die romantiſchen Stellen daraus in ihr Album abgeſchrieben; und da iſt die Baroneſſe von Y, eine äußerſt gebildete Dame, die außerordentlich expreſſiv und intenſiv ſingt und Forteplano ſpielt und den ganzen Jean Paul geleſen und verſtanden hat, wie ſie ſagt; die ſehnt ſich unendlich nach einem gebildeten Ideentauſchhandel höherer Natur zur Veredlung der gegenſeitigen Gemüther, denn ihr Mann iſt ein roher niederer Menſch von anomaliſcher Natur, der ſie nie begriff und nie begreifen wird und kann, wie ſie ſagt, denn er hat keinen Aufſchwung nach oben. Und da iſt Miß Hoppelton aus Nordamerika, eine ſchöne Seele, die wunderhübſches gebrochenes Deutſch ſpricht und ſich ſehr intereſſant mit den Studien der deutſchen Literatur befaßt hat, die fragte mich erſt geſtern, ob mein genialiſcher Bruder nicht einmal kommen würde, und noch viele ſehr gebildete und veredelte Damen. Nein, Du mußt bleiben!“

Holofernes ſah wohl, daß ſeine Schweſter ihn

ſelbſt während ſeiner Abweſenheit als Paradepferd benutzt und allen ihren Klatſchſchweſtern vorgeritten hatte; der Kobold des Spottes regte ſich in ihm kichernd und hüpfend.

„Es thut mir unendlich leid (ſprach er mit der Miene ernſthafter Beſorgniß), ſo viele ſchöne und verehrte Damen, die mir das Glück anthun, ſich um meine Wenigkeit zu bekümmern, ohne daß ich ein Wort davon wußte, in ihrer Hoffnung täuſchen zu müſſen, denn ich kann durchaus nicht länger bleiben. Aber weißt Du was? Heut Nachmittag bin ich noch hier; da kannſt Du ſchnell einen Thee arrangiren und dieſe Damen einladen. Wenn Du es dann mit guter Manier einzuleiten weißt, Du verſtehſt mich: recht fein, da kann ich vielleicht die Ehre haben, ihnen etwas von meinen neueſten Geiſtesproducten vorzutragen.“

„Ach! das iſt eine jétliche Idee! (rief Frau Habichs) Sie werden ſich alle unendlich freuen, denn die proſaiſche Gewöhnlichkeit des gemeinen Alltagslebens wird edleren Seelen ſo ſelten mit den rührenden Blumen erhabener Dichtung durchflochten. Junius, ſetz' Dich gleich an den Secretair und ſchreibe mir die Einladungskarten, wie ich ſie dictire!“

(Junius oder Nicodemus nämlich dienten in ſolchen Fällen ſtets zur Verhüllung der äußerſt mangelhaften Frau Habichsſchen Orthographie.)

Frau Habichs dictirte nun einen confuſen Brei, deſſen Quinteſſenz war: Auf eine Taſſe Thee und auf meinen heut angekommenen Bruder Holofernes

lade ich ergebenſt ein ꝛc. Während der Abfaſſung der Billete war Holofernes in ein kurzes Nachſinnen verſunken. Er nannte dies ſein Reflectionsfieber, das ihn überall verfolgte. Bei jedem Vorfall des Lebens, auch dem kleinſten, drängten ſich ihm Beobachtungen und Einfälle auf, die ſich aus dem hundertſten ins tauſendſte unaufhörlich verwickelten und verzweigten, bis er zuletzt in ſeinem eignen Ideenlabyrinth, ohne Hoffnung eines Ausweges, ſich verfing, gleich einem Wanderer, der ſich in einem tiefen, ungangbaren Walde verirrt hat. Daraus wurde dann entweder eine jener langen, bombverwirrten Reden, wie wir ihn einige haben halten hören, oder eine Tagebuchsſtelle oder ein langes Schweigen und Verſenktſein, während die Gedankenmühle im Innern ihre wilden Takte fortklapperte. „So kommt man (ſeufzte Holofernes für ſich) vor lauter Gedanken gar nicht zum eigentlichen Denken.“ Diesmal aber dachte er Folgendes:

Es iſt doch ſonderbar und man ſollte einmal ein Buch darüber ſchreiben, woher es kommt, daß ein *einzelnes* Weib (womit ich übrigens durchaus nicht auf meine verderbte Frau Schweſter geſtichelt haben will) Männern gegenüber edel, liebreich, ungeſchwätzig und doch vielſagend, ja geiſtreich, ſelbſt genial ſein kann; ſo wie aber *mehrere* Weiber zuſammen ſind, ſei jede *einzeln* genommen ſonſt auch trefflich und im ächten Sinne liebenswürdig — da hat alles Gute an ihnen ein Ende und geht plötzlich

unter in einem allgemeinen, verſchlingenden See von nichtswürdiger Schwatzhaftigkeit, Geziertheit, Bösartigkeit, Unaufrichtigkeit; oder wenn auch das nicht, wenigſtens in jenem krankhaften, ungeheuer ernſt und wichtig thuenden Intereſſe an dem läppiſchſten und allergleichgültigſten Kleinigkeitskram, als da ſind: Bänder, Hüte, Kindtaufen und Verlobungen, Bereitung von Compots und dergleichen Lapalien. Des eigentlich Rechten und Hohen im Leben und im Menſchen wird dabei nie mit einer Silbe gedacht und die Geſcheutеſten ſind dann ganz eben ſo einfältig und äußerlich wie alle Andern, als ob ſie verpflichtet wären, ſich gegenſeitig ihre einzelnen Trefflichkeiten unter einer allgemein gäng und gäben Maske von unendlicher Albernheit zu verbergen. Ein Weib kann verehrungswerth ſein, eine Verſammlung von Weibern iſt immer verächtlich und lächerlich und für Einen, der nur im mindeſten das Bedürfniß des Denkens hat, ungenießbar. — Schon dies allein würde für die Monogamie ſprechen, wenn nicht ſchon tiefere Gründe dafür vorhanden wären, denn es iſt doch beſſer, ein ſüßes, liebevolles Geſchöpf für ſich zu haben, als ein Gezücht ſchnatternder, intriguirender und gedankenloſer Puppen um ſich. —

Hier aber riß Holofernes ſeine Gedankenkette gewaltſam entzwei, ſo lange es noch Zeit war, ſich loszumachen. Er ſchüttelte den Kopf und erhob ihn und ſein Blick traf den ſeiner kleinen Nichte Malwina, die ſich ſchnell ans Fenſter zu einer Arbeit ge-

ſetzt und grade in dieſem Augenblick ihre großen ſchwarzen Augen hell und liebevoll forſchend auf das Antlitz des Onkels gerichtet hatte. Es war ihr dabei zu Muth, wie Einem, der in einem tiefſinnigen, aber ſchwer zu verſtehenden Buche lieſt; er vermag den Sinn nicht klar zu entwirren, aber ein unnennbares Gefühl ſagt ihm, daß etwas Großes und Hohes unvermerkt von den Blättern in ſeine Seele übergegangen iſt. Sie hatte vorher, bei der eben ſo geräuſchvollen, als nichtsſagenden Begrüßung ihrer Mutter, kaum die Zeit gefunden, dem Onkel die Hand zu küſſen, der einen hellfreundlichen Blick auf ſie richtete, dann aber vom Geſchwätz ſeiner Schweſter gewaltſam abgezogen und überläubt worden war.

Jetzt, da der Blick des Onkels plötzlich ihrem forſchenden begegnete, fuhr ſie leiſe zuſammen, ein ſüßes Erröthen überflog die Wange des friſchen Kindes, die zarte Wimper ſenkte ſich, das Licht des Auges beſchattend, und die Finger, die eine Weiſe, als ſie den Onkel anſah, ſtillgeſtanden hatten, ergriffen die Arbeit ſchnell und bewegten ſich plötzlich mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit.

„Ei! (ſprach Holofernes bei ſich, froh überraſcht) Hier haben wir ja Anmuth, das heißt: das A und das O des Weibes. Aus der Knospe kann eine ſchöne, ſüß duftende Blume werden. Aber halt, Du alter Narr! Haſt Du denn ſchon vergeſſen, daß das dämmße Auge durch das gefällige Hineinfallen eines Lichtſtrahls unter einem glücklichen Winkel für

Augenblicke schön erscheinen kann? Und ein Erröthen? Kann es nicht eben so gut aus tölpelhafter Verlegenheit entspringen, als aus einem schöneren Grunde? Aber die Sache ist wenigstens der Prüfung werth."—

Darauf näherte er sich dem Kinde und indem er täuschend jenen einfältigen, befangenen, halbverlegenen und doch überlegen seln wollenden Ton annahm, dessen man sich gewöhnlich gegen Kinder, mit denen man nicht ganz vertraut ist, bedient, sprach er: „Ei sieh doch! So fleißig, meine kleine Malwina?" Dabei besah er die Arbeit mit affectirt ernster Aufmerksamkeit. Malwina wußte wirklich nicht, was sie auf eine solche Anrede sagen sollte, denn sie hatte, zum Aerger ihrer Mutter, es nie gelernt, auf dumme Fragen stets eine klugseinsollende Antwort bereit zu haben. Da sie aber glaubte, der Onkel meine es freundlich und sei blos ungeschickt, sah sie ihn mit ihren schönen Augen halblächelnd an und blickte dann wieder still auf die Arbeit nieder. Dem Onkel gefiel ihr Schweigen und ihr Blick; aber es steckte ein Quälgeist in ihm. Er fuhr deshalb im vorigen Tone fort: „Wie alt bist Du jetzt, liebe Kleine?" Jetzt sah Malwina ihn nicht wieder an, denn sie fühlte sich schon durch diese zweite nichtssagende Frage und durch den impertinent liebkosenden Ton, in dem sie gethan war, geängstet. Sie antwortete blos halblaut: „Zehn Jahr."

„Zehn Jahr!" spottete Frau Habichs in einem ironisch zimperlichen Tone nach. „Zehn Jahr! Sagt

man so? Zehn Jahr! Was soll der Onkel von Dir denken? Er wird Dich für ein Mädchen ohne Erziehung halten. Zehn Jahr, lieber Onkel! sagt man, wenn der Onkel fragt und nicht (wieder affectirt nachspöttelnd) zehn Jahr."

„Zehn Jahr, lieber Onkel!!" sagte nun Malwina mit bebender Stimme, kleinlaut, aber doch abgemessen und mit leisem Anhauch ironischer Zärtlichkeit, doch ohne Impertinenz, wie aus Gehorsam ohne Ueberzeugung. Dann wandte sie sich ab und zerdrückte mit dem Tuch eine hervorquellende Thräne. Holofernes war nun schon vollkommen verliebt in seine kleine Nichte und jauchzte innerlich; aber wie man oft den Tick hat, diejenigen, die man am meisten liebt, durch consequente boshafte Quälerei zu extern (wie sie in Schlesien sagen), so er jetzt. „Erst zehn Jahr! (rief er im Commißton erheuchelter Kinderbewunderung). Ei, ei! und schon so hübsch groß! Und wie hübsch Du schon stickst für Dein Alter! Laß doch einmal sehen!" So quängelte er fort und ängstete das arme Kind, das endlich ganz lautlos wurde. Frau Habichs bereitete sich schon auf eine recht schöne, moralische Strafrede vor, um mit ihrer Wohlredenheit und Erziehungsweisheit vor ihrem Bruder zu prunken; denn wenn sie mit Malwina allein war, pflegte sie sie blos mit abgerissen ausgestoßnen, einfachen Grob- und Roheiten abzufertigen. Schon warf sie sich in die Brust, nahm eine liebevoll zürnende Miene an und wollte eben die erste Sentenz dem

Bruder vorreiten, als dieser es merkend, zu ihrer nicht geringen Kränkung ihr den Faden an der Wurzel abschnitt, indem er sich zu Malwina wandte: „Aber Du bist ja so still, liebe Kleine! Bist Du immer so? Wie? Sage doch!“ Natürlich wurde Malwina hierdurch wo möglich noch befangener und muthloser zum Sprechen; nur einen bittenden Blick um Schonung wagte sie dem Onkel flüchtig zuzuwerfen. Der Blick traf ihn, aber eben deshalb nahm sich Holofernes zusammen und verhärtete sich nur noch mehr in seiner Maske. „Nun? (fuhr er fort) weißt Du mir nichts zu erzählen?“ Sie blieb still. „Sag'! erzähle mir was!“ sprach er, ihr unter das Kinn fassend, mit peinigender Zudringlichkeit. „Nun?“ — Pause. — „Weißt Du gar nichts, liebe Kleine?“ „Nein“ seufzte sie, ganz gepreßt. „Nun, dann werde ich Dir wohl was erzählen müssen (fuhr der Aengstiger fort). Soll ich? sage!“ — „Ja“ sagte sie ganz kurz; aber das „Ja“ kam heraus, halb wie ein pressendes „Ach!“ halb wie ein lösendes „Gott sei Dank!“ denn sie schöpfte doch Hoffnung, daß sie nun endlich erlöst würde und wenigstens nicht zu sprechen brauchte. Frau Hadicht zerplatzte vor Aerger, daß sie nicht zu Wort kam, denn Holofernes wußte geschickt immer den richtigen Moment zu fassen, wo sie eben den Mund aufthat. Nur ein intonirendes: „Aber Malwina!!“ gelang es ihr, loszuschießen; da fuhr er wieder dazwischen: „Nun, — wenn Du nichts sagst, so will ich Dir doch

ein recht ſchöne Geſchichte erzählen, die Dir gewiß gefallen wird.“ Hierauf begann er, indem er läpplich mit den Händchen und Fingerchen der Kleinen tätſchelte und ſpielte, in einem kränkend perſifflirenden Kindertion folgendes Mährchen zu erzählen.

Robert und Gretchen.

(Ein Kindermährchen.)

Es war einmal in einer ſchönen Stadt ein großes prächtiges Schloß, und in dem Schloſſe wohnte der König und ſeine Frau. Die hatten beide einen Sohn, der hieß Robert, und war gar ein wilder, ungezogener Knabe, denn er lief den ganzen Tag auf der Straße herum, wollte nichts lernen und folgte ſeinen Aeltern nicht. Vor dem Thor aber, nicht weit von dem Schloſſe, war eine kleine, ſchlechte Hütte, in der wohnte ein gar armer Tagelöhner mit ſeiner Frau und hatten beide ein einziges Kind, das war Gretchen genannt und ein liebes gutes Kind.

Manchmal wenn ſie auf der Wieſe vor der Hütte ſaß, kam Robert und ſprach mit ihr und bat ſie, mit ihm zu ſpielen. Das that ſie auch, denn ſie war gegen Jederman freundlich. Einmal aber, wo ſchönes Wetter war, ſprach er zu ihr: Komm Gretchen, wir wollen ein bischen nach den Felsbergen hin in den grünen Wald ſpaziren gehn. Dein Vater iſt zur Arbeit und Deine Mutter auf der Bleiche, und bis ſie

nach Hause kommen, sind wir längst wieder hier. Gretchen ging mit, und als sie im Walde waren, sahen sie am Wege auf einem Steine ein altes, armes Männchen mit weißen Haaren und in zerrissnen Kleidern sitzen, das bat sie mit zitternder Stimme: „liebe Kinderchen, gebt mir doch etwas zu essen oder etwas Geld, ich bin ein gar armer Mann und habe seit gestern noch kein Brot gehabt.“ — Gretchen hatte sich von ihrer Mutter ein Abendbrot schmieren lassen, das hatte sie mitgenommen und wollte es eben essen; als sie aber den armen Mann sah, kamen ihr die Thränen in die Augen und gab's ihm ganz, ohne etwas für sich zu behalten. Der arme Mann nahm's und dankte, aber Robert lachte Gretchen laut aus und sprach: „Du dummes Ding, warum ißt Du Dein Butterbrot nicht selbst und gibst es dem alten, häßlichen Bettelmann. Ich habe Geld in der Tasche, aber ich will mir dafür lieber Kuchen kaufen und werde ein Narr sein, ihm was zu geben.“ Und als er das gesagt hatte, lachte er noch mehr und spottete und schimpfte auf den alten Mann. Der aber stand auf, wurde auf einmal so groß und stark wie ein Riese, packte den bösen Knaben, hob seinen Stock und rief mit grimmiger Stimme: „Weil Du so ein Bösewicht bist, will ich Dich jetzt strafen, daß Du daran gedenken sollst.“ — Robert war vor Angst umgesunken und machte die Augen zu, aber Gretchen fiel vor dem Manne nieder und bat und weinte, er möchte es ihm doch noch einmal verzeihn und ihn nicht schla-

gen, Robert würde so was gewiß nicht wiederthun. Als der Mann das sah, ließ er den Stock sinken und sagte: „Weil Du darum bittest, will ich's ihm noch einmal schenken, und Dich will ich belohnen, weil Du ein so gutes Kind bist." Und auf einmal wurde der Mann zu einer wunderschönen Fee mit hellgrünen Kleidern, einem Diamantgürtel und einer goldnen Krone. Die sprach zu Gretchen gar freundlich: „Fürchte Dich nicht mein Kind, komm mit, ich will Dir meine Stuben zeigen und etwas Schönes schenken." Und sie nahm sie bei der Hand, um fortzugehn, Gretchen aber fragte: „und darf Robert nicht mit?" „Nein," sagte die Fee, „denn er hat es nicht verdient." — „Ach bitte, nimm ihn auch mit, sagte Gretchen, sonst will ich Deine Sachen auch nicht sehn und er weiß auch nicht den Weg von hier nach Hause, er würde sich verirren, wenn er allein hier bliebe." — „Weil Du darum bittest, soll er mitgehn," sprach die Fee. Da gingen die drei durch dicke, verwirrte Gebüsche und die Zweige wichen vor ihnen aus, so daß sie bequem durchgehen konnten. Endlich blieben sie im tiefen Walde vor einer Felswand stehn. Die Fee klopfte daran mit einem Stäbchen; da that sich der Felsen auf und die Fee führte die Kinder an der Hand hinein. Und auf einmal standen sie in einem schönen Saal, da waren keine Fenster und keine Lichter drin und es war doch so hell, als ob zwei Sonnen geschienen hätten. Die Wände des Saals aber waren lauter wunderschöne, bunte Bilder, und auf schön

gemalten Tischen lagen viele, viele Bilderbücher. Und die Fee zeigte und erklärte den Kindern alle die herrlichen Bilder, auf denen Städte, Wälder, feuerspeiende Berge, Soldaten, Türken, Vögel, Schmetterlinge und Heerden gemalt waren. Als sie sich satt gesehn hatten, führte die Fee sie in einen andern Saal. In denen waren die wunderschönsten Puppen, Soldaten, Reiter, Ställe mit Kühen und Schafen und allerlei andern Spielsachen. Die Fee erlaubte Gretchen und Robert, damit zu spielen. Die Puppen und Soldaten aber konnten reden, sich bewegen und schießen. Gretchen sprach mit der schönsten Puppe, putzte sie und ging mit ihr spaziren. Robert aber kommandirte laut und ließ von den Soldaten eine große Schlacht liefern.

Kaum konnten sie sich von den schönen Sachen trennen, die Fee aber führte sie weiter in einen dritten Saal. Dessen Wände waren von Marzipan und er war voll grüner Bäume, an denen wuchsen goldne Nüsse, Pfefferkuchen, Bonbons und Knackmandeln und schöne, grüne, rothe, blaue und goldgelbe Vögel flatterten herum, die sangen wunderschöne Lieder, hüpften den Kindern auf Schultern und Hände und ließen sich haschen und streicheln. Die Fee aber gab den Kindern von all den schönen Sachen zu essen und es schmeckte alles so süß, wie sie noch keine Pfefferkuchen, Bonbons und Mandeln sonst gegessen hatten. Als sie satt waren, sagte die Fee: „Das schönste ist noch übrig, kommt.“ Und sie kamen in eine kleine

Stube, die war von purem, blanken Golde mit bunten Edelsteinen ausgelegt. In der Mitte von der Stube aber stand ein kleiner Tisch, auf dem lag ein kleiner Spiegel, ein Halsband mit einem silbernen Kreuzchen und ein kleiner goldner Ring. Da sprach die Fee zu Gretchen: „Weil Du mir Brot gegeben hast, als ich wie ein armer Mann aussah, sollst Du Dir von diesen drei Dingen eins wählen, das ich Dir schenken will. Robert aber hat mir nichts geben wollen und nun will ich ihm auch nichts geben. Der Spiegel hat die Eigenschaft, daß jeder, der täglich einmal hineinsieht, wunderschön wird, wer den Ring am Finger trägt, der wird so reich wie der reichste Kaiser, und wer das Kreuz am Halse trägt, den haben alle Menschen lieb. Nun wähle.“ — Da zupfte Robert Gretchen am Aermel und winkte ihr, daß sie den Ring wählen möchte, Gretchen aber sagte: „Wenn Du so gut sein willst, mir was zu schenken, so bitt' ich schön um das Kreuz, denn ich möchte gern, daß mir alle Menschen gut wären.“ Als sie das gesagt hatte, gab die Fee ihr das Kreuz, küßte sie und sagte: „Du hast gut gewählt. Hänge Dir das Kreuz unter Dein Kleid um den Hals, so daß Du es an der Brust versteckt trägst, dann werden Dich alle Menschen lieb haben. Du darfst aber Niemand etwas von dem Kreuze sagen und es auch niemals weggeben, versprich mir das, Gretchen.“ Gretchen versprach's. „Und nun geht wieder nach Hause, Kinder, sprach die Fee, Eure Aeltern warten

auf Euch." Als sie die Kinder aber zu einer andern Thür herausführen wollte, sah sie sich um und sah, daß der goldne Ring nicht mehr auf dem Tischchen lag. Da wurde ihr Gesicht finster und sie fragte zornig: „Wo ist der goldne Ring hin?" — „Er wird wohl auf den Fußboden gefallen sein," sprach Robert, und wurde feuerroth. „Hast Du den Ring genommen?" sprach die Fee zu Gretchen. „Wie kann ich ihn genommen haben, da er mir nicht gehört?" antwortete sie ruhig. „Hast Du ihn?" sprach die Fee zu Robert. „Ich bin eines Königs Sohn, wie kannst Du glauben, daß ich einen Ring stehlen werde?" rief er und gebehrdete sich beleidigt. Die Fee aber ward noch zorniger und rief: „Kleiner Bösewicht, ich weiß es wohl, daß Du ihn hast. Du hast ihn genommen, als ich mich eben umdrehte, und ihn in den Mund gesteckt, damit ich ihn nicht bei Dir finden möchte. Hättest Du mirs gestanden, so wollte ich Dir verzeihn, aber weil Du mich belogen hast, will ich Dich in eine stockfinstre Kammer sperren lassen, Da sollst Du allein sitzen und nur Wasser und Brot bekommen und nie wieder Deine Aeltern sehn. Gieb den Ring!" — Zitternd gab Robert den Ring her, die Fee aber winkte mit ihrem Stabe. Da hörte man ein fürchterliches Brausen und zwei schreckliche kohlschwarze Drachen mit feurigen Augen und scharfen Zähnen kamen durch die Luft geflogen, die sollten Robert einschließen und bewachen. Als Gretchen das sah, erschrak sie sehr und es erbarmte sie des

armen Robert, so daß sie weinend und schluchzend vor der Fee niederkniete, die Händchen rang und bat: „Ach bitte, bitte, schenk es ihm nur noch ein einzigesmal, es hat ihm zu sehr nach dem Ring gelüstet, weil ich etwas geschenkt bekam und er nichts. Er wird sich gewiß bessern und nie so etwas wiederthun. Verzeih ihm nur noch diesmal." „Nein," sprach die Fee, „ich habe ihm schon einmal verziehn, und er hat sich nicht gebessert." — „So sperre mich mit ein, daß er nicht allein vor Angst umkommt," schluchzte Gretchen. Da wurde die Fee wieder freundlich und sprach: „Um Deiner Güte willen will ich ihm auch diesmal noch verzeihn; aber es ist das letztemal, rief sie drohend zu Robert, nimm Dich ja in Acht!" — Da verschwanden die Drachen wieder, die Fee führte die Kinder zur Thür hinaus, die schloß sich hinter ihnen und sie standen allein im Walde vor der alten Felswand. Robert war noch ganz erschrocken und lief was er nur laufen konnte. Gretchen folgte ihm. Als sie weit weg waren, so daß er sich nicht mehr fürchtete und sie beide wieder langsam gingen, sprach er: „Gretchen, was willst Du mit diesem Kreuz? Dich haben ja doch alle Menschen lieb, weil Du so freundlich bist, schenke mir es lieber." „Nein," sagte Gretchen, „ich behalt' es selbst." — „So will ich Dir Geld dafür geben," sprach Robert. „Weißt Du nicht, daß mir die Fee verboten hat, es wegzugeben?" antwortete Gretchen. „Ach was? woher soll es denn die Fee wissen, wenn Du es auch weg-

giebst?" sprach Robert. Gretchen aber sagte: „Und wenn sie es auch nicht weiß, so habe ich ihr es versprochen, es nicht wegzugeben, und lügen darf man ja nicht." „Dummes Ding, gieb's nur her!" sprach Robert, und wollte es ihr wegnehmen. Gretchen wehrte sich, aber Robert sagte: „Gieb's oder ich schlage Dich." — „Thu' das nicht, bat Gretchen, die Fee wird Dich sonst strafen." „Was kann die mir hier thun?" sagte Robert. Gretchen wollte das Kreuz nicht geben, da sie es aber nur in der Hand trug und vergessen hatte, es umzuhängen, wie die Fee es gesagt hatte, so wirkte der Zauber noch nicht, daß ihr alle Menschen gut sein mußten, und Robert schlug sie, daß sie weinte, und weil er stärker war, bezwang er sie, warf sie auf die Erde und wollte ihr eben das Kreuz aus der Hand reißen; da kam auf einmal vom Himmel fürchterlicher Donner und Blitz, daß die ganze Erde mit Bäumen und Bergen zitterte, die Vögel hörten auf zu singen, ringsum wurde rabenschwarze Nacht und ein eiskalter Wind fuhr den Kindern über die Haut. Als es wieder hell und freundlich wurde, war Gretchen allein mit dem Kreuz in der Hand. Sie suchte überall in Büschen und Wiesen, sie rief und schrie und weinte, aber Robert war weg. Endlich, als es anfing Abend zu werden, hing sie sich das Kreuz um die Brust und ging sehr betrübt nach Hause. Die Aeltern fragten sie, wo sie so spät herkomme. Sie erzählte Alles, nur vom Kreuz sagte sie nichts, weil es ihr die Fee verboten hatte.

Die Aeltern lachten sie aus und sagten: sie würde wohl Alles nur geträumt haben. Sie konnten aber nicht böse auf sie werden, weil sie das Kreuz auf der Brust trug.

Als sie am andern Nachmittage vor der Hütte im Grünen saß, hörte sie etwas recht kläglich winseln. Und es kam ein ganz kleiner alter Mann auf sie zu, der war buckelig, lahm, pockennarbig und einäugig, und hatte häßliche, zerrissene Lumpen auf dem Leibe, eine kahle Platte und ein gar abscheuliches, erschreckliches Gesicht.

Er schleppte sich an einem Stabe langsam und mühselig heran. Gretchen erschrak und wollte weglaufen, der Mann bat sie aber so sehr, daß sie blieb. „Kennst Du mich nicht?" sprach er zu ihr. „Wie soll ich Dich kennen, da ich Dich nie gesehen habe?" sagte Gretchen. „Ach, ich bin ja Robert, mit dem Du gestern bei der Fee warst," sagte er, und nun erzählte er ihr, wie ihm die Fee, als der Donnerschlag kam, erschienen, ihn mit ihrem Stabe in diese schreckliche Gestalt verwandelt und gesagt habe: weil er Gretchen habe das Kreuz rauben wollen, das sie bei allen Menschen beliebt mache, sollte er nun sein ganzes Leben lang von allen Menschen gehaßt und mißhandelt werden und sein Brot mühsam erbetteln. „Drauf verschwand sie, erzählte Robert weiter, und ließ mich hülflos und allein. Ich fühlte mich an allen Gliedern krank und weh und schleppte mich mühsam in's Königsschloß zu meinen Aeltern. Die aber ent-

fehlen sich vor mir und befahlen den Bedienten, daß sie mich zum Schlosse herauswürfen. Als ich sagte, ich wäre ihr Sohn, ihnen die Geschichte mit der Fee erzählte und bat, sie möchten mir nur wenigstens etwas zu essen geben, sagten sie, ich wäre ein unverschämter Lügner und ließen mich schlagen und stoßen und hungrig und müde vom Schloß wegjagen. Ich hinkte weiter und bat überall um ein Nachtlager oder wenigstens ein Stück Brot, aber die Leute entsetzten sich alle vor mir und stießen mich unbarmherzig weg. Nun habe ich müssen die ganze Nacht auf der Straße liegen, ohne zu schlafen, denn mich fror, daß mir die Zähne hart an einander klappten und daß ich zu sterben meinte. Auch heut früh habe ich noch nichts zu essen bekommen und werde gewiß verhungern, wenn Du mir nichts giebst. Ach, ich hab's wohl nicht um Dich verdient, liebes Gretchen, denn ich habe Dich ja geschlagen und wie ein Böswicht an Dir gehandelt, aber ich weiß, daß Du so gut bist und Dich meiner Noth erbarmen wirst, darum habe ich mich halb todt hierher geschleppt." — Da fühlte Gretchen, wie sich ihr das Herz vor Mitleiden und Bekümmerniß im Leibe umkehrte. Sie ging in die Hütte, holte ihr Vesperbrot und gabs dem armen Verhungerten, der es gierig aß. Und sie fürchtete sich nicht vor seiner häßlichen Gestalt, setzte sich neben ihn, nahm seine Hand, sprach ihm Hoffnung ein und sagte, die Fee würde sich wohl erbarmen und ihn wieder erlösen. Da weinte Robert bittere Thränen und sprach:

„Nein, das wird sie nicht, und sie hat auch ganz recht an mir gethan, denn ich habe Dich gekränkt und Du bist doch so fromm und freundlich, wie die lieben Englein im Himmel.“ Gretchen aber sprach: „Komm mit mir in den Wald. Da will ich die Fee rufen und bitten, daß sie Dich wieder erlöst, vielleicht thut sie es doch.“ Und sie gingen zusammen weg. Gretchen aber mußte Robert führen und ihn oft ausruhen lassen, denn er war sehr krank und schwach. Sie fanden auch nach langem Suchen die Felswand, aber keine Thür darin. Da fing Gretchen laut an zu rufen: „Liebe Fee, liebe Fee, komm' doch, komm!“ Und siehe da, plötzlich stand die Fee in glänzenden Kleidern da und sprach zu Gretchen: „Warum rufst Du, mein Kind, und was suchst Du?“ Als sie aber Robert sah, ward sie zornig und sprach: „Was will der vor meinem Angesicht? Da fing Gretchen an, recht herzlich zu bitten, sie möchte dem Robert wieder verzeihen, und erzählte, wie schlimm es ihm ergangen wäre, wie er sein Unrecht schon schmerzlich bereut habe und ganz gewiß sich bessern werde. Die Fee aber sprach: „Nein, er hat zu oft Böses gethan, als daß ich ihm verzeihen könnte.“ Als Robert und Gretchen aber zusammen immer flehender baten, ward die Fee gerührt und sprach: „Und wollte ich ihn auch erlösen, so kann ich's doch nicht, denn um ihn wieder zu entzaubern, muß ich ein Fläschchen vom Wasser der Schönheit holen, das kann aber nur mit großer Gefahr und nur von einem unschuldigen Kinde ge-

holt werden, das niemals Jemanden was zu Leide gethan hat.“ „Ei, so laß mich es holen, ich bring's gewiß“ sprach Gretchen. „Nein, rief Robert, wenn es gefährlich ist, sollst Du nicht gehen. Ich will lieber ewig ein alter häßlicher Bettelmann bleiben. Ich habe Dich beleidigt und es ist nicht recht, daß Du meinetwegen in Gefahr kommst.“ Da sah die Fee ihn erstaunt an und sagte: „Aus diesen Worten seh' ich, daß Dich Dein Unglück gebessert hat und darum soll Gretchen auch das Wasser holen. Aber hast Du auch wirklich Niemand etwas zu Leide gethan?“ sprach sie zu Gretchen. „Nein, in meinem Leben nicht.“ „Auch keinem Thier?“ „Nein, wie sollt' ich das, da es Unrecht ist, ein Thier zu quälen!“ „Besinn' Dich ja recht“ sprach die Fee, denn gehst Du hin und es ist nicht wahr, so mußt Du sterben.“ „Nein gewiß, ich habe nie einem Wesen Leides gethan,“ sprach Gretchen. „So will ich Dir dabei helfen, so viel ich kann,“ sagte die Fee. Geh diesen Fußsteig nach dem Berge zu, da wirst Du eine große schwarze Höhle finden. Fürchte Dich aber nicht und geh' hinein und immer grade aus, dann kommst Du in einen schönen Garten, das ist der Garten der großen Schlange. In dessen Mitte ist ein klarer Springbrunnen und in dem ist das Wasser der Schönheit; wen man damit wäscht, der wird wunderschön und wäre er auch noch so häßlich gewesen. Hier hast Du ein Fläschchen, das schöpfe mir voll, nimm Dich aber in Acht, daß Du nicht ins Wasser gleitest, Du könntest sonst ertrinken. Wenn Du unterwegens in

Gefahr kommst, so nimm dies Haar und reibe es, dann werd' ich Dir zu Hülfe kommen." So sprach die Fee, gab Gretchen ein Fläschchen und ein goldgelbes Haar aus ihren eigenen Locken und Gretchen machte sich auf den Weg. Auf dem Berge sah sie eine finstre große Höhle. In die ging sie hinein und immer gradeaus. Es war aber so finster darin, daß sie nicht sehen konnte, wo sie war. Und als sie weit, weit gegangen war, hörte sie auf einmal ein fürchterliches Brummen und ein ungeheurer, großer, häßlicher Bär mit Feueraugen und rother Zunge kam auf sie zu und brüllte: „Was willst Du hier?" — „Ich will Schönheitswasser holen," sagte Gretchen zitternd. — „Gut, weil Du meiner Königin der Schlange das Schönheitswasser stehlen willst, so werde ich Dich gleich auffressen." So heulte der Bär und schon hatte er Gretchen gepackt und wollte sie eben auffressen, da dachte sie an das Haar und rieb es. Da ward es auf einmal so hell ringsum, als ob tausend Lichter gebrannt hätten und die Fee kam auf einem goldnen Wagen durch die Luft, den zwei weiße Schwäne zogen. Sie schlug den Bären mit ihrem Stab auf auf den Kopf und sprach: „Laß ab, Du garstiges Thier. Gretchen hat noch keinem Wesen Leides gethan, warum willst Du ihr denn Leides thun?" Da kroch der Bär weg und war ruhig. Die Fee aber verschwand und Gretchen ging in der Dunkelheit weiter. Und als sie wieder wohl eine Meile weit gegangen war, wurde es hell und sie stand vor einem grü-

nen Gartengeländer mit einer Thür von goldnen Stäben. Eben wollte sie hineingehen, da fuhr auf einmal eine große, große grüne Schlange auf sie zugeschossen und zischte wüthend: „Was willst Du hier?“ „Ich will ein Fläschchen Schönheitswasser holen,“ sprach Gretchen. „Gut, weil Du mich bestehlen willst, so werde ich Dich gleich auffressen,“ zischte die Schlange, und wand sich in vielen Ringen um Gretchen herum und wollte sie eben mit der spitzigen Zunge todtstechen und auffressen; Gretchen aber dachte an das Haar, rieb es und die Fee erschien wie vorhin, schlug die Schlange auf den Kopf und sprach: „Laß ab, Frau Schlange! Gretchen hat noch keinem Wesen Leides gethan, warum willst Du ihr denn Leides thun?“ — Da kroch die Schlange weg und ließ Gretchen in Ruh; die Fee verschwand und Gretchen ging in den Garten. In dem Garten aber war es gar wunderschön. Da waren auf allen Seiten grüne Bäume mit den herrlichsten Früchten, die so tief herunterhingen, als wenn sie gern gepflückt sein wollten; bunte Vögel, die schöne Lieder sangen, und grüne Wiesen mit schönen bunten Blumen, die lieblich dufteten, und an dem Wege flossen klare Crystallbäche, in denen goldne Fischchen plätscherten. Gretchen aber achtete nicht darauf und ging weiter, denn sie dachte nur daran, das Schönheitswasser zu holen, damit der arme Robert entzaubert werden könnte. Und als sie in die Mitte des Gartens kam, sah sie ein großes Marmorbecken; in dessen Mitte war ein schöner, hoher Springbrunnen, dessen

Tropfen in der Sonne leuchteten wie Perlen und Diamanten, und darin war das Schönheitswasser. Sie kniete am Rande hin und hielt mit der einen Hand das Fläschchen ins Wasser, um zu schöpfen, mit der andern aber hielt sie sich oben an, damit sie nicht herunterfiele. Als das Fläschchen voll war und sie es herauszichen wollte, glitt sie aber aus und fiel ins Wasser. Sie wollte sich am Rande festhalten, aber die Hand glitschte aus und sie versank. Sie verlor den Athem, es wurde ihr schwarz vor den Augen und sie meinte zu ertrinken. Da dachte sie in der größten Todesangst an das Haar, nahm ihre letzte Besinnung zusammen und rieb es. Plötzlich fühlte sie sich durch die Luft getragen, und als sie wieder zu sich kam, war sie trocken und unversehrt im Walde bei der Fee und dem bezauberten Robert. Die Fee aber sprach: „Es ist gut, daß Du noch an das Haar gedacht hast, sonst hättest Du ertrinken müssen!“ Dann nahm sie das Fläschchen und goß Robert ein Paar Tropfen auf den Kopf. Da verschwanden auf einmal die alten häßlichen Lumpen und der Buckel und die Runzeln in seinem Gesicht und er ward wieder zum schön gekleideten Knaben und hübscher als er sonst gewesen war. Und auch Gretchen war viel schöner geworden, wie früher, denn sie hatte sich im Wasser der Schönheit gebadet. Als Robert seine Erlösung sah, fiel er der Fee zu Füßen, weinte und dankte ihr. Die Fee aber sagte: „Dem guten Gretchen mußt Du danken, denn sie hat Dich erlöst.“ Da küßte Robert Gretchens

Händchen und dankte und versprach, nun immer gut und liebreich zu sein. Gretchen aber hob ihn auf und freute sich, daß er wieder entzaubert war. Darauf nahm die Fee Abschied von beiden Kindern und verschwand und sie gingen Hand in Hand nach Hause.

Der König und die Königin hatten unterdeß sehr getrauert, daß ihr einziger Sohn weg war, hatten ihn überall gesucht und im ganzen Lande ausklingeln und ausrufen lassen: wer ihn wiederbrächte, der sollte viele, viele tausend Thaler bekommen. Als nun Gretchen mit Robert im königlichen Schlosse ankamen, da nahmen sie sie freundlich auf und waren erfreut über die Maßen, daß ihr Sohn wieder da war. Und wenn Gretchen auch nicht das Kreuz am Halse getragen hätte, wären sie ihr doch gut gewesen, weil sie ihren Sohn wiederbrachte und so lieb und freundlich war. Da sie hörten, daß Gretchens Vater ein armer Tagelöhner wäre und in einer schlechten Hütte wohnte, ließen sie ihm ein großes schönes Haus bauen und gaben ihm viel Geld, daß er es für Gretchen aufheben sollte, bis sie groß würde. Und als Robert und Gretchen groß geworden waren, wurden sie Mann und Frau und Gretchen war von Jedermann geliebt, denn sie trug das Kreuz auf der Brust und war freundlich gegen Alle. Als Roberts Vater gestorben war, wurden sie König und Königin und bekamen Kinder und lebten in Reichthum und Freuden, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Anfangs blickte Malwina mit ganz ehrlicher Aufmerksamkeit zum Onkel empor, denn sie konnte und wollte noch immer nicht glauben, daß er so sei, wie er sich bisher gegeben hatte, und hoffte auf Besseres. Da er aber durchaus den angenommenen kindischen Ton nicht änderte, blickte sie gekränkt, von Scham und Unwillen glühend, vor sich nieder. Endlich, gegen Ende der Geschichte, fuhr ihr blitzschnell durch den Sinn, worüber sie sich ärgerte, daß es ihr nicht gleich klar geworden wäre, nämlich: daß der Onkel ein Spottvogel sei. Plötzlich blickte sie wieder zu ihm auf und erhaschte auf den Lippen dessen, der sich im Augenblicke unbeobachtet glaubte, einen leisen, ganz eigen lächelnden Zug, der sie vollends aus aller Ungewißheit riß; obgleich Holofernes keineswegs in seinem Erzählungston karikirte, sondern nur mit komischer Naturwahrheit, die Sprache albemer und übermüthiger Erwachsener gegen Kinder treu nachahmte. Jetzt ward's dem Mädchen auf einmal ganz leicht um's Herz und mit reizend freundlicher Schlauheit und ungläubigem Lächeln blickte sie, bis zum Ende der Geschichte, dem Onkel in's Auge, der seine Rolle kaum festzuhalten vermochte. Als er ausserzählt hatte, sah er sie mit süßlichem Lächeln fragend an, als ob er Dank oder Urtheil von ihr verlange. Sie drehte sich, lieblich schmollend, weg. „Nun? (fragte er) gefällt Dir die Geschichte nicht?“ Mit zögernder Bescheidenheit, doch ohne Furcht, antwortete sie, die Worte lang dehnend: „Die Geschichte könnte wohl

ganz hübsch sein, wenn — sie — nur — anders erzählt würde," kam auf einmal rasch heraus, wobei sie über ihren Muth erröthete.

„Ei wie denn, liebe Malwina?" fragte Helfernes, schon in natürlicherem Tone.

„Das weiß ich nicht grade zu sagen (antwortete sie). Aber sage lieber Onkel, sprichst Du denn immer so — so — wie — ein Kind?" — Jetzt aber hielt es Junius nicht länger aus. Wie zu ritterlicher Vertheidigung drängte er sich vor und sprach, beinah erbittert: „Lieber Onkel, ich sehe, daß Du meine Schwester nicht kennst; sie ist gar nicht so kindisch, wie Du glaubst."

Da erfaßte Malwina, mit ächt weiblichem Tacte, den Augenblick, ehe die Sache für alle Theile verdrießlich und verstimmend würde, indem sie des Onkels Hand ergriff, sahe sie ihn mit bezaubernd ster liebevollster Offenheit, und doch wie scharf und prüfig forschend an und sprach, fest und vertrauensvoll, so daß es kaum wie eine Frage klang: „Gelt Onkel, Du spaßest blos mit mir?" Rasch begegnete sie einem Blick des Onkels, der Antwort genug war; da rief sie bittend: „Sei nicht böse, lieber Onkel, daß ich böse auf Dich war!" Dabei neigte sie rasch das Haupt und küßte mit Wärme des Onkels Hand. Der aber konnte sich nicht mehr halten. „Du prächtiges Mädel!" rief er jubelnd aus, faßte sie, zog sie an sich heran und küßte ihr Stirn, Auge und Mund.

Obgleich ich nun in Gefahr gerathe, für einen sen-

timentalen Menschen oder für einen Nachahmer Jean Paul's gehalten zu werden, so darf ich doch, aus falscher Scham, dem Leser nicht die Wahrheit vorenthalten, nämlich: daß bei dieser Versöhnungs- und innigen Verständigungsscene beide, sowohl die kleine Malwina, als der alte Kerl von Onkel, so ergriffen waren, daß sie mit Mühe die Thränen zurückhielten, sie aus Freude und weil sie was zu verzeihen hatte, er auch aus Freude und weil er das liebliche Kind so unnütz gequält hatte, das nun so liebenswürdig und fein die Sache umdrehte, als sei sie der beleidigende Theil gewesen. Da schon viele Leser und Leserinnen diese ganze Scene nicht verstehn, so können sie sich denken, was erst gar die Frau Habiche, die hoffentlich viel roher und dümmer ist, als irgend Jemand unter ihnen, sich dabei denken mußte; nämlich gar nichts. Sie stand ganz verblüfft da. Noch immer hatte sie auf den Moment gehofft, wo schicklich ein mütterlicher Sermon einzuschieben sei, um so mehr, da der Stoff dazu immer anwuchs; denn daß Malwina die Geschichte des Onkels zu tadeln wagte, die doch (dachte Frau Habiche) ganz für so ein einfältiges Kind geeignet und in der außerdem „sehr viel Moral" war, fand sie unerhört. Sie wollte schon dem Bruder wegen der dummen Impertinenz ihrer Tochter tausend Entschuldigungen machen, um nur die Sache einigermaßen wieder in's Gleis zu bringen, und siehe da! auf einmal beide Partheien feierlich versöhnt und im freundlichsten Einverständniß, und

das ohne alle handgreifliche Verbindung, auf eine, ihr völlig unverständliche Weise. Zuletzt, da sie gar nicht wußte, was zu denken sei, ergriff sie den sehr bequemen Ausweg, Alles für eine genialе Grille ihres außerordentlichen Herrn Bruders zu halten und als solche zu respectiren, wie es einer „gebildeten Frau von höherem Seelenschwunge" ziemte. Sie veränderte demnach für den ganzen Tag ihre Tactik, verschmerzte das Herunterschlucken ihrer schönen Ermahnungssentenzen und behandelte Malwina mit der affectirtesten Freundlichkeit, indem sie selbige den ganzen Tag mit dem liebkosenden Verkleinerungsnamen: „Winchen" oder „liebes Winchen" anzureden und dabei gelert ihr zuzulächeln recht beflissen war. Dies that sie nie, als wenn Gesellschaft zugegen war. Unter vier Augen hieß es immer ganz ordentlich: „Malwina" mit möglichster Hausbackenheit und Härte ausgesprochen. —

So kam die Stunde heran, in der Herr Habichs aus dem Thurme zum Mittagessen kam. Nach kurzer, ziemlich kalter Begrüßung begann Holofernes gleich seinen Angriff folgendermaßen:

„Lieber Schwager, da ich nicht lange hier bleibe und wir heut vielleicht nicht mehr einen so günstigen Augenblick finden, so wollen wir uns nicht lange mit allgemeinen und gleichgültigen Lapalien, als da sind: Wetter, Wohlbefinden ꝛc. aufhalten, sondern gleich in medias res das heißt aufs Specielle und Wichtige losſteuern. Ich thue Euch also

kurz und gut den Vorschlag, Euern Junius, der, wie Ihr wohl merken könnt, zum Geschäftsmann doch nimmermehr tauglich werden wird, mit mir zu nehmen und ihn die schönen Wissenschaften studiren zu lassen, damit doch *etwas* Ganzes und Rechtes aus ihm werde. Nun sagt, was meint Ihr dazu? Doch nein, Schwager, sagt lieber nichts, denn die Verlängerung Euer wohlgebornen Nase und das gespensterhaft spuckende, wenn auch unausgebrummte: „Hm, hm!“ auf Eurer mißbilligenden Lippe sagen schon genug. Aber hört erst meine Erläuterungen und Sacherklärungen, ehe Ihr aburtheilt. Fürs Erste, um nur nebensächliches Gestein und Gestrüpp aus dem Wege zu räumen, gebe ich Euch das Versprechen, daß Euch die ganze Geschichte keinen Kreuzer kosten soll. Ich werde für Alles sorgen und der Junge soll's gut bei mir haben. Das ist doch schon ein reines Ersparniß; ja, Ihr könnt es ein *Geschäft* nennen, da es eine active Vermehrung Eures Capitals ist. Für's Zweite aber komme ich zur Hauptsache. Ihr haltet nämlich dafür: *Geschäft* sei etwas Solides, Reelles; *schöne Wissenschaften* aber eine Seifenblase, die farbig glänzt und zerplatzt und an der nur Kinder Vergnügen haben, d. h. mit andern Worten: gar nichts. Euer bestätigendes Kopfnicken sagt mir, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Ein Schriftsteller ist für Euch ein Mensch, der in anständiger Kleidung langsam verhungert, der selten Geld hat, und *wenn er es hat*, es an einem Tage todt-

schlägt. Ein Dichter erst gar ist Euch einer in zerrissenen Kleidern, der im fünften Stocke nicht wohnt, sondern sein Lager hat, den ganzen Tag lang träumt und nichts verdient, des Abends in den kalten Mond und des Morgens in die warme Sonne sieht, weil er doch keine andere kalte Küche zum Abendbrot und kein andres warmes Frühstück hat.

Ich aber sage Euch, daß Ihr in der Kenntniß literarischer Zustände (wie sie's nennen) sehr weit zurück seid, wenn Ihr solchen veralteten Traditionen Glauben beimessen könnt, die einst wohl ihre halbe Wahrheit hatten, jetzt aber gar keine mehr.

Vernehmt denn, daß die Literatur jetzt so gut ein Geschäft ist, wie jedes andere, und je nachdem's einer practisch anzugreifen versteht, ein eben so einträgliches. Ihr staunt, aber es ist so. Vor einiger Zeit hat einer der gefeiertsten und langweiligsten der jetzt lebenden Schriftsteller bei einem festlichen Diné (Ihr seht daraus beiläufig, daß Schriftsteller auch an Diné's theilnehmen) den ewig denkwürdigen Ausspruch gethan: „Literature becomes more and more trade" das heißt verdeutscht: „Vom Profit lebt der Mensch," ein Ausspruch, dessen gesunde, praktische Gemeinnützigkeit Euch, im Munde eines Romanenverfertigers, mit Recht in Erstaunen setzt. Aber ich weiß, was Euch beim Literaturgeschäft verdrießt; die Unordnung nämlich. Ihr meint, ein Schriftsteller schreibe blos, wenn es ihm einfiele, oder wenn er in der rechten Stimmung sei, oder besser:

wenn es dem Satanas beliebt, über ihn zu kommen; während Ihr hingegen auf Eurem Büreau einen Tag, wie den andern, regelmäßig zu arbeiten vermögt. Sie denkt Ihr, und gegen Unkenntniß läßt sich freilich schwer ankämpfen. Aber wenn Ihr irgend dem Wort eines ehrlichen Mannes zu glauben im Stande seid, so laßt Euch von mir versichern, daß ein Schriftsteller eben so gut seine Büreaustunden einhalten kann, wie irgend ein Geschäftsmann, wenn er nur will. Er hat nur nöthig, sich vor's leere Papier hinzusetzen und die Feder einzutauchen, und dann, immer drauf los! Erst gewaltsam sich zum Anfangen gezwungen. Steht erst eine Zeile da, dann kommt er leicht in den Zug, und es müßte schlecht gehen, wenn ein arbeitsamer Mensch nicht regelmäßig jeden Tag seine zwei bis drei Druckbogen fertig bringen sollte. Und was gehört denn so viel dazu? Ihr müßt mir doch einräumen, daß ein Mensch, der durch Noth, Studium, Liebhaberei und Gewohnheit zugleich einmal darauf dressirt ist, was man so nennt: Gedanken zu haben, daß ein solcher doch durchschnittlich jeden Tag einen einzigen Gedanken haben wird. Mit einem Gedanken aber ist viel, Alles gewonnen. Der Gedanke wird erst in seltsamen Worten hingeschrieben, so daß er imponirt und neu aussieht, wenn er auch ursprünglich sehr gewöhnlich oder (wozu man im Nothfall auch seine Zuflucht nehmen kann) gestohlen sein sollte. So könnt Ihr einen abgetragnen, unscheinbaren Rock durch reiche Verbrämung mit fal-

schen Goldtressen in abentheuerlicher Neuheit erscheinen lassen.

Darauf sinnt der Schriftsteller auf eine neue, noch seltsamere Wendung für eben denselben Gedanken, die leicht zu finden ist, denn man könnte ein Schema für dies Verfahren aufstellen. Dies gefunden, setzt er es mit Hülfe irgend einer verbindenden Conjunction hinter das schon Dastehende. So fährt er fort, den Gedanken zu wenden und zu drehn, ihm bald dies, bald jenes Kleid anzuziehn, bald den Kopf zum Schwanz, bald den Schwanz zum Fuß zu machen, bald diese Seite, bald jene hervorzukehren, Alles mit recht viel Saft, Glanz, Blümchen und vornehmblickenden Fremdausdrücken, so daß der lüsterne Leser immer etwas Neues zu schmecken vermeint. Das geht wie in einem Kaleidoscop, wo immer dieselben Steinchen unendlich viel verschiedne Figuren bilden, oder wie bei den Steinchen eines Taschenspielers, die eigentlich alle auf ein und derselben ganz einfachen Grundlage beruhn, durch Einkleidung aber mannigfach erscheinen, oder wie man eine und dieselbe Fleischspeise mit tausenderlei verschiednen Saucen und Zubereitungen und Gewürzen immer als ein ganz neues Gericht auftischen könnte. So wird denn von Zeile zu Zeile mit einem einzigen Gedanken Federball gespielt (grade so, wie ich selbst es, um Euch den schlagendsten Beweis zu liefern, in diesem Augenblicke thue) und es müßte mit dem Henker zugehn, wenn sich nicht mit ihm ein ganzer Druckbogen abgränzen ließe, wie das Reich

der Dide mit den schmalgeschnittnen Riemen des Kuhfells. O! es existiren ganze Bücher von mehr als einem Bande, und die noch dazu eine ernstwissenschaftliche Miene annehmen, die ganz aus diesem angenehmen Gedankengaukelspiele, woraus dem Nichts, hervorgegangen sind. Sieht man näher zu, so sind nur blutwenig Gedanken drin, und sieht man diesen noch näher in's Auge, so sind es nicht einmal rechte Gedanken, sondern nur Gedankenwechselbälger, zu Deutsch: Redensarten. Und dennoch ist's ein Buch, und ein gekauftes, gelesenes, gelobtes Buch dazu.

Solch ein vereinfachtes Prinzip der Büchermacherkunst bringt dem Publikum grade das Angenehmste und Zuträglichste, so wie es für den Schriftsteller das Leichteste ist. Und hier komme ich auf den zweiten Hauptpunkt, nämlich: daß der industriöse Schriftsteller vor Allem darauf bedacht sein muß und bedacht ist, nichts zu schreiben, was nicht zeitgemäß wäre. Das heißt: er soll die jetzt lebende Generation nicht für Atlasse halten, die den Himmel auf den Schultern zu tragen vermöchten, nicht für Prometheusse, denen es nicht zu unbequem wäre, noch Licht zu den Sternen emporzuklimmen; er soll die Leute nehmen, wie sie sind. Vor Allem soll er bedenken, an wie viel höchst wichtigen Weltbewegungsideen, Eisenbahnprojekten, modernen Zerwürfnissen und Wirrwissen und politischen Lebensfragen sie ohnehin schon zu schleppen und zu kauen haben und sie dem-

nach nicht noch mehr belaſten. Nur ſparſam an Gedanken! er reicht dann länger aus und das Publikum hält's länger aus. Etwas, das die Verdauung befördert, ohne den Kopf zu beſchweren, das angenehm kitzelt, ohne erſchüttern zu wollen, das amüſirt, ohne mit Aufforderung zum Nachdenken zu plagen und zu ſtören, worüber man ein Paar Stunden verleſen kann und am Ende doch nichts geleſen hat — dann kommt er in Cours, Schwager! ſeine Firma gilt etwas, und wenn er ſich erſt durch drei bis vier höchſt glänzend mittelmäßige Bücher berühmt gemacht und Credit erworben hat, dann kann er durch zwanzig ganz ſchlechte und matte hindurch ungeſtört und behaglich von ſeinem Ruhme zehren. Kommen dann die Leute doch dahinter (was immer erſt ſehr ſpät geſchieht), ſinken ſeine Papiere, macht der Verleger ein ſchwieriges Geſicht: dann gilts wieder eine einzige Kraftanſtrengung: nur ein recht ſchlechtes (aber ſehr glänzendes) Buch geſchrieben, und überall heißt es: „Der P P. hat ſich in dieſem ſeinem neueſten Werke wieder ſelbſt übertroffen" und ſein Credit iſt von neuem auf ein Jahrzehent geſichert.

Sollten einem Schriftſteller aber wirklich einmal alle Gedanken, auch die gewöhnlichſten, aufgehn, dann giebt's ein einfaches und leichtes Auskunftsmittel. Er reiſe nur (der Buchhändler ſchießt das Geld dazu vor) von Danzig nach Stolze; dann wird er unterwegs doch wohl irgend ein Bauernmenſch ſehn, das Gänſe hütet, oder einen alten Kerl, der alte

Töpfe flickt, oder der Wagen wird ſtoßen, oder der Mond wird ſcheinen, oder der Mond wird nicht ſcheinen, und dabei muß ihm doch gewiß irgend etwas einfallen. Hat er aber einmal einen Einfall, nun, dann treibt er das vorher beſchriebene Spiel. Einige berühmte Männer werden ſich auf der Strecke zwiſchen Danzig und Stolpe mit Gotteshülfe wohl auch noch auftreiben laſſen. Bei ihnen macht er Viſite. Ihre Stube, ihr Schlafreck, ihre Naſenſpitze ſind ausführlich zu beſchreiben; eben ſo iſt Alles zu berichten, was ſie geſprochen haben, und ſollte das zu wenig ſein, ſo kann man es ja beliebig durch Erfindung erweitern. So wird ſich die Reiſe rentiren, und ſollte ſie bei alledem im Volumen noch zu dünn ausfallen, ſo iſt dem leicht abgeholfen. Der Schriftſteller bemerke und beſchreibe nur mit Sorgfalt Alles, was er auf jeder Station unterwegs gegeſſen und getrunken hat, und reicht das noch nicht aus, auch noch alles das, was er nicht gegeſſen und getrunken hat, was er aber hätte eſſen und trinken mögen, ſollen, können, dürfen oder müßen.

In Stolpe angekommen, geht er dann in's Theater (wenn eins da iſt) und das wirft allein ein Paar Druckbogen ab.

Ihr ſeht demnach, Schwager, daß das Geſchäft mit großer Ordnung und dabei doch mit großer Leichtigkeit geführt werden kann. Aber Euch bleibt ein Hauptzweifel, das ſehe ich Euch an, nämlich: ob es nicht ganz auf Zufall und blinden Glückswurf an-

käme, daß nach den dargebotenen Artikeln auch gehörige Nachfrage geschieht und demnach sich Absatz und Procente gestalten. Aber ich habe Euch ja schon gesagt: ein industriöser Schriftsteller schreibt zeitgemäß, d. h. er weiß, was das gebildete Publikum (ich meine damit ästhetische Damen, Theereiter und anderes Gesindel) will und giebt nichts Anderes.

Dabei aber hat er, wenn er klug, demüthig und gewissenlos (ich will sagen practisch) ist, noch eine mächtige Hauptstütze, nämlich das Cliquenwesen, eine allgemeine literarische Schadenversicherungsanstalt, von deren gewaltiger und wohlthuender Verzweigung ihr Euch, als Laie, gar keinen Begriff machen könnt. Der junge Schriftsteller hat sich, beim Beginn seiner Laufbahn, unter die Protection eines schon berühmten, in Credit stehenden, eines etablirten zu begeben; dieser ist sein Prinzipal. Dazu aber hat er einen zu wählen, der an der Spitze, oder doch in den ersten Reihen irgend einer herrschenden Hauptrichtung steht. Alles was er schreibt, hat er dann nach den Ansichten dieser Richtung durchaus zu modeln, was sehr leicht ist, und wobei er noch den Vortheil hat, das, was bei den Stiftern der Richtung erarbeiteter Gedanke war, als für seinen Gebrauch fertigliegende Redensart ohne eignen Aufwand aufzunehmen. Höchstens in unwichtigen Nebendingen darf er hier und dort eine entgegengesetzte Meinung schüchtern hindurchblicken lassen, um einige Selbstständigkeit zu affectiren; dann kann es ihm gar nicht

fehlen, er wird, sollte er auch ein alberner Bengel sein, in zwanzig Journalen als ein aufkeimender *epochemachender* Genius ausposaunt und dem Publicum ausdisputirt; er gehört zur Clique. Und wenn er sich auch *hier* unterordnen muß, so kann er sich dagegen an allen *außerhalb* der Clique Stehenden, gestützt auf die Macht des Phalanx, durch Arroganz und Grobheit schadlos halten. — Wer dies Verfahren, in eitler Selbstüberschätzung, *nicht* befolgt, sondern auf eignen Füßen stehn oder gar gegen herrschende Richtungen *ankämpfen* will, der ist gar übel berathen. Ist sein Talent *unbedeutend*, so daß er nicht wohl schaden kann, dann wird er in den erwähnten zwanzig Journalen jämmerlich „heruntergerissen" und geschimpft, was ihn allenfalls noch interessant machen könnte. Zeigt er aber einen ehernen Willen und tüchtige Kräfte, so daß er *gefährlich* werden könnte, dann tritt ein das so sehr beliebte und wirksame: *Ignorirsystem*. Er wird in den besagten zwanzig Journalen *ignorirt*, als ob er gar nicht *da* wäre, damit das Publicum möglichst spät, am besten gar nicht, oder wenn er sich in fruchtlosem Streben *aufgerieben* hat, etwas von seiner Existenz gewahr werde.

Doch zurück zu unserm *practischen* jungen Manne, der unter dem Schild der Clique steht. Hat sich dieser beim Publicum eingerichtet, dann kommt der Zeitpunkt kühner Opposition und edler Selbständigkeit, wo er sich losreißt und seinen Herrn und Meister ver-

läugnet. Nur muß er dabei bedacht sein, eben so gesinnungslos und leicht zu revolutioniren, als er früher sich untergeordnet hat, sonst möchte es bald um seine Beliebtheit beim gebildeten Publicum geschehen sein. Den Anlaß dazu darf ja kein Princip geben (denn welcher Gebildete interessirte sich für kahle Principien?), sondern irgend eine persönliche Klatscherei. Denn nur die Dinge und Personen sind das Wahrhafte. Alle allgemeine Gesinnung ist blos Declamation. Auch eine Hinterthür zur Versöhnung muß er sich offen lassen, denn vielleicht kann er die Leute später wieder einmal brauchen und sie ihn auch, nach dem bekannten Sprichwort: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Doch ich verfleige mich zu weit und werde Euch unklar. Nur das gebe ich Euch noch zu bedenken, daß ihr bei Eurem Geschäft ein wirklich schon vorhandenes Capital riskirt, während das Capital Eures Jungen, wenn er Schriftsteller wird, nur sein Gedankenfonds ist, der, an sich ohne allen reellen Werth, dennoch, wenn er erst einmal am Brett ist, ihm 2 bis 3 Louisdor pro Druckbogen abwirft. Dies Alles gebe ich Euch zur Erwägung und frage Euch nun bestimmt, ob Ihr mir den Jungen mitgeben wollt, oder nicht!"

Diese lange Rede, von Heliodorus durchaus im trocknen sachterklärenden Geschäftston, bald Zeigefinger an der Nase, bald Zeigefinger an Zeigefinger

vorgetragen, machte Anfangs wirklich einigen Eindruck auf Habichs, denn er hatte seinen Schwager noch nie so vernünftig sprechen hören (wie er meinte). Aber Holofernes hatte sich im Verlauf allzusehr von der Lust des Spottes hinreißen lassen und war zu handgreiflich satirisch geworden, so daß Habichs mißtrauisch ward und, wie sonst immer, nicht recht wußte, was er aus Holofernes machen solle, und ob Ernst und Verstand oder Uebermuth und Tollheit aus ihm sprächen. Malwina, die den Onkel, was den Spott anbetrifft, zwar längst weg hatte, aber doch einsah, es sei ihm mit dem Vorschlage wegen Junius Ernst, und den Ausgang fürchtete, hatte sich ängstlich an ihren geliebten Bruder, den sie verlieren sollte, geschmiegt und hielt seine Hand krampfhaft gefaßt. Da sprach Holofernes, indem er sie liebevoll anblickte: „Nun besinnt Euch, Schwager! und sollte es etwa ein Hinderniß sein, daß Eure beiden Kinder zu sehr aneinander hängen und daß Eure liebe kleine Tochter da die Trennung von ihrem Bruder nicht ertragen könnte, so bin ich gern bereit, auch sie mit mir zu nehmen, und es soll ihr an nichts fehlen, weder an Lebensunterhalt noch standesmäßiger Erziehung, noch, was wohl die Hauptsache ist, an Liebe.“

Jetzt aber stürzte Frau Habichs, wie eine Löwin, der man die Jungen rauben will, auf ihre Kinder los, umschlang sie mit einem Arm, indeß sie den andern, mit abwehrender Hand, weit vorstreckte und rief: „Nein, nein, nein! das geb' ich nimmer-

mehr zu, die Kinder bleiben hier!“ Denn trotz aller rohen und rücksichtslosen Behandlung derselben liebte sie ihre Kinder doch heftig, aber ohne Vernunft, wie ein Thier seine Jungen. Aber Herr Habichs machte dieser, von Seiten der Frau Habichs nicht ganz unbewußt pathetisch theatralischen Situation schnell ein nüchternes Ende, indem er, nun ganz entschlossen, erklärte: „Was ihr da Alles gesagt habt, Herr Schwager, mag, obgleich mit Euren gewöhnlichen Possen durchflochten, nicht so ganz ohne Grund sein. Ich habe demnach auch gar nichts dagegen, wenn Jemand, der die Sache kennt und darin zu Hause ist, demgemäß handelt. Denn da es doch einmal Leute giebt, die Bücher lesen wollen, so muß es auch Leute geben, die welche schreiben und dafür bezahlt werden, das leuchtet mir ein. Und das mögen immerhin mitunter eben so ordentliche und honette Menschen sein, als Andre, wenn sie schon Schriftsteller sind. Was aber mich betrifft, so liegen dergleichen Dinge einmal ganz außerhalb meiner Sphäre, ich müßte mich deshalb ganz auf fremdes Urtheil verlaßen, was ich nie zu thun pflege. Ich bleibe demnach bei dem, was mir, nach meiner Erfahrung und meinem Bedürfniß, als recht, ersprießlich und nothwendig erscheint; und hiegegen wird mir hoffentlich auch niemand etwas einreden.

Auch habe ich gehört oder gelesen, daß zu einem Schriftsteller immer ein besondres, angebornes Talent gehöre, was man doch bei einem jungen Men-

ſchen, der noch keine Proben abgelegt hat, ohne weitres vorauszuſetzen nicht berechtigt iſt. Die Sache bleibt alſo immer unſicher. In den Geſchäftsgang hingegen (ich rede hier vom eigentlichen, nicht von dem, den ihr mir eben als exiſtirend erörtert habt) kann ſich jeder, auch nur mittelmäßig Begabte, durch Fleiß und guten Willen nach und nach hineinarbeiten. Deshalb ſollte man bei allen jungen Leuten damit anfangen, und erſt dann, wenn alle Strenge nichts gefruchtet hat und ſich wirklich herausſtellt, man habe es mit einem Subjecte zu thun, das zu gar nichts Vernünftigem in der Welt zu brauchen ſei — dann laſſe man ſolches laufen und ſich als Genie oder anderweitiger Vagabund durch's Leben fechten, ſo gut es gehn will. In Hinſicht auf Junius aber werde ich es ein für allemal durchaus nicht leiden, daß er unbrauchbar oder ein Genie ſei; dafür ſtehe ich Euch und dafür laßt mich nur ſorgen. Auf den Kopf gefallen iſt er nicht, das weiß ich, und Trotz und Starrſinn laſſen ſich ſchon durch angemeſſne Maßregeln beſeitigen. Hiermit habt ihr meine unabänderliche Antwort.“ —

„O ich Tölpel!“ rief Holofernes in ſich hinein. Darauf ſagte er raſch: „Ich könnte Euch hierauf gar Vieles erwidern, wenn nicht ſchon in meiner Anrede alle Eure irrigen Meinungen widerlegt wären. Da aber dieſe Euch nicht überzeugt hat, ſo ſehe ich, daß ich mit meinem wohlgemeinten Vorſchlage abgeblitzt bin, deshalb wollen wir die Sache abgethan

sein lassen, und uns durch längeres, zweckloses Hin- und Herreden nicht gegenseitig langweilen und chikaniren. Denn wenn einer einmal weiß, daß und was er will, dann ist ihm weiter nicht beizukommen; und wenn zwei, die von ganz entgegengesetzten Principien ausgehn, mit einander auch noch so lange streiten, so kommen sie doch zu nichts weiter, als daß jeder immer seinen ersten Ausspruch, nur in etwas andren Worten, wiederholt, bis sie denn gewöhnlich zuletzt auch auf genau dieselben Worte zurückkommen und jeder mit Erstaunen sieht, wie er, trotz alles scheinbaren Nachgebens, Einräumens, Ausgleichens und Verständigens im Gespräch, dem andern doch nicht um ein Haar breit näher gerückt ist. Aber ich verfalle in langweilige Sentenzenkrämerei. Also: Basta! Vielleicht ändern die Umstände einmal Euren Entschluß, und dann werde ich bei der Hand sein. — Im Grunde (fügte er für sich selbst hinzu) ist verdammt wenig daran gelegen, obgleich ich den Jungen gern um mich hätte. Denn was einer werden soll und will, das wird er doch, trotz allem Büreaustaub, allen Kassabüchern und Aktenstößen der Welt," —

Darauf setzten sie sich zu Tische. Holofernes war jetzt hauptsächlich darauf bedacht, bei seiner kleinen Nichte wieder gut zu machen, was er an ihr verschuldet hatte. Er richtete oft freundliche und ohne Spott scherzhafte Reden an sie, worauf sie mit munteren, geistsprühenden Antworten bereit war. Frau Ha-

bichs hätte das für große Naſenweisheit gehalten, wenn ſie ſich nicht diesmal dem Urtheil ihres „genialen" Bruders unterwerfen hätte, der, ohne es ausdrücklich bemerkbar zu machen, doch augenſcheinlich ſich daran freute. Deshalb ging Frau Habichs in ihrer lächerlichen Billigung ſo weit, ihrem Töchterlein hier und da beifällig lächelnde, vielſagenwollende Blicke zuzuwerfen, was ſonſt nie vorkam: denn ſie hielt nun Alles, was Malwina ſagte, für Witz (was des Holofernes Meinung keineswegs war) und mußte alſo ſchon, um ſich nichts zu vergeben, durch Nicken und Lächeln ihr Verſtehen kund thun.

Holofernes fiel ein paarmal, neckend, aber nur leichthin in den vorigen Spottton zurück; aber die Kleine ließ ſich jetzt damit nicht mehr beikommen, ſondern ſagte nur, ihn von der Seite anſehend: „Ach, Onkel!" und lachte ihn aus, daß er ſich ſo komiſch gebehrdete, und ſich ſelbſt, daß ſie ſich vorher ſo plump hatte täuſchen laſſen. — Nach Tiſch nahm Holofernes gleich von Habichs Abſchied, indem er ſagte, es könne leicht kommen, daß er vor Abſchluß der Büreauſtunden ſchon wieder fort wäre. Herrn Habichs war dies gar nicht unlieb, denn er fürchtete, Holofernes möchte dem Junius Tollheiten in den Kopf ſetzen. Er konnte ſich ſchon über deſſen Unvorſichtigkeit nicht zu gut geben, daß er vorher Alles in Gegenwart des Junius geſagt hatte.

Als nachher Holofernes mit Junius einen Augenblick allein war, ſprach er zu ihm: „Du ſiehſt, daß

ich versucht habe, was ich konnte. Da aber nichts daraus werden kann, so suche Dich hineinzuschicken, wie's gehn will. Mußt Du nun einmal in's Büreau, so thue es ab als nothwendiges Uebel; stehe aber zu, daß Du, trotz dem, unabhängig fortbestehest als der, der Du bist; laß Dich nicht erdrücken und übertäuben; wer stark und wach ist, der hat an wenigen Stunden hellen, ungetrübten Bewußtseins für jeden Tag vollkommen genug, um sein geistiges Vermögen nicht vermodern zu lassen. In den Ländern, wo Frühling und Sommer kurz sind, sind sie desto zeugungskräftiger und treiben in wenig Wochen Spreß, Blüthe und Frucht hervor. Die Büreaustunden sind Dein langer Winter, in den Nebenstunden mag Dein Geist schaffen. Das Alles ist freilich Theorie, und ob ein Mensch es wirklich aushalten kann, oder nicht, weiß ich selber nicht; der Versuch ist aber doch zu machen, um so mehr, da es sein muß.

Vor Allem möchte ich, daß Du kräftiger das Leben andeihest. Dein Gemüth ist bisher ein Guckkasten von lauter träumerischen Mährchenbildern gewesen; das taugt nicht und führt zum Vernebeln und Verschwebeln. Vielleicht ist Dir deshalb die harte und dürre Schule des Geschäftslebens gar nicht unzuträglich, bis der Himmel sich einmal freundlicher lichtet. Auch meinen historischen Bilderkram hast Du mehr als Mährchen und Gedicht, wie schlim-

mernd, in Dich aufgenommen, denn als Gestalt und Wahrheit.

Uebrigens hast Du meine guten Lehren und Ermahnungen als nichts andres anzusehn, als was sie sind, nämlich als Bemerkungen und Redensarten, die mir grade so einfallen, sie mögen sein wie sie wollen, und von denen ich selbst im Augenblicke kaum weiß, ob sie gescheut sind oder dumm. Ein Andrer könnte Dir wieder in derselben Lage etwas ganz Entgegengesetztes sagen, was vielleicht eben so gescheut oder respective dumm wäre. Du hast Dich also den Teufel drum zu scheeren, sondern zu thun, was Du für recht hältst und Dich ganz auf Dich selbst zu verlassen; denn höchst sonderbarer Weise hat die Natur die auffallende Einrichtung getroffen, daß die Neffen eben sowohl mit Vernunft und sittlicher Freiheit begabte Geschöpfe sind, als die Onkels. Darum sei unter uns beiden Freiheit und Gleichheit und keine philisterhafte Respectespersonenaristocratie. Und damit Basta!" — Und so schüttelte er Junius die Hand, der es herzlich erwiderte.

Aber jetzt kam der Abend und die Stunde des Thees. Frau Hadicke hatte Alles arrangirt, sich effectvoll angekleidet und ihre Anstands- und Repräsentirmiene vorgeschnallt. Es rauschte die Treppe herauf und herein schwänzelten zwei Damen. Alsobald begann die Klappermühle der Begrüßungen und des unendlich wiederholten sich „unendlich Freuens." Holofernes wurde vorgestellt. Man freute sich auch unendlich, ihn

kennen zu lernen, man hatte schon viel von ihm gehört ꝛc. ꝛc. Er aber verwandelte sich plötzlich aus einem natürlichen Menschen in eine Drathpuppe (so schien es nämlich), indem er seinen Gliedmaßen fortan nur eckige und gradlinigte Bewegungen gestattete; seinem Gesicht aber hatte er ein unabänderliches Gepräge ungemein schafsmäßiger Verblüfftheit aufgedrückt. Also linkisch und marionettenartig machte er seinen Kratzfuß. Auch die auf ihn losströmende Begrüßungsfluade erwiderte er mit nichts als fragmentarisch herausgerissenen Stellen aus bekannten und in solchen Fällen gebräuchlichen Höflichkeitsredensarten, die aber der Laie eher für unartikulirte Interjectionen der Angst gehalten hätte. Manchmal brachte er sie sogar komisch falsch an. Man setzte sich. Er wartete damit, mit ängstlicher Förmlichkeit, bis zuletzt, dann ließ er sich mit der mühevollen Knie- und Steißbiegung eines hölzernen Doktor Faust auch nieder, die Arme genau parallel, jede Hand auf ein Knie, den Oberleib senkrecht, die Augen unbeweglich gradaus, weit offen und doch ohne irgend etwas anzusehn.

Dies Alles that er theils seiner Schwester zum Tort, weil sie mit ihm geprahlt hatte, theils aus reiner Lust an Ironie, größtentheils aber, es ehrlich zu gestehen, um einer ihm drohenden natürlichen Verlegenheit durch eine künstliche vorzubeugen. Denn so sehr er sonst über Alles leicht und viel zu sprechen wußte, so stand ihm doch unter Wel-

bern, die er nicht näher kannte, oft kein einziges armes kleines Wörtlein zu Gebot, das er hätte ſagen können, und hätte man ihn todtſchlagen wollen — es wäre ihm keins eingefallen. Um nun dieſe alberne, unfreiwillige Rolle des Verlegnen nicht vor ſich und Andern zu ſpielen, nahm er lieber die freiwillig ſchalkhafte an und fühlte ſich dabei (allerdings mit einiger Selbſttäuſchung; doch durchſchaute er auch wieder dieſe Selbſttäuſchung und verhöhnte ſich ſelbſt darüber) als den Ueberlegenen.

Nach und nach kam die ganze Sippſchaft zuſammen; immer neue und lautere Klappermühle der Begrüßung; ewig gleicher Marionettenkratzfuß des Holofernes mit angſtvollen Höflichkeitsinterjectionen. Sonſt war mit ihm nichts anzufangen und nichts aus ihm herauszubringen. Seine Schweſter ſuchte durch einige bedeutend forcirte (ſie meinte aber: ſehr feine) Wendungen ihn in's Geſpräch zu ziehn. Aber er fertigte ſie, nach Umſtänden, mit einem „O!“ oder „So?!“ oder „Aha!“ oder „Ja wohl!“ ab. Einmal wagte er es ſogar, nach Staberle, ein gänzlich verkehrt angebrachtes „Obſchon, obſchon!“ dazwiſchen zu werfen, was etwas befremdete. Er beſchloß auch, es nicht mehr zu thun, damit man nicht zu raſch hinter ihn käme.

Das Gewäſch theilte ſich jetzt in einzeln gruppirte Duetts und Terzetts. Da es unmöglich war, den Holofernes auf directe Weiſe mit hineinzuziehn, ſo beſchloſſen die keckſten der Damen bei ſich, es auf

indirectem Wege zu bewerkstelligen. Uebrigens verzagten sie noch gar nicht an ihm, denn sie hielten Alles für genial e Ungeschicklichkeit und trauten ihrem Geiste und ihrer Liebenswürdigkeit schon zu, ihn noch aufthauen zu machen. Einen Sonderling hatte man überhaupt erwartet, und das machte die Sache um so interessanter.

Nachdem nun die verschiednen Duett- und Terzettstimmen sich erst, mit wechtiger Heimlichkeit, eine Viertelstunde lang sehr bedeutungsvolle Notizen über Strickkörbe, Stickmuster, Butterpreise und Dienstmägde zugeflüstert hatten, begannen die einzelnen Gruppen etwas lauter zu werden und wetteiferten schon, wer zuerst auf sich aufmerksam machen würde. Aber die eine Gruppe, dem Holofernes zunächst, trug den Sieg davon durch besonders helles und geläufiges Kehlenspiel und durch das hier und da hastige und disputirende Dazwischenwerfen der Worte: „Literatur — Genie — erhaben — Spindler — Lord Byron" ꝛc.

Die andern, überwältigten, Gruppen verstummten nach und nach. Alles horchte und Aller Augen wandten sich abwechselnd bald auf die disputirenden gebildeten Damen, bald auf Holofernes, wie auf einen Richter der Unterwelt, von dem man den Alles beendenden Urtheilspruch erwartete. Die disputirenden Damen aber sprachen immer noch privatim unter einander, d. h. scheinbar, denn eigentlich war jedes Wort nur für Holofernes berechnet, vor

dem man sich als gebildet bewähren mußte und von dem man freiwilliges Eingreifen erwartete. Denn mit welchem feinen Tacte (so dachte diejenige Dame, die am meisten sprach) war ihm das Stichwort zu seiner Rolle gegeben; man warf ihm ja den Ball zu, er brauchte ihn blos zu fangen. Holofernes aber saß, nach wie vor, unerschütterlich, die Augen starr vor sich hin. Endlich wollte das Ding peinlich werden. Da wandte sich die eine der streitenden Damen, welche die entschlossenste war, plötzlich voll Verbindlichkeit zu ihm und attaquirte ihn gradezu mit den Worten: „Nichtwahr, Herr Holofernes, Sie sind auch meiner Meinung? Ich behaupte eben (sie wußte aber recht gut, daß sie hinlänglich laut geschrien hatte, und daß ihm keine Silbe konnte entgangen sein), daß Lord Byron, wenn wir ihn auch als Dichter im kühnen Fluge seiner düstern Phantasie bewundern müssen, doch als Mensch betrachtet, weder Anspruch auf unsere Achtung, noch auf unsere Liebe hat.“ — Jetzt aber drangen die Gedanken stürmend auf Holofernes ein. Er konnte sich nicht halten und ließ seine Rolle fahren.

Theils wollte er sich für sich selbst aussprechen, weil er wußte, daß beim Sprechen die Ideen, sich fort und fort mehrend, sich um den Kern ansetzten, wie Schneemassen an die im Herabrollen wachsende Lawine; außerdem aber gewährte es ihm noch einen ganz besondern Spaß, vorauszuwissen, daß das, was er zu sagen hatte, von keiner einzigen der Anwesenden verstanden,

und doch von allen zum Schein bewundert werden würde. Er legte daher alſo los:

„Vergeben Sie, meine Gnädige, wenn ich von Hans aus Ihnen ſcheinbar widerſprechen muß, und warten Sie mit Nachſicht das Ende meiner Erörterung ab, wo wir uns dann beide hoffentlich auf einem Punkte befinden werden.

Ich muß nämlich geſtehen, daß es mir von jeher als total ſinnlos und für mich vollkommen unbegreiflich erſchienen iſt, in ein und demſelben, concret ganzen, Individuum den Dichter vom ſittlichen Menſchen zu trennen, beide zu vergleichen, oder gar einander gegenüber zu ſtellen. Denn was in aller Welt iſt denn ein Dichter anders, als das, wohinein er ſein ganzes Fühlen und Denken ausgeſtrömt, worin er die Quinteſſenz ſeines Ich verkörpert oder verſinnbildlicht hat, nämlich ſeine Werke? Und was in aller Welt ſind denn dieſe ſeine Werke anders als er ſelbſt? Woher hat er ſie genommen? Etwa aus dem Monde, oder aus der Champagnerflaſche? O nein! Sein Sie verſichert: was nicht in ihm war, als ſein innerſter Kern, von Urſprung an, das vermag er auch nicht als Kunſtwerk (als Pfuſcherei kennte einer es allerdings) außer ſich hinſtellen.

Freilich können Sie hier einwenden: Allerdings muß Alles in ihm ſein, was er in ſeinen Werken giebt, es kann aber noch viel Anderes und Schlechteres in ihm ſein, was er in ſeinen Werken wohl-

weislich verschweigt und vorenthält, und was doch, bei der Beurtheilung seiner sittlichen Persönlichkeit, eine große Rolle spielen kann. —

Immerhin, meine Gnädige, aber doch nur scheinbar. Einmal ist ein Dichter, seiner Natur nach, die ihn unaufhaltsam zu rücksichtslosem sich-Hingeben in der Trunkenheit des Geistes treibt, kein kalter, berechnender Diplomat, der in jedem Augenblicke Herr darüber wäre, was zu sagen und was zu verschweigen sei. Aber giebt es auch wirklich einen solchen, der das reine Erz vor der Welt leuchten läßt, die Schlacken aber zurückbehält (was er übrigens nicht aus Heuchelei oder Weltklugheit, sondern aus Kunstverstand und edler Scham thut), so ist doch nicht zu leugnen, daß das reine Erz, das Gold, wirklich sein war und bleibt. Und was sind Schlacken gegen Gold? Doch nur Neben- und Beiwerk. Die Hauptsache bleibt das Gold, nicht nur in den Werken, sondern auch in dem schlackenhaltigen sittlichen Menschen. Ich will sagen: Wer im Stande ist, uns im Kunstwerk wahrhaft (dies Wörtlein ist wohl zu beachten) Hohes, Edles, Göttliches zu geben, der giebt's aus sich, der ist hoch, edel und göttlich selbst; und was an seiner Natur Niedriges und Schmutziges hängen und verschwiegen bleibt, das mag in einzelnen Lebensmomenten dem oberflächlichen oder hämischen Beobachter als die bestimmende Hauptsache hervorzutreten scheinen; für den, der weiter und tiefer sieht, aber bleibt es so zufällig und unter-

geordnet, daß es beim Totalbilde des ganzen vollen Menschen gar nicht in Betracht gezogen zu werden verdient.

Und erst gar bei Lord Byron, von dem hier insbesondre die Rede ist! Es giebt wohl schwerlich einen Dichter, der, in Bezug auf sich selbst, so unumwunden aufrichtig wäre, als er. Er ist es nicht aus Tugend, sondern aus gewaltiger Leidenschaftlichkeit und aus wegwerfender Verachtung der Menschen. Was kümmert's ihn, was dies Zwerggeschlecht von ihm denkt, ob es ihn liebt oder haßt! Er fühlt sich als ein Wesen andrer Natur, among them, but not of them. Wir können aus diesem Grunde grade Byron's Werke als den vollständigsten, nichts verhehlenden Inbegriff und Spiegel seines ganzen, vollen Selbst betrachten und brauchen uns; wenn von seinem Charakter, seiner Gesinnung die Rede ist, nach keinem anderweitigen Commentar, nach keiner (oft lügenhaften) Biographie umzusehn. Finden wir nun in seinen Werken Göttliches zu bewundern, so müssen wir es durchaus als sein eigen anerkennen, und ihn selbst als göttlich. Aber there's the point! d. h. hier liegt der Hase im Pfeffer, und hier, meine Gnädige, lenke ich von meiner Opposition ein und sage:

Es ist Göttliches in seinen Werken und in ihm; aber das Göttliche ist verkehrt, abgefallen, es ist negativ göttlich, d. h. teuflisch, und Lord Byron ist das schönste lebendige Modell für

einen modernen Dichter, der einen Teufel als dramatische Person darstellen wollte. —

Sie werden eingestehn, meine Damen, daß mit Goethe's Mephistopheles noch wenig gethan ist. Es ist dies nur eine philosophische Vorarbeit zur lebendigen Darstellung eines Teufels, nicht die Darstellung selbst. Mephisto ist ein metaphysischer Begriff, er ist (wie dies schon unendlich abgedroschen worden) das unendlich verneinende Prinzip; er hat keine Persönlichkeit, denn er verneint durch kalt formelle Sophismen alles Glauben, Hoffen, Lieben, Gemüth, alles lebendige Schaffen des Geistes, kurz Alles, was eben eine ganze, warme, lebende Persönlichkeit ausmacht. Er ist kein Charakter, denn er statuirt weder Einzelnes noch Ganzes. Sein Sein und Wesen ist nichts, als eine unendlich und consequent verkettete Reihenfolge von dialectischen Negationen alles dessen, was da ist, lebt und wird. All sein Streben ist das Nichts. Er selbst hat durchaus kein Fühlen und Empfinden, ausgenommen das des Aergers und der Schadenfreude abwechselnd, weil der Dichter doch etwas Menschliches brauchte, um seinen Gegenstand darstellbar zu machen. Auch diese scheinbaren Gemüthszustände des Menschen sind eigentlich nichts, als eine symbolische Einkleidung, abwechselnd bald triumphirend weiterfressender, bald stockender und sich verwickelnder negirender Schlußfolgen.

Ich sage Ihnen hier lauter alte Geschichten, aber sie gehören zum Zusammenhange.

Aber jetzt zu Byron. Hier haben wir einen schönen, vollen, lebendigen Teufel, keine metaphysische Formel, keine leere Schaale, sondern ein heißes, gährendes, wechselndes, wahres Individuum: einen hinreißend entzückenden, einen grauenvoll niederschmetternden Teufel.

Mehr aus dunklem Ahnungsgefühl als aus klarer Erkenntniß, ist Aehnliches schon oft von andern Leuten gesagt worden. Man hat ihn ein „mauvais génie“ etc. genannt, und schon sein Klumpfuß war, auch für das oberflächliche Urtheil, ein symbolischer Wink. Aber meines Wissens hat noch keiner die Sache verständig erörtert.

Ich sage also: Lord Byron ist ein Teufel (nicht etwa: der Teufel. Unterscheiden Sie das wohl, meine Damen! denn das wäre schon wieder ein Collectivum, mithin ein Abstractum). Was aber ist ein Teufel? — Ein gefallener Engel. — Weshalb fielen die Engel? — Aus Hochmuth. —

Gott schuf die schöne, harmonische, riesige Welt. Sie fühlten Alle diese Herrlichkeit und Schöne, sie fühlten sie tief. Aber ihr Jauchzen ward zum Knirschen, als ihnen klar ward: „Nur Einer, nur Er konnte das thun. Wir sind nichts, gar nichts; wir können nicht einen Stern in seine Sphäre schleudern, nicht ein Blümchen, nicht ein Gräschen entkeimen lassen. Er gönnt uns aus Gnade, daß

wir uns daran freuen mögen; aber nicht unsertwegen, nur zu seiner Verherrlichung. Wir mögen schwelgen in Wonnen, nur sollen wir unterthänige Knechte sein. Aber ist das nicht Feigheit und sclavisches Verzagen? Gilt es nicht den Versuch? Wenn Einer das kann, kann's ein Andrer nicht auch, wenn er denselben Willen hat? Rafft euch auf, und wollt etwas! Ihr fühlt ein ewiges, unendliches Leben euch durchpulsen, so gut, wie Jener. Geht, befragt ihn um sein Vorrecht über euch! Meßt Kraft an Kraft, begegnet ihm in trotzender Bewundrung, und lieber zertrümmert, voll Grimm und Schmerz, seine schöne, herrlich leuchtende Welt, eh' ihr den Vorsatz aufgebt, eine andre, größere aus euch selbst zu schaffen, in der ihr Herr seid, und keiner über euch! —

So ungefähr (nur wahrscheinlich ganz anders) mögen die hochmüthigen Engel gesprochen haben. Sie wissen aber, meine Damen, daß sich jene Engel gewaltig irrten. Sie hatten vergessen, daß all ihre Kraft nur in Ihm wurzle, daß, von ihm abgewandt, sich ihr ganzes Wesen verkehren würde, daß sich in ihnen das Licht in Finsterniß verwandeln müsse, wenn sie sich vom Strahl seines Auges abwendeten. Und (nehmen wir einmal das Unmögliche an!) hätten sie auch gesiegt und die Welt zertrümmert — eine zweite hätten sie nicht zu bauen vermocht.

Jetzt aber liegen sie unten in ihrer Ohnmacht. Sie wollen sich selbst überreden, sie trotzten; aber die

alte Bewunderung und Anbetung kommt gewaltig über sie. Sie wollen sich selbst überreden, sie hassten; aber die alte, riesige Liebe überfällt sie. Sie zerstören im Kleinen, um nicht aus ihrer Rolle zu fallen; aber sie weinen über die eigne Zerstörung. Sie müssen quälen, um ihren Charakter durchzuführen; aber ihre eigne Qual ist, daß sie nicht wohlthun dürfen. Sie müssen verachten; und tief im Innern verehren sie. Sie läugnen Gott ab und seine Gerechtigkeit, ihm in's Angesicht; und niemand ist tiefer durchdrungen von Gott und seiner Gerechtigkeit, als sie. Sie sind unglücklich, nichtschlecht. Nur einen Augenblick den ungeheuren Stolz abgeworfen — und sie lägen gleich als die reinsten, lichtesten Geister, in seliger Hingebung, am Busen des Vaters. Aber eben diesen Stolz können sie nicht abwerfen. Weshalb? — Um sich nicht zu blamiren. Sie nennen's Kraft, Muth und Beharrlichkeit, daß sie in ihrem Abfall sich verstocken, und es ist doch nichts als Schwäche, ja, die lächerlichste aller Schwächen, nämlich die Eitelkeit. Sie meinen frei zu sein, weil sie niemand über sich erkennen. Heuchlerisch geben sie Gott die Schuld ihres ungeheuren Falles und schelten ihn einen Tyrannen; aber sie wissen recht gut, daß er die unendliche Güte ist und sie nur im Bann ihres Eigensinns schmachten. O, all ihr fratzenhaftes, coquettes Knirschen und Fäusteballen gen Himmel hilft ihnen nichts; sie täuschen mich nicht, denn ich sehe hindurch

bis tief in's Herz und da sehe ich nichts, als ein ungeheures Weh um die verlorne Liebe. —

Nun, meine Damen, durchblättern Sie im Gedächtniß Byron's Werke, und Sie werden finden, daß ich nur einen stümperhaften Auszug aus ihnen geliefert habe, weiter nichts. Er ist voll Begeistrung. Alles Schöne, Edle und Große reißt ihn hin in unbewachten Augenblicken. Aber da denkt er an sein Nichts, und gigantischer Spott zuckt um seine Lippe. Er möchte Gott schon lieben, wenn dieser mit ihm unter der Firma: Lord Byron et Comp. das Weltgeschäft fortführen wollte; aber beherrschen darf er sich nicht lassen, weder von Erdendespoten (und darin hat er auch recht), noch von einem ewigen Herrn dort oben (und darin hat er Unrecht).

Ein Wurm zu sein gegen Ihn — da bäumt er sich und schäumt und knirscht und macht dem Ewigen Verbalinjurien, deren Ungerechtigkeit ihm selbst einleuchten muß; ja er bringt im Cain sogar offenbare und absichtliche Lügen von ihm auf. Und das nennt dann der alte, allzubehaglich gewordne Goethe, der vom Uebersinnlichen nichts wissen will: „Verhaltne Parlamentsreden."

Daß er ein Engel war, wer könnte das ablängnen, der einmal nur die himmlische Musik seiner Verse gefühlt hat. Oft selbst fällt ein sanfter Strahl versöhnendster weichster Milde von oben herab in die Nacht und das Chaos seines Gemüthes; es gährt und ist, als ob die zertrümmerte Welt darin sich wie-

der aufhauen wollte — da schüttelt er sich wild und triefend, und Alles stürzt wieder wild über einander. —

Und hier sind wir auf dem Punkte angekommen, auf den ich hin wollte, nämlich, daß Lord Byron der Mensch genau eben so gut und schlecht, eben so hoch und nichtig, so groß und klein ist, als Lord Byron der Dichter." —

Holofernes schwieg, ganz athemlos, nicht vom vielen Sprechen, sondern von der Anstrengung, in die er sich selbst hineingehaspelt hatte. Die Tanzversammlung hatte sehr aufmerksam zugehört; aber da sie vom ganzen Verlauf der Rede wenig begriffen, so lauerten sie ungeduldig auf's Ende. „Was ist der langen Rede kurzer Sinn?" darauf waren sie alle gespannt, natürlich nicht aus ächtem Interesse, sondern aus eitel Neugier. Aber der Schluß befriedigte sie auch wenig, denn sie sahen seine Folgerichtigkeit nicht ein. Frau Hedwig hatte nur die ungerechtlichen Anstrengungen an ihr Ohr tanzen lassen, ohne sonst viel zuzuhören; sie blickte mit Triumph bald auf ihren Bruder, bald im Kreis der Horchenden umher. Nach einer kleinen, verlegnen Pause lief ein Gemurmel von: „Neuerst interessant!" und „Sehr originell!" und „Sehr schön gesagt!" ꝛc. durch die Reihen; die entschlossene Dame aber, die Holofernes zum Sprechen aufgefordert hatte, verneigte sich jetzt verbindlich gegen ihn und stattete ihm ihren förmlichen Dank für die Angabe seines Urtheils ab. —

Aber es mußte doch auch etwas Angemessenes auf des Holofernes Rede gesagt werden. Daher nahm sich ein gebildetes, von edlem Selbstvertrauen erfülltes, Fräulein zusammen und sprach: „Sehr wahr! Und wie hat er seine unglückliche Frau mißhandelt! mit wie teuflischer Schadenfreude hat er sie gequält!“ Das war ein gesundner Bissen für die ganze Weibsversammlung, denn nun waren sie mit einem salto mortale glücklich wieder auf der bequemen und oft betretenen Heerstraße der Lästerung und Klatscherei angelangt und fühlten sich froh in ihrem Element, wie die Fische im See. Holofernes aber seufzte bei sich: „O most lame and impotent conclusion! O umgestürztes Götterbild, angeschnattert von einer Gans!“ Und hinfort fiel er in seine vorige Stummheit und Hölzernheit zurück. Auch ward seine Rede jetzt wenig vermißt, denn das Verhältniß Byrons zu seiner Frau gab den schönsten Anknüpfungspunkt, auf näher liegende, ähnliche Fälle zu kommen, und nun ging's: „Bibbelbabbel, Wischiwaschi, Gockgockgockräh, Gihkgahk“ ꝛc. ꝛc. in freudigstem Erguß.

Jetzt aber nahte sich der Moment, wo Frau Habichs, besprochnermaßen, durch „feine Winke“ eine Vorlesung des Holofernes herbeiführen mußte, ehe es zu spät ward. Es war dies bei dem überall umhersprühenden Gespräch ein schweres Unternehmen, aber sie hieb kurz und gut den gordischen Knoten durch, indem sie erst einer der Anwesenden flüsternd anvertraute, ihr Bruder habe seine

neueste Geistesproduction in der Tasche und würde sich vielleicht erbitten lassen, sie vorzutragen. Die flüsterte es der nächsten weiter, so ging es die Reihe herum. Bald trat eine allgemeine Stille ein und endlich wandte sich diejenige Dame, die wir schon als die vorherrschend entschlossene kennen, an Holofernes und bat ihn, im Namen der ganzen Gesellschaft: „ihnen den hohen Genuß nicht vorzuenthalten." Alles nahm eine aufmerksame, wichtig erwartende Miene an. Holofernes rückte näher zum Tisch, holte ein (wie mehrere Damen zu ihrer Genugthuung im Fluge bemerkten) dünnes Manuscript aus der Tasche und sprach: „Meine Damen! es möchte vielleicht absichtlich erscheinen, daß ich ein Fragment meines neuesten Erzeugnisses in dieser glänzenden Versammlung grade in der Tasche habe; man möchte glauben, daß es vorausberechnet sei, um meiner Autereneiteleit genug zu thun. Dagegen muß ich Ihnen erwidern, daß selbiges Erzeugniß der Anfang einer heroischen Oper ist, den ich mir auf meiner Außreise hierher in die Tasche steckte, weil ich gesonnen bin, selbige Oper selbst in Musik zu setzen; denn ein Andrer capirt den Geist und Ton davon doch nicht. Nie aber ist der Geist fruchtbarer an Melodieenerfindung als beim Marschiren. Und es sind mir auch unterwegs wirklich schon musikalische Ideen in den Kopf gekommen, an denen ich selbst so große Freude habe, daß Sie, meine Damen, es nicht als Unart und Verletzung des Anstandes aufnehmen müßen, wenn ich beim Vor-

lesen, vom Eifer fortgerissen, bei den schlagendsten Stellen in's Singen gerathe."

Dies kam den Damen etwas sonderbar und unheimlich vor; sie bemühten sich aber, es als einen überraschenden Einfall, der die Sache nur noch interessanter mache, durch ein gezwungenes Lächeln zu begrüßen, und Holofernes räusperte sich und begann getrost, mit mälitziöser Ironie im Hintergrunde, seine Vorlesung also:

Ihren Willen will jedes Weib.

Historisch-romantische Oper.

Erster Aufzug.

Schmaus und Fest in König Artus-Halle, König Artus, Königin Guenever, mit Krone und Purpur auf erhabnen Sesseln; Gawain, Neffe des Königs, andre Ritter, Damen, Knappen, Herolde ꝛc.

Wechselchor.

Die Ritter.

Wilde Zwerge, Riesen, Drachen
Und dergleichen Ungeheuer
Schrecken wir mit Schwerteskrachen;
Höchste Lust sind Abenteuer.

Die Damen.

Sind Euch Arm und Bein nicht theuer?
Ach! was sind uns das für Sachen!

Ein verstümmelter Getreuer —
Sagt, was wir mit dem noch machen?

Die Ritter.

Ruhig, ruhig, zarte Damen!
Wollen uns für Euch auch schonen;
Wenn wir siegreich wiederkamen,
Mag uns Euer Lächeln lohnen.

Die Damen.

Kommt Ihr mit gesunden Gliedern
Und geschickt zu Tanz und Schmause,
Wollen wir den Gruß erwidern;
Krüppeln sind wir nicht zu Hause.

Tutti.

Nach den sauren Heldenzügen,
Süßer ist das Spiel der Minne;
Nach dem Raufen Tanzverjnügen,
Das ist ganz nach unserm Sinne.

(Tom, des Königs Zwerg und Schildknapp, buckligt, höflich, abentheuerlich und bunt gekleidet, hinkt herein.)

Recitativ.

Tom.

Herr König Artus, seht, ich nah' Euch schüchtern.

Artus.

Wie so? Du bist doch sonst nicht furchtbetroffen.

Tom.

(Mattenart.) Seid Ihr zur Audienz nicht zu besoffen?

Artus.

Für diesmal bin ich noch so ziemlich nüchtern.

Tom.

So gönnt mir, Extraordinaria
Zu melden Euch in einer großen Aria.

Artus.

Es sei, es sei!
Doch mach' mir nicht zu lang den Brei!

Arie.

Tom.

Da draußen steht ein zart Jungfräulein,
O weh!
Die flennt und zieht ein schiefes Mäulein,
O weh!
Denn ihr geschah groß Ungelück,
Ein Tölpel hält ihr'n Buhl'n zurück,
O weh, o weh!
Und ihn gar hart gefangen hält,
Sie hofft nur noch auf Dich, Du Held,
O weh, o weh, o weh!
Allein da kommt sie selber ja,
Und aus ist meine Aria;
O weh!

(Isolt tritt auf und kniet vor Artus nieder.)

Recitativ.

Isolt.

Zu Deinen Füßen, hoher Held und König!

Artus (der ebenfalls vor ihr niedergekniet).
Auf, Fräulein! ihr beschämt mich gar nicht wenig;
Der Schönheit sind selbst Könige unterthänig;
Sagt, was Ihr heischt! die kühnsten Wünsche kenn' ich.

Wechsel-Chor.

Die Ritter.
Goddam! die ist nicht bitter;
Wie gern' wär' ich ihr Ritter!

Die Damen.
Sie ist nicht übel; doch
Hier sitzen Andre noch.

(Artus und Idolt haben sich indeß knieend becomplimentirt, bis Artus sie aufhebt, selbst aufsteht und sich das Knie mit dem Tuch abklopft.)

Arie.

Idolt.
So hört das Ungeheure!
Wie mir durch schlimmen Frevel
Entrissen ward der Theure,
Mein süßer Liebherel.
Ach! daß in Pech und Schwefel
Ich lieber möchte schmoren,
Statt daß ich ihn verloren.

Duettino.

Artus.
O laßt das Lamentiren!
Müßt Euch nicht alteriren.

Isolt.

Wenn ich nun aber will!

Artus.

O Schönste, schweiget still!

Da Capo.

Artus.

Wir haben jetzt genug uns angesungen;
Doch ist's, bei aller Müh', mir nicht gelungen,
Euch zu verstehen, was ihr eigentlich wollt,
Weil das Orchester gar zu gräulich tollt;
Drum mögt Ihr mir's im Vers verständlich melden.
Die Frauen schützen ziemt famosen Helden.

(Er streicht sich den Bart.)

Isolt.

Vernimm! mein Lucidevel ist ein Held,
Der starke Riesen leicht, wie Füchse, prellt.
Ich zog mit ihm en cronpo auf irrer Bahn,
Als ihn gefangen nahm ein Grobian.

Artus.

Wie? wenn er Riesen kann, gleich Füchsen, prellen —
Warum nicht konnt' er prellen den Gesellen?

Isolt.

Das weiß ich wirklich nicht, wenn Hexerei
(Wie ich vermuthen muß) nicht war dabei.

Königin Guenever.

Du armes, liebes Kind! doch Dank dem Himmel,
Daß Dich nicht selbst davongeschleppt der Lümmel;
Manch Andrer packte Dich beim ersten Griff.

Tom.

Goddam! der Kerl verstand noch nicht den Pfiff;
Es ist gewiß ein schüchtern blöder Bengel.

Guenever.

O sprich, erzähl's! wie sah er aus, mein Engel?

Iseult.

Ach! wild und groß, mit furchtbar dicker Keule,
Mit der schlug' er dem Mond wohl eine Beule;
Auch war er ganz so dumm nicht, wie ihr meint:
Er griff nach mir.

Guenever.

Bist eitel, Kind, wie's scheint.

Iseult.

Allein ich lief, er konnte mich nicht fassen.

Tom.

He, Königin! hättet Ihr Euch fassen lassen?

Guenever.

Du bist ein unverschämter Kerl; halt's Maul!

Tom.

So heißt's zuerst; doch Streicheln lirrt den Gaul.

Guenever.

Vergleichst Du mit dem Gaule zarte Frauen?

Tom.

Ja; beider Kollrigkeit ist nicht zu trauen;
Gehn sie nur durch, dann frau'n wir uns noch drum.

Guenever.

Geht Deine durch, weiß sie gewiß, warum.

Artus.

O! hört auf, wie beim Spiel mit Federbällen,

Das leichte Witzwort ab und zu zuschnellen;
Denn hier, ich merk' es, gilt es Heldenthat,
Drum bin ich, wie sich's ziemt, schon desperat. —
Sag' mir den Weg, betrübte Demoiselle!
Sag' mir: wo haust der plumpe Raubgeselle?
Daß, der so ungeschlachtet war bisher,
Geschlachtet wird von meiner Seitenwehr.

(Nachdrucksvolle Pause. Artus wirft sich, wipdewußt und feierlich, in die Brust.)

Chor (lobbrechend).

Habt Ihr's gehört? welch guter Witz!
O Held, von Schwert und Sprache spitz,
Erprobt in Wort- und Waffenspiel,
Gleich stark an Speer und Rede-Styl (Stiel),
Des Zunge, wie sein Degen, sticht:
Verkenn' unsre Bewundrung nicht!
Du wirst so tapfer, als galant,
So witzig, als galant, erkannt.

Artus (sich tief verneigend).

Gerechten Beifall hören wir mit Huld;
Doch legt ihm an die Trense der Geduld!
Bis wir vom Fräulein hier genau vernommen,
Wo wir zu Ruhm und Rache mögen kommen.

Isolt (sehr rasch sprechend).

Wenn Du ausreitest rechts von Deinem Schloß,
So lenke nach dem großen Wald Dein Roß,
Dort biegst Du um des Waldes linke Ecke,
Und reitest fort am Saum auf eine Strecke,

Bis sich in 17 Wege theilt der Pfad;
Den 6ten dort, von links ab, reite grad;
Dann an dem Silbersee halbrechts vorüber,
Dann bei dem großen Fuchsloch links hinüber,
Von dort ab 199 Schritt
Vorbei an eines tollen Bettlers Hütt',
Dann 50 rechts, halblinks dann 120,
Da liegt ein todter Esel faul und ranzig,
Des linkes Ohr zeigt Dir den rechten Weg
Noch tausend Schritte über'n Hügel schräg:
Da wirst Du sehn ein furchtbar großes Schlößlein,
Drin wohnt der Räuber, dort halt an Dein Rößlein.

Artus.

Dank, daß Ihr Euch so deutlich explicirt!
Ich bin vollkommen jetzt orientirt.

(Beiseit zu Tom.)

Kannst Du das Kreuz und Quer im Kopf behalten?

Tom (zu Artus).

Nein! lieber zählt' ich Weiberliederfalten.

Artus (eben so).

Du lieber Gott! wie finden wir nun hin?

Tom.

Den todten Esel haltet fest im Sinn!

Artus (beiseit).

O Gott! wie ist für einen fahrenden Ritter
Das Schicksal so beschwerlich doch und bitter!
Nach todten Esels Spuren reit' ich aus
Und komm' am Ende selber todt nach Haus.

Tom (gemüthlich).

Dann ſind es zwei.

Artus (eben ſo).

Was ſagſt Du, guter Junge?

Tom.

Dem dummen Ohr thut nichts die kluge Zunge.

Artus (laut zu Iſolt).

Wohlan! Ihr, Fräulein, bleibt an meinem Hof;
Ich reit' und bringe heim für Dichter Stoff.

Sueacver.

Ihr wolltet ſelbſt Euch in Gefahr begeben?

Gawain.

Spickt mich, Herr Ohm, und ſchonet Euer Leben!

Artus.

Ich bin der König Artus nun einmal.
Drum muß ich tapfer ſein, beim heil'gen Gral!

Iſolt.

Auch hat Euch ſelbſt beleidigt jener Freche;
Er ſprach — Doch ich genire mich —

Artus.

Ha! ſpreche!

Iſolt.

Als ich als meinen Rächer nannte Dich,
Sprach er — doch nein, nein! ich genire mich!

Artus.

O ſprich!

Iſolt.

Er ſprach: „dem Hahnrei ſage nur,
Bewachen ſoll er ſeine Frau die — "

Guenever.

Fahr
Mir das nicht in die Nerven! Wär's hier Mode,
Ich würde mich ohnmachten bald zu Tode.

Arie.

Artus.

Ha, der Verräther!
Er soll mir zieh'n vom Leder! —
(Trompetenbegleitung im Orchester.)
Holt mir mein Schwert Erkalibar,
Und satlelt meinen Gaul!
Den Tod verdienet er fürwahr,
Schon für sein böses Maul.

Terzett.

Artus.

Holt mir mein Schwert Erkalibar!

Guenever.

Holt ihm sein Schwert Erkalibar!

Tom.

Nun, so holt doch sein Schwert Erkalibar!

Artus.

Sprich Frau! Darf ich das leiden?

Guenever.

Schlag' todt den frechen Heiden!

Tom.

Indeß er auf der Halden
Muß Schimpf und Prügel leiden,

Läßt ſie in Sammt und Seiden
Allhier die Cur ſich ſchneiden.

Guenever.

Du gehſt und willſt Dich ſchlagen,
O Angſt, o Noth, o Pein!

Artus.

O Gattin, laß das Klagen!
Es muß nun einmal ſein.

Tom.

Sie thut ganz zum Verzagen
Wie Krokodille ſchrei'n,
Doch iſt's ihr größt Behagen,
Ihm fern benutt zu ſein.

Artus.

Holt mir mein Schwert Exkalibar!
Todt ſchlag' ich ihn ſchon morgen.

Chor.

Holt ihm ſein Schwert Exkalibar!
Todt ſchlägt er ihn ſchon morgen.
Uns iſt's erfreulich ganz und gar,
Wir bleiben hier geborgen.
Gar luſtig ſpringt die Mäuſeſchaar,
Wo nicht der Herr thut ſorgen.

Die Ritter.

Wir ſchneiden hier indeß die Cur;
Guenever läßt nicht ſchmachten.

Die Damen.
Sie wird, bekommt sie Einen nur,
Auf uns so streng nicht achten.

Tutti.
Holt ihm sein Schwert Erkalibar!
Todt schlägt er ihn schon morgen;
Uns ist's erfreulich ganz und gar,
Wir bleiben hier geborgen.

(Während des letzten Chors sind Schwert und Rüstung gebracht und dem Artus von Arm und der Königin mit grotesken Gebehrden angelegt worden.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Wildniß. Im Hintergrunde das Schloß des Ritters Popanz mit einem großen Thor.

Chor.

(Gefangner Ritter, hinter der Scene.)

Ha! er klappt schon mit dem Rachen;
Hu! die Menschenfressermiene;
Fühle schon die Rippen krachen
Unter seiner Freßmaschine.

Weh! er naht mit Hungerschritten;
Wen von uns wird er zerknacken?
Au! er greift in unsre Mitten;
Möcht' er mich doch nur nicht packen!

Popanz.

Her! vermagertes Geschmeiße!
Fühle kaum, daß ich was beiße,

Drei Stimmen.

Au, au, au, au!

Ganzer Chor.

(Doch um 3 Stimmen schwächer. Das: Au! dieser drei klingt immer schwächer durch die Worte des Chors hindurch, bis es zuletzt erstirbt.)

Wie er malmt und knirscht, o schau!
Gott sei Dank, daß ich's nicht war!
Aber ach! ich folge morgen;
Sind die drei gefressen zwar,
Sind sie nun doch wohlgeborgen.

(Popanz tritt auf, mit einer Serviette um den Hals, mit der er sich den Mund wischt.)

Bravour-Arie.

Popanz.

O kümmerliches Essen!
O schlimme Fastenzeit!
Erst drei hab' ich gefressen,
Mein Magen ist noch weit,

Was soll das mit mir werden?
Ich nehme täglich ab!
Die Hose schlurft zur Erden,
Die sonst mir war zu knapp.

Und fängt auch meine Tatze
Mir noch ein Ritterlein;
Sind heuer, wie die Spatze,
Gerathen dünn und klein.

O möchte zu mir fallen
Das Land, das Artus hat!
Von solcher Zahl Vasallen
Würd' ich vielleicht noch satt.

Jetzt geh' ich in die Kammer
Und strecke lang mich aus,
Verschlafe Hungerjammer,
Und träume fetten Schmaus. (Ab.)

Artus und Tom (treten auf).

Tom.

Herr Artus, sprich! wie willst Du's motiviren,
Daß wir per pedes hier einherspazieren,
Da doch im ersten Act Ifelt und Du
Von einem Gaul gefabelt grade zu?

Artus.

Was soll der Spott? Du hast doch nicht vergessen,
Daß ich zu Gaule wirklich war gesessen;
Doch als der Gaul den todten Esel sah,
Halsbrechend Capriolen macht' er da,
Scheu von dem Moderduft, den er gerochen,
Bäumt er und fiel und hat den Hals gebrochen.

Tom.

So? von dem Esel ward erzählt nur, um
Dies vorzulügen jetzt dem Publikum!

So mancher hat gewiß schon nachgesonnen,
Ob er nicht allegorisch eingesponnen;
Nun kommts heraus: Man dracht' ihn nur herbei,
Daß Gaulabwesenheit entschuldigt sei.

Artus.

Hör' auf mit Ironie und Zungendreschen!
Ich will nunmehr die heiße Kampfglier löschen.

Tom.

Daß Du nicht längst schon darauf losgerannt —
Was hindert Dich? ist meine Zung' ein Band?

Duett.

Artus

Genug, genug!
Drauf los nun ohn' Verzug! —
Doch höre, treuer Knappe,
Was ich Dir sage jetzt:
Wenn er mir eine Flappe
Bis auf den Tod versetzt —

Tom.

Ich nehm's auf meine Kappe;
Bleibt Ihr auch hier zersetzt:
Glaubt nicht, daß überschnappe
Die Herrin, die Ihr schätzt.

Artus.

Sag' meiner Königinne,
Behalt' es wohl im Sinne,
Daß ich voll treuer Minne
Für sie gestorben bin.

Tom.

Was sich auch hier entspinne,
Sie nimmt's geduldig hin,
Glüht doch für sie in Minne
Manch feinen Ritters Sinn.

Artus.

Nun fort zur That!
Ja, das ist auch mein Rath.

(Artus tritt auf das Schloß los; sieht vor dem Thore stehen er plötzlich um und wendet sich zu Tom zurück.)

Artus.

Bald hätt' ich eins vergessen,
Behalt' es treu im Sinn:
Ist hier mein Loos gemessen,
So sag' der Königin —

Tom.

Noch hat er was vergessen!
So geht doch endlich hin!
Er wird Euch ja nicht fressen,
So habt doch Heldensinn!

Artus.

Daß ich als treuer Ritter
Für sie gefallen bin.

Tom.

Ist's Euch nur nicht zu bitter,
Die Kön'gin nimmt es hin,

Artus.

Doch warum plaudr' ich hier?

Tom.

Ja, warum plaudert, zaudert ihr?

Artus.

Zur That, zur That!

Tom.

Ja, das ist auch mein ganz unmaaßgeblicher Rath.

(Artus rennt vom Neuem aufs Schloß los; dann, wie oben.)

Artus.

Streckt mich der Grimme nieder,
O dann vergiß es nicht!

Tom.

Er kommt schon wieder wieder!
Nein, ich vergeß' es nicht.

Artus (aufs Schloß losrennend.)

Nun drauf und dran!
Mag werden draus was wolle!

Tom.

Verwegner Mann!
Stürmt doch nicht gar so tolle!

Terzett.

Artus.

'raus Kerl vor meine Blicke,
Daß Dich mein Hauch zerknicke!

Popanz.

(Mit einer großen Keule auftretend.)

Was willst Du, kleines Herrlein?
Wer bist Du, magres Närrlein?

Tom.

Das ist ein wahrer Büffel,
Der frißt ihn, wie 'ne Trüffel.

Artus.

Der König Artus bin ich
Und Dein Verderben sinn' ich.

Popanz.

Das freut mich wirklich innig;
Dein Land und Leut' gewinn' ich.

Artus.

Damit hat's keine Noth,
Viel lieber bleib' ich todt.

Popanz.

Die Keule rührt Dich an;
Was sagst Du nun noch, Mann?

(Er berührt ihn mit der Keule. Ohrenzerreißendes Fortissimo des vollen Orchesters. Das Schwert des Artus fällt ihm aus der Hand und klirrend zu Boden, er selbst knickt in seiner ganzen Stellung zusammen, wie ein invalides Federmesser. Die Musik schlicht mit Donnergepolter. Das Folgende wird ohne Musikbegleitung, im Genre des musiklosen Terzetts im Sarginet gesungen.)

Artus.

Höchst merkwürdig und entsetzlich!
Zauberkraft raubt mir die Kräfte.

Popanz.

Höchst erfreulich und ergötzlich!
Ein profitliches Geschäfte.

Tom.

Faßt das Zipperlein ihn plötzlich?
Wie er bebt, der schlimm Geäffte!

Popanz.

Du stehst vor mir jetzt wie ein dummer Junge,
Todt schlüg' ich Dich mit einem leichten Schwunge,
Doch sorg' ich lieber für die Zukunft weis',
Statt, daß ich solchen magren Bissen beiß';
Willst Du, daß ich Dein liebes Leben schone,
So tritt mir ab hier Scepter, Land und Krone.

Artus.

Thät' ich's! blamirt' ich mich doch gar zu sehr.
Nein, friß mich, oder ändre Dein Begehr!

Popanz.

Hier gilt es Rechtsform leider, nicht Bezwingung;
Drum stell' ich Dir, voll Großmuth, die Bedingung:
Wenn Du zu Neujahr hier zurückekehrst,
Und mir die große Frage recht erklärst:
„Welch Ding wohl will ein jedes Weib am meisten?"
Dann will ich Dir Vasallendienste leisten;
Doch sagst Du nicht die rechte Antwort hier,
Verfällst Du, sammt dem ganzen Lande, mir.

Tom.

Ach, lieber Herr! laß lieber todt Dich schlagen!
Was will ein Weib zumeist? — Wer kann das sagen?
Wie sie die Laune wechselt just, geschicht's,
Daß sie bald Alles will, bald wieder Nichts.

Artus.

Schweig'! die Bedingung hör' ich ohne Grauen;
Du solltest meiner Klugheit mehr vertrauen,
Denk' ich erst nach, dann wird's auch was Geschenk's.

Popanz.

So schwöre hier zu sein auf's Schwertkreuz!

Artus.

Ich schwör's und schwöre, meinen Schwur zu halten,
Er iß 'ne Demantfessel, nicht zu spalten.

Tom.

O Ehrlichkeit, die fast an Dummheit streicht!
Noch hat die Politik Dich nicht verscheucht.

Popanz.

Nun scheer' Dich fort! Ich wünsche guten Morgen!

Artus.

Ju'n Morjen!

Tom.

Juten Morjen.

Popanz.

Juten Morjen!

(Alle ab).

Holofernes hatte nicht lange gelesen, als schon die Begeisterung des Unsinns über ihn kam und er, vorausgesagtermaßen, in's Singen fiel. Aber sing dies schon auf eine, alle Gränzen durchbrechende,

Weise an, wie es die Damen denn doch von einem wohlerzogenen Menschen nicht erwartet hatten, so ward es, wie die Begeisterung wuchs, immer kecker, toller und wilder. Die unerwartetsten burlesksten, musikalischen Witzsprünge jagten und überjagten sich, mit rasch gewaltsamen, und doch kunstgerechten, Uebergängen, deren Uebermuth an Verrücktheit gränzten. Dabei entwickelte Holofernes eine fast übernatürliche Stärke und Gelenkigkeit der Stimme. Alle weiblichen Partieen sang er im hellsten, reinsten, und doch travestirenden Sopran, und bei den Duetten und Terzetten ließ er zwei oder drei Sangweisen sich so durchkreuzen und verschlingen, daß es auf Augenblicke wirklich schien, als sänge er mit zwei oder drei Stimmen zugleich. Natürlich konnten Arme, Hände und Gesicht dabei unmöglich unthätig bleiben. Der ganze Holofernes wurde zur lebendigen Groteske; namentlich nahmen die Gesichtszüge jedesmal mit unverschämt treffender Nachahmungsgabe, den Character, der grade im Singen begriffenen Person an, immer einfältig und albern, aber diese Alberuheit bewundernswerth scharf und characteristisch variirt; und kam eine andere Person des Stückes ans Singen — schnapp! ein kecker Gesichtsschneiderübergang — und starr und festgeprägt, als wäre er immer dagewesen, stand der andere, entsprechende Gesichtsausdruck in steinerner Bestimmtheit und holzschnittlich komischer Kraft da.

Aber ein wahres Gaudium erst wäre es gewesen,

das wechselnde Mienenspiel der zuhörenden Damen zu beobachten, und ein wahres Gaudium wäre es für mich und für den Leser, wenn ich dasselbe, rasch und lebendig, vor sein geistiges Auge zu stellen vermöchte. Aber ach! hier gehen mir, wie oft schon, die schlagenden Worte aus.

Wie sie erst dasaßen mit erzwungenem ästhetischen Erwartungslächeln; wie dies bald überging in Befremden; wie dies Befremden rasch, doch mühevoll, versteckt wurde unter die vornehme Miene eines tieferen Verstehens (denn sie dachten immer: nun kommt's, nun kommt's! und konnten nicht glauben, daß Holofernes eine ganz einfache Albernheit auftischen könne; es mußte etwas Tieferes dahinter stecken — das war klar); wie sie dann, merkend, daß sie es mit Witz zu thun hätten, sich zum lunterlechenden Lächeln, so Gott wollte, zum, in den Gränzen des Anstandes bleibenden Lachen zwingen wollten und doch nur ein verlegnes, furchtsames Schafsgesicht mit kaum verzogenen Mundwinkeln zu Stande brachten, denn sie waren schon in Angst, der Mensch würde ihnen unter den Augen verrückt; wie sie dann, in dieser Angst immer mehr bestärkt, auf den Stühlen leise und doch ruckweise hin und herrutschten, denn sie saßen schon auf dem Sprunge und waren drauf und dran, laut aufzujuchzen und in Wildgansflucht davon zu laufen; wie namentlich die beiden, zwischen denen er saß, sich erschreckt durch ein gewaltsam gestikulirendes Armschlenkern, plötzlich laut mit dem

Stuhl rechts und links von ihm abrückten (so daß die Andern alle ringsum sympathetisch zusammenfuhren) und doch gleich, sich schämend, wieder eine gesetzte und ungestörte Miene anzunehmen kämpften; wie endlich, bei den mehr Gewitzigten, die Furcht dem Unwillen und einer, hier hochfahrenden, dort sentimentalen, Verletztheit Raum machte; wie die Näschen sich nun, stolz theilnahmslos und halbausgesprochen verächtlich, successive in die Höh' warfen; wie das Bewußtsein: er habe sie Alle zum Narren, nach und nach auftauchte und sich in leisem, boshaften Zucken ankündigte; wie endlich, während einige noch suchten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und einen urban spaßverstehenden Ausdruck, jedoch sehr ungeschickt, annahmen, unter den andern der hervorbrechende Unwille gegenseitiges Gemeingut wurde und dadurch wuchs, indem durch befremdetes sich Ansehn, angedeutetes sich Zunicken und endlich gar Kopfschütteln eine die andre immer noch wüthender machte — ach! Das Alles beschreibe ein Andrer! denn ich habe es so eben sehr schlecht beschrieben.

Endlich, als Holofernes grade an der obigen Schlußstelle war, empörte das so mal à propos angebrachte und wiederholte; „Inten Morjen!" die, dem Leser schon bekannte, entschlossne Dame dermaßen, daß es ihr zu toll wurde. Rasch und geräuschvoll stand sie auf, sprudelte, glühend im ganzen Gesicht, einige Worte von Unwohlsein hervor, bat, man solle sich doch ja nicht stören lassen, bedauerte es

unendlich, zu Holofernes gewandt, diesen seltnen Genuß (sie betonte das Wort boshaft) nicht abwarten zu können, und mit Johanna d'Arc-Schritten war sie aus der Stube und die Treppe hinab. —

Allgemeiner Aufruhr und Aufstand. Lautes Erstaunen und Erschrecken, endlich Zischeln und befremdliches Blicken auf Holofernes. Frau Habichs war vernichtet. Die Prahlerei mit ihres Bruders Genie war ihr bitter vergällt worden. Statt eines Triumphs, eine schmachvolle Niederlage! Auch hat sie später in Gesellschaft nie ihres Bruders mit einer Silbe erwähnt, und sing eine Andre einmal an, von ihm zu sprechen, so hielt sie's für eine beleidigende Stichelei und ward empfindlich und ausfallend.

Holofernes aber sah ein, daß der Moment gekommen sei, sich mit guter Art zu drücken. Er zog seine Uhr hervor und that, als ob er über sein schon zu langes Verweilen erschräke. „Es thut mir leid, meine Damen (rief er in's Getümmel), daß ich dies, mein b e s t e s Werk, noch nicht weiter ausgearbeitet habe, und daß außerdem meine Zeit gemessen ist. Vielleicht habe ich ein andermal das Vergnügen, Ihnen den Schluß vorzutragen. Nehmen Sie inzwischen meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütige Aufmerksamkeit und Nachsicht."

Hier machte er seinen Kratzfuß, der ihm mit höhnisch abgemessenen, satirisch tiefen Knixen erwidert wurde und im nächsten Augenblicke schöpfte er außerhalb der Thür freier Athem. Auf der Treppe küßte

er noch Junius und die kleine Malwina, die ihm nachgeeilt waren, herzlich zum Abſchiede und — fort war er. Als nachher der Mond aufging, ſah er ein kreuzfideles, in Spottluſt ſchwelgendes Geſicht über die Landſtraße hinfliegen.

Schon am andern Morgen, nachdem Holofernes fort war, begann Herr Nicodemus, dem die Worte deſſelben ſchwer auf's Herz gefallen waren, ſeine Lehrſtunden mit Junius mit erneutem Eifer und fing ſogleich an, ihm Algebra vorzutragen, wobei er (was man ihm kaum zutraun ſollte) wohlweislich verſchwieg, daß es eigentlich nur auf's Erlernen des practiſchen Rechnens abgeſehen ſei. Er that, als finge er etwas ganz Neues an, und Junius hieß es, als ſolches, mit Lebhaftigkeit willkommen. Wie erſtaunte Nicodemus, als er den von ihm nur halb und dunkel begriffnen Fingerzeig des Holofernes glänzend bewährt fand! Junius begriff und behielt und bei Lehrſätzen, mit denen Nicodemus als Knabe tagelang ſich gequält zu haben ſich erinnerte, ſah Junius ihn, wenn er mit Eifer und Weitläuftigkeit demonſtrirte, ganz verwundert an, denn er hatte, in raſcher Combination, längſt Alles überſehn, und wunderte ſich, was da noch viel zu beweiſen wäre. So durchflog er den Curſus mehr, als daß er ihn durcharbeitete, und wußte ſchon, mit unglaublich raſch ordnender Geſchicklichkeit des Geiſtes, die verwickeltſten Buchſtabenrechnungen, freudig im Gelingen, zu löſen,

als Nicodemus es immer noch nicht wagte, ihm alle die practischen Rechnungsarten in ihrer hausbacknen, nüchternen Nützlichkeitsgestalt unterzuschieben, deren allgemeine Formeln ihm längst geläufig waren. Er fürchtete immer noch einen Rückfall in das alte, an Blödsinn gränzende Nichtbegreifen, sobald wieder bestimmte und benannte Zahlen in des Junius Hirn ihren schwindlich machenden Marionettentanz beginnen würden. Endlich wagte er den Versuch. Junius staunte; aber die Umrisse waren zu fest in ihm, als daß er noch hätte confus werden können.

Schweigend folgte er einige Tage dem Verfahren des Nicodemus, statt des Allgemeinen Besondres in die Formeln zu schmuggeln, bis er endlich den ganzen Zusammenhang und den schlauen Plan des Lehrers begriff. Da sah er diesen an, lachte und rief: „Nun Herr Nicodemus! Sie haben mich schön angeführt! Ja, stutzen Sie nicht! ich habe Sie jetzt. Aber ich dank' Ihnen herzlichst. Am Ende bin ich nun gar noch, ohne es zu wollen und zu wissen, wie mein Vater sagt: zum brauchbaren Menschen geworden und das haben Sie zu Stande gebracht. Hätten Sie's nur gleich so angefangen! Aber freilich: aus einem confusen Jungen, wie ich bin, ist schwer gescheut zu werden, und man muß doch erst den richtigen Weg versuchen, ehe man dahinter kommt, daß der verkehrte grade einmal zum Ziel führe."

Dabei schüttelte er dem Lehrer treuherzig die Hand, und der war ganz erstaunt über den scharfen Blick

eines so jungen Menschen. Von nun an ging Alles gut. Am Vorabend von Junius vierzehnten Geburtstage examinirte Herr Habichs seinen Sohn selbst und fand, daß er wenigstens zur Noth tauglich sein würde, und daß mithin der Lehrer, wenn auch nicht besonders zu loben, doch auch nicht grade zu tadeln sei. Nach einigen Debatten mit seiner Frau ließ er sich endlich bewegen, den Geburtstag selbst dem Junius noch als Feiertag gelten zu lassen, Herrn Nicodemus aber versprach er auf den Morgen desselben die festgesetzte Gratification und, wenn er es begehrte, weitere Empfehlung. Nicodemus war seelenfroh, als am andern Morgen seine Freude noch unerwartet vermehrt wurde. Er bekam nämlich eine Antwort vom Buchhändler Nr. 13 und — o frohe Vorbedeutung! — ohne Manuscript. Zitternd brach er den Brief auf und richtig: der Verlag wurde angenommen, wenn er sich mit einem Louisd'or pro Druckbogen begnügen wolle. Der Verleger könne vor der Hand unmöglich mehr thun, da er sich eben erst etablirt habe und ihm kein bedeutendes Kapital zu Gebot stehe; doch hoffe er bei späteren Unternehmungen den Anforderungen des Nicodemus besser entsprechen zu können. Nicodemus war überfroh und genoß nun ein schon fast ganz aufgegebnes Glück doppelt, obgleich er eigentlich zu Anfang mindestens auf's doppelte Honorar gerechnet hatte. Aber jetzt schlug er ohne Säumen ein und that sehr klug daran. „Was thut's? (dachte er) bei der zweiten Auf-

lage bringst du Alles wieder ein.“ Der Unkundige! — Wenn aber der Leser wissen will, warum grad dieser dreizehnte Buchhändler das von zwölfen zurückgewiesene Manuscript annahm, so sei seine Neugierde hiermit befriedigt. Dieser Buchhändler war, wie schon gesagt, eben ein frischer Anfängling. Solche Leute brauchen Manuscript und haben außerdem noch keine traurige Erfahrung gemacht; es ist also etwas mit ihnen anzufangen, wie jeder Schriftsteller weiß. Demgemäß hatten sich auch schon einige 30 Manuscripte bei ihm eingefunden. Da er sich nicht ganz auf sich selbst verlassen wollte, lud er einen kleinen, blassen, magern, achselzuckenden Kerl von seiner Bekanntschaft, dessen Gesicht Bedenklichkeit, dessen Schritt und Tritt Vorsicht ausdrückte, und der wegen einiger Bildung und noch mehr Routine als Sachkenner angesehen wurde, zu sich zum zweiten Frühstück, um bei einer Flasche Rheinwein die Manuscripte vorläufig und oberflächlich durchzugehn und und zu besprechen, welche davon sich wohl dem Stoffe nach am füglichsten annehmen ließen. Aber der kleine Kerl brachte bei einem nach dem andern immer mehr Schwierigkeiten, Besorgnisse und allgemeine Erfahrungssätze vor, indem er immer das Kind mit dem Bade ausschüttete und gleich von einer ganzen Literaturgattung, je nachdem ein Manuscript dazu gehörte, behauptete: es sei nichts damit zu machen; dergleichen gehe schlecht, habe ein zu enges Publicum ꝛc. ꝛc. Bei jedem solchen Ausspruch trank er

dann regelmäßig sein Glas aus. Da ward der junge Buchhändler endlich ungeduldig und rief: „Aber Herr, etwas muß ich doch einmal drucken, mit etwas muß ich's doch riskiren! Und Sie mögen mir jetzt sagen, was Sie wollen, das da nehme ich vorläufig.“ Dies sagend, schlug er blindlings auf das Manuscript des Nicodemus, nahm es auf und legte es beiseit. — Den andern Tag nahm Nicodemus Abschied von Herrn Habichs Hause und bezog sein eigenes Stübchen. Da er in meiner Geschichte nicht mehr vorkommt, so sei Folgendes kurz von ihm bemerkt. Die Wonnen des ersten Correcturbogens, die des letzten, die des fertigen Buches, die der Annoncen und des Ausstellens am Buchhändlerladen zu schildern, kann hier nicht meine Absicht sein. Natürlich las Nicodemus mit fieberhafter Spannung von nun an alle wissenschaftlich kritischen Blätter, um sich respectirt zu lesen. Er war immer noch in bester Ueberzeugung, sein Werk müsse Epoche in der Wissenschaft machen. Endlich fand er die erste Recension. Sie war weder warm noch kalt; gnädig anerkennend und vornehm tadelnd, ohne im mindesten auf den eigentlichen Punkt zu kommen. „Der Esel hat mich nicht begriffen!“ rief Nicodemus und schob das Blatt weg. Er lauerte auf die nächste Recension; da wurde er erschrecklich „heruntergerissen,“ daß er, als ein noch ganz unbekannter Mensch, nachdem der berühmte Hans und der allgemein anerkannte Peter längst diese und jene Wahrheit in ihren unsterblichen

Werken außer allen Zweifel gesetzt hätten, es wage, plötzlich mit ganz entgegengesetzten Ansichten hervorzutreten. Aber (hieß es, liebreich begütigend, am Schluß) er sei wahrscheinlich noch jung und alles Talent sei ihm nicht gradezu abzusprechen. Vielleicht könne er später, nach reifen Studien über den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, Erträgliches leisten. — „Ist das Dummheit, oder Neid?" grollte Nicodemus und lauerte, immer noch nicht die Hoffnung aufgebend, auf die nächste Recension. Er lauerte und lauerte — aber es kam gar keine mehr. Da hüllte er sich schweigend in das Bewußtsein seines Werthes und ward ein zahmer Menschenhasser. Er vergaß, daß, hätten sie ihn auch mehr anerkannt, diese Anerkennung doch lediglich dem Guckglase des Holofernes würde gegolten haben, von dem er wohlweislich in der Vorrede nichts erwähnt hatte. Indessen ging sein Buch doch, wenn auch langsam, ab. Es folgte ein andres, und sein Verleger blieb ihm treu. Auf Ruhm rechnete Nicodemus nicht mehr und zum Leben brauchte er, als nüchterner Gelehrter, sehr wenig. Dazu wußte er sich, durch consequente Bemühung, Zutritt zu naturwissenschaftlichen und kritischen Zeitschriften zu verschaffen, und ließ dort seine Galle in beißender Polemik aus. So lebte er einsam und arbeitsam fort und starb, nachdem er eine Zoologie herausgegeben hatte und eben Materialien zu einer Mineralogie sammelte, als

ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
Mit Redlichkeit, jedoch auf seine Weise
Mit grillenhafter Mühe sann.

Das in seinem Nachlaß vorgefundne Guckglas des Onkels Holofernes befindet sich gegenwärtig, durch Erbschaft, im Besitz des Verfassers dieser Geschichte, allwo es der portofrei ankommende Leser selbst in Augenschein nehmen kann.

Einige Jahre nach seinem Tode trat ein Gelehrter, der sich bedeutender Cliquenverbindungen erfreute, mit einem naturgeschichtlichen Werke hervor, das mit einem allgemeinen Hallo begrüßt und als neues, alles Frühere umstoßendes System ausposaunt wurde. Das Werk war aber weiter nichts, als ein ordnender und besser stylisirter Auszug aus denen des Nicodemus. Es ist gut für ihn, daß er dies nicht erlebte. Ruhe seiner Asche! —

Junius sah dem Tage seines Büreaueintrittes mit ganz andrer Stimmung entgegen, als der Leser es sich einbildet. Das rasche Gelingen im Erlernen der edlen Rechenkunst, die an Spaß und Ernst so reiche Anwesenheit des Onkels, das Lesen der von diesem ihm gegebnen humoristischen Mährchen, endlich der Abschluß eines ganzen Lebensabschnittes — Alles kam zusammen, ihn zu erheitern und über sich selbst zu erheben. So oft er auch früher, wenn er seinem Vater einmal ein paar pfächtige Worte in den zwölf-

eckigen Thurm zu bringen hatte, von dumpfem Grauen betäubt aus demselben zurückgekehrt war — das war jetzt plötzlich vergessen. Alles schien ihm leicht und überwindlich und frischen Muthes faßte er an seinem Geburtstage den *festen Vorsatz*, sich als ein tüchtiger Mensch in das neue Leben und Wirken zu finden. Denn im Uebermuth seiner Jugend hatte er es noch nie erfahren, was es mit einem sogenannten *guten Vorsatz* für eine Bewandniß hat; nämlich gar keine.

A. d. T. d. O.

Ein *guter Vorsatz* ist weiter nichts, als ein moralischer Fieberanfall, dem grade die *schwächsten* Naturen am häufigsten ausgesetzt sind), ein flüchtiges unbewußtes Coquettiren mit Kraft und Tugend und führt zu gar nichts. Wie oft faßt ein Kind, das aus Lebhaftigkeit ungezogen ist, nach einer eindringlichen Ermahnung den guten Vorsatz, *anders* zu werden. Einen halben Tag lang hält dann die erzwungne Rolle aus, dann bricht das Naturell mit gedoppeltem Uebermuth wieder hervor. Man lasse es doch ruhig unartig sein! Nur die Zeit, d. h. das *Leben*, kann das ändern. — Ein Trunkenbold, der seine Frau geprügelt hat, faßt am andern Morgen den guten und festen Vorsatz, nie mehr zu trinken, allenfalls giebt er auch sein Ehrenwort drauf; und an demselben Abend liegt er besoffen unter'm Tisch. Der Dämon des Trunkes ist viel zu gewaltig, um

einem bloßen guten Vorſatz zu weichen. Nur einem tiefererſchütternden Lebensereigniß gelingt es vielleicht, ihn zu bannen, und auch das höchſt ſelten und meiſt nur periodiſch. — Der raſch faſſende, geniale Kopf, der aber nie mit Beharrlichkeit etwas Poſitives gelernt hat, dem, was er weiß, nur ſo in den Schooß gefallen iſt, wie Blüthenflocken, faßt plötzlich den guten Vorſatz, ein ſolides, anhaltendes Studium zu beginnen. Einen halben Tag lang, und wenn er ſehr ſtarr und eigenſinnig iſt, einen ganzen, ſitzt er brütend über Folianten. Da wird ihm ſchon klar, daß er Gefahr läuft, bei ſolchem Leben das einzubüßen, was er ſchon hat, und daß er ſich damit zufrieden zu geben habe. — Der lächerlichſte gute Vorſatz iſt es aber, wenn einer ſich entſchließt, einen Stand und eine Lebensthätigkeit, die ſeiner innerſten Natur ganz fremd und zuwider ſind, mit Neigung und Beharrlichkeit zu ergreifen und durchzuſetzen. Es iſt dies ein raſcher, rauſchartiger Anflug, der bald verbrauſt, um dem bitterſten Unmuth und dem trägſten Verzagen Platz zu machen. — Zur einzelnen That kann ſich der Menſch durch einen raſchen, feſten Entſchluß ſtählen und tüchtig machen; aber nimmer durch einen guten Vorſatz zu einer langen regelmäßigen Reihenfolge von Selbſtbekämpfungen und Anſtrengungen, ſich in einen Schnürleib zu zwängen, in den er nun einmal nicht paßt. Er laſſe alſo dieſes ganze, unerſprießliche Heuchelſpiel ſein. Oder, wer hat's je erlebt, daß ein Menſch durch einen guten Vorſatz

(wohlgemerkt: ohne Mitwirkung zwingender Umstände) dauernd ein Andrer geworden wäre? Er wende sich portofrei an mich und ich will diese Stelle meines Tagebuchs modificiren.

Es kommt Alles darauf an, von Haus aus keine Richtung einzuschlagen, die auf Holzwege und in die Pechhütte führt; denn wer einmal dahinein gerathen ist, kommt in diesem Leben nicht mehr auf den rechten Weg. Darum seid wachsam!

So schritt also Junius am folgenden Morgen, an inch taller, in den Thurm. Er sollte vorerst noch als Hülfsarbeiter neben seinem Vater im Mittelgebäuer sitzen, um diesen immer gleich um Rath und Erklärung fragen zu können. Den ersten Eindruck überwand Junius noch; das innere Auflechzen und das halb glühende, halb zitternde Gefühl einer neuen Würde und Wichtigkeit, die er nun auf den Schultern zu tragen hatte, trieb die Betäubung der ungeheuren Leere und Langweiligkeit von seinem Haupte zurück, und als er sich auf den für ihn angefertigten Ledersessel schwang und sich darauf in die Höhe schraubte — da fühlte er einen ordentlichen selbstgenügsamen Triumph und war in dem Augenblicke nicht besser, als ein eitler Geck. Aber er ist zu entschuldigen; denn wie oft geschieht es auch ernsten und reifen Männern, daß sie sich auf Dinge was Rechts einbilden, obgleich sie sonst Vernunft und Urtheil genug haben, dieselben verächtlich und läppisch zu finden.

Hängt dem witzigsten Kopfe, der von den beißendsten Witzworten über die heut gebräuchliche Vertheilung von Ehrenzeichen sprudelt, selbst einen Orden in's Knopfloch, und zwar den allergemeinsten und nichtssagendsten, und, wenn es Euch Spaß macht, einen ausgemachten, eingebildeten Narren zu sehn, so lauert ihm auf, wie er zum erstenmal mit der neuen Zierde über die Straße mehr tänzelt, als geht. Wenn ihr ihm dann begegnet, wird er Euch genau eben so süßlich und es verbergen wollend anlächeln, wie ein albernes, zwischen Prüderie und Leichtfertigkeit schwankendes Mädchen, das ernst bleiben möchte, und es nicht fertig bringt (Unterzeichnet Holofernes).

Junius stürzte sich nun mit einem ungeheuren Anlauf auf die Arbeit los. Eine Viertelstunde lang hielt sein Eifer mit der Windsbraut gleichen Schritt; dann aber fiel er aus dem Fanfaro in den Galopp, dann in Trab, dann in Schritt, der Schritt ward fauler und fauler, zuletzt blieb die Mähre stehn, ohne daß der Reiter am Zügel gerückt hätte. Aber das entmuthigte Junius noch nicht. „Du hast nun eine gehörige Zeit gearbeitet (dachte er), für's erstemal ist es gewiß viel; künftig wird's noch besser gehn. Jetzt kannst Du mit gutem Gewissen einen Augenblick verschnaufen.“ — Dies denkend richtete er das Haupt empor und blickte rings auf die Mitarbeiter, die noch lange nicht an's Verschnaufen dachten. Aber Himmel, wie ward ihm da! Aller Ernst war weggeblasen und der Kobold des Uebermuthes tollte in seinem

Hirnkasten herum. Die dicht an seiner Wange vorbeistreichende, im Arbeitseifer auf- und abnickende, beträchtliche Nase seines Vaters erinnerte ihn lebhaft an ein Mährchen von einer Prinzessin mit der langen Nase, das er in diesen Tagen gelesen hatte. Wenn die jetzt wüchse (dachte er), sich durch alle Drahtgitter durchbohrte und allen zwölf Schreibern hintereinander langsam und regenwurmähnlich über's Buch wegkröche! Dann dachte er an den Teufel Fanfarello aus Gozzi's Mährchen von den drei Pommeranzen, der mit einem Blasebalg die Leute vor sich herjagt, damit sie in einem Tage tausend Meilen machen, und was diese zwölf ewig sesshaften, hinternangewurzelten Halbmenschen für hellose Gesichter machen müßten, wenn besagter Teufel plötzlich mit Sturmeselle, in unfreiwillig gewaltsamem Rennen, über die Haide hin zerstiebte.

Das Bild wurde so lebhaft, der Contrast der ruhig rechnenden, stabilen, ewig ungestörten Gesichter mit den entsetzten, athemlosen, vom Winde gepeitschten, wurde in seiner Einbildungskraft so plastisch, daß ein wüthendes Lachen in ihm emporstieg. Er besann sich aber noch zur rechten Zeit, preßte sein Schnupftuch gewaltsam vor das aufschwellende, sich röthende Gesicht und erstickte so im Kampf den Lachteufel, der sich jedoch nicht lautlos tödten ließ, sondern im Todeskampfe ein kurzes, verzweiflungsvolles Mittelding von Krähen und Wiehern ausstieß.

Die Schreiber sahen sich plötzlich um, der Vater

blickte ihn streng befremdet an. Aber Junius nahm sich zusammen und schnell ein ernsthaftes Geschäftsgesicht an. Der unnatürliche Laut wurde für ein, aus übertrieben schüchterner Pietät vor den heiligen Hallen des Büreaus, halb unterdrücktes Niesen hingenommen und Alles war wieder in Ordnung. Der Vater schob Junius eine Arbeit nach der andern zu; aber diesem wurde es in dem Thurme, trotz aller guten Vorsätze, nach und nach immer lederner und unleidlicher, zuletzt aber so quälend, drückend und bewältigend, daß es an körperlichen Schmerz gränzte. Nach *seiner* Berechnung mußten die Büreaustunden längst vorüber sein; er lauerte schon von Secunde zu Secunde auf den Schlag der Stadtuhren und glaubte zuletzt, sie gingen heut alle falsch. Da zog Herr Habichs einmal seine Uhr hervor, Junius warf einen raschen Seitenblick, und o Jammer! noch eine ganze Stunde fehlte an der Zeit. Diese brachte er in dumpfer Betäubung hin, nur mechanisch die Feder bewegend; auch machte er dabei einige nicht unbedeutende Confusionen, für die er später vom Vater einige bedeutende Grobheiten anhören mußte. Als die Stunde (die wegen zu *groß*er Langeweile *rasch* verstrichen war) wirklich schlug, wollte er sich noch gar nicht stören lassen, „denn: er glaubte keine Siege mehr.“ Nur da er Alle aufstehn und gehen sah, schlich er ihnen zögernd und wie zerschlagen nach.

Malwina trat ihm zu Haus entgegen und, indem sie ihm das Haar aus der Stirn strich und ihn liebevoll

fragend, doch fest, ansah, sprach sie besorgt und wie mitleidig: „„Nun Junius, wie gehts?“ Er nahm rasch eine schlecht nachgeahmte Heiterkeit an und erwiderte mit einem halben Seufzer: „O, recht gut, ganz gut!“ Denn er wollte sich selbst immer noch weismachen, blos der Anfang falle schwer und es werde Alles noch gut gehn. Malwina aber küßte ihn und wandte sich mit einer stillgeweinten Thräne von ihm ab, denn sie verstand das verstörte Antlitz ihres Bruders und fühlte die ganze Last einer peinigenden, trostlosen Zukunft für ihn. —

Der Leser sieht schon jetzt den ganzen Fortgang ein, ohne daß ich ihn weitläuftig entwickle. Die Selbsttäuschung des Junius war bald zerstört, der Thurm ward ihm mehr und mehr zur Folterkammer und bald war er so weit, sich mit vollstem Bewußtsein unaussprechlich unglücklich zu fühlen. Dies hatte zur Folge, daß er gegen seine Schwester anfing stolz und verschlossen zu werden, denn er wollte seinen ungeheuren Irrthum, als er versprach, seiner Bestimmung gewachsen zu sein, nicht eingestehn. Aber Liebe ist ein treuer Pudel; je mehr Du ihn mit Füßen von Dir stößest, je schmeichelnder und bedarrlicher kehrt er wieder, dich liebzukosen; und Malwina liebte ihren Bruder. Sie durchschaute ihn ganz, und ließ nicht ab, bis er sich ihr ganz ergeben hatte.

In einem weichen Augenblicke ließ er sich unter Streicheln und Thränen das Geheimniß seines Unglücks ablecken, und nun, da die Sache einmal im

Zuge war, wurde sein ganzes Leben eine abwechselnde Verkettung von Büreaustunden und Jeremiaden. Wie alle schwachen und zu weichen Charactere verwandte er das Theilchen Zeit, das noch sein war, dazu, sich über den für ihn verlornen Theil in nie endende und sich ewig wiederholende Lamentationen zu ergießen; und so hatte er gar nichts mehr für sich. Hätte er, mit Heldenfaust, die Viertelstunde beim Schopf zu fassen gewußt, dann hätten alle Büreaustunden der Welt nicht vermocht, das bessere Leben, Denken und Schaffen in ihm zu ersticken. Malwina, die erst in zu weicher, mitleidiger Liebe wie zerflossen war, begriff dies bald und raffte sich zusammen. Sie wußte sehr wohl (woher? aus Lebenserfahrung gewiß nicht, aber sie wußte es), daß leichter, muthwilliger Scherz die schwärzesten Wolken des Gemüths verjagen kann, und daß, wenn der Himmel nur erst hell ist, gar bald ein heiteres, saftvolles, kräftiges Sprossen, Glühen und Reifen auflebt. Deshalb that sie sich Gewalt an und war heiter, ja übermüthig gegen den Bruder... Aber nur ein flüchtiges Aufflackern konnte sie in ihm anregen und bald sank er wieder zurück in Dumpfheit und Lebensüberdruß.

Malwina für sich selbst litt nicht weniger, als Junius, denn sie war nun in langen Stunden nur der rohen, kränkenden Gegenwart ihrer Mutter ausgesetzt, ohne von einem hellen Liebesblick des Bruders erquickt zu werden. Dazu das bittre Gefühl, daß, was sie lieben und ehren sollte, nicht lieben und

verehren zu können! (denn in der Brust des reinen Weibes sitzt das Gefühl der Pflicht auf dem Throne). Aber alles das trug und verschmerzte sie still für sich und verwandte das Wenige, was ihr an Heiterkeit blieb, aufopfernd zur Erleichterung ihres Bruders. Dazu kam noch die unaussprechliche Nichtigkeit und Sinnlosigkeit der ihr zugemutheten Beschäftigungen. Da sollte sie nun, Zahl für Zahl, auf einem steifen, fratzenhaften Muster die Stiche nachzählen und mit ängstlicher Genauigkeit dieselben einem quadratisch gestreiften Stück Zeug wieder aufnähen; und war nichts dabei verzählt, so war es schön, mochten auch Gesichter, aus den unaussprechlichsten Dreckfarben zusammengeklext, darauf prangen. Pfui, pfui! Eine nichtswürdige, wahrhaft schändliche Beschäftigung, von irgend einem Weiberhasser recht ausdrücklich ersonnen, alles Bessre und Rechte, alles Denken und Empfinden zu verstumpfen und zu begraben. (Unterzeichnet: Holofernes.) Aber davon wußte sich Malwina frei zu machen. Sie warf die Muster weg und begann für sich, nach eigner Empfindung, zu sticken. Und siehe! es gelang. Jetzt hatte sie einen Ausdruck für ihre süßesten Erinnerungen gefunden. Sie stickte bald reich erfundne, lieblich verschlungne Arabesken von Laub, Blumen und Vögeln, bald kecke Felsgruppen mit Wasserstürzen, bald die holde Dämmernacht des Haines und in der Mitte, auf weiches Moos geschmiegt, einen blondlockigen, frischen Knaben, wie

ihr Bruder war, da er den ersten Blick durch das Guckglas des Onkels Holofernes that. Frau Habichs wollte dergleichen „Hallotria“ (wie sie's nannte) anfangs nicht dulden, hauptsächlich deshalb, weil sie's selbst nicht machen konnte; als sie aber sah, daß die Sache sich gut ausnahm, erlaubte sie es ihrer Tochter, um, nach ihrer alten Gewohnheit, vor Andern mit der Geschicklichkeit des Kindes zu prunken.

Mit Junius kam es unterdeß so weit, daß seine einzige Wonne, sein einziger Genuß der Schlaf war. Den ganzen Tag hindurch sehnte er sich von Minute zu Minute auf den Augenblick, wo sich sein Geist, gemartert und angeekelt von den ewig einförmigen Eindrücken des Lebens, entfesselt in's Nichts des Vergessens tauchen könne, und sein Erwachen war ein Zusammenfahren und Erschrecken: daß er nun wieder zurückkehren müsse zum Bewußtsein des unerträglichen Seins.

Da geschah es, daß ihn des Nachts verschwommene Träume überschlichen von süßem Herumirren unter nickenden Blüthenzweigen, vom Kuß der Morgenröthe und fernem, abgebrochnen Herüberklingen süßer Sangeslaute. Aber ehe der Traum Gestalt gewann, war er verwischt und beim Erwachen vergessen. Nur ein Gefühl des Wohlseins, wie linder Balsam über alle Glieder ausgeströmt, und ein geheimes, leises Nachklingen im Innern blieb zurück und half die Last des Tages tragen. Aber von Nacht zu Nacht ward der Traum deutlicher, die Formen lich-

ter und dauernder, das Singen näher und zusammenhängender, und die Erinnerung vermochte Alles, beim halben Erwachen, einen Augenblick festzuhalten. Dann entschlüpfte es dem Denken und verschwand, wie eine entgaukelnde Libelle am jenseitigen Ufer des Baches.

Und wieder ward das Träumen deutlicher und Junius wandelte, in hellbewußtem, seligen Schwelgen, in einem Lande des Leuchtens und Blühens, umsungen und umrauscht von tiefen, wonnigen Liedern. Er sah sich in seine Kindheit zurückversetzt, als er in der Wildniß sich vollsog an Licht und Ton. Aber um ihn waltete ein tieferes Geheimniß, als damals. Die Lieder klangen wie ahnungsvolle, noch unerfüllte Prophezeihungen, die Blüthenaugen winkten ihm, wie unerforschte Räthsel. Es war so schön, als habe er Alles, und doch krankte er an unaussprechlichem Sehnen, als fehle ihm Alles.

Und in einer andern Nacht, als er im Traum wieder sein Zauberreich durchschweifte, sieh! da schwebte um die fernsten Stämme, unter röthlich angeschimmerten Blüthenzweigen, eine hohe wonnige Frauengestalt; ein leuchtender Blick traf ihn von fern aus holderstaunten Augen und verschwunden war sie im Dickicht und Junius erwacht.

Aber sein Herz war voll und wachend träumte er weiter. Die Wände des zwölfeckigen Thurms sah er heut nicht; sie waren wie übergrünt und überrankt, im Ohre summten ihm süße Klänge und im-

mer und überall fühlte er sich, ins Herz des Herzens, getroffen von einem holden Blicke. Aber statt im Büreau Arbeiten abzufertigen, hatte er heimlich ein Blättchen Papier auf's Buch gelegt und schrieb darauf:

Es hat der Tag sich matt gemüht't;
Die stille Blume: Nacht erblüht;
Hin stirbt des Ruders träger Tact,
Schlaff sinkt die Hand, die es gepackt.

Nun, Seele, dich nicht länger härm'!
Vergiß der Rhede Schrei'n und Lärm,
Und strecke weich Dich in den Kahn,
Und überlaß' ihn seiner Bahn!

Er wiegt sich auf den Wellen weit,
Willkommen sel'ge Dünkelheit!
Die Haupt und Brust mir kühl umwebt,
Drin alles Leben sich begräbt.

Leis durch die Nacht der Nachen zieht,
Ich weiß es nicht, wie weit er flieht.
Weh mir! hart stößt' es auf einmal —
Weckt mich der Meister schon zur Qual? —

O nein! O schau das süße Licht,
Das zitternd mir die Stirn umflicht!
Wie winkt vom grünen Inselland
Mir aus den Zweigen Hand um Hand!

O Labyrinth von Lied und Blüth',
Das mich umsprüht, umrankt, umglüht!
Blickt denn kein lieber Stern daher,
Mich leitend aus dem Wundermeer? —

Woher, Du süßes Angesicht,
Du Augenstrahl, wie Weltenlicht?
Aus Blüthe, Stern und Edelstein
Sogst Du in Dich, was hell und rein.

Ich fühl' es mir in's Herze gehn,
Wie lebendes Erschaffungswehn;
In meines Busens wilder Nacht,
Da regt es sich, wie Weltenpracht.

Wohin Dein süßes Lächeln traf,
Da zucket Leben durch den Schlaf;
Schon reiht sich selig Stern an Stern;
Horch! wie es tönt so wunderfern.

Und immer heller wird der Drang,
Und immer voller wird der Klang,
Es kreist und wandelt ab und auf
Im wonnigsten Gedankenlauf.

Wer bist Du, also groß und mild,
Daß solch ein Leben Dir entquillt?
Du gossest aus des Auges Glanz
In's Herz mir einen Himmel ganz.

Du wendest Dich? — Es dröhnt und klirrt;
Und Stern um Stern zerstiebt, verschwirrt.
Im Herzen ist es wieder Nacht
Und harret bang, ob's noch erwacht.

Am Abend suchte Junius seine Schwester auf, denn er wußte sein Glück nicht allein zu tragen. Schweigend zeigte er ihr sein Gedicht, denn es schien ihm schon Entweihung und unzarte Dreistigkeit, es selbst vorzulesen. Aber er rechnete drauf, seine Schwester würde weiter in ihn dringen. So senden wir oft, vor der Mittheilung eines süßen Geheimnisses, die wir bangend wünschen, schüchtern eine Avantgarde voraus, die erkunden muß, ob das Terrain rein und zur Aufnahme des Hauptcorps bereit sei.

Malwina verstand den Wink und das Gedicht. Als sie es las, überflog ein schönes Erröthen ihre Wange, ein süßes Staunen lächelte um ihren Mund. „Woher hast Du das, Junius?" sprach sie, seine Hand ergreifend und ihn, Zutraun fordernd, anblickend. Da strömte Junius die Erzählung seines Traums mit leuchtendem Blick und glühenden Wangen hin. Malwina hörte erst mit inniger Freude zu über die Freude des Bruders, und daß er endlich in seinem verödeten Leben eine frische Oase der Erquickung gefunden habe. Aber nach und nach zog sich eine leise, kummervolle Besorgniß bewölkend über ihre helle Stirn, die ein halbschmerzliches Lächeln der Lippen vergebens wegzuläugnen suchte. Junius

bemerkte es und fragte besorgt: „Was ist Dir?“ Da faßte sie sich rasch und sprach heiter und wie erstaunt: „Mir? Warum?“ — „Du hast etwas, Malwina!“ (sprach Junius) Sag' es nur!“ — „Mein doch! (sprach sie jetzt) Was willst Du auch? Ich sinne über Dein Glück und freue mich.“ — Dabei küßte sie ihn scherzhaft und neckend und er ließ sich (wie in ähnlichen Fällen immer der Mann vom Weibe) täuschen und erzählte weiter.

Dem Leser aber brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß ein ahnender Schmerz über sie gekommen war, sie werde von nun an nicht mehr des Bruders ganze und einzige Liebe haben, daß sie aber, gleich gefaßt und entsagend, dachte: „Nun, wenn er Dich nicht mehr ganz und einzig liebt — was thut's? Du kannst ihn immer ganz und einzig fortlieben, er wehr't Dir's ja nicht.“

Dies brauche ich, wie gesagt, dem Leser nicht erst mitzutheilen; denn der Leser ist ein intelligenter Mensch und auf sein Selbstdenken und Hieroglyphenentzifferkann ich mich überall verlassen. Aber über die thörichten Kinder, die einen bloßen Traum, ohne es zu merken, ganz ernst als Wirklichkeit und Lebenssache behandeln, wird sich der Leser gewiß wundern; und ich wundere mich auch über sie.

Und des Junius Traum kehrte wieder. Er wandelte in Blüthenhainen und durch all das Gewirr von seliger Musik hindurch hörte er, erst fern, dann näher und näher, einen wundersam bekannten Sang.

Er drang weiter; da sahe er, an einem lebendigen Springquell, dessen blitzende Tropfen mit träumerischem Gesäusel ins helle Becken zurückfielen und im tiefen Blau der stillen Fluth verschwanden, auf Blumenrasen wonnig hingeschmiegt, das hehre Frauenbild, das ihm einmal nur von fern erschienen war. Aber auf einem Blüthenzweige über ihrem Haupte wiegte sich ein goldner Vogel und sang, so daß Musik, wie ein goldner Schauer, auf sie hinab, ihr über Stirn und Brust rieselte.

Aber wie erglühte Junius und schrak wonnig zusammen, als er Ton um Ton, Gedanken um Gedanken, im Liede des Vogels sein eignes Lied von gestern wieder erkannte, nur lebendig gemacht durch reineren, innigeren Wohllaut. Und die Fee lauschte in süßem Sinnen dem Liede, mit klaren träumerischen Augen dem Spiele des Springquells zuschauend; die aufgelösten, goldlichten Flechten stahlen sich muthwillig und weich liebkosend, in Locken und Löckchen, über Schultern und Brust und unbewußt spielte die linke Hand mit dem äußersten Ende derselben; auf die rechte war das schöne Haupt gelehnt.

Junius stand, wie angezaubert. Heiß drängte es ihn, sich zu nahen, und doch trieb ein ehrfurchtvolles Bezagen ihn zurück. Endlich, trunken von den Klängen seines eignen Liedes und von dem seligen Lächeln, mit dem die Fee ihnen lauschte, wagte er es, sich leise, leise näher zu schleichen, Blüthenzweige schlugen ihm Duft und Thau versprühend, neckend in's Gesicht,

und je leiser er sich durchwinden wollte, je lauter rauschte jeder berührte Blüthenbaum bis zum Wipfel hinauf. Da erwachte die Fee mit eins aus süßem Selbstvergessen; ihre Blicke trafen Junius, sie erschrak, erglühte und wollte aus der lieblichen Hinschmiegung sich zusammenraffen und die üppige Leckenfülle schlichtend verbergen; aber in reizender Verwirrung machte sie es nur ärger und ärger, bis sie lächelnd ihr vergebliches Mühen aufgab. Welch Empfinden für Junius! Die, der er voll heiliger Scheu kaum gewagt hätte den Saum des Gewandes zu küssen, bebte vor ihm, wie ein furchtsames Kind. Bald aber hatte sie sich gefaßt und sprach, in munterer, unbefangner Heiterkeit: „Bist Du es, Junius? Sei willkommen!“ Dabei winkte sie ihn neben sich. Ehe er recht wußte, wie ihm geschah, saß er, halb hingeschmiegt, an ihrer Seite. „Du weißt schöne Lieder zu dichten (flüsterte sie und nahm seine Hand). Eben hörte ich zu. Gelt, morgen bekomme ich wieder eins zu hören?“ — Aber Junius war immer noch sprachlos. Da faßte sie ihn, ohne weiteres, mit beiden, weichen Händen beim Haupte und, indem sie lachend sprach: „Ei Du Träumer! ist denn nichts aus Dir herauszubringen?“ nahte sie sich ihm und küßte ihm Stirn, Auge und Mund, indeß die Wellen ihres Haares streichelnd über seinem Haupte zusammenschlugen. Aber das war wahrhaftig nicht die Art, ihn gesprächig zu machen. In ihm wogte ein gewaltig klingendes Meer von stürmischer Lust. Fest

und warm umschlang sein Arm den Leib der Fee, Schläfe an Schläfe gedrückt, schmiegte er sich an sie und zog sie, in leisem Nicken, vor und rückwärts zum Takte des singenden Vogels und des säuselnden Springquells. Endlich sank er, weich an sie gelehnt, mit ihr zurück an die Blumenlehne, schloß die Augen, und, wie Veilchenduft, kam süß betäubender Schlaf über ihn. Und im Traum flog er fern über goldne Wolkensäume, von Morgenröthe zu Morgenröthe, um, unter und über ihm tanzende Welten. Da fühlte er plötzlich einen brennenden Biß in der Fußsohle und siehe! an ihm hing festgebissen ein schwarzes, klumpigtes, unförmliches Ungethüm, das mit plumper Wucht ihn herabzog aus dem Aether. Anfangs kämpfte er, es loszuschütteln, oder mit ihm aufzuschweben; aber der Schmerz raubte ihm die Kraft, sein Sturz wurde schwindelnder und rascher, bis er pfeilschnell durch die pfeifende Luft herniederfuhr. Mit hartem Krach stürzte er auf den zwölfeckigen Thurm seines Vaters, und siehe da! — er war erwacht und lag in seinem Bette, um ihn sein Vater mit etwas weniger gleichgültigem Gesicht, als gewöhnlich, seine Mutter, lamentirend und händeringend, dahinter die Magd, ihre Frau grotesk copirend, seine Schwester, still in Thränen gebadet, und endlich der dicke Doctor, an den sich der Leser erinnert, in der Hand einen hölzernen Stiel, an dem sich unten ein am Ende glühend gemachtes Eisen befand.

„Sehen Sie? (rief der Doctor). Er kommt zu

sich; das Brennen hat den Starrkrampf vertrieben. Ein höchst interessanter Fall, in der That!“

Jetzt wandten sich Aller Blicke freudig auf Junius. Herr Habichs nur sah mürrisch, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Junius wirklich aufgelebt sei, ging er fort, um nicht die ganze Büreauzeit zu versäumen, sagend: „Wenn was vorfällt, laßt mich rufen.“ Dabei brummte er noch für sich: „Nichts als Ungelegenheit und Versäumniß hat man mit dem Bengel!“ — Frau Habichs aber stürzte auf Junius los und drohte, ihn mit fast grimmigen Küssen auf's Neue zu ersticken, während Malwina, still bescheiden, sich an's Bett setzte und nur, unter Freudenthränen, seine Hand, die sie ergriffen hielt, oftmals küßte. Der Doctor aber verkleisterte und verband die Fußwunde, die er ihm eben gebrannt hatte. Mit Erstaunen erfuhr Junius nun erst, daß er von des Morgens bis gegen Mittag scheintodt dagelegen habe und durch nichts zu sich gebracht werden konnte, bis der Doktor auf das eben so angenehme, als wirksame Mittel kam, ihm mit glühendem Eisen ein wenig auf der Fußsohle herumzukitzeln.

Aber jetzt hub der Doctor an, eine lange und gelehrte Rede zu halten, wie noch lange nicht Alles vorbei sei, und wie man mit der höchsten Vorsicht zu verfahren habe, um üble und dauernde Folgen zu verhüten; denn ..... Was auf dieses „denn“ folgte, war aber Rothwelsch, mit wenig deutschen Worten vermengt,

weshalb es füglich hier wegbleibt. Nach dieser Rede setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb ein gewaltig langes Recept, gab dann noch einige allgemeine Verhaltungsregeln, namentlich, daß Junius für's Erste im Bett bleiben müsse, und empfahl sich. Auf der Treppe sagte er noch einmal: „Ein höchst interessanter Fall! in der That, höchst interessant.“ —

Junius hatte jetzt Zeit und Muße genug, darüber nachzusinnen, wie er sich im Traum bei der Fee benommen hatte, nämlich: wie ein Einfaltspinsel. Er schämte und ärgerte sich so, daß er selbst seiner Schwester, die liebevoll den ganzen Tag um ihn war, nichts anvertrauen mochte. Im Geist aber arbeitete er tausend Dinge aus, die er, wenn er die Fee wiedersehen würde, sagen und fragen wolle. Da schwirrte und wirrte es in seinem Hirn, ein Labyrinth von Gedanken, schmeichlerisch kosenden Wendungen und Worten der Innigkeit und des Entzückens, so daß er meinte, er müsse für ein Jahrhundert lang genug zu sprechen haben. Und doch hatte er das vorigemal nicht eine einzige, arme Silbe hervorgebracht. — Eine unangenehme Störung und ein ironischer Contrast gegen diese schöpferische Trunkenheit war für ihn das regelmäßig wiederkehrende, ekelhafte Medizineinnehmen, gegen das er sich vergebens sträubte, und die geräuschvolle und ungeschickte Besorglichkeit seiner Mutter.

Endlich kam der Abend. Noch nicht lange war er entschlafen, als er sich leise und süß angehaucht fühlte.

Noch ehe er die Augen aufthat, erschrak er über das helle Licht, das durch seine Augenlieder zuckte. Er öffnete sie und lag am Springquell, über ihn hingebeugt das lächelnde Antlitz der Fee. „Ei! Du mußt mir auch nicht immer träumen! (sprach sie, mit liebreichem Vorwurf) Sieh'! ein Scorpion hat Dir darüber den Fuß verwundet. Aber wasch' ihn nur im Quell!" — Sie bot, sich aufrichtend, dem Junius die Hand. Er folgte ihr zum silberhellen Quellbecken und kaum hatte er mit der Sohle leicht die frische Oberfläche der Flut berührt — da schwand der Schmerz und sein Fuß war heil. „Nun komm und folge mir!" sprach sie und zog ihn an der Hand mit fort. Da sah er die wandelnde Göttergestalt mit bewundernder Ehrfurcht an und sprach: „O sage, wer bist Du, die Du mich Armen so entzückst und tröstest über die traurige Leere meiner Tage?" — „Ich heiße Tausendblüth (sagte sie); doch falle nicht wieder in's Träumlein! Denk' an den Scorpion und folge mir frisch!"

Und sie gingen durch den Hain und traten in eine Höhle. Das Licht des Tages verglimmte, aber aus den Wänden, aus weitklaffenden Schluchten und unter ihren Füßen aus tiefsten Gründen hinauf, flimmerten, sanftes Licht ausgießend, Metalladern in riesiger Verzweigung, wie ungeheure Weihnachtsbäume, und wie reife Beeren blitzten Edelsteine an ihren Aesten. Und das geschäftige Zwerggeschlecht der Kobolde tummelte sich um die Stämme und pflückte die Edelsteine und ward nicht müde. So gingen sie lange hin, da

endete der Gang und sie standen draußen in der Nacht auf schroffem, schwindelnden Abhang. Im matten Lichte, das von Mond und Sternen durch wild zerrissenes, schwarzes Nachtgewölk niederbebte, bäumten sich dunkle Steinmassen empor, ein zerklüftetes Riesenmauerwerk. Da flog der goldne Vogel von Tausendblüths Schultern, wo er sich während des ganzen Weges träumend gewiegt hatte, empor, flatterte gegen die Nachtwolken an und sang hell in die dunkle Nacht sein schmetterndes Erweckungslied. Und siehe! im Osten röthete sich der Himmel, die Sonne stieg, lichtdonnernd, empor, die Wolken flohen, eine dunkle Riesenschaar, von ihren goldnen Pfeilen verjagt, und leises Murmeln des Erwachens rollte überall umher, bis es wuchs zum Getöse des kräftigen Lebens.

Und drüben auf schwarzer Klippe kämpfte eine hochragende, eisenumschiente Rittergestalt, mit schleudernder Gewandtheit und malmender Kraft, wild ringend gegen einen blauschuppigten, ungestalten Lindbrachen. Das Haupt, vom sausenden Schwerthieb getrennt, flog herab, der unförmliche Leichnam wälzte sich donnernd und jäh abstürzend nach, und unten warf der Sieger klirrend das Rüstzeug ab, bis er nackt aus ihm hervorging, wie Tag aus Nacht, und er badete den blendenden Heidenleib im gährenden Blute des Drachen.

Jetzt lagerte sich, daher schwebend, goldnes Gewölk um die Klippe, darauf Junius mit Tausendblüth stand. Sie trat mit dem Furchtsamen keck an den Rand und

betrat die Wolke. Er folgte schwankend. Da faßte sie mit weichem Arme fest seinen Leib, er umschlang den ihren, und die Goldwolke trug, langsam ziehend, die Umschlungnen fort; vor ihnen flog schmetternd der goldne Vogel. Und überall ward hinter ihnen Nacht, vor ihnen Morgenröthe und Tag, und unten bewegte und tummelte sich's von Helden-, Liebes- und Zauberleben. Hier stand ein gläserner Sarg, in ihm ruhte ein schönes, blasses Kind, und langnäsiges Zwerggezücht lauerte umher und jammerte. — Ein königlicher Strom zog in hellgrünen Wogen zwischen rebengeschmückten Bergen, Waldabhängen und schwarzen Felsabstürzen hindurch. Und wo das Thal sich weitete, prangten Städte mit ehrwürdigen Münstern und auf den Höhen ragten Burgen in kühnem Bau in's Blau des Himmels. Vom Söller schaute ein holdes Frauenbild und erröthete; denn unten ging der erzumschiente Drachentödter vorüber, daß die Veste von seinem Tritt erdröhnte. Auf der weißen Stirn der Wald aber lauerte, durch alle Lieblichkeit hindurch, ein grimmes Dräuen. So jagten sich tausend und tausend Bilder. Sie schwebten über die Länder hinweg zum Meere. Auf den Wellen des Meeres saß, wie der Großtürk auf schwellenden Polstern, ein kleiner, nackter Junge mit blühendem Antlitz und blonden Locken, auf die ein scharlachrothes Spitzmützchen schief gedrückt war. Der hatte eine goldne Harfe und spielte und sang wundersame Lieder vom Frieden der Tiefe, und rings

tauchten, bald hier, bald dort, silberlockige Wellengesichter empor, horchten und zerflossen wieder. Tief unten in goldnen Gründen aber schimmerten versunkne Städte und dumpf dröhnender Glockenklang wand sich von ihren Thürmen empor, bis er oben das Wasser in stillen Kreisen bewegte und leis auf der Fläche verscholl. — Und drüben auf schwarzer Felswand des riesig aufragenden, wild zerklüfteten Hochgebirgs lag ein gefesselter Titane und ein Geier fraß ihm an der Leber. Aber er knirschte nicht, er stöhnte nicht, die erhabne Stirn trotzte nur in finstrem Ernste. Er hatte göttliches Licht von den Sternen geraubt und den Menschen eingeblasen. Deshalb zürnte ihm der hohe Gott, der, eben so heiter, als unbarmherzig, auf hohem Throne saß, und hatte ihn in ewige Fesseln geschlagen. Aber das göttliche Licht flammte und wehte fort durch das Erdengeschlecht und blickte aus tausend und tausend leuchtenden Menschenaugen hinauf zum Olymp, das düstre, irre Lichtzucken seiner Gewaltblitze durch reineren Glanz beschämend. Der Gott schüttelte, leis unwillig, die Locken, und der Himmel bebte und donnerte, aber das göttliche Licht im Menschen konnte er nicht zum Verflackern und Verlöschen zwingen. — Dort aber, aus würzigen Hainen, schoß eine Felssäule zum Himmel empor und oben saß in flammendem Neste, das weithin duftete, ein ergrauter Wundervogel und ließ sich still vom Feuer aufzehren. Und aus der Asche rang sich erneuertes jugendliches Leben, und in frischer Schwin-

gepracht stürmte der neuerstandene Phönix den Sternen zu. — Endlich lag unten, unabsehbar ausgedehnt, trocknes, brennendes, gelbrothes Wüstenland, daraus hoben sich breite Riesenbauten empor, nach oben in abenteuerlicher Spitze auslaufend. Ein ungeheures Steinbild saß da, hoch über einzeln zerstreute Palmen emporragend und stemmte die erstarrten Hände auf die Knie. Und als der goldne Vogel den Morgen emporsang und ein zitternder Schimmer der Morgenröthe die kalte Stirn des Steinbildes traf, da tönte es aus der Brust der starren Gestalt fern und dumpf hervor, wie ein Accord eines dunkel gefühlten, halbträumenden Hymnus. Aber das Bild ward nicht lebendig. — Unten aber sank ein Wald von Zelten nieder, und kleine, braune, feurige Männer wickelten die Zelte zusammen, schwangen sich auf schlanke Rosse und jagten, ihre Behausungen auf dem Sattelknopf mit forttragend, von dannen mit Windesell. —

Tausendblüth senkte sich mit Junius herab und sie traten in die Dunkelheit einer ragenden Pyramide. Jahrtausendalte Gesichter grinzten, reihenweis und steif aufgestellt, braun und verzerrt aus der unheimlichen Dämmerung. Endlich ward es Nacht. Der Vogel schwieg und stumm gingen sie weiter. Mattes Licht dämmerte wirr vor ihnen auf, dann leuchtete es mild durch grünes Gelaub, sie traten, die Zweige wegbiegend, aus einer Höhlenöffnung hervor und standen in Tausendblüth's seligem Zauberhaine.

Tausendblüth setzte sich mit Junius wieder an den Springquell, zog eine goldne Harfe unter Blumen hervor, reichte sie ihm dar und sprach: „Nun sing' auch etwas zum Dank!“ Junius griff schnell eins aus den geschauten Bildern heraus und sang:

Es sitzt auf dunkler Klippe
Die lichte, gewaltige Fei;
Sang strömt von süßer Lippe
Der süßen Lorelei.

Wohl Alle können's hören,
Doch viele fassen's nicht.
„Laß, Knabe, dich nicht bethören!“,
Die graue Klugheit spricht.

Dort unten auf den Wellen,
Arbeitend, rudern viel;
Daß sie nur nicht zerschellen,
Das ist ihr höchstes Ziel.

Sie schließen den Sangeswonnen
Verstockt die störrige Brust,
Und meinen viel gewonnen,
Entrannen sie der Lust.

Das Lied von süßem Tone
Vernehmen sie nimmermehr;

Ihr Loos iſt ewige Frohne
Und Ruderarbeit ſchwer.

Wem aber warmes Leben
Und Muth im Buſen wallt,
Der hat ſich ganz ergeben
Der holden Sangesgewalt.

Der läßt das Ruder fallen,
Und achtet's nicht für Noth,
Wenn von des Wirbels Wallen
Verſchlungen wird ſein Boot.

Nun ruht er, weich umkoſet,
Tief unten in ſüßem Traum;
Des Lebens Müh' verloſet
Im ſtillen Kriſtallenraum.

Und in die Träume mengt ſich
Das Lied der Lorelei,
Und Märchenwonne drängt ſich
In ſüßem Gewirr herbei.

Wohl mir, daß mich mit Schäumen
Der heilige Strom verſchlang,
Ich liege ſchon lang in Träumen
Und horche dem Wundergeſang.

Junius hatte nie sonst eine Harfe zur Hand gehabt und doch fühlte er sich ihrer Klangeswelt Meister. Als er, mit kräftigem Accord, geschlossen hatte, umschlang ihn Tausendblüth, küßte ihn und sprach: „Mein Vogel hat zugehört, der soll es mir den ganzen Tag vorsingen, bis Du wiederkommst.“ Darauf hielt sie ihm, wie scherzend, die weichen Hände über beide Augen. Als der leise Druck schwand, und er die Augen wieder öffnete — lag er in seinem Bett. Es war Tag und vor ihm stand seine Mutter mit Medizinflasche und Löffel.

Junius fühlte sich ganz wohl und frisch, selbst sein gesengter Fuß war heil. Aber das versicherte er vergebens, er mußte im Bett bleiben und das ekle Gebräu einnehmen. Sein Zustand ward ihm jedoch erleichtert durch das bedeutungsvolle Schattenspiel der Gestalten und Ereignisse der letzten Nacht, die nun vor seinem Gedächtniß vorbeizogen. Jetzt vertraute er seiner Schwester all sein Träumen an und schrieb ihr dies Lied auf, das er vor Tausendblüth gesungen hatte. Sie horchte und las mit sinnigem Ernst und begann noch denselben Tag einen seidnen Teppich zu sticken. Da saß auf rauher Klippe die lichte, grauenvoll reizende Feengestalt und unten, in leichtem Kahn, horchte ein Jüngling empor und hatte schon, von dem überwältigenden Bann ihres Liedes umsponnen, das Ruder sinken lassen; leichte Strudelwellen spielten schon mit dem Kahne und spielten ihn hin zum verschlingenden Trichter. Der Jüngling

aber war, als die Stickerei fertig wurde, ihr Bruder Junius, wie er litte und litte. Und als sie ihr fertiges Werk beschaute, stahl sich eine Thräne durch ihre Wimper und sank auf das Bild herab.

Junius schwelgte nun, Nacht für Nacht, im lebendigen Anschau'n der heiligen Ursagenwelt; sein Gemüth ward reicher und tiefer, sein Schaffen kühner und bedeutungsvoller. Für manche tiefe Ahnung, die in den geheimsten Gründen seiner Brust geschlummert hatte, fand er nun mit eins den Schlüssel und zugleich die schlagende Bezeichnung.

A. d. T. d. O. H.

Was für ein handgreifliches und doch von so wenigen bemerktes Wunder umgiebt uns in der Sagenwelt. Schaut in die ältesten Bücher der von einander entlegensten Volksstämme, die, seit es Ueberlieferung giebt, getrennt waren, horcht auf die dumpfe Erzählung der Großmutter zu ihren Enkeln in den Eisregionen Kamtschatka's und unter dem Aequator — und in allen findet ihr einen überraschenden, aber unabweisbaren Zusammenhang, eine geheimnißvolle Symmetrie, Uebereinstimmung und Einheit. Alles verwebt und verschlingt sich und Alles wird zuletzt ein Ganzes, das erhabenste, tiefste, gedankenreichste Gedicht, zu dem Gott selbst die Begeisterung eingblies und an dem die ganze Menschheit, von Geschlecht zu Geschlecht, nach ewigen Urtypen fortgedichtet hat. —

Denselben neckenden und wohlthuenden Hauskobold, dem der Irländer täglich seinen Milchnapf hinstellt, damit er nicht grolle und Unglück in's Haus bringe, findet ihr unter den Volksstämmen Afrika's wieder, und auch dort bekommt er täglich seinen Milchtopf. Rostem aus Iran kämpft mit seinem Sohne, wie Hildebrand. Und in den heiligen Mythen der Mexikaner weht ein Hauch altindischen Gottahnens, blitzt uns ein Strahl des Evangeliums der ewigen, menschwerdenden, sich hingebenden Liebe entgegen. — Was ist das? — Laßt die Thoren sich abmühn, es auf dürrem, historischen Wege als erklärbar herauszugrübeln. Bei aller Gewaltsamkeit ungereimter Voraussetzungen gelangen sie doch zu keiner Lösung.

Nein! denkt an jene heilige Urnacht, in deren dämmerndem Schooß schlummernd, die Menschheit Kraft und Mark einathmete und vom Kind zum Jüngling erstarkte. Da wanderten tausend ewige, leuchtende Sterne auf und ab, das waren alles ewige, ursprüngliche, unverschleierte Gottgedanken. Als die Sterne schon bleicher wurden, ihr Schimmer aber noch frisch im Gedächtniß war, da wollte die Menschheit ihr Sein und Bedeuten im Lallen der ersten Sprachlaute festhalten und wiedergeben. Aber sie konnte für das Unaussprechliche nur Bild und Symbol finden, denn es gab noch keinen Aristoteles und Hegel, um für den lebendigen Leib des Gottgedankens ein kunstreiches, mehr oder weniger anatomisch genaues Todtengerippe zusammenzubauen.

Und die Menschheit kam zu sich, erwachte und ward sich ihrer bewußt bis zum Ekel, bis ins kleinste Zucken der Fingerspitze hinein. Da ward es unerquicklicher, werkeltätiger Tag und die heiligen Sterne waren verschwunden. Sie stehn noch am Himmel; aber man sieht sie nicht beim prahlenden Lichte des Tages.

Aber jenes erste Gefühl ist nicht ganz verloren gegangen. Es ward, freilich verzerrt und verwischt, fortgepflanzt von Buch zu Buch, von Mund zu Mund. Und die Sage liegt jetzt vor dir da, von der Menge vergessen und unverstanden, vereinsamt und verödet unter altem, zertrümmerten Gemäuer, wie ein stiller, tiefer, dunkler Brunnen. Nahe dich dem Brunnen und schaue mit Ernst und Beharrlichkeit hinab in seinen schwarzen Schoß, alles bunte Leben umher vergessend. Und sieh'! aus der engen Nacht blicken zu dir, aus tiefster Tiefe, empor die vergessnen heiligen Sterne, die das Tageslicht oben an der Wölbung überschreit und verhüllt, die aber die schwarze Tiefe treu wiederspiegelt. Einen Augenblick lang schaust du die uralten, ersten Gottgedanken und denkst sie nach. Nun gehe hin und siehe, ob du in's Gewebe der Sprache des Tages, das zu nichts mehr dient, als tausendfach verwirrtes Bei-, Neben- und Tändelwerk zu verbildlichen, einen Faden zu wirken verstehst, der ein lebendiger Lichtstrahl ist aus jener heiligen Urnacht der Menschheit, da Gott selbst noch zu ihr sprach.

Endlich erklärte der Arzt selbst, da es zu augenscheinlich war, den Junius für wiederhergestellt. Aber wie ward ihm, als er das erstemal wieder in den zwölfeckigen Thurm trat, um an der Seite seines Vaters Posten einzubuchen! Was ihm vor kurzem noch lächerlich erschienen war — das Automatentreiben der zwölf Federmaschinen, erfüllte ihn jetzt mit unheimlichem Entsetzen. Zu arbeiten vermochte er gar nicht; ihm blieb das einzige Rettungsmittel, sich träumerisch der Zauberwelt seiner Nächte an die Brust zu werfen. Sein beschäftigter Vater merkte erst nichts; plötzlich aber fühlte sich Junius hart gerüttelt und allmälig kam er aus seiner Vertiefung zu sich. Eine derbe Ohrfeige brachte sein Selbstbewußtsein in noch rascheren Galopp, und vor sich sah er den dürren Zeigefinger seines Vaters auf sein Buch weisend und vernahm dessen schneidende Stimme: „Was ist das, Schlingel?" Jetzt erst fiel ihm ein, was für einen dummen Streich er gemacht hatte. Er hatte nämlich (o unerhört! denke Dir's, practischer Leser! denke es ganz aus in all seiner Furchtbarkeit!) in's Kassabuch, schreibe: Kassabuch, Folgendes geschrieben:

„Ich bin wohl oft geritten
Zur Jagd und zum Turnei;
Geritten und gestritten:
Ob das was Recht's auch sei?"

„Jungfrauen zart, gar vielen,
Sang ich von Liebestausch;
Es war ein eitles Spielen,
Ein schnellvergessner Rausch."

„Wo ist die ew'ge Quelle,
Die allen Durst mir stillt?
Wo ist die heil'ge Welle,
D'raus junges Leben schwillt?" —

So spricht der von Tannhausen,
Giebt seinem Pferd den Sporn,
Da, durch der Wipfel Brausen,
Ertönt ein sanftes Horn.

Da springt er aus dem Bügel
Und horcht und sinnt dazu,
Da läßt er gehn die Zügel:
„Hier ruh' und grase Du!"

Leis zieht das Horn ihn weiter
In grünen Berges Schacht;
Da drinnen wölbt sich heiter
Ein Himmel aus der Nacht.

Da weht's von Blüthenzweigen
Wie süßer Harfenton;
Goldwölkchen duftig steigen
Rings um den Sonnenthron.

Da droben schlummert wonnig
Ein Weib, so sah er's nie;
Goldflechten fallen sonnig
Herunter bis zum Knie.

Er hat sich aufgeschwungen,
Trinkt süßen Odem ein;
Da hat ihn warm durchdrungen
Ein volles, frohes Sein.

Frau Venus lächelt milde,
Schlägt auf die Augen leis;
Der Ritter faßt sie wilde:
„Wohl mir! daß ich es weiß:"

„Du bist es, Schaumgeborne!
Dein leiser Odem rührt
Das Erdentraumverlorne,
Daß es sich göttlich spürt."

„Du bist die ew'ge Schöne,
Drin alles Leben ruht;
Hörst Du auf meine Töne,
Dann ist mein Singen gut." —

Er hat sie süß umfangen,
Sie duldet Kuß auf Kuß;
Wie Alles da erprangen
Und ringß erklingen muß!

Schau! Schwäne ziehn zur Ferne,
Sterbend in Liebestreu,
Und tauchen dann als Sterne
Empor am Himmel neu.

Und holde Nymphen baden
Sich ewig frisch und jung,
Begeisterte Mänaden
In wildem Gliederschwung.

Mit Schall und Cymbelschlagen
Folgen dem Sieger keck;
Zwei Pardel ziehn den Wagen,
Den Feigen ist's ein Schreck.

Es blitzt, von Lichte trunken,
Des Gottes Auge weit,
Daß todt ist hingesunken,
Was nicht von Kraft gefeit.

Nichts Halbes darf es geben;
Auf was sein Blick gedroht,
Wacht auf zu Götterleben,
Oder sinkt hin in Tod.

Wo freie Geistesflammen
Verschüttet sind vom Wust —
Er brennt den Wust zusammen,
Die Flamme loht mit Lust.

Auf daß ein göttlich Feuer
Befreit die ganze Welt,
Die fürder mehr kein scheuer
Tyrann gebunden hält. —

Tannhäuser schaut hernieder,
Da wächst ihm Geist und Sinn:
Er schmiegt sich an die Glieder
Der süßen Königin.

Doch kann er nicht bezwingen
Des Glückes Ueberdrang —
Er hört Betglocken klingen
Und heilgen Pfaffensang.

„Christ, Dich hab' ich vergessen
Und Deinen bittren Tod!
Mein Maß ist vollgemessen
Und die Verdammniß droht."

„Hier schwelgt' ich ohne Scheuen
In eitel Lust und Scherz;
Jetzt will ich's heiß bereuen
Und opfern Dir mein Herz." —

Er ließ von dem Umfangen;
Frau Venus hat geweint.
Er ist hervorgegangen
Und hat sich frei gemeint.

Kniend vor'm heil'gen Vater,
Ein niedrer Pilgersmann,
Um Trost und Lösung bat er;
Der sieht ihn finster an.

„So lange, bis Dein Stecken
Nicht frische Sprossen treibt,
Muß dessen Fluch Dich decken,
Den sie für Dich entleibt."

„So schwer ist Dein Verschulden,
Bei mir ist kein Verzeih'n;
Durch alle Himmelshulden
Wirst Du nicht wieder rein." —

Tannhäuser zieht in Buße
Weithin, bergab, bergauf,
An jede Berges Fuße
Pflanzt er den Stecken auf.

Am heil'gen Grab er endet,
Der Stecken sprosset nicht,
Bis er zur Heimath wendet
Sein kummervoll Gesicht.

Er ruht im alten Walde
Und sinnt so wehmuthvoll,
Als lockend ihm gar balde
Des Hornes Ruf erscholl.

Da zieht es ihn gewaltsam
Fort in den Berg hinein,
Da folgt er unaufhaltsam
Bis in den goldnen Schein.

Dort schläft die Schaumgeborne
Hoch auf dem Sonnenthron;
Auf schwingt sich der Verlorne
Und er umschlingt sie schon.

„Hab' ich Euch wieder funden?
(Er pflanzt den Stecken hin)
Hier werd' ich noch gesunden
Und fühlen, daß ich bin." —

In seligstem Umschließen,
Er läßt und loß sie nach;
Da muß der Stecken sprießen,
Dran manche Knospe brach.

Da hat er sich verzweiget
Als Baum zum Himmel gar
Und seine Krone neiget
Sich über's sel'ge Paar.

Es schaut die ew'ge Liebe
Mild durch das Laub daher.
Wo der Tannhäuser bliebe,
Erfuhr man nimmermehr.

Nach der erwähnten derben Ohrfeige befahl Herr Habicht dem Junius streng und kurz, sogleich das Bärenn zu verlassen. Er gehorchte auch ganz verdutzt. Als sein Vater zur gewöhnlichen Zeit aus dem Thurme kam, erwartete Junius ein neues Unwetter und war darauf ganz gefaßt. Aber er irrte sich, und war darum um so weniger gefaßt auf das, was wirklich erfolgte. Herr Habicht nämlich nahm ihn ruhig beiseit und entwickelte ihm, in wohlgesetzter, von seinem Standpunkt aus höchst verständiger Rede, die Thorheit seines Thuns, oder vielmehr seines Nichtsthuns. Wo das mit ihm hinauswolle? Was er im Leben zu leisten gedenke, wenn er nicht endlich anfange? Er könne sich bei solchem Treiben unmöglich selbst achten und noch weniger auf die Achtung Anderer Anspruch machen. Arbeit sei der Kern des Lebens, und die freiwillig sich selbst auferlegte, mit Beharrlichkeit und Verstand durchgesetzte Arbeit unterscheide den Menschen vom Vieh. Ohne Mühe und Entsagung komme kein Mensch durch und müßige Liebhabereien müsse jeder in seiner Jugend aufopfern. So habe er (Habicht) selbst in der Jugend die Leidenschaft gehabt, allerlei zierliche Papparbeit zu verfertigen, und nur mit äußerster Aufopferung und Anstrengung sie niedergekämpft, einsehend, daß nichts daraus erwüchse, als Verständelung der besser anzuwendenden Zeit. So gut, wie er das Pappen gelassen hätte, könne Junius auch die Poesie lassen. Ein sogenannter

großer Dichter würde er doch nicht, denn dazu müsse man Lateinisch und Griechisch können; und damit noch anzufangen, sei für ihn schon zu spät. Ob er nun ewig ohne Schwerpunkt zwischen zwei Gegensätzen schwanken wolle, zu keinem von beiden recht kommend? Denn als Steckenpferd auch könne er die Poesie nicht forttreiben, er müsse ja selbst aus dem heutigen Vorfall einsehen, daß sie ihn befinge und zu ernstem Thun untauglich mache. Es gelte endlich einmal, sich als werdenden Mann zu fühlen und einen Entschluß zu fassen. Er müsse, koste es ihm, was es wolle, die Poesie ein für allemal von sich werfen, um das ganz zu sein, wozu ihn das Geschick nun einmal bestimmt habe, nämlich ein Geschäftsmann. —

Und in Junius wallten bei diesen trivialen Sätzen Trotz, Spott, edler Unwille und das Gefühl geistiger und sittlicher Ueberlegenheit siedend auf? — Nein, lieber pfuh-logischer Leser! Junius ließ sich verblüffen und übertölpeln. Daß sein Vater sich selbst in der Rede die Rolle des Geschicks anmaßte, indem es ja nur von ihm abhing, ihn studiren zu lassen, wenn seine eigensinnige Beschränktheit es geduldet hätte, daß es plump lächerlich sei, die Poesie mit Pappardeit mit feierlichstem Ernste zu vergleichen — dafür noch viel mehr fiel dem Junius durchaus nicht ein. Ersann erst ein: der Vater habe, in seiner Art, so ganz Unrecht nicht; zuletzt: er habe ganz und gar recht. Demuth, Scham, fast Selbstver-

achtung kam über ihn. Er versprach und beschloß ehrlich, sich zu bessern.

So geht es jedem, der, auch auf's höchste Streben sinnend, nicht sattelfest ist. Stellt ihm einen beschränkten Mann gegenüber, den er in jeder Hinsicht sonst übersieht und unter sich sieht, aber einen Mann, das heißt: einen, der da weiß, was er will, und es borniert, aber fest und sicher, ihm vor und einzureden weiß — und vor den sachsen Alltagsgründen wird sich der herabgezupfte Halbgott beugen, sich schwach und im Unrecht fühlen; und dies um so mehr, wenn der Andre (wie hier von Habichs geschah) mit der Schlauheit, die der Dummheit so sehr zu Gebote steht, auf den Standpunkt des Genialen (den er nie begriffen hat) verstehend einzugehn sich anstellt, doch so, als sei er längst darüber hinaus und stehe nun durch Lebenserfahrung über demselben.

Natürlich dauert die Täuschung und das sich stumme Unterwerfen nur so lange, bis der schaffende Geist aus den engherzigen Schranken wieder hervorbricht und in kühnem Fluge eine Gegenrede ersinnt, von der jede einzelne Silbe das ganze Gebäude der philisterhaften Anrede zu zerschmettern vermöchte. Aber dann ist der Moment in der Regel verpaßt und das Genie schämt und ärgert sich, wie es so klein vor dem Krämer dagestanden hat. —

Bei Junius kam die Jugend und das väterliche Uebergewicht noch dazu, so daß seine Selbsttäuschung länger dauerte. Die reiche schwellende Welt seiner

tiefsten Anschauungen war aus ihm herausgepredigt und die Erinnerung daran widerte ihn an. Es war eine unaussprechliche Leere in ihm, wie nach einem wüsten Rausch — kurz (um mich einmal burschikos auszudrücken) er hatte den moralischen Katzenjammer. Daß sein Streben, obwohl es bisher nicht vermocht hatte, sich aus wollüstigen Träumen zu gediegner Thatkraft emporzuraffen, dennoch, auch im Zustande des müßigen Schlummers, immer noch unendlich reiner und edler sei, als das kahle, selbstsüchtige Rechnungstreiben seines Vaters, daß er den Zumuthungen desselben mit höherer Berechtigung dreist entgegentreten durfte — das hatte er rein vergessen.

Junius ging also in sich und beschloß, sich im Traum mit seiner Geliebten Tausendblüth nicht mehr einzulassen; denn von ihr, das wußte er, stammte seine ganze Verirrung. Aber der Traum nahte ihm doch in der Nacht. Er wandelte in den bekannten Blüthenhainen, nur der rosige Schimmer des schönen ewigen Morgens war gedämpft zu einem bleigrauen Zwielicht, das, wie mit fühlbarem Gewicht, auf allen, sonst so freien Wipfeln ruhte. Von den Blättern tropften kalte Thauthränen, die dem unten Wandelnden das Mark durchschauerten. Hier und da schlüpfte ein klagender Ton hervor und konnte nicht zur Melodie werden. Und fern am traurig murmelnden Springquell lag Tausendblüth, die Gestalt halb unkenntlich in grauender Dämmerung, und weinte. Einen Blick warf sie nach ihm — da schien sie und

da ein goldner Strahl sich durch's Laub zu stehlen und das klagende Rauschen der Wipfel wollte zu Musik werden. Junius aber wandte sich, stark, wie er wähnte, rasch ab und floh vor der Verlockung. Da zerflossen rings die Bäume und Stauden, kräuselten sich dampfähnlich empor, und jagten oben als schwarze Nachtwolken über den Himmel. Hervor brach ein grelles glutrothes Licht und trieb segend die Wolken hinweg; ein reiner, starrer, heißer Himmel, wie aus dunkelblau schimmerndem Stahl gegossen, baute sich wolkenlos auf, und ringsum, das ängstlich suchende Auge bis in's Unendliche hinfolternd, dehnte sich dunkelgelbe Sandwüste, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Hälmchen, in furchtbarer Einförmigkeit. Und Junius war von unsichtbarer Gewalt getrieben, im sengenden Sande fortzuwaten, gewaltig arbeitend, heiß athmend, ohne Ziel und Zweck und ohne Labung. So ging er hin, von bleierner Mattigkeit wie zerquetscht, und doch vorwärts gepeitscht; so ging er Stunden, Tage lang, und ringsum blieb es, wie's war. Kein Hügelchen, kein abgemorschter Stamm war da, zum Merkzeichen, daß er den Ort verändre; so daß er zuletzt in den Wahn verfiel, immerfort, obgleich gewaltig schreitend, auf ein und demselben Punkte zu bleiben. Da kam ihm entgegen, mit unheimlich langen Schritten, eine verschrumpfte, kümmerliche, grinsende Judengestalt, ein schwerbeladnes Kamel vor sich hintreibend. Der rief ihm, krächzend wie in Scha-

denfreude, im fliegenden Vorbeischreiten zu: „Gelt? Ist ein angenehmer Spaziergang, das! So geh' ich schon seit achtzehnhundert Jahren. Hab' auch das Göttliche von mir gestoßen, wie Du; nun soll ich mich dafür ennuyiren.“ Damit war der Jude schon vorbei; aber von fern wandte er sich um, deutete mit der Peitsche auf's Kameel und schrie: „Das ist Dein Vater; dem wird's auch sauer! Aber er kriegt das Gold, das er schleppt, doch nicht zu fressen. — Vielleicht treffen wir uns wieder; dann wird das Vieh hier wohl zu Tode gehetzt sein und ich lege Dir den Zaum an.“ — Dabei lachte er gellend auf, gab dem Kameel einen wüthenden Peitschenhieb und war in gespenstigen Riesenschritten verschwunden.

Und der Peitschenhieb durchzuckte Junius, daß er wild zusammenfuhr. Er erwachte in seinem Bett und sprang auf. Eine Stunde hernach saß er im zwölfeckigen Thurm und arbeitete mit Eifer.

So ging es jetzt Tag für Tag und Nacht für Nacht in einförmiger Qual fort. Der Blüthenhain und Tausendblüths Bild wurden im Traum ferner und dunkler; endlich verschwanden sie ganz; nur die Wüstenwanderung blieb ewig dieselbe, immer kam der Jude mit dem Kameel wieder vorbei und schrie dieselben Worte, immer fuhr Junius auf, vom gellenden Peitschenhiebe geweckt. Eine Zeitlang setzte er dem Gewicht seines Elends sträubenden Eigensinn entgegen, den er für Charakterstärke hielt. Aber es glückte ihm nicht lange, sich selbst zu betrügen, und

eines Abends, da das Gefühl seiner Verlassenheit, des Verscherzens alles Aechten und Schönen überwältigend über ihn kam, schrieb er unter Thränen folgende Verse:

Aus eines hohen Königs Kron'
Fiel in den Koth ein Edelstein;
Er hat es längst vergessen schon,
Daß er einst gab so lichten Schein. —

Ich weiß: ich hört' einst einen Sang,
Und nach dem tanzte Welt und Herz;
Jetzt sinn' ich lang' und dumpf und bang,
Und find' es nicht. Das ist mein Schmerz.

Ich wußt' einmal ein hohes Wort,
Das Gott beim Welterschaffen sprach;
Jetzt forsch' ich in der Sprache Hort
Und such' umsonst dem Worte nach.

Ich war einmal ein heller Stern,
Durch Sonnen schlang sich meine Bahn;
Das war ein Traum; doch träumt' ich gern.
Nun will er nimmer mich umfah'n.

Jetzt geh' ich auf zwei Beinen hin,
Könnt' eben auch auf vieren geh'n;
Auf Futter richt' ich meinen Sinn
Und bin wie Andre anzuseh'n.

Ich wollt', ich wär' ein weißer Schwan
Und schwämm' hinein in's Abendroth,
Und sänge leis' auf meiner Bahn,
Und sänge laut und sänge mich todt.

Vielleicht, wenn ich mich selbst verlor,
Dann fänd' ich wieder, was mir fehlt;
Vielleicht taucht dort, ein Stern empor,
Wenn hier ein Herz sich todtgequält.

Malwina überraschte ihn dabei. Sie hatte längst gesehn, wie sich Junius vor ihr in eigensinnigem, unzugänglichen Schmerz verschloß. Jetzt drang sie mit rührenden Bitten in ihn, ihr Alles zu sagen, und er that es. Da bat sie ihn innigst, von seinem unfruchtbaren Treiben abzulassen und sich ganz der beseligenden Fülle seiner Träume wieder hinzugeben. „Was können sie Dir anhaben? (sprach sie) Du bist einmal so und hast recht. — Und bitte noch morgen früh den Vater, daß er Dich gehn lasse, den Onkel Holofernes aufzusuchen und bei ihm zu bleiben. Sag' dem Vater nur klar und eindringlich, wie es Dir ganz unmöglich ist, nach seinem Sinne zu leben und zu wirken und wie Du dabei zu Grunde gehen mußt. Ich werde mit für Dich bitten und der Vater wird sich erweichen lassen." —

(Es war sonderbar, daß das Bild des Onkels Holofernes, obgleich er in Malwinas Gegenwart fast nichts gethan hatte, als den Narren spielen, in

ihrer Erinnerung dennoch immer in ernster Ehrfurcht und Vertrauen erzwingender Gestalt dastand. Daher hoffte sie Alles von ihm, wenn Junius bei ihm leben dürfe.)

Junius schüttelte stumm verneinend das Haupt, denn er hoffte nicht, seinen Vater bewegen zu können. „Doch will ich es versuchen (sagte er muthlos). Aber Du, Malwina, — was wirst Du hier thun ohne mich?" — Junius fühlte das Centnergewicht dieser Frage nicht, denn er wußte nicht, wie unendlich ihn seine Schwester liebte, wie all ihr bestes Sinnen und Denken nur eine stille Blume war, die im Sonnenlicht *seines* Geistes wuchs, erblühte und sich entfaltete, die ohne ihn verkommen müßte. Alles das fühlte Malvina tief und schmerzlich; sie hatte es vorher schon gefühlt, und *doch*, ihm zu Lieb', den Vorschlag seiner Entfernung gemacht. Jetzt nahm sie sich zusammen und sagte mit hastiger Heiterkeit: „Was denkst Du an *mich*? Hier gilt es, daß Du *Dich selbst* wiederfindest. Und ich kann ja hier an Dich denken den ganzen Tag, und wenn ich nur weiß, daß *Dir* es gut geht, dann ist ja Alles gut!" — „Ich will's versuchen (sagte Junius wieder), *vielleicht* läßt sich der Vater bewegen. (Denn er begann lebhafter und lebhafter zu *wünschen*, mithin die Sache immer *möglicher* zu finden.) Aber Tausendsturm finde ich doch niemals wieder (fuhr er trübe fort). Ich habe ihr den Rücken gewandt und sie für immer verloren." —

Da lächelte Malwina und sprach: „Wie? Sie hat Dich lieb, und Du meinst sie verloren zu haben? Weißt Du denn gar nichts, Junius? Willst Du denn gar nichts versteh'n? Meinst Du: Liebe ließe sich abweisen? O Du Thor! Tausendblüth wird sich wieder finden lassen, oder ich kenne mich selbst nicht." — „Ob sie auch wirklich ist? (fuhr Junius sinnend fort) Ob sie mit ihrem Zauberhaine wirklich mehr ist, als ein ganz gewöhnlicher Traum, den jeder Andre auch träumen könnte?" — „Und ist das bloßer Traum, das ein neues frisches Leben zu schenken weiß? (sprach Malwina) Ihr Kleingläubigen! müßt Ihr immer Wunder und Zeichen sehn? Wohlan! weil Du doch schwach genug bist, es zu bedürfen, so bitte Deine holde Fee, wenn Du sie wiedersiehst, sie möge Dir irgend ein geringes, süßes Angedenken mitgeben aus ihrem Zauberreiche, auf daß es Dich in diesem armen Tagesleben tröste und — überzeuge." — „O! warum dachte ich daran nicht früher? (rief Junius überrascht) Ja gewiß, das will ich, und Dir bring' ich auch ein Zeichen mit. Sei's nur ein einzig Blüthenblatt von dort — und Friede wird in Deine Seele kommen, wenn Du es anschaust." —

Junius entschlief am Abend in schönen Empfindungen. Aber der Wüstentraum kam hartnäckig wieder. Junius aber wanderte nicht weit, da übermannte ihn Mattigkeit und Sehnsucht; er warf sich nieder, drückte das Antlitz in den heißen Sand und weinte. Plötzlich

fühlte er ein kühleres Wehen um's Haupt, und eine bekannte Stimme flüsterte: „Weine doch nicht! es ist ja Alles wieder gut!" Rasch blickte er auf und lag in Tausendblüth's Armen am hellen Springquell. Heut hatte für ihn Alles, nach so langer Entbehrung, noch eine mildere unaussprechlichere Herrlichkeit. Und er wandelte wieder mit Tausendblüth im Zauberlabyrinth der Sage. Ehe er von ihr schied, bat er sie um ein Zeichen, es mitzunehmen hinab in das Leben. „Das hättest Du früher bitten sollen (sprach sie); jetzt wird's vielleicht nur Unheil bringen, denn es ist zu spät. Doch nimm hin!" — Sie brach einen Rosenzweig mit zwei halbaufgeblühten Knospen ab und reichte ihn dem Junius. Als er erwachte — wie süß war sein Staunen! Er hielt den Rosenzweig wirklich in der Hand. Bald suchte er seine Schwester auf, zeigte ihr das Zeichen in freudigem Triumphe, brach sogleich schweigend den einen Stengel mit der Knospe ab und steckte ihn ihr an die Brust. Aber noch vor Anfang der Büreauzeit mußte heut der Versuch gemacht werden, Herrn Habichs zu bewegen, daß er Junius gehn lasse. Junius, in seinem wiedergefundnen Glücke froh, hatte schon große Lust, die Sache noch länger aufzuschieben, weil er, grade heut, sich vor einer unangenehmen endlichen Entscheidung fürchtete. Die festere Malwina aber bestand darauf. Den Erfolg weiß der Leser voraus, nämlich: daß Habichs, trotz aller Bitten, Vorstellungen, Bestürmungen und

Thränen des Bruders und der Schwester, durchaus nichts davon wissen wollte. Die letztere namentlich nannte er, mit ungemeiner Verachtung, ein dummes Ding, das von dergleichen gar nichts verstehe und sich um ihren Stickrahmen kümmern solle. Zu Junius aber sagte er: er habe gemeint, er sei auf der Besserung begriffen und habe Vernunft angenommen, und es werde nun Alles gehn; er sehe aber jetzt, daß er sich geirrt habe und müsse nun zu ernsteren Maßregeln schreiten. Es gebe schon noch Mittel, den Trotz eines solchen Herrchens zu brechen, und sei es, wenn nichts andres mehr fruchte, durch Hunger und einsamen Arrest.

Dabei packte er ihn heftig und klemmend beim Arme und zerrte ihn mit sich in den zwölfeckigen Thurm, und Junius saß wieder auf seinem ledernen Esel, die Feder in der Hand. Er hatte den einen Rosenstengel mitgenommen, und steckte ihn, um die Hand frei zu haben, in die Drahtgitterwand ihm zur Seite. Dann richtete er den Blick in's Buch und suchte durch eifriges Arbeiten seinen Schmerz zu betäuben. Durch einen krähenden Ruf seines Vaters: „Was zum Henker ist das?!“ wurde er aus der Betäubung geweckt, sah auf, und siehe da! — die zwölf Schreiber, ganz aus ihrer regulären Schlachtordnung gerissen, saßen da in den verschiedensten Stellungen des Erschreckens und stierten, mit wildem und wirrem Entsetzen, an den Drahtgitterwän-

den umher, bald hierhin, bald dorthin. Der Grund aber war folgender.

Kaum hatte Junius den Rosenstengel in die Drahtgitterwand gesteckt, als er langsam begann, frische Sprossen zu treiben nach allen Seiten. Die wuchsen und verzweigten sich hierhin und dorthin, und leise sich verbreitend, umrankten und durchwebten sie, in sichtlichem Wachsen, nach und nach alle Gitterwände des Thurms, bis alle von frischem, üppigen Grün, süßduftenden, glühend aufgequollnen Rosen und lauschenden Knospen ganz überdeckt waren. Man denke sich die zwölf nüchternen Schreiberpergamentgesichter, jedes von einer Rosenzelle überwölbt, von der aus ein leiser Rosenschimmer über die blassen und aschgrauen Wangen floß. Welch ein frisches, schwellendes Leben, welch lebendige Frühlingspracht plötzlich statt der ungeheuren öden Leere des Thurms! Endlich machte bei Herrn Hadichs der Schreck dem Zorne Raum. „Was ist das? Was sind das für Narrheiten!“ rief er. Er erinnerte sich jetzt an den, am Morgen zufällig von ihm bemerkten, Rosenzweig in der Hand des Junius. „Treibt er auch schon Taschenspielerstreiche?“ (schnaupte er Junius an) Der vortreffliche Herr Onkel Heliosernes hat ihm wohl dergleichen Narrheiten beigebracht? Gleich mein Büreau wieder gesäubert von dem Unrath! Auf der Stelle! Dumme Störung, das!“ — Aber Junius begann jetzt, von Begeisterung hingerissen: „Es möchte wohl weder in meiner, noch in Ihrer Macht

stehen, diesen Unrath, wie Sie es zu nennen belieben, wegzuschaffen, denn....." Und hier erzählte er ihm die ganze Geschichte von der Fee Tausendblüth, und daß der Sproß aus ihrem Zauberhaine mitgebracht sei. Habichs hörte, mit weit offnem Munde, zu; eben so die Schreiber. Als Junius aber geendet hatte und nun meinte, alle Helden bekehrt zu haben — hatte er plötzlich wieder eine tüchtige, im Ohr lang nachklingende Maulschelle weg. „Unsinn und kein Ende! Wenn Er selbst verrückt ist, braucht Er wenigstens nicht noch Andre verrückt machen zu wollen. — Angepackt, meine Herren! (krähte er dann den Schreibern zu) Reißen Sie das Unkraut ab, daß wir's hinauswerfen und wieder Ordnung in's Büreau bringen!" —

Da fuhren alle zwölf, und Herr Habichs selbst an der Spitze, auf, wie von einem Dämon gepeitscht, und rannten mit Wuth an die Drathwände, und sprangen daran herum und daran hinauf, wie tückische Affen, und zerrten und rissen und rauften. Aber es half nichts, kein Blättchen fiel zur Erde; und, wo sie wild hineinpackt hatten, da sproßte, keimte, blühte und glühte es in neuer gedoppelter Fülle. Die Dornen aber thaten ihre Pflicht. Alle ihre Hände waren wild zerrissen und zerfetzt; aber der grimme Schmerz machte sie toller und toller. Aus ihren Augen zuckte, unheimlich, dunkel glühend, die Begeisterung des Wahnsinns, und drauf und dran ging's, in verstärkter nutzloser Wuth. So rasten und rauften

sie fort, daß es Junius angſt und bange ward, bis die Raſerei der kraftloſeſten Erſchöpfung wich, und Alle, tiefathmend und zuſammengeknickt, mit blutrünſtigen Händen und Geſichtern, auf ihren Ledereſeln mehr hingen als ſaßen. Aber die Roſenpracht war ſchwellend gewachſen und hatte den alten Thurm zu einem kleinen Paradieſe umgeſchmückt. „Mein Gott! (ſprach jetzt Junius lächelnd) Was thun Euch denn die ſtillen, ſanften Roſen? Läßt ſich's zwiſchen ihnen nicht eben ſo gut arbeiten, wie zwiſchen kahlen, ſchwarzen Drathgittern?" — Herr Habichs hätte dem Junius für dieſe Worte gern wieder eine plötzliche Ohrfeige verabreicht; aber er war zu matt und die Hand ſchmerzte ihn ſelbſt zu ſehr. Er lachte blos, in heiſrer Krähe, boshaft und bitter vor ſich hin.

Am Nachmittage ließ Habichs ſeine Schreiber ruhen, damit ſie ihre Hände bis zu morgen aushellten, und beſtellte dafür Arbeiter mit Sägen, Beilen und Gartenſcheeren, um den Thurm zu reinigen, damit es wieder „ordentlich und vernünftig" darin ausſehe. Aber wo ſie ſägten, hieben und ſchnitten — da fiel nichts herab, ſondern neue Sproſſen ſchoſſen hervor, rankten ſich hinüber und herüber, und neue Roſenpracht quoll auf. Nachdem ſie ſich ſo einige Stunden abgearbeitet und geäſchert hatten, und das Roſenlabyrinth nur immer dichter, veller und wirrer wurde, gebot ihnen Habichs, der ſcheltend und aufmunternd, knirſchend und ſchäumend die Arbeit leitete, endlich Halt, zahlte ihnen, mit zitternder Hand, ihren

Arbeits'ohn, und ließ sie nach Hause geh'n, wo ihnen ihr Schoppen Wein, bei dem sie über des Alten Narrheit lachten, eben so gut mundete, als wenn das Abhauen und Wegräumen wirklich gelungen wäre.

Herr Habichs war nun ernst, bleich und stumm. Ein ungeheurer Kummer lag, wie ein Alp, pressend auf seiner Brust. Seinen Sohn mied er mit furchtsamer Scheu.

Malwina aber nahm ihr Rosenzweiglein mit in ihr Schlafgemach und steckte es, zu ihren Häupten, an's Bett. Und es wuchs, sproßte und verschlang sich, und tausend Rosen blühten daran auf. Träumerisch schaute sie Blüth' und Blatt über ihrem Haupte nicken und entschlief. Und alle Rosen wurden im Traum zu süßen Engelsgesichtern, die sangen ihr selige Lieder in's Ohr und in's Herz. Aber wenn sie tiefer horchte, waren es alles Lieder ihres Bruders Junius. Sie schwebte leicht und frei über wonnige Zaubergefilde hin, vom singenden Engelchor begleitet, bis sie am Morgen unter der schimmernden Dämmerung der Rosenlaube lächelnd erwachte. — Junius aber lag in der Nacht am Springquell, ihm zur Seite Tausendblüth. Und er erzählte ihr Alles, wie es geschehen war. Als er den Namen seines Onkels Holofernes nannte, lächelte Tausendblüth schmerzlich und sprach: „O ich kenne ihn! ich hatte ihn einst lieb und wollte ihn in meinen Zauberhain führen. Aber der Bücherstaub und der Puder in seinem Haar belasteten ihn, er konnte dem schwebenden Fluge nicht

folgen. Und durch das kalte Lächeln seines Spottes wären alle Blüthen von meinen Bäumen gefallen. Darum ließ ich ihn unten.“ — „Wie? (fragte Junius erstaunt) Mein Onkel ist ja alt, wie würde er sich zu Dir passen?“ — „Damals war er jung“ sagte Tausendblüth lächelnd. — „Wie er jung war, warst Du ja noch nicht geboren.“ — „O Du Thor! (erwiderte Tausendblüth) Meinst Du, ich sei ein Weib von dort unten? Wie ich jetzt bin, so war und bleibe ich.“

Als Junius auserzählt hatte, bat er: „O gieb mir nur für einen Tag Deinen goldnen Vogel mit! Mein Vater ist schon erschüttert durch das Wunder des Rosenzweiges. Hört er den Vogel nur einmal singen, so wird er bezwungen und läßt mich ziehn in Frieden.“ — „Nimm ihn! sprach Tausendblüth, und der Vogel hüpfte auf Junius Schulter. „Aber Du ahnst nicht, wie das enden wird.“

Als Junius erwachte, saß der Vogel ihn von seiner Schulter mit hellen Augen an.

Herr Hadicks mußte sich für's Erste in's Unerträgliche finden. Er ließ ein großes Zimmer seines Hauses zum Büreau einrichten; dann wollte er versuchen, ob das Rosenunkraut im Thurm nicht durch Feuer auszurotten sei. Den ersten Vormittag aber mußte er sich schon entschließen mit seinen zwölf Schreibern unter nickenden Rosen zu arbeiten, denn das Geschäft durfte ja nicht stocken. Mit äußerstem Widerwillen ging er daher in den Thurm und nahm seinen alten

Platz ein. Junius folgte ihm mit Absicht, obgleich er heut recht gut hätte wegbleiben können, ohne daß Habichs seiner mit einer Silbe erwähnt haben würde. Der goldne Vogel hatte sich still an seine Brust geduckt.

Als sie nun verdrießlich und gestört durch die ungewohnte Rosenpracht, Alle dasaßen, da ließ Junius den Vogel hervorschlüpfen. Der flog in die Rosenhecke, wiegte sich, neugierig um sich schauend, auf einem schwanken Reise und begann mit eins sein schmetterndes Lied. Und er sang wundersame Worte von Lust und Leben und vom Vergessen irdischer Qual. Herr Habichs und die Schreiber fuhren zusammen, blickten und horchten, dumm und betäubt.

Und siehe! welch verwirrender Spuck! — Die Ziffern und Buchstaben in ihren Büchern wurden bunt und lebendig; die gekräuselten Schriftzüge schwangen und schlangen sich vom Blatt auf, verlängerten sich in üppigem Gaukeln und wurden zu lachenden Blumengewinden, die von den Rosenwänden hinüber und herüberhängend sich wiegten. Und die Ziffern flatterten fort als heitre, seltsam gezeichnete, wunderlich gestaltete Schmetterlinge und suchten Blüthen, sich darauf zu wiegen. Das schmetternde Lied des goldnen Vogels aber ward lauter und jauchzender.

Und Habichs und seine zwölf Schreiber sprangen auf, packten ihre großen, nun buchstaben- und zifferneleeren Bücher mit beiden Händen und warfen sie im Grimm der Verzweiflung auf den Vogel, um ihn zu

zerquetschen. Aber die Bücher wurden zurückgeschleudert, wie abprallend von diamantner Wand, flogen mit Macht auf die Werfenden los und schlugen ihnen, rechts und links hart aufklopfend, mit gespenstig tückischer Bezarrlichkeit polternd um die Ohren. Da sprang Habichs und die Schreiber in wildem, sich überstürzenden Gedräng, die Haare gesträubt, in athemloser Flucht aus dem Thurm, polternd die Treppe hinab, aus dem Hause durch den Garten. Junius, den singenden Goldvogel auf der Hand, folgte ihnen und rief: „So bleibt doch! So kommt doch zurück! Was ist denn hier so Entsetzliches?“ Aber sie rannten, in wilden Sätzen, fort in die Wildniß und schwanden, weit ab, hierhin und dorthin versprengt, hinter Felsklippen. — Hinten aber krachte der zwölfeckige Thurm in einen Trümmerhaufen donnernd zusammen.

Und der Goldvogel sang schmetternder und schmetternder und strebte auf nach oben, daß ihn Junius kaum mehr halten und bändigen konnte. Denn im Singen wuchsen ihm mächtig Leib und Schwingen bis zur Größe des riesigsten Königsadlers. Mit Gewalt sich sträubend wollte er der Faust des Jünglings entstürmen, — da packte der ihn herzhaft und schwang sich auf ihn, ein kecker Luftreiter, und der Vogel flog in jauchzendem Hymnus sausend mit Junius empor in die reineren Lüfte, und weit, weit hin, über die Reiche der Welt weg, bis über den Zaubergarten. Da schaute von unten Tausendblüth lächelnd und winkend empor, und der Vogel senkte sich

mit Junius nieder zu ihr, und Junius lag in ihrer Umarmung.

Malwina hatte am andern Morgen, in unbesonnener Freude, ihrer Mutter erzählt, wie wonnig sie die Nacht geträumt habe, wie über ihrem Haupte eine Rosenlaube emporgewachsen sei, und daß Junius ihr den Sproß dazu aus einem Zauberhaine mitgebracht habe, und die ganze Geschichte. Frau Habichs sah sie erstaunt an und sprach: „Ei Malwina! wer hätte es Dir dummem Gänschen zugetraut, das Du so zartfühlende, romantische Phantasieen in Dir trägst; und Du wolltest doch nie zur Bildung einer schönen Seele in den sympathetischen Schriften erhabner Schwärmer lesen." — Da sagte Malwina, halb gereizt: „Nein liebe Mutter! ich rede hier nicht von Phantasieen und von Dingen, die in Büchern steh'n, sondern von dem, was wirklich wahr ist. Komm' in meine Schlafstube und sieh!" — Frau Habichs folgte mit ungläubiger Neugier; als sie aber das Zimmer betrat, ihr Rosendüfte schon entgegenwehten und sie die, durch Zauber so schnell gewachsene, Laube gewahrte — da ward ihr plötzlich unheimlich; denn sie mochte das Zauberische wohl in Büchern leiden, aber in der Wirklichkeit es zu vertragen, das war ihr zu stark. Erschreckt und verstört rannte sie mit einem Schrei davon und hinunter in die Küche. Dort vernahm sie plötzlich das Gelärm und Gepolter aus dem Thurm und sah ihren Mann und die zwölf

Schreiber wild und gespenstig vorbeirennen. Da sank sie bewußtlos am Heerde hin. —

Später, als die in dem verödeten, ausgestorbnen Hause des Herrn Habichs vorgefundnen Geräthschaften öffentlich versteigert wurden, hatte man in der Küche, am Heerde umgefallen, auch eine stattliche, große Theekanne von ganz besondrem Ansehn gefunden. Der Versteigerer rief, als er sie ausbot: „Sehen Sie, meine Herren und Damen! eine Theekanne von ganz eigenthümlicher, auffallender Physiognomie. Sieht sie nicht aus, als wenn sie sprechen wollte? Stemmt sie nicht den Henkel an die Seite, wie einen trotzenden Arm? Einen Thaler zum ersten! Wer bietet mehr?" — Die Kanne wurde versteigert, und bei einem eleganten Thee zum erstenmal in Gebrauch genommen. Aber als das Wasser in ihr zu kochen begann, erhob sie einen so ungebührlichen, sprudelnden, plappernden Lärm, daß sie den ganzen, lebhaft sprechenden Damenkreis umher überteste und eine allgemeine, furchtsame Verwirrung hervorbrachte. Die Erschrecktesten schwuren sogar darauf, im Aufbrausen einzelne Worte bestimmt und deutlich gehört zu haben. Da die Kanne den Spuck noch öfter wiederholte, ward der Hausherr einst zornig und warf sie zerschmetternd zu Boden. Und sie zersprang mit einem wildgellenden Ton, ähnlich einem Weiberschrei.

Malwina hatte den Lärm auch gehört und sah ihren Bruder mit dem singenden Vogel in den Garten

ellen. Sie eilte ihm fliegend nach, aber schon sah sie ihn von fern in die Luft steigen. Sie rannte herzu; aber er stieg höher und höher und vernahm nichts von ihrem Rufen, Weinen und Händeringen; endlich schwand er ganz aus ihren Blicken. Aber der Sang des Vogels blieb ihr im Ohr und sie folgte dem Klange, der sie leise fortzog, und wanderte weiter und weiter, durch die Wildniß fort, immer wähnend, sie komme dem Liede näher und doch immer fern davon. In dem Liede des Vogels aber vernahm sie nichts, als das Denken und Singen ihres Bruders Junius. Es wehte um sie, so traut und fremd zugleich, wie Geistesgruß. So hingelockt trat sie in eine dämmernde Schlucht unter hundertjährige Bäume. Das Lied lockte, näherklingend, sie immer tiefer hinein. Da stand in der Mitte des Dickichts auf einem stillen, lichten Plätzchen ein zierlicher, säulengetragner Tempel. Und an den schlanken Säulen hingen Harfen, in denen säuselte es leise und wie aus weiten Fernen; das Gesäusel aber war das Lied des Goldvogels, aber der Sang ihres Bruders, sie wußte nicht, welches von beiden. In der Mitte des Tempels aber stand ein alabasterner Sarcophag ohne Bedeckung, mit weichen Kissen darinnen. Eine selige Müdigkeit kam über Malwina, sie legte sich zur Ruhe auf den Sarcophag und schloß die Augen. Ringsum rauschten Quellen und flüsterten Zweige, zusammenklingend und rauschend mit der Musik der von unsichtbaren Händen berührten Harfen. Dazwischen flan-

gen nun ganz deutlich die goldnen Töne des Vogels, innig und klar, doch unterbrochen, auftauchend und verhallend. Es war, wie hergehauchte Küsse ihres Bruders. So umsungen und umklungen entschlummerte sie leise und lächelnd. Und der Tempel mit dem Sarcophage versank langsam in's grünende, blühende Erdreich, bis an die Kuppel. Und ringsherum sproßten Rosen und Lilien empor, wuchsen und wucherten darüber hin, eine üppige hügelförmige Blumenwildniß.

Wer aber die Schlucht zu finden und das Lied des goldnen Vogels zu singen weiß, bei dessen Sang wird der Tempel langsam wieder aufsteigen, das lange schlummernde Mädchen wird die Augen aufschlagen und ihn als Bräutigam begrüßen.

Der Onkel Holofernes saß fern in seiner Stube. Die war voll von Büchern, Instrumenten und Gemälden. Rings um die Wand aber zog sich eine eigne Zierde. Es war dies nämlich eine Reihe festzusammengefügter, ächter Weichselröhre, in die seltsamsten Figuren gezogen, bald Stern, bald Rad, bald Sonnenblume. Diese Röhre, das Zimmer mit Wohlgeruch füllend, endeten an der einen Wand in einem großen, ganz schwarzbraun angerauchten Meerschaumkopfe, in Gestalt eines Todtenschädels, in dem ächt türkischer Tabak dampfte. An der entgegengesetzten Wand saß Holofernes, und von dem letzten Weichselrohre ging, von unten auf, ein langer, geschmeidiger

Schlauch, in einer schönen Bernsteinspitze endend, zu seinem Munde. So bekam er den Tabackdampf, durch den langen Weg, den er durchziehen mußte, kühl und geläutert auf die Zunge.

Neben ihm, und zwar so eben in unwilligem Verzagen bei Seit geschoben, lag ein Packet unordentlich durch einander beschriebner Papiere, mit vielen Ausstreichungen, Anreißungen und Einflickungen. Auf dem Deckelbogen dieser Papiere aber stand mit großen, keckgezognen Schriftzügen deutlich zu lesen:

Hanswurst, eine Tragödie von Holofernes.

Vor Holofernes selbst aber lag die alte Folioausgabe Shakspeare's vom Jahr 1623, in der er mit ernstem, sinnenden Lächeln las.

Da schwebte hoch über seinem Haupte Junius auf dem singenden Vogel vorbei. Die andern Leute in der Gegend hörten und gewahrten nichts davon; aber Holofernes vernahm deutlich das schmetternde Lied. Er blickte vom Buch auf und horchte.

„Aha! ziehst Du schon ab, Junius? Nun! glückliche Verschwebelung und viel Vergnügen! Und hol' Alles der Henker!" So sprechend, klappte er den Folianten zu, stand auf, ließ die Pfeifenspitze an der Wand niederhängen, steckte sich rasch eine Cigarre an und ging mit heftigen Schritten, den Dampf wild und regellos von sich blasend, in der Stube auf und ab.

„Also auch Du bist verpufft! (sprach er) Und ich alter Esel meinte es, wer weiß wie klug, mit Dir anzufangen. Aber gerade ich habe Alles verdorben. Wozu das Guckglas schenken? Wozu die Felswand bemalen und dazu Balladen absingen, Dir zum bequemen Genuß? Und doch salbaderte ich so klug und eiferte gegen das Brei um's Maul schmieren, und hab' es auf so plumpe Weise selbst gethan. Wußte ich nicht, daß einmal Geschaffnes nicht wieder geschaffen werden kann? Wußte ich nicht, daß das Genie nur an rohem Stoffe sich stark ringen kann, und am Fertigen, Harmonischen untergeht? Wußte ich nicht, daß ein Feuerstein keine Funken giebt, wenn man ihn in's Sonnenlicht hält, sondern nur, wenn man mit hartem, dunklen Stahl unbarmherzig auf ihn losprügelt? O! ich wollte einen Adler aus Dir erziehn, und Du bist eine Nachtigall geworden!

Und was die Liebschaft mit Deiner süßen Zee anbetrifft, so wollte ich lieber, Du hättest Dich in das erste, beste, tüchtige, derbe Mensch vergafft, dann wärst Du nicht in Zauberhainen willenlos spazieren geführt worden; Du hättest das Leben überwunden und Dir erobert; und wärst Du stark genug gewesen, Dir das Leben zum Zauberreich zu verwandeln, so war das Zauberreich Deine Schöpfung.

Ja leben, leben! Das ist die Hauptsache, das macht den Kerl; das hat Dir hier gemacht (hier schlug er mit der Hand auf den Deckel der Folioaus-

gabe Shakspeare's). Er hat den Sommernachtstraum geſchaffen; hätte er ihn aber ſelbſt träumen wollen, dann wär' er ein Duckmäuſer geworden, eine Mondſcheinpaſtete, und nicht der größte Held, der je Kühnes ersonnen.

Ich wußt' es; ich ſchrieb Dir's in's ABCbuch. Darin ſteht: Iß Beefſteak und trinke Rheinwein! O Junius! warum verſtandeſt Du das nicht? Muß man denn von jedem Menſchen vorausſetzen, daß er ein Dummkopf ſei? Muß man Kernſprüche für jeden erläutern, umſchreiben, zu Brei machen, damit er ſie begreife? Muß man Alles aus dem Lapidarſtyl in der Frau Muhme Salbaderdeutſch überſetzen? — Lebe, lebe! das wollt' ich ſagen. Lebe ächt und derb und tüchtig! — Nun iſt's vorbei. — Schwelge Du fort in ſeligſtem Faullenzen! Dein alter Onkel iſt des Lebens ſatt, denn er hat weder aus Dir, noch aus ſich ſelbſt was machen können. —

O ja! Alles gleich von tauſend Seiten beſehen, über Alles Bücher zuſammenſchwatzen, in unendlicher Objectivität Alles, auch jede Lumperei, zu würdigen und in unendlicher Ironie Alles, auch das Göttliche, zu belächeln — das hab' ich los! Allen geſunden, feſten Kern habe ich zu einem breiten Reflexionsbrei zerrieben und zermalmt.

O Gott! warum haſt Du mich nicht mit Einſeitigkeit, mit Beſchränktheit geſegnet? Ich hätte Großes gethan als Feldherr, Staatsmann oder Dichter. Aber die Viel- und Allſeitigkeit, die Sinn und

Gedanken auseinanderstäubt, wie das zerstreuende Glas das Licht der Sonne, die ließ mich im Centrum nichts übrig behalten, nichts, das ich hätte zusammenraffen und verdichten können zu zeugendem Strahl.

Du verdammtes Selbstbewußtsein! Um alles gesunde Gefühl hast Du mich betrogen! Wollt' ich zum Fühlen kommen — da sprang immer der Kobold auf und lachte drüber und zeigte mit seinem knöchernen Finger drauf und schrie mir zu: „Da sieh' hin! das ist Dein Gemüth. Sieh' doch recht genau zu, wie ungeheuer lemisch es da drin rumert und schreib' ein Lustspiel drüber!"

Und fühlt' ich einmal wirklich, da fuhr ich rasch zusammen, denn der Kobold schrie: „Kuck! halt fest, halt fest! Halt die Katz' beim Schwanz! Das kann ein Gedicht geben oder eine pathetische Stelle für ein Drama!"

Und sah ich Andre, in ernster, erhabner Unbefangenheit, über ungeheuren Lebensschmerz weinen oder kämpfend schweigen — da wollte mich tiefes Erbarmen und mildes Mitgefühl überwältigen; aber ich Schändlicher riß mich los, schaute mit dem kalten Anatomenlächeln der Beobachtung in's zerrissne, zuckende Herz, und der Kobold in mir kreischte: „Sieh'! das kannst Du wieder brauchen. Das giebt ein Novellchen, 2 Louisd'or per Druckbogen.

Und ward ich dann unwillig und zornig über mich selbst und rief: „Ich Elender! das Heiligthum des Grams durch überlegte Frechheit zu schänden und zu

beflecken!“ da schrie der Kobold wieder: „Schau, schau! dies Dein schönes Entrüsten gegen Dich selbst kannst Du eben auch wieder brauchen; es giebt einen vortrefflichen, originellen Meneleg; — nur mit der gehörigen Ironie behandelt! nur drüber steh'n geblieben!“ —

O! hätt' ich mich hineingestürzt in's Leben! hätt' ich mich versenkt in Lust und Weh! ich wäre gekräftigt hervorgegangen aus dem Gewühl, ein ganzer, voller, einiger Mensch, ohne den Doppelgänger von Kobold, diese schlechte eine Hälfte, die der andern allen Genuß des Daseins wegstellet. Ist das Humor? Ja, das ist Humors Affe. Ein schöner Humor, der die Begeisterung erwürgt! — Aber jetzt ist es zu spät — aus mir wird nichts mehr.

Die einsame Natur soll mich besennuyren und mich meine und der Menschen Erbärmlichkeit vergessen machen. Ich geh' heut noch zu Fuß weg und wandre in die Abyssinischen Hochalpen. Da wird noch eine kräftige, unentweihte, riesige Natur sein und hoffentlich stoße ich wochenlang auf keine menschliche Spur. Dort mag irgend eine Bestie mich verschlingen; es ist den Teufel was dran gelegen!“ —

Er trat zum Tisch, um zur Reise seine Cigarrentasche aus der Schublade zu nehmen. Da fiel ihm sein Manuscript der Tragödie „Hanswurst“ in's Auge. Unwillig packte und zerknitterte er es und rief: „Ha! bist Du auch da und verhöhnst mich?

Du solltest der Triumph, das Resultat meines ganzen Lebens, Sinnens und Denkens werden. Aber kam ich wohl dazu, keck drauf los zu schreiben, daß was dagestanden hätte, groß und gewaltig, wie mit Schwerthieben aus dem Fels gehauen? Närrte ich mich nicht selbst fort und fort mit ewigem Beginnen, Verwerfen, Umschmelzen und Wiederergreifen? Morgen willst Du wirklich anfangen! so log ich mir immer noch vor, nachdem ich längst viele hundert Bogen vollgeschmiert und wieder zerrissen hatte. Und jedes Folgende wurde noch schlechter, als das eben Verworfne; Alles Umschreibung, nicht That; Sentenz, nicht Schicksal; Selbstanatomie, nicht Gestalt.

O Hanswurst! Dein Schicksal sollte mir zur erhabnen Tragödie werden; aber ich selbst ward das Opfer. Der ewige Gottsched (denn er existirt, so gut wie der ewige Jude) hat mich umgebracht. Ich Narr! einen wunderschönen Chor der Stockphilister im Hades zu dichten, wobei Gottsched als Musikdirector den Tact schlägt, und gar nicht zu merken, daß mir selbst eine der ersten Stimmen im Chore zukommt!" —

Und er warf das Manuscript in den Ofen, schlug Feuer an und verbrannte die seit zwanzig Jahren zusammengetragenen und geschichteten Fragmente — seine einzige Hoffnung, daß sein Name nicht spurlos vorübergehn werde, wie der aller Durchschnittsmenschen.

Darauf steckte er in die eine Rocktasche ein reines Hemde, in die andre zwei Paar Strümpfe und einige Schnupftücher, in die Brusttasche eine Landcharte nebst Cigarrentasche, in die Hosentasche einen Beutel voll Goldstücke, nahm Hut und Steck, schloß die Stube ab, steckte den Schlüssel ein und ging fort.

Auf den nächsten Uebernachtungsplätzen schrieb er in's Fremdenbuch, unter die Rubrik: „Veranlassung der Reise," wohin Andre: Geschäfte, oder Erholung oder zum Vergnügen ꝛc. geschrieben hatten, ganz einfach: „Aus Verdruß." — Von Italien schiffte er nach Alexandria über und ging zu Fuß den Nil aufwärts nach Abyssinien. Dort ist er verschollen.

Aus der Brieftasche eines reisenden Engländers.

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, theurer William Kerneley, als eure Philosophen sich träumen lassen. — Du weißt, daß ich Altengland nicht verlassen habe, um Menschen zu sehn; denn die sind auswärts wo möglich noch elender, als daheim. Ich reise nur, um mein ermattetes Herz am Busen der großen, freien, wilden Natur von den Wunden zu heilen, die ein entarteter, verderbter, aller Ursprünglichkeit baarer Gesellschaftszustand ihm schlug. In allen Ländern suche ich die Gegenden auf, wo es öde, majestätisch und dräuend aussieht, und dort fühle ich mich erleichtert.

So war ich hier in der großen Stadt X. angelangt und, ohne mich um ihre Lumpenmerkwürdigkeiten zu bekümmern, machte ich mich gleich am ersten Morgen allein auf in eine angränzende, wuchernde Wald- und Klippenwildniß. Ich war noch nicht lange auf unwegsamen Stegen auf- und abgestiegen, als ich plötzlich unter mir einen tiefen Felskessel sah, durch hervorspringende Klippenwände im Umkreis sonderbar regelmäßig in zwölf zellenähnliche Schluchten auslaufend. Auf dem freien Platz der Mitte aber, genau im Centrum, ragte eine seltsame, graue Felsbildung auf, überraschend ähnlich der Gestalt eines sitzenden Mannes. Das Gesicht war unverkennbar; die Nase ragte weit hervor und trug ein entschiednes Gepräge von Finanzsinn an sich; doch nicht des großartigen Finanzgenies, das alle weitläufigen Weltverhältnisse mit hellem Blick überschauend, über die ganze Erde hin speculirt, sondern des niederen Grades — ein dumpfer, peinlicher Comptoirausdruck. Geheimnißvoll angezogen und doch von Grauen gefesselt, schaute ich auf das natürliche Standbild, als ich plötzlich, nahe bei mir, rufen hörte: „Sechs mal sechs ist vierunddreißig.“ — Und siehe! in einer der zwölf Schluchten saß eine Elster, die also geschrieen hatte. Kaum von meinem Erstaunen erholt, schallt mir plötzlich aus der entgegengesetzten Schlucht zu: „Vier mal fünf ist siebenundzwanzig.“ — Aber um kurz zu sein: in jeder der zwölf Schluchten saß eine Elster, und alle zwölf schwatzten und schrieen immer-

fort ein falſches Einmaleins durcheinander. Und bei jedem verkehrten Ausruf ging ein leiſes, aber ſichtbares Zittern durch die graue, ſteinerne Mannesgeſtalt, und die Naſe weitete ſich aus, wie vor Zorn. — Solch eine wahrhafte Merkwürdigkeit war mir noch nicht vorgekommen. Ich überwand mein Grauen und ſuchte wenigſtens eine der wunderbaren Eiſtern zu fangen. Aber ich mühte mich vergebens ab. In welche der Schluchten ich auch dringen mochte, jede Eiſter hüpfte, in träger, ſorgloſer Flucht, immer nur zwei Schritt vor mir, immer mir ihr falſches Einmaleins zuſchwatzend, bis ſie zuletzt auf unzugänglichem Felsvorſprung vor mir ſicher war. Ich eilte in die Stadt zurück. Den andern Tag miethete ich Leute, mit Vogelnetzen, Käfigen, Strickleitern, auch mit Steinhauen und Beilen verſehen, und einen feſten Wagen, um die Eiſtern zu fangen und mindeſtens den ſonderbaren Kopf des Felsmannes mit fortzubringen. Es war ein heißer Tag. Ich und meine Leute krochen und klommen Fels auf, Fels ab, hierhin und dorthin, in jede Schlucht, auf jeden Gipfel. So mühten wir uns länger als ſechs Stunden, bis wir vor Ermattung raſten mußten. Und doch war ich geſtern in weniger als einer Stunde an jenen Ort gelangt, und die Richtung war, nach dem Stand der Sonne und nach entfernteren Umgebungen, genau dieſelbe. Den andern Tag begann ich von neuem, mit noch größerem Eifer, aber vergebens. Als ich mich, durch zweckloſes Suchen, am Abend des dritten Tages endlich überzeugt

hatte, daß mein Unternehmen fruchtlos sei, bezahlte ich die Leute reichlich und ließ sie gehn. Da ich mich schon anfangs nicht für verpflichtet gehalten hatte, sie mit dem Zweck und Anlaß unsrer Arbeit bekannt zu machen, und dies jetzt, da es mißlungen war, für noch überflüssiger hielt, so hielten sie mich für verrückt und sprengten es in der Stadt aus, was mir natürlich so gleichgültig war, daß es mich nicht einmal belustigen konnte. Das, lieber Kerselen, wollte ich Dir als das bedeutendste Abentheuer meiner Reise vorläufig melden. Ein andermal mehr.

Ende

Druck von Eduard Klein in Breslau.

Friedrich von Sallet's

sämmtliche Schriften.

Vierter Band.

Des Dichters Werden.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1847.

Des Dichters Werden.

Aus

den kleineren poetiſchen Schriften

und

dem Nachlaſſe

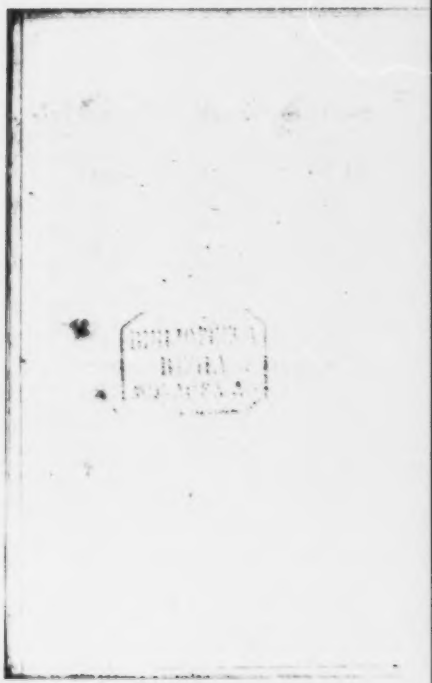
Friedrich von Sallet's

zuſammengeſtellt

von

Theodor Paur.

Breslau.
Verlag von Auguſt Schulz.
1847.



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Einleitung.

Ich habe den gegenwärtigen Band der Schriften Friedrich's von Sallet: „Des Dichters Werden" überschrieben, und glaube dadurch den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung eines großen Theiles der darin enthaltenen dichterischen Arbeiten angegeben zu haben. Es kam hier nicht darauf an, nur Vollendetes in der Art und Weise unseres Dichters zusammenzustellen und so die Sammlung aller vorhandenen Dichtungen Sallet's aus der Zeit seiner geistigen Reife zu einem endlichen Abschluß zu bringen; im Gegentheil hatte ich die Absicht, allen denjenigen, welche bereits ein so lebendiges Interesse für die Sallet'sche Anschauungs- und Darstellungsweise gefaßt haben, daß sie geneigt sind, tiefer in den Entwicklungsgang des Dichters einzugehen und das Werden desselben von der frühesten Aeußerung seiner dich-

terischen Thätigkeit an zu belauschen, einen geeigneten Cyclus sowol aus seinen Jugendversuchen als aus seinen späteren, zum Theil ungedruckten, zum Theil in Zeitschriften zerstreuten Gedichten darzubieten. Der Band enthält also erstens eine Anzahl Dichtungen aus der Jugendzeit Sallet's, welche dieser selbst gewiß nie der Oeffentlichkeit übergeben hätte, dann eine Reihe späterer Arbeiten, die entweder bereits im Druck erschienen sind oder über deren Werth der Dichter mit sich uneins war, oder die er obwaltender Umstände wegen für die Zukunft zurücklegte. Ich glaube, der Herausgeber des Nachlasses eines Schriftstellers, besonders eines Dichters, hat einen anderen Gesichtspunkt der Beurtheilung zu nehmen, als der Schriftsteller selbst bei seinen Lebzeiten genommen hatte. Der Herausgeber wird bei dem verständigen Leser nicht besorgen dürfen, durch Veröffentlichung mancher, vielleicht nur halb gelungener, Arbeiten dem wohl begründeten Ruhme unseres Dichters Eintrag zu thun. Vermißt man in den Jugendversuchen noch den Stempel der künstlerischen Vollendung, den die meisten späteren Gedichte an sich tragen, so wird man doch in keinem die Spuren eines mit Macht nach Entfaltung strebenden, reich begabten Talentes, in keinem die unwiderstehlich anziehende Kraft eines in freier Luft schaffenden Genius verkennen dürfen. Ich habe den eigenthümlichen Charakter der ersten Hälfte der vorliegenden Dich-

tungen zum Unterſchiede von der zweiten nicht treffender zu bezeichnen gewußt, als durch die allgemeine Ueberſchrift: „Luſt und Qual der Jugend.“ Die perſönlichen Erlebniſſe des jugendlichen Dichters bilden ſo ſichtbar den Grund und Boden dieſes Abſchnittes und geben demſelben ein ſo ausſchließlich biographiſches Intereſſe, daß ich es angemeſſen fand, inſoweit es ſich thun ließ, die chronologiſche Reihenfolge feſtzuhalten. Als Abſchluß dieſer Jugendperiode habe ich die Zeit der Herausgabe der erſten Gedichtſammlung vom Jahre 1835 angenommen, und deshalb den größten Theil derſelben dem erſten Abſchnitt eingereiht. Der Beſitz von Sallet's Handexemplar dieſer erſten Sammlung hat mich in den Stand geſetzt zu erkennen, wie der Dichter bei der Anordnung ſeiner „geſammelten Gedichte“ vom Jahre 1843 jene früheren Verſuche beurtheilte. Er hat außer dem „König Frühling“ und dem „Johanneswürmerprinz“ nur elf unter dieſelben aufgenommen, und faſt alle übrigen durch ein mit Rothſtift dem Titel beigefügtes: „away“ verurtheilt. Doch hat mich dies nicht abhalten können, dieſe Gedichte als Jugendverſuche abermals abdrucken zu laſſen; ſowie ich auch ſpäterhin mich noch nicht genöthigt glaubte, ein Gedicht deshalb von der Sammlung auszuſchließen, weil ich es im Manuſcript durchſtrichen fand. Ich wiederhole es: die Verantwortlichkeit über Auswahl und Anordnung in dem

vorliegenden Bande fällt allein mir, dem Herausgeber, zu; dem Dichter selbst ist daran keine Schuld beizumessen. Sallet täuschte sich durchaus nicht über die Unvollkommenheit seiner Jugendarbeiten, und er hat sie zum großen Theil selbst durch harte Verdammungsurtheile, die sich in den Manuscripten vorfinden, zu vernichten gesucht; ja er gab allen zusammen den aufrichtig gemeinten Titel: „Sämmtliche Werke eines Stümpers.“ Es befinden sich darunter besonders satirische und dramatische Versuche; von jenen habe ich: die Zubereitung des Klingemann'schen Faust, das Fragment aus: blutigste Schuld ꝛc. und die Welt außer Rang und Banden, von diesen nur die Prophezeihung abdrucken lassen. Abermals muß ich bei dieser Gelegenheit mein Bedauern aussprechen, daß der unbekannte Besitzer des Manuscriptes: „die Herzogin von Orlamünde“ die im „Leben und Wirken Friedrich's von Sallet“ von mir ausgesprochene Bitte um Einsendung einer Abschrift bis jetzt unberücksichtigt gelassen hat; dieses Trauerspiel, welches Sallet im Jahre 1838 verfaßte und das er selbst nicht für werthlos gehalten zu haben scheint, ist die einzige seiner größeren Dichtungen, die leider in der vorliegenden Gesammtausgabe fehlen muß. Die tollen Phantasien in der Satire: „Die Welt außer Rang und Banden“, welche Sallet auf Festung schrieb, finden ihr genügendes Gegengewicht in der genial-

humoristischen Auflösung des Schwankes. Aeußert der Dichter doch selbst über diesen Angriff auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in einem Briefe aus jener Zeit: „Es ist mir gar kein gutes Zeichen, daß sich mein Geist wieder zur Satire neigt; denn als ich anfing, einigermaßen ein Mensch zu werden, hörte ich fast ganz auf, Satiren zu schreiben, und gewöhnlich ist man selbst in demselben Grade verschroben und abgeschmackt, als einem die Welt verschroben und abgeschmackt vorkommt." In einem andern Schreiben nennt er diese Arbeit einen „Mißwachs auf dem Gebiete seiner Phantasie" und tröstet sich darüber mit den Worten: „Du lieber Gott, Unkraut will auch leben, wenn es nur die nützlichen Pflanzen nicht verdrängt." Die „Prophezeihung" sollte nach Sallets eigener brieflicher Aeußerung einen Anhauch von der Lieblichkeit der Gedanken und von der Leichtigkeit der Versification geben, durch welche sich die alten Minnelieder auszeichnen, ohne doch im Mindesten altdeutsche Formen zu affectiren. Uebrigens sind die Beziehungen der einzelnen Charaktere, wie ich aus Sallet's Briefen ersehe, aus dem wirklichen Leben entlehnt: Ritter Curd ist ein Freund Sallet's, der Minnesänger Franz der Dichter selbst und Marie seine damalige Geliebte, die er in vielen andern Gedichten, besonders auch in dem auf der Festung geschriebenen Sonettencyclus feiert. Unverkennbar ist in den Gedichten aus der eben bezeich-

neten Periode das ernste Streben nach Schönheit der Form, die er später ohne Bedenken der Energie des Ausdrucks aufzuopfern pflegte. Damals schrieb er in Beziehung auf die Vollendung der Form: „Mir kommt sogar ein Gedicht nicht ganz schön vor, wenn es nicht auch schön geschrieben oder gedruckt ist, und ich ärgere mich deshalb oft, daß ich eine so schlechte Hand schreibe. Die Musen ohne Begleitung der Grazien sind langweilige, lederne Mademoiselles. Die Mittel zur Hervorbringung schöner Verse sind einfach: Man passe die Versart dem Inhalt an, bringe wenig einsilbige Wörter, viele ä, ü, äu, o, a, viele l, w, ver, und lasse es nicht an weiblichen Reimen mangeln, und — sei ein Dichter.“ Wir zweifeln nicht, daß das Letztere die Hauptsache sei und jene Rathschläge fast entbehrlich macht. Indem Sallet von diesem Standpunkte den Werth seiner Poesien beurtheilte, mußte er natürlich das Urtheil der Frauen über dieselben besonders beachtenswerth finden; „denn obgleich ein weibliches Urtheil,“ schreibt er, „nie eine umfassende Kritik ist (Sie urtheilen nur nach ihrem Gefühl, nie nach dem Verstande), so fühlen sie sich doch durch gewisse Verstöße gegen den guten Geschmack leichter berührt und verletzt als wir, und ein Schriftsteller, der mitunter etwas zur Rohheit und Bizzarerie geneigt ist, kann nichts Besseres thun, als sich hin und wieder einem weiblichen Gerichte zu unterziehn.“ Sallet

schrieb diese Zeilen gewiß im Bewußtsein eigener Schwäche; denn Spuren eines derben Cynismus, besonders im sprachlichen Ausdruck, finden sich nicht blos in seinen Jugendversuchen, sondern selbst noch in einzelnen seiner späteren Gedichte, in den Contrasten und Paradoxen und im Laienevangelium. Die Prophezeihung dagegen ist ein reines, anmuthiges Bild der edelsten menschlichen Beziehungen und macht den Verlust der „Herzogin von Orlamünde" doppelt fühlbar. Der Dichter legte diesem Trauerspiel das düstere Volkslied gleichen Namens*) zum Grunde. Wie er selbst schreibt, hatte er sein Möglichstes gethan, um nicht Abscheu, sondern nach der Forderung des Aristoteles Furcht und Mitleid zu erregen. Er wollte das Stück sogleich nach Berlin schicken, zweifelte aber daran, daß sie es dort aufführen würden; denn seine Kunstansichten, meinte er, seien zu sehr vom Zeitgeist verschieden. „Was liegt mir auch viel daran?" schreibt er weiter: „Ist es ächt, so wird es doch nicht ungelesen vermodern; ist es seichte, verfälschte Arbeit, so mag es immerhin vermodern, desto besser für meinen Ruhm." Mit dem Märchen von der langen Nase schließt die satirisch-dramatische Richtung Sallet's; von

*) G. von Erlach's Volkslieder der Deutschen, Mannheim 1834. 2. Band. S. 327. Auch in Wolff's Volksl. S. 711 und in des Knaben Wunderhorn, II. S. 232. (Ausg. von 1846. II. S. 235.)

nun an war und blieb er ausschließlich lyrischer Dichter. Bei dem gegenwärtigen Abdruck des Märchens habe ich mich nicht sowohl an die Abfassung von Eduard Duller*) als vielmehr an das Originalmanuscript des Verfassers selbst gehalten, so daß noch einige ziemlich derbe Züge zu den früheren hinzugekommen sind.

Wenn ich den zweiten Hauptabschnitt durch die Ueberschrift: „Der reife Dichter" bezeichnet habe, so verstehe ich hier unter „Reife" nicht eine Periode der unbedingten künstlerischen Vollendung an sich, sondern vielmehr die schriftstellerische Wirksamkeit Sallet's von dem Zeitpunkte an, wo eine immer bestimmter in ihm hervortretende Weltanschauung die Bilder seiner Einbildungskraft gestaltete und er eine mit derselben harmonirende charakteristische Ausdrucksweise gefunden hatte. Kann noch nicht jedes Gedicht aus dieser reifen Periode ein vollendetes genannt werden, so durfte doch der Dichter mit vollem Recht von seinen Gedichten insgesammt behaupten:

„Da ist kein Stück, das nicht mein Bildniß trägt."

Man wird, hoffe ich, nicht ungern in dem zweiten Abschnitt die Eintheilung wiederfinden, welche der Dichter selbst in den gesammelten Gedichten von 1843

*) In der Zeitschrift: „Das Vaterland" (Jahrgang 1843) und in „Leben und Wirken" Friedrich v. Sallet's.

getroffen hat. So wird man am besten das Neue und bisher Zurückgelegte an das Alte, von dem Dichter selbst dem Publicum Dargereichte anreihen und mit demselben vergleichen können. Vollendet Schönes hat neben Eigenthümlichem und Charaktervollem seinen Platz gefunden; Variationen über bereits behandelte Themas konnten, insofern sie besondere Schönheiten an sich tragen oder neue Auffassungen darbieten, nicht ausgeschlossen werden. Das heilige Grundthema aller Gesänge von Sallet ist doch die ewige, unverfälschte Wahrheit des göttlichen Wortes in der Natur und in der menschlichen Seele, und die einzelnen Gedichte sind ja nur Ausführungen derselben Uridee. Die im Jahre 1838 einzeln erschienenen Dichtungen: „Die wahnsinnige Flasche," „Schön Irla" und die „Funken" habe ich an der Stelle eingeschoben, wohin sie nach der Zeit der Abfassung sowie nach ihrem Charakter gehören, nämlich zwischen die Abtheilung: „Zerrissenheit" und „Epigrammatisches." Alle drei Dichtungen tragen noch zum großen Theil das Gepräge der inneren Unruhe, die damals den Dichter peinigte und aus welcher er sich mit gewaltiger Anstrengung der Seele zu einem freien Standpunkte heraus- und emporarbeiten mußte. Wie übermüthig scherzend auch der Ton in der Sage vom toll gewordenen Flaschone gehalten sein mag: durch das Ganze blickt doch noch mehr hindurch, als die Posse des Weines zu gestatten scheint. Aber frei-

lich, dieſe ſelbſt hat ſchon Tiefe genug und ſteht mit jeder andern Lebensregung in magiſchem Rapport, ſo daß der Dichter ſchon früher die Poeſie des Weintrinkens, — „wenn man ſich nämlich derſelben mit Schönheitsgefühl, ächtem Wahrheitsſinn und Forſchungstrieb für die geweihten geiſtigen Geheimniſſe des Göttertrankes überläßt“ — mit Recht des Rühmens würdig fand. „Schön Irla“ iſt ein begeiſterter Preisgeſang auf die unwiderſtehliche Macht der Liebe, die alle Feſſeln durchbricht und zuletzt frei als Poeſie durch die Gewalt des Geſanges das Paradies erringt. Sollte man nicht glauben, Sallet habe Göthe's Worte im weſtöſtlichen Diwan klar machen wollen?:

„Wiſſet nur, daß Dichterworte
Um des Paradieſes Pforte
Immer leiſe klopfend ſchweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.“

Wie es in Allegorien gewöhnlich iſt, ſo findet man auch hier neben erſtaunenswürdiger Pracht und Fülle der ſprachlichen Darſtellung nicht ſelten jene grammatiſche Unbeſtimmtheit, ja Unklarheit des Ausdruckes, die den Gedanken ins Nebelhafte verflüchtigt und ſtatt kräftiger Bilder nur ſchwankende Töne zurückläßt. Vor dem Ende ermattet der Flug des Dichters, und es gelingt ihm nicht, den Leſer durch die Erringung des Paradieſes ebenſo zu feſſeln, wie durch die Botſchaft an die ſchlummernde Irla in der

rauchigen Hütte des Nordlandes. An einer Stelle habe ich mir erlaubt, eine offenbare grammatische Unrichtigkeit durch eine leichte, kaum merkliche Aenderung zu entfernen. Auf die „Funken" lasse ich zu Anfang der Abtheilung: „Epigrammatisches ꝛc." zunächst: „Neue Funken" folgen, weil ich weiß, daß Sallet beabsichtigte, die meisten der hier mitgetheilten Epigramme unter diesem Titel drucken zu lassen. Erscheint Manches in dieser und in den beiden folgenden Abtheilungen, sowie überhaupt in der ganzen Sammlung düster, scharf, angreifend, ja vernichtend, so bedenke man, daß der Dichter die Welt und ihre Geschichten klar und unverfälscht wiederspiegeln soll. Was kann der Spiegel dafür, wenn nicht blos anmuthige Kindergesichter, schöne Frauen und erhabene Heldengestalten, sondern auch Fratzen und Schreckbilder sich darin zu beschauen pflegen? Muß der Dichter deshalb einseitige Beurtheilungen erfahren*), so läßt sich dagegen nichts Anderes thun, als den allzu raschen Kritikern anrathen, den Dichter erst vollständig kennen zu lernen, ehe sie ihr Urtheil sprechen. Und so überlasse ich diesen reichen Kranz frischer und gesunder Geistes-

*) Wie er sie von Karl Gödeke (s. Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843, Hannover 1844. S. 217) und von Dr. Joseph Hillebrand (Deutsche Nationallitteratur, Hamburg und Gotha, 1846, 3. Theil, S. 545) erfahren hat.

blühen dem Schickſale, das die Welt ihm bereitet, — mag ſie mäkeln oder ſich daran erfreuen, in jedem Fall wird ſie die ächten Grundzüge der Saller'ſchen Muſe wiederfinden. Läßt ſich aus dem Ganzen ein Leben in treuer Liebe für das Schöne, Wahre und Große, ein Leben in freier Thatkraft des Geiſtes erkennen, dann iſt der Zweck der vorliegenden Sammlung erreicht.

Reiſſe, den 10. November 1846.

Theodor Paur.

Inhalt.

Luſt und Qual der Jugend.

	Seite
Der Frühling	3
Forſchen und Zweifeln	4
Der Menſch und die Größe Gottes	4
Dichterfrühling	5
Zuſchreibung des Klingemannſchen Dank. Eine Hausſcene	6
Fragment aus: Blutigſte Schuld und blutigſtes Recht, Schickſalsdrama in 5 Akten	14
Jean Paulé Himmel	27
Die Prophezeyung. Scenen aus dem Mittelalter	33
Genelis	56
Die Welt außer Rang und Banden. (Ein Lustbild.)	65
Die Reiſe	95
Sturmlied	96
Fragment aus dem Tagebuche eines Unſeligen	99
Genelis	102
Morgenlied	103
Abſchied	104
Liebeszauber	106
Unglück	107
Wunder der Liebe	107
Petrarka	108
Dichterglück und Unglück	109
Reich und Arm	114
Das Liebchen Krankheit	119

	Seite
Liedeslied	116
Lied von den Sternen	117
Die trauernde Mutter	120
Frühlingslied	122
Gönnt mir meine Thränen	123
Lorbeer und Myrthe	125
Die träumende Jungfrau	125
Der Greis	126
Die Veilchenblume	127
Der schlafende Königssohn	128
Das Heimweh	129
Gott	133
Todesahnung	134
Theodor	134
Der Hirtenknabe	143
Die lange Nase. Dramatisches Märchen	149
Autobiographische Kunstübersicht	190

Der reife Dichter.

Naturleben und junge Liebe:

Frühlingsverkündung	200
Die Lerche	204
Der erwachte Schmetterling	206
Der verfundne Schmetterling	207
Mückenlied	208
Liederbote	209
Sphärenklang	210
Thränen	210
Ruh	211
Waldverlobung	213
Bach und Rose	217
Das Bett des Rheins	219
Erinnerung	220

Zerrissenheit:

Des Dichters Seele	224

Seite

Erdenliebe 236
Die beiden Tempel 238
Stoßseufzer 239
Ahasverus in der Wüste 240
Der Schädel 243
Der norddeutsche Dichter 246
Selbstanklage 248
Trost 248
Sternenspiegel 249
Nacht 250
Die Macht des Herzens 250
Frischer Muth 251

Die wahnsinnige Flasche. Heroisches Opus in zwei Sipungen. 253

Schön Iris. Ein Mährchen. 285

Funken 305

Epigrammatisches, Satirisches und Lehrhaftes:

Neue Funken 306
Dichterberuf 309
Vom Bauer, der einen Adler fing 309
Orgenische Krink 401
De gustibus non disputandum 402
Auch' io sono pittore 404
Die ewigen Gluddisten 405
Selbstmordpläne 409
Jubelglück 410
Verschlossenheit 411
Wohlredenheit 411
Der Practische 411
Beweis vom Dasein Gottes 411
An den Dichter 412

Romanzen und Balladen:

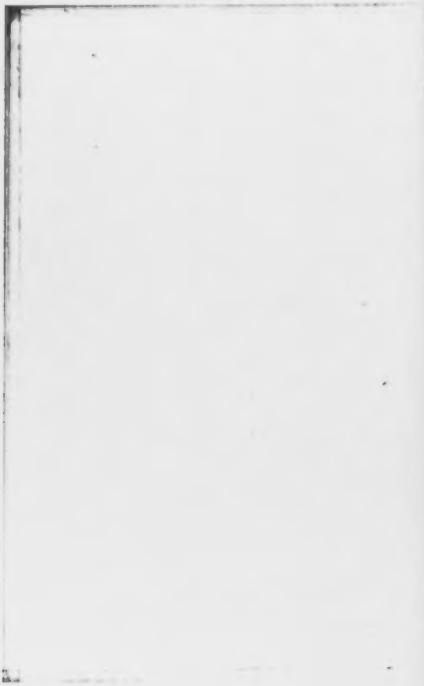
Die Waise 415
Frühlingsgenesung 417

	Seite
Der Wind	418
Der Geächtete	419
Die Betzerglocke	422
Die Demagogen vor anno olim	424
Der simple König	429
Ja und Nein	431
Vision des Gerichts	433

Ernsthafte Gedichte:

An die Weltkinder	439
Gamotas	440
Der gefangne Sänger	441
Der Gericht	444
Der gebildete Jüngling	445
Die Zukunftnarren	447
Was hilft's?	450
Mutterklage	453
Aberschwärmereien	455
Protestantisches Wallfahrtslied	457
Göttliche Autorität	459
Phantasmagorie	462
Bürgereinigkeit	464
Lall	465
Glück auf!	468

Luſt und Qual der Jugend.



Der Frühling.

(Geschrieben 1825, als der Dichter 13 Jahre alt war.)

O Frühling, du erscheinst uns wieder,
So hold, so mild, so rein,
Zu deinem Lob erschallen Lieder
Im Felde und im Hain.

Die Erde war vor Frost erstarret,
Kein Pflänzchen grünt' auf ihr,
Doch lange nicht hat sie geharret,
Sieh, da erscheinst du ihr.

Erquickest uns durch dein Erscheinen,
Mit deinem Blumenduft;
Drum preisen wir dich mit den Deinen,
Den Vögeln in der Luft.

Wie wirst du uns erst dann erfreuen,
Wenn nach dem Todespfad
Die Guten und dem Herrn Getreuen
Gott aufgenommen hat!

Dort wirst du unvergänglich blühen
Und herrlicher als hier,
Drum geht mein eifriges Bemühen,
O ew'ger Lenz, nach dir!

Forschen und Zweifeln.

(Wahrscheinlich vom Jahre 1829).

Ewiges Forschen nach Wahrheit, das ist des Menschen Bestimmung,
Aber forscht er, wie oft wird er dem Zweifel zum Raub.

Der Mensch und die Größe Gottes.

(Wahrscheinlich ebenfalls von 1829).

Mensch, erschrick nicht vor der Größe Gottes,
Groß ist er, allein du kannst ihn fassen.
Wie der klare Tropfe in der Blume
Faßt und wiederstrahlt den ganzen Himmel,
Also auch des Menschen reine Seele
Fasset Gottes Bild und strahlt es wieder.

Dichterfrühling.

(1830.)

Wie Frühling iſt es, wenn die Liebe
Ein in das Herz des Dichters zieht;
Da leuchtet, duftet, grünt und blüht es.
Und jede Blüthe wird ein Lied.

Zubereitung des Klingemann'schen Faust.

Eine Hexenscene.

(Vom Jahre 1851.)

Personen:

Parisia, Königin des Unsinns und der Langweiligkeit ꝛc.
Fade
Insipante
Absurde } drei Hexen, ihre Dienerinnen.
August Klingemann.
Der Verstand.
Die tragische Muse, als stumme Person.

Die Handlung geht vor in einer finstern, doch nicht allzu grausenhaften Höhle, mit Schlafmützen und andern Insignien ausgeschmückt. Parisia, in einer idealischen Kleidung, steht in der Mitte. Fade, Insipante und Absurde liegen zu ihren Füßen und gähnen.

Parisia. Bevor ich euch, getreue Dienerinnen,
Verkünd'ge, was ihr jetzo sollt vollbringen,
Wird's nöthig sein, daß ich euch treu erzähle,
Was ich damit bezwecke, und um dieses
Recht einzuseh'n und zu begreifen, ist es
Vonnöthen auch, daß ihr erfahrt, woher
Und wer ich bin. Wie, oder hätt' ich's euch
Wohl schon einmal erzählt?

Die drei Hexen. O tausendmal
Hast du uns schon damit die Zeit verlängert.
Paritia. Thut nichts, so hört es denn noch einmal an.
Ich, von des Teufels Gnaden, Königin
Des Unsinns, so wie der Langweiligkeit,
Gekrönte Herzogin der Abgeschmacktheit,
Und was mir sonst für Titel noch verleih'n,
Ich stamme eigentlich aus Frankreich her.
Allein trotz meiner faden Sinnesart
Fühlt' ich schon früh der Herrschsucht starken Trieb
Und suchte, bald mit Unglück, bald mit Glück,
Wo möglich mir die Welt zu unterwerfen.
So faßt' ich auch in Deutschland festen Fuß.
Allein trotz meinem eifrigen Bemüh'n,
Sind stets noch viele trotz'ge Männer da,
Die meiner Herrschbegier sich widersetzen
Und meine Macht zu unterdrücken suchen.
Doch fand ich auch viel treue Freunde hier,
Und einer, welchem ich besonders hold,
Scheint mir dazu geeignet, meine Pläne
Auf's deutsche Volk zu unterstützen. Bald
Wird er in dieser Höhle hier erscheinen.
Braut unterdessen mir ein Werk zusammen,
Das eurer, so wie meiner würdig sei,
Und gebt's, wenn es vollendet, in die Hände
Des guten, mir so sehr gewognen Dichters.

(Sie verschwindet. Wo sie gestanden hat, steigt ein Kessel und ein mattes Feuer aus dem Boden. Die Hexen beginnen ihre Arbeit).

Fada. Gießt Waſſer denn hinein,
Wäſſrig muß die Miſchung ſein.
Lauer, eklig, trüber Waſſer,
Das entzücket den Verfaſſer.
Alle Drei. Lodre, brodle, daß ſich's modle,
Lodre Lohe, Keſſel brodle.
Abſurda. Um das Ding piſſant zu machen,
Schöpfet aus dem Höllenrachen
Etwas heiße Schwefelflammen.
Doch damit's den zarten Damen,
Welche von den Logen aus
Einſt erblicken dieſen Graus,
Nicht die zarten Nerven ſchwäche,
Schöpft nur von der Oberfläche,
Weil es, wenn ihr tiefer dringt,
Gar zu ſchrecklich brennt und ſtinkt.
Alle Drei. Lodre, brodle, daß ſich's modle,
Lodre Lohe, Keſſel brodle.
Anüanta. Jetzt werft Fluch, Entſetzen, Grauſen,
Schaudern, Schrecken, Sturmesſauſen
Und dergleichen Bagatellen
In die ekelhaften Wellen.
Aber nur die Redensarten,
Die ich nannte, werft hinein;
Denn die Sachen ſelber möchten
Gar zu derb und kräftig ſein.
Ein'ge Schock Interjectionen,
Ach's, O's, Hu's dürft ihr nicht ſchonen,

Auch Ausrufungszeichen viele
Führen euch zu eurem Ziele.
Alle Drei. Lodre, brodle, daß sich's modle,
Lodre Lohe, Kessel brodle.
Absurda. Gift und Dolch und Mord und Tod
Und dergleichen schwere Noth,
Eine unglückselige Kugel,
Die der Teufel lenken kann,
Daß zum grausen Vatermörder
Wird der erste beste Mann,
Ohne selber einzusehn,
Wie ihm eigentlich geschehn,
Und dergleichen Tollheit mehr
Reichet auch, ihr Schwestern, her.
Alle Drei. Lodre, brodle, daß sich's modle,
Lodre Lohe, Kessel brodle.
Fada. Kostet, Schwestern! Fehlt noch was
Zu dem schauderhaften Fraß?
(Sie kosten, es scheint ihnen noch nicht recht zu schmecken.)
Absurda. Könnt ihr so vergeßlich sein?
Ja, das Beste fehlt darin:
Unsinn gießet noch hinein,
Lasset ihn den Brei durchziehn.
Nehmt recht viel, damit die Seele
Nicht dem schönen Werke fehle.
Ankjanta. Doch, wo kriegen wir ihn her?
Fada. Ob da viel zu fragen wär'?
Unsinn giebt es überall.
Geh', o Schwester, hol' einmal

Jenes kleine Fläschchen her;
Drin ſich ein Extract befindet
Aus der eleganten Welt,
Aus Journalen, Operetten,
Der des Unſinns g'nug enthält.

(Das Fläſchchen wird gebracht, geöffnet und ausgegoſſen.
Während dieſer Zeit ſprechen)

Alle drei. Es erfüllet ſüßer Duft
Aus der Flaſche rings die Luft,
Herrlich wird das Werk gedeih'n,
Wo ſolcher Unſinn kommt hinein.

(Sie gähnen den Keſſel mit Entzücken an.
Der Verſtand tritt auf.)

Verſtand. Wenn ich nicht der Verſtand ſelbſt wäre, würde ich mich manchmal recht unglücklich fühlen. So viele Leute haben mich dummer, ungerechter Weiſe verſtoßen, und nun muß ich mich noch in dieſer öden Gegend verirren. Wo in aller Welt bin ich hier hingerathen? Es iſt hier eine ſo dumpfe Luft, in der ich's nicht länger aushalten kann. (Er erblickt die drei gähnenden Ungeheuer.) Pfui Teufel! was ſind das für ſcheußliche Ungethüme! ich wäre vor Schreck faſt umgeſunken. Was machen die denn hier? (Er nähert ſich dem Keſſel, fährt aber raſch wieder zurück und mit der Hand an die Naſe.) Pfui, pfui, welch ſchauderhafter Brei, der ſtinkt ja ärger, als alle Kinderſtuben Europas zuſammengenommen! Hier hall's der Henker länger aus. (Indem er wegläuft, ſpuckt er aus; zufällig fällt etwas von ſeinem Speichel in den Keſſel, welcher mit großem Ge-

öfe aufschäumt. Die Hexen sind zu Boden gesunken und liegen in fürchterlichen Zuckungen da.)

Fada (sich erhebend).
Schwestern, sagt, um's Teufels Willen,
Welch ein Unthier war denn das?

Absurda. O ich kenn' ihn, den Abscheul'chen.
Schon in meiner Kindheit schreckte
Meine Mutter mich mit ihm.
Hört's, ihr Schwestern, hört's mit Grausen!
Dieser Mann war — der Verstand.

Die beiden Andern. Der Verstand!? Au au, hu hu!

Anüjanta. Weh, er hat in unsern Brei gespuckt!
Unsre ganze Müh' ist nun verloren,
Etwas vom Verstande nur verdirbt
Unser schönes, mühevolles Werk.

Fada. Ach, vielleicht ist aber noch zu helfen.
Daß man vom Verstande nichts drin schmecke,
Laßt uns mehr des Wassers dazu gießen,
Daß es wieder schön und wäss'rig werde.
(Es geschieht.)

Alle drei (piano).
Lodre, brodle, daß sich's modle,
Lodre Lohe, Kessel brodle.

Absurda. Juckend sagt mein Daumen mir,
Etwas Fades naht sich hier.
Nur herein!
Wer mag's sein?

Klingemann (tritt auf und verbeugt sich). O meine allervortrefflichsten Damen, find' ich Sie hier bei-

sammen? (Er küßt ihre Hände.) Was haben diese niedlichen Händchen wieder vollbracht?

Heren. Ein namenloses Werk.

Klingemann. Nun, so brauche ich blos den meinen darauf zu schreiben: dann ist's nicht mehr namenlos. Ihre hohe Königin hat mich hierher bestellt; haben Sie die Güte, meine Damen, und geben Sie mir das, was für mich bestimmt ist.

(Die Heren ziehen ein Manuscript aus dem Kessel und überreichen es ihm.)

Absurda. Leider, lieber Herr Poet,
Ist es nicht so ganz gerathen;
Der Verstand kam vorher trennd
Zu uns her und spie hinein.
Und so hat es denn auch leider
Einen kleinen, kleinen Beischmack
Vom Verstande beibehalten.

Klingemann. Nun was thut's, wenn es diesmal auch nicht ein ganz vollkommnes Meisterstück ist. Leben sie wohl, meine Damen; vielen Dank für Ihre Bemühungen. Hier bringe ich Ihnen einen Band Kotzebue'scher Trauer- und Schauspiele. Apropos, ich habe mich seit einiger Zeit auf die Taschenspielerei gelegt; wollen Sie eine Probe meiner Kunst seh'n?

Heren. Lassen Sie denn seh'n, was Sie vermögen.

Klingemann. Nehmen Sie sich aber zusammen, meine Süßen, es werden Namen und eine Erscheinung vorkommen, die Ihnen sehr fürchterlich sind. Erschrecken Sie aber nicht, es ist Alles nur Täuschung. —

Muse der tragischen Dichtkunst! bei Aeschylus, Sophocles, Shakespear, Calderon, Goethe und Schiller beschwöre ich dich, Melpomene, erschein'!

(Melpomene, eine hohe, herrliche Gestalt, erscheint mit zürnenden Mienen. Die Herren, die schon bei Nennung der Namen gewaltig erschrocken sind, fangen an, an allen Gliedern zu zittern. Klingemann zieht eine Feder hinter dem Ohre hervor und fängt damit an, an der tragischen Muse zu hantieren, welche sich unter Zürnen und Wehklagen verkleinert und umgestaltet, bis sie zuletzt als kleine, verkrüppelte Zigeunergreisin, heulend und wimmernd, herumtrippelt. Ihr ganzer Anblick ist ekelhaft lächerlich.)

Die Herren (voll Freude und Erstaunen). Ha brave, brave, bravissimo!

Klingemann. O, ich bitte.

(Der Vorhang fällt.)*)

*) Darunter steht im Manuscript die spätere Selbstkritik: „Ungerecht und unbestimmt."

Fragment
aus
Blutigste Schuld und blutigstesteste Rache.

Schicksalsdrama in 5 Acten
von
Anastasius Dunkelbeich.

Doch mit des Erschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und des Unglück schreitet schnell.
Schiller.

In dem Nachlasse des hoffnungsvollen jungen Mannes aufgefunden.

(Vom Jahre 1884.)

Act I.

(Wald. Unter einem Baume liegt Fritz von Plunderweg und ißt ein Butterbrot.)

Fritz. Was thuet mich doch nur für eine Ahnung schrecken,
Das liebe Butterbrot selbst will mir nicht mehr schmecken;
Es quält, es drückt, es drängt, es ängstigt fürchterlich
Mein armes Herz, als sollt ein' Mord begehen ich.
O grauses Schicksal du, du unerbittlich Wesen!
Wenn du mich hast verdammt, dann bin ich ja verlesen.

Jetzt bin ich freilich noch unschuldig wie ein Lamm,
Willst du's, bin ich ein Mörder, noch eh' der Abend kam.
Um mich vor deinem Zorn, vor Sünde vorzusehen,
So schlaf' ich lieber ein, dann kann ja nichts geschehen.

(Er schläft ein, in der einen Hand das Butterbrot, in der andern das Brotmesser haltend.)

Franz (sein Bruder, tritt auf).

Mein Bruder doch nichts thun, als schlafen, essen kann,
Da liegt er wieder da, und schnarcht, der faule Mann.
Mein Vater schickt mich her, ich muß den Fritze wecken,
Doch plötzlich hält mich fest ein unbekanntes Schrecken;
Mir ist's, als würde er, weckt' ich ihn, prügeln mich.
Doch was! an Ahnungen und Geister glaub' ich nich,
Ich wage mich heran. He, wach' doch auf, mein Bruder.
Der Vater ruft nach dir. (Rüttelt ihn.)

Fritz (halb wachend, halb im Traum, fährt plötzlich auf.)

O du verfluchtes Luder!

(Durch eine gewaltsame Bewegung seiner Hand fährt das Brotmesser in Franzens Herz. Dieser sinkt blutend nieder.)

Franz. O meine Ahnung! Weh! ermordet hast du mich. (Stirbt.)

Frik (noch zähnend).

War nicht die Katze hier, und ennuyirte mich?
(Er sieht die Leiche.)
Doch nein, die Katze nicht, o weh, o weh, o wehe!
Mein Bruder liegt von mir ermordet, wie ich sehe.
Ach, acherach, oh, oh, ohweh, ohweh, hu hu!!!!!
Du grauses Schicksal du, du Ungeheuer du!!
Dem Morde zu entgeh'n, ergab ich mich dem
Schlafe,
Doch meiner Faulheit folgt die fürchterlichste
Strafe.
Ich Scheusal der Natur, ich mehr als Scheusal ich!
Erschlagen ist mein Bruder, erhängen will ich mich.

Brigitte (seine Schwester, tritt auf).

Ich hörte hier etwas, wie einen Ochsen brüllen,
Was es gewesen sei, die Neugier mir zu stillen,
Kam ich hierher — doch weh, was seh' ich liegen da,
O wehe doppelt mir, daß ich sah, was ich sah!!

(Sie verhüllt ihr Gesicht mit beiden Händen und beugt sich laut heulend über die Leiche ihres Bruders. Frik hat indessen vergebliche Versuche gemacht, sich zu erhängen, indem er, den Strick um den Hals, ihn oben um einen Zweig schlingt, dann in die Höhe springt, um ihn auf der andern Seite herunter, und so sich selbst in die Höhe zu zieh'n. Bei einem gewaltigen Sprunge läßt er den Strick los und fällt herunter auf seine Schwester, der er das Genick bricht. Sie sinkt um und stirbt mit einem leisen Seufzer.)

Frik. Wie! Schicksal, willst du mich durchaus nicht
hängen sehen?
Doch wer ist diese hier, was ist denn hier ge-
schehen? — —

Wo nehm' ich Lunge her, das Elend auszuschrei'n?!!
Gefallen hab' ich todt mein trautes Schwesterlein!
Nichts weiß zu sagen ich, die Zunge stockt vor Grause,
Drum mach' ich lieber hier im Jammern eine Pause.
(Er steht eine Weile schrecklich da, dann bricht er los:)
O Schicksal, Ungethüm, wozu hast' mich gebracht,
Welch' ein verworfnes Vieh hast du aus mir gemacht!
Ach, Kain ist gegen mich ja nur ein dummer Bengel,
Franz Moor, der Satanas, ist gegen mich ein Engel.
Den Kain überkaint, den Moor selbst übermoort
Hab' ich durch diesen zweiten, noch fürchterlichern Mord;
Und wollt' ich jetzo auch mich gleich zu Tode schlagen,
Wer weiß, wen träf' ich mit, ich darf es gar nicht wagen.
Au, Au! höchst schauderhaft, ganz ohne viele Müh'
Ward ich ein Bösewicht, ich weiß es selbst kaum wie!
(Der alte Plundrowitz tritt mit seiner Frau auf.)
P. a. P. Das ungezogne Volk! wo nur die Jungen bleiben?
Den Ungehorsam muß man ihnen doch vertreiben.
Ich hab' dir's oft gesagt, du bist für sie zu gut,
Durch Strenge nur allein zähmt man den Uebermuth.
Frau. Daß doch die alten Herrn nur immer brummen können,

Du willst den Jungen auch nicht eine Freude
gönnen. —
Doch weh! was seh' ich da, ich sink' in Ohnmacht
hin! (Sie thut es.)

P. a. P. Entsetzlich, unerhört; es wirbelt mir der
Sinn.
(Er steht erstarrt da.)

Frih. Da kommen meine Aeltern, du grauser, schwarzer
Fritze,
Lauf' fort in alle Welt, hier bist du nichts mehr
nütze!
(Er läuft fort.)

P. a. P. Welch' Ungeheuer, weh, hat dieses mir ge-
than?

Frau (sich erholend). Wo bin ich, leb' ich noch?
Was sagst du, lieber Mann?

P. a. P. Der Fritze hat's gethan, da läuft er fort,
der Bube.
Mein eigen Fleisch und Blut! Bald sink' ich in die
Grube;
Doch eh' ich es gethan, will ich verfluchen ihn!

Frau. O, willst du mehr des Jammers noch auf den
Hals dir zieh'n?

P. a. P. Schweig' still! ich will nunmehr den grausen
Fluch beginnen.
Dein blut'ger Doppelmord, er treibe dich von hinnen
Und immer fort und fort, bis ganz dein Fuß wird
wund,

Die Kleider dir zerreißen, verdorrt der schnöde Mund,
Der heuchelnd hundertmal: „lieb Väterchen“ mich nannte,
Indeß des Mordes Glut in deinem Herzen brannte;
Als einem Räudigen soll man vor jeder Thür
Voll Ekel und voll Hohn die Wege weisen dir!
Nie sollst du andre Dinge, als Noth und Haß erwerben!

Frau. Halt' ein, mein lieber Mann! sonst muß ich gleich hier sterben.
Genug hat er des Grams, mit Fluchen ihn verschon',
Bedenke doch, mein Schatz, er ist doch unser Sohn.

P. a. P. Du falsches Rabenaas, du hast ihn mir geboren.
Krepir' du immerzu, an dir ist nichts verloren!
Verflucht sei Alles, was ihm jemals theuer war,
Das Haus, worin er wuchs, der Schooß, der ihn gebar,
Verflucht sein Vater! — nein, bald hätt' ich mich versprochen,
Sein Vater bin ich selbst, an dem sei nichts gerochen.

Frau. Ich sterb', ich fühl' es wohl, das matte Herz mir bricht,
Leb' wohl, mein lieber Mann, dir fluchen thu' ich nicht. (Sie stirbt.)

P. a. P. Nun ist die Alte auch zum Belzebub gefahren.
Das Schicksal ist erbost auf mich, mich alten Narren.
Wer kocht nun fürder noch so gut den Kaffee mir?

Wie ein verdorrter Baum steh' ich verlassen hier.
Doch jetzo muß ich geh'n, den Spuk hier zu erzählen,
Und bei dem Tischler gleich drei Särge zu bestellen.
(Er schwankt ab.)

(Die Bühne verfinstert sich. Donner und Blitz. Es erschallt ein fürchterliches Gelächter. Das Schicksal, eine dunkle Gestalt, der man eigentlich nicht recht ansieht, was sie vorbedeuten soll, tritt auf.)

Schicksal. Hi hi, ha ha!
Was ich hier sah,
Erfreut mich sehr.
Die armen Menschlein
Sind durch den Willen mein
Bald fromm, bald Mörder,
Müssen gehorchen mir,
Folgen, wohin ich sie führ'.
Aller Plundrowitz,
Plunder ist all dein Witz.
Hast dich versprochen,
Das wird gerochen!
Hast verflucht dich,
Das denk' ich.
Bist zwar schon sehr alt,
Könnt's auf natürliche Weis' werden kalt,
Will aber an den Tod schreiben,
Ihn bitten, sollst mir aufbewahret bleiben.
Sollst fallen von Mörderhänden,
Blutig dein Leben enden,
Will zum Rächer weih'n

Dein verzweifeltes Schlein,
Hier in dieſem Walde
War halte.
Hi hi, ha ha!
Mich freut, was ich ſah!
(Donner, Blitz und Schwefeldampf. Das Schickſal verſchwindet.)

Weiter reicht das ſchätzenswerthe Fragment nicht, aber der Leſer wird auch aus dieſer kurzen Probe erkennen, welch' ein herrliches Werk es hätte werden können. Der geniale Verfaſſer konnte es leider nicht vollenden; denn er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre an einem Pflaumenkern, der ihm im Halſe ſtecken blieb.

Jean Paul's Humor.

(1833.)

Er ſieht die Welt voll Thorheit und voll Laſter;
Da weiß er nicht ſo recht, was er ſoll machen,
Soll er darüber weinen oder lachen.
Doch endlich, denkt, welch einen Vorſatz faßt er!
Er lacht mit einem Aug' und weinet mit dem einen,
Bald hört man gellend lachen ihn, bald greinen.
Nun, liebe Freunde, das ſeht ihr doch ein:
Solch ein Geſicht muß eine Fratze ſein,
Und Schluchzen und Gelächter können nie
Vereinen ſich zu ſchöner Harmonie.

Die Prophezeiung.

Scenen aus dem Mittelalter.

(Februar und März 1832.)

Perſonen:

Ritter Otto.
Berta
Marie } ſeine Töchter.
Ritter Kurd.
Franz, ein Minneſänger.

Otto und Kurd.

Otto. Ich ſag' dir's ja: du biſt ein braver Junge,
Doch meine Tochter kannſt du nicht bekommen.
Warum? Das hab' ich dir ſchon oft erzählt,
Wie oft willſt du es noch von mir erfahren,
Welch' eine Prophezeiung einſt mir ward
Durch die geheimen Künſte eines Weibes,
Das mit Zigeunern in die Gegend kam?
„Einſt, ſprach ſie, wird ein fremder Ritter kommen,
Der trägt auf ſeinem Haupte eine Krone,
Koſtbarer, als von Gold, und wird mit Waffen,
Die ſtärker ſind, als die von Stahl und Eiſen,
Dein Kind beſiegen, es zum Tod verwunden

Und unter seinen Herrscherwillen beugen.“ —
Nun, sage selbst, wer kann das Kind wohl sein?
Ich habe keinen Sohn, mit Weibern aber
Kämpft man mit Waffen nicht, die Rede muß
Von einem Schwiegersohne also sein, —
Drum dich vor Schmach und Unglück zu bewahren,
Versag' ich meine Tochter Berta dir.

Kurd. Und bauend auf das Schwatzen eines Weibes
Zerstört ihr eurer Tochter Glück und meines.
Wie könnt ihr glauben, solch ein Teufelskerl
Erschiene, weil's ein altes Weib gesagt?
Und käm' er wirklich auch, ich nehm' es auf
Mit jedem Kämpfer auf dem Erdenrund;
Er komme, bin ich denn nicht Mann's genug,
Mich, so wie euch, vor seiner Kraft zu schützen?

Otto. Sorg' du für dich; ich brauche keines Schutzes.

Kurd. O, ihr seid alt und schwach.

Otto. Was war das, Junge?
Man braucht nicht jung zu sein, um brav zu fechten.
Glaubst du, das Mark schwand mir aus den Gebeinen?
Nein, junger Fant, bald sollst du anders denken.
He, Burgvogt, Burgvogt!

Kurd. Was beginnt ihr, Ritter?

Otto. Gleich sollst du's fühlen, sollst erkennen, daß
Ich auch noch Knochen habe. Burgvogt, Burgvogt! (Der erscheint.)
Bring' mir mein Schwert, das ich in Palästina
Getragen, gleich hierher.

Kurd. Was ſoll's damit?
Otto. Was ſoll's? Beleidigt haſt du mich vorhin;
Ich will doch ſeh'n, ob deine Glieder feſter,
Als die des ellenlangen Sarazenen,
Den ich mit dieſem Schwert zu Brei gehau'n.
(Das Schwert wird gebracht.)
Heraus mit deiner Klinge, wenn ſie nicht
Schon eingeroſtet iſt, heraus, ich ſchlage!
Kurd. Stellt jeden Andern gleich mir gegenüber.
Es ſoll an mir und meinem Schwert nicht fehlen,
Euch aber ehre ich als meinen Vater,
Für euch hab' ich nur Liebe, keine Streiche.
Otto. Ho, junger Herr, mit glatten Worten kommſt
Du nicht davon; ich glaube, du verſtehſt
Es mehr, zu prahlen, als das Schwert zu führen.
Kurd. Kränkt mich, ſo viel ihr wollt; ich bleibe feſt.
Burgvogt. Herr Ritter, eben naht ein Fremder ſich,
Einlaß begehrend.
Otto. Nun ſo laßt ihn ein.
Was iſt es für ein Menſch?
Burgvogt. Ich weiß es nicht,
Doch ſeltſam ſieht er aus, halb wie ein Ritter,
Halb wie ein Narr. Mit einer ſchönen Laute
Und einem grünen Kranz im Haare ging er
Das Thal entlang mit raſchem kecken Schritt;
Bald blieb er ſteh'n und pflückte bunte Blumen,
Die er dann ſinnend in das Waſſer warf,
Bald ſah er lächelnd in den blauen Himmel,

Dann ging er weiter, ſpielend auf der Laute
Und leiſe wunderbare Lieder ſingend.

Otto. So laßt ihn ein denn.

Burgvogt. Seht, da iſt er ſchon.

Franz (raſch eintretend).
Willkommen, edler Ritter; doch was ſeh' ich?
Ein blankes Schwert? das deutet ja auf Kampf.
Wo ich erſcheine, da ſei Friede' und Eintracht.
Steckt euer Schwert doch ein.

Otto (thut es). Es war nur Scherz,
Ich wollte meine alten Muskeln prüfen.
Mein grauer Kopf ſprüht oft noch Jünglingsfeuer.
Kurd, deine Hand; es bleibt mit uns beim Alten.

Franz. So, das iſt brav. Nun, Ritter, bitt' ich euch,
In eurem Schloß mir Obdach zu gewähren
Auf eine Zeit lang. Habt ihr gute Koſt,
So nehm' ich gern ſie mit; vermögt ihr nur,
Mir ſchmale Biſſen vorzuſetzen, gut,
Auch damit will ich gern zufrieden ſein;
Nur eins iſt, was ich nicht entbehren kann
An meinem Wirth: ein freundliches Geſicht;
Das zeiget mir, ſonſt wahrlich, auf der Stelle
Verlaſſ' ich euch, und das wird euch nicht lieb ſein.

Otto. Seid ihr gewiß, daß ich euch gern hier ſehe?

Franz. Stets war ich gern geſeh'n bei braven Leuten.

Otto. Ihr ſeid ein lecker Burſch.

Franz. Das mag wohl ſein.
Doch beſſer, keck ſein, als verzagt.

Otto. Ja wohl.

Das mein' ich auch; darum ſeid mir willkommen
Ihr habt wohl einen weiten Weg gemacht
Und werdet durſten; doch ich weiß es nicht,
Da ihr ſo ſeltſam ſeid in eurem Weſen,
Ob man euch einen Humpen Wein darf bieten.

Franz. Mein Gott, ſeht ihr denn nicht, ich bin ein Dichter,
Den fragt man doch nicht, ob er Wein kann trinken.
Je beſſer euer Wein iſt, deſto lieber.

Otto. Sogleich. Nun Kurd, du bleibſt doch und trinkſt mit?

Kurd. Ich bin jetzt grade nicht gelaunt zum Zechen,
Entlaßt mich, Ritter.

Franz. Bleibt doch, denn zu Dreien
Trinkt ſich's und ſchwatzt ſich's noch einmal ſo gut.
Doch könnt ihr anders nicht, als ſauer ſeh'n,
Wie jetzt, ſo gehet lieber, denn ihr würdet
Mit dem Geſichte nur die Freude ſtören.

Otto. Kurd, meine Töchter laß ich herbescheiden,
Dann bleibſt du doch wohl hier?

Kurd. Dann gar nicht, Ritter,
Ich kann ſie jetzt nicht ſeh'n. So lebt denn wohl.

(D).

Franz. Das iſt doch ſeltſam. Sagt mir, lieber Herr,
Gewiß ſind eure Töchter alt und häßlich.

Otto. Nein, Freund; man ſoll ſein eigen Werk nicht loben,
Allein ſie gleichen ihrer ſel'gen Mutter,
Und die war ſchön und lieblich, wie ein Engel.

Franz. Warum denn will der Ritter sie nicht sehn?
Otto. Das hat so seinen Haken. Ihr, mein Freund,
Ich seh's euch an, seid wohl kein Weiberfeind?
Franz. Wie, seh' ich einem Narren denn so gleich,
Daß ihr noch zweifelt? Nein, hört meinen Wahlspruch:

Schöne Weiber, guter Wein,
Spiel und Sang und Frühlingsgrün,
Dafür werd' ich ewig glüh'n,
Nichts kann wonniglicher sein.

Otto. Brav, brav! so muß ein Minnesänger denken;
Doch seht, dort kommt der Burgvogt mit dem Wein,
Und meine Töchter nah'n sich, daß wir nicht
Wie Blinde von der Farbe reden dürfen.
Franz. Bei Gott, zwei schöne Kinder!
Otto. Kommt, ihr Mädchen,
Begrüßet meinen Gast.
Berta. Seid uns willkommen.
Marie (ihn verwundert ansehend).
Was ist das für ein Mensch?
Otto. Du schnipp'sches Ding!
Was ist das für 'ne ungezogne Frage,
Empfängt man einen Gast auf solche Weise?
Gleich bitt' ihn um Verzeihung.
Marie. Lieber Herr,
Es war nicht bös gemeint, doch wenn's euch kränkte,
Vergebt es mir; ich bin nun einmal so.
Franz. O gebt euch keine Mühe, schönes Fräulein,

Von ſolchen Lippen lautet Alles lieblich,
Drum redet, wie ihr wollt.
Marie. Es iſt verzeihlich,
Daß ich die Frage that, denn ihr ſeht aus,
Als wäret ihr ein ganz beſondrer Menſch.
Franz. Ein ganz beſondrer, ja; denn ich bin glücklich,
Und leider iſt das Glück ſo ſelten, daß
Ein Glücklicher ein ganz beſondrer Menſch iſt.
Berta. O leider nur zu wahr.
Franz. Wie, ſchönes Fräulein,
Ihr habt das auch erfahren ſchon?
Otto. Ach Poſſen!
Sie iſt verliebt, das iſt das ganze Unglück.
Franz. In dieſem Unglück ruht das höchſte Glück,
So wie in düſtrer ſchwarzer Nacht ein Stern
Am ſchönſten und am hellſten leuchtet.
Otto. Kommt,
Ich hab' euch noch nicht Willkomm zugetrunken:
Glückliche Ankunft denn in meinem Schloſſe,
Und daß es euch hier lange mag gefallen!
Thut mir Beſcheid!
Franz. Von Herzen; doch das Letzte
Wird ſich wohl nicht erfüllen. Könnt' es mir
An irgend einem Orte wohlgefallen,
So wär' es hier; doch ich vermag es nicht,
Auf einer Stelle lange zu verweilen,
Stets treibt mich's wieder fort, und ſo in Wahrheit
Kann ich mein Leben eine Reiſe nennen.
So wie ihr mich hier ſeht, durchwandle ich

Seit Jahren ſchon die Welt, und nichts beſitz' ich,
Als dieſes Kleid, mein Schwert und meine Laute.
So ſtreif' ich denn von Ort zu Ort und ſinge,
Und werde gern geſeh'n und wohl bewirthet.

Berta. Mir würde bang' bei ſolcher Lebensweiſe,
Man muß doch irgendwo zu Hauſe ſein.

Marie. O nein, ich denk' es mir recht hübſch und luſtig.

Franz. Das iſt's gewiß. Wenn hinter dumpfen Mauern
So mancher ſitzt, ergeh' ich mich vergnügt
In Gottes liebem Sonnenſchein, das Herz
Geht auf im Angeſicht des blauen Himmels.
Wo ich auch bin, begegnet man mir freundlich,
Weil ich ein Fremder bin; und ohne Freude
Und Freundlichkeit hielt' ich es nirgend aus.

Otto. Allein ihr müßt doch eine Heimath haben.

Franz. Die hab' ich freilich, und ich liebe ſie,
Wie man ein ſüßes Traumbild liebt, das längſt
Entſchwunden; denn ich ſah ſie lange nicht.

Marie. Da ihr ſo viel ſchon in der Welt geſeh'n,
So könnt ihr uns gewiß recht viel erzählen.

Otto. Neugierig biſt du doch, trotz einer Andern.

Franz. O laßt ſie, Ritter, denn wer gern erzählt,
Der läßt auch gern ſich fragen. Nun, mein Fräulein,
Von was erzähl' ich euch, von meiner Heimath,
Oder von fremden Ländern?

Marie. Wie ihr wollt,
Erzählet nur, ich höre Alles gern.

Franz. So will ich denn von meiner Kindheit reden.
Mein ſel'ger Vater hatt' ein ſchönes Schloß,

Allwo er mich und einen ältern Bruder
Erzog; allein an mir erzog er wenig,
Denn ich war gar ein wunderlicher Knabe.
Nicht einen halben Tag litt mich's zu Haus:
Mich trieb ein heißes, unerklärtes Sehnen
Fern von dem Schloß in Thal und Wald hinaus,
Ja, mich ergriff gar oft ein thöricht Wähnen,
Einst werd' es meinem heißen Wunsch gelingen,
Zum fernen Sonnenaufgang hinzudringen.
Und wenn im wilden Thalesgrund ich ruhte,
Umtönet von des Eichwalds heil'gem Sausen,
Zu Füßen mir des Gießbachs dumpfes Brausen,
Da ward mir oft gar wunderbar zu Muthe:
Denn wie ich sinnend blickte in die Wellen,
Begann die junge, tiefbewegte Brust
Mit Allgewalt zu athmen und zu schwellen,
Nicht wußt' ich es, vor Schmerzen oder Lust.
Gern wollt' ich es der ganzen Welt verkünden,
Was mich bewegt, doch wo die Sprache finden?
Da horcht' ich auf der Vögel Waldgesang,
Und ich versuchte leise nun, und bang
Die Lippen öffnend, ob es mir gelänge,
Zu kleiden mein Gefühl in gleiche Klänge.
Und siehe, Klang gesellet sich zum Klange,
Und freundlich füget Wort zum Worte sich,
Stets lauter in harmonischem Gesange
Entlad' ich staunend meiner Sehnsucht mich;
Es strömet Wonne mir durch alle Glieder,
Indeß der Lipp' entschweben süße Lieder.

Und plötzlich fühl' ich nun mein Herz gesunden
Von aller Schwermuth, mir ward frei und leicht,
Denn eine Sprache hab' ich aufgefunden
Für mein Gemüth, mein Sehnen war erreicht.
So fühl' ich, ohne selbst es zu begreifen,
Mich plötzlich unbewußt zum Dichter reifen.

Otto. Hört, Freund, was ihr erzählt, das klingt recht schön,
Doch kann ich euch nicht eben ganz verstehn.

Maria. Auch ich begriff nicht Alles, was ihr saget,
Doch war es mir so wohl, euch anzuhören.

Berta. O ihr erzählt so lieblich, fahret nur fort.

Otto. Ein andermal; allein ihr seid ein Dichter:
Beim Glase Wein lieb' ich ein muntres Lied,
Singt uns denn eins, wenn es euch nicht belästigt.

Franz. Nichts thu' ich lieber. Wenn die helle Freude
So recht mein Herz besitzt, dann drängt es mich
Von selber dazu hin, und nichts vermag
Mit größrer Freudigkeit mich zu erfüllen,
(zu Marien)
Als solch' ein liebes, heitres Angesicht;
(zu Berta)
Doch gern auch mag ich meinen Blick versenken
In Augen, wie die euren, die dem See,
Wenn schwarze Wolkenbilder ernst und düster
In seiner sonst so hellen Flut sich spiegeln,
An Schwermuth und an Schönheit ähnlich sind.

Berta. Nun etwas habt ihr doch auf euren Reisen
Gelernt, — das Schmeicheln.

Franz. Nein, ich schmeichle nicht.
Doch hört mein Lied jetzt an.

Der holde Frühling iſt erwacht,
Die Erde lächelt wieder,
Es glänzt der Wald in grüner Pracht,
Rings ſchallen Jubellieder.
Im Wieſengrün
Die Blumen blüh'n
Und ſchwanken auf und nieder.

Was irgend fähig iſt zur Luſt,
Das jauchzt aus voller Seele,
Was nur Geſang trägt in der Bruſt,
Das ſingt aus voller Kehle;
Drum ziemt es ſich
Auch nicht für mich,
Daß ich im Chore fehle.

Wohlan, den lieben Sonnenſchein
Sing' ich in vollen Tönen;
Seht, wie die Strahlen rings den Hain
Mit goldnem Feuer krönen.
Doch ſchöner glänzt,
Von Huld umkränzt,
Das Antlitz meiner Schönen.

So ſoll dem ſchönen Himmelblau
Mein Loblied ſich ergießen.

Es blickt ſo lieblich auf die Au',
Als wollt' es freundlich grüßen.
Doch holder blickt
Und mehr entzückt
Das Auge meiner Süßen.

So preiſ' ich denn die Nachtigall,
Die Fürſtin der Geſänge.
Wer lebt, dem ihrer Stimme Schall
Nicht tief zum Herzen dränge?
Doch Liebchens Mund
Thut mehr mir kund,
Als ihre ſchönſten Klänge.

Ach, ich vermag auf ſie allein
Nur meinen Sinn zu lenken:
Was Himmelblau und Sonnenſchein!
An ſie nur will ich denken.
Ach, möchte ſie,
Die Holde, nie
Mein Herz durch Untreu' kränken!

Otto. Das läßt ſich hören. Als ich jung, wie ihr,
Hatt' ich ſolch' tolles Zeug wohl auch im Kopfe.
Marie. Sagt, ſeid ihr denn auf euren langen Reiſen
Eurer Geliebten immer treu geblieben?
Franz. Wer ſagt euch, Fräulein, daß ich eine habe?
Marie. Ihr ſprecht in eurem Liede ja von ihr.
Franz. Ach, das iſt blauer Dunſt nur. In dem Liede

Beſchreib' ich ſie nur, wie ich ſie mir denke,
Doch in der Wirklichkeit beſitz' ich keine.
Marie. Das glaub' euch, wer da will.
Franz. O wenn wir Dichter
Alles, was wir beſingen, fühlen ſollten,
Dann würden wir geplagte Weſen ſein.
Berta. Faſt fühl' ich mich geneigt, es euch zu glauben,
Denn liebtet ihr, ihr wäret nicht ſo heiter.
Franz. Vielleicht doch glücklicher noch, als ich bin;
Allein auf meinen ſchnellen Wanderungen
Hab' ich ja keine Zeit, mich zu verlieben.
Marie. Sagt mir, ihr tragt ſo koſtbar reiche Kleider,
Sind die beim Reiſen euch nicht unbequem?
Franz. O nein, ich mag ſie gar zu gerne leiden.
Nennt's eine Narrheit, oder wie ihr wollt,
Allein ich lieb' es, mich in Gold und Seide
Und ſchöne, bunte Farbentracht zu kleiden.
Marie. Allein was ſoll der grüne Kranz bedeuten,
Geht ihr nie anders, als bekränzt einher?
Franz. Nein, ſchönes Fräulein, der iſt wohl erworben.
Ich komme von der nächſten Stadt hierher;
Da ward, den holden Lenz zu ehren, geſtern
Ein Feſt gefeiert auf dem grünen Plan.
Es waren ſchöne Zelte aufgeſchlagen
Bei klaren Quellen, und die holden Frau'n
Luſtwandelten im friſchen Wieſengrün,
Erfreuten ſich am heitern Tanz und Spiel,
Indeß wir Sänger einen Wettkampf hielten,
Wobei mein Lied den Preis errungen hat.

Drum seht ihr mich mit diesem Kranz geschmückt,
Den ich, bis er verwelkt, nicht von mir lege.
Otto. Nun macht der Neubegier einmal ein Ende.
Kommt her, ihr trinkt ja nicht. Das liebe Deutschland
Soll leben! nun, ihr stimmt doch ein?
Franz. Wie gern!
Denn blüh'n die Fluren anderswo auch grüner,
So blüht doch nirgends in der ganzen Welt
So biedrer-Sinn bei Männern und bei Frau'n,
Als da, wo deutsche Herzen sich begegnen.
Otto. Ha, wohlgesprochen. Aber wahr ist's doch,
Es giebt sonst in der Welt noch schöne Länder.
Denkt nicht, daß ich zu Hause stets gesessen;
Auch ich war weit von hier, und es behagte
Mir unter Palästina's Palmenbäumen
Beinah so gut, als hier bei meinen Eichen.
Die Menschen freilich taugen dort nicht viel;
Nun, das hab' ich auch vielen eingetränkt.
Franz. So habt ihr wohl im heil'gen Land gefochten?
Otto. Das will ich meinen! Kommt ihr einmal hin,
So fragt nach mir, sie kennen meinen Namen.
Die Sarazenen denken ganz gewiß
An mich und meine Knechte noch. Das war
'ne schöne Zeit für einen frommen Ritter!
Es sind nun zwanzig Jahr', daß ich zurück bin.
Die letzte Schlacht —
Marie. O Väterchen, nicht weiter!
Ich fürchte mich vor dir, wenn du nicht aufhörst.

Otto. Kannſt du nicht ſchweigen, naſeweiſes Ding?
Stets unterbrichſt du mich, wenn ich erzähle.
Du haſt vorhin doch ruhig zugehört,
Was da der Sonderling geredet hat.
Marie. Das war auch ganz was anders; aber du
Sprichſt immer nur von Wunden und von Tod,
Von Blut und Hieben, daß die Haut mir ſchauert;
Zuletzt thun mir dann alle Glieder weh,
Als wär' ich ſelbſt am ganzen Leib zerhackt.
Otto. Ei, nichts iſt ſchöner, als in froher Stunde
Sich alter Noth und Arbeit zu erinnern.
Ich wette, ſo etwas auch hörſt du gern,
Wenn der da es erzählte. Nun wie ſteht's?
Wißt ihr ein Lied von Kampf und Waffenthat,
So ſingt es mir zu Lieb.
Marie. Thut's meinetwegen,
Der Klang der Laute mildert dann die Härte
Des Gegenſtandes.
Franz. Nun wohlan, ſo hört!

In allen Adern kochet
Mir kühn und wild das Blut,
Mein Herz ſchwillt auf und pochet
Vor freudig trotz'gem Muth.

Drum laßt ein Schwert mich nehmen,
Zieh'n in die Welt hinaus,
Braucht mein euch nicht zu ſchämen,
Mit Ruhm kehr' ich nach Haus.

Kaum ſprach's der junge Ritter,
Saß er zu Roſſe ſchon,
Und raſch, wie Ungewitter,
War er dem Blick entflohn.

Die Sarazenen ſcheuten
Bald ſeines Schwertes Klang,
Sah'n ſie ihn nur von weiten,
Ward ihnen eng und bang.

Ob auch die beſten Krieger
Mit ihm den Strauß gewagt,
Stets blieb der Ritter Sieger,
Stets war er unverzagt.

Nach langen blut'gen Kämpfen
Zog endlich ihn ſein Sinn,
Die Sehnſucht dort zu dämpfen,
Zur lieben Heimath hin.

Noch war er unbezwungen,
Doch es gelang gar bald,
Was keinem Schwert gelungen,
Der Liebe Allgewalt.

Wohl glänzten hell und funkelnd,
Gleich einem guten Schwert,
Die Sonne ſelbſt verdunkelnd,
Die Augen lieb und werth.

Der ſtets nur Gnade ſchenkte,
Fleht ſelbſt um Gnade nun.
Der ſtets das Schwert nur ſchwenkte,
Wird jetzt beim Liebchen ruh'n.

Ja, herrlich iſt's, zu ſiegen
Auf ruhmvoll blut'ger Fahrt;
Doch ſchöner, zu erliegen
Auf ſolche ſüße Art.

Marie. Ei das iſt herrlich! und wie hübſch es endet!
Otto. Das Ende eben will mir nicht gefallen;
Ihr wollt von Schlachten ſingen, und die Liebe
Spielt doch am Ende noch die größte Rolle.
Könnt ihr kein Lied denn dichten, junger Freund,
Ohne von Liebe etwas vorzubringen?
Franz. Ich könnt' es wohl, doch thät ich es nicht gern.
Glaubt mir, Herr Ritter, gäb' es keine Liebe,
Wir Dichter wären alle arme Stümper.
Die Liebe nur iſt ächte Poeſie,
Und was wir Dichtkunſt nennen, iſt von dieſer
Nur eine ſchwache Ahnung; denn die Liebe
Iſt ja der ew'ge Urquell alles Lebens,
Und nur was Leben ſchafft, iſt Poeſie.
Otto. Was ſchwatzt ihr wieder da für tolles Zeug!
Nehmt mir's nicht übel, doch es ſcheint mir faſt,
Daß ihr den Wein nicht recht vertragen könnt.
Franz. Das wohl, allein ich will's euch nur geſtehen:

Ich bin berauſcht oft, ohne Wein zu trinken,
Da ſchwatz' ich denn ſolch wunderliches Zeug.
Berta. Mir ſcheint's nicht eben gar ſo wunderlich.
Otto. Dich kennt man ſchon; nun freilich, den Verliebten
Iſt nichts zu wunderlich. Doch weil vom Wein
Wir eben ſprachen, dürft' ich euch wohl bitten,
Ein ſchönes, heitres Trinklied uns zu ſingen?
Franz. Ob ſchön es iſt, das kann ich nicht entſcheiden,
Allein, ſo gut ich's kann, ſing' ich's euch gern.

Was leuchtet auf der Welt ſo ſchön,
Als meines Liebchens Augen?
Wer ſie kann ohne Wonne ſeh'n,
Des Herz muß wenig taugen.
Doch eines glänzt und leuchtet klar,
Wie meines Liebchens Augenpaar:
Das iſt der goldne Wein
Im Becher hell und rein.

Welch ſüßre Ruhſtatt hat mein Mund,
Als meines Liebchens Lippen?
Mir iſt, als würd' ich erſt geſund,
Darf ich von ihnen nippen;
Und eines iſt mir doch bewußt,
Woran mein Mund mit gleicher Luſt
Sich fühlet feſtgebannt:
Das iſt der Kelchesrand.

Kann wohl ein Klang mit grös'rer Macht
Zum Herzen freudig dringen,
Als wenn die Schwerter in der Schlacht
Mit Schall zuſammenklingen?
Ja, eines giebt's, das einem Mann
Das Herz gleich ſehr erfreuen kann:
Das iſt beim Rundgeſang
Der laute Becherklang.

Drum ehrt den edlen Rebenſaft,
Preiſt ihn zu allen Zeiten,
Er giebt dem Herzen Luſt und Kraft,
Zur Liebe, wie zum Streiten.
Mit Schmach und Hohn ſei der belegt,
Des Herz nicht lauter, freud'ger ſchlägt
Bei Liebe, Kampf und Wein:
Trinkt aus und ſchenket ein!

Otto. Seht, das gefällt mir; eh' ihr von uns geht,
Müßt ihr die Worte mich behalten lehren.
Jetzt, wenn es euch genehm iſt, kommt mit mir,
Ich will euch meinen Garten zeigen.
Franz. Gern;
Doch ohne euch (zu den Mädchen), dann bleib' ich lieber hier.
Berta. Geht nur, wir kommen bald euch nach.
Otto. So kommt. (Mit Franz ab.)
Marie (läuft zu ihrer Schweſter und umarmt ſie).
O laß dich küſſen, liebe, gute Schweſter!

Berta. Was haſt du denn, Marie? du biſt mit eins
So ausgelaſſen und ſo ungeſtüm.
Marie. Ich bin ſo froh, ſo überſchwenglich heiter.
Berta. Weshalb denn aber?
Marie. Weiß ich es denn ſelbſt?
Nur eines fühl' ich: daß ich glücklich bin;
Und doch iſt mir's, als ob mir etwas fehlte.
Berta. Ich ſeh' es wohl, die wunderlichen Reden
Des Fremden haben dich verdreht gemacht.
Marie. Das iſt ein toller Menſch.
Berta. Und doch gefällt er mir.
Marie. Gefällt dir? Sehr gefällt er dir, nicht wahr?
Berta. O ja, recht ſehr.
Marie (ernſt). Wart', das ſoll Kurd erfahren.
Iſt das wohl Treue gegen den Geliebten?
Ein Andrer kommt, und gleich gefällt er dir,
Gefällt dir noch dazu recht ſehr. Gewiß
Haſt du ihm wieder auch recht ſehr gefallen;
O armer Kurd!
Berta. Kind, ich verſteh' dich nicht,
Worüber zürnſt du denn, biſt du denn Kurd?
Kurd ſelber würde das nicht übelnehmen,
Du aber thuſt, als hätt' ich dich beleidigt.
Marie. Ach Gott, ich weiß es nicht mehr, was ich rede.
Berta. Hör', Schweſterchen, es ſcheint, der junge Fremde
Gefällt dir beſſer noch, als mir; gefällt
Zu ſehr dir, für die Ruhe deines Herzens.
Marie. Geh', geh', du biſt nicht klug, wie ſollt' er das?
Berta. Mariechen, redlich!

Marie. Ach, es iſt wohl wahr,
Es klingt ſein Ton mir noch in meine Ohren.
So lieblich floß die Red' ihm von den Lippen,
Wie durch die Blumenflur ein Silberbach,
Und ſein Geſang! Ich weiß nicht, wo ich war,
Als er geſungen, doch mir war ſo wohl,
Wie nie im Leben noch.

Berta. So liebſt du ihn?

Marie. Wie, liebe Schweſter?

Berta. Ja, ich fürchte es.

Marie. Du fürchteſt es, was iſt denn dazu fürchten?
Liebt' ich ihn auch, ſprich, wäre das ein Unglück?

Berta. Gewiß. Du kennſt ja unſres Vaters Grille,
Die mir ſo manche Thräne ſchon gekoſtet:
Wir ſollen ewig ohne Männer bleiben,
Du weißt, weshalb.

Marie. Die dumme Prophezeiung!
Doch ſieh', im ſchlimmſten Fall bin ich im Stande,
Ich laufe mit dem jungen Ritter fort.

Berta. Pfui doch, Mariechen! Aber weißt du denn,
Ob er dich wieder liebt?

Marie. Warum denn nicht?
Wenn ich ihn liebe, wird er es doch auch. —
Doch freilich, das kann ich nicht eben wiſſen.
Liebt er mich nicht, verhüt's der liebe Gott,
Dann werd' ich niemals heiter mehr und glücklich.

(Beide ab.)

Franz. Marie.

Franz. Nun, Fräulein, was iſt mit euch vorgegangen?
Ich fand euch geſtern ja ſo froh und heiter;
Heut ſenkt ihr traurig euer ſchönes Haupt
Und aus dem feuchten Auge leuchtet es
Gleich einer Thräne; ſprecht, warum ſo traurig?
Marie. Ja traurig bin ich, doch unglücklich nicht.
Seht, ich begreif' es nicht, ſonſt war ich glücklich
Entweder, oder traurig. Heute aber
Iſt mir's ſo wunderlich, daß ich nicht weiß,
Ob ich ſoll weinen oder fröhlich lachen;
Wie geht das zu? ich bin mir ſelbſt ein Räthſel.
Franz. Ein Räthſel, das ich leicht euch löſen will.
Marie. Wie wollt ihr das, da ich es ſelbſt nicht kann,
Vermögt ihr in mein Inn'res denn zu blicken?
Franz. Könnt' ich ein Dichter ſein, wenn ich die Sprache,
Mit der die heilige Natur die Seele
Des Menſchen auf ſein Antlitz deutlich ſchrieb,
Nicht leſen könnte? Hört nur, ob ich prahle.

Ewig wechſelnd iſt im Leben
Leid und Freude uns gegeben,
Freude iſt ſo lieb und gut,
Leid dem Herzen wehe thut.

Aber wenn auch Freud' und Leiden
In der Bruſt ſich ewig ſcheiden,
Eines doch iſt mir bewußt,
Das vereinet Leid und Luſt.

Sollt' es euch unmöglich scheinen,
Leid und Freude zu vereinen,
O so denket nur daran,
Daß die Liebe Alles kann.

Darum, Jungfrau, fühlst im Herzen
Du vereinet Lust und Schmerzen,
Glaube: weder Leid noch Lust, —
Liebe wohnt in deiner Brust.

Nun, hab' ich es getroffen, schönes Fräulein?
Marie. Seht, ihr seid nicht gescheut.
Franz. Ha, was war das?
Ihr scheltet mich um meiner Verse willen,
Wißt ihr, daß dafür sich ein Dichter rächt?
Marie. O weh, die Rache wird wohl blutig werden!
Franz. Das nicht, will man an schönen Frau'n sich rächen,
So kommen rothe Wunden nicht ins Spiel,
Nur rothe Lippen, Blut nicht, aber Glut,
Und seht, so räch' ich mich. (Er küßt sie.)
Maria. Was fällt euch ein?
Franz. Ihr zürnt doch nicht? o nein, ihr zürnet nicht!
Marie. Der Himmel mag es mir vergeben, daß
Ich Sünderin euch nicht vermag zu zürnen,
So gottlos ihr auch seid.
Franz. Gott ist die Liebe,
Wie sollte solch ein Kuß denn gottlos sein!
Marie. Im Ernst, jetzt höret auf mit dieser Sprache,

Es ziemt mir nicht, sie länger anzuhören,
Laßt uns von andern Dingen lieber reden.
Wie lange wird's euch noch bei uns gefallen?
Franz. Ihr wünscht wohl, daß ich euch recht bald verließe,
Nicht wahr, das wünscht ihr?
Marie. Nein, das sagt' ich nicht;
Nein, meinetwegen bleibt nur immer hier.
Franz. O dürft' ich es, ich würde glücklich sein.
Marie. Ei seht, auch ihr habt ja seit gestern Abend
Gar seltsam euch verwandelt. Saget ihr
Nicht gestern noch, ihr könntet nirgend weilen,
Stets trieb es in die weite Welt euch fort?
Franz. Ja, das war gestern.
Marie. Nun, erklärt mir doch,
Weshalb ihr plötzlich euern Sinn geändert.
Franz. Auch dieses Räthsel will ich gern euch lösen.

Es sang gar froh und munter
Ein Vogel in dem Hain,
Es war ein luft'ger, bunter,
Er hüpfte hinauf, hinunter,
Mochte nirgends stetig sein.

Ein Mädchen hört' ihn singen:
„Wär' doch der Vogel mein!" —
Da legte sie ihm Schlingen,
Und bald mocht' ihr's gelingen,
Er schlüpfte froh hinein.

Nun sah er sich gefangen.
Doch heiter blieb sein Sinn;
Er blickte mit Verlangen
Die Augen an und Wangen
Der schönen Jägerin.

Da band sie ohne Plagen
Ihn an ein seidnes Band;
Das mocht' ihm wohl behagen.
Er ließ vergnügt sich tragen
In ihrer weichen Hand.

Von allen Seiten nahten
Mit Jammer und Geschrei
Nun seine Cameraden:
Weh dir am seidnen Faden,
Weh dir, nie wirst du frei! —

Da hüpft' er ohne Klagen
An seiner Herrin Brust:
„Mag Freiheit euch behagen,
Doch solche Fesseln tragen,
Das ist die höchste Lust!" —

Marie. Was meint ihr denn mit diesem Liede nun?
Der Vogel sollt ihr selber sein, nicht wahr?
Nun, bunt genug seht ihr dazu wohl aus,
Franz. Müßt ihr mich immer necken?
Marie. Kränkt es euch?

Das wollt' ich nicht; o nein, es kränkt euch nicht,
Denn was sich neckt, das — doch was schwatz' ich da!
Ihr also seid der Vogel in dem Liede?

Franz. Wohl bin ich's.

Marie. Und die Dame?

Franz. Könnt ihr rathen?

Marie. Kenn' ich sie denn?

Franz. Ich zweifle fast daran,
Denn selten kennt man recht genau sich selbst.

Marie. Was sagt ihr da?

Franz. Daß ich euch innig liebe,
Mehr als mein Leben, mehr als meine Kunst;
Allein wozu ein Gleichniß dazu suchen!
Was könnte man so lieben, als ich euch?
Beim ersten Blick flog euch mein Herz entgegen,
Doch immermehr ward es durchglüht, gefesselt,
Je mehr ich euch in's schöne Auge sah.

Marie. Steht auf, Herr Ritter, auf! ich laufe fort.

Franz (ihre Hand ergreifend).
Nein, ihr entkommt mir nicht, hier will ich knien,
Bis mir auf eine Frage Antwort wird:
Liebt ihr mich auch?

Marie. O warum fragt ihr noch?
Ich bin euch ja so unaussprechlich gut.

Franz (aufspringend in ihren Armen).
O Harmonie des Tons! jetzt weiß ich erst,
Was Gott, was Poesie, was Leben ist.

Marie. Wie habt ihr mich erschreckt, ihr wilder Mensch!

Franz. Von lieben Lippen tönt auch Vorwurf süß.
Marie. Doch jetzt verlaßt mich. Wenn mein Vater nahte!
Franz. Und wenn er nahte, könnt' er uns denn zürnen?
Gleich geh' ich selbst zu ihm, mit offnem Sinn
Um meines Glücks Versicherung ihn bittend.
Marie. O dieses Glück wird nimmer uns zu Theil.
Franz. Wie, sollt' er meinen Bitten sich verschließen?
Ich bin von edlem Stamme, und mein Bruder
Besitzt genug der Ird'schen Güter, die er
Gern mit mir theilte, wenn ich sie bedürfte.
Marie. Das ist es nicht, weshalb mir vor ihm bangt,
Mein Vater weiß euch nach Verdienst zu schätzen,
Allein er will, daß ich mich nie vermähle.
Franz. So soll die liebreich spendende Natur
Solch holde, süße Rose ganz umsonst
Mit solchem lieblich zauberischen Dufte,
Solch zarter Farbenpracht verherrlicht haben?
Sagt doch, was euren Vater dazu treibt?
Marie. Nur eine Prophezeiung, weiter nichts,
Die ein Zigeunerweib ihm einst gesagt.
„Einst, sprach sie, wird ein fremder Ritter kommen,
Der trägt auf seinem Haupte eine Krone,
Kostbarer, als von Gold, und wird mit Waffen,
Die stärker sind, als die von Stahl und Eisen,
Dein Kind besiegen, es zum Tod verwunden
Und unter seinen Herrscherwillen beugen." —
Da er nun keinen Sohn hat, und gen Beider
Man nicht mit Waffen kämpft, so meinet er:

Die Rede sei von einem Schwiegersohn;
Darum hat er beschlossen, daß wir Schwestern
Nie durch die Liebe glücklich werden sollen,
Um Keinen seines Glückes zu berauben.
Deshalb hat er den Ritter abgewiesen,
Den ihr schon gestern hier im Schlosse sahn,
Und der um meiner Schwester Hand geworben.
Nun seht ihr, daß wir nichts zu hoffen haben.
Doch wie! mir will der Schmerz die Brust zerreißen,
Und meine Augen füllen sich mit Thränen,
Euch aber seh' ich kalt und ruhig lächeln?
So gilt euch mein Besitz, mein Glück denn gar nichts?
Ist das auch Liebe?

Franz. Ruhig, süßes Mädchen.
Uns Allen wird geholfen, glaubt es mir.

Marie. Wer kann uns helfen?

Franz. Ich. — Ich bin der Ritter,
Von dem die böse Prophezeiung spricht,
Und freudig soll der Knoten bald sich lösen.

Marie. Ihr seid —? Wie wollt ihr das zusammenreimen?

Franz. Seid unbesorgt, das Reimen ist mein Handwerk.
Doch jetzt, dort kommen Alle wie gerufen.
Verbergt eure Thränen; wie die Sonne
Mit lichter Glut den Thau der Ros' entküßt,
So sollen eure Thränen bald sich trocknen,
Verscheucht vom warmen Strahl der hellen Freude.

(Otto, Kurd und Berta treten auf.)

Otto. So sollen wir denn keine frohe Stunde
Mehr mit einander haben? Mußt du stets
Mit deinen, wie du weißt, unnützen Klagen
Den heitern, freundschaftlichen Ton verscheuchen?
Geh, geh und schäme dich, bist du ein Mann?
Kurd. Ihr tragt das Eis nicht nur auf eurem Haupte,
Auch in dem Herzen, da ihr nicht begreift,
Was sich im Busen eines Jünglings regt.
Franz. Hört auf mit eurem Streit, auf immer auf:
Der Ritter, den die Prophezeiung nennt,
Ist angekommen, ist bei euch im Schlosse.
Kurd (mit der Hand an's Schwert greifend).
Ha! ist er da, und wo?
Franz. Ich bin es selbst.
Otto. Seid ihr geschaut, ihr wunderlicher Mensch?
Kurd. Ihr seid es? Wahrlich, nach der Prophezeiung
Hätt' ich mir einen andern Kerl gedacht;
Doch wenn ihr es denn sein wollt, zieht das Schwert,
Damit ich eurer mich entledige
Und mir mein lang ersehntes Glück erkämpfe.
Berta. Nein, Kurd, das ist ein edler, wackrer Mensch,
Ich will mein Glück nicht seinem Tod verdanken.
Marie. O Gott im Himmel, laß es glücklich enden!
Franz. Halt, halt, Herr Ritter! glaubet mir, ich weiß,
Obgleich ein Sänger, auch das Schwert zu führen,
Und wer ein ächter Dichter ist, verzagt nicht,
Wo es das Leben einzusetzen gilt,
Weil er im Busen wohl was Höh'res trägt,
Als dieses arme Leben; aber hier

Ist blutige Entscheidung nicht vonnöthen.
Das Schicksal hat schon freundlicher entschieden,
Und jene Prophezeiung ist erfüllt.

Otto. Ihr seid nicht klug.

Franz. Wie lauten doch die Worte?
Sagt sie mir, Ritter, ich erklär' sie.
Das Weib sprach: —

Otto „Einstens wird ein Ritter kommen,
Der trägt auf seinem Haupte eine Krone,
Kostbarer als von Gold" — wo habt ihr die?

Franz. Als ihr in eurer Burg mich gestern aufnahmt,
Trug ich nicht einen grünen Eichenkranz?
Was ist kostbarer nun: was kalt und todt
Hervorgescharrt wird aus des Berges Nacht,
Oder was voller Leben und Gedeihkraft
Im hellen Sonnenlichte wächst und blüht?
Vermöget ihr dem Helden seinen Muth,
Sein heißes Blut, das er zum Opfer bringt, —
Vermöget ihr dem Dichter seine Lieder,
Den schönen Quell zaub'rischer Melodie'n,
Der aus dem reinen Busen tönend sprudelt,
Mit Gold zu lohnen? Ihr vermögt es nicht!
Doch windet ihr mit dankbar reinem Herzen
Den grünen Eichenkranz in seine Locken,
Dann fühlt so Held als Dichter, stolz und freudig,
Sein Blut, sein Lied am würdigsten belohnt. —
Ihr seht, der erste Punkt der Prophezeiung
Ist nun erfüllt, so fahrt denn weiter fort.

Otto. Fürwahr, ihr setzt mich in Erstaunen, Ritter.
Wer lehrte euch so schöne Auslegung?
Franz. Fahrt fort, ich bitt' euch.
Otto. Hört: „der wird mit Waffen,
Die stärker sind, als die von Stahl und Eisen,
Dein Kind besiegen und zum Tod verwunden."
Franz. Halt, Ritter! Was ist stärker, Stahl und Eisen,
Oder das innige beredte Wort,
Der Blick, die aus der Seele Tiefen strömen
Und zu der Seele Tiefen wieder dringen?
Mit eurem Schwert vermögt ihr nur die Leiber
Durch rohe Kraft zu bänd'gen, zu zerstören;
Mit Wort und Blick bezwinget ihr die Seelen
Durch lieblich überredende Gewalt,
Und braucht zu tödten nicht, um zu bezwingen.
Mit solchen Waffen hab' ich euer Kind,
Dort eure jüngste Tochter überwunden,
So wie sie mir ein Gleiches angethan,
Das heißt mit einem Wort: wir lieben uns.
Seht sie nur an, dann werdet ihr es glauben,
Daß ich, wie es die Prophezeiung will,
Sie bis zum Tod verwundet. Liebe dringt
Tief bis zum Herzen, wie die tiefste Wunde;
Und wie wir durch den Tod ein neues Leben,
Ein schön'res, blühenderes Sein beginnen:
So sterben wir dem vor'gen trüben Leben
Auch durch die Liebe ab, und helle Wonne
Umgiebt uns, der die Wonne nur vergleichbar,

Die wir im bessern Jenseits einst genießen.
Ja, Lieb' ist eine süße Todeswunde.
Otto. Fürwahr, ich hör' euch mit Erstaunen an.
Franz. Nun bleibt der letzte Punkt noch zu vollenden.
Ich soll, die ich besiegt, zum Tod verwundet,
Auch unter meinen Herrscherwillen beugen;
Und dies erfüllt sich, wenn ihr, wie ich hoffe,
Marie zum eh'lichen Gemahl mir gebt;
Doch frei soll sie in dieser Knechtschaft leben.
Berta. O Gott, schon hatt' ich allem Glück entsagt,
Wie dringt die Freude plötzlich mir ins Herz,
Mit Allgewalt, als wollte sie's zersprengen!
Marie. Nun, Väterchen?
Otto. Nun, liebes Töchterchen,
Was sagest du dazu?
Maria. Ich, lieber Vater?
Ich — sage nichts.
Otto. Das ist sehr viel gesagt. —
Wohlan denn, Kinder, kommt an meine Brust,
Kommt her, ihr bunter, wunderlicher Kauz,
Ihr seid ein braver Kerl, umarmet mich.
Kurd. So willigt ihr in unser Aller Glück?
Otto. Versteht sich, was soll mich denn dran verhindern?
O Gott, das ist ein Seelen-Jubilo!
Das alte Weib, verzeih's der liebe Gott,
Ich habe sie im Stillen oft verflucht,
Sie hat es doch so böse nicht gemeint.

Kurd (zu Franz).
Nun, Ritter, nehmet meinen heißen Dank.
Verzeiht, bis jetzt hab' ich zwar stets geglaubt,
Daß ein Poet zu nichts zu brauchen sei,
Allein in euch hab' ich den braven Mann,
Aus dem die lautre Weisheit spricht, erkannt.
Gebt eure Hand. O Berta, Berta mein! —
Hätt' ich doch ein paar Dutzend Türken hier,
Daß ich in wildem Kampf mein Herz befreite.
Berta. Glaubt mich nicht undankbar, weil ich nicht spreche,
O Gott, ich habe Thränen mehr, als Worte.
Franz. Verdien' ich Dank noch? hab' ich mir nicht selbst
Das schönste Glück errungen? Süße Braut,
Seid ihr mit mir zufrieden?
Marie. Könnt ihr fragen? —
Doch daß ihr mich zu strenge nicht beherrscht!

Sonette.

Motto: Viel Geschrei und wenig Wolle.

(April 1902, auf der Festung in Jülich.)

1.

O möcht' es einem guten Gott gefallen,
Mich als Beherrscher der Natur zu krönen;
Ein lautes, holdes Loblied meiner Schönen
Lehrt' ich den klangbegabten Wesen allen.

Wind, Waldesbrausen, Wellen, Nachtigallen
Wollt' ich des regellosen Klangs entwöhnen,
Die ganze Schöpfung sollt' in klaren Tönen
Von meiner heißen Liebe nur erschallen.

Lustwandelte mein Mädchen dann an Quellen,
In grüner Zweige lieblichem Gedränge,
Im klangerfüllten, blumigten Gefilde:

Zuflüstern sollten dann ihr Wald und Wellen,
Zujauchzen ihr der Vögel Lustgesänge
Das süße Wort: ich liebe dich, Mathilde.

2.

Wenn meine Blicke fern am Himmel liegen,
Dann fühl' ich heiße Sehnsucht mich durchdringen,
Dorthin zum Lichte treibt mich's; hätt' ich Schwingen,
Hinstrebend mich in lauer Luft zu wiegen.

Wenn meine Blicke ihr entgegenfliegen,
Und ihre holden Augen mich bezwingen,
Dann treibt es mich, sie liebend zu umschlingen,
An ihren Busen fest mich anzuschmiegen.

Doch ach, ich wünsche Schwingen mir vergebens,
Fern bleibt der Himmel trotz des heißen Strebens,
Dorthin gelang' ich nur am Schluß des Lebens. —

Und ach, umsonst ist all mein heißes Bangen,
Nie werd' ich hier die süße Gunst erlangen,
Mit meinem Arm die Holde zu umfangen.

3.

Und muß mein Leib sich auch in Ketten schmiegen,
Mein Geist ist frei, drum will ich nicht verzagen.
Wohlan mein Geist! vergiß des Kerkers Plagen,
Auf! rüste dich, die Welten zu durchfliegen.

Doch du auch mußt der Ketten Last erliegen,
In die Mathildens Blicke dich geschlagen,

Ihr Bild hält dich gebannt in Schmerz und Klagen;
Weh' mir! der doppelt muß gefangen liegen.

Gefangen hier, und auch bei dir gefangen,
Nach dir nur strebend, doch in Ketten hier
Ist zwiefach meine Brust von Schmerz zerrissen.

Doch könnt' ich, Holde, ganz zu dir gelangen,
Wie gern blieb' ich gefangen dann bei dir,
Und wollte nie von Freiheit etwas wissen.

4.

Ist's Qual, ist's Glück, was ich im Busen trage?
Stets muß ich ihrer Lieblichkeit gedenken,
Und doch vermag ihr Bild mich nur zu kränken;
Ist das wohl Glück, was mich erfüllt mit Klage?

Ist's Qual? Wie kommt es, daß ich es nicht wage,
Den Geist auf ewig von ihr abzulenken,
Stets treibt mich's an, in Gram mich zu versenken:
Süß ist der Gram, den ich um sie ertrage.

O, dürft ich einmal nur sie wiedersehen,
Gern wollt' ich Alles dann zum Opfer bringen.
Ja sollte mir ihr Kuß auch Tod bereiten:

In ihren Armen wollt' ich gern vergehen;
Kein holdrer Engel kann sich niederschwingen,
Um meinen Geist zum Himmel zu begleiten.

3.

Die bittre Zeit der Trennung war entschwunden,
Aus Kerkernacht eilt' ich zu dir, mein Leben;
Schon trat ich ein und sah mit freud'gem Beben
Dich sitzen, wo ich oftmals dich gefunden.

Noch schöner, als die Freud' in heitren Stunden,
Hielt holder Gram dein Angesicht umgeben,
Ein leises Flüstern hört' ich dir entschweben,
Mein Name war's, der sich der Lipp' entwunden.

Da stürzt' ich zu dir hin voll Hochentzücken,
Doch weh'! — erwacht war ich in Kerkermauern,
Verschwunden meines süßen Traumes Blendung.

O weh' mir Armen, dem des Schicksals Tücken
Nichts Liebes gönnen, nichts, als Schmerz und Trauern,
Nicht einmal eines holden Traums Vollendung!

6.

Sonst zählt' ich jeden Tag mit bangem Zagen,
Den ich erlebte fern von deiner Nähe;
Nun, da ich ewig nie dich wiedersehe,
Wie zähm' ich meine Seufzer, meine Klagen?

Was hindert mich, dem Leben zu entsagen,
In dem ich keine Freude mehr erspähe?

Die Hoffnung? — Nein, schon oft zu meinem Wehe
Erkannt' ich, daß sie lügt auf alle Fragen.

Doch ach, hier darf mein Geist doch um dich schweben,
Mein Herz ist ewig voll von deinem Bilde,
Wird mir der Tod dies Glück auch ferner gönnen?

Wüßt' ich, daß nach dem Tod mein ew'ges Leben
Ein ew'ges Träumen sei von dir, Mathilde,
Wie gern wollt' ich von dieser Welt mich trennen!

7.

Umsonst seh' ich den Himmel sich verklären,
Die Maiensonne kann mich nicht entzücken;
Nacht ist's vor meinen thränenschweren Blicken,
Ich muß der lieben Augen Licht entbehren.

Die holden Blumen seh' ich wiederkehren,
Doch, fern von dir, wie kann es mich beglücken?
Mein Lebenspfad wird nimmermehr sich schmücken,
Mir keine Freudenblüthe mehr gewähren.

Laut schallen rings der Nachtigallen Lieder,
Doch mich erfreut kein süßer Ton, denn nimmer
Hör' ich ein holdes Wort aus deinem Munde.

Der Frühling kehrt noch oft beglückend wieder,
Doch meines Lebens Frühling schwand auf immer,
O wär' sein Ende meine Todesstunde!

8.

Der Eichbaum, wenn vom Himmel abgesendet
Ihm Blitzesflammen Stamm und Mark durchsprühen,
Wird sich vergebens fortzuleben mühen;
Erstorben ist, was Leben ihm gespendet.

Die Blume, der das Tageslicht entwendet,
Verwelkt, um niemals wieder aufzublühen;
Der Quell vertrocknet durch der Sonne Glühen,
Sein Dasein ist mit seinem Schmerz geendet.

Doch du, mein Herz, von Liebesschmerz zersplittert,
Qualvoll durchdrungen ganz von heißen Gluten,
Und von Mathildens liedem Blick so ferne:

Wie kommt's, daß stets noch Leben in dir zittert?
Verwelkst du nie, willst du dich nie verbluten?
Hör' auf zu schlagen, denn ich sterbe gerne.

9.

Einst hob sich zwischen Lust und Leid ein Streiten:
Wer kann mit süßrem Reiz sie wohl beleben?
Lust sprach: Wenn meine Strahlen sie umgeben,
Siehst du den ganzen Himmel sich verbreiten.

Leid sprach: Wenn Thränen ihrem Aug' entgleiten,
Und Sorgen ihre holde Stirn umweben,
Was gleicht ihr dann an Schönheit? — So erheben
Die Tropfen Thau's der Rose Lieblichkeiten.

Da kam die Liebe, sie besiegte beide,
Sie füllte ihren Blick mit sanften Thränen;
Doch durch den Schmerz sah man ein Lächeln dringen.

Der holde Mund war bald von herbem Leide
Umgeben, bald von Lust und süßem Sehnen.
Sieh, da verstummten Lust und Leid und gingen.

10.

Ich habe manches Holde doch genossen,
Oft freute mich der Abendröthe Prangen,
Oft horcht' ich froh, wenn Nachtigallen sangen,
Manch schöne Blume sah ich freudig sprossen.

Bald war das Abendroth in Nacht zerflossen,
Das Lied verschallt, der Blumen Pracht vergangen,
Ich sah sie scheiden ohne Schmerz und Bangen,
Und keine Thräne hab' ich drum vergossen.

Wie kann dein Angedenken denn mich schmerzen?
Was kann das Bild von jenen schönen Tagen,
Wo deine Nähe mich beglückt, verbittern? —

Zu groß ist Liebesglück für Menschenherzen,
Drum muß die Brust, die es mit Müh' getragen,
Verlässt es sie, von Schmerz und Qual erzittern.

11.

Wo ist auf Erden wohl die schönste Stelle?
Ist's in der Schweiz, wo in erhabnen Räumen
Von himmelhohen Felsen Fluten schäumen,
Und heitre Fluren grünen um die Welle?

Ist's in Italien, wo ewig helle
Der Himmel lächelt über üpp'gen Bäumen,
Wo sich's so lieblich läßt von Liebe träumen,
Weich hingeschmiegt in duft'ge Blüthenzelle?

Doch still von Blüthen, Bächen, Bergeshöhen!
Wo du nicht athmest, liebliche Mathilde,
Wird keine Stelle je mir hold erscheinen.

Mich freut, seitdem ich dich nicht mehr gesehen,
Kein schöner Ort. Im ödesten Gefilde
Kann ich ja an dich denken, um dich weinen.

12.

Jetzt sieht man Alles seine Kerker sprengen,
Die Blüthe, die gefangen mußte liegen,
Sieht man die grüne Knospe froh besiegen
Und duftend sich durch Licht und Freiheit drängen.

Der Schmetterling, der lang im dumpfen, strengen
Gefängniß lag, jetzt darf er gaukelnd fliegen
Und frei und freudig sich auf Blumen wiegen;
Nur mich allein muß Kerkernacht beengen!

Doch schwerer, als mein Leib in Kerkermauern,
Liegt meine Seele noch in Grames Schlingen,
Umschlossen ganz von bangem Liebestrauern.

O könnte sie mit Kraft den Leib durchdringen,
Der sie umkerkert, um mit Wonneschauern
Sich frei zum ew'gen Licht emporzuschwingen.

Schlußsonett.

„Du dauerst mich, du armer Tropf,
Du mußt gewiß recht elend sein,
Wie lämen solche Reimerei'n
Dir sonst in den gesunden Kopf?" —

Zwar hält das Unglück mich beim Schopf,
Doch bildest du zu viel dir ein.
So lange man kann Hülfe schrei'n,
Ist noch nicht zugeschnürt der Kropf.

Drum, fing' ich noch so jammervoll,
Mein Freund, betrübe dich nicht drum,
Bis dato geht's noch immer an.

Gebehrd' ich mich auch noch so toll,
Verlaß dich drauf: ich komm' nicht um,
So lang' ich Verse machen kann.

Die Welt außer Rang und Banden.

(Ein Quodlibet.)

(19.—21. April 1832 auf Festung.)

Straße. Hans und Liese begegnen sich.

Hans. Guten Morgen.

Liese. Guten Morgen.

Hans. Na, kannst du kein freundlicher Gesicht machen, wenn ich dir guten Morgen sage?

Liese. Hat sich was freundlich sein, wenn's einem schlecht geht. Du machst dir wohl nicht viel aus mir, daß du so freundlich bist?

Hans. Sei doch nicht gleich so griesgrämisch. Es kommt vieles anders, als man denkt, ich habe die Hoffnung noch nicht verloren, was auch die Mutter spricht; ich kriege dich doch noch.

Liese. Da mußt du dich dran halten, sonst wird mir's ein Bischen zu spät. — Ach Gott, was hilft das Hoffen und Harren? 's wird doch nichts draus. Ich habe schon oft drüber nachgedacht, wie ich's ändern könnte, es fiel mir auch was ein, aber dazu hab' ich's Herz nicht.

Hans. Was ist dir denn eingefallen?

Liese Sieh mal, Hans, wir wohnen mit dem Kö-

nig in einer Stadt. Wozu ist der hier, als daß er den armen Leuten helfen kann? Der ist reich genug, der kann unser einem aus dem Unglück helfen, ohne daß er's am Beutel verspürt. Da dacht' ich dran, ich könnts ja einmal zu ihm hingehen, und ihn geradezu um so viel bitten, als wir brauchen, um uns heirathen zu können. Ich glaube, er giebt's. Ich hab's auch der Mutter gesagt, aber die hat mich ausgelacht und gemeint: ich wär 'ne dumme Gans.

Hans. Ach Liese, die Mutter hat Recht, 's geht auch nicht.

Liese. Warum geht's denn nicht, du Superklug?

Hans. Sie lassen einen nicht zum König.

Liese. I wer will mir das verwehren, wen geht das was an?

Hans. Die Bedienten dürfen Niemanden hereinlassen.

Liese. Was scheeren mich die Bedienten? Mich würden sie freilich zwingen; aber wenn ich wie du wäre, ging ich doch hin. Sapperment, wenn sie dich nicht 'reinlassen wollen, so schubst du sie weg. Du bist ein ganz anderer Kerl, als die Weißbrodfresser: das wollt' ich doch sehn, ob du sie nicht zwängest.

Hans. Da würden sie mich gar in's Gefängniß werfen. Nein, Liese, wenn's ginge, thät ich's gewiß, aber 's geht nicht.

Liese. Du hast die Courage auch nicht mit Löffeln gegessen. Aber jetzt geh, sonst sieht uns die Mutter.

und da muß ich mich den ganzen Tag von ihr aus-zanken lassen. Ades.

Hans. Kneg' ich nicht einmal einen Kuß?

Liese. Meinetwegen. Was fragst du denn erst lange?

Hans. Du herziges Lieschen!

Liese. Na, beiß mich nur nicht.

Hans. Ades.

Liese. Komm morgen wieder vorbei.

König Utis (in seiner Stube).

Gott sei Dank, nun bin ich allein, und kann mir wie ein anderer vernünftiger Mensch meine Pfeife Tabak anstecken. Es ist schrecklich, wie steif und hölzern die Menschen noch immer sind, wie im Leben, so auch in ihren Begriffen. Können sie sich einen König doch kaum anders vorstellen, als mit einer goldenen Krone, einem unbehülflichen rothen Mantel, und einen plumpen Scepter in der Hand, wie sie ihn in ihrer Jugend in Bilderbüchern angestaunt haben. Wenn mich jetzt meine Unterthanen sähen, wie ich den Dampf so gemüthlich und ungenirt von mir blase, da wäre der Respect zum Teufel. (Der Tabaksdampf wird dichter und dehnt sich zu einer schwarzen Wolke aus, aus welcher Humorio hervortritt. Während dessen spricht der König.)

Aber was ist denn das? Sollte mich Mephistopheles besuchen wollen? Das ist ja derselbe Spuck wie

in Goethe's Faust. Was seh ich! Du Humorio? Sage mir um Gotteswillen —

Humorio. Entschuldigen Ew. Majestät —

Atis. Ach, laß die Fratzen, wir sind unter uns. Komm' in meine Arme, alter Universitätsfreund, damit ich mich überzeuge, ob du wirklich von Fleisch und Blut bist. Sei mir herzlich willkommen! Welche Freude macht mir dein Besuch, denn ich habe mich lange nach einem Menschen gesehnt, der mich versteht.

Humorio. Mehr, als mich, kann dich das Wiedersehen gewiß nicht freuen.

Atis. Aber über der Freude vergeß' ich ganz, daß du auf eine so sonderbare Weise gekommen bist. Habe ich geträumt oder bist du wirklich aus meinem Pfeifenkopfe gestiegen?

Humorio. Ich bin wirklich aus deinem Pfeifenkopfe gestiegen.

Atis. Wie in aller Welt hast du das angefangen? Ich habe bei der Vorstellung so manches Taschenspielers gegähnt, aber so was ist mir doch noch nicht vorgekommen.

Humorio. Ich bin auch kein armseliger Taschenspieler, obgleich mein Erscheinen nichts Besseres, als ein Taschenspielerkunststück war. Du weißt, daß ich schon auf der Universität die Ahnung hatte, der Mensch könne seine Kraft und Einsicht bis zum Wirken und Erkennen des sogenannten Uebernatürlichen erheben. So gut, wie die Natur den göttlichen Funken der Poesie in eine Menschenbrust legt,

teilte ſie nicht auch das Talent zur Zauberei hineinlegen können? — Ich wurde wegen dieſer Anſicht ſehr allgemein ausgelacht.

Utis. Und warſt doch klüger, als Alle, die dich auslachten. Kommt es mir doch manchmal vor, wenn ich manche Werke Shakespear's und Goethe's leſe, welche weniger eine geſchriebene Darſtellung des Lebens, als das urſprüngliche Leben ſelbſt, wie es Gott geſchaffen und die Zeit gebildet hat, zu ſein ſcheinen, als ob die Schöpfer dieſer Werke weniger Dichter als Zauberer im eigenſten Sinne des Wortes wären. Ja, warum bleib' ich bei der Poeſie? Iſt es doch mit jeder Kunſt ſo! Wer kann das erſte Adagio der Ouvertüre und die Elfenchöre aus Webers Oberon hören, und noch länger zweifeln, daß in der Bruſt des Menſchen eine Kraft wohne, der es möglich iſt, Geiſter zu bannen und Wunder zu wirken?

Humorio. Du verſtehſt mich, mein Freund, und wie du mich hier ſiehſt, bewähre ich durch die That, was dir jetzt für dich nur im Gedanken vorhanden war.

Utis. Aber wie war dir's möglich, dahin zu gelangen?

Humorio. Freilich läßt ſich das nicht ſtudiren, und eben die trockenen, arithmetiſchen Seelen, die im Stande ſind, ſich den ganzen Tag an begonnenen Formeln und Exempeln den Kopf zu zerbrechen, werden nie mit ihrem ſtumpfen Sinn ſich bis zur Poeſie des Wunderbaren erheben. Die lebendige Natur

allein ist der ewige, heilige Tempel, in dem die Andächtigen mit höherer Kraft und Begeisterung begabt werden. Auch nicht Jedem ist es gegönnt, ein Zauberer zu werden; Zauberer werden, wie Dichter, geboren, und ihnen bleibt nur übrig sich zu entwickeln.

Atis. Aber wie der Dichter gewisse Formen und Gesetze studiren muß, um in seiner Kunst das Vollendete zu leisten, so muß es der Zauberer doch auch; wie bist du zur Kenntniß dieser Dinge gelangt?

Humoris. Ich reiste durch Indien, Arabien und Aegypten. Da hatte ich Gelegenheit, manches gute Buch zu lesen, und manches weise Wort von geweihten Lippen zu hören. Da lernt' ich denn das Wenige, was man kennen muß, und aus sich selbst nicht leicht erfinden kann.

Atis. Das Wenige sagst du?

Humoris. Manchem möchte es freilich viel erscheinen; er könnte lange Jahre daran studiren, ehe er es inne hätte, und würde dann doch nichts erlangt haben. Eben wie einer den ganzen Bau der Sprache, die ganze Metrik und Prosodie mit unsäglicher Mühe in den Kopf pfropfen könnte, ohne im mindesten ein Dichter zu werden. Denn wie kann er die ewigen Gesetze des Wohlklangs verstehn, wenn er den Wohlklang nicht urkräftig in der Brust trägt? Dem wahren Dichter wird es leicht, alles dies zu erlernen. Was jenem, als eigensinnige Regel, schwer in den Kopf geht, das findet er als tiefbegründetes Gesetz ganz natürlich. Er lernt es nicht, denn es lag schon

in ihm und mußte nur geweckt werden, damit er es klar erkenne. So auch mit mir; ohne es zu merken, wußte ich bald, was mir nöthig war.

Atis. Und was beginnst du mit deiner Kunst?

Humorio. Was jeder Künstler thut. Ich schaffe harmlos Wunder, ohne viel an den Zweck zu denken; aber wie jeder ächte Künstler auch unbewußt stets nur edle Zwecke fördert, so glaube auch ich manches Hohe und Gute zu stiften. Komme ich auf meinen Reisen durch eine wüste Gegend, so lasse ich auf ihr frische Fluren sprießen und klare Quellen strömen; sehe ich einen Liebenden einsam trauern, so rühre ich das Herz seiner Geliebten zur Gegenliebe; beides thue ich mehr aus unwillkührlichem Drange, als aus Edelmuth; aber viele Menschen genießen die Wohlthaten der lieblich verwandelten Oede, und den Liebenden wird durch mich die höchste Wonne zu Theil. Von jenem düstern, mürrischen Wesen, das man den Zauberern gewöhnlich andichtet, weiß ich nichts. Ich begreife nicht, warum man nicht den Einklang zwischen unserer Seele und der Natur klarer und tiefer als Andere erkennen und doch ein heitrer, offner Mensch bleiben kann. Fließt die Heiterkeit nicht eben aus der klaren Erkenntniß seiner selbst und der Welt, während der krankliche Trübsinn nur aus Verwirrung und Irrthum entstehen kann? Darum verschmäh' ich auch nicht, meine Kunst oft ohne weitern Zweck, als zum Vergnügen der Menschen, anzuwenden. Denn das harmlose, unbefangene Vergnügen, so sehr es auch

von grauen Stockhäuptern, deren trockne Seele keiner nicht mehr fähig sind, verachtet werden mag, bleibt immer eine edle Beschäftigung der menschlichen Seele.

Atis. Du bist doch noch der Alte, du hörst dich immer noch gern sprechen; das reißt gar nicht ab. Aber genire dich nicht, ich höre dir gern zu.

Humoris. Nein, es ist mir lieb, daß du mich auf diese Schwäche aufmerksam machst. Meine Eitelkeit läßt mich oft vergessen, daß beim Docten ein vernünftiges Gespräch nicht bestehen kann. — Nun sage, wie geht's dir denn eigentlich?

Atis. Das weißt du nicht einmal, Stümper?

Humoris. Allwissend ist nur Einer.

Atis. Ehrlich gesagt, schlecht. Die Welt will mir gar nicht gefallen. Die Erde ist so schön, sie bietet so viele Freuden dar, und die Menschen, anstatt sich dankbarem, unbefangenem Genuß hinzugeben, wandeln in diesem herrlichen Garten steif und trocken wie Marionetten herum, bewegen, wie von Schnuren gezogen, in abgemessnen Linien die hölzernen Hände und schlagen damit an die hölzernen Köpfe und hölzernen Herzen, daß es einen anekelt.

Humoris. Wozu wäre denn auch ein besseres Jenseits, wenn die Menschen hier ganz vollkommen wären?

Atis. Wer verlangt das? Einen vollkommnen Menschen könnt' ich nicht einmal lieben; denn er hätte ja aufgehört ein Mensch zu sein. Aber warum

müssen sie denn so ganz verkehrt sein, und immer verkehrter werden?

Humorio. Wie verlangst du es denn aber, Phantast?

Utis. Ich verlange, daß keiner sagen soll: ich freue mich unaussprechlich, Sie zu sehn — während er denkt: hol' dich der Teufel! — Ich verlange, daß Menschen, die sich herzlich gut sind, nicht einander gegenübersitzen und sich vornehm und kalt angrinzen sollen, weil es so Sitte ist; kurz, ich verlange, daß Jeder im Denken, Reden und Thun seinem Gefühl folge. Dies ist meine Idealwelt, wo es heißt: Aller Zwang sei verbannt, die Natur allein sei gebietende Göttin!

Humorio. Ich kenne eine höhere: die Vernunft.

Utis. Als ob das nicht gleich wäre! denn: nichts Natürliches ist unvernünftig, und nichts Vernünftiges unnatürlich, und umgekehrt: nichts Unvernünftiges ist natürlich, und nichts Unnatürliches ist vernünftig.

Humorio. Das ist ein Wortspiel, aber keine Wahrheit. Wo bliebst du denn aber in deiner neuen Welt? denn von einem Könige würde nicht die Rede sein.

Utis. Wie gern entsagt' ich dem lästigen Geschäft in einer solchen Welt.

Humorio. Es würde darin doch ein bischen toll zugehn.

Utis. Bis man sich daran gewöhnt hätte. Die Menschen thun immer so gefährlich, als ob wer weiß

wie viel darauf ankäme, auf welche Art und unter welchen Geſetzen man lebt. Die Hauptſache beim Leben iſt am Ende doch das Athemholen, Genießen, Verdauen, Schlafen und ein wenig Denken. Das ſind Dinge, die ſchlechterdings nicht abzuändern ſind: ſonſt kann man ſich an Alles gewöhnen, um wie viel mehr an die urſprüngliche, natürliche Lebensweiſe.

Humorio. Der Menſch hat ſich ſeit Jahrtauſenden ſo von dieſer Lebensweiſe entfernt, daß er ſich aus der Verwirrung gar nicht zu helfen wüßte, wenn er auf einmal nicht mehr Geſetzen und Gebräuchen, ſondern nur der Natur folgen wollte.

Utis. Es ſteht in deiner Macht, mich davon zu überzeugen.

Humorio. Wie das?

Utis. Du beſitzeſt Zaubergewalt. Schaffe mir hier in meiner Hauptſtadt auf einige Zeit ſo eine Welt.

Humorio. Du weißt nicht, was du wünſcheſt. Bedenke, daß ich den Mißbrauch meiner Kunſt zu verantworten habe.

Utis. Ich denke, du ſchreueſt dich nicht, ſie zum Vergnügen anzuwenden?

Humorio. Nur muß kein Unheil daraus entſtehn, und das würde hier.

Utis. So thu's, um mich zu belehren.

Humorio. Wohlan. Um einen König zu belehren, hat oft noch größeres Unheil entſtehn müſſen. Es

ſei, auf eine Stunde handle in dieſer Stadt Jeder, wie ihn ſein Gefühl treibt.

Utis. Nicht länger?

Humorio. Du wirſt bald wünſchen, daß die Stunde vorüber ſei, denn deine Idealwelt wird dir verzweifelt ſpaniſch vorkommen. Ich gehe, um meine Maßregeln zu treffen In einer Stunde ſehn wir uns wieder. Lebewohl!

(Er hüllt ſich wieder in eine Rauchwolke und ſtigt in den Pfeifenkopf.)

Utis. Nun will ich doch ſehn, wie ſich's in meiner Welt lebt. Aber wer kommt denn da?

(Der Leibarzt ſtürzt außer Athem herein.)

Arzt. Ach, Sie ſind da, Ew. Majeſtät. Verzeihn Sie, ich habe die Thür verfehlt.

Utis. Wo wollen Sie denn hin?

Arzt. Zum Hofmarſchall. Er iſt ſterbenskrank, und da ich gar nicht mehr wußte, was ich mit ihm anfangen ſollte, habe ich ihm aufs Gerathewohl eine Medicin gegeben, von der ich nicht mit Beſtimmtheit wußte, ob ſie ihm helfen oder ihn vergiften würde. Ich habe genauer darüber nachgedacht, und es iſt mir wahrſcheinlich, daß ſie ihm den Reſt geben wird; darum will ich ſo raſch wie möglich zu ihm und ihn retten, wenn's noch Zeit iſt.

Utis. Bleiben Sie doch noch einen Augenblick, Herr Doctor. Sagen Sie mir, iſt es Ihnen ſchon öfter ſo gegangen?

Arzt. Ach, als Sie vor zwei Jahren ſo gefährlich

krank waren, hab' ich Ihnen in der ersten Verwirrung eine Medicin eingegeben, die Sie höchst wahrscheinlich tödten mußte, und ich begreife jetzt noch nicht, wie Sie durchgekommen sind.

Ulis. Das sind ja verdammte Geschichten. Ich werde Sie absetzen.

Arzt. Ach, was hilft es Ihnen? Einen Leibarzt müssen Sie ja doch haben, und meine Collegen machen's nicht besser wie ich. Ich eile zum Hofmarschall. (Ab.)

Ulis. Das war schon eine Erfahrung, wenn auch eine traurige. Dank für die edle Aufrichtigkeit, Herr Doctor! Also darum schreibt ihr auf eure Recepte so nichtswürdige Krähenfüße und so schlechtes Latein, damit kein ehrlicher Mensch hinter eure Schliche kommt? (Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter. Da haben Sie's, Sie Tagedieb, das ist die Folge davon, daß Sie sich um nichts bekümmern.

Ulis. Ist er toll, Kerl? Soll ich ihm die Knochen zerbrechen?

Bedienter. Kommen Sie nur her; ich habe auch Fäuste.

Ulis. (Greift nach einem Degen und zieht ihn.) Aber was sagst Du nun, frecher Kerl?

Bedienter. Ach, verzeihen Sie; ich wollte eigentlich nicht sagen: Tagedieb, sondern: Ew. Majestät; aber weiß der Henker, wie mir's über die Lippen kam.

Attis. Es sei dir verzieh'n, denn du kannst nicht dafür. Was wolltest du sagen?

Bedienter. Ihre Garde ist desertirt.

Attis. Was? Wie viel Mann?

Bedienter. Nun, Ihre Garde. Sie müssen's ja besser wissen, als ich, wie viel Mann es sind.

Attis. Die ganze Garde?! Weshalb denn aber?

Bedienter. Der General hat sie zu sehr mit Exerciren cujonirt, das hat ihnen nicht mehr gefallen, und da sind sie halt davon gelaufen.

Attis. Verdammt, das fängt schlimm an. Aber da ist weiter nichts zu machen.

Bedienter. Ich wollte Ihnen noch sagen, daß Ihr brauner Jagdhund den kostbaren Fußteppich in der blauen Stube besudelt hat.

Attis. Er ist gewiß nicht herausgelassen worden.

Bedienter. O ja, er war heut schon draußen, aber es muß ihm wohl in der Stube bequemer gewesen sein.

Attis. Aber sonst thut er es ja nie.

Bedienter. Ja, das weiß der Henker. Seit einer Viertelstunde thut überhaupt jeder, was er Lust hat. Es muß irgend ein Satan uns alle verhext haben. Ich glaube, es wird ein Jesuit gewesen sein.

Attis. Warum denn grade ein Jesuit? Was sollte der davon haben?

Bedienter. Was weiß ich's; aber ich habe einmal gehört, daß alles Unheil von den Jesuiten bewerkstelligt würde.

Utis. Geh, du bist ein Narr.

Bedienter. Gleichfalls. (Ab).

Utis. Meine ganze Garde! Humorio, wenn du mir das gesagt hättest!

(Ein Gelehrter tritt ein.)

Gelehrter. Ha treff' ich Sie?

Utis. Was wollen Sie?

Gelehrter. Ihnen die Wahrheit sagen, Sie geldschnäbligter Thor. Ich habe eine Anstellung bei der Universität hier haben wollen: Sie haben mich abgewiesen. Wissen Sie, was sie gethan haben, Sie Kiel in die Welt? Einen Mann abzuweisen, den Sie gar nicht zu würdigen verstehn, der so ungeheuer viel gelernt hat, als Sie mit allen Ihren Unterthanen zusammengenommen nicht in den Kopf kriegen würden! So schlechte Könige, wie Sie, hat's schon viele gegeben, aber ein Gelehrter, wie ich, soll noch gefunden werden. Aber die Nachwelt wird sich vor Ihrer Rohheit und Ignoranz entsetzen, wenn sie hört, daß Sie mich abgewiesen haben, mich, den Verfasser der Weltgeschichte vor Erschaffung der Welt in 24 Bänden, mich, den Verfasser der Schrift über das Ich und Nichtich in 30 Bänden, mich, den Verfaßer des berühmten philosophischen Werkes über den moralischen Nutzen des Ungeziefers und Unkrautes.

Utis. Ueber den Nutzen des Ungeziefers und Unkrautes haben Sie auch geschrieben?

Gelehrter. Ja, 6 Bände, groß Octav.

Atis. Da haben Sie doch das Motto: Eigen Lob stinkt, nicht vergessen?

Gelehrter. Ich glaube, Herr, Sie wollen noch sticheln, Sie wollen mich noch verspotten, mich, den Verfasser der neuen Entdeckungen im Gebiete der Pilze und Farnkräuter in 15 Bänden!

Atis. Herr, jetzt hören Sie auf, sonst werf' ich Sie zur Thür hinaus.

Gelehrter. Wen wollen Sie zur Thür hinaus werfen? Mich? Mich, den Verfasser der philosophischen Schrift über Menschenrecht und Pöbelwahn, in 20 Bänden, mich, den Verfasser —

(Der König hat ihn während dieser Rede zur Thür hinausgeworfen.)

Atis. Gott sei Dank, den bin ich los.

Gelehrter (den Kopf zur Thür hineinstoßend). Sie unwissender Scythe. Sie Hyperboräer, so begegnen Sie mir, dem Verfasser der Untersuchungen über die Befruchtungsfähigkeit des Mistes? Mir, dem Verfasser —

Atis (schlägt die Thür zu). Gott, ist die Stunde noch nicht bald um? Das wird ja immer ärger. (Der Bediente tritt ein.) Was hast du schon wieder?

Bedienter. Es giebt curiose Neuigkeiten. Fürs Erste ist ein junger Gardeoffizier drüben bei Ihrer Prinzessin Schwester und hat sie schon halb todt geküßt.

Atis. Wahrhaftig, das heiß' ich die Ungenirtheit

doch ein Bischen zu weit getrieben. Und was thut die Prinzessin?

Bedienter. I nu, was soll sie thun? Sie läßt ihn wieder.

Utis. So? Bald todt schon, und eh' ich dazu komme, ist sie am Ende ganz todt.

Bedienter. Lassen Sie's gut sein, die Prinzeß hat eine gute Natur, die stirbt nicht vom Küssen. Hören Sie nur weiter. Der Leibkutscher ist mit Ihren schönsten Wagenpferden davon geritten.

Utis. Will er denn nicht wiederkommen?

Bedienter. Er wird sich hüten.

Utis. Das thut mir leid um die schönen Pferde; und noch mehr um den Kerl. Er hatte so ein ehrliches Gesicht, und nun ist er doch ein Spitzbube gewesen.

Bedienter. Wenn er's nicht gewesen ist, ist er's wenigstens geworden. Ferner ist die Hälfte der Hofdamen ins Bordell gegangen.

Utis. Wollen sie sich's auch einmal ansehn, wie's da zugeht? Die müssen verdammt neugierig sein.

Bedienter. O sie wollen's nicht beim Ansehn lassen, sie wollen da angestellt sein. Die Straße ist auch schon voll von jungen Herren, die sich bei hellem lichten Tage hindrängen.

Utis. Aber wo bleiben denn die Damen, die früher dort waren?

Bedienter. Die wollen dem liederlichen Leben entsagen und Hofdamen werden.

Utis. Ich bedanke mich für sie. Aber was giebt's denn da? Der ganze Markt steht ja in Flammen. Geh rasch und sieh, was es ist.

Bedienter. Heut ist aber auch der Teufel überall los. (Ab.)

Utis. Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß meine Hofdamen von so feuriger Gemüthsart sind. Nun, auf eine halbe Stunde kann ich ihnen das Vergnügen schon gönnen; aber nun weiß ich doch in Zukunft, was ich davon zu halten habe, wenn sie jungfräuliche Scheu affectiren wollen. Hab' ich doch die meisten schon erröthen sehn. Ist's möglich, daß sich der Mensch so verstellen kann?

Bedienter (kommt zurück). Na, das sind schöne Historien!

Utis. Was bedeuten die Flammen?

Bedienter. Die Herrn Juristen haben sämmtliche Actenstöße auf dem Markt zusammengetragen und angezündet, und nun tanzen sie um das Feuer wie toll und jubeln.

Utis. Was sind das für Tollheiten!

Bedienter. Es kommt noch besser. Dicht vor dem Schlosse ist ein Mord geschehen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat dem Finanzminister mit einem Gassenstein den Schädel eingeschlagen.

Utis. Aber warum? Sie waren ja die besten Freunde, und sagten sich nichts als Höflichkeiten.

Bedienter. Weiß der Henker. Als sie sich begeg-

neten, spuckten sie sich gegenseitig an, drauf fingen sie sich an zu balgen, bis der Finanzminister fiel.

Utis. O Gott, was wird nun aus meinen Finanzen werden!

Bedienter. Die werden in der schönsten Confusion bleiben, wie bis jetzt.

Utis. Giebt's sonst noch was?

Bedienter. Dem Garnisonprediger sind die Augen ausgekratzt worden.

Utis. Wer? Weshalb?

Bedienter. Er trat auf die Kanzel und glaubte sein gewöhnliches Publicum vor sich zu haben, denn er konnte nicht recht sehen, weil er ein Bischen zu viel getrunken hatte. Da sprach er: Liebe Zuhörer, ich weiß, daß es euch noch mehr ennuyirt, meine Predigt anzuhören, als mich, sie zu halten. Weshalb wollen wir uns also gegenseitig quälen? Geht hübsch nach Hause, ich wünsche euch einen vergnügten Tag. Amen; und so trat er ab.

Utis. Und das nahmen sie ihm so übel?

Bedienter. Ja. Es war heut kein Mensch in die Kirche gegangen, als ein paar alte Weiber, die aus Zerknirschung wegen ihrer Jugendsünden fromm geworden sind. Die liefen gleich auf die Kanzel und haben ihm die Augen ausgekratzt. — Aber jetzt will ich auch gehn und mir was zu gute thun. Adieu. (Ab.)

Utis. Der arme Mann dauert mich, aber ich glaube, er wird sich in sein Schicksal zu finden wissen. Ich kenne ihn, wenn er auch keine lachenden Fluren

und schöne Augen mehr sehn kann, so kann er doch noch Niersteiner und Rüdesheimer schmecken, und das wird ihn trösten. — Schon wieder Jemand.

(Ein Poet tritt ein mit einem sehr dicken Manuscript unter dem Arm.)

Poet. Euer Maj — hm — berühmt als — hm — Kenner und Beschützer — hm — Künste und Wissenschaften — hm —

Utis. Nu was würgen und stottern Sie denn? Ihre Rede ist ja fast noch abgerissener, als Ihr Reck.

Poet. Sein Sie froh, daß Sie einen bessern haben. — Ich hatte mir eine sehr schöne Rede auswendig gelernt, die ich Ihnen halten wollte, aber ich bringe sie nicht über die Lippen, und es treibt mich auf einmal an, ganz im entgegengesetzten Sinne mit Ihnen zu sprechen.

Utis. Reden Sie nur, ich will's Ihnen nicht übelnehmen.

Poet. Gut, ich will Ihnen ein Trauerspiel dediciren

Utis. Viel Ehre für mich.

Poet. Das will ich meinen. Ich thu's auch nicht Ihretwegen, denn da sie ein König sind, kann ich Sie unmöglich für eine der zarten poetischen Seelen halten, welche fähig sind, eine schöne Dichtung zu verstehn; aber weil ich ein armer Schlucker bin und Geld brauche und Sie mit ihrem Gelde, wahrscheinlich mehr aus Unbesonnenheit und Leichtsinn, als aus Wohlthätigkeit, sehr verschwenderisch umgehn,

so wollt' ich Ihnen mein Trauerspiel dedicirt haben, um meine Umstände zu verbessern.

Ulis. Gut. Lassen Sie's mit meinem Namen an der Spitze drucken, ich will Sie dafür nach Verdienst belohnen.

Poet. Das freut mich außerordentlich.

Ulis. Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Kennen Sie nicht den Ausspruch: Behandle Jeden nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?

Poet. Was, Sie haben den Hamlet gelesen?

Ulis. Warum denn nicht?

Poet. O, dann können Sie auch nicht so dumm sein als Sie aussehn. Dann müssen Sie mein Trauerspiel anhören. Ich will es Ihnen gleich vorlesen.

Ulis. Um Gottes willen! ich habe jetzt keine Zeit. Ihre Ducaten sollen Ihnen nicht entgehn, aber verschonen Sie mich.

Poet. O, Sie werden es nicht bereuen, zugehört zu haben.

(Er setzt sich an den Tisch und schlägt das Manuscript auf.)

Der doppelte Brudermord oder Menschenwahn und Schicksalstücke, Trauerspiel in 10 Acten.

Ulis. Sind Sie rasend? 10 Acte.

Poet. Warum nicht? Sie hängen auch noch an dem alten sactigen Vorurtheil. Je länger es ist, desto länger währt das Vergnügen des Genusses. Wenn ein Heldengedicht 20 Gesänge haben kann, warum soll ein Trauerspiel nicht 10 Acte haben?

Ulis. Warum soll's nicht lieber unendlich sein?

Poet. Auch das. Ist nicht die Weltgeschichte ein Trauerspiel ohne Ende?

Utis. Darum ist sie auch so langweilig.

Poet. Das kann nur Ihr Scherz sein; aber hören Sie. Erste Scene. Finstre Waldnacht, der Mond scheint hell.

Utis. Herr, das ist ja ein Widerspruch.

Poet. Das weiß ich; aber grade durch Contraste rührt und imponirt man am meisten.

Utis. Nöthigenfalls auch durch Unsinn. Aber da wird sich der Decorationsmaler den Kopf zerbrechen müssen.

Poet. Glauben Sie, daß ich mich so wegwerfe, Stücke zu schreiben, welche das Theater auszuführen vermag?

Utis. So denken alle unsere neuern Dichter. Wenn ihre Machwerke zu verworren und schülerhaft für die Aufführung sind, dann sagen sie, die Bühne sei nicht fähig, so etwas Großartiges und Originelles darzustellen.

Poet. O, von mir werden Sie anders denken, wenn Sie mein Stück gehört haben. — Alle — Eine Räuberbande in malerischen Gruppen vertheilt. Unter ihnen Ubalde — (hier ließ der Dichter beliebigen Unsinn in der Manier der neueren: Räuber-Schicksals-Mord-Blutschande-Trochäen-Bilderreichthum-Schöne Diction-Naturmittheilenreterücken vor. Utis wird immer ungeduldiger, aber der Poet läßt ihn nicht zu Worte kommen.)

Utis (ihn mit Gewalt überschreiend). Herr, ich halt's nicht länger aus; hören Sie auf, und ich gebe Ihnen

mein königliches Wort, Sie sollen noch einmal so viel Geld von mir bekommen, als ich Ihnen zugedacht hatte.

Port (bricht mitten in der Bitte ab, steht auf und nimmt sein Manuskript unter den Arm). Wann kann ich mir das Geld holen?

Ulr. Schicken Sie heut Nachmittag zu meinem Almosenkassenverwalter.

Port. Sehr wohl. Adieu. (Ab).

Ulr (riegelt die Thür hinter ihm zu). Nun soll mich aber auch der Teufel holen, wenn ich die zum Ende der Stunde noch jemanden herein lasse. (Es wird an die Thür geklopft.) Wer ist da?

Liese (draußen). Ich.

Ulr. Eine weibliche Stimme? Ja das ändert freilich die Sache. — Wer bist du denn?

Liese. Ich bin die Liese Berger'n aus der Marienvorstadt und möchte gern zum König.

Ulr. Die Stimme ist hell und frisch. Es spricht beim Zank kein altes Weib.

Liese. Na, wollen Sie mir nicht aufmachen?

Ulr. Gleich. Aber vorher mußt du mir sagen, wie alt du bist. Aber daß du mich nicht belügst!

Liese. Pfui, wer wird lügen. Ich bin zu Pfingsten achtzehn Jahre alt gewesen.

Ulr (springt zur Thür und riegelt auf). Solchen Gästen hab' ich meine Thür bis jetzt noch nie verschlossen.

Liese (tritt ein und macht einen Knix). Sind Sie der König?

Otis. Du wohnst hier in der Stadt und hast mich noch nicht gesehn?

Liese. Ich habe Sie wohl einmal gesehn, aber da hatten Sie so 'nen großen Federhut auf und so 'nen großen Kragen an der Uniform, daß Sie mir ganz anders vorkamen wie jetzt.

Otis. Nun, was willst du denn von mir?

Liese. Ich möchte Sie wohl um was bitten.

Otis. Bitte nur zu.

Liese. Sehn Sie, Herr König, meine Mutter ist sehr arm, und ich habe einen Liebsten, den ich gerne heirathen möchte, und der ist auch sehr arm, und da sind wir alle zusammen arm, und da sagt die Mutter, daß wir uns nicht heirathen können, und da wollt' ich den Herrn König gebeten haben, mir so viel zu schenken, daß ich den Hans heirathen kann.

Otis. Von Herzen gern, liebes Kind. Warte, du sollst es gleich haben. (Geht an den Schreibtisch und holt ein Paar Goldrollen heraus.) Komm' her, halt' deine Schürze auf. (Er schüttet ihr die Goldstücke in die Schürze.)

Liese. Ach du mein Gott, so viel brauch' ich ja gar nicht, das ist ja so ungeheuer viel! Sie müssen ja auch was für sich behalten, Herr König.

Otis. Sei unbesorgt, ich habe noch genug für mich.

Liese. Sie müssen ganz erschrecklich reich sein. Ich danke auch vielmals, Herr König, ich will's auch

allen Leuten erzählen, was Sie für ein guter Mensch sind. Was wird sich der Hans freuen und die Mutter! Du lieber Gott, ich glaube gar, ich weine. Alles, Herr König. Ach, das vergeß' ich Ihnen mein Lebtag nicht.

Ulis. Willst du schon fort?

Liese. Ach, nehmen Sie's nur nicht übel, aber ich muß zur Mutter und zum Hans, ich muß hinaus in die freie Luft. (Will gehn, es wird wieder geklopft.)

Hans (tritt mit tiefen Bücklingen ein.) Euer Majestät werden verzeihn (er sieht Liese.) Herr je, Liese, du bist hier?

Liese. Ratsch, ätsch! geh' nur wieder deiner Wege, du kommst zu spät. Da sieh mal an (zeigt ihre Schürze).

Hans. O du mein Herrgott, gehört das uns?

Liese. Ja, der Herr König hat mir's geschenkt. Sehn Sie, Herr König, das ist der Hans.

Hans (zupft sie am Kleide, heimlich). So mußt du nicht sprechen.

Liese. Wie soll ich nicht sprechen?

Hans. Man sagt nicht: Herr König, man sagt: Ew. Majestät.

Liese. Was heißt denn das?

Hans. Ich weiß nicht, s' ist ein französisches Wort.

Liese. Ich kann ja aber nicht französisch.

Hans. Das thut nichts. Sie nennen ihn alle so.

Liese. Meintwegen.

Ulis. Nun, was habt ihr denn mit einander?

Liese. Ach Euer Ma — ma — ma — ach was! — Herr König, der Hans meint, ich soll Sie mit so 'nem komischen französischen Namen nennen, ich kann ihn aber nicht behalten. Euer Ma — ma — ma. —

Atis. Nenne mich nur, wie du willst, liebes Kind.

Hans. Verzeihn Ew. Majestät, die Liese ist 'ne dumme Gans, aber sie meint's gut; und ich hab's Pulver auch grad' nicht erfunden; aber — ach ich möchte mich so gern bei Ihnen bedanken, daß Sie mich und die Liese aus dem Unglück gezogen haben, aber Gott verzeih' mir: ich weiß nicht, was ich sagen soll; aber wenn Sie mal jemanden brauchen, der sich für Sie soll todt schlagen lassen — ich will Ihnen meine Adresse sagen.

Liese. Ach, und was sich die Mutter freuen wird! Komm', Hans, wir wollen zur Mutter.

Hans. Ja. Verzeihn Sie Ew. Majestät, daß wir schon gehn, aber wir müssen zur Mutter.

Atis. Lebt wohl, lieben Leute.

Liese. Aties auch, Herr König.

Hans. Und wenn Sie einmal was zu arbeiten haben, ich bin ein Zimmermann; dann schicken Sie nur zu mir, ich will's Ihnen gratis machen. (Abgehend zu Liese.) Halt nur die Schürze fest, daß nichts 'rausfällt.

Atis (allein). Gott sei Dank, nach den vielen Mißtönen, die ich heut hab' hören müssen, ein reiner Klang, ganz Natur und Wohllaut. Da gehn die Glücklichen. Wie schön das Mädchen! ist aber eine

heilige Scheu hielt mich zurück, ihr durch irgend eine Unzartheit wehe zu thun. So hat die unglückliche Stunde doch wenigstens ein schönes Ende gehabt.

(Ein sehr großer, deutschsultriger Student, in deutschem Rock, mit langen fliegenden Haaren und großem struppigen Bart stürzt herein, auf den König zu, und packt ihn gewaltsam beim Kragen.)

Student. Hab' ich dich, Tyrann?

Utis. Herr, Sie sind wohl verrückt, was wollen Sie?

Student. Nur Dich, Barbar, auf der ganzen Welt nur Dich! Du willst König sein? Woher hast Du das Recht dazu? Wurdest Du unter einem besondern Gestirn geboren? Klingt Dein Name schöner als meiner? Kannst Du besser schwimmen als ich? Kannst Du besser turnen als ich? Nein, Elender! Bist Du ein andres Wesen als andre Menschen? Wenn man Dich sticht, thut's Dir nicht weh, wenn man Dich kitzelt, lachst Du nicht?

Utis. O Shakespear, warum hast Du mir das gethan?!

Student. Wer bist Du, daß Du uns beherrschen willst? So gut wie Du bin ich und jeder Andere auch. Nicht Gott, nicht die Natur, die bleiche Furcht und Ohnmacht sclavischer Menschen hat Dein Haupt mit der Krone geziert und deine Hand mit dem Scepter bewehrt. Sollen das die edlen, rauhen Söhne der Freiheit dulden? Nein! Freiheit und Gleichheit! Stirb, Natter! (Er zieht einen Dolch und setzt ihn dem Könige auf die Brust.)

Utis (der ſich vergebens gegen den robuſten Kerl ſträubt). Um Gotteswillen, laſſen Sie mich los; noch halt' ich Alles für einen ſchlechten Spaß von Ihnen.

Student. Ha, Tyrann, haſt Du bereits an der Menſchheit verzweifelt, daß Du den Gluteifer einer großen Seele für Spaß hältſt? Erſchrickſt Du, Du des Fanatismus rauher Henkersknecht, der Du bisher nur krumme Rücken und niedere Seelen geſehen haſt, beim Anblick des erſten Mannes, der nicht Fürſtendiener ſein kann; erbebſt Du in Deines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Utis. Das iſt Alles recht ſchön in Schillers Don Carlos, aber hier paßt es durchaus nicht hin. Laſſen Sie mich los!

Student. Nein, Stirb! — Doch halt, nicht Tod, mehr als Tod, Schmach und Schande ſei Dir bereitet. Bekenne, daß Du vor einer Stunde ein Narr warſt, und ich will Dir das nackte Leben ſchenken.

Utis. Vor einer Stunde? Woher wiſſen Sie denn das?

Student. Bekennſt Du es?

Utis. Ach Gott, mit der vollſten Ueberzeugung. Ich bin ſchon öfter im Leben ein Narr geweſen, als vor einer Stunde.

Student. So lebe, und nimm hier Deine Narrenkappe! (Der Student verwandelt ſich in Humorio, der Dolch in eine Narrenkappe.)

Utis. Du biſt's? Höre, der Spaß war ein dis-

den derb. Aber um Gotteswillen schaffe mir meine Garde wieder!

Humorio. Sei unbesorgt, sie ist nicht desertirt. Alles ist in der besten Ordnung, wie vorher. Der Bediente, der Arzt, der Poet, der Gelehrte, Alles war ich selbst, die Flammen auf dem Markt waren Täuschung. Ich habe Dir nur gezeigt, wie es ohngefähr in Deiner projectirten Welt zugehn würde; denn sie selbst zu schaffen, so weit reicht meine Macht nicht.

Utis. Aber Liese und Hans?

Humorio. Das war die einzige Wahrheit. Ich hörte sie heut morgen traurig mit einander sprechen. Da hauchte ich ihnen Muth in's Herz und verschaffte ihnen so, was sie bedurften.

Utis. Nun so ist doch etwas Gutes aus der fatalen Hexerei entstanden. Uebrigens hast Du mich überzeugt, daß es besser ist, mitunter eine hergebrachte Thorheit zu begehn, als sein Herkommen zu achten und in lauter Thorheiten zu verfallen.

Humorio. Das war meine Absicht.

Utis. Aber übertrieben hast Du doch gewaltig.

Humorio. Weniger als Du glaubst. Nicht mehr als nöthig war, um den Leser nicht zu ennuyiren.

Utis. Wen?

Humorio. Den Leser.

Utis. Welchen Leser denn?

Humorio. Nun den Leser, der uns und unire Gedichte liest.

Atis. Biſt Du geſcheut? Wir exiſtiren ja wirklich, wie können wir geleſen werden?

Humorio. Da haben wir den Hochmuth! Es iſt eine der größten Eitelkeiten der Menſchen, daß ſie ſich immer einbilden, wirklich zu exiſtiren, und nicht bedenken, daß die ganze Welt vielleicht nur ein ſchlechter Roman iſt, worin ſie die handelnden Perſonen ſind.

Atis. Abgeſchmackt und traurig genug geht's freilich in der Welt zu. Aber ſage mir, wie kommſt Du zu dieſer verrückten Idee?

Humorio. Nein, ich mein' es ernſtlich. Könnteſt Du den Dichter ſehn, der uns geſchrieben hat, wie er Dich in dieſem Augenblick auslacht, daß Du Dir wirklich einbildeſt, ein ſelbſtändiges Weſen zu ſein. Er braucht ja nur das Papier, das er eben beſchrieben hat, zu zerreißen, und wir ſinken in unſer altes Nichts zurück.

Atis. Um Gotteswillen, mache mich nicht wahnwitzig!

Humorio. Sei unbeſorgt, er zerreißt uns nicht. So lange unſer Daſein von der Eitelkeit eines Dichters abhängt, ſo lange kommen wir nicht um. Uebrigens iſt unſer Verfaſſer ein Anfänger, darum ſind wir auch ſo mittelmäßig gerathen. Beſonders Du biſt ganz ohne Character und keine Scene hindurch richtig gehalten.

Atis. Sieh's Du, Dein ſonderbares Syſtem widerlegt ſich ſelbſt. Wenn wir wirklich nicht ſelbſt

dächten und ſprächen, ſondern nur ein Dichter uns Worte beilegte, ſo würde er uns doch nicht ſo ſchlecht von ſich ſelbſt ſprechen laſſen.

Humorio. O, die Dichter haben manchmal ſonderbare Marotten; beſonders der unſrige iſt oft gar nicht recht bei Verſtande, wie könnte er ſonſt ſolches baroques Zeug ſchreiben, wie unſere heutige Geſchichte.

Utio. Nun hör' auf, und hetze den Spaß nicht zu Tode!

Humorio. Ja, laſſ' uns enden, aber vorher hat mich der Dichter beauftragt, noch ein paar Worte an den Leſer zu ſprechen: „Nach Verdienſt, geehrter Leſer, der Dichter bittet Dich hiermit um Verzeihung, wenn er Dich durch die vorliegenden Blätter ennuyirt haben ſollte. Es war nicht ſeine Abſicht; er hat's im Gegentheil ſo gut gemacht, als er konnte, und beſſer macht's ein Schelm. Hiermit empfiehlt ſich Dir der Dichter und wünſcht Dir nach Umſtänden einen guten Morgen, guten Tag, guten Abend, oder, was am wahrſcheinlichſten iſt, eine gute Nacht."

Utio. Mit Deinem einfältigen Dichter.

Die Rose.

(April 1832 auf Festung.)

„Sieh, wie der Schooß der Rose glüht,
Geschwellt von süßem Hauche!
Wie voll sie mir entgegenblüht!
Ich breche sie vom Strauche.“ —

„Ist sie nicht auch von weitem schön?
Warum willst du sie brechen?
Sie wird verwelken und vergeh'n,
Du wirst am Dorn dich stechen.“ —

„Und wenn der Dorn mich auch durchdringt,
Und dräng' er bis zum Herzen:
Wer fragt, wo solche Blume winkt,
Nach Dornen und nach Schmerzen?“ —

„Sieh da, schon ist die Hand dir wund,
Doch du bringst mit Entzücken
Die Rose heftig an den Mund,
Du wirst sie ganz zerdrücken.“

„Du gabst auf meinen Rath nicht Acht,
Nun ist die Lust entschwunden;
Zerfallen ist der Rose Pracht,
Dir bleibt nur Schmerz und Wunden.“—

„Und fließt in Strömen auch mein Blut,
Doch bin ich nicht betrogen;
Hab' ich der süßen Düfte Glut
Doch tief in's Herz gesogen."

„Und ob der Rose Pracht entwich,
Es läßt mich unverdrossen;
Der Blätter weichen Flaum hab' ich
Gefühlt ja und genossen."

„Und seh' ich wieder Rosen blüh'n,
Will ich den Dorn vergessen,
Und sie mit süßem Wonneglüh'n
An meine Lippen pressen."

Sturmlied.

(April 1832 auf Festung.)

Horch! durch die Luft her braust der Sturm,
Von fern hört man ihn dräuend nah'n,
Er schüttelt an dem alten Thurm
Und dreht den knirrenden Wetterhahn.
Und schwarze, düstre Wolkenbilder
Jagt er wüthend am Himmel zusammen,
Aus ihrem Schooße zucken Flammen,
Und immer düst'rer wird's und wilder.

Der Sonne milder Blick löscht aus,
Nacht drückt die Welt mit Angst und Graus.
Vom Wald her tönt verworr'nes Heulen,
Es wanken seine uralten Säulen,
Die himmelhohe Fichte kracht
Und sinkt entwurzelt hin in die Nacht.
Die Wogen, gleich schwarzen, unbändigen Rossen,
Bäumen sich wüthend empor gen Himmel,
Und schlagen und schüttern in wildem Getümmel
Den Fels, den sie so still umflossen,
Und der, von Sturm und Fluth erschüttert,
Zum erstenmale wankt und zittert.
Hoch in den Wolken rollt und kracht
Der Donner furchtbar durch die Nacht,
Als wollt' er den Weltbau zersplittern.
Die alte Erde fleht man zittern,
Sie dröhnt und bebt in ihren Tiefen,
Und fremde, wilde Schmerzensklänge,
Die lang' in ihrem Busen schliefen,
Durchschneiden die Luft in wirrem Gedränge.
Der Mensch erstarrt und ringt die Hände
Und denkt, dies sei des Weltalls Ende.

Nacht, wehe dichter den schwarzen Flor,
Sturm und Donner, umsausel mein Ohr!
Schallet lauter, ihr Schmerzenstöne,
Tobet, ihr Wellen, und Erdball, dröhne!
Brauß, stürmet, tobet noch so sehr,
In meinem Busen tobt's noch mehr.

Des Dichters Werden (Fr. v. Gallet).

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Doch ſieh', der Wolken Schoß durchbricht
Ein heller Strahl mit mildem Licht,
Den Donner hört man träge ſchallen
Und fern am Himmel lang' verhallen.
Vom Wald her weht ein leiſes Rauſchen,
Die Wogen ſieht man ruhig lauſchen;
Sie ruhen aus von dem Getümmel
Und ſpiegeln mild den blauen Himmel.
Die Erde ruht und athmet Düfte,
Den Wald umwehen laue Lüfte.
Das Laub lacht lieblich friſch und grün,
Von Tropfen jedes Blatt befeuchtet,
Die tauſend lichte Funken ſprüh'n,
Vom hellen Sonnenſchein beleuchtet;
Das leiſe Lied der Nachtigallen
Hört man im ſtillen Hain erſchallen.

O Hoffnung, heller, milder Sonnenſtrahl!
Wirſt du auch jemals meine Nacht durchdringen?
Wirſt du, o heil'ge Ruh! nach Schmerz und Qual
Mich je umweh'n mit deinen weichen Schwingen?
Und wird das leiſe Lied der Nachtigall
Mir jemals Frieden in die Seele ſingen?
Werd' ich denn nie, entflohn des Sturmes Dräuen,
An ſtillem Glück genießend mich erfreuen?

Fragment aus dem Tagebuche eines Jenſeitigen.

(Im Manuſcript aufgefunden und aus dem Jenſeitigen in's Undeutſche überſetzt vom Verfaſſer.)

(Mai 1802, auf der Feſtung in Zürch.)

Einſt erwacht' ich aus einem langen Schlafe, aber ich fand mich beim Erwachen nicht mehr denſelben, der ich früher war. Mein Körper war für mich nicht mehr ſichtbar noch fühlbar, ich empfand nichts, als eine innige Ueberzeugung, daß ich exiſtire, ich war zu einem reinen Gedanken des Daſeins geworden. Keine Sonne ſchien mir entgegen, keine Bäume, Felder und Häuſer ſah ich, rings um mich war ein ätheriſches Licht verbreitet, von keiner Farbe, ſondern die Schönheit aller Farben, die ich früher geſehen hatte, in ſich zu harmoniſchem Glanze verſchmelzend. Die Welten kreiſten um mich her; ich ſah ſie alle in ihrer Unendlichkeit, aber alle zugleich in ihrer wahren Größe und Stellung zu einander, nicht verkleinert oder verrückt durch die Unvollkommenheit des Auges jeder optiſche Betrug hatte aufgehört; ich war allen gleich nah. Ich dachte an die Ewigkeit, dieſen Abgrund, vor dem mein Geiſt ſo oft nach langem, fruchtloſen Sinnen halb wahnſinnig zurückgetaumelt war; und ſiehe, ich erkannte ſie, ich faßte ſie, ich erkannte

nicht über ſie. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinten ſich in mir zu einem einzigen Begriff, und dieſer Begriff war die Ewigkeit. Ich verſtand das Walten der Gottheit bis in die geheimſten Triebfedern ihrer Kraft. Ich ſelbſt fühlte mich einen Theil Gottes und ſchuf mit ihm an der ewigen Wiedergeburt des Alls; denn ich empfand ſeinen Willen mit ihm zugleich, es war auch der meinige. Der Wille aber bedurfte keiner Ausführung, denn Wille und That verhielten ſich nicht mehr zu einander wie Urſache und Wirkung; Wille, Kraft und That waren eins geworden, in demſelben Augenblicke gedacht, empfunden, ausgeführt. —

Ich hörte nicht, roch nicht und ſchmeckte nicht. Es war weder Muſik noch Duft, weder Wärme noch Wohlgeſchmack, was mich umgab. Ein Gefühl, das alles dies in ſich zu vereinigen ſchien, und doch ein einiges, untheilbares war, durchdrang und füllte mein ganzes Weſen ſo innig, daß es mein eignes Ich zu ſein ſchien. —

Ich beſann mich, daß ich ſchwer geträumt habe von Sorgen und Mühſalen, Freuden und Thränen, Kränkungen und Wohlthaten, Haß, Freundſchaft und Liebe, und ſo viel Schmerz und Bangigkeit mir der Traum auch bereitet hatte, ſo war er doch ſchön geweſen, ſo daß ich mich vor dem Erwachen fürchtete. Durch einen heftigen, beklemmenden Schmerz war ich erwacht. Aber eine Geſtalt meines Traumes wollte mir nicht aus dem Sinn; ich fühlte einen kurzen An-

genblick lang (ſo ſchien es mir, vielleicht mögen es Jahre geweſen ſein) eine Sehnſucht, eine Leere. Aber kaum hatte ich ſie empfunden, da erſchien eine Lichtgeſtalt. Wir nahten uns, und als wir uns berührten, floſſen wir zuſammen in einen Gedanken, ein Gefühl, eine Seele, ein Ich. Ich war es, der mich ſelbſt empfand, und doch war ſie es zugleich. Sie war es, die mit ihren Gedanken die Unendlichkeit, die Ewigkeit, die Gottheit in ſich ſog, und doch war ich es zugleich. Jetzt erſt empfand ich die Vollſtändigkeit, die Vollkommenheit meines Weſens. Die Scheidewand zwiſchen Sehnſucht und Gewährung war geſunken, beide vereinigten ſich zu dauernder Wolluſt. Ich war zum erſten Male ganz, glücklich, befriedigt; Luſt, Thätigkeit und Ruhe zu gleichzeitigem, harmoniſchen Daſein in mir vereinigend. —

Aber ich ſeh' dir's an, lieber Leſer, daß du glaubſt, ich lüge oder ich träume. Um dir dieſen Glauben zu benehmen, bedarf es eines Wortes. Wiſſe: ich war geſtorben.

Sonett.

(15. Mai 1802 auf Festung.)

Läßt ſich die Liebe nicht dem Lenz vergleichen,
Der Alles ringe mit Luſt beginnt zu ſchmücken? —
Doch nein! Woher die Schmerzen, die mich drücken,
Die Thränen, die ſich in mein Auge ſchleichen?

Der Sonne? — Nein! denn ihre Gluten weichen,
Sie muß der Nacht ihr Strahlenantlitz bücken;
Allein der Liebe Glut kann nichts erſticken;
Durch keine Nacht wird ſie vergeh'n und bleichen.

So ſind es Flammen, die das Herz durchwehen? —
Dann wär' ich längſt in Aſche hingeſchwunden. —
Allein weshalb, o Liebe, dich erklären?

Wer dich nicht fühlt, er wird es nicht verſtehen;
Und wer dich fühlt, der mag ſein Herz erkunden,
Die beſte Antwort wird es ihm gewähren.

Morgenlied.

(Von demſelben Tage.)

O ſchöne Morgenſonne,
Dich grüßt mein frühes Lied,
Wie dir in friſcher Wonne
Die Welt entgegen blüht!

Dort hinter fernen Höhen,
Wo ſich dein Strahl erhebt,
Kannſt du das Haus erſpähen,
Worin mein Liebchen lebt.

Die holden Augenlieder
Hüllt noch der Schlummer ein;
Du lächelſt auf ſie nieder —
Könnt' ich dein Strahl doch ſein!

Du blickeſt wärmer, heller,
Wenn du ihr Antlitz ſiehſt,
Vor Freude ſteigſt du ſchneller
Am Himmel auf und glühſt.

Es lächeln ihre Mienen,
Ihr Lächeln gilt nicht dir;
Ein Traum iſt ihr erſchienen,
Sie träumt vielleicht von mir

Und wenn ſie von mir träumet,
So eile nicht ſo ſchnell,
Damit das Traumbild ſäumet,
O, ſcheine nicht ſo hell!

Wenn deine Strahlen ſcheuchten
Mit ihrem Traum mein Bild,
Dann zürnt ſie deinem Leuchten,
Drum blicke ſanft und mild!

Abſchied.

(Den demſelben Tage.)

Mädchen, nein, du ſollſt nicht weinen!
Muß ich jetzt auch von dir geh'n,
Muß es jetzt gewiß auch ſcheinen,
Daß wir nie uns wiederſeh'n:
Steht uns nicht das Leben offen?
Laß uns harren, laß uns hoffen!

Wie der Schmetterling, geſtaltet
In der Puppe enger Nacht,
Seine Schwingen frei entfaltet
Und erſcheint in Farbenpracht:
So wird aus des Kummers Engen
Einſt das Glück hervor ſich drängen.

Wenn die Bäume grünend ſtehen,
Noch iſt von der Blüthen Pracht
Nirgends eine Spur zu ſehen;
Aber, ein e laue Nacht; —
Sieh', wie alle Bäume blühen,
Farbenglanz und Düfte ſprühen.

Stürzt mit rauſchendem Getümmel
Regen, Hagel auf die Au;
Alles trauert, und den Himmel
Deckt ein ſchwärzlich düſt'res Grau:
Plötzlich iſt ein Regenbogen
Mild und glänzend aufgezogen. —

Als ich dich zum erſtenmale,
Mädchen, ſah ſo ſchön und lieb;
Als an deines Auges Strahle
Meines feſtgezaubert blieb:
Sprich, ob wir uns lang beſannen,
Ehe wir uns liebgewannen?

Flog dir nicht mein Herz entgegen,
Als ich dir in's Auge ſah?
Schlug nicht dein's in raſch'ren Schlägen?
Wußten wir, wie uns geſchah?
Plötzlich, wie des Blitzes Sprühen,
Fühlten wir uns beide glühen.

Was nur lieblich, ſchön, ergötzlich,
Liebe, Licht und Blüthenpracht,
Reifet unerwartet, plötzlich
Durch des Augenblickes Macht.
So wird uns das Glück erſcheinen:
Hoffen ſollſt du, und nicht weinen!

Liebeszauber.

(17. Mai 1832 auf Feſtung.)

Der Schmetterling kann fliegen
Auf Fluren hin und her
Und ſich auf Blumen wiegen,
Auf keiner weilet er.

Wird ewig meine Seele
An dich gefeſſelt ſein?
Wie ſehr ich mich auch quäle,
Ich kann ſie nicht befrei'n.

Die Roſe ſieht man bleichen,
Die kaum ſo friſch geblüht,
Die Sonne ſieht man weichen,
Die kaum ſo hell geglüht.

Das Lied der Philomele
Erſtirbt im ſtillen Hain;
Wird ewig meine Seele
Von dir erfüllet ſein?

Was auf der Welt ſich findet:
Geſänge, Blüthen, Licht,
Das wandelt ſich und ſchwindet,
Nur meine Liebe nicht.

Das geht mit rechten Dingen
Doch wahrlich nimmer zu.
Sprich, welche Zauberſchlingen,
O Mädchen, führeſt du?

Willſt du mir's ehrlich ſagen:
Biſt du nicht eine Fee?
Doch, kann ich das noch fragen,
Wenn ich dein Auge ſeh'?

Ewigkeit.

(Von demſelben Tage.)

Daß der Schöpfer ewig bliebe,
Faſſen konnt' es nie mein Geiſt;
Doch ſeit ich mein Mädchen liebe,
Weiß ich es, was ewig heißt.

Wunder der Liebe.

(Von demſelben Tage.)

O ſage, findeſt du's nicht auch,
Wie, oder bild' ich mir's nur ein?

Viel milder iſt des Frühlings Hauch,
Viel grüner, friſcher glänzt der Hain,
Viel bunt're Blumen ſieht man ſtehen,
Als ich es jemals noch geſehen.
Iſt es nur Täuſchung, iſt es wahr?
Viel heller glänzt der Schein im Bache,
Auch ſcheint das Lied der Nachtigallen
Mir lieblicher als ſonſt zu ſchallen. —
Ei, Freund, die Urſach' iſt ganz klar:
Du biſt verliebt, das iſt die ganze Sache.

Petrarka.

Gar zierlich weiß ich Schmerz zu heucheln,
Mit vieler Anmuth thu' ich kund,
Daß ich vor Liebe bleich und wund,
Bin ich auch eigentlich friſch und geſund.
Dem Ohr und Sinn weiß ich zu ſchmeicheln
Durch ſüßer Melodie Gewalt,
Das Herz nur laſſ' ich leer und kalt.

Dichter-Glück und Unglück.

(Mai 1832, auf Feſtung).

Dichter.

Wird man wohl jemals ſeines Lebens froh?
Durch ungeſtillter Sehnſucht Schmerz, durch Sorgen
Wird jeder freie Augenblick verkümmert.
So mancher ſchöſſe ſich an meiner Stelle
'Ne Kugel vor den Kopf. Allein mir bleibt
Ein Mittel ja, das mich auf Augenblicke
Befreit von jedem drückenden Gefühl.
Auf denn, zu meinen Verſen! Friſch daran!
(Er arbeitet und überlieſt das Geſchriebne.)
Fürwahr, es geht mir von der Hand. Nie werd' ich
Mich ſchämen, daß ich das geſchrieben habe. —
Doch, welche Helle dringet in mein Fenſter!
Wie wird mir? es durchzucket meine Glieder
Wie Götternähe. Ha, erhabner Gott!
Soll ich den Augen trau'n? Du hier, Apollo?

Apollo.

Ich ſah dich von des Himmels hoher Wölbung
Und ſtieg von meinem ſtrahlenhellen Wagen,
Um tröſtend dir zu nah'n, derweil die Roſſe
Am Himmel halten, bis ich wiederkehre.

Dichter.

Iſt's möglich? Kennſt du mich, haſt du mich lieb?

Apollo.

Ich zähle dich zu meinen treuſten Jüngern.
Auf! fahre fort, wie du begonnen haſt,
Mit warmem Herzen und mit klarem Sinn
Zu ſtreben nach Erkenntniß und nach Schaffen
All' des, was wahr, was ſchön und heilig iſt;
Und laſſ' mein Götterwort dir Bürge ſein:
Unſterblichkeit wird dein Beſtreben lohnen.

Dichter.

Ha, welch ein großes Wort nennſt du mir da!
Doch, Phöbus, zürne deinem Dichter nicht!
Ich ſag' es offen, kannſt du mir's gewähren,
Daß ich mein theures Mädchen wiederſehen,
Daß ich in ihren Augen Liebe leſen,
Von ihren ſüßen Lippen Wonne ſaugen,
An ihrer Bruſt die Welt vergeſſen könnte!
Apoll, für dieſen einen Augenblick
(O, geb den Handel ein!) entſag' ich gern
Der ew'gen Gabe der Unſterblichkeit.

Apollo.

Nicht tadeln kann ich dieſe heil'ge Glut,
Die meine Jünger erſt zu Dichtern ſtempelt:
Doch ach, hier endet meine Macht, nur Amor
Vermag ſolch eine Gunſt dir zu gewähren.
Ach, leider hab' ich ſelber es gefühlt!

Dichter.

Was ſeh' ich? Phöbus! Götter weinen auch?
In deinem Auge leuchtet eine Thräne!

Apollo.

O Daphne! — Aber still davon! Was soll
Mir die Erinnerung? — Mein armer Dichter,
Es schmerzt mich, daß ich dir nicht helfen kann.

Dichter.

O Phebus, manches Andre hab' ich noch,
Wenn minder wichtig auch, von dir zu fleh'n,
Wenn du mir helfen willst

Apollo.

So red' und nenn' es.

Dichter.

Ach, wie soll ich es nennen? Etwas ist's,
Das mir mein ganzes Dasein lästig macht,
Das mich verhindert, freudig dir zu dienen;
Und doch ist es so niedrer Eigenschaft,
Daß ich mich schämen muß, es dir zu nennen.
Manch Gutes, Schönes, Großes unternähm' ich,
Wär' dieser Mangel nicht; mit einem Wort:
Ich brauche Geld. Apollo, streiche mir
Von der Unsterblichkeit, die ewig währt,
Ein paar Jahrtausende. Für jedes Jahr
Gieb mir ein solch erbärmlich Ding, das man
'Nen Thaler nennt.

Apollo.

Da wende dich an Plutus.
Mit Geld hab' ich mich nimmermehr befaßt.
Beruf und Neigung hält mich fern davon.

Dichter.

Wohlan! so bleibt mir eine kleine Bitte.

Die du gewiß erfüllſt. Apollo, wirſt du
Nicht deinem Jünger zürnen, wenn er dir
Geſtehen muß, daß er ſeit Wochen ſchon
Nicht einen Tropfen Wein getrunken hat?
O, ein Glas Wein verſchaffe mir, Apollo!

Apollo.

Wie, g'nügt dir meine Hippocrene nicht,
Die ich dem durſt'gen Mund verſchwend'riſch reiche?
Es ſprudelt deinem Durſt die Götterquelle
Und du verlangeſt noch nach ird'ſchem Trank?

Dichter.

Ha, alle Ehrfurcht vor der Götterquelle!
Was wär' ich ohne ſie? Allein bedenke,
Ich bin doch einmal nur ein Menſch. Ich murre
Nicht etwa, daß ich mehr nicht bin, o nein!
Den Göttern Dank, die mich dazu gemacht!
Doch nichts vermag das Weſen eines Menſchen
Mit ſolcher Wonne zu durchglüh'n, zu laben,
Als was er menſchlich mit den Sinnen koſtet.
Apollo, ein Glas Wein!

Apollo.

Da bitte Bachus,
Er iſt es, dem der Wein vertrauet ward.

Dichter.

So ſoll ich nichts erlangen, nichts genießen?

Apollo.

Verlangeſt Du, daß auf ein einzig Haupt
Die Götter alle ihre Gaben ſchütten?
Genügt Dir meine Gunſt nicht?

Dichter.

O Apollo!
Nimm mir's nicht übel, doch hätt' ich zu wählen,
Ob du mich, oder ob Amor und Bacchus
(Den geiz'gen Plutus würd' ich zwar nicht achten)
Mit ihren Gaben überschütten sollten;
Ich glaub', ich schwankte einen Augenblick.

Apollo.

Unwürd'ger Jünger! jetzt erkenn' ich dich.
Wohlan, ich gehe, und will es bewirken,
Daß Bacchus dir und Amor günstig werden;
Doch Phöbus geht und bleibt dir ewig fern,
Und wird Dir keine Gabe mehr gewähren.

Dichter.

O Phöbus, sei mir gnädig, bleibe, bleibe!
Ich sprach es nur so hin, vergieb Apollo!
Was hülfen Bacchus, Amor's Gaben mir?
Könnt' ich sie wohl begreifen und genießen,
Wenn du mir nicht den Sinn dafür eröffnest?
Nein, schrecklich schöner Gott, durchbohre mich
Mit einem deiner todbeschwingten Pfeile,
Denn lieber duld' ich Tod, als deinen Zorn.
Mag Amor mich und Bacchus darben lassen,
Ich bleibe ewig dein mit Leib und Seele.

Apollo.

So sei dein Frevel wieder dir vergeben.
Sei treu mir und getrost. Ich scheide jetzt,
Doch bleibt in deinem Busen meine Gottheit.
Stets will ich dich beschützen, und vermag

Ich über Amor etwas oder Bacchus,
So soll auch Ihre Hülfe dir nicht fehlen.
Leb' wohl!

Dichter.

Dank, heißen Dank, erhabner Gott!
Und bitt' in meinem Namen beim Cupido,
Daß er mir helfe, eh' ich noch verschmachte.

Reich und arm.

Es ist wohl viel, was mir gebricht,
Denn klingend Gold und blüh'nde Länder,
Und Ruhm und Rang und Ordensbänder,
Das alles hab' ich freilich nicht.
Doch, was geht all' der Tand mich an?
Bin doch ein überreicher Mann.

Denn wißt, ein Mädchen nenn' ich mein:
So lieb und hold und jugendblühend,
Und so für mich in Liebe glühend,
Daß sie mein eigen nur will sein.
Wer solchen lieben Schatz gewann,
Sagt, ist das nicht ein reicher Mann?

Wenn sie entschläft, wenn sie erwacht,
Wenn sie nach zieh'nden Wolken blicket,
Und Seufzer in die Ferne schicket:

Und lächelt sie bei stiller Nacht,
Umschwebt von heit'ren Träumerei'n:
Träumt sie von mir, gedenkt sie mein.

Wenn sie mit ihrer lieben Hand,
Das Aug' der Ferne zugewendet,
Vom Mund verstohl'ne Küsse sendet:
Mir sind die Küsse zugesandt.
D'rum sagt, ob ich nicht singen kann:
Wohl mir, ich bin ein reicher Mann!

Doch wie in Waldeseinsamkeit
Erdbeeren, früh im Lenz entsprossen,
Unabgepflückt und ungenossen,
Weil sie so einsam und so weit,
Dem Wunsche unerreichbar, steh'n,
Am Stengel welkend untergeh'n —

So blüht ihr Mund so roth und zart,
Von süßen frisch entkeimten Küssen,
Die ungepflückt verwelken müssen;
Denn ich, dem alle aufgespart,
Dem sie mein Mädchen gönnte gern,
Ich Armer, ach! bin leider fern.

Ihr treuer Blick, ihr süßer Kuß,
Die mir so gern gespendet wären,
Weh' mir! daß ich sie all' entbehren,
Und, fern von ihr, betrauern muß.

D'rum ſteht mir wohl zu klagen an:
Weh' mir, ich bin ein armer Mann!

Des Liebchens Krankheit.

Einſt ging ich in den grünen Hain,
Da war ein heil'res Frühlingsweben,
Mich aber hüllte Kummer ein;
Ich ſprach mit bangem, tiefem Beben:
„Ihr Bäume, Vögel, Blumen, Gras,
Wißt ihr noch nicht die Trauerkunde?
Mein Liebchen, ach! iſt krank und blaß,
Fühlt Schmerz vielleicht in dieſer Stunde.“
Da ward der Jubel Trauerſang,
Es wehten Seufzer in den Zweigen,
Und alle Blumen ſah' ich bang
Die ſchönen Häupter welkend neigen.

Liebeslied.

Saget, was ſpricht
Mit hellen Blicken
Der Blumen Augenlicht
Feucht vor Entzücken?

Himmel ſo hehr,
Auge ſo innig,
Sagt mir, was lächelt er
Lieder ſo ſinnig?

Die Nachtigall,
Sagt, was ſie ſinget,
Daß es mit Wonneſchall
Wirbelnd erklinget?

Sie ſingt mit ſüßem Schalle,
Die Blumen flüſterns alle,
Der Himmel lächelt's milde:
„Ich liebe dich, Mathilde!“

Lied von den Sternen.

Sieh', Liebchen, an dem Himmel
Der lieben Sternlein Schaar,
Welch' fröhliches Gewimmel,
Welch' Leuchten mild und klar!

Verſtehſt du wohl ihr Blinken?
Sie thun wie ich und du.
Sie lächeln und ſie winken
Einander Liebe zu.

Und wenn ſogar die Sterne
Der Liebe ſich erfreu'n,
Warum denn ſoll ſie ferne
Von unſ'ren Herzen ſein?

Doch wunderbar! ſie rücken
Einander niemals nah!
Wie ſehnend ſie auch blicken,
Sie ſteh'n befeſtigt da.

Du fragſt, warum ſie nimmer
Sich nah'n von Ort zu Ort?
Siehſt du mit mattem Schimmer
Die Bleichen, Trüben dort?

Das ſind die Kranken, Alten,
Die es vergaßen ſchnell,
Wie ſie's einſt ſelbſt gehalten
Da ſie noch jung und hell.

Nun, da die alten Herzen
Kein Feuer mehr durchdringt,
Nun zürnen ſie den Scherzen,
Die Lieb' und Jugend bringt.

Aus Furcht vor ihrem Spähen,
Steht dort ſo ſtill und fern,
Dem Schelten zu entgehen,
So mancher liebe Stern.

Doch wir, die wir verborgen
Hier sind in stiller Nacht,
Wo uns kein Lauscher Sorgen,
Kein Feind uns bange macht,

Wir dürfen dreist und fröhlich
Uns, liebes Mädchen, nah'n.
In deinem Arm, wie selig
Wie süß, dich zu umfah'n!

Die lieben Sterne lauschen
Von ihrer Höh' so weit,
Indeß wir Küsse tauschen,
Herab voll Lust und Neid.

Und wollten auch die Alten,
Seh'n sie uns in's Gesicht,
Vor Aerger fast zerspalten,
Uns grämt's und kümmert's nicht.

Sie können ja nicht plaudern,
Da keiner sie versteht;
D'rum, Liebchen, ohne Zaudern,
Komm', eh' die Nacht vergeht.

Die trauernde Mutter.

Die Mutter ſitzt am Fenſter,
Gehüllt in ſchwarzen Flor,
Und blickt mit naſſen Augen
Zum Himmel ſtill empor.

Dann zucken ihr die Glieder,
Sie neigt auf's Schnupftuch ſich,
Sie ſeufzet tief und bange
Und weinet bitterlich.

Da kommt ihr kleines Lottchen,
Küßt ihr die Hand und ſpricht:
„O, ſei doch wieder freundlich,
Lieb' Mutter, weine nicht!"

„Haſt du mir nicht erzählet:
Stirbt wo ein gutes Kind,
Dann kommt es in den Himmel,
Wo liebe Eng'lein ſind —?"

„Und iſt auch Bruder Fränzchen
Geſtorben nun, und todt,
Er iſt ja bei den Engeln
Und bei dem lieben Gott."

„Die Engel ſpielen freundlich
Mit ihm manch' ſchönes Spiel,
Und ſchöne, ſchöne Sachen,
Die ſchenken ſie ihm viel.“

„Der Himmel iſt die Wieſe,
D'rauf ſpringen ſie ſo ſchnell,
Die Sterne, das ſind Blumen,
Die blüh'n ſo bunt und hell.“

„Da pflückt ſich Bruder Fränzchen
Den allerſchönſten Stern,
Dann ſingt er mit den Engeln
Und preiſet Gott den Herrn.“

„Drum, liebe Mutter, glaube:
Er iſt in Fried' und Ruh'.
Beim lieben Gott dort oben;
Warum denn weineſt du? —“

Da ſpricht die Mutter traurig:
„So willſt du auch wohl fort,
Willſt mich allein hier laſſen,
Weil es ſo freundlich dort?“ —

Da weint das kleine Lottchen,
Küßt ihr die Hand und ſpricht:
„Wohl wär' ich gern dort oben,
Doch dich verlaſſ' ich nicht.“

„Und wär' es noch so freundlich
Im schönen Himmelreich:
Nie will ich dahin kommen,
Als nur mit dir zugleich." —

Da drücket sie die Mutter
So fest an ihre Brust,
Und küßt sie tausendmale
Und weint vor Schmerz und Lust.

Frühlingslied.

Welch' ein reiches Frühlingsleben!
Wie sich Blüth' an Blüthe drängt!
Wie mit stets erneutem Streben
In geheimnißvollem Weben
Neu Geschlecht die Knospen sprengt!

So in meines Lebens Maie
Blüht von Hoffnungen die Brust,
Täglich keimen tausend neue
In mir auf, so schöne, freie,
Froh verheißend Lebenslust.

Und wie sehnend Philomele,
Tief versteckt in Duft und Grün,
Singt mit voller Silberkehle,
Fühl' ich auch durch meine Seele
Süße Liedesklänge ziehn.

Aber ach! die Blüthen fallen;
Eh' der goldne Sommer kam,
Iſt nicht eine da von allen,
Und das Lied der Nachtigallen
Stirbt den Blüthen nach vor Gram. —

Gönnt mir meine Thränen.

Lächelt auch die Maiensonne
Gleich der ſtillentzückten Braut,
Lächelt auch in Frühlingswonne
Jede Blüthe, jedes Kraut;
Lächeln Fluren auch und Felder,
Selbſt die ernſten Schattenwälder;
Lacht, von Blüthenduft umwallt
Alle Welt auch, laut durchſchallt
Von des Lenzes Jubeltönen:
Gönn't, o gönn't mir meine Thränen!

Weinen nicht am frühen Morgen
Alle Blumen hellen Thau
Sternen nach, die ſich verborgen
In dem trüben Dämm'rungsgrau?
Blumen, die verwelkt hienieden,
Blüh'n am Himmel nun in Frieden;

Darum weint am ird'schen Ort
Um die Fernverklärten dort
Jede Blum' in frommem Wähnen —
Gönnet mir auch meine Thränen!

Selbst der hohe Himmel weinet
Milde Schmerzenthränen oft,
Weil er stets umsonst, vereinet
Mit der Braut zu werden, hofft.
Erde, liebeschmachtend, blicket
Zu ihm auf als Braut geschmücket,
Wollustglühend athmet sie;
Doch er weinet, weil er nie
Darf an ihre Brust sich lehnen —
Gönnet mir auch meine Thränen!

Weint nicht klare, milde Quellen
Selbst der Fels vor Liebesharm?
Ach! er sänke gern den Wellen
In den weichen, duft'gen Arm.
Brautbett ist das Thal, das blühende,
Da umfinge gern der glühende
Die geschwellte Brust der Fluth,
Abzukühlen seine Gluth.
Selbst der Felsen weint vor Sehnen —
Gönn't, o gönn't mir meine Thränen!

Lorbeer und Myrthe.

Gepflanzt hab' ich 'nen Lorbeerbaum,
Der wächſt und grünet noch nicht lange;
An dem hängt gar ein ſüßer Traum:
Vielleicht, kämpfend mit Liederklange,
Erring' ich's einſt durch Liebestöne,
Daß man mit ſeinem Laub mich kröne.
Und kränzet je der Lorbeer mich,
Mein Liebchen, ſo geſchieht's durch dich.

Mein Liebchen hat 'nen Myrthenbaum,
Der blüh'te manchmal ſchon vergebens,
An dem hängt noch ein ſüß'rer Traum,
Ein Traum des wonnevollſten Lebens.
Mein Liebchen blickt ihn an mit Sehnen,
Und ſinnt: wann wirſt du mich wohl krönen?
Und kränzet einſt die Myrthe dich,
Mein Liebchen, ach! wär' es für mich!

Die träumende Jungfrau.

Wenn die Jungfrau lächelt im Traum,
Alles ringsum ſchlummert und ſchweiget,
Sanft ihr Buſen ſich ſenkt und ſteiget,
Leiſe ſie athmet, vernehmbar kaum,
Während die Wangen umfloſſen hält
Morgenroth einer and'ren Welt.

O! könnt' ich dann einen einzigen Blick
Thun in das blühende Zauberleben,
Das ihre Geister entzückt durchschweben,
Ueberschwengliches Dichterglück!
Lieder ſäng' ich, o Nachtigall!
Daß du verſtummteſt vor ihrem Schall.

Der Greis.

„Blumen, ihr hellen, bunten,
Entkeimt aus düſt'rem Grund,
Was ihr geſeh'n dort unten,
Das thut mir, thut mir kund!"

„Mein theures Weib im Grabe,
Die Kindlein fromm und zart,
Die ich betrauert habe
Und mit dem Staub gepaart—"

„Tief in den ſtillen Räumen
Schlafen ſie ſanft und mild?
Und ſehen ſie in Träumen
Auch manchmal noch mein Bild? —

„Ihr klaren Sternlein drehen,
Ihr ſchaut in's Himmelreich,
Wißt, was geſchieht dort oben,
Darum befrag' ich euch:"

„Sind dort im Schooß der Gnade
Die Lieben all' vereint?
Schau'n sie vom hohen Pfade
Auf mich, der unten weint?"

Es sprach's der Greis; von ferne
Hört er ein Säuseln da,
Als ob die hohen Sterne
Tröstend ihm riefen: „Ja."

Bald sah er, den Genossen
Vereinet, fern herab,
Sah lächelnd Blumen sprossen
Auf seinem eig'nen Grab.

Die Grabesblume.

Dort unter grünen Kräutern
Ruht wohl ein treues Herz;
Es sah die Hoffnung scheitern
Und brach vor Liebesschmerz.

Entkeimt dem Heiligthume
Aus dunk'lem Grün hervor,
Blickt noch als Grabesblume
Ein sehnend Aug' empor.

Der schlafende Königssohn.

Vorbei das Volksgewühle, verstummt der Hörner
Ton;
Es liegt auf weichem Pfühle der junge Königssohn.
Schon halb in Traum versenket, lächelnd gar froh
und mild,
Denn wie er träumend denket, sieht er manch' liebes
Bild.
Noch säuselt wie von ferne der laute Jubelklang,
Der sich bis an die Sterne zu seinem Preise schwang;
Noch meinet er zu hören Musik vor seinem Ohr,
Ihm dargebracht zu Ehren von kriegerischem Chor;
Und schließt er gleich die Augen, hervor aus dunkler
Nacht
Wohl tausend Lichter tauchen in heller Strahlenpracht.
Ob ird'sche Kerzen blinken von Volkeslieb' erhellt?
Ob Hoffnungssterne winken von Engeln hoch bestellt?
Auch manches Auge leuchtet vor ihm so freudig hell
Als wär' es reich befeuchtet vom Freudenthränenquell
In solchen Bildern webend, da schwillt die junge Brust
Hochathmend, freudebebend in hoher, heil'ger Lust
Doch ferner stets entrücken jetzt Töne, Licht, Gestalt
Die Seele mit Entzücken in's helle Traumreich wallt
Er träumt von Lorbeerkränzen um seine Stirn ge-
schmiegt,
In wilden Waffentänzen mit kecker Kraft erstiegt;
Auch von unblut'gen Kronen, duftig und hoffnungs-
grün.

Die seine Mild' einſt lohnen, ſein väterlich Bemüh'n,
D'rauf friſcher Thau ſtatt Blute mit hellen Tropfen ſcheint,
Den hat mit freud'gem Muthe ein dankend Volk geweint. —
Und wie, wenn Sternenſchimmer der Roſe Kelch umſäumt,
Sie milder lächelt immer und düftehauchend träumt:
So ſchwebet um die Mienen des Königsſohnes auch,
Da Träume ihm erſchienen, holder des Lächelns Hauch.
So fromm ein Kind wohl blicket, das ihr in Träumen ſeht,
Doch ſeine Stirne ſchmücket kraftvolle Majeſtät.
Ein Engel ſchwebt hernieder, zu ſeinem Schutz geſandt,
Mit leuchtendem Gefieder, ein helles Schwert zur Hand.
Du lichter Gottesſtreiter, wahr' uns zu jeder Stund'
Dies Lächeln fromm und heiter auf königlichem Mund,
Mit Deiner Schwingen Fächeln ſcheuch' Sorg' und Noth zurück:
In dieſem hell'gen Lächeln ruht eines Volkes Glück.

Das Heimweh.

Die Mutter tritt zu ihrem Kind,
Das ſitzt ſo traurig da und ſinnt:

„Mein liebes Kind, was quälet dich?
Sei fröhlich, sonst betrübst du mich.“
„Ach Mutter! wie soll ich fröhlich sein?
Nichts mag mein Herze mehr erfreu'n,
Seit ich nicht bin in meiner Heimath mehr.
Nach ihr allein steht all' mein Sinn,
Wie freute mich Alles dort so sehr,
O Mutter, geh'n wir wieder hin!“ —
„Was sprichst du da, mein liebes Söhnlein?
Du warst ja noch nirgends sonst, als hier.
Und sollt' es hier nicht lieb und schön sein,
Wo Deine Mutter ist bei dir?
Giebt's eine schön're Heimath für ein Kind,
Als da, wo Mutterliebe sorgt und sinnt?“ —
„Ach Mutter, dort war es doch gar zu schön,
Doch freilich, dich hab' ich dort nicht geseh'n,
Allein du kannst ja mit mir geh'n.
So hell und freundlich war es da,
Wie ich es hier noch niemals sah;
Denn tausend Sonnen funkelten,
Die nimmer sich verdunkelten.
Die Luft war lieblich dunkelblau,
Sie duftete und war so lau,
Und athmet' ich sie fröhlich ein,
So war's, als tränk' ich süßen Wein.
Auch schöne Bäume sah man dort steh'n;
Hier kann man sie so an keinem Ort seh'n:
Die waren hoch, so wie der Himmel,
Und oben von Vögeln ein Getümmel,

Die hörte man in den großen, grünen Blättern
Gar wunderſam herrliche Lieder ſchmettern.
Die Bäume trugen Früchte, groß und leuchtend,
Mit ſüßem Saft die Zunge feuchtend,
Und Alles auf Erden und in der Luft
War voller Klang und Glanz und Duft.
Auch Spielcameraden waren da,
Wie ich ſie hier noch niemals ſah,
So liebliche Kinder traten zu mir heran
Mit bunten Flügeln angethan.
Ihre Augen glänzten wie bunte Flammen;
Gar freundlich ſpielten wir zuſammen.
Was ſoll ich hier mit Soldaten und Pferden,
Die niemals warm und lebendig werden?
Dort ſpielt' ich ja mit hellen Sternlein,
Die thäten nicht, wie hier, ſo fern ſein.
Mit hellen Strahlen gaukelten
Sie vor uns her und ſchaukelten
Vor unſern Augen ſich, hüpfend
Und unſerm Griff entſchlüpfend.
Da ging's an ein Haſchen und Springen,
Und bald mocht' es gelingen,
Die Sternlein blieben hangen
Und ließen ſich freundlich fangen.
Wir wanden aus ihnen Kränze
Und ſetzten ſie uns auf,
Dann machten wir fröhliche Tänze,
Der ganze geflügelte Hauf.
Wie luſtig ließ ſich's da ſpringen!

Wie war der Raſen ſo grün!
Wie fröhlich ließ ſich's da ſingen!
Die Luft ſelbſt mitzuſingen ſchien.
Und hoch in ſchimmernder Ferne,
Da ſaß der Herr der Sterne
In ſtiller Majeſtät und Ruh'
Und ſah uns freundlich lächelnd zu.
Der hatte Alles ſelbſt gemacht,
D'rum ward ihm von der Engel Schaar
Gebet und Huldigung gebracht,
Und über Alles hatt' er Macht.
Allein, wie er geſtaltet war,
Das hab' ich leider längſt vergeſſen;
Doch ſehn' ich mich nach ihm zurück,
Weil mir ſein väterlicher Blick
So hold und freundlich ſonſt geweſen.
Und werd' ich ihn bald nicht wiederſeh'n,
Muß ich vor der Sehnſucht Gewalt vergeh'n.
D'rum liebe Mutter, laß uns von hier fortflieh'n
Und zu den ſchönen, heimathlichen Ort zieh'n!"—
Die Mutter ſchüttelt das Haupt und geht,
Im Aug' ihr eine Thräne ſteht.
Sie geht und ſchweigt in ſtillem Harm
Und läßt das Kind in des Schlafes Arm.
Als ſie erwacht am andern Morgen,
Erwachen mit ihr ihre Sorgen;
Sie tritt dem Bett des Kindes nah,
Das lag mit gefaltenen Händchen da;

Es lächelte, doch ſah es ſehr bleich,
Nicht gehört' es mehr zu der Lebenden Reich.
Sein ſchönes Traumbild war erfüllt,
Es hatte der Tod ſein Heimweh geſtillt.

Sein.

Der Sturmesodem der Gerichtspoſaunen
(Ein Klang des feigen Bebens euch, ihr Schwachen!)
Brauſ't durch das All, des ew'ge Säulen krachen
Und ſchwinden weg gleich Kindern flücht'ger Launen.

Mond, Sonne, Stern' und alle Lichter braunen,
Die Zeit, den Raum, die Kraft und alle Sachen
Schlingt die Vernichtung in den weiten Rachen,
Daß Boten Gottes ſelbſt erzitternd ſtaunen.

Was bebt ihr vor dem eitlen Lärm, Bethörte?
Wer hat die Macht, euch euer Selbſt zu ſtehlen?
Trotzet dem Nichts, ob Alles auch zerſtäube!

Und wenn der alte Gott ſelbſt ſich zerſtörte,
Dem Weltentod den ſeinen zu vermählen;
Mich ſchreckt es nicht, ich fühl's: ich bin und bleibe.

Todesahnung.

Wenn ich aus meiner tiefſten Bruſt
Ein ächtes Lied entſchicke,
Und es in reiner Vaterluft
An meinen Buſen drücke:

Fühl' ich's ſo ſeltſam mich durchweh'n,
Als tönten ferne Glocken,
Die mich zu lichten, ſel'gen Höh'n
Vom Erdenthale locken.

Bebend, als hüllte Tod mich ein,
Seufz' ich dann tief und bange:
Lieder wie dies, ſo inbrünſtig klein,
Erſinn' ich nicht mehr lange.

Theodor.

In Reichthum und in Freudigkeit erzogen
War Theodor von Eltern, die dem Kleinen
Von ganzem Herzen innigſich gewogen.

So wuchs er auf, nicht kennend Sorg' und Weinen,
Ein blühend friſches Kind voll Luſt und Leben:
Doch wollt' er oft gar wunderbar erſcheinen.

Ob auch die Eltern Alles ihm gegeben,
Was einem Kinde Freude mag bereiten,
Schien doch ein ſtiller Gram ihn zu umſchweben.

Umringt von all' den bunten Herrlichkeiten,
Von Pferden, Bilderbüchern, Kuchen, Reitern,
Saß ſprachlos, trüb' und ſinnend er zu Zeiten

Und alle Müh', ihn wieder zu erheitern,
Und das, was ſeine Knabenſtirn gefaltet,
Vom Trotzkopf zu erforſchen, mußte ſcheitern.

Als ihn die Zeit zum Jüngling d'rauf geſtaltet,
Drängt' ihn das friſche Regen junger Triebe
Zum Brüderkreis, wo Muth und Frohſinn waltet.

Auch forſcht' er frühe ſchon mit hoher Liebe
Nach ächter Wiſſenſchaft und Weisheit, ſtrebend,
Daß ihm nichts Herrliches verborgen bliebe.

Des Tags in frohem Leergelingen webend
Und nach dem Werk, beim Klange heit'rer Lieder,
Im Brüderkreis den vollen Becher hebend,

Entſprang er plötzlich oft der Schaar der Brüder,
Gleich aufgeſchrecktem Wild, und keine Bitte,
Kein Spott bracht' ihr den Sonderling dann wieder.

Durch ſtille Nacht, allein, mit ödem Tritte
Irrt' er dann um; nicht weiß er, was ihn drücket;
Doch iſt es ihm, als ob er Schmerzen litte.

Und wie er zu des Himmels Wölbung blicket,
So unermeßlich weit und voller Sterne,
Da ſeufzt er tief: „Nichts iſt, das mich beglücket!“ —

Gehört hat er, daß hinter Bergen ferne
Nach Süden hin ein ſel'ges Land zu finden;
Ach! in das Zauberland zög er ſo gerne!

Gedacht, gethan. Die rauhen Berge ſchwinden,
Bald ſind des luſtberauſchten Jünglings Locken
Umweht von Welſchlands weichbeſchwingten Winden.

Dort, wo die Luft, durchweht von Blüthenflocken,
Gleich treuen Augen ewig blau und heiter,
So hell ertönt vom Klange frommer Glocken,

Wo Bäume, Blumen, Bäche, See'n und Kräuter
Wollüſtig über eig'ne Schönheit träumen;
Wie wird das Herz ihm wonnevoll und weiter!

Doch immer vorwärts eilt er ohne Saumen;
Bald ſieht er ſich, durchbebt von heil'gem Grauen
Und ahndungsvoll, in Roma's hohen Räumen.

Die Augen werden müde dort vom Schauen
Der Rieſenwerke, die mit ſcharfer Schneide
Die Zeit in ſchöne Trümmer nun zerhauen.

Und in Sanct Peters hohes Prachtgebäude,
Der hehren Himmelswölbung nachgeſtaltet,
Tritt er mit ahnender, furchtſamer Freude.

Dort wird mit ernſter Pracht das Amt verwaltet,
Der Orgelton zum frommen Sang ertönet,
Im hohen Raum erhab'ne Andacht ſchaltet.

Der Klang, der auf zur hehren Kuppel dröhnet,
Der heil'ge Duft, die Kunſt der alten Meiſter,
Die wunderbar des Baues Wand verſchönet,

Durchfröſtelt alle ſeine Lebensgeiſter,
Sträubt ihm das Haar in andachtsvollem Schauer,
Und ſeine Seele ſchwingt zu Gott ſich dreiſter.

Betäubt tritt er in's Freie nun, wo lauer
Die Lüfte weh'n, von Wonne noch durchglühet;
Doch ach! kein ſel'ges Träumen iſt von Dauer.

Die Blumenflur, die kaum ſo ſchön geblühet,
So daß die Sonne, heiß vor Liebesſehnen,
Auf ſie geglüht, ergraut, da ſene fliehet;

Und Theodor, des Glieder matt ſich lehnen
An uralt Mauerwerk, folgt ihrem Scheiden,
Das Aug' erfüllt von heißen Schmerzenstränen. —

Im Vaterlande ſchwinden deine Leiden,
So denkt er, und eilt heim mit voller Seele;
Doch nie will ihn ſein fremdes Uebel melden,

Und immer iſt's, als ob ihm etwas fehle.
Da treibt es ihn, ſein Leid im Lied zu künden,
Gleichwie die ſehnſuchtsvolle Philomele.

Doch kann die Dichtkunſt auch ſein Glück nicht gründen,
Der Mißklang bleibt im Buſen tief zurücke,
Ob Wort und Sinn harmoniſch auch ſich ründen.

Zwar nicht an Ruhm, doch fehlt's ihm ſtets an Glücke.
Wie matte Blumen Heil und Kühlung trinken,
Und lächelnd ſteh'n mit lieblich feuchtem Blicke,

Wenn Himmelstränen labend niederſinken —
So ſah er ſeinen lieblichen Geſängen
Manch' ſchönes Auge Dank und Beifall winken.

Doch keines ahnd'te von den holden Klängen,
Daß ſie als heiße, bitt're Thränenfluthen
Dem armen Dichter aus der Seele drängen.

Nicht kühlt der Lorbeerkranz die inn'ren Gluthen,
Wie frisch und kühl er auch die Stirn umwehet,
Er fühlt sein Herz in Liedern sich verbluten. —

Doch nicht umsonst hat er um Glück gefleht:
Ein Mädchen senden ihm erhab'ne Mächte,
Das seinen Schmerz zur höchsten Lust erhöhet.

Sanftmüthig, wie aus himmlischem Geschlechte,
Und schön wie träumerisches Jugendsinnen
In dunkler Sehnsucht nimmer es erdächte.

Gern sing' ich, wie die Augen erst beginnen,
Mit schüchternen, schnell weggewandten Blicken,
Wie sie mit Zutrau'n Innigkeit gewinnen,

Wie dann ein hastig, herz'ges Händedrücken,
Ein rascher Kuß, der Zürnenden gestohlen,
Die Heuchlerin im Stillen süß beglücken,

Wie, gleich den Augen, die nun unverholen
In einen eing'gen Blick zusammenfließen,
Und eins vom andern Glanz und Wonne holen,

Die Seelen auch sich im Verständniß grüßen,
Zu fester Eintracht lieblich sich gewöhnend,
Und liebevoll sich an einander schließen,

Zwei Klängen gleich, in eins zuſammentönend,
Ein jeder einzig ſchön an ſich, doch beide
Sich wunderbar im Einklang noch verſchönend —

Wie jedem, bebend, daß des Herzens Freude
Nicht mehr geheim, und doch vom Trieb durchdrungen,
Sie auszujauchzen — Schweigen wird zum Leide —

Gern ſäng' ich's auch in ſüßen Schmeichelzungen,
Doch rathet's lieber ſelbſt und laßt mich ſchweigen,
Wer je es ahnd'te, hat es nie beſungen.

Kein Hinderniß braucht er zu überſteigen;
Mit der er ew'ges Glück denkt zu erlangen,
Die ſüße Braut wird liebend bald ſein eigen.

Doch weder nächtlich ſeliges Umfangen,
Noch zarte Sorgfalt, ewig reine Treue
Vermag zu heilen ihn vom alten Bangen.

Da ſitzt er nun und ſeufzt und weint auf's Neue,
Oft überfallen ihn unſel'ge Stunden,
Dann giebt's kein Glück, das tröſtend ihn erfreue. —

Das Glück, das, wenn er's haſchte, ſtets entſchwunden,
Sucht er nun im Gewühl der Weltgeſchäfte,
Die innre Kraft will er in That erfunden.

Ehr' und Gedeih'n erringen seine Kräfte,
Doch ach! kein Anseh'n giebt's und kein Gelingen,
An dessen Fuß das wahre Glück sich hefte.

Das Theuerste von allen theuren Dingen
Wird ihm, ein Freund, in Freud' und Schmerz ergeben,
Doch kann er ihm nur Trost, nicht Hülfe bringen.

Verschwunden ist der größ're Theil vom Leben,
Still wird das Herz, das sonst so rasch und glühend,
Und Silber sieht er in sein Haar sich weben.

Doch sieht er auch die eig'ne Jugend blühend —
Söhne voll trotz'ger Kraft und frischen Sinnen,
Und Töchter, in verschämter Anmuth blühend,

Erheitern ihm der Jahre schnell Entrinnen,
Denn Lust und Freudigkeit ihm zu bereiten,
Ist stets ihr liebstes, einziges Beginnen.

Doch immer bleibt sein Uebel ihm zur Seiten,
Oft wacht er in der Nächte tiefer Stille
Und fühlet Thränen seinem Aug' entgleiten.

„Wär' ich bei euch in Grabes düst'rer Hülle!"—
So klagt er auf der Eltern grünem Hügel,
Und seufzet tief aus seines Busens Fülle. —

Und ſiehe: bald zerſpringt der ſtrenge Riegel,
Der ihn an's Erdenleben feſtgeſchloſſen,
Und ſeine Seel' entfaltet Serapheflügel.

Von heil'ger Heiterkeit die Stirn' umfloſſen,
Liegt er erbleicht auf ſeinem Sterbebette,
Von milden Schmerzenstränen reich begoſſen.

Schon fühlt er Palmen weh'n an heil'ger Stätte,
Den lichten Engel ſieht er niederwallen,
Der ihn von ſeinem Sehnſuchtsſchmerz errette.

„Jetzt wird mir keine Thräne mehr entfallen;
Der Schmerz, getrennt zu ſein von euch, ihr Lieben,
Der letzte iſt's von meinen Schmerzen allen."

„Ein eit'ler Wahn nur hat mich angetrieben,
Vom Vater fern dem Glücke nachzuringen,
Eh' dieſer Erdenleib in Staub zerrieben." —
Spricht's, und entſchwebt auf leichten Engelſchwingen

Der Hirtenknabe.

1.

Wonach wohl blickt so sinnig
Die Jungfrau vom Altan?
Schaut sie so lang und innig
Des Thales Blumen an?

Die Blumen sind wohl nimmer
Der holden Blicke Ziel;
Blumen von hell'rem Schimmer
Sind im Schloßgarten viel.

Doch unten auf der Auen
Leuchten, so treu und rein,
Zwei Augen gleich den blauen,
Den hellen Blümelein.

Mit diesen Augen stehet
Ein junger Hirtenknab';
Er, nicht die Blumen, ziehet
Des Fräuleins Blick hinab. —

Es glänzt herab so ferne
Des Fräuleins Augenpaar,
Gleichwie die lieben Sterne,
So mild und wunderklar.

D'rum mag der Hirt wohl ſtehen;
Wer wundert ſich auch nicht,
Bei hellem Tag zu ſehen
So holdes Sternenlicht?

Einſt ſah das Fräulein nieder,
Sah wohl der Blumen Zier,
Doch nicht den Knaben wieder,
Ach, der war fern von ihr!

2.

Einſt ſieht die Jungfrau wieder
(Derbei iſt manches Jahr)
Vom Altan ſehnend nieder, —
Hofft ſie noch immerdar?

Da glänzt's wie tauſend Sonnen
Vom fernen Plan herbei,
Als ob die Flur entbrennen
In hellen Flammen ſei.

Das iſt der Helme Blitzen,
Es nahen Männer ſich,
Die hoch zu Roſſe ſitzen
Gar ſtolz und ritterlich.

Als ſie ſich nah'n dem Schloſſe,
Sprengt aus dem hohen Thor
Auf ungeſtümem Roſſe
Der Prächtigſte hervor.

Zum Thor der Burg ſich wendend
Neigt er mit Anmuth ſich,
Dem Fräulein Grüße ſendend
Höflich und ritterlich.

Gar kühn und ſchön vor Allen
Prangt herrlich er daher:
Er könnt' ihr faſt gefallen,
Wenn nicht der Hirte wär'.

In's Schloß iſt er getreten,
Sieh' da, er kniet vor ihr;
Sie iſt erſtaunt, betreten,
Er öffnet das Viſir.

Und aus dem Eiſengitter
Der Hirtenknabe blickt;
Als ſie erkennt den Ritter,
Gar freudig ſie erſchrickt.

Da ſpricht er keck und fröhlich:
„Daß ihr mich kennet noch,
Wie's euch am Ang' erſehlich,
Erfreut mich wahrlich hoch!

„Einſt iſt ein edler Funken
Aus euren Augen hell
In meine Bruſt geſunken,
Daß ſie entflammte ſchnell.

„Ich hab' den Hut des Hirten
Mit einem Helm vertauſcht,
Auf dem ſtatt Bänderzierden
Ein hoher Helmbuſch rauſcht.

„Mein Stab, der ward zum Speere,
Zum Panzer ward mein Rock;
Ich führte Kriegesheere
Fortan ſtatt Schaf und Bock.

„Doch eins iſt alt geblieben,
Iſt ſonſt auch Alles neu:
Das iſt mein altes Lieben
Im Herzen feſt und treu.

„Ich habe mir errungen
Ein Schloß gar hoch und reich,
Doch weiß mir's nur gelungen,
O Herrin mein, durch euch:

„So ſoll es euer bleiben,
Drum nehmt es von mir hin,
Wollt ihr mich nicht vertreiben,
So bleib' ich auch darin.

„Recht iſt es, Ruh' zu gönnen
Dem müden Kriegesmann,
Doch wird ſich von mir trennen
Jedwede Ruh' fortan,

„Darf ich mein Haupt nicht lehnen
Ach! an ein Pfühl ſo weich,
Nach ihm geht all' mein Sehnen,
Nicht darf ich's nennen euch.“—

Er ſchweigt, in's Aug' ihr ſehend,
Die daſteht ohne Laut,
Und ihn, vor Scham vergehend,
Nicht anzublicken traut.

Ein holdes Roth verbreitet
Sich über ihr Geſicht;
Die Morgenröthe deutet
Auf heit'res Tageslicht.

3.

Der Tage drei vergingen,
Da hörte man im Saal
Ein Singen und ein Klingen
Beim lauten Freudenmahl.

Da tanzen und da ſchmauſen
In Herrlichkeit und Pracht
Die Gäſte, ach! und hauſen
Bis in die tiefe Nacht.

Doch endlich geh'n die Gäſte,
Das letzte Licht löſcht aus;
Es ſäuſeln laue Weſte,
Wie Küſſe, durch das Haus.

Und träum'riſch ſüße Düfte
Durchzieh'n das Brautgemach;
Es zittert durch die Lüfte
Der Wolluſt leiſes: Ach!

Da flüſterten die Sterne:
„Seht den beglückten Wicht,
Am Schauen aus der Ferne
Begnüget er ſich nicht.

„O daß wir vom Allwiſſer
Hier feſtgebunden ſind!
Dort unten ruht ſich's ſüßer
An ihrer Bruſt ſo lind.“

Die lange Nase.

Dramatisches Mährchen.

(Winter 1833.)

Vogliamo in scena per Commedia nuove
Cose grandi, e non mai rappresentate.
Gozzi.

Zimmer im königlichen Schloß zu Steerwinkel, der Haupt- und Residenzstadt des Schlaraffenlandes. — König Hans von Schlaraffenland, Prinzessin Schnippie, seine Tochter, Gottisman, ein fremder Prinz, Vampyrazar, schlaraffischer Minister.

Hans. Aber, meine verehrteste junge Durchlaucht, wie konnten Sie so unbesonnen sein, sich in unser Reich zu begeben, ohne sich einen Paß geben zu lassen, wodurch Sie sich der Beschämung ausgesetzt haben, als Vagabund arretirt und auf dem Schube zu uns gebracht worden zu sein?

Gottisman.

O Majestät, habt Ihr sie je empfunden
Die Kräfte, die uns so gewaltsam treiben,
Die Flammen, deren Quell nicht zu erfunden? —
Sie ließen keinen Augenblick mich bleiben,
Zu ihr hin zog's mich, wie mit tausend Tauen,
Wie konnt' ich warten auf des Passes Schreiben?

Hans. Ah, ſo, ſo! Ja freilich, gewaltſame Kraftreibung; Flammen mit urkundlichen Quellen; tauſend Taue. — Von der Seite hab' ich's noch nicht angeſehn. — Ja, nun iſt mir's klar. — Aber woher kennen Sie denn meine Tochter Schnippia?

Sottisman.

Thu' ich ſie auch von Antlitz jetzt erſt ſchauen,
So ſah ich doch auf leichtem Traumesgrunde
Ihr Bild, mein Ideal, empor ſich bauen.

Hans. Ah ſo! Als koloſſale Statue haben Sie ſie geſehen. Sieh' doch, Schnippchen, die auswärtigen Künſtler geben ſich ſchon damit ab, Dich zu erbauen. Ja freilich, da konnten Sie wohl verliebt werden. Auf die Art hab' ich die Sache noch nicht betrachtet.

Sottisman.

Und nun beſchwör' ich euch: noch dieſe Stunde
Gebt mir die Liebe, Theure, Holde, Süße;
Vereint ſie mir zu ewig feſtem Bunde.

Hans. Ja, Schnippchen, was meinſt Du?

Schnippia. Nichts, als daß dieſer hergelaufene Prinz ein elender, nüchterner, trübſeliger Tropf iſt, und Ihr ein Narr, mich noch zu fragen, ob ich ihn mag; und daß nichts d'raus wird.

Hans. Ja, von dieſem Standpunkt hab' ich das Ding noch nicht betrachtet. Hört Ihr, Durchlaucht? Sie mag euch nicht.

Vampyrapar. Erlauben Ew. Majeſtät mir ein Wort. Ehe wir weiter gehn, wird es vonnöthen

ſein, ſich vom Hauptpunkt zu überzeugen; nämlich: wie viel Apanage der Prinz zu hoffen, und wie viel Städte, Dörfer, Feld, Wald, Unterthanen und Vieh, ihn ſelbſt abgerechnet, er der Prinzeſſin zum Brautſchatz bringt.

Hans. Ja, Miniſter, Ihr habt Recht; die Sache in dieſem Sinne aufgefaßt, habt Ihr Recht. (Mit Majeſtät.) Alſo, Herr Durchlaucht Sottiſman, legitimirt euch; denn unſre einz'ge Tochter Schnippia ſoll keinen Bettelprinzen heuren je!

Sottiſman.

Derweil in heißem Liebesmeer ich fließe,
Begießt Ihr plötzlich mich mit kaltem Waſſer.
Nach Dingen fragend, niedrig, ſchlecht, wie dieſe.
Mein Vater iſt der König Azdaſſer,
Giebt mir pro Jahr 3000 blanke Gulden.
Sagt, kann ich da nicht leben wie ein Praſſer?
Brautſchatz bring' ich durch meines Vaters Hulden
Drei Städte, jede zu 200 Seelen,
Nebſt 7 Dörfern, alle frei von Schulden;
Darinnen Küh' und Ochſen nicht zu zählen,
Laſtthiere auch, gehörnt und lang von Ohren,
Und mich — kann Schnippia wohl beſſer wählen?

Hans. Freilich, das läßt ſich hören. Nun, Schnippchen, was meinſt du zu den Laſtthieren?

Vampyrapar. Halt, Majeſtät! Was kann uns das Alles helfen? Ich unterſtehe mich, Se. Durchlaucht zu bitten, uns das Alles, von Ihrem Herrn

Vater unterzeichnet, Schwarz auf Weiß vorgelegen. Wir gehn nicht gern von der Form ab.

Hans. Ja, Dampypraxer, Ihr habt Recht, ganz Recht in dieser Beziehung. Ew. Durchlaucht, gebt es lieber Schwarz auf Weiß, dann kann es unser Minister getrost nach Hause tragen und näher untersuchen.

Zottiman. Wie, glaubt Ihr nicht, was euch ein Fürst beschworen?
Allein hier mögt Ihr's Schwarz auf Weiß auch lesen:
Hier ist's Papier; ich hab' es nicht verloren.

Dampypraxer. (Es unterschreibt.) Die Sache hat ihre Richtigkeit; Alles in der besten Ordnung. Nun wär' es an der Prinzessin, Ja zu sagen.

Hans. Ja, Schnippchen, nun wär' es an dir, Ja zu sagen.

Schnippia. Ich sage aber: Nein, Nein und wieder Nein! und wenn Ihr und das ganze Schlaraffenland euch auf den Kopf stellt.

Hans. Ja, seht Ihr! Sie sagt: Nein.

Dampypraxer. Ew. Majestät, es gilt hier eine Vermehrung eures Reiches. In solchen Umständen möchte es wohl gut sein, die Prinzessin zu zwingen.

Hans. Ihr habt Recht, unter solchen Umständen; darauf war ich noch nicht gekommen. Schnippchen, hörst Du! Man wird Dich zwingen.

Schnippia. Mich zwingen! Ha, ha! macht euch nicht lächerlich. Ihr habt keinen so treuen Unterthe-

nen, der ſeine beiden Augen aufopferte, um eure Befehle durchzuſetzen.

Hans. Ja, von dieſer Seite betrachtet, möchte es ſchwer werden.

Vampyrapar. Das kommt von der verwünſchten neuen Mode mit den Nägeln à la chinois; nun kann man nicht einmal ein eigenſinniges Mädchen zwingen.

Schnippia. Eigenſinnig, Elender?! Vater, duldet Ihr das? Laßt Ihr von dem Knechte eure Tochter beſchimpfen? — Gleich ſetzt ihn zur Rede!

Hans. Um Gotteswillen, liebe Tochter! ihn zur Rede ſetzen! Bedenke doch, in welche Verlegenheit du mich bringſt. (Sich mit dem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn reibend.) Sieh', jedes Ding hat zwei Seiten, und, wenn man will, auch noch mehr; und von einem gewiſſen Standpunkt aus hat er Recht, denn du biſt eigenſinnig; wohingegen im andern Sinne genommen — verzeihen Ew. Excellenz, ich meine nur von Ihrem Standpunkte aus — er etwas grob war. Anderer Seits aber auch, das Ding umgekehrt betrachtet, haſt du ihn einen Knecht genannt; und ein Knecht iſt ein gemeiner Kerl, der Getreide driſcht und Ochſen anſpannt; wogegen ein Miniſter —

Schnippia. Das arme Volk wie Getreide driſcht und wie das Vieh anſpannt.

Hans. Um Gotteswillen, liebe Tochter, bekümmere dich nicht um Politik; das iſt nicht dein Feld. Du ſiehſt das von der falſchen Seite an. Ueberhaupt: heirathe lieber den Prinzen.

Schnippia. Laßt mich endlich in Ruh', ich habe meine Meinung gesagt.

Zottisman.

Ha, Grausame! des Vaters milde Bitten,
Des Reiches Wohl, die heißen Liebesthränen,
Die deinethalben meinem Aug' entglitten,
Sie fruchten nichts bei dir. O thöricht Wähnen!
Daß ich geglaubt: Herz wohn' in diesen Zügen.
Vergeblich war mein sehnend Liebesflehen.

Schnippia. Der Unsinn wird mir zu arg. Vater, schick' diesen Pinsel, diesen Tropf fort, oder ich schließe mich in meine Kammer und kein Mensch bekommt mich wieder zu sehen. (Sie läuft weg und wirft die Thür hinter sich zu.)

Zottisman.

Ein Pinsel? Ja, ich malt' ihr meine Leiden!
Ein Tropf? Weil Thränentropfen ich vergieße!
O Grausame, von hinnen will ich scheiden
Und geh'n, so weit mich tragen meine Füße,
Verzweifelnd dein gedenkend, Bittersüße! (Ab.)

Hans. Da haben wir's, was sagt Ihr nun, Minister?

Vampyrapar. Ihr seid Schuld an Allem.

Hans. Ich? Ja wie so, lieber Minister?

Vampyrapar. Durch eure schlechte Erziehungsmethode entgeht dem Reich wieder ein großer Vortheil. Aber kommt jetzt in euer Zimmer. Ihr habt euch vorher unterstanden, mich zu Rede zu stellen,

und darüber muß ich Euch einigermaßen den Text lesen. Das würde sich hier aber nicht schicken.

Hans. Ja, Minister, in dieser Beziehung wollen wir uns in meine innern Gemächer verfügen.

Die Wüste Kukubizkuda.

Prinz Pottiman tritt auf als fußreisender Musensohn, mit einem Ranzen, woran zur Seite ein Paar Stiefeln, Ziegenhainer, Kerzerolen und einer langen Pfeife mit Meerschaumkopf. Er zieht eine Brieftasche hervor und liest:

„Als ich den azurblauen Purpurwellen des grünlichen Ozeans, wie erzählt, durch die goldgrünen Klauen des großen Seeadlers entronnen war, ließ mich dieser edle, befiederte Jüngling mit der großmüthig krummen Nase und den gleich Hoffnungssternen hellen und gleich Rachedolchen scharfen Blicken liegen und entflog, die ächzenden Lüfte mit gigantischen Flügeln mißhandelnd, in die goldne, duftende Sonne hinein, die sein Nest war und aus der ihm die strahlenden Pieptöne seiner Jungen sehnsuchtsvoll entgegendämmerten. Wehmüthig, und in meinen Seiten noch den liebevollen Druck seiner wohlthätigen Klauen auf eine etwas unsanfte, gründlaufleckahndungsvolle Weise spürend, winselte ich ihm mein flatterndes Dankentzücken nach. Des Seewassers Naß in meinen Kleidern war bald hinweggeküßt durch der Sonne weithinhauchende Glutlippen. Ich sah nun, daß ich mich in einem eigenthümlichen Klima

befand; denn obgleich die Luft so heiß und südlich aromatisch war, daß das Athemholen den Rausch und Wohlgeschmack des Punschtrinkens hervorbrachte, befand sich doch unter den bläulichdämmernden Riesenpalmen eine glatte, glitzernde Eisbahn, auf der ich geflügelten Fußes dahinglitt, und so in einem Tage etwa 360 Meilen machte. Da endete die Eisbahn in einem goldwelligen, lotosduftberauschten, goldfischdurchscherzten, wogenklangdröhnenden See von etwa zehn Meilen Breite, den ich auf dem Rücken eines liebenswürdigen, gebildeten Seekalbjünglings durchschwamm —" Welche Diktion! Welche Phantasie! O Schnippia, das wird, das muß dich rühren. Noch ein paar tausend Meilen will ich machen, dann gebe ich meine Reiseabenteuer in dreißig Quartbänden heraus, das muß dich hinreißen, denn du hast ja kein Stroh im Kopfe, sondern vielmehr ein Herz im Leibe. Ja gewiß, wenn du die dreißig Quartanten alle verschlungen hast, dann fällst du mir entzückt um den Hals und drückst den ewigen Bundeskuß der zitternden Treue auf meine unendlichen Lippen. — Doch weh mir! Welche Schwärmerei! Hat Schnippia wohl es zu merken gewürdigt, damals, als sie mich grausam fortjagte, daß Alles, was ich sprach, terze rime waren, terze rime, die mir sauer genug wurden, und wo ich einmal tausend Taue anbrachte, die eigentlich weit besser auf ein Kauffahrtheischiff passen, als in ein Gedicht, blos des Reimes wegen? Aber sie konnte es kaum merken;

die beiden alten prosaischen Eisel unterbrachen mich immer auf die gefühlloseste Weise gerade am unrechten Orte und zerrissen mir meine Reimkette. Sie war unwillig, die Kleine, und doch, im Unwillen wie himmlisch schön! (In süße Träumerei versinkend, sehr schmelzend.) O Schnippia! — Schnippchen! — mein Schnippchen! — — (Plötzlich auffahrend.) Aber goddam, maladetta! je me mourrai de faim et de soif, wenn die verdammte Sandwüste nicht bald aufhört, durch die i am traveling déjà six semaines without eating and lying. Hätt' i nur a gebrotnes Hohndrl hier oder a Schildkrottenpasteten und à Misseräbelche oder à Mäßche Stoff, no sarei allegro molto. It is aberst doch jahr nichts zu friesen in deß verwetterte Loch. Na, einjahl, i will go forward yet some days. Aber was seh' ich? Las mil maravillas!¿ que von los mis ojos? Pipi pupsi nadu ja quamas! Durch Berlin, das mittelländische Meer, Firenze, Wien, London, Venetia, Franffurt a. M., toda la España, Paris und Aethiopien bin ich gekommen, aber nirgends habe ich so schöne Aepfelbäume gesehn, als diese beiden. Mangoons-donc; von den Boom, deß sind die schönste nu noch die niederträchtigsten, denn se hängen so niedrich, deß man nich versiehend danach trachtet. Ick will mich eenen langen. (Er ißt einen Apfel; sodann fängt seine Nase an zu wachsen, und wird immer größer, bis sie zuletzt die Größe einer mäßigen Ofenröhre erreicht.) Aber wie ist mir? Woven wird mir das Haupt so schwer?

Ist's Schwermuth? Wovon sinkt mir das Haupt so tief? Ist's Tiefsinn? Oder wär' es gar Menschenhaß und Reue? — Nein — entsetzlich! Welche Nase! Wie seh' ich aus?! Das ist bei Gott kein Gianettino-Gesicht! Spiegelfechterei der Hölle, es ist meine Nase!! O, diese Aepfel, warum ahndte ich nicht, daß ihr Saame von der Insel Elephantine hierher gekommen ist? Drum muß ich nun zum Elephanten werden. O schaudervoll, o schaudervoll, höchst schaudervoll! (Stützt sich seufzend auf seine Nase. Man hört ein lautes Gelächter. Gottisman, auffahrend.) Wer lacht hier? Ich glaube wirklich, ich war es selbst; denn es ist sonst Niemand da. O ja, jetzt wird mich jeder Esel auslachen, warum nicht auch ich? (Abermaliges Hohngelächter.) Ha beim Teufel! wer lacht hier? (Drittmaliges Hohngelächter, worauf sich eine massive Bierstimme also vernehmen läßt:)

Ich bin's, der Geist Sycorakisinifogulilamaquar. Der Witz war wieder 'mal gelungen; da sitzt der Kerl mit der langen Nase, 's ist göttlich! —

Gottisman. Grausamer Geist, du ahndest nicht, welch' Elend du bereitet!

Sycorakisinifogulilamaquar. Nur nicht sentimental, du sollst deinen nichtssagenden Nasenstummel schon wieder kriegen, ich wollte mir blos 'nen kleinen Jocus machen.

Gottisman. Wo bist du, Geist, ich seh dein nicht?

Sycorak. Ehrlich gesagt, ich habe nur einen Rock, und der wird eben von Blessuren geheilt, die

er in der geſtrigen Prügelei bekommen hat, und da du ein feiner Mann und Durchlaucht biſt, genire ich mich, in Hemdsärmeln vor dir zu erſcheinen.

Jottiſman.

That'ſt tollern Tort, thu' denn auch den du mir!

Sycorak. Gut, hier bin ich in meiner ganzen Liebenswürdigkeit. (Ein ſtämmiger Burſch in Hemdsärmeln mit einer confiscirten fechtenden Handwerksburschenphyſiognomie wird ſichtbar und überreicht dem Prinzen einen Apfel vom andern Baume.) Da, Durchlaucht, für's Erſte iß dieſen Apfel hier.

Jottiſman.

Ihn eſſen? Daß nachher, wie jetzt die Naſe
Im Boden wühlt, ſuchend der Erde Kern,
Die Ohren auf bis zu den Sternen wachſen,
Verlöſchend ſie, oder verbrannt von ihnen!? —

Sycorak. Ach was! Ich bin zwar ein Lump, aber doch ein ehrlicher Kerl. Trau' mir und iß!

Jottiſman.

Wohlan! Das Schlimmſte iſt ja doch geſcheh'n!

(Er ißt, die Naſe fällt ab, wird lebendig und kriecht am Apfelbaum empor, wo ſie ſich als Zweig mit Blättern und Früchten anſetzt.)

Jottiſman.

Wie wird mir? Lichte Wolken heben mich,
Das Naſenepos wird zum Epigramme —
Kurz iſt die Naſe, lang der Aſt am Stamme!
Im Uebrigen, gentleman, i say you a thousand thanks; ich ſalutire den gelehrten Herrn, Ihr habt

mich weidlich schwitzen machen. Wie heißen Sie doch noch? Ich will mir Ihren Namen zum ewigen Andenken und behufs Reiseabentheuerquartanten-herausgabe aufschreiben. (Zieht eine Brieftasche hervor.)

Sycorak. Ich heiße Sycorakisinifogulilamaquar.

Sottisman. Wie?

Sycorak. Sycorakisinifogulilamaquar.

Sottisman. Wie kommen sie zu diesem Namen?

Sycorak. Mein Vater wollte mich eigentlich blos Lukrinsky nennen, aber ich hatte einen Onkel, einen alten, pedantischen, gelehrten Zauberer, der war mein Pathe und wollte mir durchaus den gräulichen Namen geben, den er aus chaldäischen Folianten zusammengestoppelt hatte. Mein Vater willigte ein, aus Rücksicht für den reichen Nachlaß meines Onkels, den ich dreihundert Jahr später auch wirklich erbte. In ihm befinden sich unter andern: 1) 6 Centner des wundersamen Pulvers, das alte Weiber jung, Recensenten höflich und Poeten weltklug macht.

Sottisman (nachschreibend). Etwas langsamer, wenn ich bitten darf.

Sycorak. 2) Ein Fäßchen von dem höchst wundersamen, kostbaren Terpentin, der nicht nur Wanzen, sondern, was weit mehr sagen will, wenn solcher auf die Thürschwelle getropft wird, auch Gläubiger, zu Deutsch: Pumpiers, auf ewige Zeiten vertreibt.

Sottisman.

O Lieutenants- und Studenten-Terpentin!

Sycorak. 3) Sechs Stückfaß von dem überaus

wunderſamen Elixir, das einem Trier'ſchen Schoppenſtecher den Durſt ſtillt.

Sottisman. Das muß wohl Blauſäure ſein.

Sycorax. Endlich dieſe beiden Bäume, den Be- und Entnüchterungsapfelbaum.

Sottisman. Aber warum halten Sie ſich in dieſer öden Wüſte auf?

Sycorax. In meinem Zauberreiche hatte ich eine Hexe zur Nachbarin, eine ſehr habſüchtige, alte Dame, die eine, wie die Leute ſagten, ſchöne Tochter hatte. War das Mädchen nun wirklich in mein Galgengeſicht verliebt, oder ſpeculirte die Mutter auf mein großes Vermögen — kurz ſie verfolgten mich mit allerlei natürlichen und übernatürlichen Zaubereien und ennuyirten mich dermaßen mit thé-danseen's, daß mir das Ding zu toll wurde, und ich mich vor ihren Nachſtellungen incognito in dieſe öde Wüſte flüchtete. Denn ich haſſe alle gêne, und das Mädchen war mir eigentlich zu — wie ſoll ich's nennen? — zu ätheriſch, zu anſtändig; denn ſieh:

Ein ſtarkes Bier, ein beizender Toback,
Und eine Magd im Putz: das iſt ſo mein Geſchmack.

Jetzt lebe ich am Tage hier und des Abends gehe ich in die Bierkneipen, ſetze mich unter die Handwerksburſchen, trinke unſichtbarer Weiſe ihre Biergläſer aus und gebe ihnen Naſenſtüber. Dann fangen ſie an, ſich irrthümlicher Weiſe zur Rede zu ſtellen; und du weißt, was das heißt, wenn ein Handwerksbur-

ſche zur Rede ſtellt. Zuletzt wird die Prügelei allgemein. Nun bin ich zwar ein guter Kerl, aber an ſo was hab' ich nun einmal mein Seelengaudium. Im Uebermuth miſche ich mich wohl manchmal ſelbſt mit hinein, wie geſtern, theile unſichtbare Schläge aus und löſe damit fühlbare Prügel ein. Aber ich habe mir die Lunge trocken geſprochen; du nimmſt wohl nicht übel. (Er zieht eine Schnapsflaſche hervor und trinkt.) Prr! 's iſt ächter Fuſel. Die feinen Liqueure ſind mir zu zimperlich. Nimmſt du auch einen?

Sottisman. Vor Fuſel, pfui! faßt fröſtelnd Fieber mich.

Sycorax. Laß bleiben, wenn du nicht willſt. Aber ein Geſchenk nimmſt du doch von mir an? Schütt' allen Plunder aus deinem Ranzen, ich will ihn dir mit Aepfeln von beiden Sorten füllen.

Sottisman.

Traun, tück'ſcher Teufel, treibt dich trunkne Wuth,
Mich meiner Manuſcripte zu berauben,
Die mir Schulppia's ſchneeweiße Hand beſcheeren?

Sycorax. Narr, das ſollen die Aepfel raſcher thun. Gieb ihr nur von den Naſenäpfeln zu eſſen.

Sottisman.

Die ſchöne Huldgeſtalt ſollt' ich entſtellen
Durch ſchnöde Naſentaſchenſpielerkunſt?

Sycorax. Zu deinem Beſten. Wozu haſt du denn die Entnaſungsäpfel? Begreifſt du noch nicht?

Sottisman (den Gedanken ergreifend.)

Ich ſehe Licht, doch bin ich wie geblendet.

(Schüttet einen großen Haufen Manuſcripte aus ſeinem Mantelſack und packt die Aepfel hinein.)

Sycorax. Weiter kann ich dir's nicht auseinandererpliciren, die Zuhörer müßten ſonſt ein und daſſelbe zweimal anhören. Hier haſt du auch noch ein Stück Pergamen, wenn du dich darein wickelſt, kannſt du dich nach Belieben in jede Art von Menſchen verwandeln; du wirſt's brauchen. Und nun ſcheer' dich fort, die Scene iſt ſchon über 'nen Schreibbogen lang.

Sottisman. Leb' wohl, großmüthiger Geiſt; gute Zeit, je suis votre serviteur très humble, i take my leave with devotion, ho l'onore di salutarla, dobry dzień moś panie, tanga Vmd muy buenos dias, pitiku putikuku, Jn'n Morjen!

Sycorax. Man hört dir's doch gleich an, daß du ein gebildeter und viel beiſſener Mann biſt, du ſprichſt die auserleſenſten Dummheiten in allerlei Zungen. Jn'n Morjen!

Sottisman (umkehrend). Entſchuldigen Sie, ich wollte Sie noch um eine Auskunft bitten. Nach welcher Richtung hin geht der nächſte Weg in's Schlaraffenland?

Sycorax. Der nächſte Weg geht durch die Luft in 33_{44} Sekunden.

Sottisman. Was? die vielen tauſend Meilen?

Sycorax. Komm' her, du ſollſt ihn machen.

beugt einen Apfelbaum zur Erde, setzt Bottiman auf den höchsten Ast und läßt den Baum dann los. Bottiman wird in hohem Bogen durch die Luft geschnellt. Oben fällt ihm die Pfeife nebst Tabacksbeutel herunter.)

Bottiman. Meine Pfeife, mein Meerschaum! (Er fliegt ab.)

Sycorax. Hab' ich dich doch um die Meerschaumpfeife geprellt; das wollt' ich eben, die stach mir gleich in die Augen. Doch Tabak dabei, bravissimo! Du ächter Oelkopf, er ist nicht entzweigegangen. (Er stopft sich eine Pfeife. Eine große schwarze Wetterwolke tritt auf.)

Sycorax. Guten Tag, Frau Wolke! Hat Sie vielleicht einen Blitz im Leibe, um mir die Pfeife anzustecken?

Wolke. Ich hab' einen, aber den brauch' ich, um einen Recensenten todtzuschlagen.

Sycorax. Was? Ist Sie eine Schöngeisterin geworden? Hat er Sie wegen eines donnernden Schlachtliedes, eines treffenden Blitzepigramms, oder einer wässerigen, weinerlichen Elegie verhöhnt?

Wolke. Mich nicht, aber einen armen Poeten, der in einer sehr erhabenen Ode mich und alle Elemente gegen ihn aufgehetzt hat.

Sycorax. Ach was, der Kerl erstickt ja doch nächstens an seiner eignen Galle; geb' Sie mir den Blitz.

Wolke. Oeffnet den Deckel. (Ein Blitz zündet die Pfeife an.)

Sycorax. Dank' schön, Madamchen. Wenn Sie

einmal langnasig am Himmel erscheinen will, soll Sie auch einen Nasenapfel von mir kriegen. Alles.

Weihe. Werde Gebrauch davon machen. A Dios! (Er zieht ab.)

Spereah. Nun wollen wir uns gemüthlich in unsere innern Gemächer zurückziehn. (Er wird [illegible]. Ein [illegible] tritt auf und trägt die liegengebliebenen Manuskripte auf der Wäsche hinter die Koulissen. Die Bäume werden [illegible], oder marschiren seitwärts ruckweise mit Komplimenten ab.)

Zimmer im Schloß zu Sternwinkel. — Prinzessin Schnippia. Hanswurst.

Hanswurst. Aber liebstes Prinzeßchen, laßt euch beschwören! Es giebt ja schöne Aepfel genug in der Welt, nur nicht diese ess'! Ich sage euch, mich schreckt eine böse Ahndung, mir wird's so unheimlich, so nasenausdehnungshaft, wenn ich sie sehe. Es könnte ein Unglück geschehn.

Schnippia. Gerade die will ich essen, nichts Anders, und so lange hungern, bis ich sie habe. Winke dem Mann, daß er heraufkommt.

Hanswurst. Ich nicht, eher will ich ein Jahr lang ohne Schelle an der Mütze herumgehn.

Schnippia. Du Stock! (Läuft an's Fenster und winkt). He, guter Mann, kommt doch herauf! (Es springt eine Scheibe.) Was ist das? Eine Scheibe zerplatzt.

Hanswurst. Wehe, wehe, wehe!

Bottleman (in einen ärmlichen Apfelhändler verwandelt, tritt ein. [illegible])

Sie seh'n, sie seh'n, sie hören, ach, sie hören!
Und nicht zu ihren Füßen niedersinken!
An's Werk, mein Kopf, hm, hm! Halt fest, mein Herz:
Ihr, meine Sehnen, altert nicht sogleich.
Seid stark, wie Sehnen des Nemeer Löwen,
Tragt fest mich aufrecht, denn vollbringen muß ich's;
Und doch, beinah ist's gegen mein Gewissen.

Schnippia. Was habt ihr da für herrliche Aepfel!
Könnt ihr mir welche davon verkaufen?

Sottisman.
Nehmt diesen ganzen Korb, schönste Prinzessin:
Ein Wort aus eurem Mund ist mehr als Gold.
Die Aepfel sind bezahlt. Wünsch' wohl zu speisen.
(Ab.)

Schnippia. Danke. Der gute, höfliche Mensch!
Nun will ich auch gleich dran.

Hanswurst (phantasirend). Thu's nicht, thu's nicht!
Ich bitte dich, thu's nicht!

Schnippia. Gerade dir zum Possen. (Sie zieht ein Messer vor.)

Hanswurst.
Thun's nit, o schaun's mein Kappen traurig wackeln!

Schnippia (fängt an, einen Apfel zu schälen. Eine große Eule fliegt an's Fenster und zerhackt die gesprungene Scheibe). Sieh, bei hellem Tag eine Eule! Könnte man sie nur fangen; fort ist sie.

Hanswurst. Wehe, wehe, wehe!

Schnippia (zerschneidet den Apfel). Ha, wie schön er duftet! (Ein großer Komet fliegt zur zerbrochnen Scheibe

herein, umkreist die Prinzessin und fliegt wieder fort.) Wunder über Wunder! Ein Stern in der Stube!

Hanswurst (schauerlich).

Kometenschweif bedeutet lange Nasen. —

O wehe, wehe, wehe!

Schnippia (essend). Herrlich! Welch feiner Geschmack!

Hanswurst (entsetzt). Um Gotteswillen, Schnippia, ihr seht aus wie ein Rhinozeros.

Schnippia. Tölpel! Wie ein Rhinozeros?

Hanswurst. Nein, damit ist's schon vorbei. Jetzt wie ein Elephant! Haltet eure Nase fest, sie läuft euch fort!

Schnippia (sinkt mit einem durchdringenden Schrei auf einen Großvaterstuhl. Die Nase wächst mit wunderbarer Schnelligkeit dreimal um den Stuhl der Prinzessin, dann zur zerbrochnen Fensterscheibe hinaus.)

Hanswurst (zum Fenster hinausrufend). Haltet auf, Leute! Haltet auf! Das Stumpfnäschen der Prinzessin hat sich's in den Kopf gesetzt, zu desertiren. — Ha, freut euch, jetzt stößt sie drüben an die Häuser, da kann sie nicht mehr fort. Weh! Sie wendet sich an der Mauer und läuft längs der Häuser fort, zum Thor hinaus. O meine Ahndung!

Schnippia. Weh mir! ich fühl's, um die Stadtmauer; jetzt passirt sie das Thor zum zweiten Mal, immer weiter, weh! Noch ein Mal; jetzt hört's auf. O ich Elende!

Hanswurst. Wahrhaftig, selbst mit dieser überladnen Verzierung nehmt Ihr euch noch allerliebst aus.

König Hans (tritt auf). Um Gotteswillen, was seh' ich?

Hanswurst. Eine Nase, Namensvetter, auf der eine Million Nasenstüber als Grundbesitzer existiren können, ohne in Grenzstreitigkeiten zu gerathen, und an dieser Nase hängt euer Kind. O entsetzlich!

Schnippia. O entsetzlicher, als entsetzlich!

Hans. O entsetzlichissime!

(Hierauf folgt die Melodie des Quartetts aus dem vierten Akt der Stummen von Portici: Welch feindliches Geschicke u. s. w., doch mit dem untergelegten Text: Hu hu, hu hu, hu hu hu u. s. w. Sopran, Prinzessin Schnippia; Tenore primo, Hanswurst; Basso, König Hans. Um den Tenore secondo zu ergänzen, kann ein Sänger in schwarzem Frack, Hut unterm Arm und Notenblatt in der Hand, vortreten, dem Publicum ein Kompliment machen und mitsingen. Wenn das menschliche Personal ausreicht, darf dies kein Essi sein, damit er nicht über die Nase der Prinzessin stolpert, sie zerreißt und alle Illusion aufhebt. Wenn das Quartett fertig ist, macht er wieder ein Kompliment und tritt ab. Bei den Trompetenstößen der Begleitung müssen die Prinzessin, der König und der Hanswurst wechselweise starke Seufzer und Schluchzer ausstoßen. Sollte da capo gerufen werden, so muß eine recht jämmerliche Moll-Variation in Bereitschaft sein. Wo Modulationen vorkommen, müssen dieselben zugleich durch konvulsivische Körperverdrehungen von den Sängern mimisch-plastisch ausgedrückt werden. Nach geendigtem Quartett stürzt der blutdürstige Leibarzt herein, mit einem großen Schlachtmesser in der Hand.)

Leibarzt. Freude, Freude! O welch ein Fund für die Wissenschaft! Welch höchst interessante Erscheinung! (Er wetzt das Messer am Stiefel.)

Hanswurſt.

Was wetzet Ihr ſo ſcharf eu'r Meſſer, Doctor?

Leibarzt. Die Naſe der Prinzeſſin abzuſchneiden. — Halten Sie nur ſtill, Durchlauchtige, es wird gleich vorbei ſein; Kleinigkeit! ein gelinder kurzer Schmerz, höchſtens etwa, wie wenn man ſich ſechs Backzähne mit anderthalb Zoll langen Wurzeln ausziehen ließe; haben Sie nur keine Angſt! (Setzt das Meſſer an die Naſe der Prinzeſſin.)

Prinzeſſin (ſtößt ihn weg). Fort, ſchändlicher Meuchelmörder! Vater, Hülfe!

Hans. Ja, Hülfe, liebe Tochter! Herr Doctor, was beabſichtigen, bezwecken, erzielen, beginnen, erſtreben Sie denn mit Ihrem Mordinſtrument?

Leibarzt. Mein Gott, Prinzeßchen, ſeien Sie doch nicht kindiſch; halten Sie ſtill, es wird gleich abgethan ſein. Durchlaucht können doch nicht ſo mit dieſer Naſenanakonda ſitzen bleiben.

Hans. Ja, die Sache von dem Geſichtspunkt betrachtet, freilich, Schnippchen; du kannſt ſo mit der Naſenkanone nicht ſitzen bleiben.

Hanswurſt. Tranchiren Sie nur, Herr Doctor, wenn's blutet, iſt's ja doch nur Naſenbluten.

Schnippia. Drei Schritt vom Leibe, das rath' ich!

Hanswurſt. Ach, Prinzeßchen, und wenn er euch auch tauſend Schritt vom Leibe wäre, könnte er euch doch die Naſe abſchneiden, denn ihr wißt wohl:

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Naſen längſte aber iſt die eure.

Schnippia (zum Hofarzt, der fortwährend Abschneidungsversuche macht). Fort, oder ich brauche meine Waffen, und wehe Ihren Augen! Vater, er soll kein fürstlich Blut vergießen; jag' ihn gleich fort.

Hans. Ja, das Ding von dieser Seite gesehn, hast du Recht. Herr Doctor, Sie sollen kein fürstlich Blut vergießen; ich jage Sie hiemit fort.

Schnippia. Droh' ihm mit deinem Zorn.

Hans. Ja, in dieser Beziehung droh' ich Ihnen mit meinem Zorn.

Schnippia. Er soll sich dergleichen nicht mehr einfallen lassen.

Hans. Ja, in diesem Sinne sollen Sie sich dergleichen nicht mehr einfallen lassen.

Schnippia. Fort!

Hans. Fort, in dieser Hinsicht! (Leibarzt geht ab.)

Schnippia. Weh! Ich fühle ein Kneipen, Klemmen und Betasten an verschiednen Gegenden meiner Nase.

Hanswurst. Laßt die Leute euch nur auf der Nase herumspielen; wenigstens kann euch Keiner daran herumführen.

Hans. Unsre Bürgergarde soll sogleich aufgeboten werden, um deine Nase mit einer Postenchaine zu besetzen, daß sie sicher vor allem Unfug sei.

Schnippia. Ja, thu' das, Vater; und der mir die Nase abkurirt, den will ich heirathen; laß das bekannt machen. Aber nichts geschnitten, nur durch innre Mittel.

Hans. Ja, meine Tochter; ich gehe, um in dieser Art und Weise alle Maaßregeln zu treffen (Geht ab.)

Hanswurſt. Wie gern wollt' ich eure Naſe auf mich nehmen, bekäme ich dafür nur einen Kuß von euch.

Schnippia. Du weißt, ich will es nicht haben, daß du immer plötzlich ernſthaft wirſt, wenn wir allein ſind, und ſogar von Küſſen ſprichſt.

Hanswurſt. Nun, gebt euch nur zufrieden, es ſtünde jetzt nicht einmal in eurer Macht, einen Kuß zu geben; denn eben ſo gut könnte man ein unter einem Hut ſtehendes Glas Wein austrinken, als unter eurer Naſe hervor einen Kuß haſchen. Aber auch ohne Kuß nähm' ich euch die Naſe gern ab, ſo wahr ich ein Narr bin. Aber was ſollen die verwünſchten Aepfel noch hier? Sie könnten noch mehr Unglück anrichten. (Er wirft ſie in den Kamin.)

Der Hofbrichtvater (tritt auf). Unglückliche Prinzeſſin, ich komme, um euch zu tröſten.

Hanswurſt. Ah, gehorſamer Diener! Ein bunter Zink iſt ſchon da zum Troſt, wozu noch die ſchwarze Krähe?

Schnippia. Willkommen, ehrwürdiger Vater; ich bin ſehr elend.

Hofbrichtvater. Tröſtet euch, mein Kind, und denkt: der Himmel legt Niemand mehr auf, als er tragen kann.

Hanswurſt. Als er tragen kann! Unverſchämter Pfaff, mit euren hergebrachten Redensarten, ſchleppt

euch nur einmal mit so einer Nase herum! Dankt Gott, daß ihr noch Kraft genug habt, euern in Sünden erworbnen Wanst mit euch zu tragen. Ich bitt' euch, Prinzessin, seht diesen ungeheuren Bauch an, dies Vorgebirge der guten Hoffnung auf déjeûneurs à la fourchette, dies transportable Speisegewölbe, dies herumwandelnde Heidelberger Faß, diesen Begräbnißhügel von vielen hundert gebratnen Kapaunen, in denen viele Tausend verwittwete Flaschen ihr Innerstes ausgeweint haben, dies ewigschwellte Segel, fortwährend nach dem Hafen einer wohlbesetzten Tafel strebend. Könnte man die ganze kugelrunde Gestalt nicht als Brandbombe brauchen, die Nase als glühender Zunder d'ran? Diese Nase, auf der die Reben von Burgund und Bordeaux hochrothe Blüthen treiben, käme er mit ihr doch einmal aus Versehen einem Hexenscheider zu nahe, dann könnte man ihm den Prozeß als Mordbrenner machen.

Hofbeichtvater. Gottloser Narr! Hier ist meines Bleibens nicht. (Ab.)

Schnippia. Wie kannst du dich unterstehen, einen heiligen Mann so zu beleidigen?!

Hanswurst. Laßt ihn laufen, den Unverschämten. Es hat mir immer an euch mißfallen, daß Ihr fromm seid. Die Weiber sind doch verliebter Gemälerien; sind sie in keinen ordentlichen Menschen verliebt, so sind sie es, verzeih' mir's Gott, in ihren Heiland; und wenn sie dazu nicht genug Phantasie

haben, in ihren Beichtvater, mag er auch noch so häßlich und ruchlos sein.

Ein magrer Poet (tritt auf). Verzeih'n Ew. Durchlaucht.

Hanswurst. Ah, da kommt das Gegengift. Sagt mir, edle, verwitterte Lärmstange, seid ihr Sr. Hochwürden begegnet?

Poet. Ja wohl, Ew. Hanswurstliche Excellenz, so eben.

Hanswurst. Ihr müßt gut ausgewichen sein, daß ihr nicht an seiner Nase Feuer gefangen habt. Seht, Prinzessin; erbarmt euch dieses magern Ausrufungszeichens, denn sein Sinn ist: ich habe Hunger! Wenn der Teufel euern Beichtvater einst als fetten Braten am Höllenfeuer umdrehen wird, wird er diesen Poeten gewiß als Bratspieß brauchen. Er sieht so verschossen aus, wie eine antediluvianische Fischgräte einer verloren gegangnen Riesenfischart. Seht seine Kleider, seine Aermel, die Euch aus hundert stummen, weitaufgerißnen Munden um Mitleid anflehn; sein Rock ist ihm so eng über'm Leib, daß durch eine gute Mahlzeit alle Knöpfe abspringen würden, aber tröstet euch, euer Rock bleibt ganz; sein Auge sieht so schmachtend und welk aus, wie ein leerer Magen. Was macht ihr da, Herr?

Poet (abgewendet, eifrig nachschreibend). Verzeih'n Ew. Hanswurstliche Excellenz; ich bemerke nur Einiges in mein Notizenbuch.

Hanswurst. Ha, ha! er will das abgetragne Kleid

seiner Phantaſie mit den herunterfallenden Lappen meiner Narrenjacke ausflicken.

Schnippia. Laß den armen Menſchen jetzt in Ruh'. Was bringt ihr?

Hanswurſt. Seit ihr eine lange Naſe habt, ſeid ihr viel ſanftmüthiger, als ſonſt.

Poet. Ich wollte Ew. Durchlaucht in tiefſter Devotion ein miſerables Sonett hochachtungsvoll widmen.

Hanswurſt. Ein Sonett — kurz wie ſeine Aermel; aber wenn die Verſe ſo klapprig ſind, wie eure Gebeine, ſo matt, wie eure Augen, ſo geflickt, wie euer Rock und ſo inhaltslos wie euer Magen, dann verſchont uns.

Schnippia. Leſ't es.

Poet (lieſt). Ich ſah zwei ſchöne, helle Sterngebilde,
Die rechts und links der Milchſtraß' niederſchienen;
Die Milchſtraß' ſelbſt, ihr Schmuck, geſchmückt
von ihnen,
Lief weit durch's ganze himmliſche Gefilde.

So geht bei dir, du engliſches Gebilde,
Die Naſe, Fortſetzung der holden Mienen,
Zwiſchen den Augen, die als Sterne dienen,
Milchſtraßengleich unendlich lang und milde.

Wohl Stämme giebt's, die ſchön mit Blüthen prangen;
Wo einen, ſchlank, wie deine Naſ' entſproſſen?
Wo Blüthenſchimmer, hold, wie deine Wangen?

Wie dreifach deine Naj' die Stadt umſchloſſen,
Hält'ſt du mit zartem Zauberband umfangen
Die Herzen der, die deines Blicks genoſſen.

Schnippia. Ich erinnre mich, daß ihr einmal ein artiges Lobgedicht auf meine frühere, kleine Naſe gemacht habt. Ihr ſcheint eure Anſicht über die Naſen geändert zu haben.

Poet. Ich tappte im Dunkeln, ehe das Ideal mir erſchien.

Prinzeſſin. Da nehmt. Ihr ſeid entlaſſen.

Poet. Dank, erhabne Fürſtin. (Geht ab.)

(Hier muß der Vorhang fallen, um die Prinzeſſin mit ihrer Naſe von der Bühne wegzuſchaffen. Das Publicum kann unterdeß Punſch trinken, Eis und in den obern Regionen Aepfel eſſen, die Damen coquettiren, die Stutzer lorgnettiren, die alten Herren Tabak ſchnupfen, die Sentimentalen verliebt ſchmachtende Blicke verfertigen, wobei man ihnen räth, nicht gar zu dumme Geſichter zu ſchneiden. Wem's beliebt, der mag auch über Stück und Dichter raiſonniren; nur bitte man, ſich nicht mit faulen Aepfeln zu verſehen.)

Großer Saal. Staatsrath.

(Der König Hans. Bamppraxax und zehn geheime Staatsräthe an einem langen Tiſche ſitzend. Letztere brauchen nur Statiſten zu ſein, und es iſt zu rathen, ſie vermittelſt eines Bindfadens unter einander und mit dem hinter der Scene ſtehenden Maſchiniſten in Kommunikation zu ſetzen, damit dieſer durch Anzieh'n des Bindfadens ſie jedesmal avertire, wenn ſie ſich gleichmäßig zu bücken und Ja zu ſagen haben. Letzteres muß beſonders gleichmäßig geſchehn, damit man bei dem zehnſtimmigen Chorus das i und a nicht getrennt hört.)

Pampyrapar. Die Sitzung ist also eröffnet, denn wir sitzen alle hier zusammen.

König Hans. Ja, in diesem Sinn ist die Sitzung eröffnet.

Pampyrapar. So hören Sie meinen Vortrag. Meine Herrn! Sie kennen Alle den langwierigen Unglücksfall, der uns heut hier versammelt; aber der weise Staatsmann weiß selbst aus Unglücksfällen Vortheile für den Staat zu ziehn. Ew. Majestät wissen, daß die Finanzen seit dem letzten Balle in der äußersten Zerrüttung sind. In Rücksicht hierauf habe ich einen Entwurf aufgesetzt, wie die lange Nase der Prinzessin zur Verbesserung der Finanzen zu benutzen sei.

Hans. Ja, das ist der Punkt. Meine Herrn, mir ist in dieser Angelegenheit auch etwas in den Sinn gekommen. Glauben Sie nicht etwa, daß Hanswurst oder ein andrer Günstling mich darauf gebracht hat. Wahrhaftig nicht, ich hab' es selbst ganz allein ausspintisirt und es ist ein sehr kluger Vorschlag. Wie wär's, wenn von nun an jeder einpassirende Fremde vor dem Thor eine Einlaßkarte pro Person zu 10 Sgr., Kinder zahlen die Hälfte, einlösen müßte, die ihn berechtigte, die naturhistorisch höchst merkwürdige Nase meiner Tochter in Augenschein zu nehmen? Sind Sie nicht mit mir einverstanden, meine Herrn?

Die zehn geheimen Staatsräthe (sich sehr tief verneigend). Ja.

Dampfrapar. Wie? Sehn Ew. Majeſtät nicht ein, daß die königliche Würde das durchaus nicht zuließe? Daß Dero Tochter dann vor aller Welt kompromittirt wäre und nie einen Mann bekäme?

Hans. Ja, Miniſter, ihr habt Recht. Von dieſer Seite hab' ich das Ding noch nicht betrachtet; der Vorſchlag iſt ſehr dumm, überaus dumm; ich will's euch jetzt nur ſagen: Hanswurſt hat ihn erdacht, und ich ſagte ihn blos, um euch auf die Probe zu ſtellen in dieſer Hinſicht.

Dampfrapar. Wir ſind nicht gewohnt, von Ew. Majeſtät in dieſer Weiſe auf die Probe geſtellt zu werden. Aber hört meinen Entwurf, den ich in eurem Namen aufgeſetzt habe: „Da Unſre einzige Tochter Schnippia höchſt wunderbarer Weiſe mit einer etwas ungebührlich langen Naſe behelligt worden iſt, ſo beſtimmen wir hiermit:

1) Wem es gelingt, dieſe Naſe, ohne Schneiden, blos durch innre Mittel, abzukuriren und das weiland ſchöne Stumpfnäschen Unſrer Tochter unbeſchadet ihrer Geſundheit wiederherzuſtellen, der erhält ſelbige (Unſre Tochter nämlich) zur Frau. Wer jedoch einen ſolchen Verſuch macht, der ihm mißglückt, wird geköpft, wenn er nicht unverzüglich und baar die Summe von 50,000 Thalern in den königlichen Schatz zu zahlen im Stande iſt.“ —

Hierdurch erwerben wir im Mißlingungsfall Geld, und im Gelingungsfall bekommt eure Tochter wahrſcheinlichſt keinen armen Teufel zum Mann, da we-

gen der Lebensgefahr sich blos Reiche melden werden. Meint ihr nicht?

Hans. Ihr habt Recht, Minister, es leuchtet mir ein. Ja, ja.

Pampyrapar. Und Sie, meine Herrn?

Die zehn geheimen Staatsräthe (sich sehr tief verneigend). Ja.

Pampyrapar. „Ferner:

2) Um die durchlauchtigste, großmächtigste (die zehn Staatsräthe verneigen sich) Nase Unsrer Tochter allen unangenehmen und schädlichen Einflüssen der Witterung, die einen sehr ausgedehnten und gefährlichen Schnupfen erzeugen könnten, zu entziehen, ist es nöthig, daß

a) jeder Hausbesitzer, der das Glück genießt, daß die durchlauchtigste, großmächtigste (die Staatsräthe verneigen sich) Nase Unsrer Tochter an seinem Hause vorbeiläuft, binnen zwei Tagen ein wasserabhaltendes, hölzernes Dach oberhalb derselben anbringen läßt;

b) behufs Beschaffung ähnlicher Dächer längs der Stadtmauer, sowie behufs Beschaffung eines wachsleinwandnen, mit Baumwolle gefütterten Futterals, zu dem 10,000 Ellen von den beiderseitigen Materialien nöthig, und das die Gefahr der Erkältung unentbehrlich macht, zahlt jeder Grundbesitzer, da der Schatz nicht hinreicht, nach Verhältniß seiner Besitzungen 50, 30, 15 u. s. w. bis 1½ Rthlr. bis zum ersten des nächsten Monats.“

Hans. Ja, lieber Minister, das ist recht schön; aber wenn's die Leute nun nicht geben wollen?

Pampyrapar. Sie müssen.

Hans. Ja so, sie müssen; auf die Idee war ich noch nicht gekommen. Freilich, wenn sie müssen, müssen sie; aber gesetzt, wenn sie doch nicht wollten?

Pampyrapar. Wer nicht will, muß das Doppelte zahlen, oder wird aufgehenkt.

Hans. Freilich, von dem Gesichtspunkt aus, werden sie wohl Alle zahlen.

Pampyrapar. „Ferner ist 3) längs der durchlauchtigsten, großmächtigsten (wie oben) Nase Unsrer Tochter während der Nacht, außer wenn Mondschein im Kalender steht, eine Beleuchtung nöthig."

Hans (erschreckt). Aber, Minister, wir waren's bis jetzt immer gewohnt, ohne Beleuchtung einherzuwandeln; die Leute werden geblendet werden, woraus Augenkrankheiten entstehen können; auch kann Unsre geheime Polizei dann des Nachts nicht mehr geheim herumwandeln.

Pampyrapar. So soll jeder Betrunkne über die Nase eurer Tochter stolpern und darauf herumtreten? Oder soll eure geheime Polizei den Hals darüber brechen?

Hans. Freilich, in dem Sinne wird's nöthig sein.

Pampyrapar. „Behufs Anschaffung und Befestigung der dazu erforderlichen Laternen wird daher noch die Hälfte der obgenannten Summe hinzugefügt.

4) Da die Hunde die durchlauchtigste, großmäch-

tigste (wie oben) Nase Unsrer Tochter irrthümlicher Weise für Kalbfleisch oder für eine Leberwurst in folio ansehen und benagen könnten, so ist bis zur Anfertigung des wachsleinwandnen Futterals allen Hundebesitzern verboten, ihre Hunde auf die Straße zu lassen. Wer dies Verbot übertritt, zahlt 5 Thaler.

5) Da vorauszusehen, daß wegen der nunmehr hierselbst befindlichen, großen Naturmerkwürdigkeit mehr Reisende, als sonst, besonders Naturforscher, in Unsrer Hauptstadt einkehren werden, wodurch die Gastwirthe bedeutend gewinnen, so wird ihre bisherige Steuer um ein Drittheil erhöht.

6) Da es seit der Nasenverlängerung Unsrer Tochter bei den Damen und Stutzern Mode geworden ist, lange, falsche Nasen zu tragen, so hat jeder Verfertiger dieses Luxusartikels gegen Zahlung von 30 Rthlr. baar ein königliches Privilegium einzulösen. Wer dies unterläßt, und doch beim Nasenhandel betroffen wird, zahlt das Doppelte. Ist er dazu zu arm, so wird er aufgehenkt.

7) Um die königliche Würde aufrecht zu erhalten, bestimmen Wir, daß Jeder, der sich über die durchlauchtigste, großmächtigste (wie oben) Nase Unsrer Tochter lustig macht, als Hochverräther festgesetzt wird, wenn er sich nicht durch die Summe von 50 Rthlr. loszukaufen vermag.“ —

Hans. Das ist aber zu wenig, 50 Rthlr.

Dampfprapar. Nein, wenn wir mehr setzen, wagt es Keiner, zu spotten; dann bringt das Verbot nichts

ein. So können wir doch von leichtſinnigen jungen Menſchen etwas einnehmen. Ich bin am Ende. Ew. Majeſtät haben jetzt zu unterzeichnen, wenn Sie einverſtanden ſind.

Hans. Ja, ich bin einverſtanden, lieber Miniſter, immer einverſtanden.

Vampyrapar. Und ihr Herrn mit dem zehnſtimmigen Eiſelecho?

Die zehn geheimen Staatsräthe (ſich ſehr tief verneigend). Ja.

Hans. Nun wären wir fertig. Lebt wohl, ihr Herren, die Suppe iſt gewiß ſchon aufgetragen.

Vampyrapar. Halt, Majeſtät! noch iſt's nicht ſo weit.

Hans. Je, wie ſo?

Vampyrapar. Wenn die Prinzeſſin nun geheilt wird und die Naſe abfällt, was geſchieht dann mit dieſer?

Hans. Ja ſo, in dieſem Betracht. Je nun, wir ſtellen ſie in Spiritus und heben ſie auf.

Vampyrapar. Bedenkt doch, was ihr ſprecht, Majeſtät, und blamirt euch nicht vor dieſen vielſagenden Herren. Ich hab's euch überhaupt ſchon oft geſagt, daß ihr beſſer thut zu ſchweigen und mich reden zu laſſen. Woher wollt ihr ſoviel Spiritus und die ungeheure Flaſche nehmen? Am anſtändigſten wär's freilich, man begrübe die Naſe. Da aber dann die Exequien zu viel Koſten machen würden, ſo dächte ich, man zerhackte ſie in kleine Stücke und verkaufte

ße unter der Hand an die Pasteienbäcker. Was unverkauft bleibt, können Ew. Majestät dann noch kleiner zerstückt vorräthig behalten, um es zu benutzen, wenn die Trägheit oder Böswilligkeit der Beamten euch zwingt, Nasen auszutheilen. Nun davon mehr bei der nächsten Sitzung. Wenn Majestät es erlauben, ist die heutige hiermit geschlossen.

Hans. Ganz, wie ihr meint, in dieser Beziehung, ganz wie ihr meint.

(Alle gehen gravitätisch ab.)

Spaziergang vor dem Thor.

(An der Stadtmauer sieht man die Nase der Prinzessin dreifach übereinander liegend. Längs derselben Schildwachten von der Bürgergarde. Die elegante Welt geht spazieren, die Damen mit langen Elephantenrüsseln. Die Ehemänner, vor ihren Frauen gehend, tragen die Nasen derselben auf den Schultern und beklagen sich heimlich, daß, nachdem ihnen der Pantoffel schon schwer genug gefallen wäre, sie nun auch durch die ungemein theuren, falschen Nasen ihrer Frauen Bedrückung und Mißhandlung zu erdulden hätten. Bei den unverheiratheten Damen dienen Stutzer als Nasenlastthiere, die selbst wieder dergleichen, auf den Schultern ihrer vorangehenden Bedienten ruhende Nasen tragen. Selbst die elegantesten dieser Bedienten tragen schon falsche Nasen, jedoch nur so lang, daß dieselben vermittelst einer, auf der Brust befestigten, unter einer großen Busenkrause verborgenen Stange emporgehalten werden. Wagen fahren vorbei, aus denen rechts und links sehr große Nasen herausschen. Ein Fremder mit einer schiefen Mütze und langen Haaren tritt auf und wundert sich sehr über die Nasen, besonders über die der Prinzessin.)

Fremder (zu einem Polizeidiener). Sagen Sie mir, was iſt das für ein ſeltſames Ding da längs der Mauer? Iſt es eine große, ausgeſtopfte Schlange, oder eine ungeheure Wurſt, die man irgend eines luſtigen Feſtes halber zubereitet hat?

Polizeidiener. Was, Herr, unterſteh'n Sie ſich, über die durchlauchtigſte, großmächtigſte Naſe unſrer Prinzeſſin zu ſpotten? Ei, und was ſeh' ich? ſchiefe Mütze, lange Haare! Es iſt erwieſen, Sie ſind ein Demagoge. Folgen Sie mir in's Gefängniß!

Fremder. Mein Herr, ich habe wirklich nicht gewußt, daß es eine Naſe iſt.

Polizeidiener. Wenn auch, Sie tragen eine ſchiefe Mütze und langes Haar.

Fremder. Ei dann will ich ſchnell meine Anſichten ändern, indem ich mir die Haare verſchneiden laſſe und die Mütze grade ſetze.

Polizeidiener. Das iſt nun zu ſpät. Sie müſſen ſich jetzt legitimiren, daß Sie kein Demagoge ſind.

Fremder. Wie kann ich das?

Polizeidiener. Man ſperrt Sie fünf Jahre lang bei Waſſer und Brot ein. Zieh'n Sie dabei nur ein ſaures Geſicht, oder rallonniren etwa gar, ſo ſind Sie der Demagogerie überwieſen und werden auf zeitlebens feſtgeſetzt. Bleiben Sie geduldig, ſo ſetzt man Sie nach fünf Jahren wieder in Freiheit, und Sie können gerechtfertigt und ungekränkt von dannen zieh'n. So machen wir's mit Allen, die ſich in ſchiefen Mützen und langen Haaren blicken laſſen.

Fremder. Weh mir!

(Ein schwarz- und weißgefleckter Hund tritt auf, hinter dem eine sonore Stimme erschallt: Achill, Achill!)

Polizeidiener. Ha ein Hund! (lockt ihn an sich.)

Ein kräftiger Jüngling. (tritt auf, rufend) Achill, Achill!

Polizeidiener. Ach, mein Herr, Sie haben 5 Rthl. zu bezahlen.

Kräftiger Jüngling. Was kann ich dafür, wenn mein Hund fortläuft. Uebrigens kann er eine große Nase von einem Stück Kalbfleisch unterscheiden, sonst hätte er meine schon längst angefressen.

Polizeidiener. Zahlen Sie, oder der Hund ist geliefert.

Jüngling. Herr, lassen Sie meinen Hund los, oder wahrhaftigen Gott, es geht Ihnen schlecht.

Polizeidiener. Ich halte ihn, bis Sie zahlen.

Jüngling. Achill, faß'!

(Der Hund beißt den Polizeidiener in's Bein. Der schreit: Hochverrath! während dem entspringt der Fremde u. der Hund.)

Polizeidiener. Fort waren sie alle Beide. Dem Hunde da ist auch gar nicht zu trauen, ich kenn' ihn recht gut, er hat gefährliche Grundsätze. Für's erste ist er ein unbezweifelter Atheist; denn wenn man ihn fragt: wie predigen die Pfaffen? springt er auf einen Stuhl, und die Vorderpfoten auf die Lehne wie auf eine Kanzel legend, fängt er mit so einer christlichen, geistlichen Jämmerlichkeit an zu heulen, daß man ordentlich erbaut werden könnte, denn er

macht's natürlich ſo, wie unſre ehrwürdigen Geiſtlichen, wenn man nicht wüßte, daß Alles nur teufliſcher Spott iſt. Dabei iſt er ein kraſſer Antiariſtokrat; denn wenn man ihm heißt: Zeig' dein Wappen! ſpringt er mit den Vorderbeinen vom Stuhl, und mit den Hinterbeinen edendleibend zeigt er Einem —. O, wenn ſelbſt Beſtien anfangen, aufgeklärte Leute zu werden, vor wem ſind wir dann noch ſicher?

Zimmer im Schloß.

Die Prinzeſſin, ihre Naſe, König Hans, Hanswurſt, der Leibarzt, Vampyrapax und Sottisman mit einer Perücke, als Arzt verkleidet.

Vampyrapax. Habt ihr aber auch das Geſetz geleſen und überdacht?

Hans. Ja, habt ihr in dieſer Beziehung auch das Geſetz geleſen und überdacht?

Sottisman. Ja; ich will mein Leben dran wagen.

Hanswurſt. Thut das. Unſer Galgen liegt auf dem Berge. Man hat eine ſchöne, romantiſche Ausſicht von dort oben, es iſt ein angenehmes Plätzchen, um friſche Morgenluft zu genießen.

Leibarzt. Aber wie können Sie ſich einbilden, eine ſo große Naſe durch ein ſo kleines Pülverchen abzuluriren? Ich ſehe wohl, unwiſſender Gelbſchnabel, Sie ſind einer von den neumodiſchen Homöopathen; aber mir iſt's ſchon recht. Wenn Sie gehangen werden, habe ich wieder einen Cadaver zur Section.

Schnippia. Endlich hört auf! Ich kanns nicht länger aushalten. Her, Herr Doctor, mit ihrem Pulver, und wenn es hilft, heirath' ich euch noch heut.

Sottisman. Hier, süße Prinzessin, ist das Pulver; die Nase wird alsobald sich auf ewig von euch trennen, damit Ihr euch mir auf ewig vereint. (Für sich.) Entnasungsapfelpulver, thu' dein Werk!

Schnippia. Her nur! (Sie nimmt das Pulver. Die Nase fällt ab und fliegt zum Fenster hinaus.)

Alle. O Wunder!

Sottisman (nimmt die Perücke ab, knöpft den Rock auf, unter dem sein Fürstenanzug und Stern sichtbar werden, und stürzt der Prinzessin zu Füßen). Prinzessin, kennst du mir?

Schnippia. Ja, Prinz, ich kenne dir.

Sottisman. Du hast mir grausam einst von deinem Blick verbannt.

Schnippia. Ich hielt dir für 'nen Tropf, ich hab' dir nicht gekannt,
Jetzt hast du mir befreit von meinem Nasenleid,
Drum, Theurer, bin ich dein bis in die Ewigkeit.

Duetto.

Schnippia. Du mein?

Sottisman. Ich dein!

Schnippia. Ich dein?

Sottisman. Du mein!

Beide. Welch seliges Entzücken,
Dich an die Brust zu drücken,
O süße, sel'ge Liehihihihihi

Schnippia. hi hi hi hi hi hi

Beide. hi hi hi hi hiebe!
O wonnevolle Triehi hi hi hi hi

Sottisman. hi hi hi hi hi hi

Beide. hi hi hi hi hiebe!

Sottisman. Du mein?

Schnippia. Ich dein!

Beide. Du mein, ich dein, du mein, ich dein,
u u u Töne höher.
du mahahaha ha ha aaaaaaaaaaaaaaaaaaa
ain, mein mein mein, mein mein mein, mein mein
mein, meihhn meihn!

(Während dieses Duetts weinen alle übrigen Personen, der Hanswurst seine Thränen mit der Kappe trocknend, Bamppapar, unwillig über seine Rührung, dieselbe verbergend. Der König rückt seine Krone tief in's Gesicht und schluchzt laut in die Falten seines Purpurmantels, selbst der blutdürstige Leibarzt, der sein Schnupftuch vergessen hat, zieht ein Rezept nach dem andern aus der Tasche und durchweicht es mit seinen Thränen.)

Hans. Ihr Kinder, tief gerührt geb' ich euch meinen Segen;
Mag Sottisman sich nie auf Spiel und Trinken legen,
Du, Schnippia, finde nie am Zanken ein Vergnügen,
Und mögt ihr prügelnd nie euch in den Haaren liegen!

Schnippia. Heissa! Ich kann mich wieder frei bewegen; mir ist so wunderleicht auf einmal, so hopsrig, mein Bräutigam, ich kann mich nicht halten, ich muß eins mit euch tanzen. (Faßt den Prinzen und galoppirt mit ihm, indem Hanswurst mit dem Minister, der Leibarzt mit dem König herumgaloppiren.)

Ein Bedienter (tritt auf). Majeſtät, ich komme zu melden — Ah!

Hans. Weh Dir Unſeligem! Du haſt mich herumſpringen ſehn; du haſt mich in einer ſchwachen Stunde geſehn. Wenn du das je verräthſt, und mich dadurch blamirſt, hörſt du! Dann wirſt du unfehlbar aufgehenkt.

Dampyrapar. Ich dächte, Majeſtät, er würde unter allen Umſtänden aufgehenkt, denn es iſt ein zu wichtiges Geheimniß, das man ihm nicht anvertrauen kann.

Hans. Ja, Miniſter, die Sache in dieſem Sinne aufgefaßt, habt ihr Recht. Hört ihr, guter Freund? man wird euch unter allen Umſtänden aufhenken.

Bedienter (niederſtürzend). Gnade!

Schnippia. Nein, Vater, das bitt' ich mir als Gnade aus, daß ihm kein Leid geſchieht an dieſem Tag der Freude.

Hans. Ja, in dieſer Beziehung ſoll ihm kein Leid geſchehen. Was wollteſt du melden?

Bedienter. Die Naſe der Prinzeſſin hat ſich emporgehoben bis zum Himmel, iſt zum Regenbogen geworden und dann nach und nach verſchwunden.

Leibarzt. O unerſetzlicher Schade für die Wiſſenſchaft!

Schnippia. O Friedensbogen! ich werde alſo keine lange Naſe mehr bekommen.

Hans. Aber, liebſter Prinz, woher haben Sie dies Pülverchen?

Jottieman. Ein Geist hat mir's in der Wüste Kulubitzfuaba gegeben.

Hans. O! Wie nennt sich der gute Geist? Mein königliches Wort gebe ich, daß ich zum Dank seinen Namen in großen Buchstaben von massivem Golde an der Wand meines königlichen Saales will befestigen lassen.

Jottieman (holt eine Brieftasche hervor und liest ab). Er heißt: Eyeerakistkaifogullamaquar.

Hans (wird bleich und zittert. Leise zu Vampyrapar). Weh, wo soll ich das Geld hernehmen? Ich glaubte, er würde höchstens drei Sylben lang sein, und gab mein königliches Wort.

Vampyrapar. Was weiter? Laßt die Buchstaben in Holz schneiden und mit Goldpapier überkleben; wenn man's etwas hoch hängt, merkt's ja Niemand.

Hans. Dank, Minister. In dieser Art und Weise wird's gehen. (Laut.) Nun, Kinder, ich befehle, daß jeder meiner Unterthanen diesen Namen in Zeit von acht Tagen auswendig kann. Jetzt kommt auf den Balkon, damit meine Tochter nasenabgefallner Weise das Volk begrüße. —

Ende.

Autobiographische Knittelverse.

Du liebe Mit- und Nachwelt!
Wenn's auch nicht euer Verlangen ist,
Zu erfahren, wie's zugegangen ist,
Daß ich in eigner Sprachwelt
Ein Herregott geworden bin
(D. h. in unsrem Ordenssinn:
Ein Dichter, wenn ihr's versteh'n wollt)
Also, wollt' ich sagen hier:
Wenn's euch auch nichts angeh'n sollt',
So macht es doch Behagen mir,
Und geht mich an, wahrhaftig!
Darüber nachzusinnen tief,
Wie mich gesäugt wahrhaftig,
Da kindisch noch mein Sinnen schlief,
Die Poesie, mein Mütterlein,
Bis ich aufwuchs zum Sprachritterlein.
Da denk' ich denn an dies und das,
An halbvergess'ne Wie's und Was's,
Aus goldner Kindheit Fabelzeit. —
We manch ein leckiges Kindelein
Zu nichts And'rem aufsperrt das Mündelein,
Als nach belad'ner Gabel weit,
Und wie ein Spatz, mit dem Schnabel ickreit

Nach Zuckerwerk und ſo was:
Da hatt' ich ſchon ſo meine Mucken,
Z. B. wenn ich, ſtill froh, ſaß
Vor dem Flügel ganz alleine; gucken
Thät ich nach dem buntſcheckigen Bildlein,
Das dran gemalt war auf ſchiefeckigem Schildlein.
Einen Amor hat das vorgeſtellt,
Dem war ein Taubenchor geſellt.
Dann tappt' ich auf den Taſten unher,
Denn ich wollte nicht ruh'n, noch raſten nunmehr,
Bis ich einen ſchönklingenden Accord gefunden.
Dem hab' ich mit der Stimme mein,
So kindiſch, wie Summen der Imme fein,
Manch' merkwürdiges Wort verbunden.
Ich habe nämlich, vom beſten Glauben durchdrungen,
Vielen Unſinn von Amor und Tauben geſungen. —
Dann haben wir auch ein großes Zimmer gehabt,
D'rein hat die Sonne ſo freundlich und heiter geſchaut,
Mit ganz abſonderlichem Schimmer begabt.
Und am Fenſter war eine Stufenleiter gebaut,
Wo man, von unten nach oben, immer weiter geſchaut
Lauter ſchöne und große Stöcke und Pflanzen grün,
D'ran rothe Beeren und Pomeranzen glüh'n,
Und Blüthen mit bunten Glanzen blüh'n,
Und durch des Laubwerks Spalten ſah
Die Sonne mit freundlichem Walten da.
Aber nun kommt erſt der rechte Spaß.
Mein Vater, der immer über dem Rechte ſaß,
An Actenſtößen halbe Nächte las,

Dem war vonnöthen sehr Bewegung;
Nur leider kam in Erwägung,
Daß ihm zu knapp die Zeit gemessen,
Als daß er zum Spazieren Freiheit besessen.
Da mußte das große Zimmer d'ran,
D'rin ging er auf und ab immer dann.
Dazu aber rollt' er in der Regel
Herbei ein Korbwägel,
Darein ich mich ernsthaft setzte dann;
Mein Vater sich ergötzte d'ran,
Packte von der Schnur das Letzte an
Und sich in Bewegung setzte dann.
So hat er durch die Stube mich Knaben gerollt,
Ich hätt's nie besser haben gewollt.
Dazu pfiff er so schön noch gar:
(Ach! was das für ein Getön doch war!)
„Ueber die Beschwerden dieses Lebens
Quälet sich so mancher viel zu sehr." —
Nun denkt! wie ich in dem Korbwagen steckte,
Mich mit Behagen streckte,
Im Herzen vor heitrer Ruh' lachte,
Vor Vergnügen die Augen zumachte,
Nicht sehend, halb im Traum lauschend
Auf das Radrollen, durch den Raum rauschend,
Und auf das wunderschöne Lied,
Das hell und fein die Töne zieht,
Dabei der Sonne Schimmerlicht
Mir durch's Augenlied mit Flimmer bricht,
Des Himmels denkend, nicht der Erden —

Und dabei soll einer kein Dichter werden! —
Aber aus der großen Stube, wohin kam man?
Einen schweren Vorhang weg nahm man,
Machte dann auf eine schwere Thür,
Und trat in eines großen Saales Leere für.
Das war die aula Leopoldina,
Zum Durchgang uns verlieh'n da.
In diesen kirchengroßen Saal hinein
Ging ich als kleiner Junge vielmal allein.
Für viele Hundert standen Banken da,
Und Chöre ruhten auf den Schultern Steinmännern
Deren Schaar herab ohne Wanken sah.
Wo Platz ist bereitet so vielen 'Reinrennern,
Da fühlt man die Einsamkeit wunderlich;
's ist Niemand da,
Und doch gemahnt's einen so absunderlich,
Als wär' Jemand da.
Wie ich durch die Mitte wallte,
Der Hall meiner Kindertritte schallte;
Ich — ganz mutterseelenallein,
Es müßten denn lebende Seelen sein
Juden großen Bildern rings umher,
Die Männer abschildern, ernst und schwer,
Oder in dem schönen Deckengemälde,
Um das ich mich mit Halsrecken quälte.
Halb Uebermuth, halb Angst ergriff mich,
Plötzlich laut auf schrie ich oder pfiff ich,
Daß es ernst dröhnend wiedergehallt,
Mir schauernd durch alle Glieder gewallt:

‚Störe nicht, Gelbschnabel, allzufreier,
Der Einsamkeit ernste Ruhfeier!“ —
Ein vergüldet, geschnörkelt Laitheder,
Das bei vollem Saale sah jeder,
Stand da; drauf stellt' ich mich keklich,
Und hatte, halb kühn, halb erschrecklich,
Eine Ahnung vom Gefühl, in dem hausenden,
Der laut sprechen soll zu Tausenden.
Zwei weiße, riesige Steinritter
Standen sich gegenüber, ohne Regen antragend,
Vor die trat ich mit Beinzittern,
Mich innerlich der Angst wegen anklagend;
Da hat sich über mich der Humor gemacht,
Daß ich Komplimente hervorgebracht,
Womit ich die Riesen verhöhnt und gelacht —
Meiner Lache Nachhall hat gedröhnt und gekracht.
Wem, als Kind, vertraut solche Gesichter geworden,
Wer wäre da nicht ein Dichter geworden? —
Und durch den Saal und manchen langen Gang,
Daß es einen Abends zum Bangen zwang,
Gingen wir wöchentlich einmal zum Abendbrot,
Das uns der Onkel labend bot.
Dieser Onkel war ein stattlich Mann,
Der tief und unermüdlich sann,
Und nach den Sternen guckte sehr,
Bis ihn die Gescheutigkeit drückte schwer.
Ueber der schönen krummen Nas',
Unter der buschigt dunkeln Brau,
Die Klugheit stolz, mit Funkeln schlau,

Im Auge, dem nimmer stummen, saß.
Im Felsennester dem Adler gleich,
Trotz jedem spottenden Tadler reich.
Gerudert war voll und dicht das Haar,
Obgleich die Mode nicht das war:
Ueber großen Stiefelschaften rumpf
Sah man einen gestrafften Strumpf.
Wo der an die Hose, die pralle, stieß,
Sich eine große, blanke Schnalle wies. —
Bei dem nun sah ich viel Uhren steh'n.
Wie seltsame Kreaturen zu seh'n,
Mit Wunderzierrath und Tiktak:
Auch von Instrumenten viel Schnickschnack,
Die ich bewunderte gar so sehr,
Weil mir's zu begreifen gar to schwer,
Was sie doch wohl bezwecken möchten,
Und was für Thiere drin stecken möchten.
Alles war im schönsten Glanze immer,
Ein Zeughaus war das ganze Zimmer,
Drin in Figuren, vielgestalteten,
Gelehrtheit und Geheimniß walteten.
Dann aus viel tausend gar nicht kleinen Büchern
Der Onkel eins fürzog, dick und schwer,
Den Staub abwischend mit reinen Tüchern,
Und reicht' es mit Genick uns her.
Da waren Kupferstiche drin,
Ich guckt' auf's Wunderliche hin:
Das konnte mich begeistern sehr,
Obgleich es nicht bewußt mir war,

Daß, was so große Lust mir war,
Alles von den größten Malermeistern wär'.
Und dann auf einmal kam ein Band voll Affen,
Die, wie Menschen, mancherhand toll schaffen,
Daß man sich um den Verstand soll gaffen,
So pudelnärrisch, wer's sieht, beginnt zu lachen,
Es war, um satirisch ein Kind zu machen.
Und manchmal hält' er gar den Guckkasten,
Wo wir alle auf seinen Ruck paßten;
Da kamen große Straßen und Bauten,
Daß wir verwundert saßen und schauten;
Viel that man von erleuchteten Städten da seh'n,
Als ob sie wirklich thäten dasteh'n.
Bei solchem Spuck und Lichtertreiben:
Da soll wohl einer noch ein Nichtlichter bleiben? —
Und nun erst war ich einmal ausgeflogen,
Hatte die Stadtfaulheit ausgezogen,
Und trieb mich auf dem Lande 'rum.
In einem schönen großen Garten ich stande stumm,
Denn zwischen hohen Bäumen grün
Sah ich einen Springbrunn mit Schäumen sprüh'n.
Und andre Kinder waren da,
Darunter ein Mädchen, so alt wie ich;
Als ich der in die Augen, die klaren, sah,
Was mußte mir widerfahren da,
Wie ergriff mit Gewalt sie mich!
Wir ordneten an ein gar klug Spiel,
Worin sich ein Ritterpaar schlug viel,
Eine Prinzessin zu erringen sich.

Da mußte das Glück umschlingen mich,
Daß ich des Mädchens Ritter war,
Welches mir gar nicht bitter war.
Und in dem Spiel geschah es so,
Daß sie schlafen mußte im Pavillon;
Ich kam herzu und sah es froh,
Wie eine Blume der Papillon.
Sie lag, anmuthig hingestreckt,
Das lange Haar herniederhing,
Da ward mein ganzer Sinn geweckt,
Daß mir's durch alle Glieder ging.
Mir ist's noch ganz deutlich erinnerlich:
„Madonna!" rief ich innerlich;
Hätte mögen vor ihr niederknie'n,
Wenn's dem Jungenstolz nicht zuwider schien.
Nachher hatt' ich im Turnier gekämpft;
Meines Vetters Muth ward von mir gedämpft
Mit einer langen Bohnenstange.
Da fiel's meinem klugen Mühmchen ein:
Vergebens nicht dürfte mein Rühmchen sein,
Das Mädchen müsse mich lohnen. Lange
Hat sie sich nicht besonnen drauf:
„Einen Kuß hat er gewonnen. Auf!
Und gieb ihm seinen Lohn!" sie rief.
In's Mark ging mir der Ton, wie tief!
Ein wenig zauderte sie anfänglich zwar,
Weil ihr die Sache doch bedenklich war,
Bis sie zuletzt gewährte stumm,
Daß sich mein Herz verklärte drum.

Ich nahm den Kuß bescheiden hin,
Und sie fand auch kein Leiden drin;
Wohl wußt' ich, was ich entwendet ihr,
Wohl wußte sie's, was sie gespendet mir.
Kurz — ich war verliebt, so alt von Jahren,
Wie Dante, als er die Gewalt erfahren
Von Beatrice's Kindesblick.
Welch frühes, frohes, lindes Glück! —
So etwa ging mir's und so weiter;
Manches erlebt' ich, so bunt, so heiter;
Und so mag's wohl gekommen sein,
Daß ich in die Dichterzunft, im Umwenden,
Nachher mußte aufgenommen sein;
Wüßte auch nicht, wie ich's hätte anfangen wollen,
Hätte ich, unter solchanen Umständen,
Nicht zur Dichterei gelangen wollen.
Wie in der Welt hätt' ich mich gebehrden sollen,
Daß ich hätte kein Dichter werden wollen?

Der reife Dichter.

Naturleben und junge Liebe.

Frühlingsverkündung.

Wie von dumpfem Traum befangen
Liegt die Welt in trüber Nacht,
Ohne Wonne, ohne Bangen,
Ohne Klang und Blüthenpracht.

Horch! da tönt, wild freudig schmetternd,
Hell der ersten Lerche Sang,
Gleich dem Blitze trifft er wetternd
Und durchzuckt die Erde bang.

Und sie fühlt die Brust sich wogen,
Fesselsprengend schlägt ihr Herz,
Durch die Tiefe kommt gezogen
Frühlingswonne, Frühlingsschmerz.

Süßer Düfte leises Wallen,
Junger Blüthen Freudenwelt,
Wilden Stromes dräuend Schallen
Zu Vernichtungsmacht geschwellt.

Zarten Grünes schüchtern Lauschen
In der Sonne Glutenkuß,
Schauerliches Windesrauschen,
Daß der Hain erseufzen muß.

Blumenwonne, Blumenthränen,
Rosenlächeln, Dornenschmerz,
Nachtigallensang voll Sehnen,
Tiefer Trauer, losem Scherz. —

Herz, mein Herz! du träumtest lange,
Warst dir selber kaum bewußt,
Wie durchzuckt dich nun so bange
Neuen Lenzes bittre Lust!

Posthornklang, wie Lerchenschmettern,
Kündet Liebesfrühlingszeit,
Leises Wehen, wildes Wettern,
Hohe Lust und tiefes Leid.

Heißer Thränen wildes Klagen,
Heitern Auges Götterstrahl:
Mache dich gefaßt, zu tragen
All' die Wonne, all' die Qual!

Die Lerche.

Du Lerche hast mir's angethan!
Ich weiß nicht, wie das ist,
Daß du auf jeder Erdenbahn
Mir über'm Haupte bist.

Seit in des blonden Kindes Ohr
Dein helles Lied erklungen,
Iſt's doch, als ob ich's nie verlor,
Stets haſt du fortgeſungen.

Und wall' ich tief im Winterſchnee,
Vom Himmel trüb' umgraut,
Hör' ich auf einmal in der Höh'
Dein Wirbeln keck und laut.

Und bei dem Heroldsſchmettern taucht
Vor meinem Angeſicht
Des Frühlings Zeit wie hingehaucht
Empor in Blau und Licht.

Ich glaube, lieg' ich einſt im Grab,
Dann klingt in Mondernacht
Dein frohes Wirbeln noch herab,
Bis daß mein Herz erwacht.

Der ſchwarze Sargesdeckel ſteigt
Und wird zum Himmelsdom;
Manch Blüthenhaupt ſich ſchmiegt und neigt,
Badend im Düfteſtrom.

Der erwachte Schmetterling.

Es lag, verpuppt in dichter Nacht,
Der Schmetterling in Träumen,
Wo Blumen blüh'n in lichter Pracht,
In frühlingsbunten Räumen.

Die Sehnsucht wuchs im Stillen groß
Und ward zu hellen Schwingen,
Er machte sich der Hüllen los,
An Licht und Duft zu dringen.

Und was er hell in Träumen sah,
Der Blumen bunt Gemische,
Stand auf den Frühlingssäumen da
In lichter Farbenfrische.

Da öffneten den süßen Mund
Die Blumen hold beklommen,
Der that mit leisem Grüßen kund:
„Ei Bruder, schön willkommen!"

„Wir hielten dich verwundert, ach!
Schon fast für unsrer eine,
So glänzt dein Flügel hundertfach
Vom Blumenaugenscheine."

„Du ahnteſt uns im hellen Traum,
In deines Schlummers Grüften:
Lemm' an des Buſens Wellenſaum,
Und ſchwela' in ſüßen Düften."

Der verſunkne Schmetterling.

Die Welt bedecken Segenswogen,
Weit wallt das goldne Saatenmeer,
Ein buntes Segel kommt gezogen,
Leis ſchwankend über die Wogen her.

Das iſt ein Schmetterling, ein bunter,
Die Blumen ſtarben am ſtillen Ort,
Nun zieht er ſehnend die Flut hinunter,
Zu ſchiffen zu neuem Blumenport.

Die Aehrenwogen in Lüften ſchaukeln,
Es ſchwillt ſein Schwingenſegel bunt,
Und wie die Wogen ihn goldig umgaukeln,
Schauet er tief hinab zum Grund.

Da leuchtet herauf ſo zauberhelle
Die blaueBlum' in Traumesruh',
Er ſinkt in die Tiefe, die goldne Welle
Schlägt rauſchend zuſammen und deckt ihn zu:

— —

Mückenlied.

Die Mücke ſpielt im Sonnentanze,
Nichts auf der Welt iſt ihr bewußt,
Sie freut ſich nur an Glut und Glanze
Und ſinget leis vor Lebensluſt.

Sie ſinget, was ſie nie bedachte,
So wie ſie muß, und wie ſie kann.
Ob ihres Sangs ein Weſen achte,
Ob nicht, das ändert nichts daran.

Da wenig Stunden kaum vergingen,
Erſtirbt ihr Lied in Todesnacht
Und doch hat ſie mit ihrem Singen
Ein Weltgeheimniß klar gemacht.

Liederbote.

Sonntagsmorgenruhe lächelt
Ueber Thäler, Flur und Hain,
Stille rings, kein Lüftchen fächelt,
Himmel iſt ſo blau und rein.

Durch den Hain ein leises Rauschen,
Ob kein Blättlein auch sich regt,
Tausend Bluthenaugen lauschen
Auf zum Himmel, leis bewegt.

Gottesaug' mit Feierstrahlen
Grüßet liebend Flur und Feld,
Von den Strömen, aus den Thalen
Blickt der Dörfer kleine Welt.

Horch! die Luft bebt leise, leise;
Aus dem fernsten Thale drang
In so frommer tiefer Weise
Einer Sonntagsglocke Klang.

Sei willkommen, leises Klingen,
Kündest andre Glocken nur,
Die lautschallend bald durchdringen
Allgewaltig Hain und Flur.

Herz, mein Herz! du bist so stille,
Stumm das stürmische Gewühl,
In dir wiegt du heil'ge Fülle,
Ahnungsschauerndes Gefühl.

Da aus deinen tiefsten Tiefen
Klingt ein leises Lied empor,
Alle Klänge, die da schliefen,
Wachen auf und dringen vor.

Leises Lied, du haſt verkündet
Hundert andrer Feierklang.
Horch! er wogt und rauſcht verbündet
Jeder Pulsſchlag iſt Geſang.

Sphärenklang.

Ein Mägdlein ſah die Sterne an,
Kaum athmend, um zu lauſchen;
Wie aus der Höhe klang heran
Ein Singen und ein Rauſchen.

„Das ſind die Englein", dachte ſie,
„Die in dem Himmel droben
Mit Harfenklang und Melodie
Den Vater liebend loben." —

Was ſchauſt du, Mägdlein, doch empor
Zu fernen Strahlenthronen?
Du hörſt ja nur der Englein Chor,
Die dir im Buſen wohnen.

Scheiden.

Mädchen, willſt mich ſchon verlaſſen?
Geh noch nicht! ſei lieb und gut.
Ach! du kannſt's, du kannſt's nicht faſſen,
Wie dein Scheiden weh mir thut.

Siehſt du dort im milden Schimmer,
In der Abendlüfte Weh'n
Jenes Schloſſes ſchwarze Trummer
Wie in aller Pracht erſteh'n?

Scheinet nicht im Strahl der Sonne
Im verfall'nen öden Raum
Alte Macht und alte Wonne
Aufzutauchen wie ein Traum? —

Alio, wenn dein Zauberlächeln
Durch die tiefſte Bruſt mir geht,
Wenn des Odems ſüßes Fächeln
Mir die heiße Wang' umweht:

Fühl' ich mich wie umgeſtaltet,
Helle wird's in meiner Nacht,
Und in meiner Seele waltet
Alte Wonne, alte Macht.

Aber ſieh' die Sonn' entgleiten,
Finſter wird's im öden Raum,
Drinnen ſchaurig Geiſter ſchreiten,
Böſer Zeiten wüſter Traum. —

Mädchen, willſt mich ſchon verlaſſen?
Geh' noch nicht, ſei lieb und gut;
Ach! du kannſt's, du kannſt's nicht faſſen,
Wie dein Scheiden weh mir thut.

Echo.

Die alten Felsen, so ernst und grau,
Steh'n da in dumpfen Träumen;
Waldbeerenduft zieht über die Au,
Die Bäche rauschen und schäumen.

Die Amsel schlägt, es braus't der Hain,
Die Blüthenzweige wanken,
Vom Himmel zittert der warme Schein,
Die Wolken wechseln und schwanken.

Es hercht der alten Felsen Schaar,
Von dumpfem Weh durchbebet:
Ach! könnten wir's fühlen und fassen klar,
Was zaubrisch uns rings umwebet!

Da trifft sie, wie ein Lichtstrahl schnell,
Das Wort aus menschlichem Munde,
Da ist's, als würde Geheimes hell
Durch des Wortes göttliche Kunde.

Und schnell ruft's einer dem andern zu,
Hinüber, herüber im Raume;
Doch ach! vergessen ist's im Nu,
Sie starren im alten Traume.

So hört, ihr Felsen, ein heldes Wort,
Und kündet es laut dem Gefilde.

Und laßt es erklingen fort und fort,
Horcht auf! ich rufe: Mathilde!

Das hat sie durchzuckt, sie sind erwacht.
Und wie sie die Liebliche nannten,
Ward's sonnenlicht in ihrer Nacht,
Daß sie Gottes Wunder erkannten.

Es glüh'n die Düfte, es beugt sich der Hain.
Es rauschet und wogt im Gefilde,
Und wonnig erzitternd ruft das Geteln
Hinüber, herüber: Mathilde!

Waldverlobung.

1.

Der Jüngling lag in Waldesruh'
Und hörte dem seltsamen Rauschen zu,
Er lag versenkt in Waldeslust,
Sog glühende Düfte tief in die Brust,
Umweht von frischer Lüfte Schmeicheln,
Als wollten ihn weiche Hände streicheln.
Die Blumenangen in Wonne schwammen,
Die Bäume steckten die Wipfel zusammen,
Sie schwankten und kos'ten mit leisem Laut,
Erzählten sich Waldmährchen traut.
Der Quell, das war der Waldesdichter.

Der ſpiegelte Alles ſtiller und lichter,
Daß rings die Waldwelt dämmernd klar
In ſeiner Bruſt zu ſchauen war,
Und ſang dabei in heller Weiſe
Von manchem Waldgeheimniß leiſe:
Es wiegten ſich Vöglein in Wonnetraum
Und wagten ſich zu künden kaum,
Daß nicht des ſchmetternden Sangs Geteſe
Das Weben des Waldzaubers löſe.
Streiflichter neckend ſchwanken und blicken,
Wo fern und ferner die Stämme rücken,
Und tief ins wirre Grün hinein
Schwand Alles in dunklem Dämmerſchein,
Wo ſich dem Blick verborgen hält
Eine unerforſchte Zauberwelt.
Der Jüng'ling horcht' und lauſchte trunken,
In Waldeszauber ganz verſunken;
Wie leichte Gewänder ſah er's ſtreifen
Und um die fernſten Stämme ſchweifen
Und aus des fernſten Laubes Grün
Manch holdes Antlitz zu nicken ſchien,
Und manchmal wollt' aus fernſten Gründen
Ein leiſes Lachen ſich verkünden.
Und als im Traum die Welt ihm ſchwand,
Fühlt er ſich leis berührt die Hand,
Und als er ſchaut verwundert ganz,
Sieht er eines goldnen Ringleins Glanz,
Das fiel vom Finger ihm hernieder,
Da dacht' er an ſein Liebchen wieder.

Die er zum erſten Mal vergeſſen,
Als er im Waldestraum geweſen.
Und als er nach dem Ring ſich bückt,
Schnell iſt der Ring unter Blumen entrückt,
Und als er weiter dringet ein,
Verwunden ihn Waldröſelein,
Und grüne Ranken hemmen und binden,
Er kann den Ring nicht wiederfinden.

2.

Komm' ſuchen, Liebchen! Im grünen Hain
Verlor ich dein goldnes Ringelein. —
Wohl ſuchen ſie im grünen Wald,
Sie dringen durch Blumen mannigfalt,
Sie dringen tief und tiefer ein,
Da ſtechen ſie Waldröſelein
Und grüne Ranken hemmen und binden,
Den Ring wohl mögen ſie nimmer finden. —
Da weint die Jungfrau: Treuloſer Knab',
Wo iſt der Ring, den ich dir gab?
Der Jüngling ganz verwirrt, zerſtreut
Der Jungfrau ſinnend die Rechte beut,
Er zieht ſie herab zu den Waldesroſen,
Zu tröſten ſie mit ſüßem Koſen.
Doch wie er ſie umſchlungen hält,
Ein leiſes Lachen fernher gellt,
Den Wald durchfährt ein Windesſtoß,
Der Jüngling ſinket tief in's Moos,
Er ſchaut mit eins einen weißen Arm,

Fühlt sich umschlungen fest und warm,
Und an der Hand so weich und zart
Er seinen verlornen Ring gewahrt.
Er schaut ein holdes Angesicht,
Die Locken braun, die Wangen licht,
Die Augen leuchtend wunderbar,
Wie Waldesdämmern so dunkelklar,
Die schau'n so liebend tief ihn an,
Daß er manch Räthsel deuten kann.
Und aus den Lippen, frisch und rein
Wie rother Walderdbeeren Schein,
Fühlt er so süße Hauche geh'n
Wie glühender Walddüfte Weh'n,
Und wie Waldsäuseln tönt's daraus:
Du bist mein Bräutigam, komm' nach Haus!
Da hat er vergessen die Liebste sein,
Sinkt tief und tiefer in's Moos hinein.
Hin blickt die Jungfrau und erschrickt,
Da ist er unter Blumen entrückt.
Sie weint und sucht und weinet laut,
Manch Blümlein verwundert auf sie schaut.
Sie dringet tief durch Blumen ein,
Da stechen sie Waldröselein
Und grüne Ranken hemmen und binden:
Den Liebsten wird sie nimmer finden.

Bach und Rose.

Es zog ein Bach so träge
Durch stumme Fluren hin;
Wohl rauscht' er auf dem Wege,
Doch ohne Klang und Sinn.

Wohl grüßten Sonnenreifen
Und Blümlein hier und dort,
Doch all das zu begreifen,
Fehlt' ihm das Zauberwort.

Da stand in Jugendfülle
Ein Röslein hold erglüht,
Die aus der schönen Hülle
Den schönen Duft versprüht.

Und dicht zu ihren Füßen,
Da stockt des Baches Lauf;
Da schaut er, sie zu grüßen,
Mit hellen Augen auf.

Das Röslein leis erbebet,
Neigt sich in holder Scheu,
Ihr Bild im Bache schwebet
Gespiegelt rein und treu.

Da, als er fühlt versenket
Das Bild in seine Brust,
War ihm mit eins geschenket,
Was nimmer er gewußt

Es hat ihn tief getroffen
Ein Wonnezittern gleich,
Da plötzlich vor ihm offen
Der Anmuth Zauberreich.

Fort zieht er durch die Auen,
Das Bild verlor er nie;
Ein Dichten ward sein Schauen,
Sein Rauschen Melodie.

Er weckt mit Wunderklängen
Ringsum den Widerhall,
Ihn grüßt in Wechselsängen
Erstaunt die Nachtigall.

Der Himmel blaut hernieder,
Die Wolken zieh'n vorbei,
Es schwanken hin und wieder
Die grünen Zweige frei.

In ihm muß sich's verschönen
Zum zauberhellen Bild,
Das deutet er in Tönen
Dem lauschenden Gefild.

Und, daß ihr ganz verstehet
Des holden Mährchens Sinn:
Mit tausend Grüßen gehet
Zu meinem Liebchen hin.

Das Bett des Rheins.

Das laß ich ein prächtiges Bette sein,
Darin sich schwingt der Vater Rhein.
Behaglich lehnt er die Ellenbogen
Auf grünen Teppich, der rings ihn umzogen
Und hoch des Bettes Säulen ragen
Von edlem Gestein emporgetragen,
Dran sieht man viel stolze Schlösser mit Prangen
Als kunstreich gothisches Schnitzwerk hangen.
Geschmückt ist das Bett mit Waldeszweigen,
Die Kühlung fächelnd leis sich neigen,
Und reich gerupft mit grünen Reben,
Die über dem Alten flüsternd schweben
Und Düfte streuend leis sich schaukeln,
Daß ihn gar zaubrische Träum' umgaukeln
Und über die Säulen spannt sich hin
Der blaue Himmelsbaldachin,
Und Alles, was da ragt und schwebt,
Ist glänzend mit goldnen Strahlen durchwebt,
Die wirkte drein mit hehrem Sinn
Die Sonne, des Himmels Goldwirkerin.

Und hebt sich leis des Alten Brust
Und athmet er ruhig in Schlummerlust,
Da naht ihm ein Mädchen wohl manches Mal.
Die neigt sich über des Bettes Rand,
Schaut mit des Auges Zauberstrahl
Dem Alten in's Antlitz unverwandt,
Daß es ihn oft schon Wunder genommen,
Woher so lichte Träume gekommen,
Und haucht ihn mit ihrem Odem an,
Daß er es nimmer deuten kann,
Was ihn im Schlaf so süß mag umweh'n,
Denn Reben duften nicht also schön.
Das Mädchen kenn' ich. O Vater Rhein,
'Möchte wohl an deiner Stelle sein.

Erinnerung.

Ade, ihr Bergeshöh'n,
Mit frischem Waldeswehn,
Von schroffen Hängen umgeben,
Dran kecke Burgen schweben,
Ich muß nun von euch geh'n!
Doch bleibt ihr ohne Wanken
Als hohe kühne Gedanken
In meiner Seele steh'n.

Ade, du Vater Rhein
Mit deinem grünen Schein,
Mit deinen brausenden Wellen,
Die sangesmächtig schwellen,
Es muß geschieden sein!
Sollst fort und fort mit Schallen
Durch meine Seele wallen
In deutschen Melodei'n.

Ade, du goldnes Licht,
Das durch die Bläue bricht,
Mit glühenden Jugendstrahlen
Den alten Rhein zu malen,
Ach! dein vergeß' ich nicht.
Du hellst mit Zauberschimmer
Nun meine Seele wohl immer,
Verklärst sie zum Gedicht.

Ade, ihr Reben grün!
Mit eurer Düfte Glüh'n
Verheißt ihr goldne Wellen,
Die euch nun bald entquellen
Und alle Welt durchsprüh'n.
Ihr sollt mit leisem Schwanken
Als grüne Hoffnungsranken
In meiner Seele blüh'n.

Ade, ihr Aeuglein klar,
Die mich bezaubert gar!

Wie ich euch mußte meiden,
Mein Herz so voll von Leiden,
Mein Aug' voll Thränen war.
Als holde Stern' umschwebt ihr,
Als lichte Träum' umwebt ihr
Mich immer immerdar.

Im Sand sitz' ich zur Zeit;
Was aber trag' ich Leid?
Seh' goldne Fernen ragen
Und hör' ein Wogenschlagen
Vom Rheine so weit, ja weit.
Seh' grüne Reben blinken
Und holde Aeuglein winken
Vom Rheine so weit, ach weit!

Zerrissenheit.

Des Dichters Seele.

Ich sing' euch eine Mähre von reicher Zauberwelt,
Die Wunder kennen Men'ge, die sie umschließen hält
Da hauen kühne Schlösser, seit grauer Zeiten Lauf
Zertrümmert und zerfallen, sich glänzend wieder auf.
Die kecken Zinnen ragen im hellen Sonnenstrahl,
Der Becher Festgeläute erklingt im hohen Saal,
Da greift in goldne Saiten der Sänger hoch entzückt,
Es lauscht die hohe Jungfrau, die sinnend niederblickt;
Und rüstige Gestalten zieh'n aus dem hohen Haus
Auf edlen, wilden Rossen zum fernen Kampf hinaus.
Es klingen hell die Schwerter, es spalten Helm und Schild,
Und manche heiße Quelle des edlen Blutes quillt.
Doch tief im grünen Thale, an spiegelklarer Flut
Auf weichem Blumenteppich der Friede lächelnd ruht:
Da ziehen Flötentöne sanft durch den Himmelsraum,
Daß selbst die stille Welle erbebt in Liebestraum;
Da reifen goldne Früchte an reichbegrüntem Stamm;
Es küßt in stiller Laube die Braut den Bräutigam.
Doch fort aus hellem Schimmer in kühle Waldesnacht!
Da schlummert alles Leben, auf daß der Geist erwacht.
Der singt dem alten Gotte ein Loblied still und rein,
Die hohen Wipfel stimmen mit leisem Rauschen ein.

Und dort in stiller Hütte wohnt ein ehrwürd'ger Greis,
Der Vieles ernst und freundlich dir zu erzählen weiß,
Was tief im Schooß des Berges der Felsenquell erschaut,
Hat er dem Alten alles leisplätschernd anvertraut.
Wie dort in goldnen Erzen gefangen liegt das Licht,
Mit stiller Glut sich mühet, doch nie zu Tage bricht.
Es häuft der flinke Kobold Demant und edlen Stein,
Denn auch die dunkle Tiefe hat lichten Sternenschein:
Und Zwerge schüren emsig erzeugend Feuer an,
Daß droben Kraut und Blume sich frisch entfalten kann.
Und weiter spricht der Alte, wie in der Blüthe Brust
Von Frühlingshauch umkoset sich regt der Liebe Lust.
Das sagten ihm die Düfte; zwar zieh'n sie ohne Klang
Doch drinnen fühlt der Seher geheimer Sehnsucht Drang.
Was träumend in der Puppe der Schmetterling gedacht,
Liest er in bunten Zeichen auf seiner Schwingen Pracht.
Er kennt des Vogels Sprache, versteht gar wohl den Sturm,
Erzählt von allen Dingen, vom Adler bis zum Wurm.
Doch auf zur Himmelsbläue, zum heil'gen Sternenlicht
Schaut er entzückt und betet, und redet länger nicht.
Und wie du weiter wandelst, horch! eines Hornes Klang!
Wieder so lieblich lockend fernher durch's Grüne drang!

Es faßt dich heißes Sehnen, du folgst dem Schalle nach —
Horch! wieder klingt's. Es tönet das Laub erbebend nach.
Bald schwindend, bald sich kündend, hält es dich neckend fest,
Gleich einem wilden Mädchen, das gern sich fangen läßt.
Doch immer weiter fliehet in holder Neckerei,
Daß dein Umarmen fester, dein Kuß dann heißer sei.
Fort durch's Gewirr der Zweige: hin wo der Klang erschallt!
Doch sieh! nun stehst du zögernd am dunklen Felsenspalt,
Draus tönt es leis und ferne, kaum hörbar deinem Ohr,
Doch allgewaltig mahnend: hinein in's dunkle Thor!
Bald scheuchet sanfter Schimmer die tiefe Felsennacht,
Bis Alles glänzt und leuchtet in wundersamer Pracht.
Sind's Sterne, sind's Crystalle, ist's seltner Blumen Zier,
Die wundersam sich ranken von allen Seiten hier?
Und durch den Zauberschimmer tönt Harf' und Liederklang,
Ist's Liebesglut, ist's Andacht, die solche Lieder sang?
Und plötzlich, schau, umfließet dich glorreich Himmelslicht,
Wie nur der Traum es ahnet, so hell, doch blendet's nicht.
Es ziehen Weihrauchdüfte durch den Crystallensaal,
Auf festlichen Altären erglänzt der Flamme Strahl.

So stark, wie Liebessehnen, wie Sternenschimmer hell,
Bis an der Wölbung Gipfel springt dort ein frischer Quell,
Bis er wollüstig taumelnd in's Bett zurückefällt,
Und rings an seinem Rande, welch' üpp'ge Zauberwelt!
Da tanzen schöne Jungfrau'n, in holde Reih'n geschmiegt;
Wie schön sich jede Regung zum schönen Gange fügt!
Es flattern die Gewänder und zeigen ohne Geiz
Bei jeder neuen Wendung dir einen neuen Reiz.
Mit zwiefach festem Zauber umstricken sie den Sinn,
Bald flug und keusch verhüllend, bald freundlich gebend hin.
Und ob so viel des Schönen auch deinem Blicke frei,
Doch darfst du nur errathen, wie schön das Schönste sei.
Und hoch auf goldnem Throne da sitzt die Königin,
Nicht blickt von ihrer Stirne der stolze Herrschersinn,
Allein es spricht das Lächeln, das sanft die Lippe schwellt,
Fast schüchtern, aber siegend: mein ist die ganze Welt.
Wie schön sie ist, das saget euch keines Liedes Schall,
Selbst nicht die Wunderklänge der süßen Nachtigall;
Denn wißt: es ist Frau Venus. Zu ihren Füßen liegt
Der edle Herr Tannhäuser liebkosend angeschmiegt.
Er lehnt die heiße Wange fest an der Göttin Knie,
Mit seinen goldnen Locken süßlächelnd tändelt sie
Und lauscht den Lautentönen, dem süßen Minnesang,
In den er, trunknen Blickes, aushaucht der Liebe Dank.

Vom sonnigen Olympos, von ihrem goldnen Thron
Verstoßen und vergessen war sie, wie lange schon!
Bis sie ein deutscher Sänger tief innen wieder fand,
Nun eint ihn mit der Göttin ein ewig Liebesband.
Gelockt, wie ihr, vom Klange, kam er zum schönen Ort,
Ihr bliebet wonnetrunken, wie er, wohl ewig dort —
Doch sieh! im Nu verschwunden der Zauberglanz umher,
Wir steh'n auf hohem Felsen, tief unter uns das Meer.
Schau', wie sich unten schäumend am Riff die Brandung bricht,
Du siehst ihr wildes Toben, du hörst ihr Donnern nicht,
So schauet der Gedanke still von des Aethers Höh',
Tief unter ihm verhallet des Herzens Kampf und Weh.
Doch dorthin, wo der Hafen sich still ans Ufer schmiegt,
Kehrt eine Kriegesflotte, von Wogen sanft gewiegt.
Du siehst in ihr, wie furchtbar sie in der Schlacht auch schien,
Nur bunte Wasserkäfer, die harmlos wimmelnd zieh'n.
Doch wie in weite Fernen das Meer sich breitet, schau!
So still, so tief, es blicket aus ihm des Himmels Blau.
Es ruhet wie ein klares, stillsehnendes Gemüth,
Das in die eignen Tiefen den ganzen Himmel zieht.
Und drüben majestätisch, doch mild die blauen Höh'n,
Weil sie so fern, so ferne, darum sind sie so schön!
Sieh' mild die Abendröthe auf ihren Gipfeln glüh'n,

Wie Ahnung eines Jenseits, mich will's hinüber
ziehn! —
Ha! Sehnsucht schafft Wunder, wo sie sich mächtig
regt:
Es naht ein Schwanenwagen, der uns hinüber trägt.
Wir schweben durch den Aether schnell wie des
Lichtes Blick,
Der Flügelschlag der Schwäne umrauscht uns wie
Musik.
Dort lachen grüne Inseln, die still das Meer umfließt
Und sie mit neid'scher Liebe der ganzen Welt verschließt.
So hält der Traum die Seele geheimnißvoll umwebt,
Wenn sie, entwandt dem Leben, in Zauberhainen
schwebt.
Dort taucht die schöne Meermagd hervor mit nassem
Haar,
Es tönt ihr Sang voll Wehmuth, so lockend, wun-
derbar!
Tief schimmert von Crystallen ihr Schloß im
Meeresgrund,
Geschmückt mit seltnen Perlen, Korallen schlank
und bunt,
Da kann sie ruhig walten als Meereskönigin,
Doch seufzet bang nach Liebe tief unten auch der Sinn.
Sieh', wie das Ufer unten mit weichgebognem Arm
Die Woge scheint zu drücken an seine Brust so warm,
Vom frischbegrünten Strande wallt süßer Blüthen-
duft,
So rein, doch wollustglühend, hoch bis in Aetherluft.

Den hat als Opferspende das üpp'ge Zauberland
Den zeugenden Gewalten der Gottheit aufgesandt.
Es strebt die schlanke Palme hoch auf in rein're Höh'n,
Im Himmelslichte badend die Krone frisch und schön,
Dort riesenhafte Stauden, stillgrünend wie im Traum,
Du magst ein Kindlein legen in ihres Blattes Raum,
Dann schließt die grüne Wiege ihm über'm Haupt sich zu
Und wiegt es, leise schwankend, in weiche, sel'ge Ruh'.
Doch wo so lieblich plätschernd vorübereilt ein Bach
Und Dattelbäume schatten ein kühliges Gemach,
Da sitzt auf buntem Teppich gar ernst ein bunter Kreis,
Auf Einen alle horchend, der viel zu sagen weiß.
Von dem metallnen Rosse, das durch die Lüfte fliegt,
Von einem fernen Thale, das voll Demanten liegt,
Vom starken Vogel Rock auch, der Elephanten trägt
Leicht durch die Luft, und Eier so groß wie Häuser legt,
Von dem Magnetenberge, der mit geheimer Macht
Anzieht des Schiffes Nägel, daß es zersplitternd kracht,
Und Vieles noch erzählt er. Hör' ihn begeistert schrei'n,
Es flammt sein schwarzes Auge, es regt sich Arm und Bein.
Doch mag er schrei'n und werfen die Hände auf und ab,
Die Andern sind versteinert und lautlos, wie das Grab.
Die Beine stolz gekreuzet, viel Tiefsinn im Gesicht,
Die Augen blitzen feurig, doch regen sie sich nicht.
Kein leises, flücht'ges Nicken hoch an des Turbans Zier
Bezeugt, daß sich noch Odem und Leben rege hier.
Ja selbst im langen Barte, der bis zum Gürtel reicht,

Bewegt sich kein Härlein. Nur selten öffnet leicht
Kaum merklich sich die Lippe und zieht aus langem Rohr
Gar leichte, duft'ge Wölkchen mit tiefem Ernst hervor.
Ob auch in goldnen Schalen der Scherbet Kühlung winkt,
Versunkt in tiefes Sinnen sind Alle, Keiner trinkt. —
Doch von den weißen Gipfeln der Marmorberge flammt
Vom Altar hell'ges Feuer, hinauf, woher es stammt.
Die frommen Gebern stehen im glühendem Gebet,
Nachblickend still der Sonne, die purpurn untergeht.
Ihr reinen Lichtverehrer, was heilig ihr erkannt
In fernen, grauen Zeiten, ist jetzt als Wahn verbannt.
Der Gottheit Kleid und Wesen ist reines, heil'ges Licht,
Das glauben und begreifen lichtscheue Eulen nicht. —
Doch sieh' im Abendunkel, was glänzet dort von fern?
Auf kühner, steiler Höhe, hell wie der klarste Stern?
Ihr Schwäne fort! Welch Blitzen, welch allgewalt'ger Glanz!
Ein mächt'ges Schloß erhebt sich aus einem Demant ganz.
Wie tausend Himmelsblitze trifft es das Auge scharf,
Bis auf smaragdnen Fenstern es Ruhe suchen darf.
Es öffnet sich die Pforte von glühendem Rubin —
Laß zu dem goldnen Throne des mächt'gen Herrn uns zieh'n!
Es ist ein alter Zaubrer, der Salomonis Ring
Und aller Geister Herrschaft zum Erbtheil einst empfing,

Ehrwürdig anzuſchauen, an ſeiner Seite lind
Das ſüßeſte der Wunder, ſein holdes Feenkind.
Horch', durch die lichte Halle bebt leiſer Harfenton,
So ſüß, ſo allgewaltig, dem Paradies entflob'n.
Melodiſch zieh'n die Lüfte dort ſäuſelnd durch den Hain,
Und Blumenſilberglöckchen erklingen hell darein. —
Doch ſpäh'ſt du auch vergebens, woher wohl die Muſik,
Es zeigen leichte Tänzer ſich deinem trunknen Blick.
Wie Roſenblätter ſchwebend, ſo luftig, zart und fein,
Wie nur der Traum ſie zeichnet in flücht'gen Gaukelei'n.
Hat wirklich ſich dem Auge ſo Liebliches entdeckt?
Hat es der Geiſt in Träumen zu ſchaffen ſich erkeckt?
Hoch in der Luft beweget ſich flüchtig Paar an Paar
Und Ariel der Schöne führt an die Geiſterſchaar,
In Reihen ſchön verſchlungen, bald ruhig ſchwebend hin,
Bald durcheinandergaukelnd, verwirrend Aug' und Sinn.
Der alte Zaubrer lächelt beim anmuthreichen Tanz,
Er winkt mit goldner Ruthe, da theilt ſich ſchnell der Glanz:
Schnell ſiehſt du Einen dahin, den Andern dorthin flieh'n,
Wie goldne Abendwölkchen fort in die Bläue zieh'n.
Und wie aus ſchönen Augen ein tiefer Liebesblick
Den Buſen macht erzittern in wonniger Muſik,
Die leiſer ſtets ertönend in weichem Ton verklingt,

Daß schöner als das Tönen dich sel'ge Ruh' durchdringt —
So leiser, immer leiser erstirbt der Zauberklang,
Doch lauschet der Erinn'rung das sel'ge Herz noch lang'. —
Noch viele holde Wunder hegt meine Zauberwelt,
Nie könnt' ich euch verkünden, was Alles sie enthält.
Wohl zögt ihr gern hinüber in's selige Gefild
Und schautet Alles selber, was lieblich, groß und mild —
Doch halt! eh' noch der Zauber euch nimmt in festen Bann,
Ein ernstes Wort der Warnung künd' ich euch traurig an.
Denn wißt, es giebt auch Strecken in meiner Zauberwelt,
Wo heiße Winde tödten, wo gift'ger Regen fällt.
Und wo die grauen Weiden am öden Sumpfe steh'n,
Da könnt' ihr Nachts Gespenster voll Tücke lauern seh'n.
Wenn einmal euch ihr Anblick das Haar emporgesträubt,
Krankt ihr an Todesfrösteln, das stets im Herzen bleibt.
In heißen Wüsten senget der todte, fahle Sand,
Es lechzt das Herz vergebens nach einem schönern Land,
Und in zerrißnen Bergen gähnt mancher Abgrund tief,
Hörst du die Stimme unten, die schrecklich mahnend rief?

Es stürzet jäher Schwindel kopfüber dich hinab,
Du fühlst zerschellt die Glieder im schwarzen Höllengrab.
Und eine kalte Schlange umkriechet dein Gebein
Und frißt mit gift'gen Bissen sich tief in's Herz hinein.
Wo dort die grüne Rebe auf sanftem Hange lacht,
Horch'! wie's im Schooß der Erde unheimlich dräuend kracht.
Der Berg bricht auseinander und speiet Höllenglut
Und schleudert bis zum Himmel in trotz'gem Uebermuth.
Ob auch der Himmel donnert, ob auch die Flamme bleicht,
Sie sendet tiefes Dunkel, indem sie grollend weicht.
Ein mächt'ger Aschenregen sinkt auf das blüh'nde Land,
Bis seine bunte Fülle in Todtengrau verschwand.
Wo Dörfer freundlich winkten, wo Alles frisch und grün,
Wird jetzt der Strahl der Sonne umsonst belebend glüh'n.
Ein öder Aschenhaufe, so weit das Auge blickt,
Hat, wie ein Alp, das Leben der grünen Flur erdrückt.
Was innen tief getobet, die wilde, grimme Kraft
Hat in der Weltvernichtung sich Sättigung geschafft.
Die Zauberwelt, o fleht sie, hört ihre Wunder gern,
Doch blickt nur scheu hinüber und haltet ja euch fern,
Und wollet nie durchdringen, was Alles sie enthält:
Denn wißt: des Dichters Seele — das ist die Zauberwelt.

Erdenliebe.

Wie so treu du, Mutter Erde,
Alle deine Kinder pflegst,
Sie zu ewig jungem: Werde!
An dem warmen Busen hegst!

Stolz und liebend hält die Eiche
Dich mit starken Armen fest.
Nichts, das ihr an Fülle gleiche,
Da sie deine Brust nicht läßt.

Mit der Kraft, die du gespendet,
Grünt und strebt sie himmelan,
Bis zum blauen Aether sendet
Sie der Mutter Ruhm hinan.

Deinem Schooße kaum entsprungen,
Kehrt der Quell zu dir zurück,
Hält die Mutterbrust umschlungen
Und von Liebe glänzt sein Blick.

Aber zarter noch und linder
Steh'n die Blumen lächelnd da,
Deine jüngsten, liebsten Kinder,
Deinem Herzen, wie so nah!

Auf zum Lichte blickend trinken
Die den heil'gen Strahl mit Lust,
Doch mit leisem Schwanken sinken
Sie zurück an deine Brust.

Auf mich schau'n sie, stille blühend,
Dir am Herzen lieg' ich hier;
Liebe fordernd, sehnsuchtglühend,
Mutter, dräng' ich mich zu dir.

Bin ich nicht von deinem Stamme?
Ach! vergaßest du den Sohn?
Deine heil'ge Lebensflamme
Fühl' ich jedes Glied durchloh'n.

Möchte mit den Eichen sprossen,
Möchte mit den Blumen blüh'n,
Hielte gern dich fest umschlossen,
Fühlend deines Busens Glüh'n.

Doch des Herzens mächt'gem Schlage
Bietet der Mutterbusen kalt,
Und ich weine hier und klage,
Aber still blickt Flur und Wald.

Die beiden Tempel.

Vor deinen Blicken mächtig aufgeschossen
Ragt eines Dom's ehrwürd'ge Gliederpracht:
So schlank und kühn! von Himmelslicht umflossen,
Doch innen dergend heil'ge Dämmernacht.

Manch Schmuckwerk prangt auf seinem Angesichte,
Wie deutungtief geheimnißreiche Schrift;
Auf Scheiben glüht manch Bild in buntem Lichte,
Das, Zaubermährchen gleich, die Seele trifft.

Und aus den Pforten weh'n dich leis und mächtig
Geheimnißvolle Andachtsschauer an,
Und Orgelströme wallen dumpf und prächtig
Mit fernem Sang zu deinem Ohr hinan.

Da rührt die Seele mächtiges Verlangen,
Und dich durchschauert eine Ahnung leis:
Wie mag's da drinnen schallen, weh'n und prangen!
Nicht kann ich's schau'n, doch fühl' ich's tief und heiß. —

So stehst du, Mensch, den Bruder vor dir stehen,
Sein Leib, gleich einem Tempel, hoch und kühn:
Hörst Wanderklänge: Menschenworte wehen,
Schau'st heil'ges Licht aus seinen Augen glüh'n

Da faßt dich allgewaltiges Verlangen,
Und dich durchschauert eine Ahndung leis:
Wie mag's da drinnen tönen, weh'n und prangen!
Nicht kann ich's schau'n, doch fühl' ich's tief und heiß.

Stoßseufzer.

„Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria."

Fürwahr, o Gott, schlimm hast du's eingerichtet,
Daß in der Kindheit ros'gen Dämmerfernen
Uns Himmelsglanz die dunklen Träume lichtet
Und wir von Engeln Unschuldspiele lernen.

Wer, leise ahnend, spät noch süßt ein Grüßen
Vom Licht, das freihellstrahlend ihn umflossen,
Wer noch zu schau'n glaubt jenen Blick, den süßen,
Der hellbeschwingten himmlischen Genossen:

Wie soll der athmen in des Lebens Engen,
Die ihn wie Kerkerwände dumpf umziehen,
Was fühlen, wenn verwirrend ihn umdrängen
Die niederträchtigsten Physiognomieen?

Beraubt Grinn'rung ihn nicht jeden Trostes
Einst sah er liebe, kindliche Gestalten:
Soll er ein Fratzenvolk, ein dumm-erbostes,
Nun nicht für eine Heerde Bestien halten?

Und doch ist's Pflicht, auch aus verworfnen Zügen
Der Gottheit Abbild noch herauszuschauen,
Aus Trümmern, die voll Schutt und Unrath liegen,
Den Tempel Gottes wieder aufzubauen.

Ahasverus in der Wüste.

Ahasverus war gegangen
Durch der Wüste dürre Schwüle,
Daß er süßes Todesbangen
In des Weges Qualen fühle.

Doch umsonst sein heißes Sehnen,
Kann er, kraftlos hingestrecket,
Sich dem Tode nah' auch wähnen,
Wird vom Fluch er wach geschrecket.

Trostlos schleppt er stets sich weiter,
Doch jetzt sitzt er, festen Blickes,
Und sein Antlitz schmerzlich heiter
Leuchtet wie vom Strahl des Glückes

Seltſam anzuſchau'n und ſchaurig
Mit den ſtarren, ſchroffen Zügen.
Die ſo todt, ſo bitter traurig
Sich zum Lächeln wieder fügen.

Alſo mögen Kinder lächeln,
Wenn ſie in entzückten Träumen
Bei der ſüßen Lüfte Fächeln
Ruh'n in blumenvollen Räumen.

Blumen blüh'n und lächeln milde,
Grüßen froh des Kindes Blicke,
Lieder ſchallen im Gefilde,
Echo giebt den Klang zurücke.

Welche Flur ſo zaubriſch blühend
Mag des Alten Lächeln wecken?
Ha, wie ſchön und fahl und glühend
Sieht er Wüſte rings ſich ſtrecken!

Welche Blumenaugen grüßen
Wohl den kindiſch frohen Alten?
Ha, dem rothen Sand entſprießen
Blumen ſeltſam an Geſtalten.

Todtenſchädel ſind's, die, grinſend,
Blendend weiß ringsum entkeimen;
Und der Alte lächelt blinſend,
Wiegend ſich in Frühlingsträumen.

Einstens ward ein Heer entsendet,
Wind und Sand begrub es sausend,
Und der dürren Gruft entwendet,
Sprossen Blumen dürr und grausend.

Und der Alte rufet fröhlich:
Frühling, holder, sei willkommen!
Ach, ich wähnte unglückselig,
Deine Lust sei mir entnommen.

Blumenlächeln, Blüthenschimmer,
Bunte Flur so frisch und sonnig,
Und ein Klingen, wie ich nimmer
Es gehört so frühlingswonnig! —

Welches Klingen meint der Alte?
Ach, die dumpfe Todtenstille,
Die so süß in's Ohr ihm schallte
Nach der Klänge eitler Fülle.

Wie in Wahnsinn, lächelnd nickt er
Auf die bleichen Todtenknochen,
Um sich horcht er, um sich blickt er,
Und der Fluch — er scheint gebrochen.

Sieh', da zuckt er, blicket düster,
Und sein Antlitz sinket nieder,
Drin Verzweiflung, der Verwüster,
Nimmt den alten Wohnsitz wieder.

Kindisch Hoffen! Fort, zurücke.
In des Lebens ekle Leere,
Daß das Glück vor meinem Blicke
Nicht den alten Schmerz vermehre. —

Ahasverus schreitet weiter
Durch der Wüste dürre Schwüle;
Doch der Fluch bleibt sein Begleiter
In der Oede, im Gewühle.

Der Schädel.

Abgenutzte Futterale,
Hirnbehältnisse vordessen,
Gleichend weggeworfner Schale,
Wenn der Kern herausgefressen,

Salva venia: Todtenschädel
Seh' ich, bleich und glatt und trocken,
Frei vom kleinsten Lockenwedel
In 'nem Moderwinkel hocken.

Wie ich einen recht betrachte,
Affectirt der Kerl noch Leben,
Denn er bebt und wackelt sachte,
Und drin ein summend Weben.

Hättest du dir träumen lassen,
Daß als Tanzsaal mit Gemächern
Deine Wölbung würde fassen
Solch ein krabbelnd Volk von Zechern?

Mosje Regenwurm, der lange,
Tanzt mit Fräulein Made schleichend,
In des Menuettes Gange
Seltsame Figuren streichend.

Frau Kreuzspinne fasset tänzelnd
Todtenkäfer, den gesetzten,
Und Stinkfliege wedelt schwänzelnd
Mit dem Junker Wurm, dem fett'sten.

Mückenhaftes Zwerggelichter
Singt die Musik durch die Nase,
Und durch ihres Rüssels Trichter
Macht Hornisse Horngeblase.

Guter Schädel! all' die Dinge
Hast du einmal schon erfahren,
Solch Gekrabbel und Gesinge
War in dir vor vielen Jahren.

Die Gedanken und Gedänklein,
Wie sie krochen, hopsten, schwirrten!
Wie sie dich durch Rank und Ränklein
Täglich immermehr verwirrten!

Aber jetzt mit eins — Entsetzen!
Welch Rumoren drin im Saale!
Welch ein unbarmherzig Hetzen!
Wackelt wild das Haupt, das kahle.

Ha! ich merk' es: eine Ratze
Hat im Schädel sich verfangen,
Fraß die Gäste mit Geschmatze,
Möchte jetzt herausgelangen.

Doch sie hat nach langem Fasten
Vollgefressen sich zum Platzen,
Waltet nun im öden Kasten
Ganz allein mit Sprung und Kratzen.

Wie sie an die Wände bollert
Hier und dort in Seelenängsten!
Schädel, bist nun überkollert!
Ordnung war in dir am längsten. —

Wenn ein einziger Gedanke
Alle andern hat verschlucket,
Dann giebt's ein Geroll, Gewanke,
Daß der Schädel zuckt und rucket.

Und doch kann er nicht zerplatzen,
Und die Ratze aus nicht reißen:
Solches Toben, solches Kratzen
Wird Verrücktheit dann geheißen.

Der norddeutsche Dichter.

O laßt mich singen! — Himmel! laß' das bleiben!
Du kannst nicht singen, Freund, kannst höchstens schreiben.
Bei deiner schauderhaften Stimme Schall
Von dannen liefen dir die Leute all'.

Doch dichten will ich! — Guter Freund, mit nichten!
Haß's nicht studirt? Erfinden nur heißt dichten.
Du aber schreibest nur, ich wette drauf,
Was irgendwo du lasest, anders auf.

Mein Herz, du fühlst! — O still, sei drum gebeten!
Dir ist in's Herz längst das Gehirn getreten.
Hast am Gefühl so lang herumgedacht,
Bis du zuletzt dich um's Gefühl gebracht.

O Gott! — Wie darfst du diesen Namen nennen?
Fühlst du dein Herz von Gottesliebe brennen?
Schweig' still! du bist ein flacher Pantheist,
Da du ein kalter Gottverehrer bist.

Ist Gott mir fremd? der Mensch soll mich begeistern,
Hüter'schen Stoffes will ich mich bemeistern. —
Schwächling! fühlt der den Götterwerth der That,
Des Seele nie sich Thatendurst genaht?

Was willst du dich und Andre frech betrügen?
Umso..ft, dir Lust und Schmerzen vorzulügen!
Gemacht ist Alles, was du uns gebracht,
Und selbst dein Gram hierüber ist gemacht. — —

Wie werden hier die Schwaben triumphiren,
Sie, die so unbefangen musiciren:
„Seht, wie der Nordlandsträumer reflectirt,
Bis er Gemüth und Frische ganz verliert!“

Ihr Schwaben, laßt es mich nur ehrlich sagen:
Wenn je mit Wärme noch mein Herz geschlagen,
Wenn mich ein Wonneschauer je durchdrang,
So war's bei eurem lockenden Gesang.

Und dennoch, fürcht' ich, seid auch ihr betrogen:
Was hilft's, zu baden in Gefühleswogen?
Der schönste Duft, der schönste Klang verweht —
Die sturmgeschlagne Eiche grünt und steht.

Euch wird man nur als Collectivum kennen,
Wird Uhland kaum, den herrlichen, noch nennen.
Manch süßes Lied singt mancher Troubadour —
Allein wer fragt nach Bernard Ventadour?

Manch junger Fant kann spielen auf der Flöte,
Doch Dome dau'n kann nur ein Geist wie Goethe
Ihr — singet fort zu Ariels Musik!
Ich — ach! ich mache mich an die Kritik.

Selbſtanklage.

Mein Dichten iſt 'ne Flucht nur aus dem Leben,
Ein zagend, träumend, halbbewußt Entſchweifen.
Nicht tadl' ich's, laßt ihr unbemerkt entſchweben
Solch tauben Frühling ohne Mark und Reifen.
Hätt' ich gewußt, mit Kraft mich zu erheben,
Das Leben, männlich ringend, zu ergreifen:
Dich geiſtlos ſchaales Volk zwäng' ich zum Gaffen,
Und für Jahrhunderte hätt' ich geſchaffen.

Troſt.

Hört ihr mein Lied wie dumpfen Sturm auch klagen,
Als ob kein Engel mehr mit hellen Schwingen
Vermög' in meines Buſens Nacht zu dringen —
Zu Tode trifft ein Pfeil mein bang Verzagen. —

Seht! wie ſich Wolkenungeheuer jagen,
Bis ſie den blauen Dom mit Schwarz umhingen.
Als ob die Rieſin Nacht, in wildem Ringen,
Den goldgelockten Sonnengott erſchlagen.

Da blitzt's, entſchlüpft dem dunklen Mantel, helle:
Wie auch die Nacht, todträuend, ihn umbrüte,
Erzielt leicht ein Strahl auf ſchimmernder Karelle—

Gewißheit dem bewilderten Gemüthe,
(Wie fern, wie mattbeleuchtet auch die Stelle)
Daß sich des Gottes Licht noch nicht verſprühte.

Sternenſpiegel.

Ich ſchaute froh in heitre Wieſenquelle,
Die ganz von Himmelsblau ſich vollgeſogen,
Drin abgeſpiegelt loſe Wölkchen flogen,
Und Blumenbilder tanzten bunt und helle.

Doch weiter über dunkle Waldesſchwelle
Ward ich von tiefrem Drange fortgezogen.
Bis ich, umwölbt von ſchwarzer Zweige Bogen,
Mich abgeſchloſſen fand in nächt'ger Zelle.

Dort ſprang ein Born, ſo tief, dem Licht ſo ferne,
Daß drin zu Schwarz ward helle Himmelsbläue;
Doch tief im Schooße trug er heil'ge Sterne.

Willkommen, finſtren Grames tiefe Treue!
Für fröhlich lichtes Spiel tauſch' ich dich gerne,
Nach deinen Sternen ſpähend ſtets auf's Neue.

Nacht.

Komm', holde Nacht in deinem Königsſchleier!
Vor deiner ſtillen Majeſtät verſtummen
Der Fiedel Schnarren und des Baſſes Brummen,
Unhell'ge Klänge, flehend heil'ge Feier.

Geheime Andachtslieder hör' ich freier
Tief aus des Buſens Domgewölbe ſummen,
Und wie ſich die Geſtalten rings vermummen,
Taucht auf in heitrem Blau die goldne Leier.

Und Stern bei Stern in feierlichem Reigen
Schau' ich, verſenkt in ihres Chors Getöſe,
Am Himmel tauſend heil'ge Räthſel ſchwanken.

Sie ſcheinen meiner Sehnſucht ſich zu neigen —
Gelang's, daß ihren Wunderſinn ich löſe,
Wird jedes zum unſterblichen Gedanken.

Die Macht des Herzens.

Mein glühend', großes Herz, was kannſt du nicht!
Wenn deine Puls' in Jubeltacten ſchwellen,
Muß ſich, mitjubelnd, rings die Welt erhellen:
Stockſt du — ſchlingt deine Nacht jedwedes Licht

Wenn deine Stimme jauchzend, dräuend spricht,
Schaffst du bald Edens Lust, bald Qual der Höllen:
Du lässest strömen deines Liedes Wellen,
Und schau'! aus jedem Aug' die Thräne bricht.

Doch jenes andre Herz, das dein nicht achtet,
Danach jedwede deiner Kräfte trachtet,
Mit wilder Gluth in Schmerz und Wonne schmachtet—

Versuch's und schmelze jenes Herzens Erz!
Das kannst du nicht, sonst sieghaft allerwärts.
Das nicht?! — Was kannst du denn, armselig Herz?!

Frischer Tod.

Der graue Stamm gleicht einer morschen Warten,
Draus alles rege Leben längst gezogen,
Indeß die Zweige noch im Lichte wogen,
In blauer Luft ein kühner hängender Garten.

Noch schmückt mit seiner Blüthen Siegstandarten
Der Lenz die Zinnen, kommt er hergeflogen,
Ein singend Vöglein sitzt auf jedem Bogen,
Mag nimmer wohl des Baues Sturz erwarten

So fühl' auch ich, langsam entmarkt, mich wanken;
Die Wurzeln lockern in des Daseins Grunde,
Doch will ich gern mich so zu Tode kranken.

Denn, gleich als dräng' empor nicht Grabeskunde,
Wogt hoch im Blau der Garten der Gedanken,
Draus heller Sang ertönt zu jeder Stunde.

Die wahnſinnige Flaſche.

Heroiſches Epos in zwei Sitzungen.

Immer und ewig im Thran!
Altes Lied.

Meinem Zech- und Dichterbruder

Eduard Ferrand

in Erinnerung ſchöner Dämmerſtunden
gewidmet.

Ich bring' dir's zu!

Als meine Seele, innig und beſchaulich,
Emporgerafft zu dieſem Liede ſich —
Ich weiß es, Freund, daß da dich leiſerbaulich
Ein Gläſerohrenklingen überſchlich,
Und daß, wie Rebenduft, geheim und traulich,
Mein gährender Geiſt gekommen über dich;
Verwundert ſannſt du: Was mag der vollführen?
Ich fühl's: in ſeinem Faſſe muß ſich's rühren.“

Auch wird, beim Leſen, jedes meiner Worte
Dich duftend grüßen, alſo trautbekannt,
Wie aus dem Glas wohl eine edle Sorte,
Wenn ihren Geiſt man früher ſchon empfand;
Und wie man, froh erſtaunt, bei manchem Orte
Dem fernen Dichter reichen will die Hand:
War's nicht, als ob der Vers aus uns geſchallet?
So fragſt auch du: „Schrieb ich das, oder Sallet?“ —

Schon ſeh' ich dich in froher Freunde Kreiſe
Mit tiefer Stimme leſen, was ich ſang,
In deiner ſinnig feierlichen Weiſe,
Und wenn der Schlußreim einer Stanze klang,

Dann blickst du rings sie an und lächelst leise,
Ergreifst dein Glas, gefüllt mit goldnem Trank,
Du trinkst es aus, rings trinket die Gemeinde,
Zu stiller Feier dem entfernten Freunde.

Du, dessen Lied golden und duftig fließet —
Uns ist, als würden wir von Wein berauscht —
Du, der den Wein leishorchend durchgenießet,
Wie einer, der auf schöne Verse lauscht,
Des Seele Wein und Poesie umschließet,
Ein Zwillingspaar, süßirrend oft vertauscht —
Nimm dieses Lied! (Wem sollt' ich's anders geben?)
Drin sich zum Kranze schlingt Lorbeer mit Reben.

Erſte Sitzung.

Bei einem Grab am Fuß des Rebenhanges,
Drauf Rebenſchatten huſcht im Mondenſchein,
Hört man des Nachts, unheimlich-trauten Klanges,
Bald Stöpſelſprung, bald gluckernd Schenken ein,
Dann Echo weitentfernten Zechgeſanges,
Und wie Pokalgeläut erklingt's darein,
Dann, wie wenn eine Flaſche bricht, ein Knicken,
Dann einer heiſern Lache leis Erſticken. —

So hört, ihr Eingeweihten! die Geſchichte,
Dran ſich, wer tief zu ſeh'n weiß, wohl erbaut;
Mir hat, was ich im Rhythmenrauſch berichte,
Ein ſtiller Kneipenwandler einſt vertraut,
Nachdem, mit feierlichem Angeſichte,
Er erſt in's Glas, dann mir in's Aug' geſchaut;
Doch ihr, im Faſſe gährend, wilde Geiſter!
Macht feuriger mein taumelnd Lied und dreiſter! —

Es war ein Mann, mit Namen Flaſcone,
Als Deutſcher kenntlich, wenn er niedergießt,
Ob auch ſein Nam' entſtammt der goldnen Zone,
Wo jeden Herbſt des Heilands Thräne fließt;

Doch fragt nicht, wo er selber weil' und wohne —
Hin zieht die Schwalbe, wo der Frühling sprießt,
So war sein Loos von einer Stadt zur andern,
Von Haus zu Haus ein kneipend stilles Wandern.

Sein Leben war ein heiliges Versenken,
Gewidmet der Naturphilosophie;
Doch, wie tiefsinnig sein Gefühl und Denken,
Ward's doch einseitige Verstockung nie;
Frei sah man ihn die Forscherblicke lenken
Auf jedes Land, das Treffliches verlieh;
Er ließ das Einzle intensiv sich munden,
Und doch sein Wissen sich zum Ganzen runden.

Harmonisch durchgebildet, klar und sinnig,
War ihm erschlossen jeder Traube Geist:
Des Südweins wilde Glut empfand er innig,
Wie sie zu schönem Sinnentaumel reißt;
Des Moselo leichter Hauch umkost' ihn minnig,
Wie um die Blum' ein Falter gaukelnd kreist;
Doch liebt' er es zumeist, in Rheinweins Fluten
Gedankentiefe, deutschen Ernst zu muthen.

Und mocht' er über Alles auch verehren
Reiner Naturkraft unverfälschtes Geld,
Wollt' er dem Geist des Menschen doch nicht wehren,
Kunstfleiß zu üben, wie ihn Gott gezollt. —

Maikräuterduft, fernsäuselnd, wie die Sphären,
Von goldner Wogen Orgelschall umrollt,
Durchklungen von des Zuckers Flötentönen —
Dies Kunstgebräu mußt' er vor allen krönen.

In solchen Kunstwerks buntverschlungnen Sätzen
Empfand die Einheit der Idee er doch;
Er ließ den Geist an Ahnungsträum sich letzen,
Wenn er den Duft der Pomeranze roch;
Auch niedre Dichtungsart wußt' er zu schätzen,
Wenn sie vor Höh'rem nur sich still verkroch:
Er fühlte Witz und Epigrammenkürze
In eines Schnapses kraftdurchhauchter Würze.

War er auch, mit der Thatkraft Hohenstaufens,
Zu großer Unternehmung stets bereit —
Die Pfuscherei geistlosen Niedertraufens
Erfüllt' ihn stets mit tiefem Künstlerleid,
Denn in die tiefe Poesie des Saufens
Se durch Talent, wie Forschung, eingeweiht,
Mußt' er zur göttlichen Erkenntniß reifen,
Die Weiber und Philister nie begreifen.

Parantheſis: Bei Hohenstaufen denke
Ich grad' an ein also getauft Gemisch:
Nehmt, gleich getheilt, Rumm, Rothwein, Froschgetränke,
In solchen Tee werft einen Zuckerfisch.

Der sich, die Strenge lindernd, drein verlenkt,
Das hilft bis zu des Kochens Vorgezisch —
Sechs Gläser nur, dann werdet ihr gesunden:
Der Freiherr Franz von Gaudy hat's erfunden. —

So kam's, daß er sich meine Flascone,
Nicht Gaudy's früh sein Lehrgeld abbezahlt,
Bis ihm der Meisterschaft errungne Krone
Karfunkelhell von stolzer Stirne strahlt:
Des Taumelns, Lallens, Niederpurzelns Frohne,
Des Jammers Qual, der weiß die Wangen malt —
Was ihn als Jünger ruckweis überkommen,
War mild in eins harmonisch längst verschwommen.

Sein Gang war nicht ein wildes Taktvertauschen,
Er schwankte träum'risch, wie ein stiller Kahn;
Wo er auch ging, fühlt' er ein wirres Rauschen,
Wie in 'nem Zauberwald, sein Haupt umfah'n,
Und mußte fremden Wunderklängen lauschen,
Vom gellen Papagei, vom sanften Schwan:
Ihm muß getrennter Farben grelles Kämpfen
Zu Regenbogenharmonie sich dämpfen.

Dem Durst war längst unstäter Drang benommen,
Zu still nachhalt'ger Sehnsucht mild bekehrt:
Frühmorgens stand, von Nasenroth' umglommen,
Ein duftiger Kelch, das Schnapsglas, schon verklärt.

Und Abends prangt, auf Bowlenflut verschwommen,
Des Pharus Glut, von edlem Oel genährt;
Sein Zustand war, wie ihn der Menschheit Fusel,
Die Plebs, benennt: ein ewig stiller Dusel.

Die Augen, die in süßem Taumel schwammen,
Geboten Ehrfurcht, wie sie sich gebührt
Dem Priester, der die heil'gen Vestaflammen
Auf seiner Nase ewig treu geschürt;
Wild zitternd beg die Finger er zusammen,
Wild zitternd hat er's Glas zum Mund geführt;
Stets bebte man: „Jetzt fällt's! Jetzt liegt's in Scherben!" —
Doch keinen Tropfen ließ er je verderben.

Die Reden auch, prophetisch abgerissen,
Sie waren stets von tiefer Kunde voll,
Und frei von jenes Wahnsinns Finsternissen,
Der ihm die Sinnen einst umspinnen soll,
Und ob auch Nüchterlinge wollen wissen,
Daß manchmal Unsinn seiner Lipp' entquoll —
Was weiß von Bachus heiligen Orakeln
Das Froschgezücht? Laßt quaken sie und mäkeln!

Zwei Züge nur erschienen mir verdächtig:
Einst sprach zu ihm von Wein und Wissen schwer,
Bei einem Kneipenheimgang, still und nächtig,
Ein Freund: „Schau' dort den klein' und großen Bär,

Wie Rieſenpropfenzieher, blank und prächtig!“ —
Da murmelt er: „Der groß' und kleine Bär?!“
Und ſeufzte tief, als könn' er nie geſunden:
„Weh mir! die hab' ich beide angebunden!“ —

Ein andermal, es war beim Lerchenſange,
Die Sonne ſtieg aus Purpurglut empor,
Da hielt er plötzlich an in ſeinem Gange,
Und ſtreckte leis die Unterlippe vor,
Und ſchlürfte fein und zungenwägte lange,
Wie wenn er prüfend edles Naß erkor,
Denn Rothwein ſah er in Aurora's Glanze,
Drin ſchwamm die goldne Sonnenpommeranze.

Und wie, ſtatt Biſchof, er in vollen Zügen,
Des roſigen Morgens duftige Hauche trank —
Rings Alles Bowle!!! — mußte ſo ſich's fügen,
Daß ihm der Thau auf Nas' und Zunge ſank;
Da ſpuckt' er wild, zur Wuth ward das Vergnügen,
Bis er geballt die Fauſt gen Himmel ſchwang:
Heimtaumelnd hört man vor ſich hin ihn ſchimpfen:
„Pfui! Bowle! Waſſer!!! Schändlich Verun-
glimpfen!“ —

Doch kein Genie giebt's ohne Narrheitsmiſchung,
Oft ſchmückt ein kleines Mal ein ſchön Geſicht:
Fiasconе drum entging der Welt Verziſchung,
Bis — doch ich pfropfe zu jetzt mein Gedicht:

Ihr wißt: des beſten Jahrgangs Herzerfriſchung
Zu viel mit einemmal, taugt dennoch nicht,
Drum will ich, was erfolgte, mit euch theilen
Bei zweiter Sitzung, in verſoſſnen Zeilen.

Zweite Sitzung.

„Toll ward er?" — Ja! — Ehrwürd'ger Wirthe Gilde,
Ihr's nicht, die Zechende zu täuſchen denkt;
Ein edler Geiſt erfand die Kneipenſchilde,
Daß auch der Fremdling weiß: „Hier wird geſchenkt;"
Die Etikette zeigt, ob herb, ob milde
Der Tropfen, in der Flaſche Schooß verſenkt,
Und ich verheiß' euch Ausbruch, bis ihr voll ſeid —
Doch leider iſt es Ausbruch nur von Tollheit.

Toll nennt der Hochmuth Jeden, der für eine
Idee geſtorben, die nicht wirklich ward;
Fiascone! ſie, doch ſchön auch war die deine,
Treu bliebſt du ihr und litteſt für ſie hart.
„Doch was die Urſach?" — Ach! gar eine kleine;
Hier zeigte ſich, was oft ſich offenbart:
Manch groß Ereigniß ſtammt aus kleinem Grunde;
Ein Stückfaß, ach! verdirbt an ſchlechtem Spunde.

Oft holte man den Haarzopf sich, den großen,
Aus einem Gläschen, ach! so schelmisch klein;
Oft that man einen wilden Fall, den großen,
Stolpernd am Steinchen, ganz unscheinbar klein;
Der Mann muß hören Weiberzank, den großen,
Gott! für ein Räuschchen, schuldlos, kinderklein;
Ein kleines déjeûner à la fourchette
Ward oft zur großen Sitzung nebst Saufmette.

Ein alter Spruch: „Es denkt der Mensch, Gott lenket;"
Und oft hat Gott den Menschen so gelenkt,
Daß, unvermerkt, er voll sein Gläschen schenket,
Bis daß der Mensch zuletzt gar nichts mehr denkt;
Doch dann hat Gott ihn wiederum gelenket,
Daß den Heimschwankenden kein Sturz gekränkt.
Am Morgen denkt der Mensch: „Was half mein Denken?
Ich war besoffen — Gott wollt's also lenken." —

Doch nun zur Sache: Einst, stilldämmernd, schreiten
Fiascene und sein Freund vereint voran;
Von einem Wirthe wandern sie zum zweiten;
Ob sie der erste auch noch laben kann.
Nicht wollen sie dem zweiten Gram bereiten,
Denn der, wie jener, war ein Ehrenmann)
Und Jeder meint, der Andre könne gleiten,
Drum sei es Pflicht, ihn treulich zu begleiten

Da ging, aufstreifend mit des Rockes Rande,
Vor ihnen weit ein wunderlicher Mann;
Es schlossen schwarz und knapp sich die Gewande
Dem runden Bauch, den schmalen Schultern an;
Es flog sein kleiner Hut, fremd hier zu Lande,
Aus schmaler Krempe breiter stets hinan;
Steif war er, wie aus Glase, von Gebehrden;
Sein Geh'n war, wie ein Fortgeschobenwerden.

Zudem war just die Zwitterdämmerstunde,
(Ein Zustand zwischen Nüchternheit und Rausch)
Wo Alles seltsam schummert in der Runde,
Wo uns ein Bär scheint der Student im Flausch;
Da nahm des Freundes Aug' zufällig Kunde
Von jenem Mann mit Flaschenbauchesbausch,
Als grab' ein Kneipenwinker, ausgestecket
Die buschige Hand, wie segnend, ob ihm strecket.

Fiasco'ne sah noch nicht ihn, denn er blicket,
Fast wie in's Glas, tiefsinnend vor sich hin;
Da rief sein Freund aus, innerlich gezwicket
Von einem Witzwort, zuckend durch den Sinn:
„Sieh' dort den Hut, so seltsam eingeknicket!
Ein Flaschenpfropf, so wahr ich molum bin!"
Und kaum kann er es zeigen, der es finden —
Seh'n sie den Mann um eine Ecke schwinden.

Und wie von Graus gepackt bleibt Fiasco'ne
Auf einmal steh'n und lugt ihm glotzend nach:

„Ein Flaschenstöpsel?! Das ist nicht ganz ohne!“ —
Dies war's, was er, den Kopf sacht schüttelnd sprach;
Noch brummt' er was mit unterdrücktem Tone,
Und stummer, wie ein Grab, ward er hernach.
In sein Gemüth floß der Extrakt, der herbe,
Der es zur Narrheitsbowle umverderbe. —

*

Des andern Morgens früh sieht man in laufen,
Wohin? Wie, will er in die Kneipe schon?
Sonst pflegt' er Morgens heimlich doch zu saufen —
Ach! Schwereres hat heut er in der Krou'!
Er will, der Arme! einen Hut sich kaufen,
Ganz so wie der der seltsamen Persen:
Vergebens sucht er wohl in zwanzig Läden,
Und läuft aus jedem fort mit groben Reden.

Zuletzt hat er bei einer alten Hexe
Den rechten sich prodirend ausgewählt,
Er zahlte, kindisch froh, der Gulden sechse,
Auch sah er darin aus, wie man erzählt,
Als wenn's, wie 'nem verpfuschten Lam am Klexe,
Ihm stets bisher an diesem Hut gefehlt:
So seltsam gut stand ihm die fremde Mode —
War dies schon Wahnsinn, hatt' es doch Methode.

Kaum war er, wie ein Kälblein, heimgeirrungen,
Kam er zurück schon feierlichen Schritt's,
Den Hut dem Kopfe senkrecht aufgezwungen,
Ganz einem Stöpsel gleich, nach unten spitz.

Als Ordensbändchen ein Papier geschlungen
Vorn auf der Brust, durch eines Knopfloches Schlitz,
Schon am Format als Etikette kenntlich,
Und „Rüdesheimer Berg" stand drauf verständlich.

Das ging noch Alles. Daß er schon beim Kaufen
Stets einen Stöpsel, statt des Hut's, verlangt,
Hielt man nur für der Jugend Irrelaufen;
Auch, was er sprach, war kühn, doch nicht erkrankt;
Er sprach von Thatkraft, stolzen Hohenstaufen,
Von teutscher Ritterschaft, die eisern prangt;
Doch, mit dem Hut auf, hat er nichts gesprochen —
Erst zieht den Pfropf, dann lustig angestochen!

(Von Thatkraft das hat er von mir gelesen
In 'nem Gedicht im Frühlingsalmanach)
Doch jeden Tag verändert' er sein Wesen,
Und stets erneuter Etikette nach:
Gemäß der Sorte, die darauf zu lesen,
War Alles, was er fühlte, dachte, sprach.
Und auch sein Gang war nicht der alte blieben,
An Schaukelns Statt ein Rucken jetzt und Schieben.

Der Etiketten aber hatt' er viele
Sich früher angelegt als Tagebuch,
So ging es fort in trunk'nem Wechselspiele;
Bald sprach er mystisch tiefen Seherspruch.

Vom Höchsten, was des Geistes Kraft erziele,
Von Himmelssegen und von Höllenfluch,
Poetisch schön war's und prophetisch dunkel —
Das war Johannisberger's Glutgefunkel.

Dann, als Champagner, ließ er's perlen munter:
„Gesprengte Banken und verführte Frau'n!"
Doch sprach er nüchtern auch und schaal mitunter,
Wenn auf dem Zettel schlecht Gewächs zu schau'n;
Stets aber nahm er erst den Hut herunter,
Die arme, zugepfropfte Flasche, traun!
Doch fühlt' er oben sich nicht mehr verschlossen,
Hat er sein Innres strömend ausgegossen.

Das war nun ihm und Andern ein Vergnügen;
Stets liebt' er es, zu geben einen Satz,
Und mußt' er früher sich dem Beutel fügen,
So war ja unerschöpflich nun sein Schatz.
Nie dacht' er, seine Freunde zu betrügen,
Und rollt' er Nachts dann heimwärts über'n Platz,
Jauchzt' er in sich: „Heut gab ich meinen Gästen
Ein ächtes, gutes Tröpfchen doch zum Besten!" —

Man mochte drum ihn nicht als toll bedauern,
Den Etikettenland hielt man für Spaß.
Bis, als Naumburger, er dereinst den sauern
Zankkräzer zu agiren sich vermaß;
Man packt ihn an — da sieht man ihn sich kauern,
Er schreit entsetzt: „Hinweg! ich bin von Glas!

Ich geh' entzwei, als ob ich nur ein Ei sei!" —
Da sah man, daß sein Witz bereits entzwei sei.

Jetzt aber fing die Zeit an seines Grames,
Stets ward er nun gehudelt und geneckt,
Verspottet, wie ein Droschkenpferd, ein lahmes,
Auch frevelnd oft die Hand nach ihm gestreckt:
Bis zum Erbarmenflehn, zum Weinen kam es:
„Zerbrecht mich nicht, um des, der in mir steckt:
Es ist mir nicht um mich, um Glas und Pfropfen,
Doch ehrt, der in mir wohnt, den hell'gen Tropfen!" —

Und wo er ging, da schrieen im Vereine
Die Jungens: „Ho! die Flasche, seht einmal!"
Man that ihm Unrecht (wer ist's, der verneine
Dem Feldherrn eingenomm'ner Städte Zahl?)
Er that sich's selbst, zu halten sich für eine,
Ihm ziemte wohl, dem Flaschengeneral,
Der Zuruf (denn sein Saufen war kein Naschen):
„Ha, seht! dort gehn die 100,000 Flaschen!" —

So kam's, daß ihn erfassen mußt' ein Hassen,
Bis sich der Seele Wein zu Essig kehrt;
Wo sollt' er auch das edle Labsal lassen,
Von Pack umgeben, keines Tropfens werth;
So rollt er jetzt sich einsam durch die Gassen,
Und hat er Andern noch sich ausgeleert:
War's meist als schlecht Gefäß, aus bitterer Rache:
„Gelt?! Daß ich heut euch Katzenjammer mache!" —

Einſt ſah man, ohne das gewohnte Schwanken,
Ihn fürder ſchreiten, feſt und derb, wie Puck,
Ganz ſchweigſam, kaum dem Gruße mocht' er danken,
Und ſprach er doch, ſo war's in raſchem Ruck,
Schroff abgeriſſne, bittre Kerngedanken,
Gleich wie ein markdurchſchütteind kurzer Schluck.
„Jamalkaramm" ſtand auf der Etikette —
Des andern Tags fand man ihn todt im Bette.

Anhang.

Enthaltend drei Lieder aus Fiascones Nachlaß.

Als seinen Nachlaß man durchforscht verwundert,
Rief man: „Welch edler Geist ist hier zerstört!“
Rechnungen fand man da, wohl über hundert,
(Ihr Wirthe, die ihr hoftet, war't bethört!)
Die lagen durcheinander wild gepfundert;
Da fand man, was man nie von ihm gehört:
Daß Flaschens drauf die Läng' und Breite
Verse geschmiert auf die verkehrte Seite.

Und war nicht dieser Wirthshauszettel-Haufen,
So wüßte nichts von dem Genie die Welt,
Denn niemals sah man sonst Papier ihm kaufen;
Auch war es mit der Schrift gar schlecht bestellt,
Er schrieb, wie Krähen über's Schneefeld laufen,
Die einz'ge Feder war ja stumpf, zerspellt;
Sein Tintenfaß war schon seit Jahren trocken,
Mit Schnaps nur hemmt' er noch des Flusses Stocken.

Von dem, was man an Liedern da gefunden,
Steh'n, wie sie sind, im Anhang ihrer drei.
Er schrieb sie jung noch; aber den gesunden
Verstand durchschimmert schon die Narrheit frei;
Durchaus unlogisch, liederlich verbunden
Sind die Gedanken namentlich in: 2.,
Wenn überhaupt man nennen will Gedanken,
Was uns das Hirn durchschwirrt in Rauschesschwanken.

1.

Jedes kühne, schöne Streben,
Wie verschieden auch begonnen,
Sei's Versenken, sei's Erheben,
Hat dasselbe Ziel gewonnen. —

Adler steigt vom Felsensöller
Aufwärts, suchend Glut der Sonnen;
Steig' auch ich zum Felsenkeller
Abwärts, suchend Blut der Tonnen.

Auf dem rauschenden Gefieder
Steigt er auf zum Quell der Wonnen,
Ich — in heil'ge Nacht hernieder,
Beide zu des Lichtes Brunnen. —

Sonne hat mit Glutenküssen
Blüh'ndes Weingefild umsponnen;
Kindlein hat entspringen müssen
Glühender Umarmung Wonnen.

Jeder Strahl, dem Gott gelinde
In der Mutter Schooß entronnen
Hat im hellen Götterkinde
Irdische Gestalt gewonnen.

Kind lag tief in dunkler Wiege.
War das Heer der Nacht geronnen.
Daß es heil'ges Licht beſiege:
Wilder Kampf iſt da begonnen.

Doch der lichte Götterknabe
Hat den Rieſenſieg gewonnen;
Schlummert jetzt, als Götterlabe,
Zauberſchlaf im Bann der Tonnen.

Aber, tief in ihm verſunken,
Wieget er das Licht der Sonnen;
Drum Erlöſung ihm getrunken,
Bis die Augen uns entbronnen!

Schau'n wir dann mit Flammenblicken
Auf zum Gott, dem Flammenbronnen.
Sieht's der Alte mit Entzücken,
Welche That ſein Sohn begonnen. —

Adler, ſteig' auf dem Gefieder
Auf, und trinke Licht der Sonnen;
Ich — zum Kellertempel nieder,
Trinke Sonnenlicht aus Tonnen.

Jedes kühne, ſchöne Streben,
Wie verſchieden auch begonnen,
Sei's Verſenken, ſei's Erheben,
Hat dasſelbe Ziel gewonnen.

2.

Pfui! zahnkneipende Philister,
Zahme Opernmelodie,
Zahme Hofräth', Journalister,
Zahmes Hof- und Federvieh!

Zahme Gartenpromenaden,
Zahmer Kratzfuß in dem Sand,
Gempliment vor Ihre Gnaden,
Zahmes Weißbier in der Hand!

Zahmverzimperte Mamsellen
Mit den sprüden, dummen Knix,
Schauend weg von Himmelshellen
Auf die Erde, scheuen Blick's! —

Wie ein wildes, freies Füllen,
Renn' ich aus dem dumpfen Stall,
Will den Wald mit Wiehern füllen,
Hufgestampf und Widerhall.

Ha! willkommen, schroffe Gründe,
Wilde Hochlandsmelodei,
Gellend über Zackenschlünde
Wilden Adlers Kampfgeschrei!

Wo die Tanne freien Lüften
Wilde Freiheitsreden rauscht,
Daß, geschreckt aus dumpfen Grüften,
Molch und Kröte schauernd lauscht. —

Wilde Hymnen laßt uns singen!
In die Gurgel wild hinein,
Laßt als Gießbach schwellend springen
Schäumenden, funkelnden, rauschenden Wein!

Gläser laßt zusammenfahren,
Daß es tost, wie Sturmgeläut'!
Mädchen, Kamm aus deinen Haaren!
Und die Locken wild verstreut!

Nur kein Hauchen, tändelnd zahmes! —
Siedend wilden Flammenkuß!
Kein Umfangen, zärtelnd lahmes! —
Heißer Glieder festen Schluß!

Meint ihr, über den Stürmen droben
Ging es zahm und schläfrig zu? —
Tausend Funken, wild zerstoben,
Fliegende Welten sonder Ruh!

Wie sie taumeln, wie sie kreisen
In erhabnem Wirrwarr all'!
Wie sie jauchzen wilde Weisen,
Rollenden, sausenden Hymnenschall! —

Singt und klingt und küßt und jubelt,
Bis es an die Sterne schallt!
Bis von uns wird übertrubelt
Weltentrubels Riesengewalt!

3.

In des alten Zaubrers Garten
Prangt sein Töchterlein mit Blinken:
Goldner Quelle muß sie warten,
Blonden Rittern muß sie winken.

Zaubertrank ist goldne Quelle,
Blinkt so sonnig, winkt so duftig,
Schaffet Hirngespinnste schnelle,
Mild und wonnig, wild und luftig.

Weh' euch blonden, jungen Rittern!
Zauber wird euch toll umspinnen;
Wollt mit Taumeln, Stammeln, Zittern
Scheu die Zaubertochter minnen:

Doch sie weichet, schelmisch lächelnd,
Will den Funken doch nicht dämpfen,
Spricht, zu loher Flamm' ihn fächelnd:
„Ihr gewinnt mich nur durch Kämpfen."

Und im Garten alle Bäume
Scheinen Riesen jetzt den Rittern,
Und sie toben durch die Räume,
Muß manch Hirn am Stamm erzittern.

Zaubertochter sieht's mit Lachen,
Winket mir, dem fernen, stillen:
„Dir nicht will ich Schmerzen machen,
Sei's auch meines Vaters Willen."

„Mag der alte Zaubermeister
Sich ergötzen an den Andern;
Laß' uns leiser, laß' uns dreister
Jetzt zur stillen Laube wandern!"—

„Aus dem lauten Sturm entschlüpfen
Wir zu leiser Laube Säuseln;
Vöglein zwitschern, Vöglein hüpfen,
Reben schaukeln sich und kräuseln."

„Liebchen! horch der Flöten Tönen,
Hergezogen auf den Wellen!
Und dazwischen Glockendröhnen,
Und Triangels leises Gellen!" —

„Liebster! horchst den weichen Tönen
Nur in meiner Rede Flüssen;
Glockenklang ist Gläserdröhnen,
Und Triangel unser Küssen." —

„Liebchen, ſchau'! vom Himmel ſchießen
Sternlein, werden Lilienkelche;
Liebchen, ſchau' es um uns ſprießen!
Hier und dort entkeimen weiche.“

„Sieh'! es ſchauert immer lichter
Auf uns nieder um die Wette;
Sieh'! es ſprießet immer dichter
Um uns her, ein duftig Bette.“

„Wie die Lilien, reich und reicher
Rings um unſern Leib ſich ſchmiegen!
Immer duftiger und weicher —
Laß' uns hier in Träumen liegen!“ —

„O du Thor! nicht Lilien ſind es:
Biſt bezaubert, gleich den Rittern;
Schau' doch Sternenlicht, gelindes,
Uns umzittern und umwittern!“

„Durch die Laube gleiten Strahlen,
Aber keine Lilien fallen.
Komm'! du ſollſt des Zaubers Qualen,
Sollſt des Rauſches Bann entwallen!“

Wie wir durch den Garten ſtreichen,
Horch! ein Schnarchen und ein Schnaufen;
Wie ein Schlachtfeld voller Leichen,
Liegt es rings in wüſten Haufen.

Wie sie, hart gebettet, stöhnen!
Sie bekert der Zaubertropfe:
Jeder fühlt ein wildes Dröhnen:
Riesenmühlrad braust im Kopfe.

Liebchen nur und ich entschleichen,
An die Brust darf ich mich schmiegen,
Und auf Wellen, stillen, weichen,
Darf mein selig Haupt ich wiegen.

Träumend schwankt es auf und nieder,
Jetzt gesenkt und jetzt gehoben;
Klingt empor, Sirenenlieder!
Gute Nacht, ihr Sternlein droben!

Epilog.

Der Dichter, mit langer Tabackspfeife, ein Käppchen in der rechten Hand, tritt vor und macht mit verlegenem Lächeln seine Reverenz:

Bedaure sehr, daß se in Gil'
Die Herrn noch mehr verlangen:
Die Sorte ist mir alleweil
Wahrhaftig ausgegangen.

Schön Irla.

Ein Mährchen.

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Eichendorff.

Meinem Bruder

Carl Jungnitz

gewidmet.

Widmung.

Du spieltest mir ein schwedisch Wiegenlied;
'S war ein unheimlich, seltsam lockend Ding,
So tiefgemüthlich und so fremd zugleich.
Oft um die Wiederholung bat ich dich;
Tiefhorchend schloß ich wohl die Augen dann
Und gab der wunderlichen Melodie
Die ganze Seele hin. Dann trug ich es
Wohl halbe Tage lang mit mir umher,
Und bei der Töne tiefem Nachgesumm,
Sah' ich im Geist (Ich sagte dir davon)
Sich dehnen nordisch ödes Eisgefild,
'Ne schlechte Hütte mitten in der Nacht,
Darin ein Weib ganz einsam sitzt und wiegt,
Dem Kindlein summend jenen Schlummersang. —
Dies Bild schlief, tiefgeschaut, mir in der Brust,
Manchmal auftauchend, über Jahr und Tag,
Mich mahnend um Belebung durch das Wort.

Nun kam's, daß jetzt, wo ich dir weit entfernt,
Ich einst gezecht bis in die Nacht hinein;
Unruhig schlief ich, und, wie's oft geschieht
Nach nächtigem Gespräch beim Gläserklang,

Erwacht' ich, eh' der Morgen noch ergraut.
Schlafsuchend warf ich mich bald rechts, bald links,
Vermögend nicht, das rege Kobold volk
Wirrer Gedanken, die hervorgeschlüpft,
Zurückzuzwingen unter's schwarze Tuch
Des Schlafes, das bedeckend still sie hielt. —
Da gab ich mich dem Treiben willig hin;
Und unter tausenden kam jenes Bild
Heran in des Gedenkens Schattenspiel,
Mich ganz umspinnend mit dem Zauberbann
Geheimnißvoller, düstrer Seltsamkeit.

Doch, wie aus dunkler Puppe, hell und leicht,
In blaue Luft sich schwingt der Schmetterling,
Und wie aus erdennachtumhülltem Keim
Aufglüht der tausendflammige Rosenstock:
So schwang mein Geist, versenkt in's nächt'ge Bild,
In lichte Räume gaukelnd sich empor,
Bis unwillkührlich, wie in leichtem Spiel,
Aus dunklem Keime üppig aufgepreßt
Der helle Wunderbaum der Märchenwelt,
Aus dessen grünem, dämmernden Gezweig
Gedanken winkten, Blüthe halb, halb Frucht;
Kaum hatt' ich drauf dem Halbschlaf mich entrafft
Zum Kaffee mir die Pfeife angesteckt,
So standen schon die ersten Verse da.

Des Kindleins Namen auch erkennst du wohl:
Du weißt, daß unsre Mutter oft erzählt,

Wie ich als Kind, im Zimmer ganz allein,
Zuweilen freudig ausrief: „Mutter, schau!
Die Irle kommt! — Lieb Irle, bist du da?“ —
Und wenn die Mutter mich gefragt, halb bang
Halb lächelnd: Närrisch Kind! wen meinst du denn?
Und mit wem sprichst du, da doch niemand hier?“ —
Sagt' ich, unwillig fast: „Nun, siehst du nicht?
Die Irle ist's!“ — und sprang und freute mich.
Sonst that ich nichts von der Erscheinung kund. —
Der Name spukte stets mir im Gehirn,
Seitdem die Mutter mir davon erzählt;
Längst dacht' ich: „Diesen Namen bringst du an,
Sei's wo es sei“ — und das ist hier geschehn.

Hier hast du die Entstehung des Gedichts,
Das dir der Bruder weiht. Gebührt es dir
Schon deshalb, weil durch dich der erste Ton
Anklang zu diesem geistigen Concert:
So sei dir's als Gucklasten auch beschert,
In dem du manche Tiefe, manche Höh'
Erblicken magst, die meine Seele hegt;
Denn dir, dem Bruder, dem Gleichstrebenden,
Erschließ' ich ihre fernsten Tiefen gern.

I.

Das Kind im Norden.

1.

Hu! wie iſt die Luft ſo eiſig,
Starr und ſtille, todtenähnlich;
Alles kahl! das dürrſte Reiſig
Sucht umſonſt das Auge ſehnlich.

Droben — endlos grauer Himmel;
Drunten — endlos Schneegefilde;
Weißes Bahrtuch, voller Schimmel,
Unter Bleiſargs Deckelſchilde.

Droben keine Sternengleiſe;
Drunten keine Rennthierbahnen;
Weder Schimmerodem leiſe,
Noch des Wachens friſches Mahnen.

Schlaflos, wie ein ſchwerer Sünder,
Zu der Tag halb eingenicket;
Wird vom Halbſchlaf nicht gelinder
Todesmatt, doch nie entrücket.

Alle Töne ſind erſtoren,
Nur ein leis unheimlich Summen
Schleicht geſpenſtig um die Ohren,
Brummen jetzt und jetzt Verſtummen

Alles reglos, nur dem Loche
Dort entwindet Rauch ſich träge:
Drunten tief Geſumm, Gekoche
Macht den Rauch im Tacte rege.

2.

O wie kümmerlich und ärmlich
Unterm Schnee die rauch'ge Stube!
Hocken Stuhl und Bett erbärmlich,
Zwerghaft, in der dunklen Grube.

Nichts iſt luſtig anzublicken,
Als am Heerd die Funkengeiſter,
Wie ſie flackern, knackern, knicken,
Höhnend, neckend dreiſt und dreiſter.

Seltſam grau im rothen Scheine,
Eingemummt in Seehundsfelle,
Sitzt das alte Weib alleine,
Rücket nimmer von der Stelle.

Mit den Knochenhänden packt sie
Eine knorrig plumpe Wiege;
Stolpernden Schwunges ruckt und hackt die,
Weh' dem Kindlein, das drin liege!

Schaut! klein Irla liegt darinnen,
Mit Guckänglein, hellen, blauen;
Scheint in träumend tiefem Sinnen
In sich selbst hineinzuschauen.

Doch die Alte mag nicht rasten,
Muß in Schlaf das Kindlein bringen,
Schleudert hin und her den Kasten,
Fängt zu summen an und singen:

Das Lied.

Fliegt das Rennthier mit dem Schlitten,
Husch!
Peitscht das Kindlein in der Mitten,
Husch!
Hundert Meilen
Muß es eilen
In die schöne, blanke Stadt,
Wo man manchmal sich ißt satt,
Manchmal helles Taglicht hat.

Wie die bunten Buden lachen!
Ei!

Kauft ſich Kindlein ſchöne Sachen!
Ei!
Hat 'nen rothen
Heller boten;
Kriegt es Perlen, gläſern, blank,
Und das Jäcklein, roth und ſchlank,
Pelzlein auch und ſagt: „Schön Dank!“

Traum, der kann noch raſcher fliegen,
Huſch!
Muß die Rennthier all beſiegen,
Huſch!
Tauſend Meilen
Kann er eilen,
Trägt das Kindlein wohl im Nu
Schönen Zauberſtädten zu;
Perlen, Jäcklein, Pelz dazu!

Doch die Alte ſingt's verdroſſen,
Denn es hat die große Brumme
Unabänderlich beſchloſſen,
Sie zu ſtören mit Geſumme.

Setzt ſich ihr bald auf die Naſe,
Bald dem Kindlein auf das Näschen;
Wie die Alte haſche, blaſe —
Brumme läßt nicht von dem Späßchen.

Grade bei der schönsten Zeile
Brummt die Fliege stets dazwischen;
Kriegt die Alte Langeweile
Von dem Haschen, Jagen, Pischen.

Kindlein ward nicht eingesummet
Von der Alten, doch die Fliege
Hat die Alte eingebrummet;
Nase nickt zum Rand der Wiege.

Und zum Kindlein fliegt die Brumme,
Seltsam ändernd sich im Klange,
Zum Gesäusel ward Gesumme,
Und Gesäusel zum Gesange.

II.

Botschaft und Abruf.

Was die Fliege dem Kindlein gesungen hat.

Schönen Gruß, schönen Gruß, klein Irla schön,
Aus dem hellen Paradiese!
Da kam ich her gar weit, weit,
Reiste gar lange, lange Zeit,
Da kam ich her über Thäler und Höh'n,
Durch Wald und grüne Wiese. —

Ein Englein schlief im Paradies
Unter himmelhohem Baume,
Und wie ein duftig Lüftlein blies,
Da flüstert' es im Traume:
„Klein Irla held,
Mit dem Haar wie Geld!
Klein Irla traut,
Die blauäugig schaut!
Klein Irla fern in Schnee und Eis!
Wann kommst du her in der Englein Kreis?" —

Und wie das Englein geflüstert leis,
Da läuteten Blumenglöckchen,

Und von den Bäumen ſchauerten weiß
Wohl tauſend Blüthenflöckchen;
Und durch den himmelhohen Baum
Zog rauſchend ein ahnender Wonnetraum;
Mußten alle Blätter ſäuſeln,
Beben und ſich kräuſeln.
Nun war ich auch ein Blättchen
Und bebte und fiel herab
Wohl auf ein grünes Bettchen,
Wohl in ein duftiges Grab.
Da ſah' ich mit Trauer:
Ich war im Blätterſchauer
Geweht über die Mauer,
Die hohe, demanthelle,
Die der ſeligen Heimath Stelle
Umſchließt, gleich einer Zelle.
Da dacht' ich an dich
Und ſprach zum Wind:
„Verſtehe mich!
Und wehe mich
Geſchwind
Gelind
Von hinnen!
Nach klein Irla ſteht mein Sinnen.“

Da flog ich leicht durch Sonnenau'n,
Und wurde müde, welk und braun,
Und endlich blieb ich liegen,
Wo hoch, hoch über mir zu ſchau'n

Eine Palmenkrone, wie Schweif des Pfau'n,
Mit ſtolzer Blätter Wiegen.

Keck, in ſaftig ſchwankem Halme,
Schoß der Stengel ſchlank empor,
Bis die grüne Kuppelpalme
Sich im Lüfteblau verlor;
Droben rauſchten hell'ge Pſalme
Von der Blätterzungen Chor:
Schattig ließ ſich's drunter liegen,
Weich an ſüße Blumen ſchmiegen.

Prangend träumten Staudenrieſen,
Strotzend ganz vom friſchen Saft;
Auf zum Flammengotte wieſen,
Still anbetend, Blatt und Schaft;
Wunderbar entkeimt aus dieſen,
Ganz in Inbrunſt hingerafft,
Schauten Blüthen, hell in Thränen,
Auf, ausduftend Glutenſehnen.

Rieſelnd, murmelnd, friſche Quellen,
Rein, durchſichtig, ohne Schaum,
Werth, zu ſpiegeln Sonnenhellen
In des hellen Buſens Raum;
Bunte Falter und Libellen,
Wie um Schlafende der Traum,
Gaukelten umher und drüber,
Leis herüber und hinüber.

Wie ich so weich auf duftdurchhauchten Matten
Gelegen in der Palme frischem Schatten,
Da hätt' ich dein, schön Irla! bald vergessen,
Woher ich kam, wozu, im Auftrag wessen.

Doch da stieg ein Säuseln linde
Aus der Palme Wipfel nieder,
Sang von dir, dem Nordlandskinde,
Wundersame Südlandslieder:

Die Palme singt:

Fern im Schnee
Liegt das Kind;
Noth und Weh
Ammen sind;
Dort zu liegen
Dumpf und finster,
In der Wiegen,
Auf dem Ginster,
Hart gerückt
Und umbrummt,
Bis es zuckt
Und verstummt!
Wäre doch klein Irla hier!
Läg' es schwank im Arme mir!
Hoch im Blau und sonnigem Glanze,
Warm und luftig,
Weich umspielt vom wonnigen Tanze
Meiner Blätter

Grün und duftig.
Mit Geschmetter
Singt von fern,
Ach! wie gern,
Wundervogel Schlummerlieder,
Stimmt die Kehle auf und nieder,
Bis das Kindlein, froh geschaukelt,
Klang- und licht- und duftumgaukelt
Sinkt in Traum.
Dann im Raum
Alles still,
Und kein Blättlein säuseln will,
Daß es nicht das Kindlein mild
Ruf' aus lichtem Traumgefild." —

Wie ich solchen Sang vernommen,
Bin ich wieder zu mir kommen,
Dacht' an's Englein,
Dacht' an dich,
Und, als Schlänglein,
Wand ich mich,
Bunt und glatt,
Nimmer matt,
Durch die Blumen huschend fort,
Klug aus kleinen Augen blinz' ich
Hier und dort;
Schlank und winzig
Gleit' ich fort. —

Da hört' ich fern ein Klingen und ein Tosen,
Wie Riesenorgelschall im Riesendom,
Wie Donner stark, und weich wie Düftelosen,
Gewaltig still, wie Andachtliedesstrom.

Und vor mir, ewig ruhig, ruhend nimmer,
Sah' ich das Meer, das hochaufathmend schwoll.
Tief und unendlich, spiegelnd Himmelsschimmer,
Gleich einer Menschenbrust, der Gottheit voll.

Da lockte mich ein Hauch der feuchten Frische.
Da lockte mich das ungewisse Loos,
Ob ich, leicht schlingelnd mich, der Flut entwische,
Ob mich verschling' endlosen Grabes Schoos.

Und im Bogen schnell geschwungen,
Und von Wogen hell umsungen,
Aus dem Grünen grünlich tauchend,
Die Gelenke kühnlich brauchend,
Fühlt' ich in der Wasserwelt,
Schnellend mich, mich fortgeschnellt.

Fern und ferner rückt's Gestade,
Still und stiller wird das Wogen.
Bis im kernig frischen Bade
Weiche Ruhe mich umzogen.

Eingesungen und gewieget
Blinzt' ich auf mit Traumesblicken.

Saß', vom Schlummer ſchon umſchmieget,
Sternlein gucken, Sternlein nicken.

Und ſie glitten auf die Wellen,
Hergelockt, wie ich, zum Bade,
Tanzten rings um mich, die hellen,
Lichte Streifen ihre Pfade.

Schlummernd, dein vergeſſend ganz,
Hört' ich in mir Traumgeſang:
„Wogenklang — Sternentanz —
Wogentanz — Sternenklang. —"

Doch da rauſchte heran
Eine lebendige Welle;
Haupt ſich zu heben begann,
Silbergelockt und helle.

Und aus dem Lockenſchaum
Blicket ein Angeſicht,
Murmelt leis, hörbar kaum,
Sang, der von Irla ſpricht:

Die Welle ſingt.

Eine Wonnethräne der Himmel weint,
Die ſinkt in meinen Schooß herab,
Bis daß die Thräne als Perle ſcheint,
Tiefſchlummernd im Corallengrab.

„Schön Irla! edle Perle mein!
Wie kam's, daß du in Nordens Schnee
In dunkle Grube fielst hinein?
Die Perlen sind der hellen See.

Als wie in schwarzer Muschel Bauch
Bist du gebannt, verkümmerst schier,
Und schimmerst trüb' durch Dunst und Rauch;
Wen send' ich hin, wer holt dich mir?

Auffuhr ich aus dem Traum;
Da gab mir Sehnsucht Flügel;
Als Vöglein, abschüttelnd den Schaum,
Stieg ich zum Lüfteraum,
Flog weit über Thal und Hügel,
Weit, weit, aus dem schönen, warmen Süd,
Und wirbelt' und sang und ward nicht müd:
„Wer weiß den Weg durch die Lüfte mir,
Lieb Irla, lieb Irla, zu dir, zu dir?" —

Da sah' ich vor mir im Dämmerlicht
Einen ernsten, grünen Hain:
Schau'! wie durch alle Spalten bricht
Ein rother Glutenschein.
Wie Blattnacht Rosenglut umflicht,
(Vor guckt das helle Angesicht)
So hat der Hain,
Zu Wonn' und Ergetzen

In grünen Netzen
Gefangen ein
Der Morgenrothe Rosenschein.
Ich flog hinein. —
Da war ein Weben,
Tiefsummend Leben,
Ein frischer Hauch,
Ein dämmernd Walten;
In Stamm und Strauch
Seltsame Gestalten,
Die machen Gesichter.
Es zucken und necken
Hellstreifende Lichter;
Aus grüner Decken
Ein summend Gelichter
Macht leise Musik.
Mit hellem Blick
Ein Augenpaar,
Verwundert gar,
Aus Laubgrün lauscht,
Die Nase versteckt,
Von Blättern verdeckt.
Horch'! es rauscht —
Reh springt auf,
Raschelt sein Lauf —
Jetzt rauscht's dort —
Jetzt ist's fort —
Stille ringsum,
Nur tief Gesumm.

Horch'! wie leis Erwachen weht es
Aus den tiefen Morgenträumen,
Jetzt entflieht es, jetzt vergeht es,
Will nicht säumen;
Träumrisch Girren,
Süßes Irren,
Leis Verschwirren —
Horch'! es wächst in leisen Wellen,
Jetzt, wie Wogendrang, ein Schwellen,
Jetzt erklingt's in jauchzend hellen,
Kühnen Klängen, und in schnellen,
Leisen Wirbeln, süßem Schlagen;
Blüth' und Blatt muß sich gesellen
So dem Jauchzen, wie dem Klagen,
Und es flüsternd weiter tragen,
Denn es singt die Nachtigall
Ihres Wunderliedes Schall:

Die Nachtigall singt.

Wem das Süßeste bewußt
In der wonneschweren Brust,
Der entflieht des Lichtes Lust;
In des Waldes Dämmerschein
Trägt er still sein Glück hinein,
Sich zu senken
In ein tiefes
Traumesdenken,
Gleich, als schlief' es:

Doch in leisem, leisem Weben
Quillt ein mächtig glühend Leben,
Schwillt der Strom zu Riesenwellen,
Muß erklingen, rauschen, schwellen
In der Liebe Sonnenlicht,
Bis das Herz in Wonnen bricht.

Als ich solchen Sang vernahm,
Schwamm ich hin in sel'gem Gram:
Heißer Sehnsucht tiefes Bangen,
Weinend wonniges Verlangen
Hatte ganz mein Herz umfangen;
Horch'! da klang's und weckte mich,
Rief's und sang's und neckte mich:

Der Guckuck ruft.

Guckuck, Guckuck!

Waldvöglein singt.

Ob die liebe, liebe, liebe
Irla noch nicht naht?

Und im Ruck
Sah' ich auf mit mächt'gem Triebe,
Hin und her des Waldes Pfad
Flog ich, bis der kluge Rath
Aus der Ferne wieder bat:

„Gukuck, Gukuck!
Ob die liebe, liebe, liebe
Irla noch nicht naht?“

Guter Rath,
Schnelle That;
Und von dannen
Schwang ich mich;
Ließ Waldweune mich nicht bannen,
Suchte dich.

Da lag vor mir gebreitet weit
Eine große, malgrüne Wiese frisch,
Das saftige Grün ganz überschneit
Mit farbigen Sternlein in wirrem Gemisch,
Das auf die weite Fläche reich,
[illegible] Teppich gleich,
Die Seele, anschauend, zur Ruh' sich legte,
Als ob sie keinen Wunsch mehr hegte.
Auch hatte die Sonne drüberhin,
Die ämsige Goldwirkerin,
Ihr leuchtendes, zitterndes Netz gewebt,
So zart und dicht,
Als ob sie gebebt,
Das der Blumlein Licht
Immer nicht schwebt
Als Schmetterlingsschaar,
Oder wächst und strebt
Zum Himmel gar,

Um, wunderklar,
Als Sternlein dort zu prangen,
Mit Blicken, irdischer Sehnsucht baar,
Voll reinerem Verlangen,
An Gottes Glanz zu hangen.
So hielt mit goldigem Geflecht
Die Sonne der Blümlein still Geschlecht
Auf der grünen Wiese gefangen. —
Durch's goldne Gitter,
Durch's Strahlengezitter
Flog ich, geneckt,
Den bunten Lichtern,
Gesternt und gegleckt,
Den Blumengesichtern
Zu schauen tief in die stillen Augen,
Und Kindesfrieden draus zu saugen.
Da mochte mir meine Schwere nicht taugen
Drum flatterte flink
Als Schmetterling
Mit süßem Grüßen gaukelnd ich,
Mit leisem Kosen schaukelnd mich
Auf der Blümlein schwanken Stengeln,
Die lachten mich an, gleich Engeln.
Und wie ich einem Blümlein blau
Recht tief, tief in's Guckäuglein schau',
Blickt es mich an, so fromm und schlau
Und so geheimnißvoll;
Und leise säuselnd gleich

Vernahm ich süßen Sang,
Der aus dem Kelche klang:

Die blaue Blume singt

Was wundert dich mein Aeuglein blau
Hier auf der blumenvollen Au?
Zwei schön're Augen blau ich weiß,
Die leuchten tief in Schnee und Eis,
Damit schön Irla, rauchgedrückt,
Die dunkle, kalte Grube schmückt.

So süß gemahnt an meine Pflicht,
Vergaß ich sie nun fürder nicht;
Ich flog von süßen Blumen fort,
Zu suchen deiner Aeuglein Licht;
Ich kam durch manchen rauhen Ort.
Da sauste, gereitzt vom unbändigen Nord,
Der Tannenbaum manch wildes Wort.
Hier waren die Blümlein all' verdorrt;
Die Schwinge sank mir, matt und schwer,
Drauf war keine lichte Farbe mehr,
Die waren längst erbleichen und feucht,
Wie Blumenglanz, vom Reif verscheucht.
Da sank ich nieder
Und meine Glieder
Schwanden hin,
Bis ich zum weißen Flockenstern

Geworden bin.
Da riß der Wind
Mit Geſaus geſchwind
Mich davon ohne Stocken, fern,
Durch Himmelsgrau,
Ueber eiſige Au,
Und ſchau!
Ich fiel genau
Hier durch den Schlot
In der Funkengeiſter Kniſterſpott.
Ich ſchmelz
Ziſchend am Holz,
Doch ſtolz
Entſprüht ich dem Geſtacker
Als Funke hell;
Und ſchnell
Ward Sumſen aus Geknacker,
Und ich eine Brumme wacker. —

Alſo unter ödem Eiſe
Zu ſchön Irla ſang die Fliege,
Daß ein Südlandsmahnen leiſe
Wehte um die Nordlandswiege.

Irla, weit die Augen offen,
Hat gehorcht auf das Geſinge,
Ganz vertieft, doch unbetroffen,
Wie auf längſtgeahnte Dinge.

Und die letzten Worte dröhnend
Fliegt zurück zum Heerd die Brumme
Funkenknackern übertönend,
Leis und hell singt ihr Gesumme:

Was die Fliege aus dem Feuer gesungen hat.

Tief verborgen schläft ein Klingen
In dem Schooß krystallner Schachte:
Wenn es einem mag gelingen,
Just den rechten Ton zu singen,
Bebt Krystall mit einemmale,
Leis beginnend einzustimmen,
Bis die Kläng' in eins verschwimmen.

Zwillingsten wird so gesungen,
Bis von Einklangs schwingendem Schüttern
Tönend der Krystall zersprungen
Und zerstiebt zu lichten Splittern.

Doch ist auch Krystall zersprungen —
Himmelsten, herausgefunden,
Ist dem Irdischen entbunden,
Hat sich durch das All geschwungen,
Ist zur Heimath hingedrungen,
Wo von tausend süßen Zungen
Gleiches Tönen wird gesungen,
Das die Ewigkeit durchklungen. —

Lebe wohl, und zage nicht,
Wenn dir's Herz die Sage bricht! —
Wenn in Erdenlosesbrust
Himmelsstrahl geschlichen ist,
Springt die Knospe, voller Lust,
Gießt ein glühend Düftemeer
Um sich in die Lüfte her.
Blume bald verblichen ist,
Doch der Duft entwichen ist
Hin, wo keine Grüfte mehr. —

Du bist reiner, wie Kristall,
Zarter, als die Knospe hold;
Dir gesungen ist der Schall,
Dir gesandt des Strahles Gold;
Herz muß springen, Wangen bleichen —
Klang und Duft nach Eden weichen.

III.

Des Kindes Tod.

1.

Wie dem Feuer dies entſäuſelt,
Bleicher wird am Heerd das Glühen,
Tiefer Flämmchen leckt und kräuſelt,
Raſcher nur die Funken ſprühen.

Kindlein Köpfchen hat gewendet,
Groß die blauen Augen ſtarren,
Wie der lichte Tanz ſich endet,
Bis es nachte, zu erharren.

Und die letzten Fünkchen ſpritzen
In des Auges Spiegelſcheine,
Wie Goldfiſchlein röthlich blitzen
In des Sees blauer Reine.

2.

Es verliſcht der letzte Schimmer,
Es verziſcht der letzte Funken,
Und nun iſt in's dumpfe Zimmer
Eiſeskalte Nacht geſunken.

Schwarz durch's Schwarze huscht ein
Schatten —
Todesengel kam geflogen,
Neigt sich ob der Wiege Latten —
Ruß hat Leben ausgesogen.

Wie geräuschlos deine Tritte!
Klanglos deine Flügelschläge!
Hier, in todten Schweigens Mitte,
Klangentvölkertem Gehege.

Wie so furchtbar mahnt die Stille,
Daß man fast sie brüllen höret —
Hat die nickende Sibylle
Dein Vorbeiziehn nicht gestöret.

Erst, da grimmen Frost sie spüret,
Fährt sie auf mit leisem Brummen;
Rasch gerühret, Heerd geschüret,
Dann zurück zum Kind mit Summen.

Und sie singt und wiegt mit Tosen,
Daß nicht Kindleins Traum zerreiße —
Ahnt nicht, daß die rothen Rosen
Ihr vertauscht sind gegen weiße.

IV.

Die Wanderschaft.

1.
Das Nordlicht.

Durch Himmelsgrau
Und Eisesluft,
Ueber einsame Au,
Stumm wie die Gruft,

Auf Schwingengrau
Ein Vöglein fliegt,
Stumm, wie die Au,
Sich einsam wiegt.

Schnell fort, schnell fort!
In die Welt hinein! —
Von rückwärts dort
Welch röthlicher Schein?

Schaut Vöglein sich
Verwundert um:
Dort, wo es entwich,
Schimmert's ringsum.

Der Himmelssaum
Roth überhaucht;
Ob Südlandstraum
Dem Eis entraucht?

Und aus der Glut
Schießt Strahlenwonne,
Voll Siegesmuth,
Eine Riesensonne.

Die Strahlenspitzen
Zerbrechen wieder,
Als Sternlein blitzen
Sie schauernd nieder.

Es wogt das Licht,
Im Kern arbeitend,
Sich schillernd bricht,
In Farben zergleitend.

Von Farb' und Gestalt
Ein Zaubertanz,
Wogt, zittert, wallt
Im Wechselglanz.

Bald Rosenglut
Vom Grün umblüht,
Rubinengluth,
Von Gold umglüht.

Bald Wogenschau,
Bald Sternensprüh'n,
Bald Bogenbau
In Lüften kühn.

Auf eisiger Flur,
Von Tod umgeben,
Welch prächtige Spur
Von Himmelsleben!

Vöglein, gelockt
Vom Nordlichtstanz,
Im Fluge stockt,
Will zurück zum Glanz.

Da summt es leise
Von dort heran —
Horch! Wiegenweise,
Gepolter dann.

Es ruckt und brummt
So dumpf daher;
Doch vorn, fern summt
Die Wundermähr,

Und lockt weiter
In Südlandsluft,
Wo Alles heiter
In Licht und Duft.

Vöglein schüttelt
Die eisigen Schwingen,
Erschreckt sich rüttelt,
Und folgt dem Klingen.

Der dumpfe Sang
Weit hinten verhallt;
Der helle Klang
Lockt hin mit Gewalt.

8.

Sonnenwiese.

'Vöglein hüpft durch Gräser schnelle,
Halme schwanken über'm Köpflein;
Tausend Blümlein lachen helle,
Und in jedem blinkt ein Tröpfeln.

Sonne webt ihr goldnes Gitter
Ueber's Wölkchen hin, das kleine,
Und, wie Säuseln ferner Zither,
Weht's vom lächelnden Vereine:

Blumenchor.

Bleib', schön Irla, dich zu freuen,
Hier in Sonnenlicht und Duft!
Jeden Tag muß sich erneuen
Kosend Spiel in goldner Luft.

Hier iſt des Daſeins reine Wonne,
Von Gedanken ungetrübt;
Haben uns in warmer Sonne
Stets in Freuden nur geübt.

Wölkchen dort, wohin ſie jagen?
Kümmert's uns? Zieht immer hin!
Was die ernſte Nacht will ſagen,
Fremde bleibt's dem Kinderſinn.

Unſer Leben ein Erquicken,
Ohne Bangen, ohne Schuld,
Nur ein dankend Kindesblicken
Auf zu mütterlicher Huld.

An der Sonne Buſen ſaugen
Wir das nährend ſüße Licht,
Und wir ſchließen ſtill die Augen,
Wenn das ihre ſcheidend bricht.

Wer die Unſchuld nie verloren,
Fühlt des Lebens Fülle nur;
Reich begabt, doch ungeboren,
Eins mit ſchlummernder Natur.

Wolle nicht von Andrem wiſſen,
O, ſchön Irla, bleibe da!
Denn das Glück iſt dir entriſſen,
Wenn die Sehnſucht weiter ſah'. —

Doch schön Irla will's gemahnen,
Als ob Tief'res ihr erklang;
In der Brust ein leises Ahnen
Wächst zu schmerzlich süßem Drang.

In ihr braust es, wie ein Singen,
Es verwebt sich Klang um Klang,
Doch es kann hervor nicht dringen,
Nicht sich ordnen zu Gesang:

„Mir nicht kann das Glück genügen,
Festgebannt an holde Stelle,
Mich zu wiegen still und helle,
Denn mir träumt von kühnern Flügen."

„Könnt' ich weinen
Wie ihr Kleinen,
Fühlt' ich wohl mein Herz gestillt;
Doch ein Bangen
Und Verlangen
Mir den Busen überschwillt."

„In mir tief summt ein Getöse,
Wie von stolzer Sonnen Kreisen;
Doch bei euch, den stillen, leisen,
Nichts, das mir die Zunge löse."

„Könnt' ich singen
Von den Dingen,

Die ich hier so lieblich sah;
Wär's mein eigen,
Könnt' es zeigen,
Trüg' es mit mir fern und nah.“

„O du helle Sonnenweise!
Wär' es einmal mir gegeben,
Daß des Liedes Brennen fließe,
Erst ein Beben, dann Erheben,
Bis ich deine Wonnen priese,
Wie sie lebend mich umschweben;
Dann nicht blieb' umsponnen diese
Brust von schwarzen Gramgeweben.“ —

Also klang die leise Weise,
Tief im Herzen heimlich schwingend,
Wirr und dunkel sich verschlingend,
Nach Gestalt und Rhythmus ringend,
Sangbefriedigung nicht bringend,
Als auf einmal, hoch im Kreise,
Eine Mücke tanzte singend:

Die Mücke singt.

Dir gesungen ist der Schall,
Dir gesandt des Strahles Gold:
Leiser Spur folg' überall,
Und du wirst, was du gewollt. —

Vöglein Irla blickt erschreckt,
Fliegt nach dem Sang, dem schönen,
Ahnt das Ziel, das ihr gesteckt,
Ahnt erfüllendes Versöhnen;
Mücke fliegt davon und neckt,
Lockt von fern mit leisem Dröhnen;
Vöglein, Flügel ausgestreckt,
Folgt den wohlbekannten Tönen.

3.

Der Dämmerwald.

Unter dichtverwebten Zweigen,
In des Waldes grüner Nacht,
Rings ein grüßend, säuselnd Neigen,
Grauem Vöglein dargebracht.

Irla sitzt auf schwankem Reise,
Das in Schlummertacten bebt,
Horchet auf die Zauberweise,
Die durch Traumesdämmern schwebt:

Die Bäume singen.

Sei gegrüßt in Waldumnachtung!
Flohest aus der Sonne Schein;
Tiefe, sinnende Betrachtung
Lindert hier der Wonne Pein.

In der Sonne warmen Küssen,
In dem Ueberdrang des Lichts,
Hättest du verschmachten müssen,
Dein vergessend, hin in's Nichts.

Fern von sonnenhellen Matten,
Von der Blumen Kinderglück,
Hier in ernsten, feuchten Schatten
Kehrst du in dich selbst zurück.

Wo sich Ranken wirr verschlingen,
Fort durch düstre Nacht und Dorn!
Hörst du quellen, siehst du springen,
Selbstbewußtseins lichten Born?

Alles Schöne, das entschwunden,
Spiegelt klar des Bornes Schein,
Wieder hast du es gefunden,
Und nun ist es innig dein.

Rings ein Träumen und ein Schwanken,
Bis aus Dämmrung, Bild um Bild,
Froh, als sprossende Gedanken,
Hoffnung und Erinnrung quillt.

Aus sehnsüchtigem Versenken,
In sich selber ganz verloren,
Wird ein siegesmuthig Denken,
Ein Eroberungsheld, geboren. —

Und was tief und still gewaltet
Manch Jahrhundert lang im Kerne,
Siehst du reich und frisch entfaltet,
Daß der Geist sich selbst erlerne.

Sieh' des Stammes ernstes Mahnen,
Und der Aeste kühne Bogen,
Und der Zweige Schwungesbahnen,
Und der Blätter leises Wogen!

Anmuth, Kraft und leichte Fülle,
Was ein Gott im Keim gedacht,
Ist aus dunklen Schlummers Hülle
Deutungstief zum Sein erwacht.

Die Waldblumen singen.

Draußen, droben Sonnenglanz!
O, wie selig ist es dort!
Blümlein dort, im Wonnentanz,
Lichtgebadet fort und fort.

Könnten wir auf Wiesen blüh'n,
Wo, auch weinend, wird gelacht!
Hier umwölbt uns, riesenkühn,
Grünen Domes Dämmernacht.

Durch die Zweige Bläue mild
Tröstet lächelnd, hier und dort;
Schau'! ein Strahl mit Scheue quillt
Leis durch's Grün und zittert fort.

Doch der Himmel baut ganz
Sich im ahnenden Gemüth,
Und die Seele schauet Glanz,
Der aus tausend Sonnen sprüht.

Dank für flüchtig süßen Strahl,
Traus dem Geiste Lichtmeer quillt!
Dank für dämmernd grünen Saal,
Der zu Andacht Jauchzen stillt!

Leise Ahnung, nachtumwebt,
Wird ein dauernd Tiefgefühl;
Lust und Helle, prachtumschwebt,
Nur ein flüchtig Rauschgewühl.

Die Nachtigall singt.

Jedes süße Glück muß sterben,
Daß es werde neu geboren;
Sollst du etwas recht erwerben,
Geht es schmerzlich dir verloren.

In des Grames Dämmernacht
Wachsen groß der Sehnsucht Schwingen,
Bis bei Liebes Wunderklingen
Auf sich baut versunkne Pracht.

Süße Sehnsucht, heldenmuthig,
Wappnet sich mit Siegestönen,
Stirn des Schmerzes, bleich und blutig,
Mit dem frischen Kranz zu krönen.

Was das Leben auch verſchlang,
Kindheitsunſchuld, Liebesfülle,
Auferſteht in geiſt'ger Hülle
In Erinnrung und Geſang. —

Alle Waldvöglein ſingen.

Aus der Träume leiſem Weben
Quillt Gewißheit wunderbar,
Und in Ahnung wird gegeben,
Was dem Herzen ferne war.

Magſt dich tiefer ſtets verſenken,
Unergründlich iſt der Schacht;
Magſt zurück und vorwärts denken,
Was du aufrufſt, das erwacht.

Durch die Stämme ſchau' die Lichtung!
Deine Kindheit ſchlummert dort.
Himmelblau durch Laubverdichtung
Winkt zu fernem Glücke fort.

Alles iſt dir hingegeben,
Was die Seele ſehnend freit,
In dir wogt ein ganzes Leben,
Eine ganze Ewigkeit.

Und aus all dem Traumgewebe
Einen Lichtpunkt greife froh!
Deinem Fühlen Stimme gebe,
Was du haßt, das ſpende ſo!

Ob auch nur ein flüchtig Girren
In des Lauschers Busen fällt;
Sinnend wird er draus entwirren
Deine ganze Liebeswelt. —

Das säuselt, girrt und rauschet,
Ein wogend Tönemeer;
Schön Irla sinnt und lauschet,
Da wird das Herz ihr schwer.

Was ihr von Nacht und Hellen
Von Lust und Leid bewußt,
Das will, wie Sturmeswellen,
Zerschellen ihr die Brust.

Da hat sie es gefunden,
Des Liedes Zauberwort:
Erkranken und Gesunden
Ihr Loos nun, fort und fort.

Nun bricht das lange Sehnen
Hervor in Liedesfluß,
So süß, wie Wennethränen.
Beim ersten Liedeskuß.

Das goldne Thor ist offen,
Daraus, siegprangend, wallt
Erinnern, Wissen, Hoffen,
Gestalt nun um Gestalt,

Und immer kühner rauschet
Der helle Wogengang,
Daß sie verwundert lauschet
Auf ihren eignen Sang:

„Wer mag aus mir doch singen?
Welch fremder, starker Geist,
Von niegeahnten Dingen,
Daß mich's zum Himmel reißt?"

Und wie dem Sangesringen
Ein Flämmchen sich entwand,
Ist's auf die grauen Schwingen
Als heller Streif gebannt.

Die grau und fahl gewesen,
Die singt sich bunt und blank;
In Farben ist zu lesen,
Was sie den Lüften sang.

Das wirbelt, lodert, wettet
In Sang- und Schwingenpracht;
Beim Farbenspiel schon hättet
Ihr an Musik gedacht.

Und tief und tiefer taucht sie
In der Erinnrung Bronn',
Und goldne Klänge haucht sie
Von goldner Wiesensonn'.

In schillernd bunten Trillern,
Seltsam und lieblich kühn,
Singt sie von Farbenschillern
Und Nordlichts Sternensprüh'n.

Da weht durch Sangeswonnen
Ein Eiseshauch sie an,
Da hat sie kalt umsponnen
Tiefen Gedenkens Bann.

Durch weiche Waldestöne
Unheimlich ferner Klang,
Der Wiege dumpf Gedröhne,
Dann heisrer Schlummersang:

„Fliegt das Rennthier mit dem Schlitten,
Husch!
Peitscht das Kindlein in der Mitten,
Husch!"

Und Laub und Baum verschwimmen —
Eisflächе hier und dort;
Es sterben alle Stimmen,
Die eine summt fort.

„Weh! ruckendes Getöse
Und trauriges Gebrumm!
Wer ist's, der mich erlöse
Von Nordens Hauch ringsum?" —

Da fliegt aus Waldesglocke
Ein Bienchen ihr entlang,
Und säuselt mit Gelocke
Den altbekannten Klang:

„Dir gesungen ist der Schall,
Dir gesandt des Strahles Gold;
Waldesnacht ist nicht das All,
Fern von hier ist's licht und hold."

So singt die Biene leise,
Fliegt durch die Zweige hin,
Schön Irla folgt der Weise
Mit ahnungsfrohem Sinn.

Tief hinter ihr verstummet
Das alte Wiegenlied;
Vor ihr in Lüften summet
Der Sang, der hin sie zieht.

4.

Das Meer.

Klippe von Korallen helle
Schaut auf helle Flut hernieder;
Vöglein bunt umkreist sie schnelle,
Flattert auf und flattert nieder.

Unten bald in frischen Feuchten
Schüttelnd seine Schwingen netzend,
Oben bald am fernen Leuchten
Weiten Meers die Blicke letzend.

Wagt kein Liedlein anzustimmen,
Daß es nicht die Wogen störe,
Die es, tanzend leicht, umschwimmen,
Singend leise Wunderchöre:

Die Wogen singen:

Frisches, freudiges Willkommen
Iris dir, im Wogenreich!
Ganz in Dämmerluft verschwommen
Warst entrückt und überkommen
Ganz von Tönen, schmelzend weich.

Hier, geweckt vom Wellenhauche,
Werde klare Stille dein;
Unverlockt von Baum und Strauche
Und der Vöglein Thorenbrauche
Wirst du ganz dein eigen sein.

Fern ist Sprießen und Verblühen,
Liebesschwungs ersterbend Wort,
Hell Auflodern, schnell Verglühen,
Fern das stäte Wechselmühen
Nach Vernichtung fort und fort.

Hat der Sturm die Bruſt durchſauſet,
Fühlt ſie ihre Tiefen ganz,
Bis der wilde Kampf verbrauſet,
Und ſie, ewig ſtill, behauſet
Wellentanz und hellen Glanz.

In tiefſinnend ſtätem Schwanken,
Ihrer ſelbſt ſich ganz bewußt,
Hegt ſie wachende Gedanken,
Ewig ohne Kampf und Wanken,
Ungetrübt von Qual und Luſt.

Blumen ſchau'n aus ſtillen Tiefen,
Die, dem Gaukeltreiben fern,
Nimmer weinten, lachten, ſchliefen,
Nie die Luft zum Koſen riefen,
Jed' ein ſtäter Flutenſtern.

Und der Vorzeit kühne Träume
Schimmern hell durch Wogennacht;
Schau' hinab durch Wellenſchäume!
Leuchtend durch die hellen Räume
Ragt verſunkner Städte Pracht.

Drin kein Rennen und Erbeuten,
Volkestrubel aus und ein;
Glocken hörten auf zu läuten
So den Leichen, wie den Bräuten,
Wogen zogen ſtill hinein.

Doch der Geist der Zeitenferne
Spricht dich an aus festem Bau,
Daß dein Sinn noch Tiefres lerne.
Liegen nackte Riesenkerne
Dunkler Urwelt dir zur Schau.

Sieh'! unendlich ausgegossen,
Meeresbusen, leis erhellt,
Nur sich selber zum Genossen,
Und den Blick nur aufgeschlossen
Jener fernen Strahlenwelt.

Ewigkeit ruht auf den Wogen:
In des Busens lichte Nacht,
Mächtiglich herabgezogen
Ist der Himmel eingezogen
Mit der ganzen Sternenpracht. —

Vöglein hat gelauschet;
Stumm Gesanggewühl,
Denn die Brust durchrauschet
Ewigkeitsgefühl.

Aber schauend lange
Weithin über's Meer,
Wird ihr wunderbange,
Oede, schwer und leer.

Wie sie ängstlich blicket,
Rings Unendlichkeit,
Hat sie ausgeschicket
Liedeswirbel weit.

Doch er muß verwehen,
Einsam sterbend hin;
Wer soll hier verstehen
Süßen Liedersinn?

Iris singt.

Wohl mag klare Stille
Tiefbedeutsam sein,
Doch lebend'ger Wille
Schläft zum Tode ein.

Ganz mit sich alleine
Wird der Busen kalt;
Schafft nur im Vereine
Liebesallgewalt.

Ewig wechselnd Werden
Ahnet wohl mein Sinn,
Das, kein Rand der Erden,
Nimmer sinkt dahin.

Todesfrei Erblühen
In des Geistes Kuß,
Ueppig Duftversprühen,
Ew'gen Herzerguß.

Heiße Jugendgluten,
Ohn' Erkaltungstod,
Rasche Lebensfluten,
Ebbenunbedroht.

Hellen Liedesbronnen,
Unerschöpflich tief,
Draus zu Lebenswonnen
Auferwacht, was schlief.

Melodieen schweben,
Schwanken hier und dort,
Doch, ein ewig Leben,
Tönt ihr Meinen fort. —

Du hast abgeschlossen
Mit des Werdens Lust:
Ohne Schaffen, Sprossen,
Starrst du, Meeresbrust!

Machst mir öd' und bange,
Wechsellose Ruh'!
Und im Wellengange,
Schwingend ab und zu,

Mahnet grau'nvoll leise
Mich Erinnerung,
Wie, auf rauhem Gleise,
Dumpfer Wiegenschwung. —

Irla fühlt es zucken
Durch die Brust, wie Eis;
Horch'! ein dumpfes Rucken,
Heisres Summen leis:

„Fliegt das Rennthier mit dem Schlitten,
Husch!
Peitscht das Kindlein in der Mitten,
Husch!" —

Doch ein helles Dröhnen
Ueberkämpft den Graus,
Lockt in lieben Tönen
Fort aus Wogenbraus:

„Dir gesungen ist der Schall,
Dir gesandt des Strahles Gold;
Fort aus ödem Wogenschwall,
Der betäubend dich umrollt!"

Seltsam bunte Fliege
Fliegt vom Eiland auf;

Irla hört die Wiege,
Folgt der Flieze Lauf.

Ueber dumpfes Wallen
Weit, weithin sie zieht;
Fern in Braus verhallen
Wiegenruck und Lied.

5.

Der Süd.

Volle Stauden, schlanke Bäume,
Strotzend schwellendes Gemische;
Sprudelt heiß durch Sonnenräume
Lebensstrom voll Kraft und Frische.

Zeugungskräftig drängend Walten
Ohne Stocken, ohne Ruhen,
Kann in Tausend von Gestalten
Nimmermehr genug sich thuen.

Von des Daseins warmer Wonne
Uebersprudelnd vollgesogen,
Schwingt die Palme sich zur Sonne
In der Schönheit kühnem Bogen.

Droben ſchießt in Blätterpracht
Auseinander Lebensfülle,
Und in würzigem Umnachten
Schwankt ein Vöglein, bunt von Hülle.

Irla ſchaut zum Quell herunter,
Der, gleich üpp'ger Schönheit Auge,
Blau und feurig, wild und munter,
Späht nach Gluten, die er ſauge.

Bunte Vögel, flammenhelle,
Sangbegabte Feuerwerke,
Leuchten, ſprühen, flackern ſchnelle,
Heiß durchpulſt von Liebesſtärke.

Die bunten Vögel ſingen.

In der Sonne Glutenküſſen
Hoch der Erde Buſen ſchwillt,
Dem, in üpplg ſtarken Schüſſen,
Gras als Staud' und Baum entquillt.

Dunkles Blau ſaugt, liebeglühend,
Sich an ſaft'gem Grüne ſatt,
Das, lichdurſtend, wonneblühend,
Blau einathmet, nimmer matt.

Leicht und mächtig aufgeſchoſſen,
Kindesliebiich, rieſenſtark,

Frisch von Jugendkraft durchflossen,
Reife Flammenglut im Mark,

Lodern Staud' und Baum und sprühen
Auf in grünen Flammenzungen;
Purpurkelche flackern, glühen,
Flammenspitzen, bunt verschlungen.

Hier kein Ahnen und kein Hoffen —
Schwellende Befriedigung;
Lebensüberfluß liegt offen,
Reife Fülle, ewig jung.

Hier kein Welken und Verkommen,
Küssen Blüthe sich und Frucht;
Gleich, wo eine Blüth' entnommen,
Drängt hervor sich junge Zucht.

Was, gebeugt von Daseins Fülle,
Hingesunken auf den Grund,
Wird versteckt von frischer Hülle,
Sprießend, wuchernd stark und bunt.

Wechselkampf von wilden Küssen
Streiten Himmel hier und Erde,
Daß die Fesseln springen müssen
Ueberdrängend jungem Werde. —

Irla, von des Lebensstromes
Schwall umwogt und überflutet,
Fühlt, im Sitz des Palmendomes,
Sich zum Sange fast entmuthet.

Willst du unter Südlandskehlen
Sangeskrone dir erwerben,
Mußt du wunderbar vermählen
Nächtig Schwellen, leis Ersterben.

Glockenreinres, stärkres Schlagen,
Hellres Wirbeln, tiefres Flöten,
Wogenderes Tönetragen,
Kühnrer Schwung ist hier vonnöthen.

Doch gefangne Liedesflammen
Brechen vor in hellen Lohen;
Irla stimmet kühn zusammen
Mit den hellen, starken, frohen.

Und die lichten Klänge schießen
Leuchtend an an Schweif und Schwingen,
Bis sie Flammen rings umfließen,
Hell, wie sie der Kehl' entklingen.

Irla singt.

Vollen Lebens Glutendronnen
Fülle strömend mir die Seele!

Ach! und zum Genuß der Wonnen
Fehlet mir die Schwesterseele!

In mir glüht ein mächtig Fodern:
Füll' um Fülle muß sich tauschen,
Glut und Glut zusammenlodern,
Strom und Strom zusammenrauschen.

Von dem Englein hört' ich singen
Fern in Paradiesestraume;
Welt und Welt wird sich umschlingen
Unter himmelhohem Baume. —

Und durch heiße Lebenshauche
Horch'! ein Wehen still und leise,
Und aus Flammenblüthenstrauche
Funkenkäfer fliegt im Kreise:

„Dir gesungen ist der Schall,
Dir gesandt des Strahles Gold;
Hinter hellem Demantwall
Schaust du Edens Pracht entrollt.“ —

Und das alte tiefe Ahnen
Wachet auf im Busen mächtig,
Und sie folgt durch Lüftebahnen
Hellem Funkenkäfer prächtig.

V.

Eden's Erringung.

Leis wieget sich in dunkelblauer Luft
Glutrother Wundervogel, goldumwebt,
Wie wenn aus goldnem Morgenröthenduft
Ein Glutgewölk sich ablöst und entschwebt.

Und wie der Stern, in Liebe mild entbrannt,
Zieht Funkenkäfer vor dem Vogel fort,
Und zieht ihn fort an goldnem Tönebaud,
Das an sich schlingt, leis zitternd, hier und dort.

Nicht schaut schön Irla üpp'ger Fluren Pracht,
Tief unter ihrem Flug dahingeflob'n;
So ganz bewältigt sie des Sanges Macht,
Sie fühlt sich selbst ein schwebend irrer Ton.

Und immer höher schwebt der Käfer auf,
Und immer sternenferner wird sein Schein,
Und schon ermüdet Irlas Schwingenlauf,
Stets ist sie hingelockt, doch stets allein.

Lichtpünktlein ſchwindet ſchon in Wunderhöh'n,
Daß ſelbſt der Sehnſucht Blick es kaum ergreift.
Und leis und leiſer mahnet das Getön,
Das, wie aus Weitenfernen, ſie umſchweift.

Da, plötzlich, ſtockt das Sternlein in der Bahn,
Nachziehend lichten Streif ſchießt es herab,
Daß Irla freudig bebt: „Jetzt wird es nah'n!“ —
Doch ach! es fällt, es ſchwindet — weit, weit ab.

Nur daß am fernverſchwomm'nen Himmelsſaum
Der Sehnſucht Blick erhaſchte, ſchnell und bang,
Wie dort herab in himmelhehen Baum
Durch Laubgeweg' es hinglitt und verſank.

Dorthin, dorthin in weichem Flügelſchwung!
Und näher, immer näher, welche Pracht
Taucht ſchimmernd aus Entfernung-Dämmerung,
Bis vor ihr Alles ſprießt und blüht und lacht!

Das iſt kein Keimen, Wachſen, Prunken, Sprüh'n,
Wie ſie's geſchaut auf wonniger Erdenflur —
Aus Formenſchwung und Farbenhymnus kühn
Spricht hoh'ren Sein's geheimnißvolle Spur. —

Schau'! in der Schönheit reinſtem Adel
Stillblühend, ein jungfräulich Weib:
Den ſüßen Einklang ſtört kein Tadel
In Blick und Lächeln, Gang und Leib.

Doch fehlt noch der Erweckungsfunken:
Der Liebe erstes Blicken klar;
Ist der ihr tief in's Herz gesunken,
Wird sie durchleuchtet ganz und gar.

Süßzitternd hält sie ihn verschlossen,
Und in der nächsten Wonnenacht,
Wo erster Liebestraum entsprossen,
Ist neuen Lebens Hauch erwacht.

Erstaunt fragt jeder, der ihr nahe:
„Im Aug', welch' wunderseel'ger Glanz!
Das ist nicht die, die sonst ich sahe,
Und dennoch ist sie's, rein und ganz."

„Nur schlanker scheint sie aufgeschossen,
Nur leichter wieget sich ihr Gang,
Und voller jeder Reiz erschlossen,
Und doch, wie nie, so zart und bang."

„Wie kühn und frei des Auges Leuchten!
Und doch so still und lieblich scheu!
Es scheint sich, quellend leis, zu feuchten,
Doch heiter strahlt es, wonneneu."

„Und jedes leiseste Bewegen
Ist tiefempfundner Schönheitsschwung,
Und es umweht sie allerwegen
Ein Hauch, wie von Vergöttlichung."

„Ist es ein Schimmern, ist's ein Klingen?
Wir hören's nicht, wir seh'n es nicht;
Doch fühlen wir's zum Marke dringen,
Wie leis Getön, wie sanftes Licht."

„Die sonst so Süße ging verloren,
In fremdes Wesen ganz versenkt;
Doch süßer ward sie neu geboren,
Durchgeistigt und sich selbst geschenkt." —

So lag vor Irlas Blick die sel'ge Au,
Als wie von geistiger Musik umhaucht,
Hell überglänzt von unsichtbarem Thau,
Wie in der Gottheit Thränenmeer getaucht.

Kein Erdengarten, der so wonnig steht,
Denn hier ruht Eden, aller Welt geheim,
Das Gottes Liebesodem ganz durchweht,
Als innres Mark erfüllend jeden Keim.

Und schau'! dort unter himmelhohem Baum
Erglänzt, aufleuchtend mild aus grüner Pracht,
Der helle Stern, den sie verloren kaum,
Von tausend Blüthenflämmchen weich umfacht.

Schön Irla schwingt sich mächtig auf ihn zu.
Und wie sie näher schaut, da ist's kein Stern;
Ein Englein schlummert dort in weicher Ruh',
Rings um sich Anmuth hauchend, nah' und fern.

Des süßen Hauptes wirres Lockengold
Ruht, auf ein zartes Aermchen weich geschmiegt,
Draus taucht, wie Morgenglut, das Antlitz hold,
Das Schlummerodem rosig überfliegt.

Wohin wohl zog der Träume Flügelschwung,
Der sich im leisen Lächeln offenbart?
Drin himmelseligste Befriedigung
Mit bangster Sehnsucht wundersam gepaart. —

Da fliegt mit schmerzlichem Verlangen
Schön Irla rasch durch lichten Raum,
Den süßen Engel zu umfangen,
An seinen Lippen warm zu hangen;
Dann ist erfüllt der tiefste Traum.

Doch, wie sie schon sich nahe wähnet,
Hält unsichtbare Macht sie auf,
Die überall sich endlos dehnet;
Wie sie auch schmachtet, strebet, sehnet —
Die Scheidewand hemmt ihren Lauf.

Geschlank will sie hindurch sich schlingen,
Doch nirgends öffnet sich ein Spalt;
Mag sie sich schwindelnd hoch auch schwingen,
Hinüber und hinein zu bringen —
Stets bleibt die hemmende Gewalt.

Das war die reine Demantmauer,
Zum Himmel hoch, durchsichtig ganz,
Nicht wehrend spähendem Beschauer,
Auf daß er nur mit tiefrer Trauer,
Getrennt sich fühlt von all dem Glanz.

Und Irla flattert auf und nieder,
Und matt und ängstlich hin und her;
Schon sinken schlaff der Schwingen Glieder,
Da denkt sie ihrer tiefsten Lieder,
Süß tröstend oft, wenn's Herz ihr schwer.

Und kann sie nicht zum Englein schweben,
Vielleicht, daß es beim Sang erwacht;
Da hat der Bängniß tief Erbeben,
Der Sehnsucht sturmgewaltig Streben
Liedflammen kühner angefacht.

Irla singt.

Fernhinsäuselnd bis in Eis und Nacht,
Mächtigmahnend, drang ein Himmelston;
Kindlein horcht und lauschet leis und lacht,
Fühlt es auch das Herz sich brechen schon.

Wie sie hold sich fortgezogen fühlt,
War ihr keine Erdenpracht genug;
Wo das Meer in ew'gen Wogen wühlt,
Nicht ermattete der Sehnsucht Flug.

Wiesenwonne, Waldesahnen tief,
Ob sie auch es vries in Liedesdrang:
War es nur, weil leises Mahnen rief:
Stärke dich zu gottgeweihtem Sang!

Vollste Erdenwonne sog ich ein,
Einst zu tragen Himmelswonnenlast;
Doch der heißen Lust entflog ich rein,
Der Verkündung folgend ohne Rast.

Und nun wird das tiefste Träumen wahr;
Geisterkanntes Englein, das für mich
Lichtgenoß in allen Räumen war,
Schlummert unter'm Baum dort sichtbarlich.

Glitten in mich Himmelsstrahlen kühn,
Zogen Himmelstöne mir durch's Herz,
Daß ich hier mich soll in Qualen müh'n?
Weil ich treu war, trifft mich ew'ger Schmerz?

O! so will ich vor dem schönen Glanz
Liedausströmen namenlose Pein;
Floß ich hin zu süßen Tönen ganz,
Schwingt sich Liedesseele wohl hinein.

Und als leiser, leiser Herzensklang
Schweb' ich weich um's Haupt dem Englein licht,
Bis, umkost von meinem Schmerzensdrang,
Milder lächelnd blüht sein Angesicht. —

Wie sie das gesungen,
Da hat wunderbar,
Vom Getön durchdrungen,
Säuselnd eingeklungen,
Demantmauer klar.

Leis erbebend Klingen,
Wächst vom Fuß empor,
Wächst zum Schwanken, Schwingen,
Dröhnend hellem Singen,
Glockenlautem Chor.

Rascher Schwingung immer
Führt das Auge irr:
Edens Blätterschimmer
Tanzet im Gestimmer
In einander wirr.

Jetzt! ein sprühend Knittern
Durch den starken Schall —
Klafft mit Klanggewittern,
Springt zu tausend Splittern
Lichter Demantwall.

Himmelhoher Mauer
Dröhnend Donnerwort
Schwebt, in leister Dauer,
Als Gesäuselschauer
In den Splittern fort.

Fliegen die Entsprühten,
Wimmelnd wirrer Schein.
Sinken die Erglühten
Paradiesesblüthen
In den Kelch hinein.

Leuchtend ruht in allen
Wonnethräne mild;
Wo die Splitter fallen,
Horch'! ein säuselnd Hallen
Jedem Kelch entquillt.

Demantwall, zerstoben,
Ward zum Blumenschmuck:
Flügel leicht gehoben,
Edenduftumwoben,
Ungehemmt vom Druck,

Schwingt sich, froh entzücket,
Irla frei hinein,
Selber sich entrücket,
Wonnelasterdrücket;
Strebt zum Engelein,

Das, so weich gelegen
Unter'm Himmelsbaum,
Scheint sich schon zu regen,
Lippen zu bewegen,
Weil erfüllt sein Traum.

Blüth' und Blatt umschlangen
Sie mit Wundermähr;
Zweig hat sie gefangen,
Schwankend bleibt sie hangen,
Wonneschlummerschwer.

Seele muß erliegen
Vor dem Ueberdrang;
Bis in Traumeswiegen
Stark sie macht zum Siegen
Deutungstiefer Sang.

VI.

Zeylen Zwiespalts Sühnung.

Wie sich Irla träumend wieget,
Horch'! ein wundersames Klingen,
Frischer Tönewellen Springen,
Liedesborn, der nie versieget.

Also laut, ein Sangesringen,
Und so eins mit ihrer Seele:
„Dringt mir's aus der eig'nen Kehle?
Hör' ich selbst im Traum mich singen?"

Und so leise doch, ein Wehen,
Und so fern die holde Kunde:
„Nein! ich hör' aus Engleins Munde
Nur des Schlummers Hauche gehen."

Und so seltsam doch das Tönen,
Allbekannt und lockend traulich:
„'S ist die Fliege, groß und graulich,
Traumesbotschaft mir zu dröhnen."

Die Stimme ſingt.

„Sehnſucht iſt des Traumes Seele;
Selbſt aus Eden muß ſie wallen,
Forſchend, welches Reich von allen
Das Geliebte ihr verhehle.“

„Leicht wie Blatt und fein wie Schlänglein,
Wie der Vogel raſch von Schwingen,
Gaukelnd hell, gleich Schmetterlingen,
Und doch iſt's ein träumend Englein.“

„Unverlockt und ohne Raſten
Fliegt Sehnſucht immer weiter;
Alles ſtirbt, was licht und heiter;
Summt ſie um den Wiegenkaſten.“

Alſo ſang die ſüße Stimme;
Doch dazwiſchen, wie im Grimme,
Eingehüllt in Eisesſtarre,
Wiegenrucken, Liedgeſchnarre:

„Fliegt das Rennthier mit dem Schlitten.
Huſch!
Peitſcht das Kindlein in der Mitten,
Huſch!“ —

Doch das „Mitten“ und das „Schlitten“
Wird von Wohllaut überſtritten;

Fern verhallt es wie im Grimme,
Und es singt die süße Stimme:

„Hat des Grußes Hauch getroffen
Erdenherz aus Edens Räumen,
Bricht das Herz in Wonneträumen;
Dunkle Knospe, lichtes Hoffen.“

„Will mit Schönheitszauber bannen
Der Gebilde manch ein Hundert;
Seele schaut sie, unverwundert,
Leiser Klang zieht sie von dannen.“

Also sang die süße Stimme;
Doch dazwischen, wie im Grimme,
Eingehüllt in Eisesstarre,
Wiegentrucken, Liedgeschnarre:

„Hundert Meilen
Muß es eilen
In die schöne blanke Stadt,
Wo man manchmal sich ißt satt,
Manchmal helles Taglicht hat.“ —

Doch das „Stadt“ und „satt“ und „hat“
Klangbesiegt, entfliehet matt;
Fern verhallt es, wie im Grimme:
Weiter singt die süße Stimme:

„Nimmermehr kannſt du verlieren,
Was du einmal tief empfunden;
Erdenluſt, die dich umwunden,
Muß dies Eine nur verzieren.“

„Ob, zertheilt in tauſend Ranken,
Liebesbaum der Bruſt entſproſſen —
Alle haben nur umſchloſſen
Einen liebenden Gedanken.“ —

Alſo ſang die ſüße Stimme;
Doch dazwiſchen, wie im Grimme,
Eingehüllt in Eiſesſtarre,
Wiegenrucken, Liedgeſchnarre:

„Wie die blanken Buben lachen!
Gi! —
Kauft ſich Kindlein ſchöne Sachen,
Gi!“ —

Doch das „Lachen“ und das „Sachen“
Stirbt im Kampf dahin, im ſchwachen;
Fern verhallt es, wie im Grimme:
Weiter ſingt die ſüße Stimme:

„Daß der Seele tiefſtes Meinen
Offenbar und mächtig werde,
Muß der Himmel und die Erde
Sich im Sang verſöhnend einen.“

„Vor des Liedes Allgewalten
Muß, was trennet Herz von Herzen,
Ebenluſt von Erdenſchmerzen,
Demantwall zerſplitternd ſpalten.“ —

Alſo ſang die ſüße Stimme,
Doch dazwiſchen, wie im Grimme,
Eingehüllt in Eiſesſtarre,
Wiegenrucken, Liedgeſchnarre:

„Hat 'nen rothen
Heller boten,
Kriegt es Perlen, gläſern, blank,
Und das Jäcklein, roth und ſchlank,
Pelzlein auch, und ſagt: Schön Dank!“ —

Doch das „blank“ und „ſchlank“ und „Dank“
Uebertönt der Wunderſang;
Fern verhallt es, wie im Grimme;
Weiter ſingt die ſüße Stimme:

„Sang hat Paradies erbrochen;
Was da prangt am Wunderorte,
Sind die unverfälſchten Worte,
Wie ſie Gott zuerſt geſprochen.“

„Nicht getrübt durch Erdenwallen,
Rein, das Sein verſöhnt dem Müſſen;

Da gelingt's des Sangs Ergüssen,
Wie sie prangen, so zu schallen." —

Also sang die süße Stimme;
Doch dazwischen, wie im Grimme,
Eingehüllt in Eisesstarre,
Wiegenrucken, Liedgeschnarre:

„Traum, der kann noch schneller fliegen,
Husch!
Muß die Rennthier' all' besiegen,
Husch!"

Doch das „fliegen" und das „siegen"
Muß des Wohllauts Macht erliegen;
Fern verhallt es, wie im Grimme;
Weiter singt die süße Stimme:

„Wenn dem Busen rein entsprießen
Unverfälschte Gottgedanken,
Dann erst sinken hin die Schranken;
Seele darf die Seel' umschließen."

„Wenn in eins zwei Herzen schlagen,
Und zwei Geister sich ergründet:
Welteneinklang sich verkündet,
Wie an ersten Schöpfungstagen." —

Also sang die süße Stimme:
Doch dazwischen, wie im Grimme,
Eingehüllt in Eisesstarre,
Wiegenrucken, Liedgeschnarre:

„Tausend Meilen
Kann er eilen,
Trägt das Kindlein wohl im Nu
Schönen Zauberstädten zu;
Perlen, Jäcklein, Pelz dazu!“ —

Doch das „Nu, zu“ und „dazu“
Singet Edens Sang in Ruh;
Leis erstirbt es, frei von Grimme,
Leis versäuselnd singt die Stimme:

„Was ich sang, wirst du erfunden,
Holdes Englein froh umschließen;
Herz in Herz wird überfließen;
Deines hast du dann gefunden.“ —

Und des Traumes Flügeldecke
Hebt sich von den Wimpern leise;
Mit des Morgentraums Genecke
Geht und kommt die süße Weise.

Doch seitdem schön Isla träumend
Saß, die Augen festgeschlossen,

War im Zeitstrom, nimmer säumend,
Ein Jahrtausend hingeflossen.

Und es hatte unterdessen
Jenes alte Weib im Norden
An der Wiege fortgesessen
Und war nimmer müde worden.

Ruckt und schwingt die Wiege rasche,
Summt und brummt ihr altes Liedlein;
Ahnet nicht, daß längst in Asche
Sanken Wiegenkindes Gliedlein.

An dem Heerde sprüh'n und walten
Funkengeister, unverdrossen,
Und so ist der grauen Alten
Ein Jahrtausend hingeflossen.

Tausend Jahre hat gesessen
Irla, horchend Traumgesäuseln,
Eh' sie konnte ganz vergessen
Rucken, Summen, Flammenkräuseln.

Wie nun endlich fern verhallet
Wiegensangs unheimlich Mahnen,
Ist auch Edens Sang entwallet:
Hellem Wachen weicht das Ahnen.

Nur im Innern klingt es wieder,
Klinget nach und ruhet nimmer.
Irla fühlt sich sinken nieder,
Tiefer stets durch grünen Schimmer.

Endlich sinkt sie weich zum Grunde,
Off'nen Aug's sieht sie, im Wachen,
Ungeblendet, in der Runde
Paradieseswonne lachen.

Es liegen im Arm sich zwei Engelein
Unter himmelhohem Baum im Grün;
Aus lieblicher Locken goldigem Schein
Zwei Morgenröthen entgegen sich blüh'n;
Sie schau'n sich tief in Blauäuglein hinein,
Und Herz an Herzen muß wonnig erglüh'n,
Und eins vom andern den Odem saugt ein,
Ein Leben muß liebend das andre durchsprüh'n;
Ein jedes, in's andre ganz versenkt,
Ward heute sich selbst erst ganz geschenkt;
Ein jedes fühlt sich im andern ganz
Und liest sein tiefstes, geheimstes Versteh'n
In des andern Blick in leuchtendem Glanz,
Ein Wonnegefühl muß zwei Herzen durchweh'n;
Und schmiegt sich auch jetzt erst Brust an Brust:
Sie haben längst von einander gewußt.
Und Edens Blüthen rings läuten und klingen,
Und Blätter und Zweige säuseln und singen,

Und durch den himmelhohen Baum
Zieht rauschend erfüllter Wonnetraum,
Zu feiern den Herzenseinklang traut,
Draus Edens Pracht noch einmal sich erbaut;
So liegen sie blühend, Mund an Mund,
In ewigkeittrotzendem Herzensbund.

VII.

Ruhe.

Wie von Edens Traumesfluten
Letzte Welle leis verklungen,
Ist aus Nordens Heerdesgluten
Letzter Funken weggesprungen.

Flamme löscht mit leisem Knicken;
Alte Frau hat ausgesungen,
Ob der Wiege tief zu nicken,
Die sie, summend, rasch geschwungen.

Eis'ger Nacht grau'nvolle Schrecken
Sinken huschend in das Zimmer,
Können nicht die Alte wecken;
Endlich schläft sie nun für immer.

Schneegestöber überwehte,
Füllte längst den Schlot mit Flocken,
Draus sich nun kein Rauch mehr drehte!
Feuer muß auf ewig stocken.

Keine Spur mehr wird gefunden
Von dem Schornstein und der Stube;
Alle Klänge sind geschwunden,
Die gesummt aus dumpfer Grube.

Droben — keine Sternengleise;
Drunten — keine Rennthierbahnen;
Schweigen thront auf ew'gem Eise,
Ungeschreckt von Lebensmahnen.

Funken.

Such nur im Sand mit geduldigem Sinn
Findest doch noch ein Goldkörnlein drin.

Inhalt.

Praktisch und satyrisch,
Didaktisch und lyrisch,
Confus und summarisch
Und meist litterarisch.

1.
Buchhändler werden fett und drall:
Der Buhu rupft die Nachtigall.
2.
Kritik verlor den rechten Ton;
Viel Farben hat's Chamäleon.
3.
Das Manuscript der Dichter mach';
Druckfehler sind des Setzers Sach'.
4.
Das Ende muß stets spitzig sein;
Der Esel hat ein Schwänzelein.
5.
Genie's die schöne Form nichts gilt;
Der Fuchs die Trauben sauer schilt.
6.
Gedanken such' im Liede nie;
Der Guckuck ist ein kluges Vieh.
7.
Das Dichten bringet Honorar;
Der Hungertod ist hart fürwahr.
8.
Sehr zanket sich der Journalist;
Der Igel wird vom Fuchs be....

9.

Der Kaufmann kauft Gedichte schier;
Um Käse wickelt man Papier.

10.

Der Menzel schreibt Kritiken sehr;
Der Mogul ist ein großer Herr.

11.

Die Nachwelt Dichters Liebste ehrt;
Die Nähmamsell näht, wäscht und lehrt.

12.

Originell ist unsre Zeit;
Der Ochs liegt still und wiederkäut.

13.

Dem Publikum gieb Stoß auf Stoß;
Den Gisel treibt der Prügel blos.

14.

Um's Quantum müh' dich nicht zu stark;
Der Knüppeldamm führt durch den Quark.

15.

Der Rezensent liest nie die Schrift;
Der Raufbold schlägt, wohin er trifft.

16.

Des Dichters Sang ist zarter Hauch;
Das Sausen ist ein schöner Brauch.

17.

Talente giebt's viel auf der Welt;
Die Tinte kostet nicht viel Geld.

18.

Im **Ueberfluß** giebt's Lyriker;
Die **Unken** ſchrei'n im Teiche ſehr.

19.

Die Dichter ſchließen den **Verein**;
Das **Volk** mag gern in Kneipen ſein.

20.

Der — ⏑ da zum Streichen iſt;
Der **Ziegenbock** die Roſ' abfrißt*).

21.

Sei liebreich, ſchonend und mild inwendig;
Nach Außen iſt Grobheit mitunter nothwendig.

22.

Wer euch, wie ein Ei, zu betippen dächte,
Renkte nimmer euch die Glieder zu rechte.

23.

Als St. Georg den Lindwurm ſchlug,
Nicht erſt ihn um Erlaubniß frug.

24.

Wenn du willſt einen Floh todtſchlagen
Und ihm noch Complimente ſagen,
Hat ihn ein Sprung hinweggetragen.

---

*) Statt dieſer Zeilen, welche in einem Theile der Abdrücke von 1838 ſtehen, mußte der Dichter in einem veränderten Abdrucke deſſelben Jahres zwei andere anſchieben; es ſind folgende:

Von ſchwarzen Strich'n iſt's Zebra voll;
Der Zollentnehmer nimmt den Zoll.

Eben ſo verhält es ſich mit Nr. 59.

25.

Was oberflächlich und äußerlich,
Bekrittelt der Kritiker meisterlich;
Den wahren Inhalt ahnet leis,
Wer nichts beschwatzt und wenig weiß.

26.

Macht einer einmal einen kecken Reim:
„Nachahmer Freiligraths! Schickt ihn heim!“
Spricht einer von Rosen und Saatengrün:
„Das stahl er dem Anastasius Grün!“
Ist man einmal witzig und weinerlich:
„Seht, der gebehrdet sich heinerlich!“ —
Ihr Narren, die ihr am Kittel mir zaust!
Ich fühl' und reime auf eigene Faust.

27.

„Er war einmal in Berlin, potz Blitz!
Das sparet allen Fleiß mir,
Denn ohne zu lesen schnell mach' ich den Witz:
Seine Verse sind Sand und Weißbier.“

28.

„Poet — ein nichtdenkendes Singethier;
Drum für ihn denken, das müssen wir. —
Ihr vogelberupfenden mauzenden Katzen!
Meint ihr, Poeten wären Spatzen?“ —

29.

Der Kritiker hilft mit Rath uns aus,
Derweil sind wir längst darüber hinaus.

30.

Wer nicht das Rechte weiß zu verehren,
Der wird das Schlechte nimmer auskehren.

31.

Statt Sardellensallat verschleimender Aal
Ist eine Kritik, wenn sie sentimental.

32.

Er stellte sich ganz objectiv
Mit denkender Stirn hoch über mich,
Und, als ich seine Kritik durchlief,
Fand ich verwechselt mir und mich.

33.

Den sie gejagt aus Quinta fort,
Weil er nichts begreifen konnte dort,
Nunmehr das Publikum aufklärt,
Genies mit seiner Belehrung beehrt.

34.

Was hilft's, einen tüchtig abzuführen?
Wer nichts capirt, den wird auch nichts rühren.

35.

Mich setzt in Stummheit und Verwegenheit.
Nur deine Dummheit, nicht deine Verlegenheit.

36.

Wenn mich ein Ochs mit Hörnern trifft,
Was Wunder, wenn ich ganz verblüfft?

37.

Wenn einer mit seltsamen Worten tobt,
Wird seine Energie gelobt.

38.

Ein Schwächling wohl auch die Sprache foltert
Und sagt: „ich donnre," wenn er nur poltert.

39.

Die Kraft gebehrdet sich nicht wild;
Der ächte Wein ist stark und mild.

40.

Die Eiche säuselt lind und leis,
Ihre Wurzel die Felsen zu sprengen weiß.

41.

Aus holdem Aug' strahlt Siegesgewalt;
In lieblicher Form ein kühner Gehalt.

42.

Wenn unsre Rezensenten
Inwendig singen könnten,
Anstatt zu zählen die Buchstaben:
Würden vom Metrum so dumm geschwatzt nicht haben.

43.

Manches dem Ohre seltsam klingt,
Was sich durch's Herz melodisch schwingt.

44.

Wer seine Gesinnung je verlor,
Der hat auch keine gehabt zuvor.

45.

Wenn dich dein Witz verlassen hat,
So schrei': „Der Kerl ist wahnsinnig."

46.

Wenn einer nichts Rechtes im Busen hegt,
Ist's lächerlich, wenn er die Nase hoch trägt.

47.

„Wer nicht den Schmerz der Völker faßt,
Für unsre anstrebende Zeit nicht paßt“ —
Der Schmerz der Völker dauert nicht lang,
Doch ewig währt ein ächter Sang.

48.

„Von Liebe singt er her und hin,
Für Großes hat er keinen Sinn.“ —
Ihr täuscht euch, ihr seid klein, mein Freund,
Da euch die Liebe klein erscheint.

49.

„Da wir zu socialen Umwälzungen eilen,
Stets leiert er fort noch die alten Weisen.“ —
So singt ihr die Dirnen, die geistreich-geilen:
Wir wollen das Weib, das sittige, preisen.

50.

Sie las von Emancipation des Geschlechtes,
Das beraubt sei alles geselligen Rechtes;
Sie küßte den Gatten (wer hätt' es geglaubt?),
Sie lächelte hold, leis schüttelnd das Haupt.

51.

Sollen wir die Weiber nicht als dumm abspeisen,
Müssen sie sich erst als gebildet erweisen.

52.

Ihr Weiber, wer auch eure Dummheit bewitzelt,
Ihr leset genug, was Salbader gekritzelt,
Doch nichts, was veredelt, ach! nur, was euch kitzelt.

53.

Verletzert hat man auch den Göthe,
Nun streichelt ihr statt des Schwan's die Kröte.

54.

„Rückert . . .“ hub ich zum Theefräulein an;
Sie räumpfte das Näschen: „Wie heißt der Mann?“

55.

Die bei argem Wort sich kann fühlen betheiligt,
Die halt' ich vor meinem Spott nicht gefreiligt.

56.

Die Rose glüht in blassem Licht,
Vom Mondschein zart umwebet;
Ein blühend Mädchenangesicht,
Das leiser Gram umschwebet.

57.

Fern sprach von mir ein lieblicher Mund;
Ein süßer Hauch überkam mich zur Stund'.

58.

„Kann er nichts Ernstes, Gewaltiges singen,
Nur immer in Lieb' und Lenz verlieren?
Was? Kann der Kerl nicht höher springen?“ —
Seht ihr denn die Ketten am Fuß nicht, ihr Thoren?

59.

Viel Vögel, die streichen und geh'n nicht verloren,
Als Kraniche, Wildgäns' und — — —.*)

*) Statt dieser Zeilen stehen in einem veränderten Abdrucke desselben Jahres (1858) folgende zwei:

Wer sich nicht will verbrennen das Maul,
Der muß sehr halten hinein das Maul.

60.

„Der liebt gewiß die Freiheit nicht,
Weil er nicht in der Luft herumficht."

61.

Der Fels zerkracht, der Wald sich entzündet,
Der Schmetterling lustig von dannen fleht;
Erdbebennarr'n! was ihr auch verkündet:
Dem Abgrund entflattert mein flüchtiges Lied.

62.

Auf dem Papier sind sie cynische Trutzer,
Im Leben geckenhaft vornehme Stutzer.

63.

'S ward einer verboten und reißend gelesen,
Und ist dennoch ein Lump gewesen.

64.

Wer verliert die Courage in zahmer Blamage,
Hatte nur aus Renommage Courage.

65.

Oft ist die moderne Zerrissenheit
Nichts als kindische Eitelkeit.

66.

Es ist bequem, zerrissen sein
Bei Austern und Champagnerwein.

67.

Der spielt den Märtyr der ernsten Zeit,
Der nur ein Märtyr der Liederlichkeit.

68.

Statt daß nach bess'rer Zeit ihr schreit,
Macht selber doch die bessre Zeit.

69.

Was ſchwadronirt ihr von Emancipiren?
Wer ſich ſelbſt in's Geſicht ſpuckt, iſt nicht zu curiren.

70.

Das Bittre will euch nicht behagen,
Ein bitrer Schluck doch ſtärkt den Magen.

71.

Die Räudigen fühlen meinen Schimpf,
Die Edlen erkennen meinen Glimpf.

72.

„Warum verdirbſt du's mit allen Partei'n?" —
Ich denk', ich rapple mich durch allein.

73.

Wenn ſich die Kerl's nur beleidigt gebehrden,
Dann hoff' ich, nächſtens berühmt zu werden.

74.

Schießpulver knallt und brennet ſchnell,
Die Sterne ſtrahlen ewig hell.

75.

Sieh' Shakeſpear's heitre Götterſtirn,
Dann geht's vielleicht dir in's Gehirn,
Wie daß ein milder, ſtiller Geiſt
Sich als ein ſiegender Held erweiſt.

76.

Wie bräut der wilden Erhabenheit Stempel
An einem zertrümmerten Göttertempel!
Ja, Byron! es ragt ein zerriſſner Gott
Hoch über geſunder Zwerglein Spott.

77.

Ein Manneswort erschallt wohl auch
Umweht von lindem Rosenhauch.

78.

In Freimunds Sang, so süß und klar,
Sieht man das Wunder offenbar,
Wie ein gedankentiefer Greis
Ein selig Kind zu bleiben weiß.

79.

Wenn Göthe scheint den Sinn halb zu verhehlen,
Nennt's nicht Geheimnißkrämerei!
Er sorgt nur, daß der Entweihung gemeiner Seelen
Des Schönen Heiligthum verschlossen sei.

80.

Kaum öffn' ich dich, du Wunderbuch vom Faust,
Ist rings gemeiner Alltaghausrath fort,
Ein Pfeiler baut sich kühn bei jedem Wort,
Bis ich zuletzt, von Orgelstrom durchbraust,
Von dämmernd hohem Dom mich find' umschlossen,
Mein Innres in den Urgeist hingegossen.

81.

Wenn, fremd dem Glauben, dein Gemüth
Nur für das Schöne begeistert glüht —
Der den gestirnten Himmel erschaffen,
Wird dich an seinen Busen raffen.

82.

Wie die Säue laut ihr an der Schaale der Nuß.
Wer den Kern will schmecken, aufknacken muß.

83.

Nur wer erfaßt des Ganzen Sinn,
Schwatzt über das Einzle nicht Unsinn hin.

84.

Wer schon im Guß verhunzt, der renke zurecht sich an Regeln;
Aber der höhere Mensch folge dem Drang in der Brust.

85.

Wenn ein Satz eine tiefe Wahrheit verhüllt,
Das Gegentheil auch als Wahrheit gilt.

86.

Du zürnst und tobst über das, was ich sprach,
Und wärst du im Stand' und fühltest mir's nach,
Und trenntest das Wesen von der Erscheinung —
Du wärst am Ende meiner Meinung.

87.

Was originell! — Sei rein und treu!
Was ewig ist, bleibt ewig neu.

88.

Beim Schöpfen steig' in's eigne Gemüth nur hinein,
Dann schenkst du uns auch gewiß einen eignen Wein.

89.

Sie rennen nach Stoffen durch alle fünf Welten,
Den Stoff im Gemüth, den erfassen sie selten.

90.

Das Leere wird nicht durch schöne Form verrucht,
Doch der auch ist leer, der unschöne Formen pflicht.

91.

Manche nur Vers zu Vers addiren;
Ihr Herrn, das wird nichts! Ihr müßt componiren.

92.

Leicht ist es, Verse zusammenleimen;
Das Lied muß, wie die Blum', entkeimen.

93.

Du meinst, wenn ich eine Ballade dichte,
Ich erzähle dir eben nur eine Geschichte:
Guck' nur ein bischen schärfer hin!
Mein' Seel! es steckt gar ein Gedanke drin.

94.

Die schönste Erzählung und Schilderung
Ist nur eine Guckkastenbilderung.
Auf daß du sie zum Gedicht verklärst:
Such' den poetischen Brennpunkt erst.

95.

Wo die Strahlen alle zusammengeh'n,
Das ist der Punkt, da strahlt's und brennt's;
Da wird man mit eins die Dichtung versteh'n —
Doch nicht durch eine Moralsentenz.

96.

In einer Zeit, wo man gar nichts thut,
Ist's schwer zu schreiben ein Drama gut;
Und sollt' es auch von statten geh'n:
Die Leute werden's nicht versteh'n.

97.

In kurzem Laut, in holdem Reim,
Des ewigen Welteinklangs Keim.

98.

Im Reim klingt zusammen, was verschieden,
Als wie zwei Liebende hienieden.

99.

Im zuckenden Blitz
Fühlst du Gott zumeist;
Im schlagenden Witz
Offenbart sich der Geist.

100.

Wer manierirt? Ob ihr's wohl trefft? —
Der fort und fort sich selbst nachäfft.

101.

Willst du dich vor Manier bewahren,
Mußt dich als Proteus offenbaren.

102.

Wer sich selbst hat, kann stets neu sich gestalten,
Und doch nur immer sich selbst entfalten.

103.

Es soll des Poeten Seele sein
Ein Weltenspiegel groß und rein.

104.

Der sich verliert in einer Richtung,
An dem verliert nicht viel die Dichtung.

105.

Wenn einen Dichter toll man schilt,
Ihm's als der größte Lobspruch gilt.

106.

Wenn Gott über Weltenerschaffungen brütet,
Poetenwahnsinn ihn flammend durchwüthet.

107.

Alle Menschen sollen Dichter sein,
Die einen nach außen, die andern inwendig;
Erstarrt send' ich's Kind in die Welt hinein;
In eurer Brust werd' es wieder lebendig.

108.

Wer nur sein Inures erkennt und versteht,
Dem bringt nichts Fremdes der Poet.

109.

Wer versteh'n will, was der Dichter ersinnt,
Muß werden ein geschentes Kind.

110.

Wohl hundert Vöglein im Walde sangen
Mit wundertief melodischem Schall;
Derweil schrie'n Kerls aus überall:
„Der Vogelgesang ist nun untergegangen."

111.

Die Rose duftet, sich zur Lust,
Ist's von der Welt auch nicht gewußt.

112.

Nachher, wenn man's ihnen demonstrirt:
„Der da hat classisch musicirt,"
Da werden sie alle thun charmirt
Von dem, was früher sie ennuyirt,
Weil sie's nicht capirt.

113.

Ja! wir Poeten sind die Nullen,
Die ihr wogendes Herz
Ausbluten in Liebesschmerz.

Um die gnädige Frau auf dem Canapee,
Nachmittags beim Kaffee
In behaglichen Schlummer zu lullen.

114.

Es schreibt so bequem sich, was schlecht und seicht!
Was seicht und schlecht, liest so glatt sich und leicht!
Da ist ja beiden Hülfe gereicht,
Den schreibenden Geldheimträgern,
Den lesenden Zeitlebtschlägern.

115.

Mich ignorirt der große Menzel,
Mich nicht copirt das kleine Genzel,
O weh! wo bleibt mein Lorbeerkränzel?!

116.

Man trifft auf den Kopf wohl den Nagel einmal,
Doch unter einer so großen Zahl
Ist leider wohl Manches trivial.

117.

Wenn eigne Dichtung an dich schaut
So fremd zugleich und so vertraut,
Als hättest du's sonst wo vor Jahren gelesen:
Dann ist dein Dichten vortrefflich gewesen.

118.

Es hat die Kunst auch ihre Moral:
Die Pfuscher sind eitle Schufte zumal.

119.

Vor's allererste, sei ein Mann!
Dann mach' dich an die Kunst heran.

120.

Das Schlechte verfolge, wie die Pest!
Schon, weil es das Rechte niederpreßt.

121.

Bei dem Geschnatter rings umher
Hört man die Nachtigall nicht mehr.

122.

Ein literarisches Vehmgericht,
Wo man alle Stümper und Heuchler ersticht:
Das wäre gar so übel nicht.

123.

„Seht den Fanatiker!“ hör' ich euch spotten:
„Der unmenschlich, brutal strebt, auszurotten!“ —
Um rein zu erhalten der Guten Zahl,
Hat Gott ersäuft die Schlechten zumal.

124.

Wenn ihr so in der Toleranz fortfahrt,
Und Alles laßt gelten in seiner Art,
Meint sich, da Alles sich verschlechtigt,
Noch jeder Giftpilz zu Ehren berechtigt.

125.

Wem noch das Heilige heilig und werth,
Der hat auch gegen das Schlechte ein Schwert.

126.

Mein Herz, voll Lieb' und voll Verehrung,
Ergrimmt bei seiner Götter Entehrung.

127.

Nichts glaub' ich, wie man dich auch vertheidigt,
Da deine Fratze mich frech beleidigt.

128.

Mich hat eine Kröte gekränkt noch nie.
Ob sonst sie schadet? nicht weiß ich's genau:
Doch schlag' ich sie todt, wo ich sie schau',
Weil sie ein etlich scheußliches Vieh.

129.

Der Schlechte hat sich versteckt der Pflicht,
Der Dumme hat sich versteckt dem Licht;
Der Schlechte muß zittern vor den Gesetzen,
Den Dummen soll Schmach zu Tode hetzen.

130.

Emancipirt nur noch die Dummen,
Dann wird alles Edle bald verstummen.

131.

Weh uns! der Liebe Rosenlicht
Blüht ohne des Hasses Dornen nicht.

132.

Es giebt nur Licht, weil's Finsterniß giebt;
Nur das Herz, das haßt, weiß, daß es liebt.

133.

Du sagst: Das Schlechte hassest Du;
Und mit Den Schlechten prassest Du?

134.

Mit Thränen des Mitleids in den Augen
Möcht' ich erwürgen, die nichts taugen.

135.

Ob dich ein Pfaff auch thut in Bann,
Sein eigner Richter ist der Mann.

136.

Wer nur das Schöne loben kann,
Der strebt gewiß zu Gott hinan

137.

Was also lieblich zu dir schallt,
Geheimnißvoll dich so durchwallt,
Daß du nicht weißt, woher es gekommen:
Das hat seinen Ursprung dort oben genommen.

138.

Die Hoffnung ist Erinnrung nur;
Es tönt durch's Herz,
Verschönt den Schmerz.
Wie gleißt es licht!
Du weißt es nicht:
Es ist des verlornen Edens Spur.

139.

Wie schwarz und grollend der Wolken Getümmel,
Dahinter steckt der blaue Himmel.

140.

Wen wilder Drang umhergetrieben,
Wer sich teuflisch verirrt, den kann ich noch lieben;
Doch wer sich gar nicht verirren kann,
Den spei' ich an.

141.

Der starke Sünder, in Höllenflammen,
Wird sich noch freu'n, seine Kraft zu üben:
Den Schwächling wird man nur verdammen
Zu ewig langweiliger Leerheit drüben.

142.

In deiner Brust die Rosenflur
Umsperre mit eisernem Gitter nur!

143.

Tief unter'm Eis fließt hell die Flut;
Eispanzer ist der Seele gut.

144.

Was schleicht das Leben, das Aug' voll Schlummer!
Mein Herz, wie sehnst du dich nach Kummer!

145.

Was wollt ihr, Düftlein! an meiner Nasen?
Zerpeitschte mich lieber des Sturmes Rasen!

146.

Ich fühl's: ich könnte mich verstumpfen,
Versumpfen:
Ich raucht' Taback, ich tränk' und äß',
Und stille säß';
Und dennoch drängt mit Gewalt mein Herz
Sich hinein in ein tobendes Meer von Schmerz.

147.

Gott selber konnte nicht widersteh'n,
An das Kreuz zu geh'n,
Der Menschheit Weh auf sich zu laden,
In des Jammers Wollustwellen zu baden

148.

Ja wohl! ein gutes Gewissen
Das beste Ruhekissen
Für Pinsel;

Aber wen ein Sturmhauch Gottes durchbrauſt,
Der wohl auch ſein Bett zerwühlt und zerzauſt,
Mit Geſtöhn und Gewinſel.

149.

Herr! über mich ſandteſt du deinen Geiſt!
Ich duld' es ſtill,
Ob er mich zu Wirbeln und Riffen auch reißt
Und zermalmen will.

150.

Wenn das Alles geleſen die feichten Knechte,
Sagen ſie: „Der iſt uns auch der Rechte!
Der affectirt, wie es Mode,
Er ſei betrübt zum Tode!“

151.

Können Roſen nicht auf Gräbern blüh'n,
Kann Schmerz nicht unter'm Lächeln glüh'n?

152.

Alles iſt erblich,
Verderblich;
Der Schmerz nur iſt unſterblich.

153.

Wo der aufgeriſſne Vulkan ſich verſprüht,
Die ſchwankende Rebe leisträumend blüht.
So hoff' auch du
Auf Ruh',
Mein wildes Gemüth!

154.

Soll eine träumende, ſäumende
Harmoniſche Welt ſich geſtalten,

Muß erst eine bäumende, schäumende
Verwirrung wüthen und walten.

155.

Eine Riesenharfe bist du, Natur!
Die Saiten klingen so voll und rein;
Doch fühlen sie nichts, und tönen nur,
Wenn Gottes Odem haucht darein.
Menschheit — ein verstimmtes Instrument,
Dran jede Saite selbst klingen will,
Und doch ihren rechten Ton nicht kennt;
Das schwirrt durcheinander gar wild und schrill.
Ihr Saiten! kenntet ihr selbst euch all':
Eure Harmonie wäre Himmelsschall.

156.

Hier gab ich euch hin mein ganzes Herz;
Ich weiß, ihr werdet's mit Füßen treten.
Ich weiß, es wird sich krümmen vor Schmerz:
Und dennoch gab ich's, angebeten.

157.

Was ich so wild dahingeschrieben,
Hat scheu dich von mir weggetrieben.
Ach! seh in's Auge schaue mir!
Und traue mir!
Vielleicht wirst du mich doch noch lieben.

158.

Ein helles Meer ist mein Gemüth;
Tief unten manche Blume blüht,
Die kannst du durch die Wogen sehn
In lockender Pracht leisträumend stehn;

Doch drüber schroffe Klippen drohn,
Der Strudel heult in wildem Ton:
Du wirst betäubt am Riff zerschellen —
Und tauchst du dennoch in die Wellen?!

159.

Dich zermalmt mein umfangender Eisenarm:
Ach! auch die Liebe bringt Todesharm?!

160.

Hör' auf, mein Herz! nun, Funken zu sprüh'n,
Sonst mußt du stückweis in Qual verglüh'n.

Ein halb Dutzend Sonette zum Nachtisch.

Die Macht des Schmerzes.

Was schwatzt ihr doch von heitrer Weltanschauung!
Seht! wie die Mücke tanzt im Sonnenlicht,
Eintönig singend ihrer Lust Bericht,
Dem Wandrer, traun, zu leidiger Erbauung.

Vergessen ist sie bei des Abends Grauung;
Dann kommt die Nacht — O! die vergißt es nicht,
Was wilder Gram zu ihr, der stillen, spricht
In feierlich gehelmer Anvertrauung.

Aus jenem vorzeitrauerschwarzen Thurm
Aechzt dumpf die Eule ihren Jammer aus,
Selbst grausgeschüttelt, rings erweckend Graus.

Der Schrei durchzuckt die Nacht, wie Krampf den
Wurm,
Und muß im Busen der Gedankenvollen
Von Wiederhall zu Wiederhalle rollen.

Die Sprache.*)

Warnung **)

Vulkanenlied. ***)

---

*) Wurde von dem Dichter in die „gesammelten Gedichte" von 1843 aufgenommen und befindet sich in dem 2. Bd. der sämmtlichen Schriften, S. 173.

**) Desgleichen S. 152.

***) Desgleichen S. 153.

An Freiligrath.*)

Du klagst, daß sie dir keine Ruhe lassen,
Zu künden: „Was ist Poesie?“ den Tauben;
Dann seh' ich Schild'rung dich zu Schild'rung klauben;
Wie? kenntest, wolltest du's nicht tiefer fassen? —

Fährt, ein Neptun, dein Geist durch Wogengassen
Der eignen Brust, daß laut die Rosse schnauben,
Bis Wellenhäupter schütteln schäumige Hauben,
Und hoch sich bäumen wildgepeitschte Massen.

Und donnert: Halt! dann seine Herrscherstimme —
Im Nu versteint, wild starret das Getümmel,
Rings Labyrinth, zerklüftet dort und hie;

Du zeigst den Leuten dann mit stillem Grimme,
Daß, opernguckend, anstaunt jeder Lümmel
Das Petrifact — schau'! das ist Poesie!

An das Sonett.

Ward mir auch schwer das stolze Meistertrachten,
In Rosenkränze kühnen Sinn zu schlingen;
Doch trieb mich's an, in deinem Maaß zu singen —
Des Wohllauts Maaß, das Stümper nur verachten,

*) Siehe dessen Gedicht: der Reiter, im Rheinischen Odeum.

Wem nicht erſchloſſen deines Baues Prachten,
Draus rings ſymmetriſch ſinn'ge Blumen ſpringen,
Drin Orgelhalle hin und wieder klingen —
Verſtockung muß ihm Schönheit ſtets umnachten.

Du Erz- und Blüthenbund zugleich! erſonnen
So kühn, ſo zart, und eiſern doch geſponnen:
Wer dich beſitzt, den Stab hat er gewonnen,

Des Wink reglert des Sturms harmoniſch Toſen,
Dann Schlachtgeſtampf, dann Ariel, den koſen,
Und leichter Elfen Koſen zwiſchen Roſen.

Epigrammatisches, Satirisches und Lehrhaftes.

Neue Funken.

Simplicitas ist noch genug zu finden,
Das sancta nur thät ganz verschwinden.

—

Thut ihr immer im Puppenspiel noch agiren?
Meint uns noch immer zu amüsiren?
Wir sind nicht mehr Kinder, das solltet ihr wissen,
Guckten längst euch hinter die Coulissen.

—

Das ist eine Ordnung zum Verehren:
Alles über Einen Kamm zu scheeren!

—

Ich bitt' euch: traget ab die Berge,
Den Baum beschneidet zur Figur,
Kappt ab die Riesen, reckt aus die Zwerge,
Daß Ordnung sei auch in der Natur.

—

O bautet ihr doch eine Hölle zusammen,
Daß edler Zorn mich könnt' entflammen;
So ist mir's nur witzesprecherlich,
Denn Alles ist leider nur lächerlich.

—

Hört man die schwarzen Thiere grunzen,
Den heil'gen Text uns frech verhunzen,
Man meinte, hätte man's selbst nicht gelesen:
Daß Christus ein Pharisäer gewesen.

O Christus, bleib' in deinem Himmel,
Mische nicht noch einmal dich in unser Gewimmel,
Denn die Censur ist ein hartes Joch,
Und Spandau ein sehr langweiliges Loch.

—

Seitdem Gensd'armen die Welt durchjagen,
Wird Keiner mehr an's Kreuz geschlagen.

—

Er bläut den Jungens den Tacitus ein,
Doch schamroth zu werden fällt nimmer ihm ein.

—

O setzt doch auch noch eine Censur
Ueber die exaltirte Natur,
Und streichet die eichensplitternden Blitze,
Des Vulkans vernichtende Flammenwitze,
Und des schwellenden Bergstroms Zerstörungsgeschrei,
Daß Alles hübsch ruhig und ordentlich sei.

—

Die Zeit ist arg, so ohne gleichen,
Daß ein Ehrenmann wie ein Dieb muß schleichen.

—

Freund, die Gesinnung ist verboten,
Darum sperrt man mit Recht dich ein!
Reißt ab die Rosen dort die rothen,
Daß sie sich erfrechen roth zu sein!

—

Mein Manuscript, o weh! wie schnöde schmelzt es ein,
Der Censor muß wohl krank im Unterleibe sein.

—

Wenn frei am Stengel bleibt die Traube,
Wird sie der Fäulniß bald zum Raube;
Doch tritt man sie mit Füßen wild,
Der Saft von geheimen Kräften schwillt,
Bis daß, in gewaltigem Kampf gegoren,
Der helle, duftige Wein geboren. —
O tretet uns nur mit plumpem Gestampf!
Wir hoffen auf lustigen Gährungskampf.

Weh' mir! ich gab den Kindern ein Schwert,
Das Kind ist nun zum Manne verkehrt:
Gern hätt' ich's jetzt ihm wieder entrafft,
Doch er hält's fest mit Manneskraft.

Herr, laß' uns fühlen der Knute Kraft,
Daß endlich das Volk sich zum Muthe rafft!

Sie stören Keinen in der Verdauung,
Auch nicht in lautlos zahmer Beschauung;
Nur der That Herold, der Gedank', ist in Ketten,
Doch das merken sie nicht — wer soll ihn retten?

Sagt ihr: „Aus Nothwehr sperren wir ihn ein,"
Damit will ich gern einverstanden sein;
Doch prahlt ihr: daß es recht und heilsam sei,
Das ist eine schuftige Heuchelei.

Les' ich dein Meisterwerk, Machiavell,
Wird mir so freudig, so furchtbar hell.

O läs' es das Volk nur und überdächt' es —
Du würdeſt der Retter des Menſchengeſchlechtes.

—

Wie nennt man den, der ſein Wort gebrochen? —
Pſt, pſt! — nur davon nicht laut geſprochen!

—

Auf der Straße zu rauchen Taback frei,
Verbietet man euch bei Thalern zwei,
Weil man ſich's ſelber vorbehält,
Dunſt vorzumachen aller Welt.

—

Begegnet dir der dümmſte Pinſel
Mit ultraliberalem Gewinſel,
Das er ſtets am falſchen Fleck anbringt,
Dich auf ſeinen Unſinn zur Antwort zwingt,
Der überall Geld ausgiebt und leiht
Und doch kein feſtes Geſchäfte treibt,
Dann zieh' mit Ehrfurcht deinen Hut
Vor dem erhabnen Inſtrument,
Das ſich die Macht erwählen thut,
Zu erforſchen des Volkes Temperament.

—

Laß' den Bekehrungseifer ruh'n,
Wer ſelbſt nicht auftaucht, den laß' ertrinken!
Was kann die Wanze andres thun,
Als ſinken?

Dichterberuf.

Von Nectar trunken sein und doch besonnen,
In heitren Lügen ew'ge Wahrheit künden,
Aus Luftgebilden feste Tempel gründen —
So wird des Dichters Lorbeerkranz gewonnen.

Gefährliche Aristokratie,
Wenn Göthe's großthun mit ihrem Genie!
Alle tausend Jahr werden Zwei geboren:
Wenn die sich verbünden, dann sind wir verloren.

Zur Sonne schwingst du dich freilich, Adler;
Doch willst du entgeh'n dem richtenden Tadler,
Dann mußt du auch hübsch bescheiden sein
Und mit uns Gänsen Gigack schrei'n.

Geh' deinen Weg alleine
Und suche das Pack nicht auf:
Doch kommt dir's zwischen die Beine,
Dann tritt mit Füßen drauf.

Vom Bauer, der einen Adler fing.

Ein Bauer fing einen Adler ein
In Schlingen.

Der Adler sträubt sich in seiner Pein
Und schlägt darein
Mit zwei gewaltigen Schwingen;
Doch thät ihn der Bauer bezwingen.
Da dachte das schlaue Bäuerlein:
Mein Seel', hier trügt der äuß're Schein;
Wer hätt' geglaubt, daß dies Vögelein
So wundersamlich stark thät sein;
Das kann mir Nutzen bringen.
Den andern Morgen spannt' er's ein,
Wollt' es zum Pflügen zwingen.
Der Adler entschlüpft den Schlingen,
Thät mächtig auf sich schwingen
Bis hoch in den goldnen Sonnenschein.
Das Bäuerlein
Gar dumm schaut drein,
Verdutzt, betroffen,
Das Maul weit offen,
Bis er zuletzt das Ding begriff
Und philosophirte: Ja, da liegt der Pfiff.
Daß ich mein Seel' vergessen hatt'
Die Flügel, die das Thierlein hat.

Ihr Bauern, fangt ihr Adler ein,
Gleich ihnen die Flügel beschneidet fein!

Organiſche Kritik.

Ein närriſcher Kauz ging mir zur Seit',
Da ſah ich ein ſchönes Weib nicht weit.
Ich rief: O ſeh' das friſche Geſicht!
Er rief: Kohl iſt ein geſund Gericht!
Ich: Wie ſo blühend Mund, Wang' und Stirn!
Er: Wie ſo ſaftig Kirſch', Apfel und Birn!
Ich: Und der Hals ſo weiß und ſchlank!
Er: Wackres Rindfleiſch, habe Dank!
Ich: Wie voll Anmuth ſie ſich bewegt!
Er: Manch ein Reh ward drum erlegt!
Ich: Und der Buſen, wie ſanft geſchwellt!
Er: Dank dir, wucherndes Rübenfeld!
Ich: Und des Auges Zauberſchein!
Er: Treffliche Reben wachſen am Rhein,
Ich: Und wie Alles zuſammenklingt,
Zu lieblichem Ganzen ſich verſchlingt!
Er: Wein, Rüben, Rehe, Rindfleiſch, Birnen,
Aepfel, Kirſchen und Kohl,
Wie ſeid ihr vermengt und gemiſcht ſo wohl!
Ich: Biſt Du toll?
Sag', was das ſoll?
Statt daß du mit mir die Schönheit lobſt,
Sprichſt du von Fleiſch, Gemüſ' und Obſt.
Er ſprach: Ich that, was du gethan,
Nur ſeh' ich die Sache tiefer an.
Was anders iſt denn jenes Weib
Mit ſammt ihrem zarten, wonnigen Leib,

Als was sie selbst und ihre Vorfahren
In's vierte Glied seit vielen Jahren
Getrunken, gegessen und verdaut,
Und was man an ihr nun veredelt schaut?
Ich: Und der göttliche Lebenshauch?
Er: Bagatell! den Teufel auch:
Ein tüchtiger deutscher Rezensent
Dergleichen Nebensachen nicht kennt.
Wer freut sich flach an fertigen Werken?
Woraus sie gemacht sind, das muß man merken.
Nur mit dem Messer der Anatomie
Erforscht man gründlich Göthes Genie.
Ich sprach: dann ist es schlimm bestellt;
Was giebt's noch Neues in der Welt?
Und deutsche Bildung, und deutscher Geist — —
Er: Ein Salat ist's, der also heißt.

De gustibus non disputandum.

Trat Einer vor 'nen Esel hin
Und wollt' ihn füttern nach seinem Sinn;
Rosinen und Mandeln holt' er für
Und reichte sie dar dem armen Thier.
Das Thier zu schnuppern kaum begann,
Es rührt die Rosinen und Mandeln nicht an.
Der Mann voll Eifer näher trat,
Dem Thier in's Maul selbst stecken that
Die schönen Rosinen und Mandeln fein

Und denkt: „Jetzt beißt's doch gewiß hinein!"
Das Thier läßt sie fallen und kehrt sich ab,
An's Jäschrein sich heftig gab,
Als ob's erbärmlich hungrig wär'.
Der Mann sich drob verwundert sehr,
Und als umsonst war all sein Müh'n,
Begann für Zorn er zu erglüh'n:
„Du undankbares, dummes Thier!
Dich hungert; Futter reich' ich dir,
Und du, verstockt, kehrst dich von mir." —
Der Esel hört das Schimpfen nicht,
Kümmert sich gar nicht um den Wicht,
Schreit fort, weil's ihm an Fraß gebricht. —
Du lieber Mann, wie ungerecht!
Den guten Esel machst du schlecht,
Und dackelst doch gewiß nicht dran,
Daß er nur Heu verdauen kann.
Für deine Mandel und Rosin'
Ward ihm der Gaumen nicht verlieh'n,
Doch giebst du ihm gemeines Heu,
Dann wird er fressen, ohne Scheu,
In großer Masse, dankbar und treu.

Du liebes deutsches Publicum!
Nicht wahr, der Mann, der war recht dumm?
So dumm fast, wie ein deutscher Poet,
Der keine Romane zu schmieren versteht.

Anch' io sono pittore.

Es war ein wackrer Zimmermann,
Ein Hausgerüst zu machen begann;
Er hobelte wohl hin und her,
Daß jeder Balken gerezelt wär',
Auf daß das Haus sich füge recht
Und tausend Jahre stehen möcht'.
Nun sich's beim Hobeln so begab,
Daß viele Späne fielen ab.
Die kräuselten sich rund und schön,
Es war 'ne Freude anzusehn.
Darneben auch mit offnem Mund
Zuschauend ein dummer Junge stund;
Der packte in seinem Jungenfleiß
Ein abgefall'nes Stücklein Holz,
Daran er hobelt' ohne Ruh',
Die Späne fielen immer zu.
Und da er sah, wie die so schön,
Als die des Meisters, anzusehn,
Zu denken er alsbald begann:
„Bin auch ein großer Zimmermann!"
Wobei er freilich nicht bedacht,
Daß er nur Späne, kein Haus gemacht. —
O Gottl es geht mir schwer zu Sinn,
Daß ich der dumme Junge bin:
Und mancher Dichterbruder gut
An gleicher Tollheit kranken thut.

Die ewigen Clubbiſten.

Zerfallen und zertrümmert
Die ſtolze Königeſtadt,
Auf die Verwüſtung ſchimmert
Das Licht des Mondes matt.

Und rieſig von Häuſern und Thürmen
Bäumen ſich Trümmer empor,
Wie's Meer, das gepeitſcht von Stürmen,
Verſteinend ſein Leben verlor.

Und unter den Trümmern raget
Ein Gebäu von zermorſchtem Holz:
Ach! das ſei Gott geklaget,
Das war eine Kneipe ſtolz!

Drin ſitzet zur Mitternachtsſtunde
Ein bleicher hohläugiger Trupp,
In ernſter, ſchauriger Runde, —
Das iſt der Dichterclubb.

Hier haben ſie oft geſeſſen,
Vom Baltiſchen rings umſtellt,
Und haben Beafſteak gegeſſen,
Verachtend ſtolz die Welt.

Sie haben die Naſe gerümpfet
Ob Andrer Production,
Buchhändler! auf dich geſchimpfet,
Dir, Cenſor! geſprochen Hohn.

Dann laſen ſie lange Verſe
Sich vor, die ſie gemacht,
Von ihnen haben diverſe
Sich große Dichter gedacht.

Sie gaben ſich ſtolze Nummern
Für ihre Verſe zumal,
Und wer auch mochte ſchlummern,
Gab doch die beſte Zahl.

Jetzt eſſen ſie auf zur Strafen
Die eingebrockte Supp',
Sie können im Grab nicht ſchlafen,
Sie müſſen halten Gnodd.

Drum ützen ſie nun immer
Seit tauſend Jahren wohl,
Es hallen durch öde Trümmer
Die Verſe ſo lang, ſo hohl.

Bald wie vom Leichenkarren
Unrhythmiſch dumpfes Geroll,
Bald wie das Klappern und Knarren
Der Gebein' am Galgen toll.

Und wenn ein gespenstiger Dichter
Vollendet sein dumpfes Lied,
Der ganze Kreis die Gesichter
Gar lang und traurig zieht.

Sie waren gebannt zu hören,
Sie durften nicht schlafen, noch rieb'n,
Doch nun im Grimm zerstören
Mit Einem Wort sie ihn.

Es tönte zu seinem Ohre,
In schaurigem Einerlei,
Geheult vom ganzen Chore,
Eine hohle, dumpfe „Drei!"

Das ist die schlechteste Nummer,
Wild klappert sein Gebein,
Er sinkt voll Jammer und Kummer
In den krachenden Stuhl hinein.

Und Alles notirt der blasse,
Unheimliche Secretair,
Es ragt die spanische Nase
Spitz über das Blatt daher.

Doch wenn der Morgen dämmert,
Fährt auf der bleiche Trupp,
Der Präsident anshämmert,
Geschlossen ist der Klubb.

Da ist kein länger Säumen,
Der eilet fliegend in's Grab,
Ein Andrer wankt still in Träumen
Die wüsten Straßen hinab.

Wo vorragt aus dem Getrümmer
Zerbrochen ein Kneipenschild,
Da hält er mit bangem Gewimmer,
Da lacht er auf so wild!

Er sinnet verscholl'nen Bieren,
Versunk'nem Grogg und Wein,—
In stillem Lamentiren,
Sinkt er träumend in's Grab hinein.

Doch auch in des Grabes Räumen
Für die Clubbisten keine Ruh',
Von schlechten Versen träumen
Müssen sie immerzu.

Die Knochenhand, die nackte,
Schlägt wild an das Gebein, —
Das müssen wohl die Tacte
Zu neuen Liedern sein.

Die müssen sie, ohne zu fristen,
Vollenden zur nächsten Nacht:
Ihr ewigen Clubbisten,
Wer hätte das gedacht?!?!!

Selbstmordpläne.

So getäuscht in jedem Streben,
Wand'r' ich trostlos, stumm und bleich,
Gerne ließ ich dieses Leben,
Hätt' ich nur ein bessres gleich.

Gerne griff' ich nach Pistolen —
Gebt mir nur recht viele her,
Denn ich sag' es unverholen,
Daß mein Beutel gänzlich leer.

Wonnig wär's, den Hals zu brechen —
Mancher Flasche guten Weins,
Und wie wonnig dann, zu stechen
Aus der Maaße mehr als eins.

Herrlich ist's, sich zu ersäufen —
Alle Sorgen bang und schwer,
Darum will ich in mich träufen,
Gießen ein Champagnermeer.

Will mir öffnen eine Ader —
Die poetische mit Namen,
Stopfen soll sie mir kein Bader,
Wenn des Liedes Ströme kamen.

Ha ich schwör's, ich will mich hängen —
Hängen an der Liebsten Hals,
Keiner soll darein sich mengen,
Stürb' ich dort auch allenfalls.

Und dann will ich mich vergeben,
Und die schönste soll mich haben,
Ihren Kuß schlürf' ich mit Beben
Und ihr Arm soll mich begraben.

Mich ersticken, Kehl' abschneiden —
Aber halt! das laß' ich sein,
Denn es fällt mir just zu beiden
Kein vernünftig Wortspiel ein.

Pudelglück.

Gi seht den sonst freisinnig wilden Pudel!
Was doch Erziehung thut, man glaubt es nie.
Er ward durch consequentestes Gehudel
Zum wohlgesinnten, ordentlichen Vieh.
Er tanzt manierlich zu des Herrn Gedudel,
Er holt den Stock gelehrig aus der Flut,
Dafür auch frißt er Braten, Fisch und Nudel,
Kriegt keine Prügel, kurz: es geht ihm gut.
Wie glücklich ist der Zahmgesinnten Rudel!
Fast lernt' ich selbst Stock holen, tanzen — Pfui'
Nein, lieber spräng' ich in den wilden Strudel,
Der mich zum schnellen Tode reißt im Hui.

Verschlossenheit.

Der, meint ihr, muß *verschlossen* sein,
Der alle Herzenslumperei'n,
Die ihr beschwatzet nimmer matt,
Verschweigt, weil er sie gar nicht hat.

Wohlredenheit.

Wer allen Andern das Maul zupreßt
Und sich allein nur sprechen läßt,
Der spricht natürlich auf's allerbest.

Der Practische.

Mein Herz, an ein solides Haus
Auf sich're Hypothek gegeben,
Bringt mir nun ein, Jahr ein, Jahr aus,
Was mir an Liebe noth zum Leben.

Beweis vom Dasein Gottes.

Was willst du mit verzwicktem Schluß
Den lieben Gott beweisen?
Und knackst an allzuharter Nuß
In logischen Zauberkreisen.

Bist du gesund und schlicht gesinnt,
So fragst du nichts nach diesen.
Nimm dir ein Weib und mach' ein Kind,
So hast du Gott bewiesen.

—

Blieb dir kein Erdenhoffen,
Steht dir der Himmel offen.

—

So oft ich, gezwungner Weis', im Leben
Mit Kleinigkeiten mich befaßt,
That ich's mit Ekel und Widerstreben,
Drum ist mir auch der Tod verhaßt.

An den Dichter.

Wackrer Knappe, steige nieder
In des reichen Herzens Schacht;
Edelsteine bringst du wieder
Funkelnd aus der Träume Nacht.

Mußt den Hammer kräftig schwingen,
Bebt auch drin der hohe Geist:
Nur mit Schmerz kannst du erringen,
Was so herrlich strahlt und gleißt.

Und die edelsten der Steine
Füge sie zum Strahlenkranz,
Der um ihre Stirne scheine
Glorreich wie der Sterne Glanz.

Romanzen und Balladen.

Die Waise.

Wie hell ist's in den Zimmern!
Da grünt ein Zauberhain;
Die Weihnachtsbäume flimmern
In goldnem Kerzenschein.

Der Glocken helles Klingen
Lockt in den Zauberwald;
Die Kleinen singen und springen
Und lauter Jubel schallt.

Doch draußen ist's gar stille,
Es starrt die Winterluft,
Die Flur, in reiner Hülle,
Liegt in der Todtengruft.

Da lacht kein Grün an den Bäumen,
Da glänzt kein Kerzenstrahl,
Nur hoch in den blauen Räumen
Sind Lichter ohne Zahl.

Auf eisigem Gefilde
Ein zartes Mägdlein kniet,
Und mit dem Aug' so milde
Zum blauen Himmel sieht:

„O Vater dort, verzeihe!
Daß ich entfloh von Haus
Heut in der Nacht der Weihe;
Ich bleib's daheim nicht aus.

„Wohl denen im frohen Kreise
Um den Weihnachtsbaum so licht!
Für mich, die arme Waise,
Erglänzt und grünt er nicht.

„Drum komm' ich her, zu schauen
Der tausend Lichter Schein,
Die du in Himmelsauen
Anzündest den Englein.

„Da ist es Weihnacht immer,
Die Englein jubeln zumal,
Hell ist der Kerzenschimmer
Von des Vaterauges Strahl.

„Mir ist's, als rief ein Klingen
Herab wie Glocken hell,
Als trügen mich lichte Schwingen
Zum ew'gen Weihnacht schnell.

„Sie sind dahingegangen,
Die sonst mir einbescheert —
So wolle du mich empfangen
Zu den Englein, bin ich's werth!" —

Frühlingsgenesung.

„Lieb' Tochter! du lächelst so fröhlich heut,
Ist dir denn besser, als all' die Zeit?"
„Lieb' Mutter, mir ist gar wohl und leicht,
Als hätte mich Krankheit nimmer erreicht;
Doch war ich so lange Zeit gar krank,
Ich glaube, der Winter verging schon lang.
O, sage, lieb' Mutter! ist's draußen Mai?
Die warmen Lüfte, die wehen so frei;
Und blüht schon die Ros' und Hyacinth?
Die süßen Düfte, die wehen so lind!" —
„Lieb' Tochter! nein, es ist Winter draus,
Der Wind weht kalt und schaurig um's Haus;
Von Blumen sind nur solche zu seh'n,
Die bleich und kalt an den Scheiben steh'n." —
„Lieb' Mutter! und hörst du's nicht klingen leis,
Wie Blumenglöcklein beim Gruß des Mai's?" —
„Wohl hör' ich Glocken, doch fern und hohl;
Sie läuten Einen zur Ruhe wohl." —
„Lieb' Mutter! und hörst du nicht Bachesklang
Und Nachtigallen- und Lerchensang?
Das Laub, das flüstert; o! schaust du nicht,
Wie goldig die Sonne durch's Grün her bricht?" —
„Lieb' Tochter! ich hör' einen Raben schrei'n;
Ich seh' nur den grauen Himmel allein." —
„Ach Mutter! wie ist es so wonnig hier!
Ringsum die Blümlein lächeln mir;
Horch'! Laubesflüstern und Wellenklang

Und Nachtigallen- und Lerchensang,
Die sangen mich leis in Schlummer ein,
Die Sonne schimmert durch's Laub herein;
Wie schläft sich's so süß im Dämmerlicht
O laß' mich schlafen! wecke mich nicht!"
So ist sie entschlafen in holder Nacht
Und ist nicht wieder aufgewacht.

Der Wind.

(Von dem Dichter kurze Zeit vor seinem Tode geschrieben.)

Horch', horch', der Wind! Wer ist der Wind?
Er ist ein verlornes Menschenkind.

Das lief von Vater und Mutter fort,
Von Heerd und Hof, vom Heimathort,

Von Allem fort, was lieb und traut,
Von der Lind' am Kirchlein und von der Braut.

Dann lief es fort aus Stadt und Land,
Von Allem fort, was ihm bekannt.

Und da ihm Alles fremde jetzt,
Lief es sich selber fort zuletzt.

Und da es nichts mehr von sich gewußt,
Hat's immer rund um die Welt gemußt.

Was jagt der Wind, was jammert der Wind?
Er ist das verlorne Menschenkind.

Der Geächtete.

(1836.)

Herr Ritter Georg zog aus zum Streit,
Von Jugend blüh'n die Wangen;
Um die er lang' umsonst gefreit
Mit innigem Verlangen,
Die hat versprochen und gelobt,
Wenn er sein Schwert im Kampf erprobt,
In bräutlich zu umfangen.

Beim Glanz des Eisens hell und rein,
Beim wilden Schwerterschallen
Denkt er an ihrer Augen Schein,
An süßes Liebeslallen,
Und bei den Bannern stolz und schön,
Die in den Lüften flatternd weh'n,
An ihrer Locken Wallen. —

Ein Bote kommt zur Abendzeit:
„Herr Georg, ihr seid betrogen.
Den Grafen hat eu'r Lieb gefreit,
Der Freundschaft euch gelogen."
Da saß Georg in bittrer Qual,
Bis Morgens beim Trompetenschall
Die Banner lustig flogen.

Da springt er auf: „Ha! meint das Weib,
Ich soll die Nägel kauen?
Soll wohl zu ihrem Zeitvertreib
Nun winselnd Verslein bauen?
Ho! nein! mein Kaiser ist in Noth,
Drum fecht' ich ehrlich bis zum Tod,
Bis ich ihn frei mag schauen." — —

Der Gegenkaiser hat gesiegt,
Der Kaiser ist geschlagen,
Und auch Herr Georg verwundet liegt,
Doch ohne feig zu klagen.
Und als die Nacht das Feld umschloß,
Hat er zu seines Freundes Schloß
Den matten Leib getragen.

„Wer ruft so spät?" — „Herr Georg ist hier!" —
Herr Ritter, muß bedauern;
Der neue Kaiser grollte mir,
Wüßt' er in meinen Mauern
Den Mann, der in des Reiches Acht" —
Fort schleicht Herr Georg durch finstre Nacht
Und ruft in bittrem Trauern:

„Stößt man den räud'gen Hund zurück?
Ho! so verlor ich Alles!
Der Ehre Glanz, der Liebe Glück!
Nur Klänge süßen Schalles!
Ei! bab' ich doch mein hohes Schloß,

Da weil' ich mit der Treuen Troß
Im Schutz des festen Walles.“

Und in drei Tagen kommt in Eil'
Ein Treuer ihm entgegen:
„Um Gott, Herr Georg! sucht euer Heil
Auf unbekannten Wegen.
Stand euer Schloß auch stolz und hoch, —
Nur Schutt und Trümmer zeigen noch,
Wo es dereinst gelegen.

„So hat der Gatte eurer Braut
Des Reiches Acht vollstrecket.“ —
Herr Georg, der schweigt und starrt und schaut,
Dann bricht er los erschrecket:
„Mein Schloß, mein Schloß! wo tausend Jahr
Gehaust der starken Ahnen Schaar —
Das liegt von Schutt verdecket! —

„Es wankt der Grund, worauf ich steh';
Doch fall' ich drum nicht nieder.
Ob auch zerriß in grimmem Weh
Mein Herz so stark und bieder —
Hab' ich doch noch die Klinge gut
Und ritterlichen Mannesmuth
Und feste, starke Glieder.

„In wüste Wälder will ich zieh'n,
Vergessend Noth und Trauer,

Wo Kaiſers Herold nie erſchien,
In freier Wildniß Schauer;
Wo nur der Wölf' und Bären Brut
Des armen Hirten letztes Gut
Zerfleiſcht mit ſcharfem Hauer.

„In gutem, ritterlichem Streit
Bekämpf' ich Wölf' und Bären.
Dem Schwachen iſt mein Schwert geweiht,
Ihm ſoll es Schutz gewähren.
Und trifft mich ſcharf des Unthiers Zahn,
Sterb' einſam ich auf blut'gem Plan
In ritterlichen Ehren."

Die Vesperglocke.

Was dröhnet durch des alten Kloſters Halle?
Wo ſonſt nur fromme Lieder und Gebet,
Da klingt's von wildem Schrei'n und Schwerterſchalle,
Gemordet ſind die frommen Brüder alle,
Es ſtürzt der Bau, der hell in Flammen ſteht.

Ein alter Mönch entfloh, und in der Mitte
Von wilden Bergen, wo kein Leben nah,
Baut' er im Thal ſich eine ſtille Hütte
Und lebte fort nach ſeiner frommen Sitte,
Zwar einſam: — doch der Herr war hier auch nah.

Denn gipfelten sich nicht zu seiner Ehre
Der Berge Riesensäulen rings empor?
Daß nicht der Fromme sonder Tempel wäre,
Hob von den Säulen sich das blaue, hehre
Gewölb', in dem sich Aug' und Sinn verlor.

Wenn Abends dann der letzte Strahl der Sonnen
Die Höh'n umglüht, begrüßt das stille Thal,
Dann betet er entzückt in Sehnsuchtswonnen,
Wie gerne folgt' er zu des Lichtes Bronnen
In's bessre Jenseits dann dem letzten Strahl.

Doch ungern misst er zu der hell'gen Stunde
Der Vesperglocke reinen Feierklang,
Der sonst zur frommen Pflicht ihm gab die Kunde,
Und ungern misst er aus der Brüder Munde
Den vollen, feierlichen Chorgesang.

Und einstens fühlt er ungewohntes Sehnen,
Er betet heiß. Da klingt es durch die Luft
Aus hoher Fern' in hellen Glockentönen.
So hört' er's nie. Es will der Herr ihn krönen,
Da er durch Himmelsklänge heim ihn ruft.

Er legt zur Ruhe sich voll Andachtswonnen,
Im Herzen hallet noch der süße Klang.
Am frühen Morgen schaut das Licht der Sonnen
Ihn bleich, doch mild: die Seele war entronnen —
Nun hört er auch der Brüder frommen Sang.

Die Demagogen vor anno olim.

1.

Die Demagogen zogen
Durch's Land Utopia,
Die wilden Locken flogen,
Es staunte, wer sie sah.

Schwarz waren die Barette,
Die Hemdekragen weiß,
Das Antlitz strotzt' von Fette,
Der Bart verwirrt mit Fleiß.

Sie schwangen große Knüttel,
So ging's durch Dorn und Schmutz,
Sie brüllten wie die Büttel
In deutschem Jünglingstrutz.

Der Wirth der mußte pumpen,
Denn sonst kam er in Ver—,
Sie soffen tausend Humpen
Und schrie'n: Noch einen, Herr!

Und als sie sehr gesoffen,
Gejodelt und geschmaucht,
Hat sie ein kühnes Hoffen
Von Freiheit angehaucht.

Voll treugeſinnter Biermuth,
Geziert mit ſchwarz — roth — gold,
In urteutoniſchem Stiermuth,
So ſind ſie fortgetollt.

Mit Hiebeln und mit Fackeln
Und mit verbot'nem Lied.
Die Häuſer müſſen wackeln,
Wo wild der Haufen zieht.

Sie ſprachen kühne Phraſen
Wohl nach dem Cicero;
Das Volk begann zu raſen:
„Den Burſchen nach, hallo!“—

„Laßt uns, ihr Leute, ſorgen!
Marſch! auf die Söldner da!
'Ne Republik iſt morgen
Das Land Utopia.“

Der Morgen kam. Die Armen
Wälzten auf Pritſchen ſich,
Zerbläut von den Gensdarmen
Gar katzenjämmerlich.

2.

Allein es war ein König
Im Land Utopia,
Der forchte ſich nicht wenig,
Da er das Schauſpiel ſah.

„Wie zähm' ich die Gesellen?"
Sprach er zu seinem Narr'n.
Der schüttelt seine Schellen:
„Die kriegt ihr leicht in's Garn.

„Die Welt ist rund,
Das Geld ist rund.
Die Welt die dreht sich um,
Das Geld dreht Herzen um."

Der König hat begriffen,
Was ihm der Narre sung;
Denn in politischen Pfiffen
War er gescheut genung.

Er ließ die Burschen kommen;
Wie stellten die sich plump!
„Ihr Herr'n, wir han vernommen
Von manchem pauren Lump,

„Der, daß er, wie natürlich,
Zufrieden nicht und satt,
Uns leider ungebührlich
Zu laut geäußert hat.

„Um solches zu verhüten
Zu Staates Sicherheit,
Sind wir in Gnad' und Güten,
Zu helfen euch, bereit.

„Wir haben manches Aemtchen,
Das fett macht seinen Mann:
Doch bindet um die Hemdchen
Ein Halstuch euch fortan.

„Verschneidet eure Löckchen,
Wie Leute von Geschmack,
Und statt der deutschen Röckchen
Tragt den gesetzten Frack.

„Auch klingt so exaltiret
So manch fatales Wort,
Das uns schon längst geniret;
Das laßt in Zukunft fort.

„Denn das umhüllt dem Volke
Den richtigen Verstand,
Wie eine Nebelwolke,
Als: Freiheit, Vaterland.

„Nur wenn in Noth wir stecken,
Ist solch ein Wörtlein gut,
Damit im Volk zu wecken
Edler Begeist'rung Glut. —

„Wir hören gern euch singen,
Wer singt, thut nichts zumeist:
Doch eure Lieder klingen
Zu stürmisch und zu dreist.

„Darum thr commendiren,
Daß man ein Lied euch dicht'
Und möge componiren,
Daraus Gehorsam spricht.

„Wenn ihr im Haus des Herren
Nicht g'nug zu singen find't,
So mögt ihr dieses klären,
Das zeigt euch gutgesinnt.

„So geht auf diesen Pfaden
Zu Amt und Ehren ein,
Das räth man euch in Gnaden:
Wo nicht, sperrt man euch ein."

3.

Wie zieht man so manierlich
Der wilden Bären Brut!
Wie tanzen sie so zierlich,
Wenn man sie füttert gut! —

Seht dort im Frack sich ducken
Die kräftige Gestalt!
Aus hellen Augen gucken
Achthundert Thaler Gehalt.

Er spielt am Ordensbändchen
Und spricht zum jungen Mann:
„Ja solch ein junges Bürschchen
Denkt: Alles geht so an!

„Glaubt mir, der es verſteh'n muß,
Da ich's ſtudirte tief,
Daß gerade ſo es geh'n muß,
Denn anders geht es ſchief;"

„Daß Alles eingerichtet
Nach gutem Recht und Brauch" —
Und wie er dies berichtet,
Klopft er auf ſeinen Bauch.

Der ſimple König.

Ein Kindermärchen.

Es war einmal ein König,
Als der den Thron beſtieg,
Sprach er: ich weiß nur wenig
Von Jungendreſcherſteg.

Was ſo den Frauenzimmern
Recht kläglich rührt das Herz,
Daß Freudenthränen ſchimmern
Ohn' Urſach allerwärts,

Verſteh' ich nicht zu drechſeln,
Weiß nichts von Knalleffect,
Kann ſchlichte Wort' nur wechſeln,
Darein ſich Nichts verſteckt.

Wer Nichts versteht von Phrasen,
Der hält sich an das Thun,
Drum, ohn' in's Horn zu blasen,
Ruf' ich herbei euch nun.

Ich weiß, was euch gelobet,
Natürlich halt' ich's jetzt,
So kommt denn und erprobet,
Wie ihr's in Ordnung setzt.

Ihr mögt statt meiner sprechen
Von den Gesetzen frei,
Von Steuern und Gebrechen,
Was ihr beschließt, das sei!

Da wird wohl Kein's vermissen
Der großen Worte Schwall,
Das Prahlen vom Gewissen
Und Herrgott überall.

Ihr werdet endlich frei sein,
Ich thue meine Pflicht,
Da wird wohl Gott dabei sein:
Doch nennen wir ihn nicht." —

In eines Buches Spalten
Ich diese Fabel fand,
Darin noch mehr enthalten
Von tollem Märchenstand.

Ja und Nein.

„Ich schwör's: mit Füßen will ich euch nicht treten,
Allein die Macht dazu will ich behalten;
Herrschen will ich, mich stärkend in Gebeten:
Was eure Freiheit angeht, bleibt's beim Alten.

Sprecht: Wollt ihr fürder Knechte sein wie immer?
Antwortet: Ja! den schönsten aller Klänge!" —
So rief ein König in der Krone Schimmer
Vom Thron herab in's Huldigungsgedränge.

Und von Spießbürgern und kraftlosen Rittern
Ein jauchzend „Ja!" als wie aus Einem Munde,
Doch wie ein ferne grollendes Gewittern
„Nein!" rief's dumpf dräuend aus der Erde Grunde.

Sie hörten's nicht, weil's eine Geisterstimme,
Der Weltgeist war's, nach dem sie nimmer frugen,
Doch ob ihm, wie er weiter wühlt mit Grimme,
Bebt leis das Königsschloß in seinen Fugen.

Vision des Gerichtes.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, apparebit.

In schwerem, strengem Sinnen sitzt
Der Dichter in der Zelle.
Auf geht die Thür. Im Schmucke blitzt
Ein Mann auf seiner Schwelle.

Der König ist's, der auf ihn sieht:
„Wie? Nicht zu meinen Füßen?"
Doch finster nur die Brauen zieht
Der Dichter ohne Grüßen.

Da naht sich der ihm anmuthsvoll,
Spricht liebenswürdig heiter:
„Wie? Ist der Dichter, wie er soll,
Nicht länger mein Begleiter?

„Das Leben, wie einförmig kahl
Ist's ohne Macht und Schimmer!
Und ohne meiner Krone Strahl
Käm' es zur Schönheit nimmer.

„Da giebt es Schatten erst und Licht
Und Wechsel in den Zügen.
Den schönen Trug, du magst ihn nicht,
Du Künder heitrer Lügen?"

Doch jener strenge: „Der Poet
Weiß nichts mehr von dem Tande
Längst lebt' ich, ein Anachoret,
Im öden Wüstensande."

„Die bittre Frucht war meine Kost,
Mein Trunk der Wahrheit Quelle,
Mein Geist ist nicht ein trüber Most,
Ist nüchtern, kalt und helle."

Da thut das Fürstenkind grandios
Und spreizt sich auf erhaben:
„Rebell, sprichst du von Gott dich los?"
Doch der: „Geh' du zu Knaben!

„Dem horch' ich, was der Geist mir spricht,
Und das ist ohne Fehle.
Ich lieb' dich nicht, ich haß' dich nicht,
Fremd bist du meiner Seele!

„Dein Purpur heißt: des Volkes Wahn,
Dein Arm: Selbstsucht der Schergen,
Und laß' mich deinem Ohre nah'n,
Denn nichts will ich dir bergen!"

Unheimlich raunt er ihm in's Ohr:
„Schlecht bist du, und du weißt es."
Der Wangen Roth sich da verlor
Vor'm scharfen Hauch des Geistes.

Doch faßt der Bleiche sich und lacht:
„Ich fürchte dich mit nichten.
Und wüßten's Alle. Mein die Macht.
Wer kann und wird mich richten?"

Da packt der Dichter ihn beim Arm
Und führt ihn zum Altane.
Dort unten braust es, Schwarm an Schwarm,
Dort weht es Fahn' an Fahne.

In Flammen schon steht der Palast
Weithin ein siegend Kampfen.
Da seh'n sie das Poeten Gast.
Die Krone blitzt in Dämpfen.

„Gieb ihn heraus und vor's Gericht!"
Da klammert der sich feste:
„Dein Wort, o Dichter, hat Gewicht,
So brauch' es jetzt für's Beste!

„Vor dem Gesindel rette mich!"
Stark packt ihn an der Dichter.
Stößt ihn hinab: „Dort beuge dich
Vor deinem Herrn und Richter!"

An einem hehren, hellen Ort,
Da halten sie Gerichte.
Sie halten vor ihm Wort für Wort
Macht jedes ihn zu nichte.

Ein großes Buch liegt offen da,
Draus sie die Worte lesen.
Der Dichter spricht: „Ich kenn' es ja.
Es ist mein Werk, mein Wesen."

Und wie den Stab der Richter bricht:
„Längst that ich's, sonder Hehle.
Ich lieb' dich nicht, ich haß' dich nicht,
Fremd bist du meiner Seele."

So denkt für sich er, wie sie dort
Entzwei die Krone brechen.
Der Purpur fällt. Sie senden fort
Ein Menschlein voll Gebrechen.

Wie Andre ist er anzuschau'n,
Den Wanderstab in Händen.
Wo er vorbeizieht, weiche Frau'n
Sich weinend abwärts wenden.

Da trifft den Dichter vorwurfsvoll
Ein Blick des, der erniedert;
Doch ohne Mitleid, ohne Groll,
Eisig wird er erwidert:

„Ich lieb' dich nicht, ich haß' dich nicht.
Die Weltgeschicke walten"
Da kracht es, der Palast zerbricht,
Und Freiheitshymnen schallen.

Ernsthafte Gedichte.

An die Weltkinder.

Ein unverzagter Knapp mit Lamp' und Hammer
Stieg ich in meines Busens heil'ge Nacht,
Rang mit dem Dämon in der Felsenkammer,
Bezwang den Drachen, der den Schacht bewacht.

Der tiefe Schatz ward meinem Blick erschlossen,
Daß ich die ächten Adern schauen mag;
So sitz' ich nun und hämmre unverdrossen,
Und fördre wacker rohes Erz zu Tag.

Und in mir selber, ungedenk der Qualen,
Schür' ich die Glut, die mir Verderben droht,
Und grüßt mich dann das Gold mit reinen Strahlen,
Werf' ich getrost die Schlacken in den Koth.

Befliß'n ächter Kunst, mit Fleiß und Treue
Arbeitend, hab' ich dann das Geld geprägt,
Daß ich es klingend in den Schooß euch streue:
Da ist kein Stück, das nicht mein Bildniß trägt.

Zwar laßt ihr's nicht für ächte Münze gelten.
Denn solchen Goldesklang, so voll und schwer,
Vernahm eu'r längst verwöhntes Ohr zu selten;
Des Flittergoldes Rauschen gilt euch mehr.

Was thut's? einst kann's euch wohl noch Freude bringen,
Drum will ich für euch fördern ohne Rast;
Doch bitt' ich, daß mit allen andern Dingen
Ihr mich doch gänzlich ungeschoren laßt.

Camoens.

1.

Des Himmels Antlitz, stirnumwölkt noch eben,
Glättet die Stirn und lächelt hell und mild;
Des Meeres Wogen senken sich und heben,
Es athmet ruhig aus vom Kampf so wild.

Und lächelnd spielt es mit zerstückten Trümmern
Des Schiffs, das es in seinem Grimm zerkracht,
Wie mit dem Tand ein Kind spielt ohne Kümmern,
Den es im Uebermuth zunicht gemacht.

Und nach dem Ufer, leuchend, mächtig strebend,
Schwimmt Camoens, kämpfend die rechte Hand,
Die Linke ein Buch hoch über Wellen hebend;
Jetzt blickt er bang auf's Buch, jetzt bang auf's Land.

Zum Tode matt, die letzten Kräfte spendend,
Klimmt er an's Ufer, nackt und bettelarm:
Da sinkt er hin, den Blick zum Himmel sendend,
Drin des Entzückens Thräne hell und warm.

Denn, ob er Alles, Alles auch verleren,
Was ihm dies arme Leben schmücken kann —
Was, mächtig schaffend, ihm sein Geist geboren,
Schlang nicht das Meer, schlingt keine Zeit fortan.

2.

So reißt der Zeiten Meer mit wilden Wellen
Jahrhundert auf Jahrhundert in den Grund,
Selbst Götter müssen in dem Sturm zerschellen,
Ein Riesenwrack thut Rom, die Riesin, kund.

Doch was der Geist erschaffen, still und mächtig,
Sinkt und zerbröckelt nicht, wie morsch Gestein;
Fort rauscht's, ein frischer Strom, befruchtend, prächtig,
Ruft auf zum Keimen manchen Blüthenhain.

Lebend'ger Gottesodem weht es, weckend
Stets neuen Lenz, in ewig junger Kraft. —
Was bangst du denn, mein Geist, vor Sturm erschreckend?
Auch was du Rechtes hegtest, lebt und schafft.

Der gefangne Sänger.

Sie können nicht, (doch thäten sie es gerne)
Den Blitz, der niederfährt und Eichen splittert,
Einsperren zahm in ihre Diebslaterne,
Damit die Polizei sich Fang erwittert.

Und nicht den Sturm, der, heulend um die Ringe
Der Burg, mit Freiheitsschaudern sie durchschüttelt,
Zum Käfig fangen ein in Eisenschlinge,
Daß er zur Kurzweil Eisenbarren rüttelt.

Sie können nicht die donnernde Lawine
Zurück vom Sturz am Gängelbande schleppen,
Daß sie, fein sittig an Gebehrd' und Miene,
Heruntertrippe von des Berges Treppen.

Nicht peitschen können sie den Strom mit Ruthen,
Wenn er das Land mit Freiheitsbrausen wecket,
Daß er sich bückt mit Schmeichelflüsterfluten
Und ihren Fuß mit Wellenzunge lecket.

Doch einen Sänger, dessen Liedesschmettern
Ihnen das Mark mit Ahnungsgraus durchwehte,
Wie einem Feigling, der schon Schlachtenwettern
Im Leibe spürt beim Klange der Trompete:

Den können sie mit Ketten wohl belasten,
In's Schloß ihn sperren, tief in Waldesnächten,
In Einsamkeit, wo keine Menschen rasten,
Die seinem Sang zu lauschen sich erfrechten.

Und doch zerschlugen sie die goldne Laute,
Noch zitternd vor dem Lied des Festgebannten,
Als ob beim Freiheitshauch es ihnen graute,
Er wecke des Gebirges Felsgiganten.

Da hat er mit der Kettenglieder Kanten
Sein Lied gegraben in die schwarzen Mauern,
Daß die in starre Runenschrift gebannten
Liedseelen ihn noch möchten überdauern.

Doch das entdeckten seine finstren Schergen,
Schnell witternd Freiheitshauch im Grabgeruche,
Und eilten Liedesleichen zu verbergen
Mit neuer Uebervinslung schwarzem Tuche.

Da ließ er schweigend Sangesringen walten,
Nur tief im Innern Klang um Klang sich weben,
Und wie des Liedes Lichtschwingen sich entfalten,
Entschweben sie den finstren Eisenstäben.

Doch unvernommen schweifen hin die Lieder,
Nur daß ein Hirt, der fern am Bergeshange
In Mittagsschlummer streckt die faulen Glieder,
Mit eins geweckt sich fühlt von Geisterklange.

Wie er, schlaftrunken, hebt die Augenlieder,
Fühlt er, daß frische Flügelschläg' ihn trafen,
Sieht über sich ein seltsam Glanzgefieder,
Und schließt das Aug', um ruhig fortzuschlafen.

Doch oben kniet vor Gottes Flammenthrone
Ein jedes Lied, als Engel, an den Stufen;
Der Sänger fand in jedem geist'gen Sohne
Dort einen Sprecher, Rache zu errufen.

Die gottentstammten Geist ihr wollt vernichten,
Erfreut euch am Triumph noch eine Weile!
Im Arsenal dort liegt's in hohen Schichten:
Blitzschwerter viel und starke Donnerkeile.

Und Liebesgeister können wohl erstarken,
Als Engelsschaar, bewehrt mit Himmelswaffen,
Zu stürmen durch der Erde freie Marken,
Um das Gezücht der Drachen wegzuraffen.

Vor Gericht.

Und wenn ihr es solltet wagen
(Doch ich weiß, kaum wagt ihr das),
Vor Gericht mir abzufragen
Meiner Worte Wie und Was:

Werd' ich keinen Laut erwidern,
Vor euch steh'n in starrer Ruh;
Denn ich würde mich erniedern,
Gäb' ich euch das Fragen zu.

Hier bin ich nicht der Verbrecher,
Selbst sucht' ich Verbrechen auf,
Ueberweisend sie dem Rächer,
Den wohl bringt der Stunde Lauf.

Gutes Deutsch hab' ich geschrieben,
Lesen kann es, wer nur will,
Doch auch deuteln nach Belieben
Mögt ihr dran, ich duld' es still.

Niemand braucht mich zu vertheid'gen,
Jede Strafe nehm' ich hin,
Nicht als Recht für mein Beleid'gen,
Nein, weil ich bezwungen bin.

Appellir' an kein Gerichte,
Wenn ich meinen Spruch erlitt,
Als an eins: die Weltgeschichte,
Die euch morgen schon zertritt.

Wenn um euch die Hähne knackten,
Denkt an den verfolgten Mann;
Somit Basta! denn die Acten
Seh' ich als geschlossen an.

Der gebildete Jüngling.

Da kommt ein Mann, ein Männlein wollt' ich sagen,
Von Lenden schmächtig, gar ein bleicher Schlucker,
Der auf der Nase muß 'ne Brille tragen,
Weil er das Aug' verdarb durch Operngucker.

Gar schwach an Leib, doch kühn und stark an Geiste.
Von tausend Dingen hat er schön gesprochen;
Denn große Männer sagten schon das Meiste,
In deren Bücher er hineingerochen.

Er höhnet stolz von seiner Zeiten Gipfel
Dumme Jahrhunderte, die nichts vermochten;
Natürlich, denn er faßte sie beim Zipfel,
Und hat bequem verdaut, was sie ihm kochten.

Vom hohen Standpunkt allgemeiner Bildung
Spricht er von Allem, was er halb kaum kennt;
Er wittert der Tyrannen schwarze Gildung,
Er merkt, wie Gährung schon im Volk entbrennt.

In angelesner, siebrischer Begeistrung
Stürmt er auf's alte, feste Staatsgebäude,
In selbsterlogner Freiheitsdrangbemeistrung
Lacht er vor Wuth und knirscht vor Schadenfreude.

Zu keinem Amte läßt er sich gebrauchen,
Das ziemet Männern nicht in argen Zeiten;
So lange will er nur Zigarren rauchen,
Bis er für Freiheit blutig könne streiten.

Warum denn bleibt er thatenlos beim Fluchen?
Ei nun, da müssen Andre los erst schlagen,
Daß er im letzten Gliede Platz mag suchen,
Damit man ihn nicht fasse gleich beim Kragen.

Was aber thut der Mann von kühnem Worte?
Er macht in Kneipen täglich ja die Runde,
Lieſt Zeitungen, macht Schulden aller Orten,
Und im Bordell ſtudirt er Menſchenkunde.

Da hat er früh entleert ſo Mark als Lende,
Einſt Söhn', ihm gleich, dem Vaterland zu ſchenken;
Wenn er ſich nicht vorher, thatkräftig Ende!
Aus Geldnoth muß erſchießen oder henken.

Die Zukunftnarren.

Ihr Enkel, hier im Reim mögt ihr's begaffen,
Wie eure Väter ungereimt geweſen,
Wenn ihr nicht etwas Beſſres habt zu ſchaffen,
Als matte Verſe matter Kerls zu leſen.

Wir leben jetzt mit Stolz, das müßt ihr wiſſen,
In der erhabnen Zeit der Dampfmaſchinen,
Doch mancher That auch hat man ſich befliſſen,
Die viel gefährlicher, als Dampf, erſchienen.

Die guten Deutſchen nur, fremd dem Gewühle,
Sie mochten nicht für Kampf und Thaten ſorgen;
Wie blinde Gäul' in einer Pulvermühle
Geh'n ſie im Kreis herum, wie heut, ſo morgen.

Da schallte bittre, ernsteste Verhöhnung:
„Pfui! in den Hals hinein sollt ihr euch schämen,
Daß ihr dem Joche dumpfer Angewöhnung
Schlafmützig, thatenlos, euch könnt bequemen!“

Horcht! was darauf erwiderten die Schlauen.
(Und das, fürwahr, war eine Dampferfindung)
Sie trugen's vor zu aller Welt Erbauen
In phrasenreich poetischer Verbindung:

„Wahr ist's, daß wir jetzt gar nichts thun und handeln,
Doch eine Zukunft tragen wir im Geiste,
Laßt leise sie durch die Gemüther wandeln,
Bis sie hervorzubrechen sich erdreiste.

„Fühlt ihr's allmächtig gähren nicht und keimen?
Was draus entsteht, solid' wird's und vernünftig.
Entwickeln laßt uns, nicht zerbrechlich leimen,
Was sich organisch regt, wird ragen künftig.

„Zwar in der Scheide rosten unsre Schwerter,
Wir fügen uns dem Schlendrian vernünftig;
Des Geist's Eroberungen sind uns werther,
Und nur der Geist wird uns beherrschen künftig.

„Und sind wir auch an Thaten gänzlich ärmlich:
Was Andre thun, verdau'n wir sehr vernünftig;
Und ist auch unsre Gegenwart erbärmlich:
Glorreiche Zukunft, du wirst kommen künftig!“ —

Ob ihr den Unsinn da capirt, ihr Enkel!
Nicht weiß ich's. Doch jetzt seh' ich euch erscheinen,
Gespenstig, hohlen Auges, schwach an Schenkel,
Und im Diskant beginnt ihr so zu greinen:

„Ihr Väter, die ihr euch gedünkt was Rechtes
Ob eurer Zukunft, die ihr schön erdacht habt:
Das Erbtheil jedes kommenden Geschlechtes,
Vergangenheit, sagt, wem ihr die vermacht habt?

„Wo sind die Thaten, so die Bahnen brechen,
Dran fort und fort sich kühnre Thaten ketten?
Wo sind die Helden, deren Züge sprechen,
An denen wir emporgerafft uns hätten?

„Wo die Gedanken, zeugungskraftdurchdrungen,
Die, umgestaltend, eine Welt durchlodern?
Steht Red' uns jetzt! wo sind Erinnerungen?
Wo ist Vergangenheit, die wir euch fodern?"

„Wir trieben's fort, wie ihr uns angeleitet:
Wir dulden Knutenhiebe jetzt vernünftig;
Wir haben leisen Fortschritt vorbereitet,
Allein der Fortschritt ist noch immer künftig.

„Wir sind gehalten wie verworfne Knechte,
Was thut's? Wir denken schauderhaft vernünftig,
Und faseln, wenn man uns zu höhnen dächte,
Von jener Zukunft, die da sein wird künftig.

Was hilft's?

Wenn schwüle Dünste drücken,
Kein frisches Lüftchen weht,
Sich Gras und Kräuter bücken,
Die Blume welkend steht,

Der Baum mit grüner Krone
Nicht frei zu rauschen wagt,
Der Quell mit bangem Tone
Dumpfmurmelnd schleicht und klagt,

Die Welt, so eng beklommen,
Vermag zu athmen nicht,
Weil man ihr weggenommen
Licht, Leben, Himmelslicht!

Was hilft's, wenn in der Pfütze
Die Frösche quakend schrei'n?
Wenn von dem schwanken Sitze
Rohrsperling piepst darein?

Des Storches Klapperklage?
Der Grille Jammermähr?
Des Kuckucks Trauerfrage:
„Licht, luckst du nie mehr her?"

Was hilft's, wenn in den Zellen
Des Hains die Nachtigall
Ausströmt in Silberwellen
Ihr Freiheitsschmachten all'?

Ruft Quacken, Pfeifen, Singen
Herbei den Sonnenschein?
Nein! soll die Fessel springen,
Schlägt Gottes Donner drein!

Da muß die Welt erzittern,
Wenn Blitzesschwertschlag zischt,
Da müssen Eichen splittern,
Aufrauscht die Flut in Gischt.

Erst nach gewalt'gem Ringen
Bricht Himmelslicht darein;
Dann mögt ihr wieder singen,
Mögt klappern, quaken, schrei'n! —

Seltsam! Es dünkt gar lichtleer
So manchem Ehrenmann
Die Zeit, und so gewichtschwer,
Daß er nicht athmen kann.

Es ist schon viel geplappert,
Geklagt, gefragt, geschwatzt,
Gekuckuckt und geklappert,
Genaakt, gegrillt, gestraft;

Selbst edle Freiheitslieder
Haben uns baß ergötzt:
Doch senkt den Kopf hernieder,
Wer fühlen kann bis jetzt.

So send' in unsern Nöthen,
Herr, deinen Donnerschlag!
Das ist ein Held, der fechten,
Nicht Liedlein leiern mag.

Der nicht am Grübeln kranke,
In dem mehr Kraft als Witz,
Bei dem That und Gedanke
Eins ist, wie Schlag und Blitz.

Wenn der getobt, gewettert,
Und Eichen hingestreckt:
Dann, lichtumflossen, schmettert,
Singt, zirpt, piepst, [illegible]!

Mutterklage.

(Aus Baiern vom Mai 1866.)

O Gott! das muß ich klagen,
Mein ungerathner Sohn
Ist nun an's Kreuz geschlagen
Und bringt mir Spott und Hohn.

Wir wollten, daß er lerne
Die edle Zimmerei,
Er aber hielt sich ferne
Und von der Arbeit frei

Ich sagt' es schon vom Knaben:
Er ist nicht wie er soll;
Doch freilich: seltne Gaben,
Von denen war er voll.

Da Gott ihm einbescheerte
Nun einmal das Genie,
Das sich vom Handwerk kehrte
Zu der Theologie,

So hatt' ich Nichts dagegen;
Denn so ein seltnes Licht
Ist auch Familiensegen,
Verdient sich's viel auch nicht

Zu schätzen wußt' ich wahrlich
Die Reputation;
Auch, wer studirt beharrlich,
Kriegt endlich doch den Lohn.

Drum sah ich's mit Vergnügen,
Wie er, vom Volk umgafft,
Einsog in vollen Zügen
Die edle Wissenschaft.

Hätt' er sie nur genommen,
Wie sie der alten Schaar
Seit Odin überkommen
Und wie sie trefflich war.

Er aber, sonder Scheue
Vor der geahrten Zunft,
Er wollte stets das Neue,
Als hab' er nur Vernunft!

Er ließ sich Nichts gesagt sein,
Und wußt' es besser stets.
Ach! das muß Gott geklagt sein,
So wie man's treibt, so geht's.

Es ward ihm nachgestellet,
Er nahm sich nicht in Acht,
Bis, Mördern zugesellet,
Er sich an's Kreuz gebracht.

Was er gelehrt hat, scheinet
Mir wirklich weisheitreich;
Doch was man bei sich meinet,
Wer sagt's denn immer gleich?

Ihn trieb die freie Zunge
An des Verderbens Rand.
Er war ein guter Junge,
Sie haben ihn verkannt.

Er hätte können ſitzen
Im Hohenprieſterchor,
Im Treſſenrock mit Spitzen
Es Allen thun zuvor.

Denn er war der Geſcheut'ſte,
Nur Eines wußt' er nie:
Daß Niemand ſtraflos kreuzte
Den Lauf der Welt allhie.

Er ſprach zu mir: „Nun röthet
Sich eine neue Sonn'!“ —
Sie haben ihn getödtet:
Was hat er nun davon?

Theeſchwärmereien.

Fräulein Mechthild und Hirlanda,
Lieber Guno, Kurd und Kunz!
Aus iſt's mit der Propaganda,
Alte Zeiten lächeln uns.
Wie wird Hofrath Tieck ſich freuen!
Denn man wird des Kreuzes Pracht
In Jeruſalem erneuen,
Und die Edlen, Frommen, Treuen
Wallen wieder hin mit Macht,
Und wir ſchwärmen hier am Theetiſch:
Wie poetiſch, wie poetiſch!

Ida, Oda, Ada, Walther,
Odo, Rodo, Bodo, Hans!
Wieder kehrt das Mittelalter,
Wieder der Romantik Glanz,
Wieder werden wir turniren,
Alten Adels, alter Kraft,
Und wie wird ein Kreuz mich zieren,
Wenn man wieder wird kreiren
Heil'ge Ordensritterschaft!
O! so schwärmen wir am Theetisch:
Wie poetisch, wie poetisch!

Holdeste Theobolinde,
Luitbrand, Bernd, Brand, Hildebrand!
Ach! bald loht die Glut im Winde,
Wo die Hexe wird verbrannt.
Und nun gar die Folterkammern,
Welch ein tief poetisch Grau'n!
Und aus dem Verließ das Jammern,
Wo die Nattern rings umklammern
Den Rebellen — bis wir's schau'n,
Schwärmen wir davon am Theetisch:
Wie poetisch, wie poetisch!

Protestantisches Wallfahrtslied.

Jetzt fällt's dem Herrn Minister ein,
Wir sollen Pilger werden,
Und uns am heil'gen Grab kasteien
Und wälzen auf der Erden,
Wir armen Protestanten,
Ach, kaum noch so genannten!

Jerusalem ist gar zu fern,
Da werden wir wohl müssen
Zu Rom einsprechen und dem Herrn
Dort den Pantoffel küssen.
Wir armen Protestanten,
Ach, kaum noch so genannten!

Das heil'ge Grab — ach! uns ist's nah,
Wir haben's ja zu Hause.
Hier liegt die Göttin Freiheit ja
Erwürgt in dumpfer Klause.
Wir armen Protestanten,
Ach, kaum noch so genannten!

Was schickt ihr nach dem Kreuz uns aus,
Da wir's daheim schon tragen?
Wir schleppen dran, Jahr ein, Jahr aus,
Gebückt, verhöhnt, geschlagen,
Wir armen Protestanten,
Ach, kaum noch so genannten!

Und sind wir nicht genug kastei't
Gleich wie die strengsten Christen,
Verdammt zu ew'ger Schweigsamkeit,
Ein ganzes Volk Trappisten?
Wir armen Protestanten,
Ach, kaum noch so genannten!

Memento mori sagen die,
Und wir: der König lebe!
Wer anders spricht, den jagen sie
Gleich hinter Eisenstäbe.
Wir armen Protestanten,
Ach, kaum noch so genannten!

Und lernen wir nicht Litanei'n,
Die schönsten, hier zu Lande?
Bald werden wir begeistert schrei'n
Entsagend dem Verstande,
Wir armen Protestanten,
Ach! kaum noch so genannten:

„Verflucht sei Luther, der zu frei
Der Ketzerei gepflogen,
Und Ulrich Hutten nebenbei,
Das Haupt der Demagogen!
Wir armen Protestanten,
Ach, kaum noch so genannten!

„Bitt für uns, St. Eliſabeth!
Und du, St. Rochus, bitte!
Wir opfern Silber euch und Zeit,
Nach alter Heldenſitte.
Wir armen Proteſtanten,
Ach, kaum noch ſo genannten!“

Göttliche Autorität.

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.

Ihr, die ihr wollt vermiſchen
Den Herrgott mit dem Herren,
Ein Mahl uns aufzutiſchen,
Damit wir uns ſperren:

Eh' eure Miſchlingsbrühe
Verekelt uns den Magen,
Antwortet (gebt euch Mühe!)
Auf wenig ſchlichte Fragen!

Ihr doppelten Baalspfaffen!
Sprecht, ehn' euch ſchlau zu ſchmiegen!
Was hat denn Gott zu ſchaffen
Mit Cabinetsintriguen?

In Gottes Welt iſt Wahrheit;
Dort — Diplomatenlüge.
Im Weltbuch offne Klarheit;
Dort — nur geheime Züge.

Wo hat denn Gott zu brechen
Geboten und erlaubet
Ein heiliges Verſprechen,
Daran ein Volk geglaubet?

Wo hat denn Gott gelehret:
„Seid ihr beim Wort ergriffen,
Des Wortes Sinn verkehret
Mit plumpgeſchraubten Kniffen!“?

Wollt ihr als gottbetheiligt
Solch Gaukelwerk uns bieten,
Dann betet an und heiliget
Die lieben Jeſuiten!

Wo ſteht's in den Geboten
Und heiligen Geſchichten:
„Die deine Macht bedrohten,
Sollſt du nach Willkür richten.

„Gieb Schutz in den Geſetzen
Nur Dieben, Räubern, Mördern!
Doch, gilt's ein Burſchenhetzen,
Sollſt du's, wie's gehn will, fördern!“?

Wo rief denn Gott: „Zieht Schranken
Und laßt den Geist nicht sprossen!
Beschneidet dem Gedanken
Die allzukühnen Schossen!“?

Er läßt den Tiger springen,
Er duldet euch, Gelichter;
Und ihr — ihr wehrt das Singen
Dem frommen Freiheitsdichter!

Wo sprach denn Gott: „Seid Heerde,
Ihr menschlichen Geschlechter,
Die ich verpachten werde
An meine Erbvolkspächter!“?

Und könnt ihr nichts erwidern
Auf diese schlichten Fragen,
So sollt ihr euch erniedern
Und also Beichte sagen:

„Wir zieh'n das Wort des Heiles
Herab zum Sündenstaube
Ob unseres Beutetheiles
Am allgemeinen Raube.“

Phantasmagorie.

Und gäb' es heut zu Tag noch einen Riesen
(Doch leider giebt's nur aufgeblähte Zwerge),
Wie sehr ich auch die Freiheit sonst gepriesen,
Ich würde gleich des Despotismus Scherge!

Und eine schwarz-roth-goldne Prachtausgabe
Von Machiavelli's weltberühmtem Buche
Schickt' ich, ein Danaer, als Schmeichelgabe
An einen Mann, mit diesem finstern Spruche:

„Unwürdiger Nothbehelf, mit Declamiren
Des Busens Drang nach Thaten zu beschwichten,
Als Comödiant mit Beifall zu vagiren,
Um Null zu sein einst in der Welt Geschichten.

„Sei einmal ernst! Aus dieses Buches Spalten
Vernimm den großen ehernen Gedanken,
Und laß' gefaßt die Mittel dir entfalten,
Wie du ihn durchführst sonder Scheu und Wanken.

„Sei wackres Raubthier, wenn du Aar willst heißen!
Krähwinkel an Krähwinkel kannst du sehen
Rings um dich her. So wag' es, todt zu beißen
In jedem Nest die lächerlichen Krähen.

„Dann baue deinen Adlerhorst ob allen;
Statt des Hanswurstrocks buntem Flickgemächte
Laß' einen großen Purpurmantel wallen!
Du kannst's. Du führst ja Knechte gegen Knechte.

„Da siegt die Zahl. Und wo die Löwenklaue
Nicht ausreicht, greife nach des Fuchses Schwanze,
Und reicht der Stahl nicht aus, dann gieb— doch schau'
In's Büchlein nur, da findest du das Ganze."

„Und was dann weiter thun?" —Wenn ich soll rathen:
Genieße deines Herrscherglücks auf's Beste!
Erdrücke mit Gensd'armen und Soldaten
Der kleinsten Freiheit allerletzte Reste!

„Denn glaub's: nur unter blut'gem Druck von innen,
Und unter'm Eisenscepter nur, dem reinen,
Kann dieses Volk nach außen Kraft gewinnen,
Im allgemeinen Elend nur sich einen.

„Gelang' dir das: ich hielte dir zum Lohne
Bereit, mit stillen Freunden, die mir glichen,
Für deinen Scheitel eine Lorbeerkrone,
Und dann –" hier schlöß' ich mit Gedankenstrichen.— —

Nicht wahr, das ist ein wüstes Traumeswagen,
Wie es dem Dichter selbst nicht zu verzeihen.
Ja ja! Wir leben nicht in Riesentagen,
Drum kann ich Niemand diese Verse weihen.

Ich weiß, die Welt iſt voll von zarten Seelen,
Die ſchaudernd mich und dies mein Lied betrachten.
Verabſcheut mich; doch laßt mich nicht verhehlen,
Daß ich euch, Memmen, herzlich muß verachten!

Bürgereinigkeit.

Brüder, hat die Fröhlichkeit
Unſern Bund geſchloſſen:
Immer iſt, wo ſie gedeiht,
Beſſ'res noch entſproſſen.
Sich mit einer wackern Schaar
Ganz als eins zu wiſſen,
Hat die Selbſtſucht immerdar
Aus der Bruſt geriſſen.

Seht, wie der geſpreizte Wicht
Hockt am Ofen einſam!
Hier beim Mahle gilt er nicht,
Wo die Luſt gemeinſam.
Und es wächſt der gleiche Sinn
Froh geſellter Jugend,
Bildet ſich durch's Leben hin
Still zur Bürgertugend.

Da erſt wird der Menſch verklärt,
Wo er im Vereine,
Und der Mann hat ſeinen Werth
Nur in der Gemeine.
Immer weiter wird der Kreis,
Feſter ſtets die Bande;
Wenn die Stadt ſich tüchtig weiß,
Frommt es auch dem Lande.

Habt ihr muthig euch erkannt
Erſt im Staat als Freie,
Winkt dem deutſchen Vaterland
Einigkeit und Weihe.
Und ſo halte männiglich
Feſt an Seinesgleichen,
Bis befreite Völker ſich
Joh die Hände reichen.n

Toaſt.

In des Bürgers Haus und Herzen
Wohnt die Wahrheit und die Zucht,
Nicht, verſüßt von faden Scherzen,
Der Verderbniß faule Frucht.

Herrſcht die rechte Menſchenſitte,
Nicht der Etikette Tand,
Würbt des Jünglings fromme Bitte
Um der Jungfrau reine Hand.

Während sich in manchem Saale
Lügenanstand tief verneigt,
Und sich dann mit einem Male
Keck als offne Frechheit zeigt. —

Mit des Geistes Rauschgeldflittern
Macht der Bürger sich nicht breit,
Wie man's sieht an jenen Zwittern
Von esprit und Albernheit.

Still zur Reife läßt er kommen,
Was da blüht in seinem Geist,
Was, als Frucht, der Welt zum Frommen,
Kommende Geschlechter speist. —

Was bis an die fernste Zone
Kündet Deutschlands Geistesruhm —
Danken wir's dem Herrn, der Krone?
Nein! — Wem denn? — dem Bürgerthum.

Denker, Dichter und Erfinder,
Deren Namen weithin scholl,
Waren schlichter Leute Kinder,
Selber schlicht und demuthvoll.

Die das Licht heraufbeschworen,
Das zu siegen jetzt beginnt,
Waren bürgerlich geboren,
Oder bürgerlich gesinnt. —

Bürgertugend! der wir danken
Alles, was zum Danke treibt,
Laß' von dir uns, ohne Wanken,
Hoffen, was zu hoffen bleibt.

Denn es muß gebaut auch werden
Dauernd, was der Geiß geschaut:
Gottes Reich auf dieser Erden;
Und es wird ja schon gebaut.

Bürgersinn — ein leis Entfalten,
Das kein Schranzenohr vernahm,
Dann — ein fest Zusammenhalten,
Plötzlich, wenn die Stunde kam.

Dann ein zähes, treues Hängen
An dem Recht, das man erkannt,
Daß kein Drohen und kein Drängen
Je den Muth, den kalten, bannt.

Ja, so wirst du dich erheben,
Schüttelnd ab das morsche Joch!
Drum: das Bürgerthum soll leben
Hoch! und Hoch! und dreimal Hoch!

Glück auf!

Am falben Schimmer und am frischen Wehen
Spürt es, daß wir im Ost, im Aufgang stehen!
Doch ist der Ost nicht Ort allein, ist Zeit auch,
Drum haltet auf den Westen euch bereit auch!
Ost — des Erwachens halbverwornes Sinnen;
West, — festen Tagwerks rüstiges Beginnen.
Ost ist der Geist, der in sich selber kreist;
West ist Gestalt, die sich erschuf der Geist.
Ost ist im Mutterleib ein bangend Leben;
West ein Geborensein und sich Entweben.
Ost ist das Weltgedicht, West — Weltgeschichte.
Weh' jedem Traum, der nicht hält aus bei Lichte!
Und weh' der Seele ahnungsvollem Walten,
Hat es nicht Kraft, sich draußen zu gestalten.
Das Ruh'n, in dem das Thun schläft, nur ist ächt,
Und was nie *wird*, das hat zum Sein kein Recht.

Doch *ächt* ist *unser* Ost. Ein falscher Schimmer
In jener lichte Streif am Himmel nimmer.
Er muß ja wohl die Sonne selber sein,
Denn horch'! das Memnonsbild, das Bild von Stein:
Das *Volk*, beginnt entgegen ihm zu tönen
Und vom Erstarrungstod sich zu entwöhnen.
Prophetisch klingt der Dichterlerchen Schmettern,
Es naht *der Tag*, ein Tag, nicht frei von Wettern.

Denn was Gewaltiges gedacht die Nacht,
Wird ungewaltig nicht an's Licht gebracht.
Noch an der Stirne ruht die Hand. Sie fährt,
Wenn Rath zur That nun endlich reif, an's Schwert.

Wacht auf denn, und bereitet euch, Germanen!
Schon einmal war't ihr Ost in euren Ahnen;
Doch fort aus Asiens Traum zogt ihr in Horden,
Und seid zum West, zur Weltgeschichte worden.
Jetzt wieder in dem Asien des Denkens
Ruht ihr, im Dämmertraum des sich Versenkens.
Doch horch! schon kräht der Hahn. Rafft euch empor,
Seid West, seid That, Geschichte, wie zuvor!
Nicht wird gefragt, ob's Manchem ungelind,
Der frostig bebt im scharfen Morgenwind.
Columbus, auf! du brüteſt über Karten,
Derweil auf deine Fahrt die Völker warten.
Zeit ist's, das Sternenrohr beiseit zu stellen:
Spring' in das Schiff und kämpfe mit den Wellen!
Dein West: die Freiheit, dein Amerika,
Erkannt, doch nicht erreicht, ist noch nicht da.

Genug! Noch gilt's im Ost ein kurzes Säumen.
So laßt uns noch ein Weilchen ruh'n und träumen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck von Eduard Klein in Breslau.

In demselben Verlage sind früher erschienen:

Sämmtliche Schriften Fr. v. Sallets.

Mit Einleitungen von Dr. Ch. Paur.

Minion-Ausgabe in Taschenformat.

Elegant cart. jeder Band 1½ Thaler.

Erster Band: Laien-Evangelium. 3. Aufl. 1845.

Zweiter Band: Gesammelte Gedichte. 2. Aufl. 1845.

Dritter Band: Contraste und Paradoxen. Eine Novelle. 1845.

Einzelne Werke Friedrich v. Sallets:

Laien-Evangelium. Vierte Auflage. Octav, mit größerer Schrift. 1847. 1 Rthl.

Die wahnsinnige Flasche. Heroisches Epos in zwei Sitzungen. Taschenformat. 1838. (Trier) geh. 6½ Sgr.

Funken (größtentheils Satyrisches). Taschenformat. 1838. (Trier) geh. 6½ Sgr.

Gesammelte Gedichte. (Erste Auflage) Taschenformat 1843. (Königsberg i. Pr.) geh. 1 Thlr.

Die Atheisten und Sottlosen unserer Zeit Gr. 8. 1841 (Leipzig.) geh. 1. Thlr.

Schön Irla. Ein Märchen. 8. 1838 (Trier) geh. 15 Sgr.

Zur Erläuterung des zweiten Theils vom Goethe'schen Faust. Für Frauen geschrieben. 8. 1844. geh. ¼ Thlr.

Anzeigen und Kritiken über Friedr. v. Sallets Laien-Evangelium (erster und zweiter Auflage) nebst einer Fortsetzung desselben. Taschenformat. (Leipzig) 3 Bogen (gratis).

Bildniß Friedr. v. Sallets, mit homo-similes-Motto (aus dem Laien-Evangelio):

Der Mensch beginnt im Geist heranzureifen;
Schon scheidet sich die Lüge von dem Wahren,
Bald läßt das Unkraut sich mit Händen greifen.

Gezeichnet von Albr. Höfer, in Stahl gestochen von Payne. In Duart-Format ¼ Thlr.

Leben u. Wirken Friedr. v. Gallets, nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben. Herausgegeben von einigen Freunden des Dichters (St. Duller, Rect. d. Gymnas., Rud. Gottschall, Theod. Jacobi, Jul. Mosen und Theod. Paur). Mit Gallets Bildniß und fac-simile-Motto in Stahlstich. gr. 8. 1844. geh. 1½ Thlr.

L. Aimé-Martin

die

Civilisation des Menschengeschlechts durch die Frauen

oder

Erziehung der Hausmütter.

Ein von der Akademie Frankreichs gekröntes Werk.

Zweite,

neu durchgesehene, verbesserte und um zwölf Kapitel vermehrte Ausgabe.

Uebertragen von Dr. **J. Leutbecher.**

Mit Vorwort u. Anmerkungen von Prof. **Fr. Rösell.**

Vier Abtheilungen (46 Bogen) in Taschenformat.
Geheftet 2 Thlr. Elegant gebunden 2½ Thlr.

Diese geistreiche Arbeit ist als ein vorzügliches Bildungsmittel von allen Seiten dringend empfohlen worden.

Friedrich von Sallet's

sämmtliche Schriften.

Fünfter Band.

Prosaische Schriften.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1848.

Friedrich von Sallet's

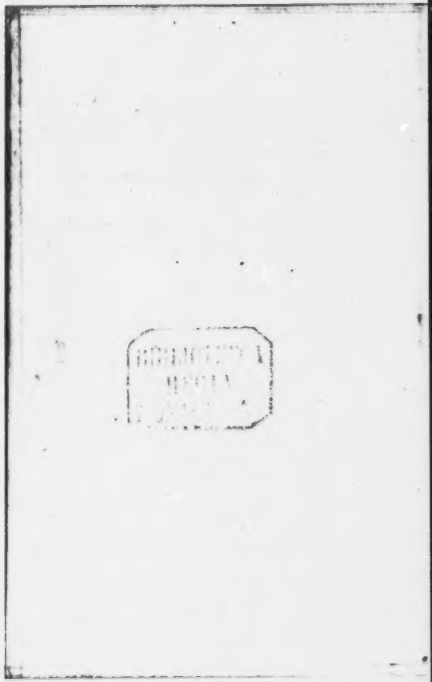
Prosaische Schriften.

Mit Vorwort

von

Dr. Theodor Paur.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1848.



Vorwort.

Ueber das Verhältniß des „Laienevangeliums" zu den „Atheisten."

Als ich, um diese einleitenden Worte zu schreiben, nach längerem Zwischenraum wieder einmal anhaltend zum „Laienevangelium" und zu den „Atheisten" zurückkehren konnte, wurde mir aufs Neue lebendig bewußt, welchen Schatz von Weisheit mein lieber Freund in beiden Schriften niedergelegt hat. Und diese Weisheit ist trotz ihrer Tiefe und umfassenden Fülle doch eine rein menschliche, d. h. jedem aufrichtig strebenden, wenn auch nicht wissenschaftlich entwickelten, Sinne zugänglich und erschlossen; sie ist eine durchaus practische Weisheit, die nicht blos als Begriffs- und Gedankensystem in den Köpfen weniger Begabten wirkend, neue Gestaltungen der Zukunft andeutet, sondern die mit kräftigen Schlägen an das Herz des Volkes trifft, es der Gedankenlosigkeit und Verwirrung entreißt und dem Leben eine neue leuchtende Bahn bricht.

Die Idee, in welcher beide Werke wurzeln, ist die Grundidee des ursprünglichen Christenthums; sie

durchlief in den folgenden Jahrhunderten die nothwendigen Stadien der Verweltlichung, die sie, gereinigt, zum Keime der neueren Philosophie wurde, und in der Gegenwart die sicher gewonnene Lebenserfahrung der Menschheit genannt werden kann. Es ist der Gedanke, daß das Wesen der göttlichen und der menschlichen Natur eins und dasselbe sei. Die Scheidewand, welche das mittelalterliche Christenthum zwischen Gott und Mensch aufrichtete, indem es den Einen, der Gott zum erstenmal lebendig und bewußt in sich gehegt hatte und dafür am Kreuze starb, zum zweiten Gott erhob, beginnt allmälig vor der klareren und innigeren Anschauung der Gegenwart niederzustürzen. Es handelt sich eigentlich um nichts Anderes, als um die Lösung der Frage, ob Gott wirklich als der in allen Gestaltungen der Welt und des Menschenlebens Thätige, die Fortentwicklung des Geistes einzig aus sich selbst Bedingende, also in der That als der Allgegenwärtige gedacht werden soll, oder ob dieser Name bestimmt ist, eine reale Unwahrheit zu bezeichnen. Tiefer hineingeblickt, stellt sich die Frage auch so: lebt die Menschheit ein in allen Theilen innerlich zusammenhängendes, zu immer freierer Entwicklung fortschreitendes Leben, oder ist sie nur eine verworrene Masse vereinzelter Wesen, die, von dumpfem Triebe geleitet, wild durcheinanderstürmen, bis die Erde sie verschlungen hat? Noch weiter läßt sich fragen: hat der Mensch in sich selbst die sittlichen

Grundbestimmungen, nach welchen sein Leben sich als ein göttliches erweist, oder muß er sie von Außen als willkürliche Gabe empfangen? Mit Einem Wort: soll das Leben des Menschen und der Menschheit einen gediegenen Inhalt haben, oder soll es in gottverlassener Oede unter Spielwerk und Jammer dahinschwinden? Nach der gewohnten, aus dem Mittelalter stammenden, Auffassung steht Gott seinem Geschöpf, der Welt, gesondert gegenüber; der Mensch hat keinen andern Werth, als dieser Absonderung mit Schrecken sich bewußt zu werden; Sittlichkeit also ist die Summe befohlener Pflichten, deren Erfüllung um so preiswerther scheint, je weiter sie der Mensch von seinem eigentlichen Wesen verschieden sieht.

Sailer hat das bleibende Verdienst, diesen Zwiespalt zwischen Gott und Mensch für die Masse der bildungsfähigen Menschen als sühnbar dargestellt zu haben. Er versichert selbst, nur wiederzugeben und auf die Gegenwart anzuwenden, was Andere, Höhere, in ihm lebendig gemacht haben; aber es wird dem Kundigen nicht entgehen, wie selbständig er die oben bezeichnete Grundidee der Hegel'schen Philosophie in seinen Schriften verarbeitet hat. Der Inhalt des Laienevangeliums und der Atheisten, die nicht lange nachher geschrieben wurden, ist ein und derselbe, und zwar eben die vollständige Auslegung jener Idee nach allen ihren nothwendigen Verzweigungen. Nur der Ausgangspunkt und die daran anknüpfende Be-

handlung ist in beiden Werken verschieden. Im Laienevangelium bildet Christus den lebendigen, nach allen Richtungen das Leben durchstrahlenden Mittelpunkt. Während Strauß durch scharfe Kritik das Thatsächliche der neutestamentlichen Geschichte umstößt und als bloßen Mythus nachweist, erfaßt dagegen Sallet, gleich Hegel, in Christo den ersten Menschen, „der Eins mit Gott zu wissen sich vermochte.“ Wo Strauß mythische Vorstellungen vernichtete, da baute Sallet — ich folge seinen eignen Worten — „auf dem von jenem gebneten Grunde, den Gedankeninhalt, die eigentliche unsterbliche Seele des Mythus wieder auf.“ Sein Verfahren dabei ist ganz einfach folgendes: „das Mögliche, rein Menschliche, in dem Leben Jesu ergreift Sallet als Geschichte, das Unmögliche, Uebermenschliche, als deutungstiefe Sage, das Widersinnige als Verfälschung, die Lehre aber als den rechten, ewig sich entwickelnden Kern des Ganzen.

Indem nun dem Dichter daran lag, für die Erbensöhne Christi Begeisterung zu erwecken und sie allen Menschen, als ihnen ursprünglich, in das Bewußtsein zurückzurufen, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm die Gestalt Christi immer höher und höher hob, und daß dieser, trotz seiner rein menschlichen Natur, die bevorzugte Stellung als „Herr und Meister“ behielt. Er bleibt ein „König des Wortes und der Thaten;“ „er ist das ewig Fleisch ge-

wordne Wort, das Gott und Menschheit fest zusammenhält;" er war „Gott, weil Gott er in sich schaute," und doch „nur Mensch, im Geist zu Gott erstanden." Stellt der Dichter der ganzen Menschheit die Verpflichtung, „ein Christus zu werden, der in sich selber Gott beschaut und hat," so konnte er den Menschen Christus auch von sich sagen lassen: „Ich bin der ew'ge Mensch, der Eine." Das Erlösungswerk Christi bestand also darin, daß er „niederwarf mit Einem Streich die Mauer, die von Gott den Menschen trennte;" seitdem „sind Alle frei in Gott, vor Gott gleich." Die Arbeit der Weltgeschichte ist eben die allmälige Befreiung der Menschheit aus der Herrschaft des sinnlichen Stoffes zum Bewußtsein ihrer eingeborenen gottgleichen Natur: dieses Bewußtsein soll aus allen Erscheinungen des Völkerlebens sprechen. Aber es kommt nur durch harten Kampf zur Geltung, so daß die Erde ein „Kampfplatz Gottes" wird, auf welchem die Wahrheit errungen werden muß; denn „jedem Volk ist ein Gottgedanke zur Ausführung beschieden," bis am Ende „der Geist alle Hüllen von sich streift," auf daß zuletzt „der Kern der reinen Menschheit strahle." In diesem Sinn konnte der Dichter den Ausspruch thun:

„So euer Wissen, Glauben, Kunst und Staat
Auf Christi Wort, dem Felsenboden, ruht —
Ob auch die Weltgeschichte dräuend naht —
Es trotzt der Bau der Zeiten Sturm und Flut."

Ja, er durfte es wagen auszurufen:

„Was auch Jahrhunderte sortan erstreben,
Der Mensch kann Höh'res werden nicht denn Christ."

Aber indem er auf diese Weise die gesammte Fülle des menschlichen Seins in dem Christenthum aufgehen und in Christo den Idealen, den ewigen Menschen erscheinen läßt, indem er sich ferner in der dichterisch begeisterten Darstellung desselben nicht ungern an die bildliche Auffassung des neuen Testaments anschließt, insoweit diese nur einen geistigen Inhalt darbietet, gibt er trotz anderweitiger Versicherungen des Gegentheils bei dem unentwickelten Leser wol leicht dem Mißverständniß Raum, als habe er den Menschen Christus über die Menschheit erhoben, ihn als einen Anderen, Höheren von derselben aussondern wollen. Und doch war dies keineswegs seine Absicht. Er erkannte es selbst, daß er liebgehegten Anschauungen und Erinnerungen des Volkes, zum Nachtheil der Bestimmtheit, manches Opfer gebracht habe. Darin lag für ihn hauptsächlich der Antrieb zur Abfassung der „Atheisten und Gottlosen unserer Zeit." In dieser Schrift wollte er die Idee von der Einheit Gottes und der Welt nüchtern und schlicht prosaisch darstellen, ihr Entfalten in den Hauptrichtungen des menschlichen Lebens verfolgen und, wie der Titel bezeichnet, die wahrhafte Gottlosigkeit, d. h. das Nichtwissen von Gott, an allen denen nachweisen und züchtigen, die in der Natur, in der Ehe, in der Familie, im Staat und in der

Menſchheit das ausſchließliche Walten Gottes nicht anerkennen wollen. Hier gründet der Schriftſteller, der aus dem Dichter zum lehrenden Philoſophen und Publiciſten geworden, ſeine Darſtellung ſo ausſchließlich auf die verſtändige Urtheilskraft, daß er in der Vorrede ſogar den Gebrauch des Wortes „Gott" für „Geiſt" mit der populären Wirkung, die er beabſichtigte, entſchuldigen zu müſſen glaubt. Obwol ſeine Anſicht von Chriſti Erlöſungswerk in nichts geändert iſt, da er auch hier ausdrücklich verſichert: „Chriſtus habe den Gegenſatz zwiſchen Gott und Menſch, Geiſt und Welt, verſöhnt und in ſeiner ſtarren Feſtigkeit für immer vernichtet," er ſelbſt ſei die Fleiſchwerdung des Wortes, des göttlichen Geiſtes, er habe in ſich den Menſchen mit Gott geeinigt, zum Gottmenſchen erhoben, und dies ſei die Bedeutung ſeines Erlöſungswerkes, daß er den endlichen Geiſt mit dem unendlichen als Eins geſetzt habe" *), ſo erſcheint innerhalb der Darſtellung des Entwicklungsganges jener Idee die Perſönlichkeit und das Schaffen Chriſti doch nur als ein nothwendiges Glied in der Kette, während ſie in dem Laienevangellum „Herz und Seele des Werkes ſind. In der Dichtung ſteht Chriſtus, in dem proſaiſchen Werk der Geiſt oder das Abſolute im Vordergrunde. Darin liegt die Verſchiedenheit beider Werke.

Wenn Feuerbach im „Weſen des Chriſtenthums"

*) ſ. im gegenwärtigen Bande S. 65 und 66.

die gesammten religiösen Vorstellungen des Menschen als ein von ihm selbst geschaffenes idealisirtes Abbild seiner sittlichen Natur betrachtet, so daß er in jeder veränderten Zeitepoche sich selbst einen andern Gott bildet, so dürfte man davor noch nicht bis zum Tode erschrecken. Der Schrecken wird blos durch die Schärfe der Bezeichnung hervorgebracht; denn im Grunde sind Sallet und Feuerbach ganz derselben Ansicht. Ich brauche es nicht zu erweisen, da jener es offen ausgesprochen hat, und unter andern sein Gedicht „Deus homo!“**) geradezu die Grundidee des Feuerbach'schen Werkes bekennt. Beiden gilt der Geist als das allein Mächtige; nur betrachtet ihn Sallet in historisch entwickelter Stufenfolge, während Feuerbach „den geschichtlichen Faden ganz und gar abbricht und den Menschen plötzlich auf eigene Füße stellen will.“ Deshalb empfiehlt der Dichter des Laienevangeliums das Feuerbach'sche Buch „als kalte Wasserkur für stärkere Geister,“ oder „auch zur Nachkur nach dem Gebrauche seines Buches.“ In Betreff seiner Auffassungsweise, besonders im Laienevangelium, äußerte er sich folgendermaßen: „Ich sehe nun einmal jetzt Alles von der practischen Seite an, und so muß ich denn sagen, daß jede scharfe Consequenz im Leben abstract und deshalb unpractisch wird. Auch hält sie sich nie ganz rein. Wenn ich noch zu sehr christologisire, so fängt

**) s. sämmtliche Schriften 2. Band S. 428.

Feuerbach an zu hellenisiren, und kommt doch nicht zum reinen Menschenthum. Alle und jede Vermittlung läßt sich nun einmal nicht ablehnen. Daß die Theologie nichts Andres ist als ein Theil der Anthropologie, ist freilich wahr, aber ebenso auch die Philosophie. Was uns jetzt reiner Gedanke scheint, ist für die Nachwelt doch wieder Bild. Ohne Bilder findet sich die Menschheit nun einmal nicht zurecht." Man sieht, daß der Unterschied Beider nicht die Grundidee selber, sondern nur die formelle Erscheinungsweise derselben trifft. Wie scheint, die Auffassung im Laienevangelium verhält sich zu der in den Atheisten, wie die in den Atheisten zur Feuerbach'schen. Steht im Laienevangelium Christus, in den Atheisten Gott oder das Absolute, so steht dagegen in dem „Wesen des Christenthums" von Feuerbach das vornehmste Organ des unendlichen Geistes, die Menschheit, im Vordergrunde.

Ganz klar und deutlich hat sich Sallet über das richtige Verständniß des Laienevangeliums, so wie über den religiösen Character der Gegenwart, in einem Briefe an einen begeisterten Verehrer seines Werkes, von dem er vermuthete, daß er es mißverstehe, ausgesprochen. Dieses Schreiben ist auch noch darum von Werth, weil sich darin Sallet's grundehrliches, klares und bescheidenes Wesen in erhebender Weise zu erkennen gibt. Der Besitzer desselben hat mir gestattet, es unverkürzt zu ver-

öffentlichen; ich füge es am Ende dieses Vorwortes bei. *)

Daß Sallet auch noch in den Atheisten practische Rücksichten auf die Zeitverhältnisse nahm, sieht man deutlich aus seiner Darstellung der Idee des Staates. Während er nämlich die absolute Monarchie als ungöttlich verwirft, läßt er doch die historische Nothwendigkeit der Republik nur verhüllt erscheinen, und da in der Gegenwart bei den europäischen Völkern die constitutionelle Monarchie die historische Berechtigung für sich hat, so wird dieser ein gleicher Werth wie der Republik beigemessen. Eine zurückgelassene, nur flüchtig entworfene Skizze über das Wesen der absoluten Monarchie sucht diese Lücke auszufüllen. In dieser wird die Entwicklung der Staatsidee folgendermaßen consequent durchgeführt. Die absolute Monarchie erzeugt bei ihrem weiteren Entfalten nothwendig bei einem Theile des Volkes ein immer größeres Verderbniß der schlichten Sitte, bei dem andern dagegen ein immer lebendigeres Bewußtsein der ursprünglichen Menschenwürde. Indem nun die Monarchie ihre Existenz gefährdet sieht, greift sie zu Zwangsmitteln, sich am Leben zu erhalten: vor Allem die Censur soll eine der Monarchie günstige Gesinnung erzeugen. Man versucht dann durch eine Ausgleichung dem völligen Bruche zuvorzukommen: es entsteht die vertragsmäßige Monarchie,

*) Theilweise befindet es sich bereits in den sächs. Vaterlandsblättern und in der Brest. Ressourcenzeitung abgedruckt.

die Constitution. Aber mit der Zeit erweis't sie sich als unzulänglich: der Staatskörper schwankt, das Verderben wächst, allgemeine Bestechung vergiftet die sittlichen Lebensadern des Volkes. Und so besteht das einzig Fördernde in der Constitution darin, daß sich „die Gegensätze und das Bewußtsein über dieselben" auf's Vollständigste herausbilden. Daraus erzeugt sich nothwendig der „endliche Zusammenstoß" der entwickelten Kräfte, d. h. „die Revolution und die Demokratie erscheinen als sichere und unvermeidliche Zukunft."

Es ist klar, daß Sallet nicht blos in religiöser, wie oben gezeigt wurde, sondern auch in politischer Hinsicht der streng historischen Auffassung treu blieb, und indem sein forschender Blick die unabweislichen Consequenzen der Zukunft klar erschaute, doch nur das der Entwicklungsstufe der Gegenwart Gemäße zu fördern suchte. In diesem Sinn beabsichtigte er eine populäre Schrift über die Constitution; die vorhandene Vorrede dazu, welche in diesem Bande mitgetheilt ist, zeigt deutlich, wie geschickt Sallet als Schriftsteller die practische Seite zu treffen wußte. Das unterscheidet ihn wesentlich von der äußersten Linken der Hegel'schen Schule, so übereinstimmend im Uebrigen die Grundansichten Beider auch sein mögen.

Diese wenigen Bemerkungen wollte ich dem gegenwärtigen Bande der Sallet'schen Schriften voranschicken. Er enthält, wie der vorhergehende vor-

tische Theil, manches Leichtere, Unbedeutendere neben dem überwiegenden Vortrefflichen und tief in unsere Literarischen, religiösen und politischen Verhältnisse Eingreifenden. Aber auch das weniger Bedeutende wird dem aufmerksamen Leser einen, in der oder jener Hinsicht werthvollen, Inhalt bieten, und ich könnte mich nicht überzeugen, daß ich etwas Ueberflüssiges aufgenommen habe. Die Ansichten darüber sind freilich verschieden; aus diesem Grunde aber mag auch die meinige gelten.

Schließlich hoffe ich, die Gegner des fortschreitenden Geistes werden endlich verständig genug sein, um einzusehen, daß sie vergeblich ihre geheimen Werkzeuge gegen das Recht einer frei entwickelten Lebensansicht so wie des freien, besonnenen Wortes in Bewegung setzen. Sie müssen doch nicht allein Recht haben wollen; andere Leute mit anderem Sinne wollen auch leben. Leben aber heißt nicht blos, sein tägliches Brot verzehren und an den vertrockneten Schalen der Vergangenheit kauen, sondern es heißt, in der Vergangenheit die nothwendige Entwicklung der Menschheit erkennen, nach der Idee derselben die Gegenwart gestalten und der Zukunft ein fruchtreiches Samenkorn des hellen Bewußtseins und der Freiheit überliefern.

Neisse, den 4. November 1847.

Theodor Paur.

Anhang zum Vorwort.

Sallet's Brief an einen Verehrer des Laienevangeliums.

„Daß Ihr mehr als blos freundlicher Brief auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, werden Sie mir, ohne Versicherung, glauben, lassen Sie mich aber offen gestehen, daß dieser Eindruck ein gemischter, mit einer gewissen Beengung verbundener war, und das, wie ich mir sogleich bewußt wurde, aus zwei Gründen, über die ich mich mit Aufrichtigkeit aussprechen will.

Zunächst brachten mich die begeisterten, warmen Worte Ihres Schreibens zu der Befürchtung, es könne, trotz aller Innigkeit und Erkenntniß, mit der Sie mir, dem Unbekannten, entgegentre[illegible], zwischen uns ein, freilich dann durch mich verschuldetes, Mißverständniß obwalten. Wenn ich Ihre Worte lese und wiederlese, will diese Befürchtung bald verschwinden, bald taucht sie doch wieder auf. Lassen Sie mich den Knoten kurz mit dem Schwerte zerhau'n. Wenn Sie unter Christenthum, wie ich, den ungeheuren weltgeschichtlichen Vorwärtsschritt der Menschheit, das energische, auf alle Folgezeit fortwirkende Hervorbrechen eines ganz neuen Welt- und Gottbewußtseins, einer ganz neuen, unendlichen Geisteserfüllung verstehen, so waltet zwi-

schen uns keine Differenz ob. Was aber das eigentlich gläubige, das traditionell dogmatisch, noch näher, das kirchliche Christenthum, mit all seinem Zauber-, Wunder- und Fetisch-Apparat, sowie mit seinem ganzen Cultus überhaupt, anbetrifft, so kann es schwerlich einen entschiednern, fast möchte ich sagen, einen fanatischern Todfeind desselben geben, als ich es, schon als ich das Laienevangelium schrieb, war, seitdem aber noch mehr geworden bin. Wenn in meiner Darstellung, da sie poetisch ist, diese Seite des Christenthums hier und dort noch geschont oder gar anerkannt scheint, so bitte ich Sie, solche Stellen oder Gedichte als nicht vorhanden zu betrachten. Damit Sie aber meine Gesinnung nicht für Zerstörungswuth und blinden Haß halten, so gebe ich den Grund dafür an.

Es drängt sich mir nämlich immer mehr die feste Ueberzeugung auf, daß das Christenthum im engeren, im sprachgebräuchlichen Sinn, das Christenthum der Kirche und der Pfaffen, in unsrer Zeit, da es sich selbst überlebt hat, die Menschheit so durch und durch verdirbt, daß seine gänzliche Ausrettung, wenn sie möglich wäre, zur ernstesten Pflicht würde. Diese Verderbniß aber besteht darin, daß das Christenthum, indem es das Diesseits aller Göttlichkeit und Ewigkeit entkleidet, indem es dem Erdenleben seinen Platz innerhalb des göttlichen Lebens streitig macht, alle wahre und freie Sittlichkeit untergräbt und erstickt. Statt das

Reich Gottes thatkräftig zu verwirklichen, statt den ewigen Gedanken in der Geschichte selbst Gestalt zu geben, setzt man sich mit dem Unendlichen nur durch abergläubische, mechanisch mitgemachte Formen in Verbindung. Das Erdenleben und Erdenthun verachtet man, und je mehr man es verachtet, desto mehr glaubt man sich des wahren Lebens im Jenseits würdig zu machen. Hieraus stammt die verdammliche Feigheit und Gleichgültigkeit unsres Geschlechts für alles menschlich (somit auch göttlich) Große und Rechte. So schleppt man sich in ganz unwürdigen, geselligen und geschichtlichen (politischen) Verhältnissen fort, und erträgt sie ohne Schamröthe, so kommt man nicht einmal zur Ahnung, geschweige denn zum Muthe der **Freiheit**. Hier steht mein Schlagwort und das unsrer ganzen Zeit. Der Mensch, der Bürger soll frei werden, d. h. er soll den Gott in sich fühlen und die äußern Gewalten zur Anerkennung desselben in ihm zwingen. Doch werden Sie das im Laienevangelium selbst schon gefunden haben. Es blieb mir nur übrig, es Ihnen als den eigentlichen Kern all meiner Anschauung und Gesinnung zu bezeichnen.

Vielleicht hat einiges eben Gesagte Sie hart berührt, aber ich darf mir nicht den Anschein geben, es anders zu meinen, als es wirklich der Fall ist, um mir durch diese Recommendation einen auf Irrthum beruhenden Anhang zu verschaffen. Vielleicht aber haben Sie selbst es nicht anders gemeint, und nur die

Wärme der Ausdrucksweise in Ihrem Briefe konnte mich einigermaßen unsicher machen. Ist das der Fall, so sind wir mit einander im Klaren.

Ich bin Ihnen noch den zweiten Grund schuldig, weshalb ich Ihren Brief nicht ohne ein beengendes Gefühl lesen konnte. Sie stellen mich zu hoch, viel zu hoch. Halten Sie diesen Ausspruch nicht für sogenannte Bescheidenheit, an der ich nie übermäßig gekrankt habe, es ist blos die nüchterne Erkenntniß der Sachlage, und Sie selbst werden sich durch einige ganz einfache Bemerkungen leicht davon überzeugen lassen. Sie reden gar von einem Luther. Aber ich bitte Sie, Freund, was ist ein Luther — ohne eine **Reformation**. Nun zeigen Sie mir aber doch auch nur die allergeringfügigsten Anfangsspuren einer solchen, meinem Laienevangelium gegenüber! Ich sehe nichts, als eine allerdings warme Aufnahme von Seiten Einzelner, im Ganzen aber einen nur sehr mäßigen literarischen Erfolg. Aber was mehr ist, ich sehe auch die Gründe davon.

Allerdings leben wir in einem Reformationszeitalter, aber nicht in einem heroischen, das von einer einzelnen großen Persönlichkeit oder auch nur von wenigen seinen ganzen Anstoß erhielte, sondern in einem demokratischen. Die Arbeit der Zeit concentrirt sich nicht mehr, sie ist an ganze Massen denkender Menschen vertheilt, und wenn auch, wie immer, ein ernster Anstoß von großen Individuen ausgegangen ist, so waren und sind das wahrhaftig ganz

andre Leute, als ich, ein Poet höchstens zweiten Ranges mit einigem Anflug von philosophischer Bildung und mit einem guten, redlichen Willen. Ich erinnere nur an Hegel, dem gegenüber auch von mir das Wort gilt:

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Es ist aber immer ganz respectabel, ein tüchtiger Kärrner zu sein, und so fühle ich mich in meiner Stellung unter manchen bessern Männern, als ich es bin, und unter sehr vielen Gleichen vollkommen wohl und behaglich. Ich bitte Sie aber, nichts Verletzendes darin zu seh'n, wenn ich eine allzuwarme, über das Maß meines Werthes hinausgehende Anerkennung mit Ernst von mir ablehne.

Zu Ihrer zu hohen Anerkennung meiner bildet Ihre zu geringe Selbstschätzung den entgegengesetzten Pol. Aber Ihr in diesem Sinne gethaner Ausruf enthält einen Widerspruch in sich selbst. Er lautet: „„Warum bin gerade ich, mit dieser Glut für Wahrheit, mit dem rücksichtslosen Gemeinsinn, ein so unbedeutender Mensch"" u. s. w. Ist aber der Anfang wahr (wie ich keinen Augenblick zweifle), so ist der Schluß unmöglich. Kein Mensch, der mit Begeisterung etwas Bestimmtes, und zwar etwas Großes, Allgemeines will, ist unbedeutend. Wenn auch an Talent, an Bildungsgrad die Individuen verschieden sind: jeder, der einer großen Sache mit Treue und Aufwendung aller Kräfte dient, ist an seinem Platze nothwendig, un-

entbehrlich und somit bedeutend. Ich kann Ihnen also von vornherein widersprechen, obgleich mir Ihre bisherigen schriftstellerischen Leistungen unbekannt sind. Dieser Widerspruch soll aber keineswegs ein Compliment sein, sondern je mehr Sie ihn als eine ernste und strenge Mahnung zu rastloser und muthiger Thätigkeit von mir anzunehmen geneigt sind, desto mehr wird es mich freuen. Trotz Ihres Briefes würde ich mich zu einer solchen Mahnung nicht berechtigt glauben, wenn ich sie nicht im Namen einer großen, heiligen Sache, im Namen der Freiheit, der Vergöttlichung des Lebens und der Geschichte, an Sie richtete. Somit hätte ich mich gegen Sie unumwunden ausgesprochen, vielleicht unumwundener, als es Ihnen lieb ist; doch fürchte ich dies nicht.

Wenn Sie durch öffentliches Aussprechen für die Verbreitung meines Buches wirken wollen, so werde ich Ihnen dies bestens danken, und hier haben Sie gleich einen Fall, wo Sie der Sache, von der Sie erfüllt sind, und nebenbei auch mir einen keineswegs unbedeutenden Dienst zu leisten im Stande sind.

Mit Hochachtung und freundschaftlichem Handschlag

der Ihrige

F. v. Sallet.

Breslau den 19. November 1842

Inhalt.

	Seite
Die Atheisten und Gottlosen unsrer Zeit ...	1
Aufsätze:	
Linguistische Träumereien	337
D. E. L. Wolff als Vertreter der deutschen Literatur bei den Engländern. (Abgedruckt aus dem Berliner Conversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kunst, redig. von Herrn. Marggraff. Jahrg. 1837. N. 49. (17.)	351
Schiller- und Goethe-Literatur. (Aus der Zeitschr. „Phönix." redig. von Dr. Ed. Duller. Jahrg. 1837. N. 302. u. 304.	365
Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen v. Ense. (Beurtheilt.) (Aus dem „Phönix." 1837. S. 827.)	375
Ein englischer Wilhelm Tell. (Aus dems. 1837. N. 269.)	379
Ueber Entstehung und Charakter der modernen Lyrik. (Aus dems. 1837. N. 280.)	389
Gedichte von Anastasius Grün. (Beurtheilt.)	399
Ueber die poetischen Richtungen unsrer Zeit, von Melchior Meier. (Beurtheilt.) (Aus dem „Phönix" 1837. N. 298.)	404
Rückert. (Aus dems. 1838. N. 3—5.)	415
Kritik und Erläuterung des Goetheschen Faust, von Ch. H. Weiße. (Beurtheilt.) Aus dems. 1838. N. 19—21.)	437
Silvio Pellico. (Aus dems. 1838. N. 23—25.)	454

Seite

Oberon von Mons und die Hexine von Nivelle. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage, von Dr. Emil Rückert. (Beurtheilt.) Aus dems. 1838. N. 28.) 473

Goethe als Dramatiker, von Dr. H. Düntzer. (Beurtheilt.) (Aus dems. 1838. N. 48.) 475

Unpolitische Lieder von Hoffmann v. Fallersleben, 1. Theil. (Beurtheilt.) (Aus dem Literaturblatt von und für Schlesien, 5. Stück. Mai 1841.) 479

Weltgegenden, herausg. von Chlodwig. (Beurtheilt.) (Aus dems.) 483

Zur Erläuterung des zweiten Theils des Goethe'schen Faust..... 489

Vier Briefe eines Idealisten aus dem 21. Jahrhundert. Also prophezeit von einem krassen Philister des 19. Jahrhunderts 527

Satirisches Märchen vom Geldst 543

Ein sibyllinisches Blatt..... 548

Vorrede zu einer Schrift über die Constitution 551

Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unsrer Zeit, von Ludwig Galeerede. (Beurtheilt.) (Aus den deutsch. Jahrbüch. f. Wissensch. und Kunst. 1842. N. 151 und 152.) 555

Ueber Publicistik. (Aus dems. 1843. N. 3 u. 4.) 572

L. Bucl als Publicist. (Aus dems. 1843. N. 4 u. 5.)..... 587

Die

Atheiſten und Gottloſen

unſrer Zeit

von

Friedrich von Sallet.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Goethe.

Inhalt.

	Seite
Vermerk	XXIX
Einleitung	1
Der Mensch in der Natur. Das Werk	10
Die Ehe	22
Die Familie	77
Der Staat	114
Die Geschichte	232
Schluß	324

Vorwort.

Die nachfolgende „Einleitung“ wird vielleicht manchem Leser befremdend erscheinen, da in derselben behauptet wird: die eigentlichen Atheisten, die nämlich, welche gradezu als positives Resultat ihres Nachdenkens den Satz hinstellen: „Es ist kein Gott“, seien entweder nicht mehr vorhanden oder dürften ihre verrufene Lehre vor der tiefern und gehaltvollern Gotterkenntniß der Zeit nicht laut werden lassen.

Dieser Ausspruch scheint entweder eine unbegreifliche, keinem Schriftsteller zu verzeihende, Unkenntniß der neuesten Literatur, oder ein vorsätzliches, hochfahrendes Ignoriren derselben zu bekunden, denn allerdings wird von der aus der Hegel'schen Philosophie hervorgegangenen äußersten Linken mit hinlänglicher Offenheit kein „Gott“ mehr statuirt, da sie die „Vorstellung“ von einem solchen als „mythisch“ bezeichnet.

Die nachstehende Einleitung ist nun freilich zu einer Zeit geschrieben, in der jenes äußerste Resultat noch nicht gewonnen oder doch nicht scharf ausgesprochen war, der Verfasser mithin auch nicht verpflichtet sein konnte, es zu berücksichtigen.

Aber auch jetzt noch glaube ich jene Worte unverändert lassen zu dürfen, da ich sie, obwohl dem Buchstaben nach dem gegenwärtigen Zeitbewußtsein widersprechend, doch dem Wesen nach immer noch für wahr halte.

Der Standpunkt der äußersten Linken nämlich ist von dem Atheismus früherer Zeit, auf den die Einleitung anspielt, wesentlich verschieden. Ja im Sinne der nachfolgenden Schrift fällt die Anschauungsweise der äußersten Linken so wenig unter die Rubrik des Atheismus, daß diese Schrift, um eine solche Bezeichnung zu rechtfertigen, sich selbst eine atheistische nennen müßte, da sie mit jener Anschauungsweise, wenn auch nicht durchaus übereinstimmt, doch entschieden verwandt ist.

Die äußerste Linke nämlich verwirft im Grunde nur das Wort Gott und die im gewöhnlichen Bewußtsein seit Jahrhunderten damit verknüpfte falsche Vorstellung vom Wesen der Sache, die Sache selbst aber verwirft sie keineswegs. Und hier will ich sie nicht etwa mit Gewalt frömmer machen, als sie ist und sein will. Sie wird selbst zugeben, daß sie gegen den Ausdruck „das Göttliche" schon viel weniger einwenden würde; gewiß anerkennen aber wird sie die wahrhaftige Existenz und Macht des Geistes, oder des Absoluten, oder des Unbedingten, oder welche Bezeichnung sonst diesem Gedanken entspricht.

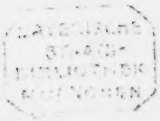
Auch ist es keineswegs ein gefälliger Eigensinn,

der den Ausdruck „Gott“ ganz und gar zurückweist, denn schon der Umstand, daß das Wort „Gott“ bestimmten, und zwar männlichen Geschlechts ist, mithin die Vorstellung von einer bedingten, individuellen, nach dem Bilde des Menschen geformten Persönlichkeit nothwendig mit sich bringt, macht dieses Wort schon jetzt fast untauglich zur Bezeichnung des entwickelteren Bewußtseins vom Unbedingten (Ureinen), vom Absoluten, und wird es vielleicht in späterer Zeit den Namen untergegangener Götter, wie Baal, Jupiter optimus maximus u. a., zugesellen. An dem Worte ist aber auch in der That nichts gelegen. Es handelt sich nur darum, ob die Menschheit das Bewußtsein eines **Einen** in der zersplitterten Allheit der Erscheinung behält und fortentfaltet, oder ob sie es einbüßt. Nur im letztern Falle tritt jene atomistische, rein mechanische Weltanschauung ein, die man mit dem Wort Atheismus bezeichnen muß.

Wenn trotz dieser Bekenntnisse das Wort Gott in der folgenden Schrift noch durchgehends gebraucht ist und mit den Worten „Geist“, „unendlicher Geist“, gleichberechtigt abwechselt, so wird man hierin hoffentlich keine Unredlichkeit sehen wollen. Die nachfolgende Schrift ist auf eine möglichst populäre Wirkung berechnet, sie muß deshalb auch in ihrer Ausdrucksweise an das gewöhnliche Bewußtsein anknüpfen. Die Namen aber, die man an die Stelle des Wortes „Gott“ setzen konnte, damit

dem höher entwickelten Bewußtsein sein Ausdruck auch in einem entsprechenden Worte gegeben werde, tragen mehr oder weniger noch ein ausschließlich wissenschaftliches Gepräge an sich, sind noch nicht in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Wenn daher das Wort „Gott" zu falschen Vorstellungen und Mißverständnissen allerdings Anlaß geben kann, so würden dagegen andre, reinere Ausdrücke dem nicht philosophisch gebildeten Leser vielleicht ganz fremd erscheinen, er würde sich gar nichts Bestimmtes dabei zu denken wissen, oder wiederum, dem gemeinen Sprachgebrauch gemäß, sie unrichtig auffassen, oder sie würden ihm, als zur Zeit noch zu abstract, wenigstens nicht an Herz und Nieren greifen.

Ich glaubte daher meiner Pflicht zu genügen, wenn ich das Wort beibehielt, die aus dem Wort leicht entspringenden sinnlichen und somit falschen Vorstellungen aber, so oft sich Gelegenheit dazu bot, zu bekämpfen und zu vernichten strebte. Sollte meine Schrift deshalb dem Vorwurf einer gewissen zweideutigen Halbheit nicht entgehen können, so sei es mir vergönnt, dies für einen Mangel fast aller populärphilosophischen Schriften anzusehen, der vielleicht nur durch einen entgegengesetzten, aber nicht minder großen, nämlich durch gemeinverständige Einseitigkeit vermieden werden kann.



Einleitung.

Eine Schrift, die den veralteten Namen „Die Atheisten“ an der Stirn trägt, wird den meisten Unterrichteten als eine nicht zeitgemäße erscheinen, ja sie werden über das eitle Bemühen lächeln, daß ein Schriftsteller sich mit selbstgeschaffenen Luftgebilden nutz- und zwecklos herumschlagen wolle, da die wirklichen Feinde, die diesen Namen trugen, längst nicht mehr existiren. Und in der That, wir haben jetzt wohl Pietisten, Separatisten, Panthelsten, ja selbst Indifferentisten, aber die eigentlichen Atheisten, die nämlich, welche gradezu als positives Resultat ihres Nachdenkens den Satz hinstellten „Es ist kein Gott,“ sind entweder nicht mehr vorhanden, oder dürfen ihre verrufene Lehre vor der tieferen und gehaltvolleren Gotterkenntniß der Zeit nicht laut werden lassen.

Wo sind nun die Atheisten noch heut zu suchen, und warum den längst und vollständig aus dem Felde Geschlagenen die Ehre eines neuen Kampfes anthun?

Hierauf erwidere ich Folgendes. Die Aufgabe der christlichen Bildung, ja die allgemeine Weltaufgabe der Menschheit überhaupt ist es, Gott seinem Wesen nach immer tiefer zu erfassen und zu erkennen.

Je nachdem nun bei den Besten und Edelsten diese Erkenntniß um eine Stufe vorrückt, nimmt auch die der Gotterkenntniß entgegengesetzte Gotteslängnung eine andere Stufe ein, und zu dem Namen „Atheisten" müssen wir jetzt ganz andere Leute aufsuchen, als vor hundert oder zweihundert Jahren.

Das tiefste Resultat der bisherigen Entwickelung des Christenthums ist es nun, daß Gott nicht als Dieses oder Jenes, auch nicht als Dieser oder Jener gewußt werde, sondern lediglich als **Geist**, und demnach auch nicht anders angebetet, als im Geist und in der Wahrheit. Der Geist aber ist anerkanntermaaßen unsinnlich, nicht an Raum und Zeit gebannt, sondern allwirkend und allgegenwärtig. Wir dringen darauf, diese Worte im vollsten Ernste zu nehmen, und nicht, wie die Frommen thun, sie eben nur als Worte ohne Wahrheit, als sogenannte Eigenschaften Gottes hinzusprechen. Die Allgegenwart will sagen, daß Gott, als Geist, wahr und wirklich überall gegenwärtig ist, nicht etwa versteckt, wie die

Physiker von einer gebundnen Wärme reden, sondern lebendig, offenkundig und wirksam, wie eben ein Geist nur sein kann. Denn ein verborgener, blos in sich ruhender, unthätiger und nur geschehen lassender Geist ist kein Geist.

Hieraus folgt nothwendig, daß Gott alle Gestaltungen und Thätigkeiten schon der Natur, in weit höherem Grade aber des Menschengeistes mit seinem Wesen wirklich und gegenwärtig durchwebt, durchdringt und erfüllt, nicht blos sie von außen leitet und beaufsichtigt. Denn was hieße das „von außen" anders, als daß man Gott seinen Raum abgrenzte, und ihn aus der Natur und aus unserm Thun und Treiben absperrte, mithin ihn doch endlich machte? Ist das aber nicht eine Heuchelei, erst Gott die Allgegenwart einzuräumen, und ihn dann doch wieder auf irgend einen besondern Fleck, z. B. den sogenannten Himmel, ausschließlich anzuweisen?

Das Weltall ist nach dem Gesagten eine Offenbarung, eine Darstellung Gottes selbst, soweit er nämlich in der Erscheinung, als Erscheinung sich offenbaren und dargestellt werden kann, der Mensch aber, als die höchste Staffel der Natur, wo diese selbst zum Geist wird, ist die Offenbarung und Darstellung Gottes im höchsten Maaße, das heißt so weit Gott überhaupt darstellbar ist; denn in ihm ist offenbar und er stellt dar Gott, den Geist, als Geist

und Art Geists; den unendlichen Geist, wie er als endlicher Geist sein kann, und wirklich ist.

In allen menschlichen Verhältnissen, Bestrebungen und Leistungen ist Gott also da, als ihre innerste Seele, in so höherem Maaße, je geistiger sie sind; in ihnen hat und genießt er seine eigene Selbstentwickelung, die er eben nur in der Sphäre des endlichen Geistes haben und genießen kann, denn darüber hinaus ist keine Entwickelung mehr, sondern nur der in sich selbst ewig fertige Gott.

Unsre alleinige, weil einzig vernünftige Lebens- und Welt-Aufgabe ist es daher, uns des Geistes Gottes, dessen geweihte Gefäße wir sind, und seiner Wirklichkeit in uns selbst immer klarer bewußt zu werden, und ihn demnach (denn dies folgt aus dem Bewußtwerden unmittelbar von selbst) in unsrem Denken, Leben, Thun und Treiben immer reiner und unverfälschter, für uns und für ihn selbst, darzustellen, damit er sich in uns, wie wir in ihm, wiedererkenne. Unsre Endlichkeit sollen wir zur Unendlichkeit des reinen Gedankens verklären, Leben und Geschichte in den Born der Vergeistlichung untertauchen, bis der Geist allen trüben und zähen Stoff ganz und gar aufgezehrt, so daß nur noch die unsinnlichen, durchsichtigen Umrisse übrig sind, die nichts anders mehr darstellen und enthalten, als ihn selbst; unsre Gegenwart sollen wir zu seiner Allgegen-

wart wirklich umschaffen, mit einem Worte: sein Reich soll kommen. —

Wer sind nun die Atheisten? —

Von dem angegebenen, vom Menschengeist in unserer Zeit errungenen Standpunkte muß ich für solche erklären:

Alle diejenigen, welche Gottes Dasein in den verschiedenen Gebieten menschlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit abläugnen und nicht anerkennen wollen, — welche abläugnen, daß er im menschlichen Geist gewußt, durch menschliche That dargestellt werden könne und solle. Denn damit läugnen sie ihm ja selbst das Vermögen ab, sich selbst im menschlichen Geiste zu wissen, in der menschlichen That darzustellen, in beiden sich zu offenbaren. Was hilft es ihnen, daß sie Gott als ein dunkles Etwas, als eine mehr oder weniger sinnlich vorgestellte Persönlichkeit da drüben gelten lassen wollen?

Dieser Gott, den sie aus der Welt hinausläugnen und irgendwohin bannen, also dem Gesetz des Raums, des Sinnlichen unterwerfen, ist eben kein Gott mehr, sondern ein Götze. Das höhere Bewußtsein der Zeit, das nur in Gott, als dem unumschränkten und unbeschränkten Geiste, seine Wahrheit findet, weist ihn zurück und darf ihn nicht anerkennen, ohne sich zu erniedrigen.

Gottlos nun sind Alle zu nennen, die nicht einzig und allein danach trachten, im ganzen Umfange

ihres Lebens und Thuns Gott selbst sich offenbaren zu lassen, ihn zur Erscheinung zu bringen, — die, als Hauptsache, nur vereinzelte, kleinliche und sinnliche Zwecke verfolgend, ihm (wenn sie es überhaupt noch thun) nur nebenbei, zu anberaumter Stunde, so zu sagen ihre Aufwartung machen, wie einem großen Herrn, dem man im Ganzen fremd und fern bleibt, mit dem man es aber, weil er mächtig ist, nicht verderben darf; Alle endlich, die sich selbst, ihre Theilnahme und Thätigkeit, der großen geistigen Weltentwickelung der Menschheit gefliſſentlich fern halten und entziehen.

Diese Gottesläugner und Gottlosen in ihrem Verhältniß zu einigen Hauptgebieten des Menschenlebens und Menschenstrebens zu zeichnen, zu strafen oder, wenn meine Worte diese Macht haben, zu welken und, dem ewigen göttlichen Inhalt gegenüber, zur Erkenntniß ihrer eignen Nichtigkeit zu bringen, ist der Zweck dieser Schrift.

Vielleicht wird das aus ihr hervorgehende Resultat befremden und aufschrecken, daß, nach der ausgesprochenen Ansicht, die bei weitem größere Masse der Menschen mehr oder weniger unbewußt (und somit unverschuldet) oder zurechnungsfähig in Atheismus und Gottlosigkeit befangen ist. Aber es ist dies die wahre Lage der Sache, die Folge der freilich hohen Forderungen eines geläuterten Gottbewußtseins an alle Menschen, nicht die Schuld des Schriftstellers. Wenn einmal die Erkenntniß da ist, daß Gott

Geist ist, und mit ihr die Forderung, daß er angebetet werde im Geist und in der Wahrheit, so trifft der Vorwurf des Atheismus ohne Schonung und Unterschied Alle, die den Geist lästern, wo sie seiner nur habhaft werden können, und nur dem Ungeist fröhnen. Es ist ein ewig Wahrheit bleibendes Wort: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt." Die Massen haben immer nur der Masse gedient, nicht dem Geiste. Von Rückhalt, Rücksicht oder gar Höflichkeit aber kann bei einer Schrift nicht die Rede sein, die den ernstlichen Willen hat, zu strafen, zu wecken, und wo möglich zu bessern.

Manchem Leser aber könnte die kühne Anwendung des Wortes „Atheist" darauf hinzudeuten scheinen, daß ich mir vorgenommen hätte, durch neue, überraschende und unerhörte Ansichten und Aussprüche, durch Paradoxen und sogenannte „Originalität" Aufmerksamkeit zu erregen, oder daß ich wirklich und ehrlich von seltsamen und fixen Ideen besessen sei. Darauf muß ich antworten, daß leider die reine, schlichte und kindereinfachste Wahrheit es ist, die der Menge am unerwartetsten kommt, sie am meisten stuzzen macht und vor den Kopf stößt. Denn die Wahrheit ist etwas, das Jeder von Haus aus zu haben wähnt, da sie doch, als das höchste und letzte Ziel all unsres Strebens, nur durch die ernsteste Arbeit des Geistes errungen wird. Deshalb lebt und webt die Menge im Schein und in der Lüge und sieht in der Wahrheit, wenn sie ihr einmal geboten wird, nur ab-

sonderliche, seltsame Schnurren und Grillen einzelner Schwindelköpfe. Und so wird auch in meiner Schrift Vieles vorkommen, was als ausschweifende Willkür auffallen, verletzen, ja empören wird. Was sich, gemächlich und sicher, für Tugend hält und ausgiebt, wird sich als Schlechtigkeit bezeichnet sehen. Aber ist's meine Schuld, wenn die Schlechtigkeit und Gemeinheit als gute und wahre Gesinnung sich aufspreizt? In meiner Schrift ist nichts enthalten, was nicht die tüchtigsten und edelsten Geister seit lange unermüdlich vorbereitet, angedeutet und offen gepredigt hätten, so daß mein Antheil an der Sache sehr gering bleibt; ich gebe nur wieder und wende auf die Gegenwart an, was Andre, Höhere, in mir lebendig gemacht haben. Grade das Ureinfache, Ewigalte ist das Tiefste, am schwersten zu Fassende und muß den sich Sträubenden und Verstockten immer und immer wieder gesagt und erörtert werden, während sogenannter „origineller und piquanter Raritätenstitter" noch am meisten Abnehmer findet.

Für Männer der Wissenschaft schließe ich diese Einleitung mit der Bemerkung, daß ich in einer für einen möglichst großen Leserkreis berechneten Schrift die strengwissenschaftliche Form nicht annehmen konnte, noch wollte, eine Aufgabe, der meine Bildung auch nicht gewachsen ist.

Statt der Beweise, die nur die Wissenschaft selbst in ihrer vollen Gründlichkeit liefern kann, gebe ich nur andeutende Entwickelungen, Resultate und

Behauptungen, in der guten Hoffnung, daß ihre innere Gediegenheit bei offnen Gemüthern und ungeknechteten Geistern Anklang und Widerklang finden werde, auch ohne die zwingende Kraft des strengen Beweises. Denen, die die Wahrheit wissenschaftlich selbst schon errungen haben, werde ich demnach wenig oder nichts Neues gewähren. Auch bedürfen ja des Arztes nicht die Gesunden, sondern die Kranken.

Der Menſch in der Natur.
Das Wort.

Die Natur iſt ein ungeheures Chaos, ein wirres und wüſtes Außereinander und Durcheinander ohne den Geiſt, der ſie in ſich ſelbſt aufnimmt und zur Einheit macht.

Sie wirkt und entfaltet ſich zwar nach feſten, ſich zu einem großartigen Syſtem verkettenden Geſetzen, aber da ſie um dieſe Geſetze ſelbſt nicht weiß, ſo bleiben ſie, wenn auch nach außen hin das ſchönſte Schauſpiel der Regelmäßigkeit gewährend, in ſich ſelbſt dunkel, verworren und todt, wenn nicht innerhalb der Natur ſelbſt ſchon das ordnende und vergeiſtigende Verſtändniß erwachte. Dies geſchieht in ihrer höchſten Blüthe, im Menſchen, der, Natur und Geiſt zugleich in innigſter Verſchmelzenheit, der erſten ebenſo hingebend und ganz angehört, als er ſie, als Geiſt, überwältigt und, begreifend, ſie ſelbſt in Geiſt umwandelt. Im

Menſchen alſo begreift die Natur ſich ſelbſt, hebt ſich, eben dadurch, als Natur, auf und wird, durch eigne That, zu Geiſte.

Der Menſch kann auf dieſe Weiſe, ebgleich das Bild niedrig klingt, mit dem Magen Gottes verglichen werden, der die rohe Materie für ihn verdaut, ſie ihm aſſimilirt und die zu Geiſt gereinigte dem ewigen Geiſte wieder einverleibt.

Hieraus folgt auch, daß es überhaupt nur einen Geiſt, beſſer — den Geiſt geben kann, und daß es thöricht iſt, gleichſam verſchiedene Sorten deſſelben, z. B. den göttlichen und menſchlichen Geiſt, anzunehmen, etwa wie es verſchiedene Arten von Metallen giebt, Gold und Kupfer u. ſ. w. Der Geiſt iſt ja eben die Alles verſchlingende, in ſich aufnehmende und wiedergebärende Einheit, gegenüber der Vielheit des Stoffes. Sollte nun der Menſchengeiſt, der ewigen Einheit des göttlichen Geiſtes gegenüber, wieder etwas Höheres, Niedrigeres, mithin gegen ihn nur eine Zweiheit ſein, die erſt wieder im göttlichen Geiſte zu bewältigen, zu vernichten und aufzuheben wäre, ehe der Menſchengeiſt ſich mit ihm in Eins zuſammenſchließen könnte, ſo würde dadurch der menſchliche Geiſt ja wieder zum Stoff herabgeſetzt, wenn auch zu noch ſo verfeinertem, das heißt: der menſchliche Geiſt wäre nicht Geiſt. Denn Stoff und Geiſt ſind ja eben die härteſten Gegenſätze.

Was alſo am Menſchen wahrhaft Geiſt iſt,

das ist rein göttlicher Natur. Dies will nicht etwa sagen, daß der Mensch, wie er geht und steht, gleichsam ein Stück Gott sei. Keineswegs. Der Mensch, soweit er sich aller sinnlichen Beziehung und äußern Zufälligkeit abgethan, ist gar kein Einzelner mehr, sondern auf diesem Punkte, in dieser reingeistigen Aethersphäre, fallen alle Einzelnheiten ab, wie Masken, und alle Menschen, die ganze Menschheit ist hier nur ein einziger und ungetheilter Geist, nicht etwa figürlich, sondern wahr und wirklich, und diese Einheit, in der es keine Geister mehr giebt, sondern nur den Geist, fällt in Gott selbst und sein Bewußtsein. Der Ausdruck „Geister" ist überhaupt uneigentlich. Es giebt Individuen, ja Seelen, aber nur den Geist. Eben so ist der Ausdruck „endlicher Geist," mit dem wir den Geist des Menschen bezeichnen, streng genommen, unrichtig, denn was Geist ist, ist schlechthin unendlich. Der sogenannte endliche Geist ist nur der unendliche selbst, wie er sich innerhalb der Endlichkeit zur Erscheinung bringt. Insofern er aber endlich ist, ist er eben nicht Geist, sondern Natur. Insofern er aber doch wirklich Geist, und nicht Natur ist, ist er eben der unendliche Geist selbst.

Wir sind hier zu dem tiefen Punkt gelangt, in dem die Einheit des Menschen mit Gott begriffen werden muß, ohne daß doch die demantene Mauer zwischen beiden, die sie als ewige Gegensätze auein-

ander hält, zersplittert werden darf. Die Endlichkeit des Menschengeistes ist es, daß er sich in Raum und Zeit gesetzt findet und, nur durch die ungeheuerste That beide überwindend und durchbrechend, aus ihnen zurück in den Geist Gottes, mit dem er dann allerdings Eins ist, gelangen kann. Der unendliche Geist hingegen, das heißt der in seiner Unendlichkeit verharrende, sich nicht selbst verendlichende Gott, ist weder in Raum und Zeit, noch waltet er über (jenseits) Raum und Zeit, sondern Raum und Zeit sind lediglich seine eignen freien Bestimmungen (Gedanken), die er, statt in ihnen gesetzt zu sein, umgekehrt in sich eben so setzt, als aufhebt, und die innerhalb seiner oder gegen ihn selbst gar keine Macht und Geltung haben.

Hieraus wird jeder, der nur zu begreifen Willens ist, leichtlich begreifen, daß es ein gänzliches Mißverständniß ist, aus der von der neuern Wissenschaft (wie, implicite, auch vom Christenthume) behaupteten Ansicht, „der Mensch, oder besser — die Menschheit sei der fleischgewordene Gott," die Folgerung zu ziehen, alle Menschen zusammengenommen machten Gott aus.

Mit dem Obigen haben wir die Stellung des Menschen zu sein Natur und Gott bezeichnet. Sie ist, in Beziehung auf die Natur, die eines Erlösers, Befreiers, Mittlers. Die Natur wird aus ihrem Todesschlaf erlöst, indem das blinde Gesetz der

Nothwendigkeit, das in ihr waltet, durch denkendes Begreifen in die Sphäre der Freiheit des Geistes erhoben wird. Denn dies Gesetz thut sich, wenn es begriffen ist, kund als gesetzt vom Geiste. Der Geist aber ist nicht nur frei, sondern die Freiheit selbst. Was er also setzt, das setzt er nicht nur mit Freiheit, sondern auch in Freiheit, er entläßt es aus sich und läßt es gewähren, sich seinem eignen Wesen nach, ohne Zwang von außen, gestalten und entwickeln. In ihm also wird die Naturnothwendigkeit zur Freiheit, und zwar ist diese Freiheit keine eingebildete, sondern eine wirkliche. So gewinnt die Natur, durch den Menschengeist, statt ihres todten Mechanismus, ein göttliches und ewiges Leben im unendlichen Geiste selbst, und bleibt, durch diese Vermittlung, in ununterbrochener lebendiger Beziehung mit ihm.

Das Element der Lebendigmachung aber ist das Wort. Der Menschengeist, da er in die Endlichkeit verflochten ist, bedarf, um sich in sich selbst zu erfassen und dann von innen aus die sinnliche Welt zu überwinden, selbst noch eines endlichen, sinnlichen Mediums. Dies ist die Sprache, die den Geist zugleich verkörpert und zur Offenbarung bringt. Auf der einen Seite entspricht sie, durch die Vielheit der Klänge und Zeichen, dem Vielerlei des Stoffes, der Natur, auf der andern Seite ist dieser Vielheit der Klänge und Zeichen die ewige Einheit des Geistes eingebildet und in ihr ausgeprägt

Das Wort steht so wieder in ähnlicher Weise zwischen der Natur und dem Menschengeist, wie der Mensch zwischen der Natur und Gott steht. Es befreit die Natur zum Menschen, verwandelt sie in Bestimmungen des Menschengeistes. Das Wort grade ist der Punkt der Verknüpfung, in dem die Materie eben so zu Geist, als der Geist zu Materie wird.

Vom Worte Gottes kann, beiläufig gesagt, nur bildlich geredet werden, denn der rein Unsinnliche, der die unmittelbare Macht über alles Sinnliche ist, braucht kein sinnliches Medium mehr, um vom Gedanken zum Dinge zu gelangen. Sein Wort ist das Weltall selbst, den Menschengeist mit eingeschlossen, ohne daß zwischen Willen und Schöpfung ein Klang ausgesprochen werden müßte.

Indem wir so die göttliche Bestimmung des Menschen und den ewigen verewigenden Werth seines Wortes feststellen, haben wir uns nach den Atheisten in dieser Sphäre umzusehen.

Hier treten uns entgegen jene zerknirschten Frommen, die in hochfahrender Heuchlerdemuth sich selbst mit dem Schmähwort „elender Erdenwurm" und ähnlichen, oft bis ins Ekelhafte und Schmutzige verfallenden, erniedern, und so dem Menschen allen Werth, alle lebendige Beziehung zu Gott, alle Gottgleichheit absprechen. Ihre Geistesträgheit bescheinigen sie mit dem vorgegebenen Unvermögen, ir-

gend etwas von Gottes Wesen und Gottes Wegen begreifen zu können.

Sie sind in der That Gotteslängner, denn sie läugnen ihn ja grade in seiner geheiligsten Stätte ab, im Menschengeiste. Freilich erkennen sie einen sogenannten Gott an, aber laßt uns diesen Gott einmal näher untersuchen!

Wo Gott wirklich ist und kund wird, läugnen sie ihn ab, um ihn dort anzuerkennen, wo er in der That nicht ist. Sie bauen ihn in einen gewissen eingebildeten, eigends dazu erfundenen Raum (Himmel), der sich weder zeigen, noch angeben, noch näher bezeichnen läßt. Dort nur soll er sein, sonst aber nirgends, am allerwenigsten im Menschengeiste. Dies Dort aber, als ein ganz Unbestimmtes, Leeres, Verborgenes, Jenseitiges, ist in der That nichts, als eine eitle, willkürlich zurechtgemachte Vorstellung, und als solche völlig gleichbedeutend mit Nirgends, denn es ist gar nicht. Was aber nirgends ist, oder was an einem Orte (dort) ist, der selbst nicht ist, ist selbst nicht, oder ist Nichts.

Der Gott dieser Scheindemüthigen also ist nicht nur kein Gott, sondern gradezu Garnichts, während der wahre Gott sich in der Natur und im Menschengeiste als die vollste und gediegenste Wirklichkeit offenbart. Wer aber ein Garnichts anbetet, wenn er es auch mit dem hohlen und ganz willkürlichen Wortklange Gott bezeichnen sollte, der ist ein Atheist. Diese Leute könnten von einem Stein

aus den andern, von einem Punkt und Winkel des Weltalls in den andern versetzt werden, sie würden ewig bei ihrem „Dort" bleiben, so lange sie nicht irgend einen sinnlich begrenzten und sinnlich geschmückten Raum fänden, z. B. einen schön erleuchteten Weltensaal, wo sie den Herrgott in sinnlicher Gestalt leibhaftig zu schauen bekämen. Da dies aber nie der Fall sein würde, weil Gott, als reiner Geist, in den Namen sinnlicher Gestalt und Umgrenzung nun und nimmer eingefangen werden kann, so würden sie endlich das ganze Weltall, Punkt für Punkt, durchmessen und, indem sie immerfort sagten „Dort", Gott glücklich beseitigt und so zu sagen über Bord geworfen haben. Denn außerhalb aller der Hiers, die sie im Universum betreten und alle für gottleer erklärt hätten, bliebe eben nur das leere, ungeheure Meer des ewigen Nichts übrig. Gott, als Geist, ist aber in Wahrheit überall hier, und nirgends dort, und wer ihn im Hier nicht zu erkennen und anzuerkennen weiß, der erkennt und anerkennt ihn nirgends, das heißt er läugnet ihn ab.

Dies ewige Hier aber ist seiner Natur nach wesentlich Bewußtsein, denn was sollte das Hier des Geistes anders sein? Wer also in seinem eigenen Bewußtsein das Bewußtsein Gottes nicht anerkennt, wer behauptet, er wisse nichts von Gott, das heißt mit andern Worten, Gott wisse sich selbst nicht in ihm, der hat Gott aus seiner Brust hinausgestoßen in das todte Chaos umher, er

hat ihn in seinem eignen Hause abgelängnet, um ihn, scheinbar, draußen auf der Straße anzuerkennen. Er muß sich also gefallen lassen, daß man ihn, in seinem Hause, für einen Atheisten erklärt, und dieser Benennung fallen mithin alle diejenigen anheim, die dadurch ihre Frömmigkeit an den Tag legen wollen, daß sie behaupten, von Gott nichts erkennen und wissen zu können. —

Eine untergeordnete Stufe des Atheismus finden wir ferner bei denjenigen, welche im Wort, in der Sprache des Menschen den Odem Gottes, die wahrhafte Gegenwart seines Geistes nicht anerkennen, welche dieselbe nur als ein allgemein gültiges Umtauschmittel von Gedanken für die Bequemlichkeit und das Bedürfniß des practischen Lebens, höchstens für eine müßige Ergötzung ansehen, und sie mithin ohngefähr auf eine Stufe mit dem Gelde stellen, anstatt in ihr das Mittel der Vergeistigung und Vergottlichung der Welt zu erkennen und zu gebrauchen. Von solchen hört man auch wohl die abgedroschene Behauptung, die Thiere würden eben so wohl sprechen können, als die Menschen, wenn sie nur die organischen Werkzeuge dazu hätten, wobei also der die Sprache nothwendig aus sich selbst schaffende Geist gar nicht in Anschlag gebracht wird.

Dies ist eine Lästerung des Geistes, der sich im Wort kund giebt und verherrlicht.

Viele nun erkennen den Geist Gottes wohl in gewissen, durch uralte Ueberlieferung geheiligten

Sprachdenkmalen an, aber auch nur in diesen, und läugnen ihn überall sonst ab, auch in den unsterblichsten Meisterwerken menschlicher Begeisterung, sie sperren ihn also wieder ganz willkürlich in einen besondern Verschlag, der hier ein bestimmtes Buch und dessen bestimmter Inhalt ist, und dämmen den ewigen Strom der Gottbegeistigung, der alle Zeiten und alle Geschlechter durchrauscht und durchklingt, ab in ein von ihnen eigensinnig oder auf die Autorität versteinerter Menschen hin abgestecktes Bett.

Die aus diesen atheistischen Standpunkten entspringende Gottlosigkeit nun besteht darin, daß der Mensch, sein hohes Mittleramt verkennend, nur als Einzelner dumpf und thierisch hinlebt und sich von der großen Aufgabe entbindet, durch die Arbeit seines Geistes die erst äußerlich vorgefundene Welt zu überwinden und, indem er sie zur Einheit und Innigkeit des Gedankens einschmilzt und in sich aufnimmt, sich selbst als abgeschlossene, erfüllte Geisteseinheit Gott würdig darzubringen.

Gottlosigkeit ist ferner der Mißbrauch der Sprache zu allem eitlen, geistlosen Geschwätz, zu Lüge, Unreinheit und Gemeinheit aller Art. Die geflissentlich in Ungebildetheit Verharrenden müssen wir deshalb auch für Gottlose erklären, weil die Bildung es eben ist, die den Menschengeist zum Universum erweitert, und ihn aus dieser Allheit zur Einheit in Gott zurückführt.

Dies Alles leitet uns vom einzelnen Menschen ab

und zum Zusammenleben der Menschen hin, denn in der That setzt alle Bildung, ja schon die Sprache ein solches Zusammenleben bereits voraus.

Und dieses Zusammenleben ist nicht etwa etwas dem Menschen Zufälliges, oder nur durch das Naturbedürfniß Bedingtes, sondern es folgt aus seinem tiefsten Wesen als Geist.

So lange der Mensch nur ein Einzelner bliebe, möchte er auch immerhin die Vielheit der Natur in seinem sie überwindenden Geiste zur Einheit erhoben haben, und diese Geisteseinheit nun in seiner Erscheinung und Persönlichkeit selbst repräsentiren — diese Einheit würde selbst wieder zersplittern in die schlechte, zusammenhangslose Vielheit der gleichgültig nebeneinander hinlebenden unzähligen Individuen. Sie würde nie Gesammtbewußtsein, und als solches erst kann sie zur wahren, erfüllten Einheit werden.

Der Mensch muß also auch sein zunächst nur äußerliches Zusammenleben mit andern Menschen von innen aus organisch gestalten, damit es seiner innern Geisteseinheit nicht nur gemäß werde, sondern sie für Alle auch vollständig ausdrücke, ausprage, und in das Gebiet der Erscheinung, als ein Ewiges, weil vom Geist Gebildetes, hingestellt sei. Hier liegt der Keim aller Gesellung und aller gemeinschaftlichen Einrichtungen, von der einfachsten Stufe bis zur entwickeltsten, nicht im bloßen Naturtriebe,

im Bedürfniß, in der Noth. Da der einzelne Mensch schon Geist, und als solcher Einheit ist, muß sich auch die Gesammtheit der Menschen durch gegliederte Gesellung als geistige Einheit in sich selbst und für Alle darstellen.

Wir beginnen die nächsten Abschnitte mit den einfachsten und ursprünglichsten Formen geselliger Gliederung, die sich zunächst an das rein Natürliche im Menschen, an den Geschlechts- und Erhaltungstrieb, anknüpfen, aber nur, um von ihm aus den Uebergang zum Geistigen, als dem einzig wahren Elemente des Menschen, zu machen und schon auf der ersten Stufe wirklich zu vollbringen, auf daß auch in allen irdischen Verhältnissen des Menschen sich eine rein geistige Welt entfalte, die, obgleich sie den sinnlichen Bedürfnissen beiläufig auch genug thut, doch nicht um dieser, sondern lediglich um des Geistes und seiner Entwickelung willen da ist. Diese ursprünglichsten Formen menschlicher Gesellung sind die Ehe und die Familie.

Die Ehe.

Es ist im Vorigen als Aufgabe des Menschen entwickelt worden, daß er die Vielheit zur Einheit, den Stoff zu Geist, die Nothwendigkeit zur Freiheit, mit einem Wort, die Welt zu Gott umschaffen und demgemäß in seinem Denken (theoretisch), wie in seinem Thun (practisch) die Einheit, den Geist, die Freiheit, oder Gott (alle diese Worte sind, in ihrer tiefsten Fassung, völlig gleichbedeutend), ergreifen, offenbaren und darstellen soll.

Um dem stets bereiten Vorwurf zu begegnen, als werde behauptet, daß Gott durch Menschendenken und Menschenthat wirklich erschöpfend dargestellt werden könne (wodurch, wenn es nur Menschen gäbe, Gott überflüssig würde), wiederholen wir ausdrücklich, daß das Wort „darstellen" nur bezeichnen kann, daß Gott innerhalb der Schranken der Endlichkeit zur Erscheinung gebracht werde. Da

er aber als unendlicher Geist über alle Endlichkeit *übergreift*, sie selbst nur (als Moment) in sich trägt, so kann von einer *erschöpfenden Darstellung* Gottes (in welchem Ausdruck selbst schon der Widerspruch liegt) natürlich nicht die Rede sein, und Gott in seiner Unendlichkeit bleibt völlig unangetastet, wenn auch die Forderung ergeht, ihn in der Endlichkeit *wahr und wirklich darzustellen*.

Aber die allesumfassende *Einheit*, den wahrhaft allgemeinen *Geist*, die schrankenlose *Freiheit* vermag der *einzelne Mensch, als Einzelner*, nicht zu erkennen und darzustellen.

Er kann die *Einheit* nicht erkennen und darstellen. Denn wenn auch das Vielerlei der Natur sich schon im einzelnen Menschen, sowohl äußerlich, in seiner hochentwickelten organischen Gestaltung, als innerlich, in seinem Alles vereinfachenden *Denken*, zur Einheit zusammenschließt, so kann er, als zufällig *Einzelner*, durchaus kein Bewußtsein davon erlangen, ob diese Einheit nicht blos eine *scheinbare* sei, die, einer *höheren*, ihm noch unbewußten Einheit gegenüber, wieder eine *Zweiheit*, und als solche in sich selbst eine *Vielheit* bildet.

Diese Vielheit sieht er sogar schon sinnlich ausgedrückt, wenn er um sich her andere Geschöpfe seiner Art, andere menschliche Individuen sieht, von deren innerer Welt er keine Kunde nimmt. Denn es könnte ja jedes dieser Individuen die Einheit sich auf eine *andere* Weise, von einem *anderen* Gesichtspunkte

aus Allen, als die übrigen, so daß unzählige verschiedene Einheiten entständen, die also, zusammengenommen, wieder weiter nichts, als eine Vielheit ausmachen würden. Aber um die gänzliche Vernichtung aller Vielheit ist es ja eben zu thun.

Er kann den Geist nicht erkennen und darstellen. Denn der Geist ist nichts anderes, als das ganz Allgemeine, in dem aller (stoffliche) Unterschied, alle Besonderheit völlig untergeht, in das die ganze Allheit der Gebilde vollkommen verwandelt werden muß, um zu ihrer eignen Wahrheit zu gelangen. Der Mensch, als Einzelner, aber kann schlechterdings nicht wissen, ob seine innere Allgemeinheit (den Besonderheiten der äußern Gebilde gegenüber) nicht einer außer ihn fallenden fremden Allgemeinheit wieder entgegensteht, das heißt zur Besonderheit wird, ob sein Geist nicht wieder (als von einem fremden Geiste ausgeschlossen) bloß Stoff ist. Und hätte jedes Individuum seine besondere, von der der anderen verschiedene (also nur relative) Allgemeinheit in sich, dem Vielerlei der Natur gegenüber: so wären diese verschiedenen Allgemeinheiten eben nur Besonderheiten, die verschiedenen Geister wären nichts, als verschiedene Stoffe.

Er kann endlich die Freiheit nicht erkennen und darstellen. Die Freiheit ist weiter nichts, als das

Geſetz, die Nothwendigkeit, welche als vernünftig erkannt wird, das heißt als vom Geiſte ſelbſt durch eigene, unumſchränkte That geſetzt, ſo daß dieſer ſich in dem Geſetz, der Nothwendigkeit nicht durch äußeren Zwang gebunden fühlt, ſondern Geſetz und Nothwendigkeit als ſein eigenſtes, ſelbſtgeſchaffenes Lebenselement durchwebt, in Geſetz und Nothwendigkeit nichts, als ſich ſelbſt und ſeine Gliederung wiedererkennt und hat, wodurch die Nothwendigkeit vollkommen zur Freiheit umgewandelt iſt.

Der Menſch, als Einzelner, kann aber, wenn er auch die Welt geiſtig überwunden hat, und ſich in ihrem Maaß und Geſetz, in ihrer Nothwendigkeit frei ergeht, ſich ſelbſt darin wiederfindet, durchaus noch nicht wiſſen, ob er zu dieſer (ſcheinbaren) Freiheit ſelbſt nicht durch eine mächtigere Naturnothwendigkeit von außen gezwungen ſei, ob er ſich nicht blos frei glaube und meine, weil er ſo geſchaffen und eingerichtet ſei, daß er ſich frei glauben müſſe, mit einem Wort, ob die Freiheit in ihm nicht blos eine vereinzelte Naturerſcheinung, mithin nicht Freiheit, ſondern Nothwendigkeit ſei, die durch eine höhere Freiheit von außen in Schranken gehalten würde.

Und wenn er andere menſchliche Individuen um ſich ſieht, ohne mit ihnen zu verkehren, ſo kann er nicht wiſſen, ob dieſe auch Freiheit haben, oder ob nicht jedes ſeine beſondere Freiheit habe, mithin

alle zusammen nur Freiheiten. Freiheiten aber sind nicht die Freiheit, denn die Freiheit ist als solche unbedingt, kann also nicht, etwa nach verschiedenartigen Naturanlagen oder Eigenschaften der einzelnen Individuen, sich modificiren und variiren, denn dies wäre ein Bedingen, eine Nothwendigkeit, eine Unfreiheit.

Und auch practisch kann die Freiheit nicht dargestellt werden, wenn die Willen der verschiedenen, unzähligen, miteinander nicht verkehrenden Individuen entweder abgeschlossen für sich beharren und einander fremd bleiben, oder sich gegenseitig reiben, stoßen und kreuzen. Wir hätten dann nur einzelne Willküren und Zwang und Drang der Einen gegen die Andern.

Die Freiheit wird erst dargestellt, wenn die Willen Verschiedener als ein Wille erkannt und ausgeführt werden, und wenn dieser eine Wille, eben weil er Einer ist, als der allgemeine, vernünftige, mithin freie Wille gewußt wird.

Wenn es aber gelingen kann, daß zwei menschliche Individuen sich in ihrem innersten Wesen als Eins wissen, so ist die Einheit vollkommen vollbracht, die Freiheit erreicht, der Geist, als Geist, erzeugt und vollendet.

Denn wie können sich zwei menschliche Individuen als Eins wissen? In ihrer Körperlichkeit nicht, denn sie bleibt handgreiflich und sichtbar getrennt. Auch nicht in ihren Empfindungen und

Gefühlen, die selbst noch mit der Körperlichkeit behaftet, an sie geknüpft sind. Sie kommen und vergehen in dem Einen und dem Andern, wechseln in beiden ab auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zeiten, ohne daß eine gegenseitige Durchdringung bis zur völligen unauflöslichen Einswerdung möglich ist. Es bleibt also, als Kern und Vereinigungspunkt, nichts mehr am Menschen übrig, als das rein Unsinnliche, das, vom Körperlichen und Sinnlichen völlig frei, in sich ganz rein und ungemischt ist, das heißt der Geist.

Denn Stoff und Stoff können wohl mechanisch aneinander gefügt und ineinander gerüttelt werden, so daß sie einen größeren äußerlichen Klumpen abgeben, sie können sich sogar gegenseitig durchdringen (in der chemischen Mischung) und als Resultat ihrer Vereinigung einen dritten, in sich einigen, von beiden aber verschiedenen, Stoff hervorbringen, in welchem sie beide mit ihrer Wesenheit verschwunden sind; aber nur Geist und Geist kann dergestalt sich vereinen, daß sie durch die Vereinigung weder einen Zusatz erhalten, noch ihr Wesen verändern und gegen ein Anderes aufgeben, daß sie, ohne Verdoppelung, so wie ohne Einbuße, wahrhaft Eins werden, ganz erhalten und bei sich, und zugleich ganz im Andern untergegangen, und eben in diesem Untergange im Andern bei sich, welches Andre darum kein Andres mehr ist.

So ist das entstandene Eins von den Vereinten weder an Masse, noch an Wesenheit verschieden, es ist Beide zugleich und Jedes von Beiden. In dieser vollkommenen Durchdringung und Einswerdung aber liegt die Unendlichkeit, die Ewigkeit des Geistes, das schlechthin in sich Feste, Bleibende, Unveränderliche, das dem Raum und der Zeit enthoben ist, und dem kein höherer Geist mehr etwas anhaben kann, das kein höherer Geist mehr als ihm entgegengesetzt und als Stoff behandeln kann, denn es liegt selbst im Gebiete des rein Geistigen, wo aller Unterschied, Zwiespalt und Gegensatz aufgehoben ist, es ruht in Gott.

Der Geist hat seine Einheit mit dem Geist, das heißt mit sich selbst, gefunden, das heißt: er hat sich selbst als unbedingte Einheit gefunden. Jetzt erst vermag der Mensch, sich von der Vielheit der umgebenden Natur, in die er selbst noch, in dumpfen Eindrücken von Augenblick zu Augenblick, zersplittert und zerfahren war, rein abzulösen und sich in sich selbst zu ergänzen als das Allgemeine und Eine, das dieser Vielheit gegenübersteht, sie überwindet und vernichtet. Denn in dem sich Einswissen in dem Andern hat er in sich den Geist als ein gemeinschaftliches, schlechthin gültiges Maaß gefunden, damit er alle Dinge mißt und unter seine Regel bringt, ja einen Punkt, in dem er mit

Gott, dem unendlichen Geiſte ſelbſt, in Eins zuſammenfällt.

Die Freiheit aber iſt erreicht, weil Eins ſich im Andern vollkommen wiedererkannt, ſich verlierend ſich gewonnen hat, und ſich nun frei in ſich ſelbſt zurücknehmen kann. Der Geiſt, indem er ſich im Geiſt bewährt, beſtätigt gefunden hat, hat erfahren, daß ihm kein Fremdes, für ihn Undurchdringliches mehr gegenüberſteht, das von außen her zwingend auf ihn einwirken, das ihm ein ungewußtes Geſetz anheften und ihn darein bannen konnte. Er hat erfahren, daß er fortan ſich ſelbſt frei durchwebt und durchwaltet, ſich für ſich ſelbſt durchſichtig geſtaltet; und von nun an, da er an ſich ſelbſt kein Andres mehr hat, hört auch der Stoff, das Vielerlei der Natur auf, für ihn ein unüberwindliches Andres zu ſein. Er, der in ſich, und ſomit im Unendlichen, in Gott bewährte, faßt ſich als die Wahrheit der Natur, wie als die Macht über ſie, die er nun, da ſie gegen ihn zum bloßen Schein geworden iſt, in ſich ſelbſt hineinzieht und, indem er ſie, als Stoff, vernichtet, ſie ihr ſelbſt als ihr eigenſtes Weſen, als Geiſt, zurückgiebt.

Aber auch das Verhältniß zu Gott iſt ein freies geworden. Denn da der Geiſt ſich im Geiſt befreit, iſt der Kerker gebrochen, in dem er in ſich ſelbſt dumpf verſchloſſen war, die unſichtbare Brücke zwiſchen Geiſt und Geiſt iſt gebaut, er reicht über ſich ſelbſt in ſeiner Einzelheit und Verſchloſſen-

heit hinaus und ragt hinüber in den allgemeinen, unendlichen Geist, er ist zu Gott aufgehoben. So ergeht er sich mit voller sicherer Freiheit durch Welt und Gott und bleibt in beiden bei sich selbst und in sich selbst.

Es ist also die Forderung vorhanden, daß der einzelne Mensch in einer solchen Vereinigung sein eignes Wesen, das heißt sich als Geist, finde. Aber der Mensch, wie er sich zunächst vorfindet, ist eben noch nicht Geist, sondern nur die Möglichkeit des Geistes. Er gehört noch ganz dem Naturleben, näher dem thierischen Leben an. Er kann daher eine solche Vereinigung ursprünglich nicht durch freien Willen schließen, denn der freie Wille ist in ihm noch gar nicht entwickelt. Er kann auch nicht durch eine geistige That einen Bund schließen, der ihn selbst erst aus seiner dumpfen, in sich verschlossenen Einzelheit erlösen und zum Geist befreien soll. Deshalb muß nothwendig die Bedingung zu diesem Bunde selbst noch in die Sphäre der bloßen Natürlichkeit fallen, eine natürliche sein. Sie muß zunächst noch als zwingende Naturnothwendigkeit hervortreten, die dann erst den wirklich zu Geist gewordenen Mensch in die Sphäre der geistigen Freiheit zurücknimmt und somit aufhebt.

Diese natürliche Bedingung, die das menschliche Individuum zwingt, einen Bund mit einem andern menschlichen Individuum zu schließen, ist der Geschlechtstrieb, der den Mann zur Männin hin

zieht und an sie fesselt und in der unmittelbaren sinnlichen Vereinigung die wahrhafte geistige schon vorbildet und, der Möglichkeit nach, in sich enthält.

Der Mann zum Manne steht in keinem solchen natürlichen Verhältniß. Einer kann neben dem andern im wilden Naturzustande leben, ohne daß sie einander bedürfen, und bedürften sie einander, so wäre es zu äußerlichen Handreichungen und Hülfsleistungen, wobei sie doch immer als zwei selbstständige und innerlich gegeneinander gleichgültige Individuen nebeneinander bestünden. Dies würde sogar der Fall sein, wenn der Verkehr zwischen ihnen geistig, zum Gedankenaustausch würde. Denn eine wahrhafte, innigst vollbrachte und lebendige Einheit kann gar nicht entstehen aus zwei völlig Gleichartigen, sie setzt eine wesentliche Verschiedenheit voraus. Zwei ganz Gleichartige bleiben immer nebeneinander, außereinander, bleiben eine 2. Nur Solche, die, obgleich in Einunddemselben Beide ihr tiefstes, eigenstes Wesen findend, doch wieder in ihrer Bildung und Erscheinung eine Verschiedenartigkeit darstellen, in ihrem innern Wesen einen Gegensatz bilden, können, ohne sich als gleichberechtigte Pole, bei aller Gleichheit an sich, fort und fort gegenseitig abzustoßen, völlig ineinander aufgehn und eine organische Einheit bilden. Eine solche Verschiedenartigkeit aber, äußerlich, wie innerlich, stellen Mann und Weib dar.

Da aber diese Verschiedenartigkeit keine solche sein darf, wie Stoff gegen Stoff verschieden ist, indem ja eben beide Theile, um sich im Geiste vereint und bewahrheitet zu finden, selbst durchaus Geist sein müssen, so bleibt nichts andres übrig, als Jedem von Beiden eine verschiedene Entwickelungsstufe des Geistes selbst anzuweisen. Nur auf diese Weise können sie zugleich verschiedenartig und doch völlig Eins sein. Denn zu dem entwickelten Geiste ist nichts hinzugekommen, er ist ganz derselbe, als der unentwickelte, er hat sich nur in sich selbst durch eigne That und mit eigenen Mitteln vollbracht, das heißt zum durchsichtigen Bewußtsein gemacht. So ist ein Mensch ganz und gar derselbe, ehe er sich je in einem Spiegel gesehn, und nachher, wenn dies geschehen ist, nur daß er nachher weiß, wie er aussieht. Deshalb aber ist er weder an Größe, Farbe, Gestalt, noch an Stoff ein Andrer geworden.

Und so ist das Weib, ihrer tiefsten Wahrheit nach, in der That ganz eben so Geist, als der Mann, so daß sie Beide sich, nicht blos wie Stoffe, in chemischer Mischung, sondern vollkommen und wahrhaftig als Geist, im unendlichen Geiste in Eins schließen können. Damit aber ein Reiz und Anstoß zu dieser Vereinigung da sei, das heißt eine Verschiedenheit, so stellt sich diese dar, wie äußerlich im Geschlechtsunterschiede, wo sich das

Weib als eine geringere Entwickelung derſelben Form und Bildung erweiſt, ſo innerlich als eine verſchiedene Stufe der Entwickelung des Geiſtes.

Das Weib nämlich iſt Geiſt, aber der Geiſt in ihr iſt ſelbſt noch auf der Stufe und in der Form der Natürlichkeit, er iſt nur ein Daſein in ihr, nicht ein ausgebildetes und durchgebildetes Fürſichſein, das ganz die Hülle der Natürlichkeit abgeſtreift hat, um ſich durch ſich und in ſich ſelbſt völlig ſelbſtſtändig zu bewegen, wie dies beim Manne der Fall iſt. Das Weib ſtellt ſomit den Geiſt dar in ſeiner ſtillen, in ſich ruhenden, von Haus aus fertigen Allheit, in ſeinem ſchwebenden Gleichgewicht. Es iſt ein unbewegter, durchſichtiger See, vom ewigen Lichte bis auf den Grund durchleuchtet, deſſen Welle ſich aber noch nicht in der treibenden und drängenden Arbeit und Selbſtbewegung als Bach und Strom ſelbſt erprobt, erkannt und als lebendige Kraft gefühlt hat. Im Manne dagegen erſcheint der Geiſt als die treibende Unruhe und die gewaltige, ſich aus dem ſtillen Mutterſchooß befriedigter Unbefangenheit losreißende Selbſtthat des Gedankens. Deshalb bedarf der Mann ewig des Weibes, und umgekehrt. Sowie der Mann, in ſeiner ſinnlichen Exiſtenz, fort und fort aus dem Schooße des Weibes geboren werden muß, ſo taucht auch all ſein geiſtiges Heldenſtreben auf aus dem ſtillen und ewigen Born weiblichen Bewußtſeins, in

dem alle Gegensätze versöhnt schlummern. Auch der Knabe gehört zunächst nicht nur der weiblichen Pflege, sondern als Kind in seiner Kindlichkeit auch innerlich der Weiblichkeit selbst an, aus der er sich erst, heranwachsend, gleichsam loshüllt. Damit aber der Mann in seinem weltbemeisternden Denken sich nicht ins Wilde und Wüste, in die öde Welle verirrt und von seiner Wurzel losreißt, damit er sich nicht in sich selbst zerreißt und an der Härte der Gegensätze des Gedankens zerschellt, muß er stets wieder zurückkehren zu der ursprünglichen Fülle und dem lieblichen Frieden des weiblichen Gemüthes, sich ihm gefangen geben, und in ihm die unverletzte Einheit und Allheit, das verlorne Paradies wiederfinden. Ein unaussprechliches Heimweh zieht ihn in die stille Zelle des weiblichen Busens,

„und die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück."

Das Weib aber sieht und verehrt im Manne die vollbrachte Geisteskraft, die allein das in ihr leise Schlummernde als ein Ewiges und Aechtes bewährt und ihr den Spiegel vorhält, was sie ist. In des Mannes lichtem Wachen sieht sie ihre leisen und süßen Träume ausgelegt, erklärt und verklärt, und sie schmiegt sich an ihn und trocknet den Schweiß von der Stirn dem Krieger, der ihr den Gott auf Erden darstellt, in dem sie sich selbst verficht, in dem sie sich zum Geist befreit fühlt.

Es ist daher ein Unsinn, von der Freundschaft zu sprechen, als von einem Bunde, der ächter, inni-

ger und ewiger sei, als die Liebe oder die Ehe. Auch hat die ins ekelhaft Weichliche gehende, affectirte Freundschaftsempfindelei einer früheren Zeit, Gott sei Dank! aufgehört. Freunde, sie mögen sich noch so innig zugethan sein, finden ihren Vereinigungspunkt immer nur in einem Dritten, diese Einheit fällt außerhalb ihrer Existenz selbst in ein gleiches Streben, einen herrschenden Gedanken, dem Beide dienen, und dergleichen. Im Uebrigen bleiben sie ewig nebeneinander stehen. Mann und Weib aber leben und weben nicht nur miteinander, sondern völlig ineinander, als eine einige geistige Persönlichkeit, indem in ihnen die von der Natur gewaltsam auseinander gerissenen Stücke einer ursprünglichen Einheit sich wieder ineinanderfügen.

Diese Einheit aber darf nicht blos für den innern Menschen sein, sondern muß sich auch äußerlich als geregeltes, vor der Welt kundiges, ehrwürdiges und unantastbares Verhältniß darstellen, auf daß der Geist, daß Gott in dieser seiner ersten Entwickelungsstufe innerhalb der Endlichkeit des Geistes, als die Einheit Zweier im Geist, auch zu seiner offenbarenden, irdischen Gestaltung komme. Dies Verhältniß und diese Gestaltung aber ist die Ehe, welche von den menschlichen Einrichtungen die einfachste und ursprünglichste Verkörperung der Freiheit und Offenbarung des unendlichen Geistes ist.

Aber die Ehe ist nicht sofort mit dem Geschlechts-

triebe und dem sinnlichen Verkehr der Geschlechter gegeben, die der Mensch noch mit dem Thier gemein hat, das doch aller freien Gesellung unfähig ist. Das Thier bringt es blos zur Empfindung seiner selbst, zum Gefühl des Lebens. Hiermit ist sein ganzes Wesen ausgesprochen und abgeschlossen. Einer weiteren Entwickelung, die es in das Gebiet des Geistes hinüberführen würde, ist es unfähig. Die thierischen Individuen von verschiedenem Geschlecht können daher Eins werden in der dumpfen Empfindung des Augenblicks, wie dies in der Begattung der Fall ist, aber sie sind unvermögend, diese Einheit aus der Sphäre des Augenblicks in die der Dauer, der Ewigkeit zu erheben. Das Thier, da es nicht Geist ist, lebt überhaupt nur im Augenblick und ist auf diese Weise die ganz vereinzelte, punktuelle Empfindung, die jeden Augenblick sich von sich selbst losreißt und trennt, sich von sich selbst abstößt, ohne daß diese Summe von Empfindungspunkten durch ein Bewußtsein getragen und zusammengeschlossen würde. Das Leben des Thieres ist ein fortwährendes sich selber Fremd- und Aeußerlich-Werden der Empfindung, obgleich bei ausgebildeteren Thieren das Gedächtniß einen schattenhaften, phantasmagerischen, so wie die Gewohnheit (Dressur) einen schematischen, marionettenhaften, in sich aber unerfüllten und unlebendigen Zusammenhang in das Wechseln der Empfindung bringt. Aber der Mensch, als Geist, ist an sich schon ver-

nünftig, das heißt das Außereinander der einzelnen Eindrücke bemeisternd und verinnerlichend zu einer gewußten Einheit. Das Thier lebt wohl, aber der Mensch nur hat ein Leben. Wir sprechen daher nur von dem Thierleben im Allgemeinen, und verstehen darunter die Breite der naturgeschichtlichen Erscheinungen des thierischen Lebens. Von einem Thierleben zu reden, fällt niemand ein; wohl aber sagen wir „ein Menschenleben," und bezeichnen damit die vernünftige, in sich abgeschlossene, lebendige Totalität eines Menschendaseins mit seinen Schicksalen, seinem Streben, seinen Thaten und seinen leitenden Gedanken. Daraus folgt nothwendig, daß der Mensch Alles, was ihm, seinen Geist berührend, widerfährt, und was er selbst vollbringt, nicht in seiner Vereinzelung und Augenblicklichkeit stehen läßt, sondern es sofort mit der Gesammtheit seines Lebens in bewußten Zusammenhang bringt, und ihm in diesem Ganzen seine unverlierbare Stellung, seinen Werth und seine Bedeutung anweist.

Das Thier sucht daher, von dunkler Brunst getrieben, das Weibchen und verläßt es, wenn es seine Lust gebüßt, denn ihm genügt diese flüchtige Einswerdung in der Empfindung vollkommen. Der Mensch aber, der schon im Naturzustande, als die Möglichkeit des Geistes, fort und fort innerlich arbeitet, alles zufällige Vielerlei zu vernichten und es zur eben so nothwendigen, als freien Einheit ein-

zuſchmelzen, erkennt ahnungsvoll in der augenblicklichen Einswerdung der ſinnlichen Empfindung das Vorbild und die Umhüllung einer für ihn wahrhaften, das heißt geiſtigen Einswerdung, die eine totale ſein muß, da in der Miſchung der Geſchlechter ein Individuum mit dem andern ſich in der ganzen intenſiven Totalität der Empfindung als Eins fühlt.

Hieraus ergiebt ſich als die vernünftige Einheit beider Individuen eine vollſtändige Hingebung des einen an das andere. Der Menſch aber, als Geiſt, kann ſich nicht in Stücke reißen, er kann ſich nicht mehreremale ganz hingeben, mit andern Worten: der Verkehr der Geſchlechter wird zur Ehe, die Ehe aber, als vernünftiges Verhältniß, iſt nothwendig Einzelehe (Monogamie), die vollſtändige gegenſeitige Hingebung eines einzigen Individuums an ein einziges und zwar nicht für einen beliebig feſtzuſtellenden Zeitraum, ſondern ſchlechterdings fürs ganze Leben. Denn da eine ſolche Hingebung die ganze Totalität des vollen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo muß ſie ſich auch, da das Menſchenleben in ſich ſelbſt eine Einheit, und der Menſch mit ſeinem Leben eine Einheit iſt, auf die ganze Totalität ſeines Lebens erſtrecken.

Hierdurch aber iſt zugleich der erſte und unumſchränkteſte Act der Freiheit vollführt, indem der Menſch ſich als den Herrn über ſein ganzes und innerſtes Selbſt erkannt hat, das er gegen ein andres

Selbſt aufgeben und zugleich doch bewahren kann. Einen ſchlagendern Ausdruck der Freiheit aber kann es nicht geben, als daß der Menſch es vermag, ſich ſelbſt zu verſchenken, um fortan erſt recht ſich ſelbſt anzugehören.

Die Ehe iſt ſomit die heilige Geburtsſtätte aller Geiſtigkeit und Freiheit. Sie iſt aber auch, nach der practiſchen Seite hin, die aller Tugend und geſelligen Geſtaltung. Die Einheit, als die ſich der Menſch, da er ſich als Geiſt gefunden, innerlich erkannt hat, ſoll er auch äußerlich in ſeinem Leben darſtellen, und ihre urſprünglichſte Darſtellung iſt die eheliche Treue, in der die Unerſchütterlichkeit des Geiſtes in ſich zuerſt offenbar wird. Wo dieſe Wurzelung nicht untergegangen iſt, da iſt mit Sicherheit auf eine durchgreifende Verderbniß der Geſellſchaft nach allen Richtungen hin zu ſchließen, da iſt kein Grundſtein mehr feſt und zuverläſſig, der ganze Bau wankt und kann jeden Augenblick in ſich ſelbſt zertrümmern. So war es in Frankreich vor der Revolution, wo am Hofe und bei den vornehmen Ständen die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe zum offenen Geſpött geworden war. Wo aber eheliche Treue vorhanden und allgemeine Sitte iſt, da iſt die nothwendige Bedingung und feſte Grundlage aller ferneren in ſich feſten geſellſchaftlichen Entwickelung und Geſtaltung da, der geſunde Keim, aus dem der Baum des Staates, feſtwurzelnd und ſtarkſtämmig, ſich entfalten kann. Die

Stiftung der Ehe tritt daher auch in allen Völkersagen als eine der ersten göttlichen Wohlthaten auf, durch die der Mensch aus dem Zustande der Wildheit erlöst und hinübergeführt wird zu geordneten, vom Geist durchdrungenen Lebensverhältnissen. Und in der That sind diejenigen Völkerschaften, bei denen die Ehe noch keine feste Gestalt gewonnen hat, Wilde, das heißt sie leben thierisch hin, *ohne Staat und Geschichte*. Wo aber das reine Urbild der Ehe verzerret und entstellt ist zu Vielweiberei, wie bei den muhammedanischen Völkern, da stellt sich in den geschichtlichen Verhältnissen, wenn auch solche vorhanden sind, doch nur eine trübe, chaotische Gährung dar. Ungebändigte Gewaltthat und die Ränke des Harem herrschen und zerstören jeden gesellschaftlichen Zustand, der sich plastisch gestalten und befestigen will. Ja auch die geistige und sittliche Bildung des Einzelnen läßt sich daran erkennen, was er von den Frauen und von der Ehe denkt.

Aus allem Gesagten ergiebt sich, daß der sinnliche Geschlechtsverkehr, von dem die Ehe ursprünglich allerdings ihren Ausgangspunkt nimmt, doch durch die Vergeistigung dieses Verhältnisses durchaus in den Hintergrund tritt. Dies ist keineswegs, wie man es wohl hat darstellen wollen, gleichsam nur eine Ueberzuckerung, um einer höheren, verzärtelten Bildung das roh Natürliche, das doch der Kern und die eigentliche *Hauptsache* bleiben soll, gefällig zu verhüllen; sondern die *Wahrheit* der Ehe ist die

Einheit des Mannes und des Weibes im Geiſte, wie überhaupt der Menſch ſeine Wahrheit immer nur im Geiſte finden kann. Deshalb geht auch bei den gebildeten Völkern die geiſtige Abſchließung des Bundes dem ſinnlichen Verkehre voran, welcher letztere nur noch als im Geiſtesbunde begründet und miteinthalten, nicht aber als ihn bedingend und beherrſchend betrachtet wird.

Es iſt hier noch ein Wort zu ſagen über das Verhältniß der Liebe, im romantiſch modernen Sinne, welche Auffaſſung bei uns gäng und gebe iſt, zur Ehe. Die Liebe iſt die Einheit des Mannes und Weibes im Geiſt zunächſt noch in der Form des Gefühls und der Phantaſie, alſo noch nicht die vollbrachte Einheit, ſondern nur die geahnte, in der aber die wahre Einheit ſchon enthalten iſt, wie die Blüthe in der Knospe. Grade das, daß die Liebe nur noch eine Ahnung iſt, giebt ihr jenen ſüßen, zauberiſchen Reiz. Der Menſch fühlt mit wonnigem Erbangen ſich eine Unendlichkeit in ihm leiſe entfalten, — die Unendlichkeit des Geiſtes. So ergehn wir uns im Helldunkel eines dämmrigen Waldes, in den einzelne Lichtſtrahlen hineingleiten, in trunkenen, ahnungsvollen Träumen von der Herrlichkeit des Lichts in ſeiner ganzen weltverklärenden und ſchrankenloſen Fülle. Aber dieſe Ahnung der Einheit iſt allerdings noch nicht die wahre Einheit ſelbſt, und in dieſer Beziehung, aber auch nur in dieſer, hat man Recht zu ſagen, die Liebe ver-

schwinde in der Ehe und müsse in ihr verschwinden. Sie verschwindet aber nur *so*, daß die *Ahnung* zur *Erfüllung* wird, das heißt sie *bleibt*, aber sie wird durchsichtig, gedankenklar. Sie wird aus unbestimmter dämmriger Träumerei zur scharfen Helle des wachen Geistes verklärt, wodurch sie natürlich an Reichthum und *Wärme* nicht das Mindeste einbüßt, und was sie etwa an phantastischem Zauber verliert, gewinnt sie reichlich wieder an gediegener Wahrheit.

Da aber der Mensch nicht von Haus aus reiner Geist ist, sondern jeden ewigen Inhalt in sich zunächst in der Form des *Gefühls* verfinden muß, um ihn daraus erst zur reinen Geistigkeit zu befreien, da namentlich das Weib in seiner holden Unbefangenheit, ehe es im Manne das Reich des reinen Geistes angeschaut und erfahren hat, ganz auf der Stufe des unmittelbaren Gefühls steht, so muß jene romantische *Liebe* der wirklichen *Ehe* *nothwendig* vorausgehen, wenn solche eine wahrhaft *vernünftige* und *sittliche* sein soll, und es ist in dieser Hinsicht keineswegs gleichgültig, ob grade *dieses* Mädchen grade nur *diesen* *Mann* bekommt, und kein Eigensinn, keine kindische Albernheit, wenn das Individuum hier auf seinem guten Rechte der freien Wahl beharrt. Denn ohne jene erste *Gefühlseinheit* wird sich auch die wahre *Geisteseinheit* nimmermehr entwickeln.

Wenn wir das Resultat unsrer bisherigen Be-

trachtung der Ehe kurz zusammenfassen, so ist es folgendes:

Die Ehe ist die aus den Schranken der Natürlichkeit emporblühende erste Einheit Zweier im Geiste. Zwei Besondre aber können nur im schlechthin Allgemeinen, das alle Besonderheit in sich aufhebt, wahrhaft Eins sein. Dieses schlechthin Allgemeine aber ist nur der unendliche Geist, ist Gott.

Die Ehe ist also die erste Einheit des endlichen Geistes mit sich selbst im unendlichen, in Gott, und wir haben in ihr die Gegenwart Gottes anzuschauen und zu verehren.

Noch schlagender ausgedrückt, ist die Ehe Gott selbst, wie er als die erste, aus der natürlichen Geschlechtsbeziehung hervorgegangene Einheit des Geistes mit sich selbst, innerhalb der Schranken der Endlichkeit, ist.

Wir müssen hier schon wieder einmal für die unverständigen oder absichtlich mißverstehenden Leser erinnern, daß Gott, in seiner einsamen Hoheit, durch unsre Auffassung völlig unberührt bleibt. Wir ziehen Gott nicht herab, wir reden nur von ihm, in so weit er sich selbst in die Schranken der Endlichkeit herabgelassen hat. Ein Gott aber, der nicht so viel Kraft und Leben in sich hätte, alle Gestaltungen der Natur und des Menschengeistes wahrhaft mit sich selbst zu durchdringen und zu erfüllen,

ohne doch sich selbst in ihnen zu verlieren, wäre ein ohnmächtiger Gott; er wäre, eben weil er draußen stände, ein abgesperrter und abgegrenzter, folglich kein unendlicher, sondern ein endlich gemachter Gott. Denn überall, wo die Welt anfinge, wäre er ja eben zu Ende. Gott ist aber im Gegentheil grade die unbedingte Macht (Allmacht), sich in der Welt und im Menschen wahrhaft selbst zu entäußern, zur Wirklichkeit zu bringen, und dennoch sich in dieser Wirklichkeit nicht zu verstreuen, sich nicht selbst äußerlich zu werden, sondern in ihr vollkommen frei bei sich und in sich selbst zu bleiben. Wir haben daher Gott anzuschauen, so wie in jeder Naturgestaltung, so noch in weit höherem Grade in den Gestaltungen des Menschengeistes, weil er in ihnen die Form des Bewußtseins schon innerhalb der Endlichkeit gewinnt.

Aber alle diese Gestaltungen ruhen in einem ewigen, ungetrübten Selbstbewußtsein Gottes, das, da es sie alle in sich befaßt und trägt, auch über alle hinübergreift, mithin in keiner besondern, in seiner ganzen und vollständig entwickelten Fülle enthalten sein kann.

Ganz fertig und entwickelt ist Gott nur bei sich und in sich selbst, und in sofern bleibt er für den in die Endlichkeit verflochtenen Geist ein Jenseits (welches Wort hier durchaus nicht räumlich zu nehmen ist), doch nicht so, als ob dies Jenseits durch eine Wand vom Diesseits abgesperrt wäre, sondern ein völlig

offnes und dem Geiſte, der mit dieſem Jenſeits ſelbſt gleicher Natur iſt, zu jeder Stunde zugängliches Jenſeits. —

Indem wir nun von dem feſtgeſtellten Geſichtspunkte aus den Atheismus und die Gottloſigkeit im Verhältniß zur Ehe zu bezeichnen gedenken, gerathen wir in einen Pfuhl ſo ſchmutziger Niedrigkeiten, daß man nur mit Ekel von ihnen berichten kann. Und doch geben ſich dieſe Niedrigkeiten nicht allein für Weltklugheit, ſondern auch für die löbliche und rechte Geſinnung, für die geſunde Nüchternheit im Gegenſatz zu tadelnswerther und krankhafter Schwärmerei, mit welchem Namen die wahre und würdige Auffaſſung der Ehe bezeichnet wird. Und bei der Menge haben dieſe Schamloſigkeiten als eine Art von Moral volle und feſte Geltung. Daher aber kommt es eben, daß glückliche, das heißt vernünftige und ſittliche Ehen als eine Seltenheit verſtarrten ſind und in der That ſelten gefunden werden. Denn an dem wahrhaft furchtbaren Leichtſinn, mit dem die meiſten Ehen abgeſchloſſen werden, ſind eben jene tiefgewurzelten unwürdigen und falſchen Auffaſſungen der Ehe ſchuld.

Zuvörderſt iſt die Anſicht mit einem verächtlichen Fußſtoß zu beſeitigen, welche die Ehe nur als ein für größere Bequemlichkeit getroffenes und den einmal beſtehenden geſellſchaftlichen Formen und Ceremonien angepaßtes Concubinat gelten läßt, wodurch die Befriedigung des ſinnlichen Triebes als die

eigentliche Bedeutung und der wahre Zweck der Ehe hervorgehoben wird. Diese Ansicht sieht also in der Ehe, statt des Göttlichen, grade nur das Viehische.

Der Ausdruck viehisch ist hier nicht zu hart, und soll den Leser nicht irre führen, als ob dadurch die sinnliche Seite des Menschen überhaupt herabgewürdigt werden sollte. Der Mensch soll der Sinnlichkeit nicht entsagen, aber er soll auch bei ihr nicht beharren, sondern sie emporheben in die Sphäre der Geistigkeit, sie geistig verklären, wie dies in der Ehe vollbracht wird. Grade diese, nicht vernichtete oder ausgerottete, sondern im Geist verklärte und wiedergeborene Sinnlichkeit ist die schöne Menschlichkeit, und in ihr ist der Mensch durchaus nicht Thier, sondern ächter Mensch. Wenn er aber das Gebiet des Sinnlichen von dem des Geistigen trennt, um sich in das erstere, seiner Geistigkeit uneingedenk, zu versenken, und in ihm, dem Unbegeisteten, seine Befriedigung findet, so ist er nicht nur thierisch (denn das Thier ist, wie es sein soll), sondern für ihn muß der zum Schmähwort gesteigerte Ausdruck gebraucht werden.

Da die obige Ansicht aber von der Gesammtheit des Volkes nicht angenommen, sondern mit Abscheu zurückgewiesen ist und sich nur bei einzelnen liederlichen Schwächlingen findet, so genügt es, sie hier im Vorbeigehn bezeichnet zu haben.

Dann aber kommen wir auf den bauchdienerischen,

practischen Nützlichkeitsstandpunkt, der, obgleich er sich gar ehrbarlich und spießbürgerlich tugendsam anstellt, nicht minder schlecht und vor Gott verwerfen ist, als der vorige. In ihm zeigt sich schlagend der Triumph der Gemeinheit über die Massen, denn er ist zur Zeit noch vorherrschende Gesinnung und darum um so schonungsloser in seiner Schändlichkeit zu enthüllen. Ihm liegt, bewußt oder unbewußt, der Einfall zum Grunde, die Ehe als einen Contract anzusehn, den zwei Personen zu gewissen Zwecken und um gewisser gegenseitiger Vortheile willen miteinander abschließen, wobei es eine natürliche Consequenz ist, daß die contrahirenden Personen selbst zur Nebensache, die zu erlangenden Vortheile aber zur Hauptsache werden. Hier stehen wir mitten auf dem scheußlichen Sklavenmarkte, wo der Menschenhandel der Töchterversorgung und auch der feile und freche Selbstverkauf in den sogenannten Vernunftheirathen betrieben wird.

Nie ist wohl das heilige Wort Vernunft, obgleich es vielfach gemißbraucht wird, so gemißbraucht, als in dieser Zusammensetzung. Darin, daß ihr berechnet, „Dieser Mann hat so und so viel hundert Thaler Einnahme, folglich kann er mir (oder meiner Tochter) hinreichendes Futter geben," liegt noch kein Funke von Vernunft. Denn die Vernunft erkennt sich als Selbstzweck und Weltzweck und weiß nichts von Nebenzwecken. Daß aber alle Verhält-

nisse vernünftig sein sollen, heißt nicht, daß man in ihnen vor Hunger geschützt sei, sondern daß der ewige, göttliche Inhalt, Gott selbst, sich in ihnen ausprage. Der ewige und göttliche Inhalt in der Ehe aber ist einzig und allein das Eins werden Zweier im Geiste.

Allerdings sind auch alle endlichen Beziehungen, z. B. die Verpflichtung des Mannes, das Weib zu ernähren, zu schützen und zu vertreten, in dem Begriff der Ehe schon enthalten und lassen sich aus ihm ableiten. Denn Mann und Weib, wie sie im Geist Eins sind, stehen auch nach außen in ihrem Weltverhältniß da als eine einzige moralische Person.

Da nun aber der Mann, als der zur That entwickelte Geist, überhaupt die Richtung nach außen repräsentirt, so liegt ihm die Erhaltung und Vertretung des Weibes und der Familie ob. Die innere und äußere Befähigung dazu ist daher allerdings von ihm zu fordern.

Der Atheismus aber besteht darin, daß in der Ehe das, was Welt ist (eben jene Aeßerlichkeiten), ausschließlich erkannt wird, das aber, was in ihr Gott ist, das heißt die Einheit im Geiste, entweder ganz abgläugnet, oder als unwesentliche und zufällige Zugabe erklärt und unter das rein Aeußerliche und Endliche erniedert wird.

Die Ehe aber einen Contract zu nennen, ist geradezu ein Unsinn. Einen Contract kann man nur schließen über Endliches, über Sachen, weil Sachen sich

gegeneinander dem Werthe nach vergleichen und unter quantitatives Gesetz (Zahlenverhältniß) bringen lassen. Der Mensch aber, insofern er Geist ist, ist ein Unendliches, Unmeßbares und Unzählbares, und um ein Unendliches läßt sich nicht schachern und markten. Geschieht dies dennoch, so wird eben das Unendliche als Endliches, der Geist als Sache behandelt, oder vielmehr mißhandelt, der Gott im Menschen wird verkannt und abgeläugnet.

Die vollständige gegenseitige Hingebung zweier Menschen aneinander kann immer nur, von beiden Seiten, ein freies Geschenk sein und niemals contractmäßig stipulirt.

Hierher gehört auch die Ansicht, welche die Liebe als zur Ehe nicht erforderlich oder gar (denn so weit geht die Rohheit und der Unsinn) als schädlich erklärt, weil sie, den Menschen in eine ideale Sphäre erhebend, ihn gegen die Erfordernisse des äußern Lebens gleichgültiger mache, oder weil sie das Geliebte in einem zauberischen Licht erscheinen lasse und es dadurch überschätze, sich daher darüber täusche, und diese Täuschung, bei wiedergewonnener Nüchternheit, oft bitter zu bereuen habe. Leute, die so reden, beweisen zuvörderst, daß sie nicht wissen und niemals wußten, was Liebe sei, und daß sie solche mit dem flüchtigen, leichtfertigen Rausche eines Ballabends oder mit dem kindischen Spiel einer Fensterliebelei verwechseln. Allerdings erhebt die Liebe den Liebenden und den Geliebten aus der Sphäre werk-

tägiger Gemeinheit in die einer höhern Idealität. Aber diese höhere Idealität ist nicht eine Täuschung, sondern im Gegentheil die eigentliche Wahrheit des Menschen, der im Geiste, das heißt in der Idealwelt seine Heimath hat und von dem man daher nicht hoch und schön genug denken kann. Die Liebe ist daher die Wurzel, aus der allein die wahrhafte Erkenntniß des Menschengeistes emporblühen kann, und sie ist nur darin vorschnell, daß sie dem Menschen, ahnungsvoll und durch einen göttlichen Instinct getrieben, von Haus aus den Ehrenplatz einräumt, den sie ihm, wenn sie zur stillen Klarheit des Erkennens gereift ist, bestätigen muß. Wenn sie sich hierbei in einzelnen Fällen auch wirklich täuscht, das heißt, wenn sie den für einen wahren und wirklichen Menschen nimmt, von dem sich hinterher ausweist, daß er hinter dieser Wahrheit und Wirklichkeit zurückbleibt, so ist der Verlust nichts gegen den innern Gewinn, daß das liebende Individuum überhaupt einmal das Ideal des Menschen (das heißt eben den wahren und wirklichen Menschen) in seinem Gefühl gefunden und erfahren hat. Ohne die Liebe aber würde es gar nicht zu dieser Erfahrung und zur Erkenntniß des Menschen in seiner Wahrheit kommen. Die Liebe ist die Einheit des Geistes in seiner Unendlichkeit, das heißt sie ist Gott selbst in der Form der Empfindung, und wer die Liebe aus der Ehe verweisen will, der verweist Gott aus ihr.

Practisch und handwerksmäßig ausgeprägt findet sich diese verkehrte und atheistische Auffassung in den Heirathen durch Zeitungsannoncen und Comptoirnachweisungen, wie sie an manchen Orten (zur Schande Deutschlands und der Zeit sei es gesagt) zu einem geläufigen Industriezweig ausgebildet sind, an dem weder das Gesetz, noch das Publikum etwas Anstößiges findet. Um das Schändliche, Empörende und viehisch Rohe dieses Verfahrens zum Bewußtsein zu bringen, wenden wir uns, ohne weitere strenge Beweisführung, die der Leser aus unserer Entwickelung des Begriffs der Ehe selbst entnehmen kann, blos ganz einfach an das Schamgefühl jedes unverdorbenen Weibes. Durch Geschäftsgang soll es eingeleitet werden, daß sie einem ihr gänzlich unbekannten Manne, genug, daß er nur ein Mann, im physischen Sinne des Wortes, ist, und wenn übrigens die Geld- und Standesverhältnisse den Forderungen entsprechen, sofort ihre jungfräuliche Ehre hingiebt. Ein Weib, das sich hierzu verstehen kann, könnte eben so gut (das nackte Wort darf dem Leser hier nicht erspart werden) lieber gleich eine öffentliche Hure werden, denn sie treibt auch in also abgeschlossener Ehe, mit ihrem eignen Mann, nichts als Hurerei, trotz alles Kirchensegens und alles Schutzes der Gesetze. Wenigstens aber bleibt bei solchen Heirathsabschließungen noch das letzte Fünklein von Vernunft und Scham übrig, daß sich die Betheiligten vorbehalten, sich persönlich

lernen zu lernen und zu prüfen, ob sie sich auch gefallen, bevor sie zur Ehe selbst schreiten. Hier ist doch noch ein Schatten geistiger Vereinigung vor der sinnlichen Begehung gerettet.

Der empörendste Gipfelpunkt dieser Ansicht aber findet sich ausgeprägt in der Sitte (Unsitte) der Herrnhuter, die Ehe durch Verloosung zu bestimmen. Hier ist die letzte Spur menschlicher Freiheit dem Zwange des blinden und unvernünftigen Zufalls aufgeopfert, das menschliche Individuum ist völlig werthlos und unberechtigt behandelt, der Geist, der Gott im Menschen, ist mit Füßen getreten, und von der göttlichen Einrichtung der Ehe bleibt nichts mehr übrig, als eine Menschenkuterei. Deshalb hat diese Unsitte, der reiferen Sittlichkeit unsrer Zeit gegenüber, auch nicht in ihrer ganzen unerbittlichen Unvernunft festgehalten werden können und ist einigermaaßen gemildert worden.

Wie nun die meisten Ehen von einem niedrigen und atheistischen Standpunkt aus abgeschlossen werden, so werden sie auch hinterher durchgeführt, so daß das wahrhafte Bewußtsein von dem göttlichen Inhalt der Ehe sich in den wenigsten Ehen innerlich entwickelt und äußerlich ausprägt.

Der Mann, der das ihm bestimmte Weib nur aufs Flüchtigste kennen gelernt hat und, wenn's hoch kommt, durch eine Liebelei mit ihr verbunden ist, wobei es ihm gar nicht in den Sinn kommt, ihr geistige Befähigung, ihn in seinem ganzen

Denken, Streben und Wirken auch nur zu begreifen, gewürdigt zu haben, begnügt sich in der Regel, in ihr eine Haushälterin, Näthterin, Wäscherin, Köchin und Kinderfrau, allenfalls eine sogenannte Freundin zu haben. Sein bestes Theil, das heißt sein geistiges Streben und Wirken in ihm selbst und für die Welt, also das, was allein in ihm eigentlich Mensch ist, bleibt ihr verschlossen und vorenthalten, nur seine Schlafrock- und Pantoffelpersönlichkeit ist ihrer Pflege und Liebe hingegeben und gegönnt. Das Weib dagegen findet ihre Befriedigung darin, dieser Schlafrock- und Pantoffelpersönlichkeit gut zu sein, ohne sich um das Weitere zu kümmern. Den wahren Menschen, das heißt eben den Menschen, wie er im Geiste lebt, begehrt sie gar nicht zu besitzen und bescheidet sich gern, daß die wahre, d. h. die geistige und öffentliche Thätigkeit des Mannes Dinge betrifft, von denen sie nichts versteht. Sie ist vollkommen zufrieden, wenn sie nur weiß, daß ihr Mann im Allgemeinen ein ehrlicher Mann, das will sagen kein Spitzbube ist, und besitzt übrigens in ihm nichts, als den Scheinmenschen, den gutmüthigen Automaten der vier Pfähle. Wo ist hier eine Einheit im Geiste möglich, da Geist und Geist sich geflissentlich voreinander absperren, einander ewig fern und fremd bleiben, und es dem Weibe nie geboten wird, ihr Gemüthsleben, in dem der Geist verhüllt und träumend webt, an und im Geistesleben des Mannes

zur wachen und bewußten Geistigkeit zu erheben und zu läutern, durch welchen Erziehungsprozeß allein eine wahre Einswerdung im Geiste möglich wird? Ja man geht so weit, es den Frauen zu verargen und sie lächerlich zu machen, wenn sie die besten und eigensten Gesinnungen des Mannes verstehen und theilen wollen. So geschah es in Zeitungsartikeln, als ein Land, durch einen unerhört schamlosen Despotenstreich, seiner Freiheit beraubt ward, und auch die Frauen ihren Schmerz und Zorn darüber nicht bergen mochten, daß ihre Männer plötzlich aus Freien zu Knechten werden sollten. Das Weib fühlt und faßt sich im Manne als Geist. Der Mann aber lebt nur wahrhaft geistig, ist nur als Geist anerkannt, wenn er ein Freier ist. Wird ihm die Freiheit geraubt, das heißt wird der Geist und seine unendliche selbstständige Geltung in ihm verneint, so fühlt sich das ächte Weib in ihrem Gatten erniedrigt, ihr wahrer Lebensinhalt ist ihr geraubt, und wer sie dann noch höhnisch auf ihre Stricknadel verweisen kann, der ist ein ebenso geistals gesinnungsloser Lump.

Alle solche Bequemlichkeits- höchstens Gemüthlichkeits-Ehen, bei denen die wichtigsten, höchsten Interessen der ganzen Menschheit nie zur Sprache kommen, die vom geistigen Leben und der geistigen Entwickelung der Gesammtheit sich absperren, sich ihr entgegenstellen als etwas ganz Besondres, still Unfriedetes, von dem allgemeinen

Geistesleben ganz unberührt und privatim Bestehendes, anstatt daß die Ehe die lebendige Wurzel aller großen und allgemeinen Geistesrichtungen und Lebensverhältnisse sein soll — alle diese Ehen können wohl zu einem erträglichen, ja behaglichen Miteinanderleben führen; aber die Einheit im Geiste, die Unendlichkeit des Geistes, Gott kommt in ihnen nicht zur Gegenwart und Offenbarung, sie sind gottlos.

Hierher gehört auch das in unsrer Zeit vielfach angeregte Capitel von den gemischten Ehen. Die katholische Kirche, indem sie sich den gemischten Ehen, so viel an ihr ist, widersetzt, würde vollkommen Recht haben, wenn sie es aus dem rechten Grunde thäte. Da sie es aber nur thut, um ihr morsches System hierarchischer Allgewalt, altersschwacher Dogmen und eines unwürdigen, sinnlichen Cultus aufrecht zu erhalten, so hat sie Unrecht, wie sie denn überhaupt ganz und überall Unrecht hat: denn Jeder ohne Unterschied hat Unrecht, der etwas geschlichtlich (d. h. im Leben und in der Entwickelung des Geistes) Abgethanes und Abgestorbenes in starrer Mumiengestalt festhalten und verewigen will.

Dennoch aber müssen auch wir von unserm höheren geistigen Standpunkt aus über die laxe und frivole Sitte der gemischten Ehen unbedingt den Stab brechen. Wir fordern von der Ehe völlige Einswerdung Zweier im Geist, das heißt in Gott. Wie ist aber diese Einswerdung möglich, wenn Jedes von

Beiden auf einer wesentlich andern Stufe der Erkenntniß Gottes steht und auf ihr zu beharren fest entschlossen ist? Wer sich zur Abschließung einer solchen Ehe verstehen kann, der sieht entweder die Religion als eine Privatangelegenheit an, die den ganzen Menschen und das ganze Leben übrigens nicht berührt, so daß sie, gegen die Ehe gehalten, zur Nebensache wird, oder die Ehe steht ihm so niedrig, daß sie seinen ganzen, geistigen, innersten Menschen in Anspruch zu nehmen nicht das Recht habe. Beides aber ist Atheismus.

Denn die Religion ist nicht blos eine abgeschlossene, für sich bestehende Einrichtung zur Rettung der einzelnen Seele, deren Geschäft, eben wie jedes andre, zu seiner Zeit und an seinem Ort abgemacht werden könnte, sondern sie muß, als Gesinnung und als Erkenntniß Gottes im Geiste, den ganzen Menschen in all seinem Thun und Denken, in seinen Beziehungen zur ganzen Breite aller Lebensverhältnisse durchpulsen und bestimmen, sein ganzes Leben gestalten. Sie ist die Wahrheit des Menschen, der innerste Mensch selbst, denn der Mensch ist eben das, als was er sich im Geist, in Gott, oder mit andern Worten als was er Gott in sich weiß. Dieser innerste Mensch aber soll in der Ehe mit dem innersten Menschen des Zweiten sich Eins wissen. Wissen nun beide Individuen Gott auf andre Weise, ist der Gott in beiden ein andrer, so sind sie selbst in ihrem eigenen

Wesen (so weit nämlich dasselbe zum Bewußtsein entwickelt ist) Andre gegeneinander und kennen, da sie ja den Willen haben und aussprechen, grade auf dieser Entwickelungsstufe des Selbst- und Gottbewußtseins stehen zu bleiben, unmöglich Eins, ein Geist werden.

Entweder also die Individuen der gemischten Ehe sind ernsthaft religiös — dann läugnen sie die Nothwendigkeit und Wahrheit der Gegenwart Gottes (des einigen Geistes) in der Ehe, und sind in dieser Beziehung Atheisten, oder sie sind im Verhältniß zur Religion gleichgültig und frivol — dann sind sie überhaupt Atheisten. Eine solche Ehe ist in jedem Fall eine gottlose.

Natürlich reden wir hier nicht blos von gemischten Ehen in Beziehung auf die bestimmten Confessionen, wie sie bereits eine feste, geschichtliche Gestalt gewonnen haben, sondern überhaupt verlangen wir, daß der Mann das Weib zu derselben Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins, die er selbst errungen, emporhebe, und nur eine solcher Erhebung Fähige zur Gattin wähle. So wie es schon gottlos ist, wenn ein großer Dichter oder sonst ein geistig hochgebildeter Mann eine rohe, bildungsunfähige Köchin heirathet, so wäre es noch in höherem Maaße gottlos, wenn ein Philosoph, der sich in religiöser Hinsicht mit den Ergebnissen der neuesten Wissenschaft erfüllt hat, eine etwa im guten alten Köhlerglauben des geistlos gefaßten, verknöcherten Lutherthums

Befangene ohne weitere Skrupel zum Weibe wählen wollte.

Aus allem Gesagten ergiebt sich die Forderung, daß der Abschließung der Ehe eine gegenseitige innige Erkenntniß im Geiste vorhergehen muß, durch die allein eine wahrhafte und dauernde Einswerdung verbürgt wird. Alle ohne solche Erkenntniß abgeschlossenen Ehen sind leichtsinnige Versuchungen Gottes. Man kann uns freilich entgegnen, daß unsre in vieler Hinsicht einestheils noch höchst steifen, anderntheils bodenlos läppischen geselligen Formen eine wahrhaft innige und geistige Annäherung der Geschlechter vor der Ehe nur in wenigen günstigen Fällen möglich machen. Aber wir können unsre sittlichen, durch den Begriff der Sache gerechtfertigten Forderungen nicht dem zur Zeit noch schlechten Zustande der Gesellschaft accommodiren, sondern sind im Gegentheil befugt darauf zu dringen, daß die Gesellschaft selbst sich zur Höhe unsres Standpunktes erhebe, damit aus einem sittlich reinen, aber dennoch ungleich freieren, als bisher, vor allem aber wahrhaft geisterfüllten geselligen Verkehre der Geschlechter vernünftige und festbegründete Ehen hervorgehen können. Der schlechte und lügenhafte Zuschnitt unsrer Geselligkeit, in der fast nie der Mensch dem Menschen, sondern meist nur die Marionette der Marionette entgegentritt, ist Schuld an sehr vielen unglücklichen Ehen und an den daraus folgenden Ehescheidungen. Er hat sogar Einige ver-

anlaßt, entweder ſcherzhaft, oder auch im vollen Ernſte eine Ehe auf Probejahre vorzuſchlagen, die, nur bis zu einem beſtimmten Termine geſchloſſen, an dieſem aufgelöſt oder erneuert werden kann. Die Probejahre ſollen dann erſt zeigen, ob ſich die Eheleute zu einander paſſen oder nicht. Wir brauchen die Unſittlichkeit eines ſolchen Vorſchlages nicht erſt weitläuftig zu beweiſen. Da ſich, in der wahren Ehe, der ganze Menſch dem ganzen Menſchen unbedingt hingiebt, ſo muß dies ſchlechterdings auch fürs ganze Leben geſchehen. Denn ein ganzer Menſch für einen Zeitraum des Lebens iſt ein Unſinn und Widerſpruch in ſich ſelbſt, da der ganze Menſch auch nur im ganzen Leben gefunden wird. Wer alſo eine Ehe auf Probezeit einginge, der entſchlöſſe ſich noch gar nicht zur wahren Ehe, ſondern vorläufig nur zum verſuchsweiſen Ehebruch, um vielleicht ſpäter die wilde Ehe der Probezeit in eine ehrliche der Lebenszeit zu verwandeln. Denn Ehebruch nennen wir allen Geſchlechtsverkehr ohne unbedingte und vollſtändige Hingebung, weil durch dieſe allein die ſinnliche Vielheit zur Einheit gebracht, das Sinnliche vergeiſtigt, vergöttlicht werden kann.

Ein Andres freilich iſt es mit der Eheſcheidung. Sie ſchließt die vorgängige Verpflichtung fürs ganze Leben nicht aus und tritt nur, wenn die Individuen erkennen, daß ſie zur Einswerdung im Gemüth und Geiſt durchaus nicht kommen können, als letzter

und schlechter Nothbehelf ein, um einen lieb- und gottlosen Bund aufzulösen.

Die Befugniß zur Ehescheidung darf daher vom Gesetz nicht versagt werden, und es genügt, sie wenigstens so viel als thunlich zu beschränken. Dennoch aber wird durch die Scheidung das Geschehene nicht ungeschehn gemacht, und die aufgelöste Ehe ist durch dieselbe als eine gottlose, leichtfertig ohne innige Erkenntniß und Geisteseinigung abgeschlossene bezeichnet. Es ist daher gut, wenn die öffentliche Meinung sich mit Härte gegen Ehescheidungen ausspricht. Dies kann viel dazu beitragen, sowohl der leichtsinnigen Eingehung der Ehe, als dem oft eben so leichtfertigen Aufgeben derselben zu steuern.

Wir wenden uns jetzt zu derjenigen Ansicht, welche, um das Wesen der Ehe zu bestimmen, nach einem Zwecke derselben fragt. Als dieser Zweck wird zunächst angegeben die Kindererzeugung. Da aber Kinder ebensowohl außer der Ehe, und ohne daß Ehen überhaupt existirten, erzeugt werden können, so hält dieser Satz nicht Stich und geht sogleich in die schon höhere, geistigere Auffassung über: der Zweck der Ehe sei nicht die Kindererzeugung, sondern auch ihre Erziehung zu vernünftigen, sittlichen Menschen. Und hier liegt es denn sehr nahe, die Ehe als Mittel zum Staatszweck aufzufassen. Denn da der Staat der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und Sittlichkeit ist, zu der er, so viel an ihm ist, alle Individuen zu erheben hat, so

bedient er ſich (ſagt man) hierzu der Ehe, als des erſten elementaren Mittels. Denn nur ein geordnetes, geſetzmäßig geregeltes Verhältniß, das dem Kinde ſchon von ſeiner Geburt an ſeine geſellſchaftliche Stellung anweiſt, verbürgt eine geregelte, den Geſetzen entgegenkommende Zucht und Erziehung und arbeitet dem Staate vor in der Bildung tüchtiger Bürger.

Dieſe Anſicht iſt bei weitem tiefer als die oben verworfenen, und in ihr iſt, wiewohl verzerrt und in ſehr unrichtiger Faſſung, die Wahrheit enthalten.

Der Staat iſt allerdings eine höhere geiſtige Geſtaltung, als die Ehe und die Familie, welche deshalb ihm untergeordnet ſein und in ihm aufgehen müſſen. Aber das Atheiſtiſche dieſer Anſicht, oder wenigſtens ihrer Ausdrucksweiſe, liegt darin, daß die Ehe, welche ſelbſt ſchon eine gotterfüllte und in ſich vollbrachte Geſtalt des Geiſtes iſt, lediglich als ein in ſich hohles, für ſich ſelbſt geltungsloſes Mittel zum Staatszweck angeſehen und ſo der wahrhaft gegenwärtige Gott in ihr verkannt wird. Der Zweck, das heißt der wahre, geiſtige Inhalt ſoll nicht innerhalb ihrer ſelbſt liegen und erfüllt werden, ſondern draußen und über ihr hinaus, im Staate.

Da dieſe Auffaſſung als Mittel zu einem (anderweiten) Zwecke nicht blos die Ehe betrifft, ſondern ſich in allen Gebieten wiederholt, ſo wollen wir ſie hier ein- für allemal beſeitigen, indem wir ſie

als eine atheistische darlegen. Denn in ihrer Wurzel fällt sie vollständig zusammen mit der, welche Gott als einen außerhalb der Welt Abgesperrten, folglich als einen Begrenzten und Beschränkten, als einen Besondern, das heißt nicht als Geist ansieht, welche mithin den einzig wahren Gott, den Alles durchdringenden und erfüllenden unendlichen Geist, verläugnet und einen beliebig vorgestellten Götzen an seine Stelle setzt. So überraschend dieser Ausspruch im ersten Augenblick klingen mag, so klar hoffen wir seine Wahrheit jedem aufmerksamen Leser darzuthun.

Es ist eine sehr geläufige Gewohnheit, bei allen Dingen, anstatt sich die Mühe zu geben, sie als abgeschlossene, in sich gediegene Gestalten in ihrer Wahrheit und Wesenheit zu begreifen, nach einem Warum, nach einem Zwecke zu fragen. So spricht man von einem Zwecke der Schöpfung, der Welt, der Natur-Gestalten und Erscheinungen, des Menschenlebens u. s. w., und findet diesen Zweck immer wo anders, als in der Sache selbst. Pflanzen und Thiere z. B. sollen etwa dazu da sein, um vom Menschen gegessen oder sonst gebraucht zu werden. Das Leben soll dazu gut sein, die Schuldbildung für ein höheres, zukünftiges Leben zu vollbringen. Die also sprechen, lassen sich's freilich nicht in den Sinn kommen, daß sie atheistisch raisonniren. Im Gegentheil glauben sie recht gottselig zu sein, da sie die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdischen gegen das

ewige wohlgefällig herverheben. Der Vorwurf des Atheismus wird ſie daher empören, da ſie ja gar nicht die Abſicht haben, Atheiſten zu ſein. Aber abſichtlicher Atheismus iſt ein Unſinn und exiſtirt gar nicht, denn ein abſichtlicher Atheiſt müßte Gott erkennen und ihn dennoch läugnen, was, wie jedes Kind begreift, nicht möglich iſt. Der Atheismus kann alſo nur in dem Mangel der Erkenntniß Gottes liegen, und dieſer kann ſehr wohl ein unbewußter, muß aber ſchlechterdings ein unbeabſichtigter ſein. Wir brauchen daher nur nachzuweiſen, daß Gott da, wo er wirklich iſt, nicht erkannt wird, und der Vorwurf des Atheismus iſt gerechtfertigt.

Der Geiſt (Gott) als das ſchlechthin Unendliche, Allgemeine, Alles Umfaſſende, muß nothwendig auch ſein eignes Gegentheil in ſich ſelbſt enthalten. Denn zu einem Etwas, das nicht ſein eignes Gegentheil in ſich ſelbſt trüge, könnte und müßte doch immer ein Gegentheil gedacht werden. Dieſes Gegentheil alſo würde, ebenſo ſelbſt jenes Etwas von ſich ausſchließend, als es von ihm ausgeſchloſſen würde, dem Etwas als ein Fremdes, Unüberwundenes von außen her, entgegentreten. Und wäre das Gegentheil auch wirklich nur ein Gedachtes, ein bloßer Gedanke — die Sache bleibt ſich gleich, wir hätten dann doch einen Gedanken außerhalb jenes Etwas. Dieſes Gegentheil (Gedanke oder Wirklichkeit), was

draußen bliebe, würde also das Etwas begrenzen, ihm gegenüber eine beschränkende Macht bleiben. **Mithin wäre dieses Etwas nicht Geist**, sondern Stoff, denn alles Begrenzte gehört der Endlichkeit, dem Stoffe an, der Geist aber ist das Unendliche.

Also: **Der Geist enthält, befaßt sein eignes Gegentheil in sich.**

Da der Geist aber kein Ding, mithin keine fertige, todte Ruhe ist, sondern durchaus That, Selbstentwickelung, da er nicht Nothwendigkeit ist, welche ja immer eine andere, höhere Freiheit von außen, durch die sie angeordnet und befestigt wäre, voraussetzen würde, sondern eben selbst diese Freiheit (Selbstbestimmung), so darf das Gegentheil des Geistes in ihm selbst nicht blos enthalten, nicht ihm, ohne sein Zuthun, aufgedrungen sein, sondern er muß es selbst, durch eigne Willensthat, in sich gesetzt haben.

Wenn der Geist aber in sich selbst sein eignes Gegentheil setzt, so kann er unmöglich von wo anders her, von draußen her gleichsam den Stoff zu diesem seinem Gegentheil nehmen. Denn außerhalb seiner ist ja nichts, gar nichts.

Wo soll der Geist also sein Gegentheil hernehmen, als aus sich selbst, aus dem Geiste? Sein Gegentheil kann schlechterdings wieder nichts andres sein, als er selber.

Er hat also in seinem von sich selbst in sich selbst

gesetzten Gegentheil nur sich selbst. Es muß aber doch ein Unterschied sein zwischen ihm und seinem Gegentheil, sonst wäre es eben kein Gegentheil mehr. Da nun aber ein Unterschied des Geistes von seinem aus ihm selbst geschöpften Gegenthell nicht ein Unterschied des Wesens und des Inhalts (der Substanz) sein kann, wie oben bewiesen, so bleibt nichts andres übrig, als ein Unterschied nur des Scheins und der Form. Und da der Geist selbst alles Wesen und aller Inhalt ist, so daß kein Wesen noch Inhalt gedacht werden kann, das nicht Geist wäre, so bleibt für sein Gegentheil nichts weiter übrig, als der Schein, die Form selbst. Der Inhalt, das Wesen verwandelt und verkehrt sich daher selbst in die Form, den Schein, was, mit andern Worten, nichts andres sagen will, als: der Geist verkehrt sich zur Materie, Gott macht sich zur Welt. Aber nicht so, daß ihm nun Form und Schein ewig entfremdet blieben, sondern so, daß sich Gott, als Inhalt und Wesen, in Form und Schein selber hat, weiß und entfaltet. Hiermit ist das Verhältniß Gottes zur Welt ausgesprochen. Die Welt ist der Gegensatz zu Gott nicht als ein von ihm Vorgefundenes, Todtes, Festes, das er von außen herzukommend formt, sondern nur als der Schein, die Form, die sich das Wesen, der Inhalt selbst schafft, in denen Inhalt und Wesen sich selber offenbart. Was daher in der

Form und dem Schein arbeitet, ist der freie, sich wissende Inhalt, ist Gott selbst.

Gott verbindet daher mit der Schöpfung, mit der Welt gar keinen Zweck, der außerhalb ihrer oder seiner selbst läge, sondern die Welt ist selbst der als Form und Erscheinung (Schein) offenbarte Gott, das von Gott gesetzte und überwundene, wissend durchdrungene Gegentheil seiner selbst. Uns dieses Setzen seines Gegentheils geschieht nicht um eines Zweckes willen, sondern weil der Geist gar nicht Geist wäre, ohne sein Gegentheil (die Materie) in sich gesetzt zu haben. Existirt daher der Geist, so existirt auch in ihm sein Gegentheil von Haus aus; denn Geist heißt eben das, was sein eignes Gegentheil in sich gesetzt und überwunden hat. Wenn man daher fragt: Wozu ist die Welt da? welchen Zweck hat sie? oder: Wozu, zu welchem Zweck hat Gott die Welt geschaffen? so könnte man lieber gleich fragen: Wozu ist Gott da, welchen Zweck hat seine Existenz? Denn eine Welt geschaffen zu haben, gehört eben zum Wesen, zum Begriffe Gottes selbst, und der Satz „Gott hat die Welt erschaffen" ist eigentlich nur eine Tautologie. So schuf Gott z. B. die Welt, nicht um sich in ihr zu verherrlichen, sondern man kann nur sagen: Gott ist (seiner Natur, seinem Begriff nach) der sich in der Welt Verherrlichende.

Wir sagten: der Geist setzt sein eignes Gegentheil

in sich und überwindet es. Ueberwinden muß er es, weil es sich nicht als Fremdes ihm gegenüber befestigen kann, sondern, da es ursprünglich er selbst, Geist von seinem Geiste ist, so muß sich ergeben, daß es auch wieder zu Geiste wird, so daß dies Setzen des Gegentheils, ja das Gegentheil selbst eben nur ein Schein war, der zur Wahrheit (Wirklichkeit, Realität) des in sich einigen Geistes nothwendig zurückkehrt. Das Gegentheil ist aber, indem es gesetzt wird, nicht sofort schon wieder überwunden und vernichtet, sonst wäre es ja eben gar nicht wirklich gesetzt. Es kann auch nicht, sobald es einmal wirklich gesetzt ist, durch einen Sprung wieder überwunden und vernichtet werden und plötzlich, wie in einem Ruck, gleichsam wieder in Geist überschnappen. Denn da der Geist schlechthin ungeschiedne Einheit in sich selbst ist, so ist sein Gegentheil nothwendig Vielheit, und so ist denn in der That die Materie, der Schein, die Erscheinung, dem einen und reinen Geiste gegenüber, das weitausgebreitete, in sich unendlich geschiedne Reich der Vielheit, der Mannigfaltigkeit des Wechsels. Aber diese Vielheit, obgleich sie da sein muß, muß sich doch zuletzt wieder als eine unwahre gegen die Einheit des Geistes erweisen, wenn der Geist sein Gegentheil wahrhaft überwinden, wenn er die Vielheit der Erscheinung wahrhaft in seine Einheit zurückschlingen soll. Es muß sich ergeben, daß in allem Wechsel

der Erscheinung nur ein und derselbe Inhalt (der Geist) sich ausprägt, wenn auch auf verschiedene Weisen.

Ein und derselbe Inhalt kann sich aber durchaus nichtanders auf verschiedene Weisen ausprägen, als daß diese Weisen eine Reihefolge von Entwickelungsstufen bilden. Ihr Unterschied kann nur der sein, daß der Inhalt in ihnen einen verschiedenen Grad der Entfaltung, des Offenbarseins erlangt hat. Das heißt: die Materie, die Erscheinung, die Form, die Welt zurückverwandelt sich von Stufe zu Stufe immer mehr in das, was sie ursprünglich ist, in den Geist, das Wesen, den Inhalt, in Gott.

So haben wir eine Leiter, deren Sprossen die verschiedenen Naturgestalten und, höher hinauf, die innern und äußern Gestaltungen des Menschengeistes sind, und die von dem dunklen Grund des in Gott gesetzten Gegentheils hinaufreicht in das reine Licht des Bewußtseins Gottes selbst.

Von der Seite des Geistes, Gottes, angesehen, ist dieser Fortgang der Entfaltungen durchaus freie, bewußte That, indem er eine Erscheinung nach der andern, weil er Fremdes in sich nicht dulden kann, mit sich selbst durchdringt, begeistet, vergeistigt, aufzehrt, indem er einen Versuch nach dem andern seines Gegentheils (der Materie), sich als ein Festes ihm gegenüber zu erhalten, als nichtig zurückweist und so sein Gegentheil zu immer höhern Kraft-

Äußerungen zwingt, in denen es aber eben immer mehr seine schlechte Selbstständigkeit aufgiebt, da es dem Gotte gegenüber immer Gottähnlicheres aufbieten muß, bis, auf der höchsten Entfaltungsstufe, das Gegentheil selbst erkennt, daß sein Scheinwirken nur das wahre, darin verhüllte, Wirken Gottes selbst war, und so sich dem Geiste, als Geist, wiedergiebt.

Von der Seite des Gegentheils (der Materie, Erscheinung, Welt) aus angesehn, ist es zunächst nur ein dumpfes und unbewußtes über sich selbst Hinausgehn. Denn da die Materie ursprünglich selbst Geist, die Erscheinung selbst Wesen ist, so hat sie in sich keinen Halt und sucht, in wildem, verworrenem Drange, durch die innere Nothwendigkeit der eignen Natur blindlings getrieben, rastlos in eine Gestaltung nach der andern sich aus sich selbst und von der eignen Nichtigkeit zu befreien, sich aus sich selbst in den Geist zurückzugebären.

So macht sich die Materie von Stufe zu Stufe immer geistähnlicher. Sie steigt von der todten Ruhe der Masse zu mechanischer Bewegung, zu magnetischer, electrischer, chemischer Thätigkeit, zur Krystallisation, zum Pflanzenorganismus, zum thierischen Leben auf, und zuletzt vom thierischen Leben zum endlichen Geiste, von dem aus sie nun, als gewordenes Bewußtsein, ihre volle Zurückvereinung mit dem unendlichen Geiste in einer Stufenfolge geistiger

Gestaltungen (Ehe, Familie, Staat, Kunst, Religion, Wissenschaft) mit Freiheit weiterwirkt.

So vernichtet sich die Materie, die Erscheinung, als Materie und Erscheinung, von einer Stufe zur andern, selbst, nicht um zum Geiste zurückzugelangen (also nicht um eines Zweckes willen), sondern weil sie, ursprünglich selbst Geist, in sich keine Wahrheit und Festigkeit hat, bis sie wieder Geist geworden ist; weil es in der Natur, im Begriff der Materie, der Erscheinung von Haus aus liegt, wieder zu Geist, zum Wesen geworden zu sein.

Ohne dies Zurückgegangensein wäre ihr Begriff, mithin sie selbst gar nicht vorhanden.

Wir bezeichneten eben den Stein, die Erscheinung auch als Form. Dieser Ausdruck ist nur insofern richtig, als man sich die Form vom Inhalt getrennt vorstellt. Denn die wahrhafte Form des Geistes ist er selbst, er ist sich selbst schlechthin Inhalt und Form dieses Inhalts zugleich. Insofern aber die Form dem ewigen Inhalte noch nicht entspricht, ihn noch nicht vollkommen ausprägt, insofern sie eben noch bloße Form ist, ist sie nicht die wahre und eine, sondern gehört dem Stein, der Vielheit an, und das Reich der geschaffenen Welt ist somit auch das Reich der Formen, nicht aber ist die geschaffene Welt als solche die Form Gottes, denn Gott hat nur in seiner eignen Form, als Gott, vollständige Wahrheit. Da die Vielheit der Formen aber gegen die eine Urform (Geist, Gott)

keine feste und wahre sein darf und doch als eine Vielheit da sein soll, so bleibt nichts übrig, als in den verschiedenen Formen blos die eigne Fortentwickelung der Urform selbst, von den dunklen Anfängen des gesetzten Gegentheils bis hinauf in das Licht des überwundnen, die zu ihr selbst, zu erkennen. Alle Formen sind demnach nichts, als die Urform selbst, die in jeder von ihnen ganz enthalten, aber in einem bestimmt abgeschloßnen Grade der Entwickelung, gleichsam in einem Knotenpunkte, festgehalten, fixirt ist.

Jede dieser Formen weist über sich selbst hinaus auf eine entwickeltere hin, verwandelt sich selbst in sie, denn in allen arbeitet verborgen die Urform, zu sich selbst zurückzukommen. Diese Urform aber ist der Geist, der Inhalt selbst, gegen den alle einzelnen Formen nur Schein sind.

Wir haben hier nur mit andern Worten das schon oben Beschriebene noch einmal beschrieben, denn diese Formen sind eben jene oben aufgezählten Stufen der Gestaltungen der Natur und des endlichen Geistes, bis dieser seine Einheit mit dem unendlichen Geiste hergestellt hat, die Form zum Inhalt selbst geworden ist.

Wenn nun nach einem Zwecke dieser einzelnen Formen gefragt wird, so muß diese Frage, so gut wie die nach dem Zwecke der Welt überhaupt, zurückgewiesen werden. Denn sie sind nicht zu dem Zwecke da, sich der Urform von Stufe zu Stufe zu nähern

die Urform bis zu ihrer Reinheit zu entwickeln, sondern es liegt nothwendig in der Natur der Urform, sich in die Mannigfaltigkeit dieser Formen zu zerspalten, weil es in der Natur des Geistes (der ja eben diese Urform selbst ist) liegt, wenn er überhaupt existiren soll, sich als die Einheit dadurch selbst zu erfassen, daß er in sich selbst sich die Vielheit gegenüberstellt und vernichtet. Denn ohne Vielheit giebt es gar keine Einheit, so gut wie es ohne Nein kein Ja, ohne Finsterniß kein Licht giebt. Der Geist stellt sich die Vielheit aber nicht entgegen zu dem Zwecke, sich selbst als Einheit zu erfassen, sondern der Geist ist, als Geist, das sich durch Entgegensetzung der Vielheit als Einheit Erfassende.

Es kann daher auf alle Fragen nach einem Zwecke der verschiedenen Naturgebilde, so wie der Gestaltungen des Menschengeistes nichts geantwortet werden, als: Es ist so, und wir haben nur zu begreifen, daß es so ist, nicht, wozu es so ist. Gott ist, seiner Natur nach, der sich in der Stufenfolge der Erscheinungen und Gestaltungen Offenbarende, weil ohne diese Offenbarung gar kein Gott wäre.

Jede dieser Formen oder Entwickelungsstufen ist deshalb eine völlig in sich abgeschlossene und vollendete Offenbarung Gottes, und als solche rein und unbefangen zu erkennen und zu genießen, ohne daß nach einem außerhalb liegenden Zwecke gefragt werden darf. Denn der Gehalt

(Gelÿ, Gott) iſt in allen Formen wahrhaft gegenwärtig, ſie ſind alle nur der Verlauf ſeiner Selbſtentwickelung und jede daher, an ihrer Stelle, nothwendig, jede, auf ihrem Punkte, eine erſchöpfende Offenbarung, bei der nach nichts Anderm und Fremdem gefragt werden darf, die in ſich und aus ſich ſelbſt begriffen werden muß.

Allerdings aber ergiebt ſich aus dieſem Begreifen jeder Form, in ihr und aus ihr ſelbſt, daß jede, da ſie alle zuſammen ein Syſtem, eine vollendete Stufenfolge bilden, über ſich ſelbſt hinaus auf die zunächſt höhere Form hinweiſt. Jede Form, obgleich auf ihrem Punkte ſich ſelbſt genügend, kann ſich doch gegenüber der Totalität, der einen Urform, nicht ſelbſt genügen, hebt ſich daher ſelbſt auf und verwandelt ſich in die zunächſt höhere. Es muß ſich daher aus dem Begriff jeder einzelnen Form die zunächſt höhere als nothwendiger Fortgang der Entwickelung nachweiſen laſſen.

So führt z. B. der Begriff des Pflanzenorganismus aus ſich ſelbſt in den des thieriſchen Lebens hinüber, was näher nachzuweiſen hier nicht der Ort iſt. Eben ſo ergiebt ſich ein nothwendiger Fortgang in den Geſtaltungen des endlichen Geiſtes, ſo daß ſich jede niedere Stufe gegen die höhere ſelbſt aufgiebt. Hier iſt aber von einem Zwecke durchaus nicht die Rede. Die Ehe z. B. hat nicht den Zweck, daß ſich aus ihr die Familie, die Familie nicht den Zweck, daß ſich aus ihr der Staat bilde, ſondern die Ehe iſt, als

Offenbarung Gottes auf einer bestimmten Entwickelungsstufe, lediglich um ihrer selbst willen da. Da diese Entwickelungsstufe aber nicht die höchste ist, so liegt es in ihrer Natur, ihrem Begriff, daß sie sich nothwendig zur Familie und von dort zum Staate fortentfaltet.

Wenn nun doch eine Form oder Stufe gegen die höhere oft als dienend erscheint, wie es allerdings der Fall ist, so geschieht dies nicht, weil diese Form oder Stufe blos um der höheren willen da wäre, sondern weil sie, obgleich um ihrer selbst, um ihres eignen göttlichen Inhalts willen vollkommen berechtigt zum Daseln, doch gegenüber einer höheren, die auch um ihrer selbst willen da ist, keine Geltung und Berechtigung hat und gegen sie sich als untergeordnet und nichtig erweist.

So ist die Pflanze nicht da, um vom Thiere gefressen zu werden, sondern sie ist da um ihrer selbst willen, als Offenbarung des Geistes, wie er im Pflanzenorganismus versenkt ist. Das thierische Leben aber, als eine höhere Offenbarung desselben Geistes, verneint die Festigkeit und Berechtigung der niedern, das Thier verzehrt die Pflanze und erhebt sie dadurch, indem es sie sich selbst einverleibt (assimilirt), zu einer höhern Stufe. Deshalb aber ist der Sinn und die Bedeutung, der wahre Inhalt der Pflanze keineswegs damit ausgesprochen, daß man sagt, sie sei Futter für das Thier.

Eben so ist das menschliche Individuum, ob

gleich in sich von unendlichem Werth, verpflichtet und gezwungen, sich der höhern Macht einer noch entwickelteren geistigen Offenbarung, als es selbst ist, als z. B. der Familie, dem Staate, der Religion, dienend unterzuordnen, ja, wenn es sein muß, aufzuopfern, sich in seiner Einzelheit dagegen aufzugeben. Ebenso hat auch die Ehe allerdings dem Staate zu dienen, aber nicht als bloßes Mittel zum Zweck, sondern weil sie selbst, ihrer Natur nach, im Staate, als einer höheren Stufe der Fortentwickelung, ihre eigne tiefere Wahrheit findet, weil der Staat selbst sich aus ihrem Begriff, als ein höheres, nothwendig ergiebt. Wenn wir daher weiter unten aus der Ehe selbst die Erzeugung der Kinder, die Bildung der Familie und weiter die Entstehung des Staates gedankenmäßig entwickeln, so ist damit keineswegs eingeräumt, die Ehe habe den Zweck, Kinder zu erzeugen u. s. w. Einen Zweck der Ehe giebt es gar nicht. Das Wesen der Ehe haben wir schon bezeichnet als die ursprünglichste an den Naturtrieb anknüpfende Einswerdung zweier menschlichen Individuen im Geiste, und hiermit ist der in sich unendliche und göttliche Werth dieser Geistesgestaltung erschöpfend ausgesprochen.

Was nun zunächst die Erzeugung der Kinder betrifft, so muß sie eben aus dieser Einswerdung Zweier im Geiste mit Nothwendigkeit abgeleitet werden, so daß sich ergiebt, daß der Begriff der Familie in dem der Ehe schon versteckt zugegen war.

daß der erstere nur die weitere Entfaltung der letzteren ist. Ist dies aber geschehen, so läßt sich nicht mehr sagen: die Ehe ist da, damit die Familie gebildet werde; sondern umgekehrt: weil die Ehe da ist, bildet sich die Familie.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Frage nach dem Zweck bei den Natur- und Geistesgestalten eine, wenn auch unbewußt, atheistische ist. Denn sie setzt stillschweigend immer voraus, daß der Geist (der nur sich selbst zum Zweck hat, und überall und auf jeder Stufe sich selbst genügt, weil in jeder dem Keime und der Anlage nach die höchste, er selbst, enthalten ist) in diesen Gestaltungen nicht zugegen sei, daß sie mithin in sich selbst keinen göttlichen Inhalt, keinen Werth haben, und alle nur um Willen eines Andern, drüben bleibenden, da seien, mit einem Wort daß Gott nur im Jenseits zu finden, das Diesseits aber gottverlassen und außergöttlich sei. Es bleibt also nur ein durch sein eignes Gegentheil begränzter und ausgesperrter Gott, mithin ein endlicher Gott übrig. Ein endlicher Gott aber ist, weil ein Widerspruch in sich selbst, gar nichts.

Die Familie

Das Thier pflanzt durch die Begattung ſich ſelbſt, als Gattung, fort. Weil nämlich im thieriſchen Zeugungsact ſich die ganze Totalität der ſinnlichen Empfindung mit derſelben Totalität im andern Geſchlechtsindividuum vollſtändig als Eins ſetzt und fühlt, weil die ganze thieriſche Lebendigkeit mit der ganzen thieriſchen Lebendigkeit im andern Individuum in gegenſeitiger, vollſtändiger Durchdringung zuſammenfällt, ſo iſt dadurch die unendliche Einheit der thieriſchen Lebendigkeit, der Lebensempfindung überhaupt, in ſich ſelbſt, ausgeſprochen. Dieſe Einheit aber iſt zugleich Dauer. Denn was in ſich ſelbſt zur Einheit mit ſich ſelbſt gekommen iſt, das iſt (wenn es auch für ſich ſelbſt kein Bewußtes iſt) in die unendliche Einheit ſelbſt, in den Geiſt, als wirklich, das heißt als dauerndes Moment aufgenommen. Dieſe Einheit

und Dauer der thierischen Lebendigkeit muß aber, da sie ist, auch zur Erscheinung, zum Dasein kommen. Diese Erscheinung, dieses Dasein ist die Gattung, in der die thierische Lebendigkeit sich fort und fort aus sich selbst erneut.

Da das Thier aber nicht bewußter Geist ist, folglich auch keiner bewußten Einheit angehört, da deshalb schon das einzelne Thier nur eine von Augenblick zu Augenblick sich von sich selbst abstoßende, sich selbst fremd werdende Lebensempfindung ist, so kann sich auch in der Thiergattung keine bewußte Einheit aussprechen, sondern wieder nur die sich selbst abstoßende Vielheit der Lebensempfindung, der nur die unbewußte Einheit zu Grunde liegt. Dies ist die Ursache, daß die Thiere unfähig sind zur Bildung der Familie. Die Thiermutter leitet ihre Jungen wohl zur Ausbildung des in ihnen schlummernden Naturtriebes an, wodurch eine Art von schattenhafter Nachäffung der Erziehung und der Familie entsteht; aber durch diese Anleitung werden eben nur vereinzelte Naturlebendigkeiten, jede in sich selbst, ausgebildet, die dann fremd auseinanderlaufen und in die Vielheit thierischer Lebensempfindung, die schon das einzelne Thierindividuum in sich zersplittert, zerstäuben.

Der Mensch aber, als Geist, ist nicht nur die unbewußte Einheit der sinnlichen Lebensempfindung, sondern zugleich bewußte Einheit, die in ihm die Vielheit der sinnlichen Empfindung selbst

überwunden und, als das Untergeordnete, in sich aufgenommen hat. Im menschlichen Zeugungsacte stellt sich daher nicht blos, wie beim Thiere, eine vollständige gegenseitige Durchdringung der Lebensempfindung dar, sondern mit ihr und in ihr zugleich eine geistige Durchdringung und Einswerdung. Denn der Geist ist in jedem Menschen, überall und immer, gegenwärtig und thätig, ob mehr oder weniger zu klarem Bewußtsein entwickelt, darauf kommt es hier nicht an. Das alte Testament hat daher für den Geschlechtsact des Menschen den schönen Ausdruck: er erkannte sein Weib. Hieraus folgt nothwendig, daß der Mensch sein Dasein in der Gattung, nicht blos in der Form thierischer Lebendigkeit fortsetzt, sondern daß er sich, da er selbst Geist ist, in dem Erzeugten auch im Geiste und als Geist fortpflanzen muß. Das Erzeugte des Menschen ist wieder Geist.

Da nun der Geschlechtsverkehr des Menschen, wie wir entwickelt haben, sich der Natur des Menschen, als Geistes, gemäß, zur Ehe gestaltet, das heißt zur innerlich vollbrachten und äußerlich dargestellten dauernden geistigen Einheit, so muß das erzeugte Geistige, in dem die Erzeuger ihre Einheit im Geist körperlich verwirklicht sehen, innerlich und äußerlich mit in diese Einheit aufgenommen werden, wodurch sich aus der Ehe der erweiterte Kreis und die höher und reicher entfaltete Geisteseinheit der Familie bildet. Die Grundwurzel dieses Verhält-

nisses ist, wie die der Ehe, die Liebe. Novalis sagt: ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe. Indem nun der Mann seine Liebe zum Weibe, das Weib seine Liebe zum Manne auf das Kind, die als Dasein ausgesprochene Einheit (Liebe) beider, überträgt, erweitert sich die Geschlechtsliebe zur Vater- und Mutterliebe. Das sich entwickelnde Kind aber findet sich in der Einheit (Liebe) der Eltern selbst, sein eigenstes Wesen, die Wurzel seines Daseins, und erkennt sich als in dieser Einheit mitenthalten. Dies ist die Kindesliebe.

Da aber in der Fortpflanzung des Menschen der Geist sich als daseiender Geist fortsetzt, der Geist aber sich, seinem Wesen nach, mit Bewußtsein fortsetzen, das heißt sein innerstes Wesen durch eigne Erkenntniß und That verewigen muß, so ergiebt sich hieraus die Forderung der Zucht, der Erziehung der Kinder.

Indem nämlich in der Ehe, als der ursprünglichsten Einheit des Geistes mit dem Geiste, das heißt des Geistes mit sich selbst, sich der Geist zum ersten Mal als die unerschütterliche Einheit seiner selbst, und in dieser Einheit sich selbst als geltende Wahrheit gefunden hat, so bildet er diese Einheit und Wahrheit bewußt aus und befestigt sie zu einem in sich einigen Systeme geregelter Gesetze und Normen, in denen allein er bei sich selbst, sich selber gleich bleiben kann. Wo er diese kann übertritt, sich von ihnen lossagt, da tritt er aus sich

ſelbſt, aus ſeiner Einheit mit ſich heraus, ſagt ſich von ſich ſelbſt und ſeiner Wahrheit los und verliert ſich ſelbſt. Dies Syſtem ſeiner eignen Geſetze erfaßt der Geiſt als ſeinen göttlichen Inhalt, den er aus ſich ſelbſt entwickelt, als das Gute, Schöne, Rechte, Heilige. Will der Menſch daher ſich ſelbſt in Wahrheit fortſetzen, ſo muß er dieſen göttlichen Inhalt auch ſeinem Erzeugten vererben, ſonſt wäre ſein Fortbeſtehen im Erzeugten nur ein Scheln. Dieſer göttliche Inhalt aber iſt kein dem Menſchen von Haus aus fertig Gegebenes. Im Gegentheil hat ſich der Geiſt, durch eigne That, ſelbſt dazu zu entwickeln, denn er ſelbſt muß in jenen göttlichen Inhalt ſich verwandeln. Es liegt durchaus in der Natur des Geiſtes, daß er jedesmal, wo er ins Daſein tritt, ſich erſt ſelbſt zum Geiſt zu machen hat. Denn ein durch fremde Macht vollkommen fertig erſchaffener Geiſt wäre kein Geiſt, ſondern ein Ding. Jedes vom Menſchen Erzeugte, jedes Kind iſt daher nur der unentwickelte Geiſt. Soll das Kind nun in die geiſtige Einheit wahrhaft aufgenommen ſein, das heißt ſich in ihr bewußt werden, ſo muß es ſich zum göttlichen Inhalt entwickeln. Den Eltern, welche dieſen göttlichen Inhalt bis zu einer beſtimmten Stufe des Bewußtſeins ſchon in ſich entwickelt haben, liegt es daher ob, über dieſe Entwicklung des Kindes zu wachen, ſie zu befördern, damit das Kind wahrhaft mit ihnen Eins werde im Geiſt, an dem von ihnen

Errungenen, an ihrem Besitz göttlicher Güter Theil nehme und habe.

Hierin liegt die wahre Bedeutung der Familie. Sie erhält, durch die Erziehung der Kinder, das einmal errungene, erkannte Göttliche, das Rechte und Gute, in lebendigem und unvergänglichem Dasein und Fortgang, sie entwickelt es innerlich als Gesinnung und stellt es auch äußerlich in dem Zusammenhalten der Familienglieder, in ihren Beziehungen und ihrem Benehmen untereinander und gegeneinander dar als Gesittung.

In diesem Rechten und Guten, in dieser Sitte, sind alle Glieder der Familie wahrhaft Eins im Geiste, und diese geistige Einheit fällt in den unendlichen Geist, in Gott selbst, der in ihr zugegen ist. Die Familie ist also die Offenbarung Gottes als das lebendige [illegible] der Sitte, sie ist Gott, wie er als menschliche Sitte ist.

Man sieht also, daß durch die Zeugung der Mensch keineswegs nur dem Fleische nach fortbesteht, sondern grade in seinem innersten Wesen, dem Geiste nach, so daß sich die in der Geschlechtsliebe und Ehe gefundene Einheit des Geistes in sich selbst nun darstellt als die durch alle Zeiten fortgesetzte und in allen Generationen erhaltene Geisteseinheit der Menschheit überhaupt, als der eine (als eine Reihenfolge von Geschlechtern verkörperte und verwirklichte) Menschengeist. So lebt der erste

Adam in Allen. Durch die sichtbare Kette der Geschlechterfolge hin zieht sich, als ihre innere Seele, eine unsichtbare Kette, die der wahre und unzerreißbare Zusammenhalt der ersteren ist, ohne die die sichtbare Kette in ihre einzelnen Glieder auseinanderspringen würde, wie dies bei den Thieren geschieht. Diese unsichtbare Kette ist der sich im Wechsel der Geschlechter erhaltende, diesen Wechsel selbst in dauernde Einheit zusammenzwingende Menschengeist selbst, die Wahrheit der Menschheit.

Dieser einzig würdigen Auffassung widerspricht ein katholischer Priester und Philosoph, Pabst, indem er den Cölibat der Priester zu rechtfertigen sucht, in folgenden Worten:

„Wie der zweite Adam im Geschlechte den Gegensatz bildet gegen den ersten, so muß auch die Function des Zeugens (die Fortführung des zweiten Adams in der Gattung) sich als Gegensatz darstellen, und aussprechen gegen die Function der Zeugung für letzteren (die Fortführung des ersten Adams in der Gattung). Und wie im restaurirten Geschlechtsorganismus — der Kirche — das Priesterthum in nicht minder concreter Gestaltung und Geschiedenheit und mit gleichem Charakter der Unauflöslichkeit, der Ehe gegenübersteht, so ergiebt es sich auch von selbst, daß die Träger desselben, die Verwalter der Geheimnisse Christi, die Geschäftsführer des Erlösungswerkes, der Geschäftsführung der alten Sünde absagen, — daß diejenigen, deren

ganzes Leben im Dienste gegen das Unübel aufgehen soll, diese ihre feindselige Stellung gegen dasselbe auch dadurch aussprechen, daß sie sich von einem Werke hinwegwenden, das nicht vollzogen werden kann, ohne den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte zu affirmiren."

Schon das gesunde, unbefangne Gefühl wird durch solche ruchlose Lästerung eines geheiligten Menschenverhältnisses empört. Dem Gedanken aber ist es ein Leichtes, so flaches Geschwätz als in sich nichtig und atheistisch nachzuweisen.

Die Wurzel dieser Ansicht liegt nämlich darin, daß Pabst sich, wie die katholische Kirche überhaupt und wie *jeder* einseitige Supranaturalismus, in der Vorstellung einer unauflöslichen *Zweiheit* (Dualismus), eines ewig *unversöhnten* Gegensatzes zwischen Geist und Welt, zwischen Gott und Menschen, festgerannt hat, welcher Gegensatz ja grade durch *Christus* wahrhaft *versöhnt* und auf immer in seiner starren Festigkeit *vernichtet* worden ist. Diese Zweiheit zieht sich, als eine unüberwindliche, durch alle Anschauungen und Auffassungen.

So wird Gotte ein *wirklich* und *persönlich existirender*, eben so *ewiger Teufel*, als kämpfende Macht, entgegengestellt. So treten der *erste* Adam (der Mensch überhaupt) und der *zweite* Adam (Christus der *Gottmensch*) sich feindlich gegenüber. Der erste Adam ist nur der Fort-

pflanzer der Menschheit im Fleisch. Von ihm geht daher aus die fleischliche Fortsetzung und äußerliche Reihenfolge der Geschlechter. Diese soll in Nacht, Grauen und Sünde verhüllt, soll unbegeistet, unvergöttlicht, gottlos sein und bleiben.

Dagegen ist der zweite Adam, Christus, der Fortzeuger der Menschheit im (heiligen) Geiste. Von ihm aus geht daher eine zweite Reihenfolge, die der ersten feindlich gegenüber steht, rein und allein dem Geiste nach Fortzeugender, und dies sollen dann, nach des Priesters Pabst bescheidener Meinung, die von der Kirche geweihten Priester sein.

Diese beiden Reihen laufen nun also nebeneinander her, ohne Vermittelung und Einheit, indem die fleischliche Fortzeugung nie in sich selbst zur Vergeistigung, die geistige nie in sich selbst zur Fleischwerdung kommen kann. Beide sind demnach in sich selbst ohnmächtig und unschöpferisch, beide sind ohne ächte Wirklichkeit, denn das Fleisch ist nur wirklich im Geist, der Geist aber die unbedingte Macht, sich selbst im Fleisch Wirklichkeit zu geben.

Die Pabstische Ansicht ist ebenso unvernünftig, als unchristlich. Denn Christus ist ja eben selbst die Fleischwerdung des Wortes, des göttlichen Geistes, er hat in sich selbst den Menschen (d. h. den wahren und wirklichen, keinen bloßen Scheinmenschen etwa, wie gnostische Ketzer behaupten) mit Gott geeint, zum Gottmenschen

erhoben, und dies ist die Bedeutung seines Erlösungswerkes, daß er den endlichen (innerhalb der Sinnlichkeit zur Erscheinung kommenden) Geist mit dem unendlichen (reinen) als Eins gesetzt hat. Dadurch fällt jene schlechte, mechanische Zweiheit der oben bezeichneten, ewig voneinander getrennten Reihen über den Haufen. Sobald der fleischgewordene Gott erkannt ist, sobald der Knotenpunkt (Christus) da ist, in dem der unendliche Geist innerhalb der sinnlichen Erscheinung sich vollständig geoffenbart hat: sobald hört alles Sinnliche auf, ein blos Sinnliches zu sein, die ganze Welt, ganz vorzugsweise aber der Mensch stellt sich heraus als eine Fleischwerdung und Offenbarung des unendlichen Geistes, Gottes, der, in Christus, den Wolkenschleier des Trüben von sich gestreift hat und, ein für allemal, zum lebendigen Hier geworden ist. Hiermit ist das Irdische und Sinnliche selbst geheiligt, vergeistigt, nicht indem es ausgerottet wird, sondern indem der Geist es mit sich selbst durchdringt und erfüllt, es in sich selbst aufnimmt und, als Sinnliches, aufzehrt, es aber ebenso sehr erhält und adelt, als den angemessenen offenbarenden Ausdruck des Geistigen. Gott braucht sich also gar keines absonderlichen Extramittelchens zu bedienen, damit der Mensch im Geiste fortgezeugt werde; er braucht den Geist nicht von Außen her dem Menschen von Geschlecht zu Geschlecht gleichsam eintrichtern zu lassen durch Leute.

die, ſie mögen ſich noch ſo ſehr durch die Enthaltung vom ſinnlichen Geſchlechtsverkehr entſinnlichen und verhimmlichen wollen, doch immer ſinnliche Creaturen mit ſinnlichen Bedürfniſſen bleiben, und die ja ſelbſt einen leiblichen Vater und eine leibliche Mutter gehabt haben, welche ſie durch Ausſprüche wie der angeführte ſchamlos und unkindlich läſtern.

Wir ſind erlöſt, ein für allemal, und brauchen keine fortſetzenden Erlöſer, wir haben den Mittler und brauchen keine weiteren, denn durch die in Chriſtus erwachte Anſchauung und ihre lebendige Fortbildung durch die Vernunft tritt zwiſchen uns und Gott nichts Fremdes mehr, wir brauchen keine ausſchließlichen Verwalter der Geheimniſſe Chriſti, denn dieſe Geheimniſſe ſind in uns ſelbſt lebendig und bewußt, wir brauchen keine Prieſter, denn wir ſind Alle zu Prieſtern geworden.

Da wir die Leiblichkeit, durch das Chriſtenthum und ſeine geiſtige Fortbildung, nur als das Kleid der Geiſtigkeit erkannt haben, da das Reich Gottes in uns ſelbſt iſt, ſo iſt Gott zugegen in jedem wahrhaft menſchlichen Verhältniß und der leibliche Vater, als ſolcher, uns auch zugleich der geiſtige, wozu wir keines fremden Prieſters bedürfen. Er iſt, nachdem er uns dem Fleiſche wie dem Geiſte nach erzeugt, nicht nur unſer Ernährer, dem Fleiſche nach, ſondern unſer Erzieher und Bildner im Geiſte. Hierdurch wird nicht nur die Familie, das Verhältniß zwiſchen Kind und Eltern, vergeiſtigt

und geheiligt, sondern auch die Zeugung selbst als die erste, natürliche Wurzel dieses Verhältnisses, obgleich Paulus sie die Geschäftsführung der alten Sünde nennt.

Von dieser „alten Sünde," von diesem „Urübel" ist hier noch ein Wort zu sagen. Man hat den sogenannten Sündenfall vielfach mit dem sinnlichen sich Erkennen der Geschlechter in Verbindung gebracht, in diesem den verbotnen Apfel vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sehn wollen. Obgleich sich im Text des alten Testaments keine ausdrückliche Veranlassung zu dieser Auslegung findet (weshalb consequent sein wollende kirchlich Gläubige sich derselben enthalten sollten), so ist sie doch nicht ohne Tiefe

Wir selbst haben früher entwickelt, daß durch die Geschlechtsvereinigung sich der Menschengeist zuerst selbst als Einheit mit sich selbst erkennt und findet, das heißt sich selbst weiß. Mit der erkannten Einheit erst kann aber auch die Abweichung von dieser Einheit, das mit sich selbst Uneinswerden des Geistes, was wir das Böse, die Sünde nennen können, begriffen werden sein. Denn ohne die erkannte Einheit hat das Verletzen dieser Einheit, als ein Unrecht, gar keinen Sinn. So wird dieses aus dem Geschlechtsverkehr sich nothwendig entwickelnde sich Wissen des Geistes zum Gewissen. Der Mensch hat vom Baume der Erkenntniß gegessen, er weiß nun, was gut und böse ist, und somit ist

er aus dem Paradiese der unbewußten Unschuld getrieben und von nun an der Arbeit, dem Kampfe und Ringen gegen das Böse und nach dem Guten preisgegeben, mit andern Worten: aus dem dumpfen Naturleben, in dem der Geist nur noch unbewußt schlummerte, ist er erwacht zum freien, bewußten Menschenleben und Streben. Dadurch ist allerdings die Sünde, als Möglichkeit, mit erzeugt, weil ohne die Möglichkeit der Sünde gar keine Freiheit, gar kein Gutes sein kann. Aber der Act, an den sich diese Möglichkeit knüpft, ist, weit entfernt, selbst die Sünde oder das Uebel zu sein, zuvörderst etwas einfach Natürliches, mithin weder gut noch böse zu nennen, in seinen Folgen aber grade die Befreiung, die den Menschen erst zum Menschen, das heißt zum bewußten Geiste, adelt und seine freie Wiedervereinigung mit Gott, dem unendlichen Geiste, möglich macht.

Aus allem Gesagten ergiebt sich, daß die ganze Einrichtung des Cölibats, ja die des Priestercharakters überhaupt (im katholischen Sinne) eine gottlose, ja selbst eine unchristliche ist, und nebenbei auch, daß Pabst in die Reihe jener Atheisten gehört, die nur einen über- und außerweltlichen Gott kennen, den Gott im Menschen aber, im Gottmenschen, den gegenwärtigen Geist in den schönsten und reinsten menschlichen Verhältnissen ablängnen, die mithin nur die schlechte äußerliche Schale des Christenthums, die grobsinnliche, mythische Vorstellung be-

sitzen, von dem innern Kerne aber, der eigentlichen Wahrheit, das heißt von dem als Ens Seyen des unendlichen und endlichen Geistes, nichts wissen wollen.

Wenn wir aber eingeräumt und entwickelt haben, daß der Mensch sich in der Familie nicht nur in natürlicher, sondern auch in geistiger Weise fortpflanze, so ergeht dadurch auch unmittelbar die strenge Forderung an die Familie: den Menschen wahrhaft zum Geiste zu bilden, die wahrhafte Gesinnung und Gesittung innerlich zu entwickeln und äußerlich darzustellen, den Gott, so weit er sich als Familie, der Natur der Sache nach, offenbaren kann, auch wirklich zur Offenbarung zu bringen.

Da sich nun die Entwickelung des Geistes in der Familie hauptsächlich als Erziehung der Kinder ausspricht, so haben wir diese vorzugsweise zu betrachten. Mann und Weib haben (wie schon gezeigt) in der gegenseitigen Hingebung die Einheit des Geistes mit sich selbst gefunden, mit dieser Einheit aber auch das Bewußtsein von der Möglichkeit eines Uneinswerdens des Geistes mit sich selbst, mit andern Worten: sie haben erkannt, was gut und was böse ist. Denn das Böse ist nichts Wirkliches (Positives), sondern nur der Widerspruch, daß der Geist mit sich selbst nicht übereinstimmt, von seiner eignen Wahrheit abweicht, das heißt sein Wesen, als Geist, aufgiebt und so-

mit dem Entgegengesetzten, dem Ungeist (dem Scheln der Sinnlichkeit, dem Thierischen), verfällt. Denn der Geist, wenn er mit sich selbst in Einheit und Harmonie ist, ist durchaus gut, weil er eben Geist ist. In dieser Harmonie mit sich selbst hat der Geist aber auch seine Freiheit gefunden, indem er sich in sich selbst, in seiner eignen Wahrheit, als seinem eignen, durchsichtigen Lebenselement, frei ergeht, sich mit sich selbst unendlich durchdringt und erfüllt, ohne Hemmniß und Widerstand. Der verdunkelte Geist dagegen, der seine Einheit mit dem Geiste, mit sich, noch nicht gefunden hat, ist von allen Seiten und Ecken her, durch die sinnliche Erscheinung draußen und die sinnliche Natur des Menschen drinnen gestoßen, zurückgedrängt, eingezwängt und gebunden, denn das Sinnliche, Ungeistige steht ihm noch, da er selbst noch nicht wahrhaft Geist geworden, als gleichberechtigte Macht gegenüber. Erst da er seine unendliche Einheit mit sich selbst erkannte, hat er sich auch als die Macht über alles Sinnliche und die Einheit alles Sinnlichen gefunden, in der dieses selbst als nur Sinnliches aufhört, Wirklichkeit zu haben, in der es sich selbst zu Geist verwandeln muß, folglich dem Geiste keinen Widerstand mehr leisten, kein Andres gegen ihn bleiben kann.

Dieses Bewußtsein des Guten und Bösen, dieie Freiheit ist in der Ehe gefunden und als das Einswerden zweier Willen im Guten dargestellt.

In der Familie aber soll dies Einswerden seiner Zufälligkeit entnommen und als geltende Macht durchgesetzt und dargestellt werden. Das Kind findet daher seinem zufälligen und besondern Einzelwillen gegenüber schon den (weil aus der Einswerdung des Geistes entstandenen) in sich nothwendigen, allgemeinen (vernünftigen) Willen der Eltern vor, zu dem es selbst, die Zufälligkeit und Besonderheit seines Willens abstreifend, sich erheben soll. Obgleich nun dieser allgemeine Wille der Eltern in sich selbst der Ausdruck der Freiheit (Uebereinstimmung des Geistes mit sich selbst) ist, so tritt er dem Kinde gegenüber, das noch in dem entgegengesetzten Elemente der Unfreiheit, der bloßen Natürlichkeit lebt und webt, zunächst als Zwang auf, und der Gehorsam wird das nothwendige Bildungsmittel, um zur Freiheit zu gelangen. Der nicht aus der Vernunft und Wahrheit hervorgehende, sondern durch natürliche, zufällige Triebe bedingte und bestimmte, mithin in sich selbst unfreie Einzelwille des Kindes muß gebrochen werden, damit er sich aus dem Kerker der blinden Naturbestimmtheit hinausfinde in das reine, unsinnliche, ihm angemessene Element der freien Geistigkeit, in dem keine zufällige Aeußerlichkeit mehr entscheidet, sondern nur die Wahrheit des Geistes selbst, in dem der Geist nicht unbewußt fremden Gesetzen folgt, sondern sich im eignen Gesetz frei ergeht. Diese Befrei-

ung kann das Kind nur in dem durch Einswerdung allgemein gewordenen Willen der Eltern finden, denn diese haben ja eben schon, da sie ihre einzelnen Eigenwillen gegeneinander aufgaben, den in sich selbst einigen Willen, die geltende Wahrheit des Willens, den Kern der Freiheit, ineinander gefunden. Es ist daher eine tadelnswerthe und unverantwortliche Weichlichkeit und Schlaffheit, wenn Eltern nicht die Kraft haben, des Kindes blinde und willkürliche Natur zu bändigen und alle Ausbrüche des unvernünftigen Eigenwillens mit Strenge zurückzuhalten oder zu züchtigen. Dies ist durchaus nothwendig, wenn das Kind nicht ewig ein Sklave der eignen Begierden bleiben, sondern zu freier Geistigkeit heranreifen soll. Die sentimentale Redensart, daß man ein Kind nur durch Liebe erziehen könne und müsse (insofern nämlich unter Liebe eine stets milde bleibende Behandlung verstanden wird, die dem Kinde sein Unrecht immer nur vordemonstrirt und es durch Ueberzeugung, deren das Kind noch gar nicht fähig ist, die mithin nur eine erheuchelte Scheinüberzeugung sein kann, in aller Güte bändigen und lenken soll), diese Redensart ist eben weiter nichts, als eine unwahre Floskel. Oder wenigstens ist von einem Kinde, bei dem dies wirklich möglich ist, nicht zu erwarten, daß es sich je im Leben tüchtig erweise. Der Mensch ist der innerhalb der Sinnlichkeit erscheinende Geist, und somit ist in jeder gesunden und kräftigen Menschennatur

ehe sie sich entwickelt, ein harter Kampf des Despotismus der Sinnentriebe gegen die Freiheit des Geistes gesetzt. Nur durch diesen Kampf selbst wird der Geist, kommt er zum Bewußtseyn, und je härter der Kampf war, als desto gewaltigerer Sieger geht der Geist aus ihm hervor. Und so lange der eigne, noch in Unbewußtheit schlummernde Geist des Kindes zu schwach ist, den Kampf selbstthätig zu führen, übernimmt ihn der ausgebildete Geist, der zum Bewußtsein entwickelte Wille der Eltern. Und zwar geschehe dieses ohne alle weitschweifige Erläuterung und Explication. Denn der schlummernde, aber daseiende Geist des Kindes wird schon erwachen und sich die Handlungsweise der Eltern selbst erläutern und explicirn, ohne daß man ihm den Moralbrei um den Mund schmiert und so seiner Thätigkeit, sie unnütz machend, vergreift. Man versuche es einmal, und leite einen gesunden dreijährigen Jungen mit lauter Liebe und Güte und durch Gründe! Entweder wird man bald einen launenhaften, auf seine Gewalt pochenden Haustyrannen in ihm haben, der später im Leben zum unbändigen, Vernunft und Sitte mit Füßen tretenden Tollkopf erwächst, oder das Kind wird schon verderben, zu einem stumpfsinnigen, schleichenden Duckmäuser.

Auf der andern Seite aber hüte man sich doch ja nicht ein, durch solche nothwendige Zucht etwas Positives, Schöpferisches geben, durch sie das

Gute, als einen Inhalt, in das Kind hineingebracht zu haben. Man hat weiter nichts gethan, als das Kind unterstützt in dem seinem eignen Geiste eingeborenen Kampfe gegen den Ungeist. Und hierauf beschränkt sich überhaupt alle Erziehung. Sie kann nichts als die Hemmnisse hinwegraumen, die den Geist in seiner freien Selbstentwickelung aufhalten, sie kann diese Entwickelung nur durch weckende und befruchtende Worte fordern, nimmermehr aber kann sie den göttlichen Inhalt in das Kind hineinlegen, die freie Geistigkeit ihm beibringen. Und hier stoßen wir auf die atheistische Ansicht von der Erziehung und Belehrung, welche das Kind als ein leeres Gefäß betrachtet, in das man Sittlichkeit und Geist, Frömmigkeit, Tugend und Wissen hineintrichtern könne. Atheistisch ist diese Ansicht darum, weil sie den im Kinde gegenwärtigen Gott ableugnet. Das Kind nämlich ist, als Mensch, von Haus aus Geist, und kann auch zu nichts Weiterem werden, als zu Geist. Der ganze Verlauf seiner Bildung ist nur, daß es sich selbst als Geist erfasse, womit überhaupt die ganze Lebensaufgabe des Menschen ausgesprochen ist. Nie aber kann man den unentwickelten Geist zum entwickelten machen, indem man ihm allerlei Fremdes, allerlei Flitter und Plunder von Außen anklebt und anhängt, oder indem man allerlei fertigen Inhalt in ihn, wie in einen Sack, hineinstopft, oder aller-

lei für sich selbst, ohne Hinzuthun des Geistes im Kinde, geltende Worte und Sprüchlein ihm, wie einer unbeschriebenen Tafel, ankritzelt.

Im Geiste, als solchem, ist das ganze Universum, das sinnliche, wie das übersinnliche, der Möglichkeit nach, enthalten, und man kann nichts thun, als ihn frei gewähren lassen, damit er die Welt überwinde und sich selbst gewinne. Der Geist kann gar nichts erfahren, was nicht schon in ihm wäre, gar nichts verstehen, was er nicht selbst ist. Mit dem Geiste, als solchem, hat es daher die Erziehung gar nicht zu thun, sondern nur mit dem Zerstören der sinnlichen Schranken, die den Geist umsperren und nicht zur Freiheit, das heißt zu sich selbst, kommen lassen, und es ist ein erbärmlicher Hochmuth, sich einzubilden, daß man aus dem Geiste des Kindes etwas Anderes machen könne, als was er an sich schon ist.

Aus diesem Hochmuth entspringt die heillose Praxis, den Kindern, statt lebendiger Erziehung, nur eine todte **Dressur** angedeihen zu lassen, und die noch nicht ausgerottete Thorheit, einen wohldressirten Menschen für einen gesitteten Menschen zu halten. Jene Dressur nämlich besteht darin, daß man das Kind Sittlichkeit, Wissenschaft, Religion, Alles und Jedes auswendig lernen läßt (welcher Ausdruck „auswendig" hier sehr bezeichnend ist) als fertige und starre Formeln, die es blos aufzunehmen, sich einzuprägen habe, und

wobei nichts danach gefragt wird, ob der Geiſt des Kindes auch erſtarkt genug iſt, dieſen jedesmaligen Inhalt ſich zu aſſimiliren, ihn in ſich ſelbſt zu verwandeln, ſo daß der äußere Bildungsgang nur als ein Abdruck und Schatten der innern Selbſtentwickelung erſchiene, wie dies ſchlechterdings ſein ſoll. So ſpeichert der Menſch den unverdauten und fremden Stoff in ſich auf, ohne daß dieſer Stoff in ihm ſelbſt Menſch wird. Die Moral wird dem Kinde in unverſtandenen allgemeinen Sprüchen und Sentenzen eingebläut, die Wiſſenſchaft ihm als ein wüſter Haufen vereinzelter Thatſachen hineingeworgt, die Religion als ein fertig aufgebauter Baumkuchen eines überlieferten Syſtems von Dogmen und Vorſtellungen aufgetragen, ſtatt daß der Geiſt ſich ſelbſt zum Sittengeſetz entfalten und ſich in ihm erkennen, ſich ſelbſt, in der Wiſſenſchaft, zur Macht über allen mannigfachen Weltſtoff entwickeln und als die Wahrheit und Einheit dieſes Weltſtoffs erfaſſen, in der Religion endlich ſich ſelbſt in die lebendige Erkenntniß Gottes verwandeln, ſich ſelbſt mit Gott bewußt vermitteln und vereinen ſoll. Indem man dem Geiſte dieſe Arbeit und Selbſtthat, durch bequeme Darreichung der fertig gemachten und vorgekauten Reſultate, erſparen will, erſpart man ihm allerdings ſeine ganze Selbſtentwickelung, das heißt: man läßt den Geiſt gar nicht zum Geiſte kommen, ſondern erſtickt ſein Emporwachſen bei Zeiten durch das Schmarotzerunkraut fremder

Fr. v. Sallet, Atheiſten.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK

artigen und aufgedrungenen Brimboriums. So wird aus der „ganzen Innern Selbstentwickelung eine äußerliche Scheinentwickelung, aus dem Menschen ein Scheinmensch, dessen Sitte, weil sie mit ihm selbst nicht Eins ist, eine Heuchelei, dessen Wissenschaft, weil er den Stoff derselben nicht in sich selbst, in Geist, Einheit und Organismus verwandelt, ein unfruchtbares Chaos, dessen Religion, weil er Gott nicht in sich selbst als den gegenwärtigen gefunden und für sein Bewußtsein gezeugt, ein hohler Götzendienst ist und bleibt. So wird der Mensch zur lächerlichen Carricatur seiner selbst, und in der That sehen wir noch jetzt die Mehrzahl der Menschen als Carricaturen herumlaufen und werden sie so sehen, bis nicht der auf Scheinheiligkeit und Lüge ganz offen hindeutende Ausdruck „hübsch artig sein" aus dem Erziehungssprachgebrauche verschwunden ist. Bodenlos freilich war in dieser Hinsicht das Verderben im vorigen Jahrhundert. Man sehe die Knaben auf den Kupfern zu Weisse's Kinderfreund nur an mit ihren Schuhen, Strümpfen und Gallafracks, ihren Haarbeuteln, dreieckigen Hütlein und Stahldegen, mit dem eingelernten tiefen Complimente und den süßlich lächelnden Fratzen, in denen sich hündisch demüthige Selbstwegwerfung mit eitler Selbstgefälligkeit widerlich paart, und man wird sich keinen Augenblick mehr über die unrühmlichen Schlachten, über die feige Uebergabe starker Festungen bei

Annäherung eines einzigen Trompeters, über den Einzug der Franzosen in die Hauptstädte Deutschlands und über den knechtisch erheuchelten Enthusiasmus und den feilen Jubel, der dem Unterdrücker schamlos gezollt wurde, verwundern. War nicht diese Bereitwilligkeit, sich selbst zu erniedrigen, blos eine Variation auf das Thema des ebenfalls in Weisse's Kinderfreund enthaltenen und zur Zeit noch für sehr moralisch und fromm gehaltenen Kinderwunsches:

Liebenswürdig möcht' ich sein,
Jedermann gefallen — ?

Wer aber **Jedermann gefallen** will, der verdient von Jedermann **verachtet** zu werden.

Ja aus diesem einen Sprüchlein eines gefeierten und weitverbreiteten Erziehungsbuches können wir uns die ganze spätere Schmach des Vaterlandes erklären, denn wo der **ganze, volle Mensch** in seiner schlichten und unerlognen Tüchtigkeit nöthig wäre, um dem Geschick zu stehen, da brechen zierliche Glieder- und Drathpuppen, die innen Holz sind, die von der **Tugend** nur darum ein Wesens machen, weil man durch sie **Jedermann gefällt**, freilich in sich selbst zusammen, und das Affenbild einer aufgeschminkten, mit Flosfeln coquettirenden **Scheintugend** schlägt um ins **Gegentheil aller Tugend** und zeigt sich in seinem eigentlichen Wesen als die nackte und offenkundige **Niederträchtigkeit**.

Obgleich nun jene „**gute alte**" Zeit des Haarbeutels und der Lüge, Gott sei Dank! gestorben, be-

graben und verfault ist, so sind wir dennoch bei weitem noch nicht frei von jenem Schein- und Gliederpuppenwesen, das, da der ächte und aufrichtige Mensch allerdings mehr und mehr hervortaucht, denselben nur nicht mehr bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit verzerrt, sondern nur noch leicht verschleiert. Der Grund hiervon aber liegt eben in der Erziehung und dem Unterricht, die es sich noch immer angelegen sein lassen, dem Menschen Unverstandenes aufzubinden und umzuhängen, anstatt das Verständniß der Sache, das heißt die Sache selbst, in ihm zur Entwickelung zu bringen, die ihm noch immer zumuthen, sich an der fahlen Stange der Autorität zur wahren Menschheit emporzuranken, die sich begnügen, das Böse nur durch schöne Redefloskeln zu überpinseln, anstatt das Gute im Menschen zu wecken und zum Bewußtsein zu fördern. Eine praktische Anweisung, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, wird man hier, wo wir es nur mit Principien zu thun haben, nicht erwarten. Das allgemeine Princip aber ist: Man lasse den Menschen durch eigne Selbstthat zum Menschen werden, nicht durch fremde Zustutzung.

Aber freilich ist die allgemeine Sittlichkeit in unserer Zeit (obgleich ausgebildeter als in irgend einer früheren) doch noch so unbetheiligt, daß nicht nur Streit über die Richtigkeit eines sonnenklaren Princips entstehen kann, sondern daß die Mehrzahl der Menschen ohne alles Princip handelt.

Auf dieſes Nichtanerkennen der Principien, auf dieſes ſich um ſie gar nicht Bekümmern läßt ſich eigentlich aller Atheismus im Leben zurückführen. Denn nach Principien handeln heißt eben das ewige und allgemeine Weſen des Geiſtes in allen einzelnen Thaten des Lebens ausprägen und offenbaren. Wer nun gar keine Offenbarung des Geiſtes, ſeinem ewigen Weſen nach, im Menſchen anerkennt, wer den Gott in der Menſchenbruſt verläugnet, der kann natürlich gar nicht auf den Gedanken gerathen, Gott im Leben darzuſtellen oder, mit andern Worten, nach Principien zu handeln. Was ein ſolcher Atheiſt dann „nach Principien handeln" nennt, das iſt blos die verſchmitzte, weltkluge Berechnung, wie man untergeordnete, ungeiſtige Zwecke am beſten erreichen könne. Wenn ein Solcher uns etwa auch den Satz einräumte: der Menſch ſolle durch die Erziehung zum wahren Menſchen werden, ſo verſteht er darunter keineswegs, wie wir: der Geiſt des Menſchen ſolle ſich, ſeiner ganzen Totalität nach, frei entfalten, damit er ſich, in ſeiner Unendlichkeit und Einheit, in allem Denken, Wollen und Thun, rein offenbare, ſondern ſolche Worte belächelt er als poetiſche Redensarten, und das zum wahren Menſchen werden heißt ihm nichts, als: alle Verbrechen meiden, um mit Sicherheit zu leben, ſich zu einem Amte bilden, um ſich ernähren zu können, und an das überlieferte Dogma glauben, um nach der Müh-

sal dieses Lebens die ewige Seligkeit zu genießen. Und so sehen wir nun in der That in der Familie statt der Gesinnung das feige Unterwerfen der Gedanken unter die Forderungen der einmal bestehenden Macht sich entwickeln, statt der Sitte das äußerliche und geistlose sich dem hergebrachten Schlendrian Anbequemen. Und so weit ist es bei uns gekommen, daß die Unrechtlich Gesinnten Wohlgesinnte, die farb- und thallosen Marionetten hergebrachten Anstandes Wohlgesittete genannt werden. Dadurch wird die Erziehung von allem positiven, göttlichen Inhalt ausgeleert und besteht fast nur aus Anweisungen, wie man Brod erwerben, wie man durchs Leben kommen solle, was man vermeiden müsse, um nicht anzustoßen, um sich nicht bei der Welt zu schaden. Solche schlechte Zwecke (denn schlecht ist Alles was außer Bezug mit dem Geiste und seiner Offenbarung gesetzt und in dieser Vereinzelung als für sich selbst gelten sollender Inhalt festgehalten wird) erfordern dann natürlich auch schlechte Mittel, und es kann daher nicht fehlen, daß allgemeine Kriecherei (natürlich unter andrem Namen) und das feige Verläugnen und zahme Unterwerfen der eignen Ueberzeugung, des eignen Gewissens, mit naiver Frechheit anempfohlen wird.

Woher kommt es wohl z. B., daß in unsrer Erziehung und unsrem Unterricht wir fast nie das Wort „Vaterland," in unmittelbarem Bezug auf uns selbst,

zu hören bekommen, als ob es so ein Ding für uns gar nicht gäbe? daß wir nur historisch in der Schule erfahren, die Römer und Griechen hätten einst dergleichen gehabt und geliebt? Um Gotteswillen mißdeute man uns hier nicht so, als ob wir mit obigen Worten den Vorschlag beabsichtigten, den Kindern fortan mehr von Vaterland und Vaterlandsliebe vorzureden! denn dies könnte nur zur heillosesten Affection*) führen, deren wir ohnehin schon genug haben. Wir weisen nur auf das einmal vorhandene und nicht wegzuläugnende Factum hin, als auf ein Zeichen der Zeit, in dem der offenbare Beweis liegt, daß uns jene Worte nicht in Mark und Leben übergegangen sind, daß sie nicht in der allgemeinen Gesinnung leben. Warum wissen grade die Frauen, in denen der Grund und die Wurzel aller Gesinnung und die Sitte zu suchen ist, bei uns von solchen Worten auch so rein gar nichts, als eben daß es Worte sind?

Von Patriotismus redet man wohl allenfalls, aber die Bedeutung selbst, die man diesem Worte ganz allgemein beilegt, zeigt, wie bei uns von Vaterlandsliebe so sehr alle Spur verloren ist, daß man selbst den Sinn des Wortes vergessen hat. Unter Patriotismus nämlich verstehen wir heut zu Tage und hier zu Lande den blinden und kindischen Respect vor der ganz einzelnen Persönlichkeit des zufällig jedesmaligen Königs oder Fürsten, welcher

*) Leider ist diese, seitdem Obiges geschrieben war, mit Macht zum Ausbruch gekommen.

Respect sich komisch abquält, sich als Begeisterung zu geberden, weil es einmal so sein muß und hergebracht ist. Es würde demnach ein Mensch, der einem schlechten Fürsten (denn ein Fürst kann doch einmal schlecht sein, so gut wie jeder andre Mensch) in treuer Ergebenheit mit Rath und That beistünde, das Land zu unterdrücken, auszusaugen und in jeder Weise zu ruiniren, bei uns ein guter Patriot genannt werden müssen, welches äußerst rare Curiosum unglaublicher Unvernunft wir hiermit der staunenden Nachwelt aufbewahrt haben wollen.*)

Soll man denn den Leuten, die den sogenannten „Patriotismus" so geistlos und unüberlegt betreiben, und die doch auch einmal durch die Schule gelaufen sind, ausdrücklich ins Gedächtniß zurückrufen, daß Patriotismus herkommt von einem lateinischen Worte, patria, das da zu deutsch heißt **Vaterland**, und in dem von einem rex gar nicht die Rede ist?

Wir haben hier von Vaterland und Vaterlandsliebe nur gesprochen, um an einem schlagenden Beispiele zu zeigen, wie in unsrer Erziehung von allgemeinem und wahrhaft geistigem Inhalt, in

*) Seit Ohigs geschrieben, hat Alles sich geändert, und es gehört zum guten Ton, für das „herrliche deutsche Vaterland" zu schwärmen. Weil ein Höherer zuerst alle geschwärmt, hat sich sogleich ein gehorsamster Enthusiasmus überall verbreitet. Es ist nur die Frage, ob er vor den Kanonen Stand halten würde?

dem allein der Mensch seine göttliche Natur bewähren kann, faß gar nicht die Rede ist. Was hilft es aber, von Gott zu schwatzen und den Kindern einen beliebig erdachten Götzen, als diesen Gott, aufzudringen, wenn man sie von der wahren Vermittelung und Einigung mit Gott, dem unendlichen Geiste, das heißt von der eignen, freien Geistesentwickelung, so viel wie möglich zurückhält?

Hier legen wir jedem Leser recht dringend ein Werk ans Herz, das leider so ziemlich in Vergessenheit gerathen ist, obgleich es, als ein deutsches Evangelium, fort und fort erforscht und heilig gehalten werden sollte. Wir meinen Fichte's Reden an die deutsche Nation. Jedem Deutschen, den seine Bildung nur irgend zum Verständniß dieser Reden befähigt, ist es wahrhaft Pflicht, sich mit ihnen bekannt zu machen, obgleich in der Schule, wo wir ja genug von Demosthenes und Cicero zu hören bekommen, ihr Daseyn gänzlich ignorirt wird. Diese Reden sind nicht ein bloßes Buch, sondern eine That, und ihr Sinn und Streben ist, daß die Weisheit zum Leben werde, daß das Reich Gottes kommen soll.

Was wir oben angedeutet, ist in ihnen in einer strenger wissenschaftlichen Form, doch mit der Begeisterung eines männlichen, prophetischen Zornes entwickelt, und leider treffen die harten und bittren Vorwürfe, die Fichte in diesen Reden dem damaligen

Geschlecht machte, uns heut noch immer und müssen stets von Neuem eingeschärft werden.

Aber man wird diese unsre Vorwürfe ungerecht nennen und uns einwenden: „Machen wir nicht in der Erziehung und dem Familienleben die Kinder zu guten Menschen, indem wir ihr Gefühl, ihr Herz bilden und es empfänglich machen für Ehrfurcht, Dankbarkeit, Mitleid, Wohlthätigkeit, Wahrheitsliebe, Frömmigkeit, es das Laster verabscheuen und die Tugend lieben lehren? Und liegt diesem unsrem Verfahren blos die besondre Wohlfahrt des Einzelnen, als Princip, zum Grunde? Erheben wir nicht im Gegentheil dadurch die Kinder in das ganz allgemeine Element des Guten und Rechten, das alle edlen Menschen verbindet? Was brauchen wir denn noch für eine besonders bestimmte Gesinnung und Sitte zu entwickeln, was wollt ihr damit überhaupt sagen? Ist es nicht Gesinnung und Sitte genug, reichtes nicht für das ganze Leben vollständig hin, ein guter Mensch zu sein!“ Mit Nichten! erwidern wir hierauf. Weit entfernt, daß die sogenannte Herzensgüte genügend sei, den Menschen in seiner ganzen Wahrheit zu zeigen, ist sie vielmehr nur der nothwendig vorausgesetzte dunkle Ausgangspunkt, bei dem alle wahre Menschenbildung erst anfängt. Zunächst ist diese Herzensgüte jedem Kinde instinctmäßig eingepflanzt, und es ist eine Prahlerei, wenn man mit wichtiger Miene behauptet, sie gebildet zu haben.

Die Arbeit bei dieser Bildung ist wahrlich gering, denn es müssen im Gegentheil die ungeheuersten Mißgriffe geschehen sein, wenn diese natürliche Herzensgüte im Kinde erstickt ist. Ferner aber sieht man leicht, daß mit der bloßen Herzensgüte noch gar nichts Wesentliches, Positives gewonnen ist, denn zum Theil ist sie bloße Harmlosigkeit und Unschädlichkeit (also etwas rein Negatives), zum Theil stellt sie das Gute dar in der ganz nebelhaften, in sich selbst undeutlichen, noch halb sinnlichen Form der Empfindung, die, weil sie noch nicht von dem klaren, in sich selbst festen Bewußtsein des Geistes durchdrungen ist, eine ganz zufällige und unzuverlässige bleibt. Denn nur der Geist, der sich selbst versteht, ist in sich unerschütterlich und kann von keinem blinden Eindruck mehr hin- und hergetrieben werden, denn er hat seine ewige und unumstößliche Wahrheit in sich selbst erkannt. Was sollen aber die beliebten Ausdrücke das „Herz, oder das Gefühl, oder das Gefühlsleben bilden" eigentlich bedeuten? Etwas bilden heißt doch wohl, schon dem Wortsinne nach, es zu einer deutlich abgegrenzten scharfen Gestaltung bringen.

Nun sind aber Herz und Gefühl das noch nicht scharf Gestaltete, das Stoffartige des innern Menschen, das in seiner zerflossenen, unbestimmten Weiche aller Form fähig ist, aber selbst noch keine hat und nur im Weben seiner dumpfen Tiefe danach ringt, eine bestimmte Form und feste Ge-

ſtalt zu erzeugen. Sobald aber das Herz (oder Gefühl) aus dieſer ſeiner Formloſigkeit, ſeiner Unausſprechlichkeit herausgetreten und zu feſter, erkennbarer Geſtalt geworden, das heißt ſobald es gebildet iſt — dann haben wir es eben nicht mehr mit dem bloßen Herzen (Gefühl) zu thun, ſondern das Herz iſt ſelbſt zu Geiſt, das Gefühl zu Erkenntniß, zum Gedanken geworden. Denn der Geiſt, ſo wie er allein fähig iſt, zu erkennen, iſt auch allein fähig, als feſte, in ſich geſchiedene und gegliederte Geſtaltung erkannt zu werden. Man verſuche es doch einmal, irgend ein Gefühl nur näher zu bezeichnen, ohne zum Gedanken ſeine Zuflucht zu nehmen! Es iſt das ſchlechterdings unmöglich. Das deutlich ausgeſprochene Gefühl iſt ſelbſt ſchon Gedanke, das gebildete Herz iſt der Geiſt ſelbſt. Sobald man alſo das Gefühlsleben nicht ſich ſelbſt und ſeiner dumpfen Unklarheit überläßt, ſobald man es wahrhaft bildet, das heißt aufklärt und geſtaltet, ſo iſt dieſe Bildung nichts Andres, als die Entwickelung des Geiſtes.

Verſteht man aber unter „Bildung des Gefühlslebens“ das, daß man mit dem Kinde hinabſteigt in den dunklen Mutterſchooß ungeborner Gedanken, es im Austauſch halb- oder unbegriffner Nahrungen, im Rauſche zitternder Gefühlsanflüge ſchwelgen und ſich in dieſem chaotiſchen, betäubenden Gewoge beſeligt und befriedigt fühlen lehrt — dann iſt man in einem entſetzlichen Irr-

thum befangen. Weit entfernt, Bildung zu ſein, iſt dies grade das Gegentheil aller Bildung, nämlich die gewaltſame Unterdrückung derſelben, und die Folgen davon ſind die verderblichſten. Denn der Menſch mit alſo „ausgebildetem“ (d. h. raffinirtem) Gefühlsleben hat keinen feſten Polarſtern eines bewußten Geiſteszieles für das Leben, ſondern bleibt das ohnmächtige und unfreie Spielwerk der dämoniſchen, ungebändigten und dunklen Mächte ſeines eignen Buſens. Grade unter den ſogenannten Gefühlvollen (d. h. denen, deren Gefühl ſich nicht zu bewußter Geiſtigkeit geläutet hat) findet man daher vorzugsweiſe die Schwächlinge, Schwindler und Taugenichtſe, die in ſich ſelbſt keinen Halt haben und Andern keinen Halt gewähren, die unheimlich zwiſchen Ausſchweifung und Reue, zwiſchen Miſſethat und Zerknirſchung hin- und hergeſchleudert werden und niemals ihr Leben zu einer in ſich gediegenen und abgerundeten, feſten und erquicklichen Geſtalt bringen können.

Wie Menſchen, in denen das Gefühl nicht zum Geiſte entwickelt iſt, immer nur im Augenblicke leben, weil keine Einheit des Bewußtſeins die auseinandergeriſſenen Zeitpunkte zuſammenbindet, ſo leben ſie auch immer nur in dem dürftigen, ganz vereinzelten Punkte ihres eignen Ich, und ihre Welt reicht nicht weiter, als der Umkreis ihrer Nervenzuckungen. Denn die Empfindung iſt grade das in ſich ſelbſt Verſchloſſene, ganz Beſon-

dere, blos Persönliche. Der Geist, wenn er sich in sich selbst erfaßt, findet sich als eine entwickelte Einheit und bleibt nicht in den Kreis des einzelnen Lebens gebannt, sondern erobert, nach allen Richtungen hin sich ausbreitend, die Welt durch Erkenntniß. Dadurch hört er auf ein Einzelner, ein Vereinzelter zu sein, denn immer sieht er sich im Zusammenhange mit dem Ganzen, überall findet er sich als den Mittelpunkt einer großartigen, das Ganze durchpulsenden Wirksamkeit, so wie er im Gegentheil wieder das Ganze bewußt auf ihn selbst einwirken und ihn sich einverleiben, ihn selbst zur Ganzheit bilden läßt. Deshalb hat der geistig entwickelte Mensch Muth, Kraft und Einsicht, mit einzugreifen in das Getriebe des allgemeinen Geisteslebens, jede seiner Thaten hat eine ewige Bedeutung, weil sie nicht vereinzelt und abgetrennt dastcht, sondern ein lebendiges Glied in dem großen Offenbarungswerke des Menschengeistes ist. Sein Leben hat einen Sinn als Ganzheit und Allheit innerhalb der Ganzheit und Allheit des großen Völkerlebens, und so fühlt er sich, sein kleines Selbst vergessend, hingegeben und ergossen in dem Strome des großen Geisteslebens, all sein Thun aufgehoben und aufbewahrt in der ewigen That des unendlichen Geistes selbst, er lebt und webt in Gott.

Der geistig unentwickelte Gefühlsmensch aber bleibt ewig gebannt in seine eigne

dumpfe Selbſtheit, er hat ſich ſelbſt nicht als Einheit und Zuſammenhang (Geiſt) begriffen, und weiß daher auch nicht ſeine Einheit, ſeinen Zuſammenhang mit dem Weltganzen, mit dem allgemeinen Geiſtesleben zu faſſen, noch weniger dieſe Einheit, dieſen Zuſammenhang in ſeinem Leben bewußt darzuſtellen. Er ſchweift gottverlaſſen in der Irre umher. Ueberall rennt er blindlings an, die Ordnung und den Gang des Ganzen ſtörend, und wenn er auch einmal, vom Dämon getrieben, inſtinctmäßig das Rechte träfe und thäte, ſo hat dies für ihn ſelbſt gar keinen Werth, denn er würde die Bedeutung ſeiner eignen That nicht verſtehen. Er wäre alſo nur dem unbewußten und unvernünftigen Zufall zu vergleichen, der manchmal die Verwickelung menſchlicher Geſchicke durch ein unerwartetes Zuſammentreffen befriedigend löſt.

Das aber iſt es eben, was wir von jeder Erziehung und Bildung verlangen, daß der Geiſt ein klares Bewußtſein von ſich ſelbſt und ſomit eine feſte Geſtalt gewinne, daß er von keiner Schranke der Sinnlichkeit, von keinem todten Vorurtheil gehemmt werde, ſich in ſeiner Unendlichkeit nach allen Seiten hin frei auszubreiten und zu bethätigen, daß ihm die ganze Welt offen und zu Gebot ſtehe, die er, ſeinen eignen Stempel ihr aufdrückend, verewigt, und daß er ſelbſt eine geordnete und vernünftige Welt in ſich verwirkliche und darſtelle. So wird der Menſch zum Menſchen, ſo wird er ein Mündiger, und wie

die Familie auch äußerlich den Menschen zur Mündigkeit heranbilden und dann in das Leben entlassen soll, so ist ihre innere Bedeutung die geistige Mündigwerdung der Kinder durch das Emporheben derselben in die bewußte Geisteseinheit der Eltern. So bildet die Familie eine geistige Einheit in der Gesinnung und Sitte; unter Gesinnung aber verstehen wir die aus klarer und fester Erkenntniß erwachsende Begeisterung für Alles, was recht, das heißt was dem Geiste angemessen ist, und was er zu fordern hat, — unter Sitte die reine Ausprägung dieser Begeisterung im Leben und Handeln.

Das Wesen der Familie ist also nicht erschöpft durch ein gemüthliches und liebevolles Zusammenleben, sondern die natürliche Einheit der Blutsverwandten soll sich entfalten zur freien geistigen Einheit in Gesinnung und Sitte. Ein Familienleben, in dem nur das Einzelnleben des Gefühls ausgebildet wird, ist somit ein atheistisches, da es sich nicht selbst als Ausdruck und Offenbarung des unendlichen Geistes zu fassen weiß und seinen wahren Gottinhalt verkennt. Und leider stehen die meisten Familien auf dieser Stufe, weshalb unsre Familie den Menschen auch meist als einen Unmündigen, geistig Unreifen in das Leben sendet. Daher der allgemeine verschüchterte und verblüffte Schuljungensinn, den unsre Scheinmänner ins öffentliche und Staatsleben mitbringen, und der die

Staatsgewalt einigermaßen entschuldigt, wenn sie sich gegen uns, anstatt uns als freie Männer zu respectiren, wieder die Stellung einer Erzieherin anmaßt und die sich kindisch Geberdenden wie Kinder behandelt. Daher die Verdrossenheit, Kleinlichkeit und Geistlosigkeit in allem öffentlichen Wirken, weil der Einzelne, der sich selbst nicht zur vollen Totalität des Geistes entfaltet hat, sich eben immer nur als Einzelner fühlt, seinen lebendigen Zusammenhang mit dem Staatsganzen nicht begreift und nicht darzustellen fähig ist. Daher der gänzliche Mangel an öffentlichem Geist, so daß jede Amtsführung meist nur als nothwendiges Uebel des Broderwerbes und persönlichen Ansehns wegen, oder als einzelne Privatliebhaberei, höchstens aber mit der ganz unbestimmten und kahlen Vorstellung der Pflichterfüllung betrieben wird. Keiner aber fühlt und weiß sich lebendig im Ganzen und das Ganze in ihm, Jeder sieht nur auf seiner besondern Stelle und keucht unter seiner besondern Last.

Hier aber sind wir unvermerkt schon in das Gebiet des Staates getreten, und ehe wir auf diesem Wege weiter schreiten, müssen wir den innern Uebergang zum Staate und damit seine Nothwendigkeit und geistige Bedeutung entwickeln.

Der Staat.

Die Aufgabe des einzelnen Menschen, wie der Menschheit überhaupt, ist: den Geist in seiner ganzen Totalität, die Einheit des Geistes mit sich selbst, die Freiheit, innerlich zu entwickeln und äußerlich darzustellen. Diese Aufgabe wird gelöst auf verschiedenen Stufen, so daß die Lösung, von einer Stufe zur andern, immer eine tiefere und reichere wird, daß immer größere Lebenskreise in diese Einheit des Geistes hineingezogen, von ihr überwältigt und durchdrungen werden.

In der Ehe fand und erkannte sich die Einheit des Geistes mit sich selbst zuerst, indem der Geist sich im Geiste wiedererkannte, sich im Geiste befreite aus seiner dumpfen Verschlossenheit in sich selbst.

In der Familie war die höhere Bestätigung dieser gefundenen Einheit des Geistes mit sich selbst ausgesprochen, indem dieselbe, der unentwickelten

Geistigkeit der Kinder gegenüber, als geltende und feste Macht auftrat und die Kinder (in der Erziehung) zwang, ihren zufälligen, einzelnen Eigenwillen aufzugeben und aufgehn zu lassen in dem (durch Einswerdung) allgemein gewordnen, vernünftigen Willen der Eltern, wodurch die einzelnen Familienglieder, aus der blinden Willkühr der Natur erlöst, ihren Willen in der Gesinnung und Sitte zu einem wahrhaft freien, das heißt in seinem eigensten Lebenselement sich ergehenden und genugthuenden, machten. Aber auch in der Familie bleibt der Grund und Boden der Geistigkeit und Freiheit noch ein natürlicher, nämlich der blutsverwandtschaftliche Zusammenhang der Familienglieder, und somit ein zufälliger. Ebenso bleibt die Form der Geistigkeit mehr oder weniger noch die unreine, nicht ganz angemessene der unfreien Empfindung. Ihre aus der natürlichen Zuneigung der Blutsverwandten entspringende Geistigkeit und Freiheit tritt auf als Pietät.

Soll aber die Einheit des Geistes mit sich, die Freiheit des Willens zur vollkommenen und unumstößlichen Wahrheit werden, so muß sie sich entkleiden von aller bloßen Natürlichkeit und Zufälligkeit, und sich bewähren und verwirklichen nicht blos als eine Macht über die schon durch die Bande der Natur aneinandergefesselten Individuen, sondern als eine schlechthin geltende und gebietende Macht, der nichts sich entziehen darf, was da Geist

ist. Die Einheit des Geistes macht sich hiermit los von ihrem noch an die Bedingungen der Sinnlichkeit (Ehe, Zeugung, räumliches Beisammenleben) geknüpften Ursprung und stellt sich dar als eine nur vom Geiste selbst, unabhängig und selbstständig, gewollte und gesetzte. Sie greift hinüber über die natürliche Grenze der einen Familie, und indem sie vielen verschiedenen Familien ihr Gepräge aufdrückt und die sonst gegeneinander Gleichgültigen und Fremden, durch keine Naturbedingung unmittelbar Verknüpften, zu einer einigen geistigen Gestaltung zusammenzwingt, bekundet sie sich als die innere Wahrheit, somit aber auch als eine reichere Entfaltung der Familie selbst.

Der allgemeine, vernünftige, freie Wille den die Kinder in der Familie noch in der sinnlichen Lebendigkeit, in der gemüthlichen Einheit, in der einzelnen Persönlichkeit der Eltern vorfanden, streift diese seine zufällige Erscheinungsweise nunmehr ab und tritt auf als die rein geistige, von aller Sinnlichkeit und besondern Individualität, von aller fleischlichen Gegenwärtigkeit entkleidete Einheit aller Willen in dem einen, allgemeinen, im Wort ausgesprochnen Willen — im Gesetze. Das Gesetz stellt die totale Ausgestaltung des Geistes, die der Einzelne in der Familie gewonnen hat, dar für Alle, das Gesetz ist der Volksgeist selbst, aus dem Vielerlei des willkührlichen Meinens und Beliebens der Ein-

zelnen gerettet in die Einheit der innersten Wesenheit Aller, so daß alle Willen ihren innersten Kern, das heißt das, was in ihnen vernünftig und frei ist, im Gesetz ausgesprochen und als zwingende, gebieterische Macht befestigt finden. Das Gesetz ist somit den Bürgern nicht ein Fremdes, von außen her ihnen zufälligerweise Aufgezwungenes, sondern sie haben in ihm ihr Innerstes selbst, die Einheit und Freiheit ihres Geistes, seine Uebereinstimmung mit sich selbst, wiederzuerkennen. Und indem sie dem Gesetze nachleben, fügen sie sich keinem äußerlichen Zwange, sondern handeln in Angemessenheit zum Geiste und seiner innern Einheit und Totalität, das heißt, da sie selbst Geist sind, ihrem eigensten Wesen gemäß, folglich frei. Mithin ist nur in dem Gehorsam gegen das Gesetz die wahre Freiheit enthalten, das Uebertreten desselben ist Selbsterniedrigung, da der Mensch dadurch von seinem eignen Wesen abweicht, und Unfreiheit, daer sich nicht durch sein eignes inneres Gesetz, das des Geistes, die Vernunft, sondern durch das ihm fremde und äußerliche des blinden Naturtriebes bestimmen läßt. Gesinnung und Sitte sind im Gesetz ausgedrückt, aber nicht mehr in der Form des einzelnen Gemüthes, der einzelnen Bildung, sondern in der ganz allgemeinen Form reiner, klarer Geistigkeit, und so haben Gesinnung und Sitte selbst, die noch getrübt waren, durch ihren Ursprung in der undeutlichen

Empfindung, im Geſetze ihre volle Befreiung zum bewußten Geiſte gefunden. Weit entfernt alſo, daß der Wille des einzelnen Individuums im Staate verrichtet werde, ſieht er ſich im Gegentheil zu ſeiner unendlichen Geltung gebracht, indem er, ſeiner Wahrheit nach, das heißt ſo weit er vernünftig iſt, als allgemeiner Wille im Weſen zur unüberwindlichen Macht über Alle erhoben iſt.

Der Staat ſtellt ſomit die Freiheit dar nicht nur in dem Sinne, daß er den Einzelnen ſich ſeinem innern Weſen nach entfalten läßt, ſondern alle Mitbürger um ihn her ſind auch gezwungen, ſich nach demſelben, ſeinem eignen Geſetze zu entfalten, ſo daß er überall Anklang und Mitwirkung findet und Keiner ihm hemmend entgegentreten darf. Im vernünftigen Staate iſt Jeder ohne allen Unterſchied Herrſcher, ſo weit er vernünftig iſt. Jedes geſetzmäßige Einzelwirken wird ſogleich zum lebendigen Gliede in dem Geſammtwirken Aller und ſo von ſeiner Einzelheit und Zielirrheit erlöſt, indem es im Ganzen eine lebendige, ewige Bedeutung erhält. Und in dieſem Gezwungenſein, ſich grade ſo und nicht anders zu entfalten, ſind doch Alle wieder frei, denn es herrſcht nicht Dieſer oder Jener, ſondern nur die allgemeine Vernunft, die ja das innerſte Weſen Aller iſt. Unfrei ſind demnach nur diejenigen, die, in ihrem natürlichen, zufälligen Einzelwillen beharrend, die

allgemeine Vernunft nicht aus ſich ſelbſt entwickeln, ſo daß ſie ihnen als ein fremder, angethaner Zwang gegenüber bleibt, das heißt: unfrei ſind nur diejenigen, die ſich ſelbſt nicht zu befreien wiſſen und die auf der einſamſten Inſel im Beſitz der größten Kräfte und Reichthümer völlig ebenſo unfrei wären.

Freilich aber darf die obige Auffaſſung des Staates und des Geſetzes nicht eine bloße ſchöne Redensart bleiben, die man den Leuten um den Mund ſchmiert, um ſie zu übertölpeln und ſie, indem man ihnen fortwährend ihre Freiheit vordemonſtrirt, in aller Bequemlichkeit zu Knechten zu machen. Wenn im Geſetz der allgemeine (vernünftige, freie) Wille wahrhaft ausgedrückt ſein ſoll, ſo darf es, ſobald das Volk zum eignen Bewußtſein erwacht iſt, nicht von einem Einzelnen oder von Einigen lediglich nach ihrer Privatanſicht oder gar (was dann nicht ausbleibt) zu ihren Privatzwecken zurechtgemacht und all den Andern durch Gewalt aufgezwungen werden. In einem ſolchen Geſetz (welchen Namen es überhaupt nicht verdient) können ſich unmöglich Alle, ihrem innerſten Weſen nach, wiedererkennen, ſo daß ſie in ihm nur den Ausdruck ihres beſten Selbſt hätten.

Alle Menſchen, ohne Unterſchied, ſind Geiſt, allen Menſchen, ohne Unterſchied, iſt ſomit die Vernünftigkeit, als ihr eigenſtes Weſen, eingeboren. Wenn daher das Geſetz der Ausdruck des allgemeinen Gei-

des der allgemeinen Vernunft sein soll, so darf kein Einziger Bürger ganz ausgeschlossen sein, zur Schöpfung und Weiterbildung des Gesetzes beizutragen, dem allgemeinen freien Willen durch das Gesetz seinen angemessenen Ausdruck geben zu helfen. Wer davon ganz ausgeschlossen ist, der ist kein Freier, sondern ein Sklave. Ihm ist das Gesetz allerdings ein Fremdes, er gehört gar nicht zum Staate, er lebt gar nicht wahrhaft im Staate, sondern außerhalb desselben, der Staat steht als äußere Gewalt über ihm. Die Befähigung zu irgend einer Vernunftäußerung ist ihm abgesprochen, da man ihm die Mitarbeit am Gesetz, dem Ausdruck der allgemeinen Vernunft, verweigert.

Eben so wenig kann der Volksgeist sich im Gesetze Gestalt geben, indem man es der Inspiration und Laune eines zufällig Einzelnen oder Einiger überläßt, ihn nach ihrer beliebigen Ansicht und Einsicht, ohne unter der Beaufsichtigung des ganzen Volkes zu stehen, darzustellen. Sondern das ganze Volk muß in der That Gelegenheit haben, ihn auszusprechen und kund zu geben, damit das fort und fort sich weiter bildende Gesetz ihm wahrhaft gemäß bleibe. Das Volk muß sich selbst das Gesetz geben, es muß selbst über sich herrschen. Keine einzelne Persönlichkeit darf, als diese einzelne, im Staate gebieten. Wo eine einzelne Person in den verschiedenen Wirkungskreisen zu gebieten hat, da darf sie es nur im Namen des Ge-

ietzes, das heißt des allgemeinen Volkswillens. Und es wird dann in ihr nicht die Person selbst, in ihrem natürlichen und sinnlichen Dasein, auch nicht in ihrer einzelnen Willkühr respectirt, sondern nur die Macht, mit der sie bekleidet ist, vom Gesetze, das sich das Volk selbst gegeben. Wird von der einzelnen Person diese Macht überschritten, so fällt dieselbe, der allgemeinen Macht gegenüber, in das Nichts ihrer geltungslosen Einzelheit zurück, und das Gesetz, der allgemeine Volkswille, hat es zu verhindern, daß sie diese Einzelheit zu einer allgemeinen Geltung willkührlich erhebe.

Hiermit ist die **Souverainetät des Volkes** als die nothwendige Grundlage jedes vernünftigen Staates ausgesprochen. Sie liegt ganz einfach darin, daß das Volk nicht aus Thieren besteht, sondern aus Menschen, das heißt aus vernünftigen Creaturen, in denen allen, ohne irgend eine Ausnahme, Gott als Geist und Bewußtsein gegenwärtig und offenbart ist. Pferde dressirt man durch Zaum und Sporn, weil sie selbst, wie vortrefflich sie auch zugeritten werden, nie den Sinn ihrer Bewegungen begreifen, nie in ihnen ihr eignes Wesen ausdrücken. Da ihnen ihre Schulung also etwas ganz Aeußerliches ist, so muß sie ihnen auch durch äußerliche Gewalt (Zaum und Sporn) angethan werden. Der Mensch aber soll sich schlechterdings, in all seinem Denken und Thun, als Geist selbst erfassen und erkennen, er

hat daher die Regel und Richtschnur seines Handelns frei und bewußt aus sich selbst zu entwickeln. Wenn man ihm nun hierzu die Möglichkeit raubt, indem man ihm beliebige Einfälle Einzelner, die zufällig einmal die Wahrheit enthalten, ebenso gut aber und sogar wahrscheinlicher grundfalsch und schlecht sein können), ohne daß sein Wille sie bestätigt, als Zaum und Sporn anlegt und eindrückt, so heißt dies die menschliche Vernunft und Würde mit Füßen treten, den Gott im Menschen abläugnen.

In Bezug auf Souverainetät des Volkes, die wir eben geistig zu begründen suchten, ist noch zu bemerken, daß von den Gegnern der Freiheit ihre factische Existenz geläugnet und darum die Lehre von ihr mit vornehmem Spott ins Gebiet der inhaltlosen Träumereien, der bloßen Redensarten verwiesen wird. Nichts aber ist leichter, als diese factische Existenz handgreiflichst zu beweisen, wogegen mit einer geistigen Begründung der Vornirtheit der Gegner viel schwerer beizukommen ist. Der Beweis nämlich, daß das Volk wirklich souverain ist, es in allen Zeiten war und immer sein wird, lautet ganz einfach also: tausend Menschen haben mehr Leibeskräfte, als Einer, und werden denselben, wenn er gegen ihren gemeinsamen Willen handeln will, leicht überwältigen. Freilich klingt dieser Satz äußerst roh, aber die Gegner selbst zwingen uns, uns auf ihren eignen, rohen

Standpunkt zu stellen, um auch selbst auf diesem uns eigentlich fremden Felde ihnen Stand zu halten.

Sobald das Volk in Paris die Regierung Carls X. nicht mehr wollte, wo war diese Regierung in drei Tagen hin? Allerdings ist es wahr, daß diese durchaus abgelehnte Volkssouveränetät erst in ganzen Welttheilen und im Laufe von Jahrhunderten nicht als etwas Positives zum Vorschein kommt. Aber was ist denn dieses gemeinsame sich des eignen Willens Begeben anders, als ein souveräner gemeinsamer Willensact, so lange die Macht, den gemeinsamen Willen durchzusetzen, vorhanden bleibt?

Auf die Art und Weise nun, wie im Gesetz der allgemeine Volkswille zum Ausdruck gebracht wird, können wir hier nicht näher eingehn, sondern nur das Allgemeinste andeuten. Da der Geist, in der Masse der Menschen, obgleich überall vorhanden, doch auf sehr verschiedenen Stufen der Entwickelung steht, so ergiebt sich daraus eine unterscheidende, organische Gliederung des Staatsganzen, die Jedem, seiner geistigen Entwickelungsstufe gemäß, eine bestimmte Staatsthätigkeit anweist. Der der ganzen Masse des Volks eingeräumte Grad von Staatsthätigkeit ist die Berechtigung, die Volksvertreter, das heißt diejenigen, welche den allgemeinen Willen des Volks aussprechen und dadurch zum Gesetz erheben sollen, zu wählen.

Da nämlich die größere Masse des Volks nicht

geistig entwickelt und unterrichtet genug ist, um mit Klarheit das Wesen des eignen Geistes zu erkennen und es mit consequenter Uebersichtlichkeit zu entwickeln, so entäußert sie sich selbst dieses Rechtes und dieser Verpflichtung, indem sie solche höher gestell'en Männern *überträgt*, in deren Einsicht und Redlichkeit sie ein *freiwilliges* Zutrauen setzt und mit denen sie sich über den Sinn, in dem sie zu handeln gedenken, im Allgemeinen verständigt hat.

Ein Staat, in dem nicht *alle* Bürger an dieser elementaren Thätigkeit *irgend einen* wenn auch noch so geringen und mittelbaren Theil nehmen, kann übrigens bis zu einem hohen Grade von Vernünftigkeit und Freiheit entwickelt sein, nur muß er bekennen, daß noch nicht alle seine Unterthanen wahrhaft *Bürger*, das heißt durch *eignen Willen Theilnehmer am Staate* sind. Die verworfene Kaste der Heloten ist, wenn auch in milderer Form auftretend, in ihm noch nicht ganz ausgestorben.

Schreibt man jedoch der großen Volksmasse noch nicht Geistesentwickelung genug zu, um mit sicherem Tact die würdigsten Wortführer des allgemeinen Volkswillens *selbst* und *unmittelbar* zu wählen, so muß man sie wenigstens *mittelbar* an dieser Wahl Theil nehmen lassen, indem sie erst wieder die *Wähler* wählt, als die Einsichtsvollsten, denen sie die Wahl der Wortführer (Vertreter) selbst zu überlassen sich getraut.

Dieſe Wortführer (Vertreter, Repräſentanten) verſammeln ſich dann in den vom Geſetz beſtimmten Friſten. Der in ihnen ſelbſt ſchon durch Auswahl der Tüchtigſten geläuterte Geiſt des Volkes läutert ſich dann noch mehr durch die gemeinſame Berathung. Der Macht des lebendigen Wortes wird es überlaſſen, die Wahrheit vom Irrthum zu ſondern, durch Rede und Gegenrede, und die nach ſolcher Berathung und Aufklärung ſich herausſtellende Stimmenmehrheit wird als der Ausdruck der allgemeinen Vernunft des Volkes angeſehen und gewinnt Geſetzeskraft.

Daß die Selbſtbeſteuerung des Volkes, durch die Beſtimmung oder Nichtbeiſtimmung ſeiner Vertreter zu den Forderungen der ausübenden Gewalt, einem wahrhaft freien Staate nothwendig iſt, verſteht ſich von ſelbſt, denn die Beſteuerung kann nur nach Geſetzen erfolgen, das Geſetz aber darf nur der Ausdruck des allgemeinen Volkswillens ſein.

Man ſieht leicht, daß in dieſer aufſteigenden Reihe, welche in einem freien Staate zuſammengenommen die geſetzgebende Gewalt ausmacht, das eigentlich innere Weſen des Staates ſchon ausgedrückt iſt.

Daß dieſem innern Weſen nun auch Wirklichkeit gegeben wird, daß das Geſetz zur Ausführung gebracht, ſeine Befolgung aufrecht erhalten wird, iſt die andre, eben ſo nothwendige, aber nicht ſo weſentliche Seite des Staates. Die

Gesetzgebung ist der sich aus sich selbst entwickelnde Geist des Volkes, der sich dann in dem mannigfach geschiedenen Gliederbau der Verwaltung selbst seinen Leib, seine Wirklichkeit giebt.

Diese Verwirklichung kommt zu Stande durch eine der ersten entgegengesetzte, absteigende Reihe der Beamten, die, mit der Macht des Gesetzes ausgestattet, dasselbe zur Ausführung bringen und zwar so, daß der Oberste (oder die Obersten) das Gesetz unmittelbar aus der Quelle, von den Volksvertretern, schöpft, durch seine Annahme desselben es als geltend ausspricht, und es dann in getheilten, sich nach unten zu immer vielfältiger theilenden Strömen und Bächen durch die Unterbeamten als gestaltende Macht bis in die letzten Lebenskreise fortleitet.

In schon freien, aber noch monarchischen Staaten stellt ein erblicher Fürst die lebendige Mitte und den Verknüpfungspunkt dieser beiden Reihen dar, indem ihm auf der einen Seite noch eine bedeutende Theilnahme an der gesetzgebenden Gewalt und die Besiegelung ihrer Beschlüsse (der Uebergangsact von Gesetzgebung zu Ausübung) eingeräumt ist, während er auf der andern den höchsten Wirbel- und Quellpunkt der ausübenden Gewalt, von dem alle Verzweigungen derselben ausgehn, bildet. Dieser Fürst ist dann vor dem Gesetz nicht verantwortlich, weil man durch das Princip der Erblichkeit seine Ausstattung mit der Macht des

Gesetzes der Natur überlassen hat. Er handelt also gewissermaßen nicht im Auftrage der gesetzgebenden Gewalt, und kann von ihr daher auch nicht zur Vertheidigung seiner Handlungsweise aufgefordert oder zur Strafe gezogen werden. Von selbst aber versteht es sich, daß die Unverantwortlichkeit nur einen Sinn haben kann, wenn die Unschädlichmachung des fürstlichen natürlichen Einzelwillens im Gesetze enthalten ist, so daß sich dieser Einzelwille gar nicht anders, als in den vom Gesetz gesteckten Schranken, bewegen kann. Denn ließe man den Einzelwillen über den allgemeinen, vernünftigen Willen übergreifen, dann würde das unmittelbar Natürliche über das Vermittelte, Geistige, der Zufall über die Nothwendigkeit der Sache den Sieg davon tragen. An die Stelle der Verantwortlichkeit des Königs tritt daher nothwendig die seiner obersten Rathgeber, der Minister, ohne die er dann keinen Regierungsact ausüben kann.

Diese Minister selbst haben ihre Handlungsweise vor den Volksvertretern zu rechtfertigen, und sie stürzen, wenn dieselbe vor dem Urtheil dieser Vertreter nicht, als mit dem Volkswillen übereinstimmend, bestehen kann. So ist die Krone gedeckt, aber auch unschädlich gemacht.

In der ganzen Stellung eines solchen erblichen Fürsten sieht man übrigens noch eine trübe Mischung von Geistigkeit und Natürlichkeit, die auf einer

gewissen Entwickelungsstufe des Staates ihre zeitweise Geltung haben mag, keineswegs aber im Begriff des Staates, der im Gesetz den allgemeinen Willen in seiner reinen, von aller Natürlichkeit entkleideten Geistigkeit darstellen soll, mit ewiger Nothwendigkeit enthalten ist. Ein lebenslänglich oder zeitweise, durch Wahl ernannter, verantwortlicher Präsident oder oberster Rath kann dem Staate (practisch betrachtet) eben so gut die genügende Festigkeit in sich selbst verleihen und (philosophisch betrachtet) das lebendige Zusammenfassen des allgemeinen Willens in einen, besondern, der erforderlich ist, damit der Wille zur That übergehe, darstellen. —

In dem Charakter aller Beamten überhaupt liegt die Verantwortlichkeit. Denn da sie, mit der Macht des Gesetzes bekleidet, dasselbe zur Ausübung bringen sollen, so ist ihr Benehmen in zweifelhaften Fällen zu prüfen, ob es mit dem constatirten Volkswillen, dem Gesetze, auch übereinstimme, so daß sie in der That nicht ihren eignen, sondern nur den Gesammt-Willen in ihrer Ausführung vor Augen haben, oder ob das Gegentheil der Fall ist.

Im letztern Falle hat sich das Gesetz durch Strafe oder Entfernung aus dem Amt als allgemein geltende Macht gegen die aus ihm selbst nur abgeleitete, aber ihre Grenzen willkührlich überschreitende und dadurch zur ungesetzlichen Eigenmacht werdende Macht des Beamten zu bewähren.

Zur Verantwortlichkeit aller Unterbeamten in conſtitutionellen Monarchien gehört es nothwendig, daß ſie nur ſolche Befehle, die vor den Volksvertretern verantwortlichen, Miniſtern unterzeichnet ſind, auszuführen haben. Wollten ſie Befehle, die nur der Fürſt giebt, ausführen, ſo verleiht der Name des Fürſten ihnen keinen Schutz (denn dieſer Name bildet nur mit denen der Miniſter verbunden eine geltende Staatsmacht), ſondern die That fällt auf ihr eignes Haupt. Setzt der Fürſt, wenn er auf geſetzwidrige Weiſe etwas durchſetzen wollte, auf lauter Leute, die mit ihrem Kopfe die Vollziehung ſeiner Wünſche verantworten müßten, und nur auf dem geſetzmäßigen Wege, nämlich durch die Mitwirkung der Miniſter, kann er ſeinen Befehlen überall einen ſchnellen und ſichern Eingang verſchaffen.

Aber das Geſetz muß nicht blos zur Ausführung gebracht werden, ſondern, wenn es übertreten, wenn es durch den Einzelwillen verletzt wird, muß es ſich in ſeiner Unverletzbarkeit wiederherſtellen durch die Strafe. Hierzu ſind Richter erforderlich, die das Urtheil ſprechen. Wenn dieſe aber zur ausübenden Gewalt ſelbſt, zu den Beamten gehörten, und von der höchſten ausübenden Gewalt beſoldet wären, ſo könnten ſie leicht mit dieſer zuſammen eine feſte, ihre beſondern Zwecke verfolgende Kaſte bilden und in ihrem Urtheil nicht die

Wiederherstellung des im Gesetz verletzten Volkswillens, sondern nur ihr eignes, willkührlich angemaßtes Ansehen gegen eine Verletzung desselben geltend machen. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit aus dem Volk unmittelbar hervorgegangener, unangestellter und unbesoldeter Richter, die, nachdem der Thatbestand und sein Verhältniß zu den bestehenden Gesetzen von Sachkundigen (Beamten) geprüft und nachgewiesen ist, öffentlich, das heißt im Angesicht des Volkes, das seinen Willen durch die Strafe hergestellt sehen will, das Schuldig oder Nichtschuldig aussprechen. Das Institut der Geschwornengerichte ist daher einem freien Staate wesentlich.

Die Volksvertretung hat zum Zweck, den allgemeinen Volkswillen in möglichst geläuterter Reinheit auszusprechen. Da aber die Erreichung dieses Zieles vom Zufall geschmälert oder verhindert werden kann, indem sich das Volk in der Wahl seiner Vertreter täuscht, so muß im Hintergrunde der Vertretung, dieselbe beaufsichtigend, berichtigend und richtend, oder auch sie ermuthigend und verstärkend, die öffentliche Meinung stehen bleiben, die sich, in ihren verschiedenen Schattirungen, ausspricht in der Presse.

Damit diese Controle, dieses Gericht über alle Staatsgewalten, nicht durch irgend eine besondre derselben unterdrückt und gelähmt werden kann, ist

vollkommene Preßfreiheit unumgänglich nothwendig, um die Idee des freien Staates zu verwirklichen. Nur wo die Zügellosigkeit der Presse die in Kraft stehenden Gesetze des Staates übertritt, haben diese Gesetze sich gegen die Uebertretung, als Strafe, geltend zu machen.

Was endlich das Kriegsheer anbetrifft, als das Mittel, dem Volkswillen im äußersten Nothfalle durch Anwendung der Gewalt Nachdruck zu geben, so ist es klar, daß dasselbe nicht aus einer dem Volke fremden, von ihm abgesonderten Söldnerkaste bestehen darf. Denn diese könnte sich, da sie den Volkswillen nicht selbst lebendig in sich trägt, eben so wohl von irgend einer besondern Staatsgewalt gegen das Volk selbst und seinen Gesammtwillen brauchen lassen, um ihre besondern Kastenzwecke zu erreichen. Oder sie könnte sich selbst zur herrschenden Staatsgewalt aufwerfen und so ihren besondern Willen an die Stelle des Volkswillens setzen. Alles dies aber würde die Idee des vernünftigen Staates, der ein Organismus, und in dem jede Macht ein organisches Glied sein muß, zerstören. Das Heer muß also aus dem Volke selbst hervorgehn, und zwar so, daß der Soldat nicht aufhört freier Staatsbürger zu sein, obgleich er, weil selbst ganz und gar zur Ausübung des Volkswillens bestimmt, als Soldat unter den Befehl der ausübenden Gewalt gestellt

ist. Hieraus erhellt die Nothwendigkeit der Volksbewaffnung.

Wir haben hier in den allgemeinsten Grundzügen den Staat bezeichnet, wie er sich in der Zeit wirklich entwickelt und gestaltet. Freilich nun giebt es untergeordnete Entwickelungen und Uebergangsstufen, die zu ihrer Zeit einmal, da sie noch die höchsten Gestaltungen des Volksgeistes waren, als in sich vernünftig und gediegen, als wahrhafte Gestaltungen gelten mußten. Denn die Freiheit ist auch in ihnen, wiewohl in unentwickelter Form, vorhanden. Sobald aber der Geist in irgend einer bestimmten Sphäre irgend eine höhere Entwickelungsstufe gewonnen hat, und dann die niederen, innerhalb seines Lebens nunmehr abgethanen Entwickelungsstufen dieser Sphäre neben der höheren und gegen sie ein selbstständiges Leben bewahren wollen (da sie doch nur ein Schein- und Mumienleben bewahren können), so haben sie das Recht der Vernünftigkeit verscherzt; der Geist, Gott, ist aus ihnen gewichen, und sie bleiben unvernünftig, gottverlassen und gottlos, bis sie sich, der errungenen höheren Geistesentwickelung gemäß, aus sich selbst wiedergebären. Eben so wie der Katholicismus gegen den Protestantismus keine Berechtigung und Geltung hat, eben so wenig hat sie der absolut-monarchische Staat gegen den freien (constitutionellen), und es kann dann nicht mehr berücksichtigt werden.

daß Katholicismus und abſolute Monarchie früher einmal die höchſte Offenbarung des Geiſtes im religiöſen und im politiſchen Gebiet waren. Denn was kein geſchichtliches Leben mehr hat, das heißt was nicht mehr in der lebendigen Weltentwickelung des Geiſtes ſich mit fortentwickelt, das iſt todt und im Zuſtand der Verweſung.

Nach allem Geſagten haben wir alſo den Staat zu faſſen als die Offenbarung Gottes, wie er als Volks-Geiſt ſich im Geſetze feſte Geltung ſchafft, oder: der Staat iſt Gott, wie er als im Geſetz ausgeſprochener Volksgeiſt iſt. Denn wie Gott überall gegenwärtig und wirkſam iſt, ſelbſt ſchon in den niedrigſten Natur-Geſtalten, ſo wird er immer wahrhafter gegenwärtig und wirkſam, ſo offenbart er ſich immer reiner und reicher, jemehr die Gebilde mit der Sinnlichkeit und Natürlichkeit brechen und ſelbſt in die Sphäre reiner Geiſtigkeit hinübertreten. Der Geiſt eines Volkes aber, als die innere Einheit aller Individuen dieſes Volkes im Geiſte, hat ſchon ſo ſehr die Hüllen der Sichtbarkeit, Sinnlichkeit und Aeußerlichkeit abgeſtreift, daß er nirgends mehr zu greifen, zu haſchen und aufzufinden iſt, als in dem ganz allgemeinen und unſinnlichen Element des Bewußtſeins Gottes, des unendlichen Geiſtes ſelbſt. Denn auf irdiſche Weiſe iſt dieſes innige und wahrhafte Einſein vieler Millionen ſinnlich getrennter Individuen gar nicht zu be-

greifen; und da jede wahrhafte Einheit Bewußtsein ist (denn Alles, was nicht Bewußtsein ist, ist eben Vielheit), da in keinem Einzelnen auf Erden der Geist eines ganzen Volkes in seiner vollen Totalität zum Bewußtsein kommt, so bleibt kein andres Bewußtsein übrig, in das die Einheit des Volksgeistes fallen könnte, als das des unendlichen Geistes, Gottes. Das Gesetz ist also zugleich Stimme des Volkes, das in ihm seinen allgemeinen Willen in Worten ausdrückt, und zugleich Stimme Gottes, als des Bewußtseins der geistigen Einheit des Volkes, und hier findet das Wort „vox populi, vox dei“ seine Wahrheit.

Wenn wir von dem gewonnenen Standpunkt aus die Atheisten und Gottlosen in Bezug auf den Staat aufsuchen und bezeichnen, stoßen wir in ein wahres Wespennest, und wieder trifft es sich hier, wie es schon einigemal der Fall war, daß oft grade die, welche sich am frömmsten und wohlgesinntesten dünken oder auch nur anstellen, im krassesten Atheismus befangen sind.

Die erste atheistische Hauptansicht, welche uns entgegentritt, ist folgende: Es sei ein Unsinn und höchstens eine Fiktion im Parteiinteresse, den Staat, der etwas blos factisch Entstandenes sei, als den Ausdruck von Gedanken, als die Darstellung einer Idee anzusehen. Diese Ansicht wird in Büchern und Zeitungen oft mit der kecksten Zu-

verſicht und mit brutaler Verhöhnung der Beſſerdenkenden gepredigt.

Nun iſt es aber der platteſte und offenkundigſte Atheismus, wenn überhaupt von irgend etwas, ſei es eine Naturgeſtalt oder eine Geſtalt des Menſchengeiſtes, behauptet wird, es ſei nicht der Ausdruck eines Gedankens, nicht die Darſtellung einer Idee. Dieſe Anſicht ſtürzt das ganze Doppeluniverſum, das natürliche und geiſtige, aus dem ſchwängernden Lichte des Geiſtes Gottes hinab in den grundloſen Abgrund troſtloſer, gottleerer Finſterniß, wo losgelaſſene blinde Kräfte in chaotiſcher Unvernunft ſchaffen und zerſtören und nichts hervorzubringen mächtig ſind, als einen wüſten und wilden Wechſel von Undingen, davon eins das andere ohne Ziel und Maaß auffrißt, um vom folgenden wieder verſchlungen zu werden. Denn ein Unding iſt Alles, was nicht von Gott gedacht, das heißt zum Dinge gemacht, was nicht der Ausdruck eines Gottgedankens wäre. Durch dieſe Anſicht wird der Welt, der Materie eine Macht und ein ſelbſtſtändiges Beſtehen außer und gegen Gott (den unendlichen Geiſt) eingeräumt, und dieſem ohnmächtigen, ungeiſtigen Gott bliebe dann nichts weiter übrig, als das träge Zuſehn, wie ſich die von ihm entfremdete, in ihrer eignen Bösartigkeit gährende Materie in wüſtem Taumel geberdete. Solch ein Gott wäre dann kein Gott mehr, denn er wäre nicht der unendliche Geiſt, vor deſſen

von innen aus weltgestaltender Schöpferkraft sich nichts in der Welt retten kann, vom Atom der todten Masse bis hinauf zur höchsten Gestalt des Menschengeistes.

Welche unredliche Phrase aber ist es nun gar, es dem Staate abzusprechen, er sei ein Ausdruck von Gedanken, die Darstellung einer Idee! Womit haben wir es im Staate zu thun? Mit Verfassung, mit Gesetzen. Nun nehme man irgend eine geschriebene Verfassung, irgend ein Gesetzbuch, sei es auch das roheste und schlechteste, lese darin nur eine einzige Seite, und sei dann noch so frech, uns ins Gesicht zu behaupten: es sei hier von Gedanken und ihrem Ausdruck nicht die Rede!

Das schlechteste Buch, das irgend ein eitler Tollkopf aus seinem ganz besondern, keinen Menschen sonst angehenden Einfällen zusammengestoppelt hat, drückt Gedanken aus. Und ein Gesetzbuch, dessen Worte einem ganzen Volke zur Richtschnur all seiner Handlungen dienen, das den Maaßstab abgiebt, nach welchem die Tüchtigkeit, die Tugend aller Bürger gemessen wird, soll keine Gedanken ausdrücken? Wenn Strafgesetze gegen den Diebstahl aufgestellt werden, ist diese Aufstellung möglich ohne den Gedanken der Heiligkeit des Eigenthums? Wenn endlich vom ganzen Gesetzbuch vorausgesetzt wird, alle Staatsbürger sollen es verstehen, sich darin zurechtfinden, sich darin genuggethan fühlen können — ist diese Voraussetzung nur möglich,

ohne den Gedanken: das Geſetz drücke die Einheit aller Bürger im Geiſt, alſo eine Idee aus? — Denn die Bürger ſind Menſchen, folglich Geiſt, und worin allein kann ſich der Geiſt zurechtfinden und genugthun? Im Stoff etwa, der dem Geiſt entgegengeſetzt iſt? Nein! nur in ſeinem eignen Element, im Geiſte, im Gedanken, in der Idee. Eine Verfaſſung, ein Geſetzbuch, die nicht Geiſt, nicht Gedanke, nicht Idee wären, könnten gar nicht eingeführt, viel weniger befolgt werden, aus dem ganz einfachen Grunde, weil kein Menſch im Stande wäre, ſie zu begreifen, daraus geſcheidt zu werden. Denn nur was Geiſt iſt, iſt dem Geiſte verſtändlich, der auch die Materie nur begreift, inſofern ſie ein göttlicher Gedanke iſt.

Und was will und kann nun gar die alberne Redensart bedeuten, der Staat ſei etwas blos factiſch Entſtandenes? Was nennt ihr blos factiſch entſtanden? Etwas, das ohne die Gegenwart und innere Wirkung des Geiſtes, Gottes, entſtanden iſt? Dann zeigt mir doch einmal in der weiten Gotteswelt irgend etwas blos factiſch Entſtandenes auf!

Wo aber Gott, der unendliche Geiſt, von innen gewirkt und geſtaltet hat (und das iſt allüberall der Fall), da kann das Entſtandene nichts Anderes ſein, als der Ausdruck eines Gedankens. Denn der Geiſt kann ſchlechterdings nur Geiſtiges hervorbringen und in ihm ſich genugthun. Was heißt

factisch entstehen? Thatsächlich entstehen. Thatsächlich entsteht Alles, was wirklich ist, und nichts, als was wirklich ist. Was aber wirklich ist, ist der Ausdruck eines Gedankens, denn es existirt. Nichts kann existiren ohne einen Gedanken, so wenig, wie ein Schein ohne Wesen, ein Mensch ohne Seele, die Welt ohne Gott.

Aber alle Gebilde menschlicher Thätigkeit drücken nicht nur in sofern Gedanken aus, als der Geist Gottes die von ihnen aus gestaltende Kraft ist, wie schon bei jedem Naturgebild, sondern in dem noch weit höheren Maaße, daß Gottes Geist sich im Geiste des Menschen als Bewußtsein einwohnt und nun mit Menschenbewußtsein und Menschenfreiheit von innen aus Gestalten schafft, so daß die Gebilde menschlicher Thätigkeit dem Menschen selbst nichts Fremdes, Aeußerliches bleiben, wie etwa der Pflanze die Entwickelung ihres Organismus, sondern im Menschen wirkt der Geist als Geist; und wenn er sein inneres Wesen ausgestaltet, so kann er es nicht durch blinden Naturtrieb thun, wie die Spinne ihr Netz webt, sondern nur bewußt, weil er Bewußtsein ist. Seine Gebilde stellen deshalb nicht nur Gedanken dar, sondern er weiß auch um diese Gedanken.

Nun zum Staate. Ein Gebäude, an dem die Besten vieler verschiedenen Zeiten fort und fort geistig gearbeitet haben, mit der bewußten Absicht, ein Ganzes, Ewiges zu schaffen, Gesetze,

welche durch das Nachdenken der Weiſeſten, durch die gemeinſame Berathung der Erleuchtetſten entſtanden ſind und ſich fortbilden — dieſe ſollen nicht der Ausdruck von Gedanken, nicht die Darſtellung einer Idee ſein? Was denn ſonſt in aller Welt? Können ſich vernünftige Menſchen berathen, ohne Gedanken zu haben und auszudrücken? Freilich ſucht ſich Herr von Haller gegen alle dieſe Fragen zu ſchützen, indem er gradezu vorgiebt, die Staaten ſeien gar nicht durch menſchliche That und Zuſammenwirkung entſtanden, ſondern nur natürlich, durch Gottes unmittelbare Einrichtung. Dieſe Ausflucht aber iſt ſo unüberlegt und gedankenlos, daß es unmöglich iſt, ſich unter dieſer ſogenannten rein natürlichen Entſtehung irgend etwas Beſtimmtes vorzuſtellen.

Soll der Staat etwa wie Obſt auf Bäumen gewachſen ſein, dann müſſen ihn die Menſchen doch gepflückt und geſammelt haben, was eine menſchliche, folglich vernünftige Mitwirkung vorausſetzte. Oder (da das eben Geſagte nur ein Spaß und eigentlich Unſinn iſt), ſollen die Menſchen ſelbſt zum Staat zuſammengewachſen ſein? Dann giebt es nur zwei Fälle. Entweder ſie ſind zuſammengewachſen, wie die Pilze, ohne irgend ein Bewußtſein, ohne irgend eine freie Thätigkeit. Dann waren es keine Menſchen, ſondern irgend etwas Andres, was wir nicht mehr begreifen können, was uns nichts mehr angeht, was wir nicht mehr ſind, und jener

Staat war eben gar kein Staat, sondern eine Kristallisation. Wir aber sind Menschen, das heißt bewußt und frei, und zu Allem, was mit uns vorgeht, bringen wir den Gedanken und die vernünftige Theilnahme mit. Oder die Menschen wuchsen zum Staat zusammen mit einem Bewußtsein davon, mit einem Willen dazu, d. h. als Menschen. Dies aber (was schwerlich Herrn von Hallers Meinung ist) fällt uns gar nicht ein zu bestreiten, es ist im Gegentheil ganz unsre eigne Ansicht. Auch können wir eine solche Entstehungsart nicht anders als höchst natürlich nennen, denn jedes Gebild entwickelt sich natürlich, das heißt nach einerschaffenen Gesetzen und Kräften. Die Natur des Menschen aber ist, daß er Geist ist, daß er Vernunft hat. Jede Gestaltung menschlicher Verhältnisse daher fließt ganz organisch aus dieser seiner Natur, Geist zu sein, das heißt sie wird geistig, wird Ausdruck von Gedanken, von einer Idee. So auch der Staat, und es ist am Ende ganz gleichgültig, ob man sagt: die Natur, oder der Mensch, oder Gott habe ihn gemacht. Die Natur hat ihn gemacht, insofern sie selbst, im Menschen, sich zum Geist erhebt; Gott hat ihn gemacht, insofern er es selbst ist, der sich im Menschen als Geist einwohnt und offenbart; der Mensch hat ihn gemacht — weil er ihn, trotz aller Hallerschen Ausreden, augenscheinlich und offenkundig wirklich gemacht hat und noch täglich macht. Oder ist ein Staat ohne Menschen, ohne

menſchliches Denken, Wollen und Thun nur irgend vorſtellbar?

Aber, wendet man uns vielleicht ein, wenn wir auch einräumen, daß der Staat nicht ohne Gedanken, nicht ohne Geiſtesarbeit ſich bilden kann, ſo geſchieht dieſe Bildung doch nur ſtufen- und ruckweiſe, indem die Gedanken der Späteren ſich an die ihrer Vorgänger anheften, wodurch letztere immer wieder ihre urſprüngliche Bedeutung verlieren, ihr reiner Sinn verwiſcht und vergeſſen wird. So enthalten Verfaſſung und Geſetz allerdings Gedanken; da beide aber nicht aus einem Haupt, aus einem einigen Bewußtſein mit einem Schlage entſprungen, ſondern im Gegentheil ein Aggregat zeitweiſer Beſtimmungen, Zuſätze, Abänderungen und Deutungen, in ihrer grade gegenwärtigen Geſtalt, mithin zufällig ſind, ſo drücken ſie auch keine in ſich geordnete Gedankenwelt aus, ſtellen keine in ſich einige Idee dar.

Wie aber (fragen wir dagegen) kann der Staat die geiſtige Macht haben (denn das ſieht ihr doch ein, daß blos äußerlicher, roher Zwang dies nicht vermöchte) Millionen einzelner Individuen in eine Geſammtheit und Einheit zuſammenzubinden, ſomit ein ganzes Volk zu einer geiſtigen Einheit zu machen, wenn er nicht ſelbſt der angemeſſene Ausdruck, die Darſtellung dieſer geiſtigen Einheit, mithin einer Idee wäre? Daß er die Darſtellung einer geiſtigen Einheit ſein muß, folgt ſchon un-

mittelbar daraus, daß er ſich vom Geiſt als eine ſolche begreifen läßt. Denn begreifen läßt ſich ſchlechterdings nichts, das nicht eine geiſtige Einheit darſtellte, da begreifen ja eben nichts Anderes heißt, als in irgend einem Dinge oder Gebilde den Begriff, die geiſtige Einheit erfaſſen.

Jeder Staat aber, er ſei auch noch ſo ſchlecht, läßt ſich als geiſtige Einheit begreifen und wird wirklich als ſolche begriffen, nicht etwa blos vom Philoſophen, der ſeine vorher willkührlich fertiggemachte Formel mit Gewalt in ihn hineinträge, um ihm ſo den Schein einer innern Einheit zu geben, ſondern von jedem Bauern, von jedem Menſchen, der nicht blödſinnig oder verrückt iſt, und der vom Staate und ſeinen Geſetzen nur die allergemeinſte Kunde hat. Denn bei welchem Ende ohne Zipfel ſollte denn der gemeine Mann den Staat anpacken, um ihn über ſich anzuerkennen, ſich ihm, als der geltenden Macht, zu unterwerfen, wenn er ihn nicht als eine geiſtige Einheit, das heißt als die Darſtellung einer Idee, anſchaute?

Kann er ſich zum Gehorſam gegen tauſend und abertauſend einzelne Beſtimmungen, die keinen innern Zuſammenhang haben, verſtehen und verpflichten, würde er in einem ſolchen Labyrinth nicht den Kopf verlieren und, ohne Faden und Leitſtern aus einer Vorſchrift in die andre taumeln? Die Einheit der Unterthanen im Gehorſam gegen das Geſetz beweiſt alſo factiſch (weil ihr doch das

Factiſche liebt), daß der Staat eine Idee darſtellt, nämlich eben dieſe geiſtige Einheit des Volkes ſelbſt, und daß er auch, als ſolche, vom Volke, wenn auch nicht in wiſſenſchaftlicher Weiſe, doch durch den Inſtinct der geſunden Vernunft gewußt und anerkannt wird. Denn ohne dieſes Wiſſen und dieſe Anerkennung müßte die heilloſeſte babyloniſche Verwirrung eindrechen.

Wie aber konnte eine ſolche innere geiſtige Einheit im Staate entſtehen, wenn er, wie richtig bemerkt, nur zeit- und ſtückweiſe durch Mitwirkung ſehr verſchiedener Perioden und ſehr verſchiedener Köpfe und Sinne ſich entwickelt hat? —

Hier aber liegt euer Atheismus. — Wie kann das Weltall eine vernünftige und feſt organiſirte Einheit darſtellen, eine Idee ausdrücken, dadoch jeder Naturkraft ihre freie, ſelbſteigne Wirkung, jedem Naturgebild ſeine freie Entfaltung nach innern, eigenſten Geſetzen vergönnt iſt? Auf welche wunderbare Weiſe ſtört Eins das Andre nicht in ſeiner Kraftäußerung und Entwickelung, bildet, im Gegentheil, aus allen Kräften und Entwickelungen ſich eine innere Verkettung, und findet ſich zuletzt, man weiß nicht woher, die im Weltall erkennbare Harmonie und Einheit? — Dadurch, daß die Welt nichts iſt, als die Offenbarung des unendlichen Geiſtes, Gottes, der in ihr, in allen ihren Kräften und Gebilden, als innere geſtaltende Seele heimlich lebt und webt, ſo daß das All, wenn es ſich ſei-

nen eignen Gesetzen gemäß frei entfaltet, doch nichts Andres thut, als dem ewigen, sich nothwendig zur Einheit verkettenden, Gedanken Gottes einen Ausdruck geben. —

Und so findet sich auch (wenn ihr so sagen wollt) die Harmonie und geistige Einheit in allen großen und allgemeinen Gedanken und Thaten der Menschen, weil Gott der innere, organisirende Werkmeister ist, so wie der Welt überhaupt, so auch, und noch mehr, alles Menschendenkens und Thuns. So bildet sich alle menschliche Gestaltung, wenn sie auch nicht aus einem einzigen Menschenbewußtsein hervorgeht, zum Ausdruck einer innern Geisteseinheit aus, so ist in allen Gebilden des Menschengeistes eine Idee dargestellt und verwirklicht, und weit entfernt, daß dies (im schlechten Sinne des Wortes) ein Wunder wäre, das heißt Etwas, das man nur stumm anstaunen, nicht aber begreifen kann, ist hingegen die Existenz aller Gestaltung und Bildung einzig und allein dadurch zu begreifen, daß diese Gestaltung oder Bildung in Gott eine geistige Einheit, ein Gedanke ist. Denn Gott müßte nicht Gott, nicht der unendliche Geist sein, sondern ein Herenmeister, um Etwas existiren zu lassen, das in seinem innersten Wesen nicht ein Gedanke, das also nur ein wesenloser Spuk wäre, mit andern Worten: um etwas Unwirkliches wirklich sein zu lassen.

Und um wieder auf den Staat zu kommen, wo ist denn eigentlich euer Staat? Zeigt ihn mir doch! Ich nehme die Landkarte vor, da sehe ich Striche, Farben und Namen, aber nicht den Staat. Ich durchreise das ganze Land. Da sehe ich Wege, Felder, Dörfer, Städte, Einwohner mit verschiedenen Verrichtungen, aber ich sehe den Staat nicht. Ein Soldat steht Schildwacht, ein Polizeidiener führt einen zerlumpten Kerl ab, ich sehe wohl den einzelnen Soldaten, den einzelnen Polizeibedienten mit dem Kerl, aber den Staat sehe ich nicht. Führt mich in eure Sitzungssäle! Ich höre die Worte irgend einer Verhandlung; aber diese Worte, diese Verhandlung sind doch nicht der Staat; ihn höre ich nicht. Ein Gesetzbuch liegt auf dem grünen Tische. Ich schlage es auf und lese einzelne Gesetze; aber sie sind doch nicht der Staat. Wo ist er denn nun? Könnt ihr mir ihn zeigen, mich in ihn hineinführen, wie in ein Gebäude? Nein. Der Staat ist nicht sichtbar, nicht hörbar, nicht riechbar, nicht schmeckbar, nicht tastbar — und dennoch ist er, wie Jedermann weiß. Was ist er also, da kein Sinn ihn wahrnehmen kann? Ein Gedankending, weiter nichts, eine bloße Idee, wie ihr euch auszudrücken liebt.

Der Staat ist also, seinem innern Wesen nach, allerdings die Darstellung einer Idee, ja er ist selber diese Idee, die sich in der Welt der Erscheinungen ihre eigene Wirklichkeit setzt, mithin nicht

etwas blos factisch Entstandenes, Ungedankenhaftes, und es ist wahrhaft ein Jammer, daß man gegen diesen euren hirnlosen Unsinn noch viele Worte verschwenden muß. Aber ich sehe euch, die ihr solche Lügenphrasen gedrechselt und feilgeboten habt, im Stillen über mich lächeln, daß ich in possierlichem Eifer mich abquäle, euch zu meiner Ueberzeugung zu bekehren, als ob ich wähnte, ihr kenntet überhaupt irgend eine Ueberzeugung haben, es wäre euch überhaupt um Wahrheit zu thun. O nein! In diesen naiven Irrthum bin ich nicht verfallen. Ich kenne euch sehr wohl, und für euch sind meine Worte nicht, sondern nur zur Warnung und Weckung für die Unmündigen und Unwissenden, denen ihr durch das sichere Auftreten und sich überlegen Stellen der Unverschämtheit imponirt, sie übertölpelt und zu schnöder Gleichgültigkeit und Feigheit verführt. Was euch betrifft, so seid ihr keineswegs Dummköpfe, sondern Schurken. Ihr wißt recht gut, daß ein Staat ohne Gedanken ein reiner Unsinn ist, aber ihr wollt den gegenwärtigen Gott, den von innen gestaltenden Geist nur aus dem Staate herausfischen, damit in der leeren Finsterniß und Verwirrung die politischen Gauner und Beutelschneider ihr *Privathandwerk ungestört treiben* und auch euren Beuteantheil zumessen können. Im Trüben ist gut fischen: darum trübt ihr die Sonnenhelle aller

geiſtigen Auffaſſung durch einen atheiſtiſchen Materialismus.

Mit weniger Bewußtſein und deshalb auch mit mehr Ehrlichkeit tritt die eben widerlegte Anſicht auf in dem Schafpelze der Frömmelei, die alles menſchliche Denken und Thun als eitel und nichtig verwirft. Sie räumt dem Menſchen, dem „elenden Erdenwurm“ überhaupt nicht die Fähigkeit ein, in irgend einer Sphäre etwas Ewiges, Göttliches zu ſchaffen, das heißt Gedanken zum Ausdruck zu bringen, mithin auch nicht im Staate, und ſo iſt ihr der Staat, wie jede Geſtaltung des Menſchengeiſtes, ein ſchlechtes, zuſammengeflicktes Machwerk, mit dem man ſich, um nebeneinander erträglich leben zu können, eben behelfen muß, ſo gut es geht, das aber nicht werth iſt, das geiſtige Streben eines Menſchenlebens in Anſpruch zu nehmen, oder überhaupt mit Ernſt betrachtet zu werden. Den Atheismus dieſer ganzen hochfahrenden Demüthigkeit haben wir ſchon zu Anfang dieſer Schrift dargethan. Nur darauf wollen wir hier noch aufmerkſam machen, daß dieſe Anſicht, wenn ſie ganz conſequent durchgeführt würde, mit dem niedrigſten und unwürdigſten Stumpfſinn, mit vollkommener, ſchlaffſter Gleichgültigkeit gegen Alles, was dem Menſchen heilig und theuer iſt, enden mußte. Alles, was der Menſch ſinnt und beginnt, iſt dieſer Demuth ja werthlos, vor Gott ein Nichts oder gar ein Gräuel. Weshalb alſo überhaupt an irgend etwas

Menſchliches mit Hand anlegen, von irgend einem menſchlichen Verhältniß ſich feſſeln laſſen? Wozu eine Ehe eingehen, da die Ehe ſelbſt Befleckung iſt; wozu ſeine Kinder wohl erziehen, da ſie ja doch nur elende Sünder ſind und bleiben; wozu im öffentlichen Leben eine thätige Stellung einnehmen, da alles Menſchenthun ein Tand iſt; wozu ſich um die Geſchichte der Menſchheit bekümmern, die ja nur ein fortgeſetzter Sünden-Gräuel iſt; wozu ſich menſchliches Wiſſen aneignen, da es nur geiſtloſes Stückwerk iſt; wozu ſich an den Gebilden der Kunſt erfreuen, die ja nur zu ſchnöder, irdiſcher Ergetzung geſchaffen ſind?

Es bleibt alſo für den Menſchen nichts weiter übrig, als ſich von allem Geiſtesverkehr, von aller tüchtigen Geſammtwirkſamkeit abzuſondern, denn jede Einmiſchung würde ihn beflecken, und in der Kirche oder zu Hauſe das Leben in zerknirſchtem Gebet, in fortwährendem Bekennen ſeiner eigenen Erbärmlichkeit vor Gott zuzubringen. Hierdurch aber würde dieſe Erbärmlichkeit in der That eine Wahrheit. Denn ein Menſch, der nichts gethan, nichts gewirkt, nichts gelebt, keine ſchöpferiſche Spur ſeines Daſeins hinterlaſſen, der es dafür vorgezogen hat, ſich mit ſeinem eignen, unbedeutenden Selbſt abzuquälen, um es vor Gott zu retten, als ob dieſes kleine Selbſt die Axe wäre, um die ſich die Welt dreht, iſt in der That ein elender Wurm, nicht aber ein Menſch im echten Sinne des Wortes

Bequemer freilich iſt es, ſich auf dem faulen Lotterbette der Buße und Selbſtbeſchauung herumzuwälzen, als, den Blick geſchärft für die Nähe und Weite, den Werth des Menſchenlebens, die Thaten des Menſchengeiſtes in ihrer innern Gediegenheit durch unermüdetes Nachdenken zu begreifen und dann, rüſtig und muthig, mit anzupacken und im Schweiße des Angeſichtes das Leben hindurch zu arbeiten, um auch etwas Dauerndes und Ewiges zu Stande zu bringen. Und in der That erzeugt dieſe Anſicht eine ſchnöde und frevelhafte Gleichgültigkeit gegen die edelſten menſchlichen Verhältniſſe, namentlich auch gegen die Stellung des Individuums zum Staate.

Das Himmelreich iſt ja drüben, alſo entbindet man ſich der Verpflichtung, das Reich Gottes hier zum Bewußtſein zu bringen und zu verwirklichen. Man verzichtet auf das, was der Geiſt fordern muß, wenn er ſeine Würde nicht verſcherzen, ſeine Gottabſtammung nicht verläugnen will, auf die Freiheit; ja man rechnet es ſich als eine Art Verdienſt an, recht gründlich unterdrückt und von der Staatsgewalt mit Füßen getreten zu werden. Aber im Knechte wird Gott ſelbſt entwürdigt, da die Göttlichkeit des Menſchen, die Freiheit nicht anerkannt, wohingegen im Freien Gott ſelbſt anerkannt und verherrlicht wird, und es iſt daher eben ſo gottesläſterlich, über Knechte gebieten zu

wollen, als mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Behagen, sich knechten zu lassen.

Diese in der gemeinen Heerde pietistischer Protestanten oder bigotter Katholiken nur als dunkle Befangenheit auftretende Selbstwegwerfung ist mit mehr Bewußtsein, und darum mit weniger Ehrlichkeit, schlau und künstlich zu einem System ausgebildet in der katholischen Hierarchie. Hier aber liegt nicht eine aufrichtige Demüthigung seiner selbst zum Grunde, sondern der Hochmuth der Priester, welcher den Laien die Demüthigung nur predigt, damit die Hierarchie ruhig und unumschränkt herrschen könne.

Im Mittelalter sprach sich dieses Streben als ein hartnäckiger, mit weltlichen Mitteln geführter Kampf zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit, zwischen Kirche und Staat, zwischen Papst und Kaiser aus. Die Kirche behauptete die innere Nichtigkeit und Geltungslosigkeit alles Weltlichen mit all seinen mannigfachen Gestaltungen gegen das Himmlische, Göttliche, gegen die Kirche, in deren Schooß allein Heil und Beruhigung zu finden sei. Die weltliche Gestaltung des Staates sollte mithin alles göttlichen Gedankeninhaltes baar und ledig sein, in ihr sollte der Geist Gottes nicht wirken, der dagegen in der Kirche fort und fort zugegen sein sollte.

Nun aber war die Kirche ebensowohl eine weltliche Gestaltung, eine Schöpfung des Men-

ſchengeiſtes, ſie war ſelbſt ein Staat mit gegliederter Verfaſſung, mit weitläufigen, weitverbreiteten, innerhalb der Wirklichkeit und Endlichkeit zu feſter Form gediehenen Geſetzen, Gebräuchen und Einrichtungen. Es ſtand alſo eine weltliche Geſtaltung der andern gegenüber, in der einen aber ſollte Gottes Geiſt zugegen ſein, in der andern nicht. Wie kam die Kirche dazu, ſich dieſen ungeheuren Vorzug zuzuſprechen, wodurch der Staat, ihr gegenüber, zu einem leeren Nichts (denn das iſt Alles, worin der Geiſt Gottes nicht lebt und wirkt) erklärt würde? Könnte der Staat nicht eben ſo wohl ſagen: ich bin eine dem Geiſt entſprungene und in die Wirklichkeit hingeſtellte Geſtaltung, ſo gut wie du, warum ſoll ich gottverlaſſen und du gotterfüllt ſein?

Aber in der That hätte dieſe Frage das Bewußtſein jener Zeit bei weitem überſchritten, die noch nicht ſo weit herangereift war, den fleiſchgewordenen Gott vollkommen zu begreifen und ſeinen Geiſt als das innerſte Weſen und Leben aller Formen des Daſeins und des menſchlichen Denkens und Thuns zu erkennen. Das Bewußtſein, daß die Weltlichkeit auch ihre Geltung habe, war ein dunkles, das ſich im Drange des Kampfes gegen die Anmaßungen der Kirche Luft machte. Uebrigens aber war es allgemeiner Glaube, daß der Geiſt Gottes ein der Welt und ihrem Treiben ſchlechthin Entgegengeſetztes ſei, daß die Welt und ihr Treiben gottlos,

geistverlassen, böse seien. Die Erscheinung des lebendigen Gottes innerhalb der Wirklichkeit und Sinnlichkeit, in der Person Christi, konnte daher nur als ein vereinzeltes Wunder aufgefaßt werden, dessen allgemeine Bedeutung, die Offenbarung und Einwohnung des Geistes Gottes in der Welt und im Menschengeiste überhaupt, noch kaum geahnt wurde.

Wollte aber die Kirche, trotz ihrer auch weltlichen Gestaltung, für die Trägerin des Geistes Gottes gelten, der in ihr, aber auch nur in ihr, wahrhaft zugegen sei, so durfte sie doch nicht das allgemeine Princip aufstellen: der Geist Gottes gebe sich in der Weltlichkeit überhaupt ein ihn offenbarendes Dasein; sondern das Dasein des heiligen Geistes in der Kirche durfte und konnte nur gefaßt werden als eine Fortsetzung und Wiederholung jenes ersten, vereinzelten Wunders, der Gegenwart Gottes in irdischer Gestalt in Christo. Daher entstand die Fiction, daß über die Verhandlungen der Kirche in den Concilien auf wunderbare Weise der heilige Geist komme und ihre Beschlüsse untrüglich mache, daß der fleischgewordene Gott im Meßopfer zur Gegenwart gebracht werde.

Diese Fiction, die wir blos darum also nennen, weil der menschliche Geist sie für sein eignes Bedürfniß hervorbringen mußte, war aber darum nicht eine willkührlich und mit bewußter Unredlichkeit hervorgesuchte Pfaffenerfindung, sondern sie sprach den Glau-

den der Mehrzahl der Christen, Geistlichen sowohl als Laien, aus, und dieser Glaube lag in der Natur der Sache.

Das Christenthum nämlich bedeutet und ist die Versöhnung Gottes mit der Welt, also die Ausgleichung des ungeheuersten Widerspruchs, die Einswerdung des ungeheuersten Gegensatzes. Ueberhaupt ist jede Versöhnung die Einswerdung zweier Gegensätze. Damit sie aber, als Versöhnung, ausgeführt und begriffen werden könne, ist es nothwendig, daß die Gegensätze zuvor in aller Härte und Schroffheit sich einander gegenüber ausbilden und sich entgegentreten, und daß sie als solche schlechthin Entgegengesetzte auch gewußt werden. In der jüdischen Religion nun war der Gegensatz zwischen Gott (Jehova) und der Welt bis zum härtesten Bruch ausgebildet. Jehova wurde als das unbedingt Mächtige, die Welt mit den Menschen als das schlechthin Nichtige gewußt.

Dieser Gegensatz knüpfte sich mit gewaltiger Energie zum Erfassen der Einheit zusammen im Bewußtsein Christi, des menschgewordenen Gottes, des fleischgewordenen Geistes. In diesem einzelnen Bewußtsein, in diesem noch fixirten Punkte, war somit der Gegensatz vollkommen überwunden, die Versöhnung wirklich vollbracht.

Deshalb aber eben trat dieses eine Bewußtsein dem Gesammtbewußtsein der Menschheit, das die

Versöhnung in sich noch nicht vollbracht hatte, wieder als ein neuer und schroffer Gegensatz entgegen. Auf der einen Seite stand das fleischgewordene Wort, Christus, und was ihm gegenüberstand, war Alles schlechthin Fleisch, mit dem Geiste unversöhnt. Der Mensch, als Mensch, mit all seinem Denken und Schaffen galt also gar nichts und konnte sich mit dem Geiste nur versöhnen, indem er sich aus allem weltlichen Schaffen, aus allem menschlichen Denken hinaus flüchtete, indem er sich in seiner Menschlichkeit ganz und gar verwarf und vernichtete und sich, als ein leer gewordenes Gefäß, ohne eigne Geistesthat erfüllen ließ vom göttlichen Geist durch den Glauben.

Deshalb zogen sich die ersten Christen von aller öffentlichen Thätigkeit zurück; deshalb gingen die Anachoreten in Wüsten und Höhlen, um alles irdische Thun, alle irdischen Gedanken zu verläugnen und in der gänzlichen Abtödtung ihre Vereinigung mit Gott zu finden. Diese Richtung hätte, auf die Spitze getrieben und allgemein geworden, zur vollständigen Zertrümmerung aller menschlichen Verhältnisse, zum gänzlichen Aufhören aller Staaten und jeder Geschichte, ja zum Aussterben des Menschengeschlechtes auf Erden führen müssen, das sich selbstverneinende Hier hätte sich vernichtet und verflüchtigt in der Sehnsucht nach dem ewig unerreichten Dort.

Da übernahm die Kirche eine neue Versöhnung

zwischen dem Hier und Dort, indem sie erklärte, in ihr sei der Geist Gottes eine Gegenwart und Wirklichkeit, ein Hier geworden, in ihr könne daher der gottverlassene Mensch seine Versöhnung schon hienieden finden.

Dadurch aber trat sie eben wieder, weil in ihr allein der Geist sein sollte, aller andern weltlichen Gestaltung, dem Staate ebenso als Gegensatz gegenüber, wie Christus, der eine Gottmensch, dem ungöttlichen menschlichen Geschlecht gegenübergetreten war. Und um sich in dieser isolirten Stellung zu erhalten, mußte in ihr, wie in Christus, ein besonderes Wunder, wodurch der Geist sich weltliche Wirklichkeit gebe, angenommen werden. Denn ließ man diesen Wunderact weg, so war ja jede andre weltliche Gestaltung des Menschengeistes ebensowohl berechtigt, Gott, den unendlichen Geist, zur Gegenwart zu bringen, als die Kirche.

Weil die Kirche aber doch nicht der eine Christus selbst, sondern eine weltliche Vielheit von Mitgliedern, Einrichtungen und Zeiten war, so zersplitterte sich das eine Wunder in eine unzählige Wiederholung desselben. Bei gewissen einzelnen Ceremonien und Berathungen, also hier, dort und da, dann und jetzt, in diesen einzelnen Raum- und Zeit-Punkten sollte der Geist Gottes wunderbar zugegen sein. Die Zwischenräume zwischen diesen Punkten blieben der Weltlichkeit, der Ungöttlichkeit preisgegeben, so daß der heilige Geist

gleichsam nur ruck- und stückweise in der Kirche zugegen war und wirkte. Alle diese einzelnen, willkührlich fixirten Punkte hätte man *verbinden*, diese mechanische Reihe *getrennter* Wunderacte zum fortlaufenden ununterbrochenen Wunder erheben, und statt des *Hier* und *Jetzt* sagen können: der Geist Gottes ist *überall* und *immerdar* lebendig gegenwärtig und von innen aus wirksam, und zwar, was hieraus unmittelbar folgt, nicht blos in der *Kirche*, sondern zu allen Zeiten und an allen Orten. *Jedes einzelne, abgesonderte Wunder* und der *Glaube* daran verschwindet auf diesem Standpunkte allerdings, aber nur *deshalb*, weil das ganze Weltall und der ganze Weltgang auf ihm zu einem *einzigen und ewigen Wunder* erhoben wird. Ein *Wunder* ist nämlich jede Thatsache, in der der unendliche Geist innerhalb der Schranken der sinnlichen Erscheinung unmittelbar zur Gegenwart und Offenbarung kommt, und somit giebt es in der That nichts, gar nichts, was nicht Wunder wäre. Denn Alles nimmt seine (höhere oder niedere) Stelle in dem ewigen Wunder der Offenbarung Gottes in der Welt und im Menschen ein.

Dieses Bewußtsein lag der *Reformation* nur *dunkel* zum Grunde, und sie drückte es aus, negativ darin, daß sie der sich immer breiter machenden und augenscheinlichen *Weltlichkeit* der Kirche es absprach, vorzugsweise und ausschließlich das *Himmlische*, rein *Geistige* auszudrucken und darzustel-

len, positiv aber dadurch, daß sie die Ablaßgewalt der Kirche, die Anrufung der Heiligen den besonderen Charakter der Priester u. s. w. als unnütz gewordene Vermittelungen zwischen Mensch und Gott, Fleisch und Geist verwerfend, jedem einzelnen Gemüth seine innere Heiligung und Einigung mit Gott, jedem einzelnen Geiste das lebendige Erkennen und in sich Erzeugen Gottes durch freie Schriftforschung überließ.

Hierdurch war die letzte, vollständige Versöhnung vorbereitet, welche in unserer Zeit die Wissenschaft für die Kundigen vollbracht hat. Gott, als Geist, wird nun nicht mehr erkannt als drüben bleibend, oder als in einer einzelnen, von aller sonstigen Weltgestaltung abgesonderten Form sich Wirklichkeit gebend, sondern der letzte Damm ist durchbrochen, die Woge der Gottheit rauscht unaufhaltsam in alle Gebilde und Gestaltungen, und uns bleibt nur noch die letzte Vermittelung übrig, diese innere lebendig wirkende Gegenwart des unendlichen Geistes zu immer allgemeinerem Bewußtsein zu bringen, damit das Reich Gottes auf Erden mehr und mehr entfaltet und erkannt werde.

Man sieht, daß die früheren Entwickelungsstufen des Christenthums allerdings immer eine verhältnißmäßig innigere Versöhnung und tiefere Gotterkenntniß zu Wege brachten. Dennoch aber sind sie alle, im Verhältniß zur vollen und durchgreifenden Auffassung der Allgegenwart des unendli-

chen Geistes, mehr oder weniger atheistisch. Denn sie verweisen allesammt Gott in gewisse, feste Schranken und bannen ihn aus der ganzen übrigen Welt fort, das heißt sie verendlichen, entgeistigen ihn, läugnen im Weltganzen seine Gegenwart ab.

Wenn sie daher, nach ihrem Sturze durch höhere Geisteserkenntniß, sich noch, halsstarrig und verstockt, dauernd erhalten wollen, so scheiden sie aus dem großen Entwickelungsgange des Weltgeistes aus und fallen der Gottlosigkeit und Unvernunft anheim. Jeder wahrhaft Lebendige wendet sich ab von ihnen und überläßt die Leichname der Verwesung.

Die katholische Kirche nun hält noch heut zu Tage den Standpunkt fest (der überhaupt ihre Existenz bedingt), sich selbst in ihrer weltlichen Gestaltung für die einzige irdische Trägerin des Ueberirdischen, der Wunderwirkungen des heiligen Geistes zu erklären, wodurch Allem, was ihr gegenübersteht, namentlich auch dem Staate die innere Begeistigung durch Gott abgesprochen wird.

Der Staat ist, nach ihrer Lehre, also ein gedankenloses Machwerk zufälliger Ereignisse. Das heißt, wohlgemerkt, dieser wegwerfenden Ausdrücke bedient sich die katholische Kirche wohlweislich nicht. Auch gibt sie, um den Staat nicht für ganz gottlos geradezu zu erklären, ein Walten der Vorsehung, oder Fügung, auch im Staatsleben zu.

Aber dieſe ſogenannte Für- oder Vorſehung iſt ein Wort ohne Inhalt, eine bloße ſchöne Redensart. Denn dieſe Fürſehung bleibt dem Staate etwas draußen Stehendes, von drüben oder droben dunkel und unverſtanden in ihn Eingreifendes. Was iſt aber der Staat? Ein mit Menſchenkräften errichtetes, aus dem Menſchengeiſt entſprungenes, ſelbſt geiſtiges Gebäude. Wenn daher Gott wirklich dem Staate betheiligt ſein ſoll, ſo muß er gefaßt werden als ein in dieſen Menſchenkräften, dieſem Menſchengeiſt innerlich Wirkender und ſich Offenbarender. Denn eine Vorſehung von draußen bliebe dem Staate blos äußerlich, könnte daher nur ſtörend, das vernünftige Geiſteswirken des Menſchen im Staate durchkreuzend und öffnend, in ihn eingreifen. Oder wenn ſie allein die rechte Vernunft iſt, wie die Kirche annimmt, ſo hilft ihr äußeres Dazuthun dem Staate ſelbſt nicht auf, in ſich bleibt er unvernünftig, denn die Menſchen, die an ihm arbeiten, tragen ja den Sinn und Geiſt der ihnen fremden Vorſehung nicht ſchöpferiſch lebendig in ſich.

Der Staat bleibt alſo, dieſer Anſicht zufolge, in ſich nichtig, des göttlichen Inhalts baar, und wäre, wenn die katholiſche Kirche folgerecht ſchließen wollte, gar nicht berechtigt, ihr gegenüber auch nur zu exiſtiren, ſondern müßte, als gottverlaſſen und durchaus irdiſch, dem Höheren, Geiſtigen gehorchen, von dieſem wesentlich vernichtet wer-

den. So schloß die katholische Kirche im Mittelalter. Heut aber, wo sie nicht mehr mit weltlichen Kräften genugsam ausgerüstet ist, wo der Staat schon längst materiell einen vollständigen Sieg über sie davongetragen hat, so daß nicht mehr die Rede davon ist, ob die Kirche den Staat, sondern ob der Staat die Kirche noch dulden will, heut hat die Kirche ihrer aus der innern Werthlosigkeit des Staates gezogenen Schlußfolge eine ganz andere, kluge Wendung gegeben. Sie sagt nämlich (oder wenigstens Leute, die für sie das Wort zu nehmen behaupten) also: „Der Staat ist nicht der Träger göttlicher Gedanken, sondern nur die Kirche. Darum, ihr Laien, sucht eure Beruhigung, sucht das Ziel eurer innersten Geistesthätigkeit nicht im Staate, der keine Beruhigung gewähren kann und des höchsten Strebens nicht werth ist, sondern bei mir! Und ihr Gewalthaber und Lenker der Völker, beschützt mich, statt mich zu beschränken und zu verfolgen! Denn seht doch: ich predige ja den Leuten, sie sollen sich um den Staat nicht bekümmern, sie sollen ihr Heil bei mir suchen, ihre besten Geisteskräfte mir unterwerfen. Also zieh' ich sie ganz vom Staate ab, und ihr könnt, wenn meine Predigt Frucht bringt, derweil ganz ungestört und ruhig herrschen."

Diese ganze Wendung und Drehung der Ansicht von der Gottverlassenheit des Staates ist so verschmitzt, verzwickt und doppelzüngig, daß sie unmöglich ehrlich sein kann. Wir haben in ihr im Gegen-

theil ein Meiſterſtück pfäffiſcher Schlauheit und jeſuitiſcher Gaukelkunſt zu bewundern.

Zuvörderſt nämlich arbeitet ſie, indem ſie alle edelſten Geiſteskräfte vom Staat abzuziehen trachtet, *indirect* auf das *alte Ziel*, den *Untergang des Staates*, los. Sie will alle Menſchen *gleichgültig* gegen Staatsverfaſſung und Staatsleben machen. Sie ſollen wohl daran Theil nehmen, aber blos als Laſtesel, die ſich ihre Bürde auflegen laſſen, ohne es der Mühe werth zu halten, ſich darum zu bekümmern, *was* eigentlich in den Säcken ſteckt, genug, daß ſie daran zu ſchleppen haben. Nun denke man ſich einen Staat, deſſen Thätigkeiten lauter ſolchen Laſteſeln anvertraut wären, man denke ſich einen Staat, der aus lauter *durchaus gleichgültigen* Beamten und Bürgern zuſammengeſetzt wäre — was wird aus ihm werden? Wir brauchen darüber keine *Vermuthung* aufzuſtellen, ſondern die *Geſchichte* antwortet für uns mit eiſernen Thatſachen. Er wird beim erſten Anſtoß von außen in ſich zuſammenſtürzen, der Fremdling wird kommen und ihn unter ſeine Füße treten, und die ſchmachvoll Unterjochten mögen dann ſich auf die Trümmer ſetzen und am Roſenkranz beten. *Dahin* führt die Lehre, daß das Staatsleben nicht fähig ſei, dem Gemüth Beruhigung, dem Geiſt Erfüllung zu gewähren. Denn nur *freie* Männer, denen ihr Vaterland mit ſeiner Verfaſſung ſo heilig iſt, wie *Gott* ſelbſt, eben weil ſie in ihm eine *Offenba-*

rung Gottes sehen, können es in der Noth vertheidigen.

Von den Gewalthabern, von den Monarchen aber setzt diese pfäffische Lehre stillschweigend voraus, daß sie solche Einsicht nicht besitzen, daß ihnen überhaupt an der Darstellung eines wahrhaft lebendigen, geisterfüllten Staatslebens durchaus nichts gelegen sei, daß sie im Gegentheil schlecht genug seien, blos, um jeden Preis, herrschen, befehlen zu wollen, und dumm genug, sich einzubilden, daß man über einen am Tode allgemeiner Gleichgültigkeit dahingeschiedenen Staat mit Ruhe und Sicherheit herrschen könne.

Die ganze obige Anrede an die Machthaber lautet, aus dem Römisch-Pfäffischen in gutes Deutsch übersetzt, nicht anders, als also: „Seid doch nicht so thöricht, euren eignen Vortheil zu verkennen! Warum wollt ihr uns chicaniren und bedrücken? Wir sind ja (unter uns gesagt) Spitzbuben, so gut, wie ihr. Aber unsre Geschäfte können nebeneinander bestehen. Ihr habt es auf die Leiber und Geldbeutel und nur nebenbei auf die Geister, wir haben es auf die Geister und nur nebenbei auf die Leiber und Geldbeutel abgesehen. Also reichen wir uns doch die Hand und verständigen uns als gute Gesellen, so werden wir Beide gut abschneiden."

Diese Anrede ist also eine nur plump maskirte Beschimpfung der Monarchen selbst, und ein

Monarch, der sie anhören könnte, ohne ihr mit Verachtung den Rücken zu wenden, der — verdiente in der That, also angeredet werden zu sein.

Dieser Staatsatheismus, der darin besteht, dem Staate die Darstellung einer Idee, einen göttlichen Gedankengehalt abzusprechen, kehrt merkwürdiger Weise noch eine andre Seite hervor, die, obgleich aus einer Wurzel mit ihnen entsprungen, den beiden obenbezeichneten schnurstracks entgegengesetzt zu sein scheint. Diese beiden nämlich arbeiten gradezu auf Despotismus los und sind nur in der Weise revolutionär, daß sie den Staat in seiner lebendigen Gliederung zerstören wollen, bis auf die unumschränkte Herrschaft eines Einzelnen. Die andre Seite aber ist revolutionär im umgekehrten Sinn. Sie will gar keine Herrschaft dulden, jeden Staat, jede Regierungsart vernichten durch völlige Gleichmachung Aller, durch Abschaffung aller gesellschaftlichen Unterschiede. Diese Ansicht spricht auch dem Staate und seiner vernünftigen Gliederung allen göttlichen Gedankeninhalt ab, hält seine Verfassung nicht für eine Offenbarung des sich entfaltenden Geistes, sondern für eine Verkettung mit der Zeit festgewordener tyrannischer Mißbräuche, welche die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen gewaltsam verwischt haben. Sie führt, consequent genommen, nicht nur auf den Umsturz jeglicher Staatsform, sondern auch auf den aller gesellschaftlichen Abstufungen und Verhält-

niſſe überhaupt. Das Eigenthum verwirft ſie und fordert Gütergemeinſchaft, die Ehe und Familie verwirft ſie und fordert Gemeinſchaft der Weiber. Zuweilen erklärt ſich dieſe Anſicht ſelbſt für atheiſtiſch, zuweilen aber theilt ſie auch den frömmelnden Charakter mit der vorherigen, doch hat ſie darin den Vorzug, daß ihre Frömmelei nicht, wie die erſtere, das menſchliche Individuum als werthlos verwirft, ſondern im Gegentheil iſt es der mißverſtandene Glaube an die unbedingte göttliche Berechtigung des menſchlichen Individuums, welcher ſie zu einer völligen Gleichmachung Aller führt. So erkennt ſie alſo den göttlichen Inhalt im einzelnen Menſchen an, ihr Atheismus aber liegt darin, daß ſie Gott, als die innerſte organiſirende Seele der großen vernünftig gegliederten Geſellſchaftskörper (Staaten), abläugnet, dieſe demnach als gottloſe Mißgeburten menſchlicher Willkühr und Gewaltthat verwirft und abſchaffen will.

So ſträubt der vernünftige, geiſteſſenbarende Organismus aneinander in eine unendliche Vielzahl von vereinzelten Atomen, die nur durch das ſchlotternde Band der fahlen allgemeinen Gleichheit als Eins zuſammengehalten ſein ſollen. Wenn es aber Atheismus iſt, im einzelnen Menſchen den Gott, die Offenbarung des unendlichen Geiſtes, abzuläugnen, ſo iſt es ein noch viel ſchlimmerer Atheismus, den Gott da zu verkennen, wo ein ganzes Volk ſich als eine große Einheit im Geiſte

darſtellt. Denn Gott, als Geiſt, iſt grade recht das Element jeglicher Einheit des Vielen.

Dieſe Einheit des Geiſtes iſt aber nicht eine ſo leere, unorganiſche, mechaniſche, daß ſie nur die vielen Einzelnen als Gleiche nebeneinander ſtellte und ihren Mantel um Alle ſchlüge, ſondern da der Geiſt ein in ſich unterſchiede ner, ein Organismus iſt, ſo offenbart ſich ſeine Einheit als eine Stufenleiter verſchiedener Entwickelungen ſeiner ſelbſt zu immer höherer Reinheit, und dieſer Stufenleiter entſpricht im Staate eine in ſich nothwendige und vernünftige Gliederung der Staatsgewalten und Staatsthätigkeiten.

Bei der großen Maſſe ſchlummert der Geiſt noch verhüllt, er muß ſich daher, nach oben hinauf, in immer freierer Entwickelung zeigen, bis er ſich im höchſten Staatswillen als die von allen Zufälligkeiten und ſinnlichen Beziehungen geläuterte, wahrhaftige Einheit Aller im Geiſt völlig frei gemacht hat. Dieſe Ariſtokratie (die natürlich an kein Geburtsvorrecht geknüpft ſein darf), das heißt die des Geiſtes über die Maſſe, wird nie aufhören, ſo lange der Menſch Menſch, das heißt innerhalb der Sinnlichkeit zur Erſcheinung kommender Geiſt, iſt. —

Im Grunde iſt aber dieſe Anſicht nur eine ſcharf durchgeführte Conſequenz der vorigen. Wenn nämlich durch die allgemein werdende Gleichgültigkeit gegen das für ungöttlich und ungeiſtig erklärte

Staatsleben demselben ein wahrhaft thätiges und lebendiges Mitglied nach dem andern entzogen wird, so daß zuletzt nur der Wille eines einzelnen Tyrannen als Staatswille übrig bleibt, den die Andern alle blindlings über sich ergehen lassen, ie sind diese Alle gegen den Einen genommen durchaus unberechtigt, mithin unter einander selbst völlig gleichberechtigt. In der Wirklichkeit wird sich dieser Unsinn natürlich nie in solcher Reinheit ausgestalten, denn was sich wirklich gestaltet, ist eben nicht Unsinn, sondern immer bis auf einen gewissen Grad Geist und Wahrheit. Aber das Princip der Ungöttlichkeit des Staates, mithin der Gleichgültigkeit gegen ihn und seine Form müßte, wenn es Wurzel fassen könnte, durchaus bis zu diesem Despotismus, der Alles unter sich nivellirt hätte, führen. Gesetzt nun, dieser Unsinn wäre wirklich zu Stande gekommen, so brauchte dies irgend Einer oder Einige von den Unterdrückten auf den sehr naheliegenden Gedanken zu kommen: „Warum, wenn wir Alle nicht berechtigt sind, ist grade dieser Eine all berechtigt?“ und ein Pistolenschuß oder ein Dolchstoß machte der letzten Ungleichheit, wie der letzten Berechtigung ein Ende. Der Eine wäre nun fort, es wären nun Alle zusammen unberechtigt, welche Unberechtigtheit aber, da sie kein Berechtigtes sich gegenüber hätte, in ihr Gegentheil, in vollkommene Gleichberechtigtheit und unbedingte Berechtigt-

heit jedes Einzelnen und gegen Alle, mithin gegen das Ganze, das somit weniger Macht und Recht hätte, als das Individuum, umschlagen würde. Dann aber wären wir durch den unbedingten Despotismus hindurch glücklich beim unbedingten Communismus angelangt.

Auch in diesem Gebiete begegnen wir nun wieder der schon früher als atheistisch nachgewiesenen Zweckansicht. Denn wenn man dem Staate die Darstellung einer Idee, wodurch er seinen Zweck und Inhalt in sich selbst trüge, abspricht, nichtsdestoweniger aber ihn, da er einmal besteht, gelten lassen muß und will, so sieht man sich, um seine Existenz zu rechtfertigen, nach Zwecken um, die er erfüllen soll, denn zu irgend Etwas muß er doch gut sein. Das Atheistische dieser Zweckauffassung überhaupt haben wir schon früher bezeichnet. Es liegt darin, daß man den Gestaltungen des Geistes, statt sie als in sich abgeschlossene, gediegene Offenbarungen göttlicher Gedanken zu begreifen, alle Selbstständigkeit abspricht und sie zu bloßen Mitteln für anderweite Zwecke herabsetzt, so daß ihr Wesen und ihre Bedeutung nicht in sie selbst fällt, sondern außerhalb ihrer in etwas ihnen Fremdes, wodurch sie selbst von allem göttlichen Inhalt ausgeleert, die lebendige Gegenwart Gottes, als des überall sich selbst genügenden Geistes, in ihnen abgeläugnet wird. Aber in Beziehung auf den Staat grade nimmt dieser Athe-

ismus eine noch viel niedrigere und geistlosere Gestalt an, als es in Beziehung auf die Ehe und Familie der Fall war. Dort nämlich verlegte man den Zweck der Ehe in die Familie, den der Familie in den Staat, also jedesmal in eine höhere, reicher entwickelte Gestaltung, so daß, wenn man der Ehe und Familie selbst auch den positiven göttlichen Gehalt absprach und sie zu bloßen Mitteln machte, diese Mittel doch einen würdigen Zweck fördern mußten, der allerdings über der Ehe und Familie stand, den Staatszweck. Man ließ Ehe und Familie also, wenn sie auch innerhalb ihrer selbst dem Geiste nicht genügen konnten, doch über sich hinaus auf eine geisterfülltere Gestaltung hindeuten. Beim Staate aber ist grade das Umgekehrte der Fall. Indem man ihm die innere Selbstständigkeit und Geisterfülltheit abspricht, läßt man ihm seine Existenz nur um solcher Zwecke willen, die in der That weit unter ihm und seiner wahren Bedeutung stehen, über die er, als Staat, längst hinaus und in die Region einer weit höheren Geistigkeit entrückt ist. Die ganze Bedeutung des Staates soll nämlich etwa in folgenden Anforderungen an ihn erschöpft sein: „Er soll das Eigenthum und den redlichen Erwerb sicher stellen, die Person gegen die Verbrechen anderer Personen, die Gesammtheit der Bürger gegen den gewaltsamen Angriff fremder Staaten und inneren Aufruhrs schützen," kurz: „er soll durch Handhabung der Gerechtigkeit Ruhe und Ordnung erhalten,

damit in dieſer geordneten Stille jeder Einzelne ſeinen beſonderen Privatzwecken ungeſtört nachgehen könne.“ Die höchſte Stufe, wozu ſich dieſe Anſicht erhebt, iſt die: „der Staat ſolle durch ſeine Organiſation alle Hemmniſſe der Ausbildung jedes Einzelnen wegräumen, und ihm Mittel und Wege eröffnen, ſeine Individualität nach allen Richtungen hin frei und eigenthümlich zu entwickeln und ſeine Kräfte thätig zu verwirklichen,“ kurz: „er ſoll dem Bürger Gelegenheit geben, ſich zum ganzen, vollen Menſchen heran- und herauszubilden.“

In allen dieſen ſogenannten Staatszwecken erkennt man leichtlich jenen geiſt- und gottloſen Krämerſinn, oder jene ſelbſtiſche Aufgeblaſenheit, die, zu bornirt und unedel, um je ein Ganzes zu begreifen, immer nur an der eignen kleinen Perſönlichkeit mit ihren einzelnen untergeordneten Intereſſen oder Vorzügen klebt, die ihnen ewig der Mittelpunkt der Welt bleibt. Dazu alſo die ungeheuerſten Thaten der Weltgeſchichte, dazu die durchs ganze Leben unermattete Geiſtesarbeit der Edelſten und Weiſeſten, dazu die gotteingegebene, gefahrenumringte Begeiſterung der Kämpfer für Wahrheit und Recht, damit alle einzelnen Spießbürger, die ſich übrigens, wenn ſie nicht zufällig Gevattern ſind, weiter nichts angehen, in Ruhe ihr Brod verdienen und eſſen können, damit dem Kaufmanne ſein Profit, dem Beamten ſein Gehalt, und ſie Alle vor willkühr-

licher Durchprügelung, vor Mord und Todtschlag gesichert sein, damit endlich einige wenige geistreiche und hochgebildete Gecken ihre „schöne Individualität“ ausbilden, das heißt sich was Rechtes dünken können? Das hieße in der That, daß die Berge kreissend erbebten, um — eine Maus zu gebären. Die höchsten und göttlichsten Kräfte wären schnöde vergeudet, um zu kleinlichem und albernem Ziele zu gelangen.

Und da aller riesenhafte Kraftaufwand mit zwerghaftem Erfolge lächerlich, Gott aber die innere gestaltende Seele der Weltgeschichte ist, so würde sich Gott selbst lächerlich gemacht haben, indem er glänzende, erhabene Paläste aufbaute, um Hamster und Affen darin zu beherbergen. Es muß sich daher im Staate ein höherer Inhalt nachweisen lassen, als die Erfüllung der oben angegebenen kleinlichen Zwecke. Selbst die letzte Hülfte der angegebenen Ansicht, „der Staat habe den Zweck, dem Individuum freie, eigenthümliche Entwickelung möglich zu machen,“ ist, obgleich geistiger, als die, welche sich nur um das rein leibliche Gedeihen dreht, als Eitelkeit und Selbstsucht schlechthin zu verdammen. Denn darauf kommt es Gott und der Menschheit nicht an, daß Hinz und Kunz sich in ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln und sich in ihr, wie die Buhlerin im Spiegel, selbst beschauen und anlächeln; sondern an Hinz und Kunz, blos als Hinz und Kunz, ist gar nichts ge-

legen. Sie sind, als Einzelne, trotz aller raffinirten Eigenthümlichkeit, vollkommen werth- und rechtlos, sobald sie der allgemeinen Geistesgestaltung gegenüber noch etwas Besondres gelten wollen. Denn diese allgemeine Geistesgestaltung verschlingt alle Einzelheiten in sich, und gegen sie müssen alle Hinze und Kunze, so vornehm sie sich dünken mögen, verschwinden und ihr kleines Selbst aufgeben.

Jeder einzelne Mensch, mit seinen untergeordneten Lebenszwecken und Interessen, so wie mit seiner besondern Geistesentwickelung, ist vollkommen unberechtigt gegen das Ganze und kann eine Berechtigung erlangen einzig und allein im Ganzen, indem er sich in demselben lebendig fühlt und ihm angehören will. Im Ganzen aber gilt jeder Einzelne nur so viel, als er im wahren Geiste des Ganzen wirkt, oder es gilt in ihm nur das, was das Ganze selber ist. Geht er nun mit all seinem Sinnen und Trachten im Ganzen auf, so ist er auch in seiner geadelten Einzelheit mit aller Würde und Geltung des Ganzen bekleidet.

Alles Andre im Einzelnen, alles vom Ganzen Getrennte, Eigenthümliche, ist entweder unbedeutend oder gradezu schlecht.

Das Staatsganze aber ist deshalb da, weil es in der Natur des Geistes liegt, sich als eine große Einheit Aller, eines ganzen Volkes, darzustellen, in der jeder Einzelne seine eigne, innerste

Wahrheit, nicht blos die Befriedigung seiner besondern Bedürfnisse, zu finden und anzuschauen hat. Das Gesetz ist nicht gemacht, damit der Einzelne in seinem Schacher oder seinem sonstigen Treiben gegen Unglimpf und Verletzung geschützt werde, sondern in ihm gewinnt der allgemeine vernünftige Wille, der in Allen, aber in der Mehrzahl unentwickelt, vorhanden ist, Ausdruck und Macht. Jeder Einzelne hat daher das Opfer zu bringen, sich, sein Einzelleben und Treiben, als etwas durchaus Untergeordnetes und Unwesentliches, zu vergessen über dem Bewußtsein des allgemeinen, vernünftigen Willens, das in ihm lebendig werden, und ihn selbst von seiner schlechten Besonderheit und Herausgerissenheit erlösend, zur geistigen Ganzheit, zum Gesammtbewußtsein erweitern und adeln soll.

Das Gesetz hat also der Einzelne nicht als eine bloße bürgerliche Schadenversicherungsanstalt anzusehn, sondern es ist ihm aufgestellt zu einer das ganze Leben durchwärmenden und erhebenden Begeisterung, die daraus entspringt, daß er sein tiefstes, geheimstes Wollen, das vernünftige, freie Wollen nämlich, im Gesetz sich selbst enträthselt, verwirklicht und freigemacht sieht.

Und sollten ihr etwa noch keinen Staat, noch kein Gesetz haben, das dieser großen Bestimmung entsprechen könnte, so verschafft es euch!

Daß der Staat außer dieser seiner wahren Be-

deutung zugleich auch für alle jene untergeordneten Bedürfnisse, wenn auch nur indirect, zu sorgen hat, versteht sich von selbst und liegt in seinem Wesen. Denn wenn eine Einheit Aller im Geiste zu Stande kommen soll, so muß dies eine lebendige Einheit sein, welche die Einzelnen nicht vernichtet, sondern sie in allem Reichthume physischer und geistiger Entwickelung in Anspruch nimmt und, alle Kräfte in sich aufhebend, dieselben frei gewähren läßt. Der Staat setzt sich daher eine freie Entwickelung der Individuen, die allein zu einer wahrhaft geisterfüllten Einheit derselben führen kann, schon voraus, und hat für die Möglichkeit und Förderung dieser Entwickelung zu sorgen, wenn er als Staat wahrhaft existiren will. Da aber auch die geistige Entwickelung für den innerhalb der Sinnlichkeit erscheinenden Geist an sinnliche Bedingungen geknüpft ist, da aus irdischem Gedeihen und weltlicher Thätigkeit sich die Blüthe des Geistes entfalten muß, so hat der Staat auch alle jene untergeordneten Thätigkeiten, jede Art von Lebenserwerb in seinen Schutz zu nehmen.

Ferner würde das sich Aussprechen des allgemeinen, vernünftigen Volkswillens im Gesetz nur eine ohnmächtige Redensart sein, wenn es nicht zu der wirklich durchgeführten Macht dieses allgemeinen Willens über alle sich ihm entgegenstemmenden Einzelwillen käme. Jeder Eigenwille muß des-

halb, wenn er sich im Vergehen oder Verbrechen Ausdruck giebt, durch die Strafe gebrochen, und jeder einzelne Wille, der sich dem allgemeinen, vernünftigen gemäß äußert, gegen die Willkühr Solcher, die diesen allgemeinen, vernünftigen Willen in ihrem Handeln nicht anerkennen, geschützt werden. Wer aber mit dieser Beförderung der einzelnen Thätigkeit und Bildung, mit dieser Beschützung gegen das Unrecht, das Wesen und die Bedeutung des Staates erschöpft glaubt, der nimmt den Leib für den ganzen Menschen, ohne vom Geist Notiz zu nehmen, der übersieht die Einheit des Lebens über ihren Wirkungen in den einzelnen Gliedmaaßen, der liest die einzelnen Sylben des Satzes, ohne den Gedanken gewahr zu werden, der sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Weil aber die Gemeinheit, die Selbstsucht und die Dummheit die Masse der Menschen beherrscht und von jeher beherrscht hat, so ist die eben bekämpfte Ansicht vom Staate die bei weitem verbreitetste, eben weil sie so trivial, platt und geistlos ist, und man wird unter zehn Menschen kaum einen finden, der sich je von einem höheren Staatszweck nur hat träumen lassen, als daß er und seine Sippschaft polizeilich geschützt sein solle. Denn bei weitem die meisten Menschen vermögen es schlechterdings nicht zu begreifen, daß ihr kleines Selbst nicht die Hauptsache und das für sie einzig Wichtige sei. Ja sie würden sich in ihrer Stupidität höchlich verwundern,

wenn sie zufälliger Weise in Erfahrung brächten, daß einem Idealisten und Phantasten die verzwickte Schrulle in den Kopf gekommen sei: der Staat sei die wirkliche Einheit eines Volkes im Geiste. Sie würden darüber lachen müssen, daß Jemand es mit bloßen Ideen (Redensarten, leeren Worten) sogar ernstlich nehmen könne, noch mehr aber darüber, wenn er auch ihnen zumuthen wollte, es mit diesen Ideen gleichfalls ernstlich zu nehmen, ihnen, die als practische Menschen doch genug Wirkliges zu thun, sich genug um das Reelle zu bekümmern haben und sich demgemäß nicht um Allotria, um „Einheit im Geist, Gestaltung des Geistes" und dergleichen spitzfindige Wortspiele bekümmern können.

Aber mit Solchen haben wir in diesem ganzen Werke gar nichts zu schaffen. Sie werden es nicht lesen, und sollte es, wider alles Vermuthen, irgend Einer von ihnen lesen, so würde er, weit entfernt, sich überzeugen zu lassen, uns gar nicht einmal verstehen, obwohl wir den klarsten und einfachsten Dingen den klarsten und einfachsten Ausdruck zu geben bemüht sind. Denn die Kunde vom Geist und seiner Wahrheit versteht nur der, der sich selbst als Geist, in seiner Wahrheit, erfaßt hat. Für jenen trüben Bodensatz der menschlichen Gesellschaft also verlieren wir kein Wort. Nur für die hohe Aristokratie derjenigen, die da fähig sind, die Wahrheit, wenn auch noch nicht klar zu erkennen, doch wenigstens dunkel zu fühlen und in einzelnen Lichtblitzen zu ahnen.

tönen unsere Worte, um sie zu wecken, damit dieses Gefühl, diese Ahnung zur triumphirenden, klar erkannten Gewißheit werde, und sich diese Gewißheit in ihrer majestätischen Ueberlegenheit gegen den Pöbel mit seiner materialistischen Weltansicht fühlen lerne. Diese erkannte Ueberlegenheit aber muß und wird dazu führen, daß die rechte, geistige Gesinnung nicht nur theoretisch, sondern auch practisch Kraft, Macht und allgemeine Geltung gewinne gegen die materialistische ungeistige, daß diese letztere von der ersteren nur als todter Stoff verwandt und gezwungen werde, den höheren Zwecken der erstern unbewußt zu dienen. Denn weiter taugt sie zu nichts; in sich selbst ist sie vollkommen werthlos und nichtig. Soldaten, die, ohne Gesinnung, ohne kriegische Einsicht und ohne bewußte Tapferkeit, nur dazu gut sind, als Figuranten in der Schlacht vor eine Lücke geschoben zu werden, nennt man Kanonenfutter. Eben sie ist jener Pöbel, der vorzugsweise in den höheren und höchsten Ständen zu suchen ist, das Kanonenfutter der Weltgeschichte. Er muß zum Dienste des Geistes, selbst wider seinen Willen, gezwungen werden, denn der Geist und nur der Geist hat Recht, und wer geistige Zwecke zu verfolgen hat, der darf und soll die Massen, sofern sie sich selbst nicht zur Höhe des geistigen Bewußtseins erheben wollen, als Material verwenden, das erst im Gange des ausgeführten Baues Werth und Bedeu-

tung erhält. Dieſen Despotismus, den des Geiſtes über den Staub, predigen wir laut und offen.

Wir aber ſind zur Zeit noch ſo weit davon entfernt, daß nur der Geiſt und ſeine Propheten den öffentlichen Verhältniſſen ihre Geſtalt gäben, daß im Gegentheil die Leitung der wichtigſten Angelegenheiten den größten Verläugnern des Geiſtes und ſeiner Wahrheit mit Vorliebe anvertraut wird.

Wir wollen hier ein Wörtlein von den Diplomaten reden, die wir nicht nach den Ausnahmen unter ihnen (d. h. nach den unverderbenen Ehrenmännern, die etwa dieſen Namen tragen mögen), ſondern der Mehrzahl nach charakteriſiren. Sie ſind die verächtlichſten, aber auch die gefährlichſten Staatsathei ſten. Denn die unſchuldige Stupidität des Materialismus der Maſſen iſt bei ihnen zu raffinirter Klugheit ausgebildet, ohne doch damit einen wahrhaftigen Inhalt erlangt zu haben. Was alſo den Inhalt betrifft, ſo iſt dieſe Klugheit ganz daſſelbe, wie jene Stupidität, der Unterſchied liegt nur in der Form. Hier wie dort iſt's ein leerer Topf, nur hat er dort die plumpe Geſtalt der Stupidität, hier die zierliche und geſchnitzelte der Klugheit.

Dieſe Leute ſind über alle „Schwärmereien" und „Illuſionen", unter welchen Namen nämlich jede menſchliche Tugend und Begeiſterung verſtanden wird, hinaus, und blicken im Geheimen vornehm lächelnd auf die Maſſe gemeiner und dunkler Menſchen herab, die irgend einer Begeiſterung

irgend eines Eifers für das Heilige und Rechte noch fähig, die in den kindischen Täuschungen (Illusionen) noch befangen sind. Sie sehen eine solche Begeisterung nur für eine kindische Aufwallung an, aus der man aber, wie aus allen Thorheiten der Menschen, so viel Vortheil als möglich ziehen, die man benutzen und leiten müsse, um durch sie seine geheimen Zwecke zu erreichen, von denen jene tölpelhafte, blinde Begeisterung selbst sich freilich nichts träumen läßt. Ja sie lassen es sich sogar angelegen sein, eine solche Begeisterung künstlich zu erregen, wenn sie sie grade brauchen können, und sich selbst in sie zu kleiden, wie in einen Gallafrack. Wird sie überflüssig oder gefährlich, dann dämpfen sie sie wieder, ziehen den Gallafrack wieder aus und das Kleid einer andern Gesinnung an, deren sie sich nach den Zeitumständen grade am besten bedienen können. Freilich sind sie in Hinsicht auf Erregung einer allgemeinen Begeisterung und Durchführung großer Volksthaten in demselben albernen Irrthum befangen, wie jenes Heupferd, das dem Bauer den Wagen aus dem Koth gezogen zu haben wähnte, denn eine allgemeine Volksbegeisterung war nie das Machwerk der Diplomaten, aber sie bilden es sich in ihrer hohen Weisheit doch ein.

Weshalb aber diese Diplomaten überhaupt selbst noch bestimmte Zwecke verfolgen, ja mit eiserner Beharrlichkeit die Arbeit ihres Lebens daran setzen

das geſchieht nicht aus irgend einer tiefen, ehrlichen Ueberzeugung, ja bei den Eminenteſten unter ihnen nicht einmal aus leidenſchaftlichem Ehrgeiz oder Gewinnſucht, ſondern weil ſie das Staats- und Völkerleben als eine Schachpartie betrachten, als einen Schau- und Kampfplatz ſeiner Verſtandesberechnungen und Combinationen, bei welchem Spiele betheiligt zu ſein im höchſten Grade intereſſant iſt, in dem obzuſiegen der Eitelkeit eine hohe Genugthuung gewährt. Ob ſie für das Princip der Freiheit, oder das des Despotismus wirken — ihnen gilt es ſo ziemlich gleich, ihnen iſt der Staat ja nichts, als ein Spielball ihrer Geſchicklichkeit. Daß die Freude am Siege der innerſten Herzensmeinung, der Schmerz über den Umſturz eines Heiligen ſie nimmer berührt, geben ſie für Ueberlegenheit aus, und der verblüffte Haufe iſt dumm genug, es auch dafür zu halten, ohne zu begreifen, daß zu ſolcher Ueberlegenheit eben nichts erfordert wird, als vollſtändige Verworfenheit, gänzliche Aushöhlung des Geiſtes und Gemüthes. Aber dennoch haben dieſe ſteinernen Erdengötter auch ihre ſchwache Seite, ihren empfindlichen Punkt, wo man ſie in ihrer Menſchlichkeit faſſen kann. Sie ſind nämlich im Stande, vor Grimm krank zu werden, ja vor Schreck zu ſterben, wenn ſie die Nachricht bekommen, in ihren Liſten überliſtet worden zu ſein. Denn es an Schlauheit und Verſchlagenheit Allen zuvorzuthun, iſt die Begeiſterung ihres Lebens.

Diesen Leuten ist das Recht eingeräumt, mit frecher Stirn laut auszusprechen: „ein Verbrechen sei verzeihlicher als ein Fehler," ohne daß sie darum in der öffentlichen Achtung verlieren. Ein Solcher ist im Stande, wenn er durch die Arbeit seines ganzen Lebens das despotische Princip vertritt (was sie in der Regel vorziehen, weil ihnen die krummen und dunkeln Schleichwege viel interessanter sind, als ein einfach offenes, republikanisches Verfahren), dennoch bei einem ästhetischen Thee die begeisterten Strophen eines Dichters vorzulesen, der mit heiligem Eifer für die Freiheit kämpft, der in gewaltigem Zorn die Tyrannei und ihre Tücken an den Pranger stellt. Dabei kann er wohl gar lächeln und die Poesie dieses wunderlichen Schwärmers rechtartig finden. Und das ist nicht einmal Verstellung, denn so schlecht ist der Kerl, daß ihn die Worte jenes Dichters weder aus der Fassung bringen, noch erzürnen. Er selber weiß es schon lange, was da in dem Buche etwa stehen kann, nur daß er es komisch findet und nicht recht begreift, wie man es damit so ernsthaft nehmen, wie man nach „Idealen" ringen könne, in einer Welt, wo doch die Klugheit und List die ewig herrschende Macht bleiben.

Unter sich sind sie schweigend übereingekommen, sich gewisser Ausdrücke, die das Volk heilig und hoch hält, zum Scheine zu bedienen, ohne die Sachen selbst, an deren Wirklichkeit sie überhaupt

gar nicht glauben, darunter zu verſtehen. So haben ſie ſich eine ganz eigne, bilderreiche Gaunerſprache geſchaffen. Sie reden von „Nationalgefühl, Volksehre und Volkswohl, guter Geſinnung, gegenſeitigem Vertrauen, Sympathie“ ꝛc. Wörter, die wohl populär klingen, deren ſie ſich aber nur bedienen, um den eigentlichen Sinn ihrer Reden und Actenſtücke dem Volke völlig unverſtändlich zu machen. Denn in Wahrheit handelt es ſich in dieſen immer nur um Abwägung des gegenſeitigen Vortheils, möglichſt um Uebervortheilung und um Hintergehung des Volkes.

Hier habe ich euch in wenig Strichen die Leute gemalt, deren ganze Religion der Verſtand iſt, dieſe leeren abgelegten Hülſen des Geiſtes, und ich habe euch grade nichts Neues in meiner Schilderung geſagt. Aber daß ich euch von der Verächtlichkeit dieſer Leute überzeugt hätte, daß ich euch den Wahn benommen hätte, ſolche ausgenommene Häringe wären über euch erhaben — das kann ich kaum hoffen. Denn es iſt eine ziemlich verbreitete Meinung: „Um ein vortrefflicher Diplomat und Staatsmann zu werden, müſſe man zuvörderſt ein ſchlechter Menſch geworden ſein, müſſe man überhaupt aufgehört haben, ein Menſch zu ſein.“ Und in dieſem Falle wird die Schlechtigkeit förmlich reſpectirt.

Wurde es doch ſogar in Zeitungen verkündet (und

die Censur strich es nicht): Seht diesen großen Mann! Das Lachen, wie die Thräne, sind ihm längst schon fremd, eiskalt und leer ist seine Brust, über alles menschliche Gefühl, über alle einseitige Gesinnung ist er längst hinaus, der große Mann! —

Seid ihr denn aber gar so dumm und mit Blindheit geschlagen, die Kleinheit und Armseligkeit eines solchen „großen" Mannes nicht einzusehen? Der ist groß, den eine große Gesinnung belebt: der ist reich, der einen göttlichen Inhalt, das Gute, Wahre, Schöne, in sich entwickelt hat und mit Begeisterung hegt. Aber eine Schweinsblase ist nicht erhaben weil sie sich über der Fluth hält. Sie hält sich nur oben, weil sie hohl ist.

Ihr solltet euch schämen, daß ihr eure eigne Würde und Trefflichkeit so erniedern könnt, euch zu beugen vor ausgemergelten Menschen, an ihnen emporzustaunen. Ist etwa das eine Vortrefflichkeit an ihnen, daß ihre Schlicke und Räule euch geheim und unverständlich, daß sie selbst euch die Unerforschlichen, Undurchdringlichen sind? Wenn aber das Geheimniß ein Vorzug ist, um wie viel vortrefflicher seid ihr dann! Denn eure ganz einfache, schlichte Herzensmeinung braucht ihr ihnen, ohne alle Diplomatenkünste, ohne Geheimsprache, nur laut, offen und deutlich ins Gesicht zu sagen, sie bleibt ihnen doch ein Geheimniß, denn nimmer verräth der Schalk einen ehrlichen Mann, und ihr seid dann die geheimen Herren, den Unwissenden gegenüber.

Alles, was ehrliche Geſinnung und erkennende Begeiſterung athmet, iſt ihnen ja eben ſo lauderwelſch, als auch das Chaldäiſche oder eine diplomatiſche Note.

Darum haltet euch ans Schlichte und Offenkundige immerdar und ſeid überzeugt, hinter Allem, was vor der Welt fort und fort ſich geheim zu halten beſtrebt, ſteckt eine Schlechtigkeit oder eine Albernheit. Wer ſich aber mit Schlechtigkeiten und Albernheiten befaßt, den brandmarkt mit dem Stempel öffentlicher Geringſchätzung. Vielleicht daß unſre Enkel dann einmal dieſe Wälſchen gänzlich los werden. Denn aus Deutſchland ſtammen ſie nicht. Das ſchöne Land Italien hat ſie einſt ausgebrütet und uns mit ihnen, wie mit ſo mancher Trefflichkeit, als z. B. Pfäfferei und römiſcher Rechtsgelehrſamkeit, beſchenkt.

Die Aufgabe des Deutſchen aber iſt es, alles Fremde, das ſeiner Natur widerſtrebt, das er ihr nicht vereinen kann, immer mehr von ſich zu ſtoßen, daß er vor der Welt hervorgehe und leuchte in ſeiner angeſtammten Kraft und Herrlichkeit. — ° °

Wir kommen jetzt zu einer andern Stufe des Staatsatheismus, die nicht ganz ſo niedrig ſteht, wie die ſchon angegebenen, weil ſie dem Staate nicht gradezu die Darſtellung aller und jeder Idee abſpricht, ihm hingegen eine Idee anweiſt, aber nur eine untergeordnete, die er ſchon hinter ſich hat, die ihn nicht zu erfüllen fähig iſt, nämlich die

der Familie. Aber gegen diese Ansicht, die von der dem Seite her klug und mit Absicht verbreitet, von der andern gutmüthig und ohne ernste Prüfung geglaubt wird, ist grade am meisten zu kämpfen, weil sie vorzüglich jedes politische Bewußtsein im Volke unterdrückt, alle lebendige Staatsentwickelung hemmt und somit für unsre Zeit die traurigsten Folgen hat. Diese Ansicht nämlich und diese Gesinnung (denn es ist die mehr oder weniger ehrliche Gesinnung vieler Tausende beschränkter und unklarer Menschen) hält den Absolutismus, das despotische Princip am meisten aufrecht und macht zu Knechten, die freie Männer sein könnten und sollten.

Der Staat also ist nach dieser Ansicht keine neue, selbstständige und eigenthümliche Gestaltung des Geistes und Offenbarung Gottes auf Erden, sondern nur die Wiederholung einer schon dagewesenen Gestaltung, nur in einem erweiterten Kreise (in blos quantitativer Vergrößerung), nämlich eben der Familie. Und nun werden alle Vorstellungen und Benennungen, die sich auf den Staat und das Staatsleben beziehen, gewaltsam verdreht und herabgezogen in die untergeordnete Familiensphäre. Der Monarch wird Landesvater, Vater seiner Unterthanen, seines Volkes genannt, die Bürger zu kindlichem Vertrauen, unbedingtem Gehorsam, zu hingebender Liebe gegen ihn verpflichtet, und das Prin-

ab der Staatsregierung ist wieder kein andres, als das, bei der Familie schon abgethane, der **Erziehung.**

Hiermit ist ausgesprochen, daß man ein ganzes Volk als unerzogen, als unmündig betrachtet, und demgemäß wird es dann auch behandelt. Die strengste und kleinlichste Beaufsichtigung und Zucht von oben nach unten findet statt, Niemandem wird eine wahrhaft selbstständige Stellung gegönnt, so daß er von seinem Punkte aus das Ganze übersehen und nach seinem Verständniß vom Ganzen seine einzelne Handlungsweise mit Freiheit bestimmen könnte. Sondern durch die ganze Beamtenreihe hindurch wird immer der Obere für klüger, wohlgesinnter, in seiner Einsicht gereifter angesehen, als der zunächst unter ihm Stehende, so daß der Untere stets die Stellung eines unerzogenen Kindes zum Obern hat, auf dessen väterliches Wohlwollen, auf dessen bessere Einsicht in das, was recht, gut, angemessen ist, er sich zu verlassen hat. Von dem Obern nun wird ihm angewiesen, was er auf diesem seinem Platze grade zu thun habe (so wie der Vater oder Lehrer dem Kinde ein bestimmtes Pensum aufgiebt), ohne daß er sich um den lebendigen Zusammenhang dieses Thuns mit der gesammten Staatsthätigkeit zu bekümmern braucht. Dem unbeamteten Volke gegenüber aber nimmt diese in sich selbst patriarchalisch abgestufte Beamtenreihe wieder die Stellung väterlicher Vormünder an, die die An-

gelegenheiten dieses Volkes zu beaufsichtigen und zu leiten haben.

So spaltet sich denn der eine Landesvater nach unten herab wieder in lauter kleine Väter, Vormünder, Onkels und Lehrer, die alle, nach oben hin, selbst den Charakter der Unmündigkeit tragen, nach unten hin aber, als Mündige, die Beaufsichtigung und Leitung der andern Unmündigen besorgen. Allerdings nun ist dem Unmündigen nicht alle Möglichkeit abgeschnitten, sich über die Willkühr der über ihm Stehenden zu beschweren, wenn dieselbe gar zu arg wird. So steht ja auch dem Kinde frei, sich beim Papa über das Benehmen des Herrn Lehrers, des Onkels, in bescheidenen Ausdrücken zu beklagen. Wird dann befunden, daß das Kind wirklich Recht hat, so wird dies ihm bald und bald zugegeben, ihm aber zugleich Gehorsam, Geduld und Ehrerbietung auch gegen den Ungerechten anempfohlen. Papa aber nimmt dann den Lehrer, oder Onkel, oder ein Onkel den Unteronkel in der Stille vor, macht ihm Vorstellungen und verbittet sich für die Zukunft jede Ungerechtigkeit gegen das gekränkte Kind recht ernstlich. Davon darf das Kind in der Regel nichts wissen (man sagt ihm höchstens: ich habe mit dem Lehrer gesprochen), denn es könnte in seinem kindischen Sinne leicht übermüthig werden und mit Unart auf sein Recht trotzen.

Von allen Berathungen über die allgemeinen Grundsätze, nach denen das Familienleben zu führen

sei (Gesetze), sind die Kinder, eben weil sie Kinder sind, natürlich gänzlich ausgeschlossen. Davon, daß das Familienhaupt verpflichtet wäre, die Vorschläge der Kinder (des Volkes), die sie auf ihren eignen Kopf und in eigner Versammlung beschließen, als geltende Grundsätze, nach denen das Familienleben zu regeln wäre, anzuerkennen, ist natürlich gar nicht die Rede, denn Kinder dürfen nicht klüger sein wollen, als Große. Sondern der Papa wird schon selbst am besten wissen, wie Alles einzurichten, damit Frieden und Ordnung bestehe, und was den Kindern fromme und gezieme. Gerechte und ernste Forderungen an Papa erlauben sich gutartige Kinder natürlich nicht. Höchstens ganz bescheidene Bitten dürfen sie sich in Demuth erlauben, und gewährt sie Papa, so haben sie das als ein Geschenk seiner Güte anzusehn. Jede Forderung aber wird ernst abgewiesen oder, wenn sie mit Trotz verbunden ist, gezüchtigt. Denn Kinder dürfen sich nicht einbilden, daß sie großen Leuten Vorschriften zu machen hätten. Die Verwaltung der Familienkasse liegt natürlich einzig dem Papa ob und wen er daran will Theil nehmen lassen.

Die Kinder haben sich darum nicht zu bekümmern, sondern nur über ihr Taschengeld und ihre Sparbüchse zu verfügen.

Papa also stellt selbst die Familiengesetze fest mit dem Beirath einiger Onkels (obersten Beamten). Dieser Familienrath bestimmt auch, in welche Bezie-

hungen man sich zu anderen Familien setzen soll, in feindliche oder freundliche. Die übrigen Kinder (Staatsbürger) haben hierbei weder mit- noch einzureden, sondern zu gehorchen, denn sie selbst, als unwissende Kinder, verstehen von dergleichen nichts.

Da nun Papa Alles daran gelegen sein muß, daß die Gesinnung seiner Kinder, die erst durch ihn ausgebildet und befestigt werden soll, nicht durch schädliche Einflüsse verderbt werde, so dürfen sie natürlich nicht Alles ohne Unterschied anhören, oder gar lesen, was so zufällig an sie kommt. Sondern Papa sorgt dafür, daß die Kinder unter sich nur gute und gehorsame Dinge sprechen, und beauftragt die Herren Lehrer, den Kindern nur solche Bücher in die Hand zu geben, durch die sie in ihrer kindlichen Demuth nicht irre gemacht werden, die aber ihnen vorzuenthalten, welche sie auf verbotene Gedanken bringen könnten, z. B. auf den: sie seien eigentlich gar keine Kinder, wie Papa und Lehrer versichern, sondern erwachsene Menschen. Denn dieser höchst gefährliche Irrthum, diese gemachte, hohle Theorie könnte das ganze Familienleben zerreißen, indem die Kinder am Ende gar selber Vernunft und Willensfreiheit haben wollten. Daß aus den unschuldigen Spielübungen und kindischen Geistesergehungen der Familienkinder selbst alles Anstößige und Unbescheidene wegzustreichen wird, versteht sich natürlich von selbst.

Diese ganze Schilderung ist eine Frage, aller-

dings, aber wir machen die Fratze nicht, sondern sie entsteht von selbst, wenn eine hohe Gestaltung ins Niedere herabgezogen wird, wenn man den Staat als Familie betrachten will. Das giebt natürlich nichts, als eine groteske Verzerrung.

Wehe aber jedem Unterthanen eines „landesväterlichen" Staates, der diese Schilderung blos mit Lächeln liest.

Aufs Lächeln ist sie nicht berechnet, sondern jedem also Mißhandelten sollte bei ihr das heiße Herzblut in die Wangen schießen, das Bewußtsein der ungeheuren Schmach und Schande sollte über ihn kommen, daß er sich vor sich selbst wie vernichtet fühlte. Seid ihr nicht Männer? Seid ihr nicht selbst Väter und Erzieher? Und dennoch habt ihr euch diese ungeheuer alberne und lügenhafte Erfindung aufbürden lassen: ihr wäret Kinder, wäret Unmündige, Unerzogene. Ja ihr macht euch (wie nur heuchlerische Kinder thun) wohl gar noch breit mit dem Gefühl eurer Unmündigkeit, das sie euch glücklich ausdemonstrirt haben, und laßt es aus in großen, tönenden Worten mit einem Anfluge läppischer Begeisterung, die ihr euch selbst vorlügt. Pfui! schämt euch in die Seele hinein vor den Völkern, die sich nicht wie Kinder behandeln lassen! Schämt euch vor eurem Weibe, das einen Mann an euch zu haben glaubt, vor euren Kindern, die einen Vater in euch verehren! Schämt euch vor

der Nachwelt, vor der Geschichte, die euch mit gerechter Verachtung brandmarken wird!

Daß nun aber Ausdrücke, wie „Landesvater, kindlicher Gehorsam, kindliches Vertrauen" ꝛc., nicht die eigentliche Wahrheit sondern nur bildliche Redensarten, also Erfindungen des Witzes oder der Phantasie sind, leuchtet jedem Kinde ein.

Der „Landesvater" ist kein Vater, weil er weder den Grund und Boden seines Reiches noch seine Unterthanen wirklich gezeugt hat. Die Unterthanen sind keine unerzogenen Kinder, weil sie 5 Fuß und drüber groß sind, Bärte haben und nicht mehr im Discant sprechen. Sie sind auch nicht erwachsene Kinder des sogenannten Landesvaters, denn sie sind zum Theil eben so alt, zum Theil selbst älter, als er, und wenn man einen zehnjährigen Jungen, der zufällig einmal König sein kann, unmöglich den Vater achtzigjähriger Greise nennen könnte, ohne für verrückt zu gelten, so ist nicht einzusehen, warum der Unsinn durch einen geringeren Unterschied der Jahre geringer werden sollte. Außerdem hat jeder der Unterthanen schon seinen besonderen, eignen Vater, und wenn sich die Natur mit einem Vater für jedes genug sein läßt, so konnte sich, dächten wir, der Mensch auch dabei beruhigen und brauchte sich nach keiner weiteren, künstlichen Kindschaft und Vaterschaft umzusehn.

Sind aber jene Ausdrücke, wie an sich klar, nur bildliche, so darf einem bloßen poetischen

Bilde unmöglich die Kraft und Macht eingeräumt werden, gestaltend und bestimmend auf die Wirklichkeit, auf die ganze Einrichtung des Staatsbaues einzuwirken. Ein Bild ist ein bloßes Spiel, das zwei Dinge, oft wegen einer flüchtigen Aehnlichkeit, zusammenbringt. Aus dieser flüchtigen Aehnlichkeit aber darf man nicht, wie aus einem festen, bewiesenen Satze, Folgerungen ziehen, die dann auch als Wahrheit gelten sollen. So steht z. B. die aus dem bildlichen Ausdruck „Landesvater" gezogene Folgerung „Die Unterthanen sind Kinder, folglich unmündig, folglich der Erziehung der väterlichen Beaufsichtigung bedürftig, zu unbedingtem Gehorsam gegen die Person des Landesvaters verpflichtet" — gänzlich in der Luft. Freilich wird diese Folgerung nicht, wie sie hier steht, gradezu ausgesprochen; aber sie wird, was viel schlimmer ist, factisch gemacht und findet ihren Ausdruck und ihre Verkörperung in allen, oben travestirend geschilderten Einrichtungen der absoluten Monarchie.

Würde man den nicht für einen Verrückten erklären, der aus dem bildlichen Ausdruck „die Sonne geht auf" also schließen wollte: „die Sonne geht, folglich hat sie Beine, folglich ist sie ein Thier, folglich frißt sie" ꝛc.?

Oder wenn ein Geistlicher von der Kanzel seine Zuhörer Schafe nennt, kann er vernünftiger Weise

damit meinen, daß sie Wolle haben und geschoren werden müssen?

Wenn also auch der bildliche Ausdruck Landesvater ein recht schlagender und treffender wäre, so würde aus ihm noch lange keine sichere Folgerung auf das ganze vernünftige Verhältniß des Fürsten zum Volke zu ziehen sein, denn die treffendsten Bilder heben immer nur einen bestimmten Berührungspunkt zweier Dinge hervor, die übrigens wie Tag und Nacht von einander verschieden sein können. Wo ist denn aber auch das so sehr Treffende und Schlagende dieses Bildes, wo ist der Berührungspunkt zwischen Vater und Fürst? Darin etwa mag er gefunden werden, daß der Fürst zu befehlen hat, wie der Vater, daß er für die Unterthanen arbeitet und sorgt, wie der Vater für die Kinder. Aber das eben sollte nicht sein. Das ganze Bild setzt schon eine falsche und schlechte Auffassung des Staates, setzt schon die Unmündigkeit des Volkes voraus. Das Volk hat für sich selbst zu arbeiten und zu sorgen, es hat sich, indem die Gesetzgebung aus seinem Willen hervorgeht, selbst zu befehlen, eben weil es factisch nachweislich nicht aus Kindern, sondern aus Erwachsenen besteht, die in Schule und Elternhause schon erzogen sind, also nicht noch einmal erzogen zu werden brauchen.

Oder bezeichnet die Natur, bezeichnet Gott die Fürsten durch einen besondern Wunderact als Vätern ähnlich, indem er sie mit besondern Geistes

kräften, mit besondern Tugenden, dem Volke gegenüber geboren werden läßt? Ganz und gar nicht! Sie sind klug oder dumm, besonnen oder unüberlegt, gut oder böse, ganz ebenso wie alle andern Menschen. Im Gegentheil liegt es in ihrer Erziehung und Stellung, daß sie meistentheils mittelmäßige Köpfe und Menschen von mittelmäßiger Tugend sind. Dennoch ist man auf die Erfindung gekommen, und hat sich der Glaube befestigt, in der Stellung des Fürsten läge wirklich eine ganz besondere Weihe und Heiligkeit, gleichsam etwas Uebermenschliches, allen andern Menschen gegenüber; der Fürst wird genannt und nennt sich „von Gottes Gnaden", er spielt die Rolle eines Stellvertreters Gottes auf Erden (wie der Papst), und daraus folgt dann unmittelbar, daß auch jeder Willensact des Fürsten als Ausfluß der Gnade betrachtet wird. So hat der Fürst denn die Gnade, in seinem Lande Recht und Gerechtigkeit handhaben zu lassen, er hat die Gnade, die Fähigen zu befördern, die Besten zu seinen Rathgebern zu ernennen, die Beamten zu besolden, die Wissenschaft, die Industrie zu schützen und zu fördern, er hat die Gnade, dem Volke weise und milde Gesetze zu geben, und bloße persönliche Gnade wäre es, wollte er ihm gar eine sehr mäßige und beschnittene politische Freiheit gewähren. Zu fordern (obgleich das Wesen des Geistes durchaus Freiheit verlangt) hat das Niemand von ihm, und er könnte eben so gut auch von all diesem das Umgekehrte thun, und man

müßte sich's gefallen lassen. So wird es von der ganz zufälligen Willkühr, von dem guten Willen (bon plaisir) eines Einzelnen abhängig gemacht, ob ein ganzes Volk auf eine dem Geist allein angemessene und würdige Art, das heißt frei unter vernünftigen Gesetzen, leben, oder eine verkrüppelte, ungeistige und somit gottlose Existenz hinschleppen soll. Und brächte der Einzelwille des Fürsten das Volk wirklich so weit herunter und ließe es aus diesem verworfenen Zustande nicht emporkommen: absetzen darf ihn kein Mensch, denn er hat seinen Beruf nicht von den Menschen, sondern von Gott, und ihm allein ist er verantwortlich.

Dieser Götzenglaube hängt genau zusammen mit der Erblichkeit der Fürsten. Durch sie nämlich wird es, ohne Zuthun des Menschengeistes, der Natur überlassen, auf welches Haupt die Krone gesetzt werden soll. Ueberall aber, wo die Natur wirkt und entscheidet, pflegen die Menschen Gottes unmittelbare Macht und Mitwirkung anzuerkennen, während sie dieselbe da abläugnen, wo etwas weit Höheres und Göttliches, als die Natur, nämlich der Menschengeist entscheidet, wo mithin Gott, der Geist, noch in weit höherem Sinne zugegen und wirksam ist, als in der blinden Natur, die um ihr eignes Gesetz nicht weiß. Dabei vergißt man aber ganz, oder stellt sich an zu vergessen, daß die Erblichkeit der Fürsten selbst keineswegs in der Natur nothwendig begründet, keines

weges eine unmittelbare göttliche Offenbarung, sondern, wie sich geschichtlich nachweisen läßt, lediglich eine menschliche Einrichtung ist. Sie ist also vom Menschengeiste ausgegangen, und wenn etwas Göttliches in ihr liegt, so liegt es nur insofern darin, daß sie eben vom Menschengeiste, als seinem Wesen gemäß, ausgegangen ist. Ist sie aber vom Menschengeiste ausgegangen, so bleibt sie dem Menschengeiste auch schlechthin unterworfen, er bleibt die Macht über sie. Wenn nun der Menschengeist in seiner lebendigen Fortentwickelung auf einen Punkt kommt, auf dem die Erblichkeit des Fürsten, der geheiligte und geweihte Charakter desselben, das Gefühl der Unmündigkeit, dem Landesvater gegenüber, nicht mehr mit seinem Wesen und Bewußtsein in Einklang steht, sondern ihm widerspricht, so hat er, der Geist, keineswegs die bestehende Einrichtung zu respectiren und sein Denken ihr unterzuordnen, ihr gemäß einzurichten, — sondern im Gegentheil hat die geheiligte, väterliche Fürstenwürde, dem Fortschritt des Weltgeistes gegenüber, sich aufzugeben, sich ihm zu bequemen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, vom Menschengeiste, als der Macht der Weltgeschichte, doch über kurz oder lang als ein Abgethanes und Vergangenes zerbrochen und weggeworfen zu werden. Ja! wenn in der menschlichen Natur, in der Natur jedes Volkes als ein schlechthin zwingender Trieb geradezu die Nothwendigkeit läge, einen erbli-

chen, väterlichen, unumschränkten, heilig gehaltenen Fürsten zu haben, dann müßte in dieser Fürstenwürde, in dieser Verfassung, wie in jeder Naturerscheinung, eine Offenbarung Gottes begriffen und verehrt werden. Dieser Trieb, diese Nothwendigkeit ist aber keineswegs (wie jedes Blatt der Geschichte lehrt) den Menschen und Völkern immer und überall eingepflanzt, sondern tritt nur auf einer bestimmten, im Verhältniß zu der folgenden Periode niedrigen, Entwickelungsstufe der Völker hervor. Auf dieser, aber auch nur auf dieser Stufe ist dann die Göttlichkeit der absoluten, erblichen, patriarchalischen Monarchie anzuerkennen; die Vernunft, die Freiheit, der allgemeine Wille des Volkes ist dann in dieser Verfassung verkörpert. Da aber der Mensch nicht blos Creatur, nicht blos unfreies Naturleben ist, sondern Geist, so kann er niemals, wie alle bloße Naturwesen, auf irgend einer bestimmten Stufe der Entwickelung festgehalten, auf ihr für ewige Zeiten fixirt werden, sondern der Geist ist ewige Selbstentwickelung. Die Menschen dürfen also nicht ihren Staat durch alle Zeiten und Generationen auf ein und dieselbe Weise bauen, wie die Biber ihre Wohnungen, die Bienen ihre Zellen, sondern der Geist kommt im Verlauf seiner Entwickelung und Selbsterkennung immer zu tieferen Resultaten, und diesen hat er dann, seinen alten Gestaltungen gegenüber, auch Gestalt zu geben. Diese hat er, wo möglich, in jene alten Gestaltun-

gen selbst hineinzubilden, daß sie sich in sich selber läutern und wiedergebären, um dem neuen Geiste gemäß zu werden. Denn das allein kann sie vom Untergange retten.

Was also auf der einen Stufe die Vernunft und Freiheit ausdrückte, das wird, wenn es der gewonnenen höhern Stufe des Geistes gegenüber sich erhalten will, wie es ist, zu Unvernunft, Willkühr und Zwang. So nun ist es dem höheren Bewußtsein unserer Zeit gegenüber, indem die Ausgießung des Geistes über alle Menschenhäupter vollbracht ist, eine sinnlose Willkühr, eine besondere Weihe, Heiligkeit und Väterlichkeit grade auf ein einzelnes Haupt zu bannen; und die Zumuthung, sich dieser willkührlichen Behauptung als einer ewigen Wahrheit in Gedanken, Gesinnung und That unterwerfen zu sollen, ist eine Tyrannei. Was sonst Glaube war, wird, da eine tiefere Einsicht sich gebildet, dieser gegenüber, zum Aberglauben, und so ist die für gewordene Idee von der übermenschlichen Heiligkeit und väterlichen Weisheit des Fürsten dem gesunden und fortgeschrittenen Geist unserer Zeit eben so gut eine Abgötterei und Gräuel, wie es vor dem allgemeinen, christlichen Bewußtsein Abgötterei und Gräuel ist, daß die Mongolen in ihrem Dalai Lama, die Inder im Affenkönig Hanuman das Göttliche gegenwärtig zu haben glauben.

Jeder Aberglaube aber ist, von der höheren Geistesstufe aus betrachtet, zugleich ein Unglaube und

Atheismus. Denn in jedem Aberglauben erstreckt sich der Mensch, die unendliche, lebendige Fülle der Gottheit, grade in einen, mit störrischer Willkühr festgehaltenen Punkt (ein Thier, Bild, eine menschliche Persönlichkeit) zusammenzupressen, gleichsam zu seinem Gebrauch, wie ein Hausthier, einzusperren. In diesem Punkte nun soll sich Gott offenbaren, überall sonst — nicht.

Gott also wird im Aberglauben erstens abgelängnet, indem seine Existenz und Gegenwart überall außerhalb jenes gewählten, ihm zugewiesenen Punktes, jener bestimmten Gestalt, nicht anerkannt wird. Ferner aber dadurch, daß der in jenen Punkt gebannte Gott gar kein Gott, das heißt nicht der von Raum und Zeit unbedingte unendliche Geist, sondern nur ein unlebendiger Götze, das bloße Machwerk menschlicher Laune, ist. Auf der einen Seite (im All) ist also Gott nicht anerkannt, auf der andern (im besondern Gegenstande des Aberglaubens) vernichtet. Es bleibt also gar kein Gott übrig.

So wie nun die Ansicht eine atheistische ist, die sich Gott blos im Himmel, das heißt in einem sinnlich begrenzten Raume, vorstellt, so ist auch diejenige atheistisch, welche den Geist Gottes als eine heiligende, weihende, mündig machende Kraft blos im Fürsten anerkennt, ihn aber im Volke ablängnet.

Wie kommt grade der Fürst dazu, von Gottes Gnaden zu sein, das Volk aber nicht? Daß Gottes Gnade grade im Fürsten ausschließend lebendig und

wirksam sein soll, ist der Aberglaube, daß sie in den Millionen Menschen, welche das Volk bilden, nicht sein soll, daß das Volk keine göttliche Berechtigung habe, der Unglaube, der Atheismus dieser Ansicht. Von Gottes Gnaden ist der Fürst freilich, aber daran hat er nichts voraus, vor keinem Menschen, ja vor keinem Naturwesen. Denn wo in aller Welt wäre Etwas, das nicht von Gottes Gnaden wäre? Jede Motte, jedes Sandkorn ist von Gottes Gnaden. Aber in höherem Maaße von Gottes Gnaden sind immer nur höhere Organisationen. Der Fürst aber ist keine höhere Gattung, er ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Mensch; Mensch und Mensch aber sind von gleicher Art und Berechtigung, und nur der Mensch in höherer Geistesentwickelung ist mehr von Gottes Gnaden, als der unentwickeltere Geist. Bekanntlich aber entwickelt sich der Geist nicht familien- und abstammungsweise, so daß er grade nur in der regierenden Fürstenfamilie in besonders hohem Maaße fort und fort angetroffen würde. Im Gegentheil haben wir grade in Deutschland die gewaltigsten Fortschritte des Geistes weder den Fürsten, noch vorzugsweise den Vornehmen und Adligen, sondern dem Mittelstande, den Bürgersleuten zu verdanken, wie, mit wenigen Ausnahmen, alle großen Namen, die der eigentliche Stolz unseres Nationalbewußtseins sind, die Namen der Geistesheroen, beweisen von Luther bis auf unsere Zeit. Wenn daher irgend ein Stand berechtigt

sein sollte, sich vorzugsweise von Gottes Gnaden zu nennen, so wäre es der Bürgerstand, den Gott mit dem Odem und der Kraft seines schöpferischen Geistes vor Allen hoch begnadet hat.

Das ist also der Atheismus des absolutistischen Princips, daß es die Souverainetät des Volkes, das heißt die Vernunft, den freien Willen, den Geist im Volke, daß es den Gott im Volke ableugnet. Daraus entstehen dann jene verkrüppelten Ungethume von Verfassungen, die gespenstig und spukhaft gemahnen, wie Menschenleiber, deren Herz und Lunge ausgerissen wären, jene Halbverfassungen, bei denen die eine Seite, die Verwaltung und die Verkettung des Beamtenheeres, da ist, die andere und wesentliche aber, die lebendige Gesetzbildung aus dem nach oben zu sich läuternden vernünftigen und freien Willen des Volkes, die dem Staate erst den wahren Lebenspulsschlag verleiht, ganz und gar fehlt und vergebens gesucht wird. Wir haben also nur die eine abgerissene und schlechtere Hälfte eines Staates, die doch für einen ganzen und wahren Staat gelten will. Die Gesetzbildung geschieht in einem solchen Halbstaate ebenso, wie die Ausübung, von oben herab, beide gehen in gleicher Richtung von einem einzelnen, ganz zufälligen Willen, von dem des Fürsten aus, der zufälliger Weise einmal (denn eine Bürgschaft dafür ist nicht da) mit dem wahrhaft freien, vernünftigen, allgemeinen

Willen übereinstimmen, eben so gut aber von Unvernunft verfinstert, von Selbstsucht und roher Leidenschaft gelnechtet, im eignen, ganz besondern und unallgemeinen Interesse befangen sein kann, wodurch er dem allgemeinen Geiste ganz vereinzelt gegenübertritt. Und diese Einzelheit soll dann doch eine göttliche Berechtigung haben gegen das Allgemeine.

Aller lebendige Staatsorganismus ist somit zerstört. Denn dieser besteht eben in dem Auf- und Abfließen der Volkskraft, die aus sich selbst und ihrem Willen das Gesetz gebiert und es dann von eben, als gestaltendes Princip, zurückempfängt, die somit erfüllt in sich selbst zurückkehrt und in diesem lebendigen Kreislauf sich selbst genugthut und bändigt, sich selbst Maaß und Inhalt ist. Dagegen bleibt nur das schlechte Balken- und Brettergerüst der Verwaltung und Beamtenhierarchie übrig, ohne den eigentlichen Staatsbau und die bauenden Kräfte, die durchaus nur in der lebendigen Gesetzerzeugung vom Volke aus zu finden sind. Solch ein Staat ist deshalb eigentlich noch kein Staat in der wahren Bedeutung des Wortes, keine res publica Aller, sondern nur eine res privata der Fürstenfamilie und ihrer Günstlinge.

Deshalb wird in solchen Staaten auch alle Publizität, Oeffentlichkeit, so viel wie möglich vermieden.

Die übrig bleibende eine Bewegung des Staats

lebens von oben herab ist nur eine mechanische, ein äußerlich sich fortsetzender Stoß. Zur lebendigen organischen Bewegung kann sie nur werden als ein Umlauf der Lebenskraft, nur also durch die zweite, entgegengesetzte Bewegung des Volkswillens von unten nach oben.

Das Gesetz wird in einem solchen Scheinstaate vom Fürsten und seinen Alchymisten in ihren geheimen Kammern fabricirt und dem Volke eingegeben, wie eine Medicin, während es im wirklichen, im freien Staate aus dem Boden des Volkswillens und im Sonnenscheine der Oeffentlichkeit lebendig wächst, und dann Schatten, Blüthen und Früchte dem Volke, als sein Eigenstes, zurückgiebt. Die Medicin nimmt das Volk nur deshalb ein, weil es sich vom Arzte einreden und versichern läßt, sie sei nöthig und heilsam. Das Volk selbst aber weiß von ihrem Wesen und ihren Kräften nichts, kann also von ihrer Wirkung auch nur halb überzeugt sein, und schüttelt sich nicht selten vor Widerwillen beim Herabschlucken dieses fremden Stoffes. Im freien Staate aber erkennt das Volk die Blüthen und Früchte des Baumes wieder als eigenes Wachsthum und pflückt sie mit Stolz und Freude und mit der sichern Zuversicht, etwas Eigenes und Gesundes zu genießen.

Deshalb hat in einem absolutmonarchischen Staate Niemand eine wahre Lust und Begeisterung an seiner Thätigkeit und Stellung. Eine allgemeine

Verdrossenheit, Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit zieht sich durch das ganze Staatsleben, die nur durch die strengste Beaufsichtigung und die Forderung einer peinlichen, mathematischen Ordnung und Regel des Geschäftsganges zu einer krankhaften Spannung und geistlosen Scheinthätigkeit angespornt werden kann. Alle Berufsgeschäfte werden für langweilig und lästig erklärt, denn der Lebensodem aller ächten Menschenthätigkeit, mit Freiheit und Bewußtsein für ein Ganzes zu wirken, fehlt. Wenn der Knüppel nicht stets beim Hunde läge, wenn die Leute nicht Brod brauchten und es sich verdienen müßten, so würde die Mehrzahl sich von aller Staatsthätigkeit, die hier eben zu einer Privatthätigkeit herabgewürdigt ist, mit Ekel und Ueberdruß abwenden, und die ganze Maschine würde still stehen. Wir übertreiben keineswegs. Man erkundige sich bei den Beamten absoluter Monarchien (wenn man sie anders zur Aufrichtigkeit über diesen Punkt bewegen kann), namentlich bei den jungen Männern, in denen der neue Geist der Zeit anfängt lebendig zu werden, denen daher die Geistlosigkeit nicht mehr genügt, und man wird bald erfahren, ob ihnen ihr Beruf eine Lust und würdige Lebenserfüllung ist, oder eine nothwendige und verdrießliche Alltagsplage, wenn's hoch kommt, eine Liebhaberei, ein Privatsteckenpferd außer allem Zusammenhange mit dem Lebendes Ganzen. Und suchen sie ja etwas mehr, als Brod oder das

kleinliche Interesse an einer Liebhaberei, so ist es jene schlechte persönliche oder Standes-Ehre, die sich zu der wahren Bürger- und National-Ehre grade so verhält, wie Egoismus zur Tugend.

Alle angegebenen atheistischen Staatsansichten bedienen sich oft eines gemeinschaftlichen Beweismittels für ihre Vortrefflichkeit, mit dem sie jede entgegengesetzte Auffassung aufs Triumphirendste niedergedonnert zu haben sich einbilden oder sich anstellen. Sie sagen nämlich: „Wo unsere Gesinnung im Volke verbreitet und demgemäß die von uns gewollte Staatsform, die absolute Monarchie, ungeschmälert aufrecht erhalten ist, da wohnen unter dem Schutze eines gewaltigen Willens die Unterthanen in Frieden, in häuslichem Gedeihen und ungestörter äußerer Wohlfahrt. Alles geht seinen gleichmäßigen Gang, der zerstörende Kampf der Parteien ist niedergehalten von der Kraft der Regierung, die allgemeine Glückseligkeit somit ungefährdet; wogegen in sogenannten freien Staaten wilde politische Leidenschaften zerreißend herrschen, eine Umwälzung der andern folgt, dadurch der Bürger seines Lebens niemals froh wird, da das Gedeihen der Gewerbe, der wohlerworbene Besitz, ja das Leben selbst, niemals gesichert sind."

Diesen Satz zu erörtern, werden dann manche allerdings scheinbare Beispiele aus der Geschichte und Gegenwart herbeigebracht.

Aber einmal ist der ganze Anspruch nicht wahr, was weitläufig zu beweisen nicht in dem Zwecke dieser Schrift liegt, der ein höherer ist. Nur so viel für die Schwachen: ist England trotz der freien Verfassung und der Parteikämpfe nicht der blühendste Handelsstaat? Und wenn die englische Industrie in neuerer Zeit gelitten hat, wenn die Armuth der Arbeiter dort mehr wächst, ist etwa die freie Verfassung daran Schuld, oder liegt nicht eine Hauptquelle dieser Uebel darin, daß die Verfassung noch lange nicht frei genug ist, daß die hohe Aristokratie der großen Grundbesitzer durch ihren übermäßigen Einfluß die Korngesetze hartnäckig aufrecht erhalten konnte, wodurch alle Lebensbedürfnisse in England einen unnatürlich hohen Preis erlangt haben, so daß aus diesem Grunde die englischen Fabriken die Concurrenz der ausländischen nicht mehr aushalten und mithin auch ihre Arbeiter nicht genügend bezahlen und beschäftigen können? Und ist das etwa Ruhe, Ordnung und Sicherheit, wenn der Kaiser von Rußland eine ganze, weitverbreitete Confession zwingt, zu seinem Glaubensbekenntniß überzutreten, und die Bischöfe, die in ihrem Gewissen sich gehindert fühlen, ihm hierin zu willfahren, unheimlich verschwinden läßt, kein Mensch weiß, wohin? daß nur ein dumpfes Gerücht sie in Sibirien Zobel fangen läßt?

Sodann aber, und das ist die Hauptsache, wäre auch das Behauptete buchstäblich wahr, so kommt

vom höheren, dem einzig richtigen, vom geistigen und sittlichen Standpunkt aus betrachtet, wenig darauf an, ob mehr oder weniger Ruhe und sicherer Besitzstand, mehr oder weniger sogenannte Glückseligkeit da sei oder nicht. Es ist in Wahrheit eine naive Frechheit, daß sich die allernackteste Gemeinheit der Gesinnung, die allermaterialste Selbstsucht in allen Gebieten fort und fort den Anstrich des Rechten und Guten giebt und in hochfahrendem Sittenpredigerton auf herzgebrachte Phrasen ordentlich trotzt und pocht, wie auf göttliche Gebote, auf Phrasen, die doch nie etwas Andres sind, als eine mehr oder weniger geschickte und heuchlerisch klug verschleierte Umschreibung der Worte: „Giebt dir Einer vier Groschen, gut, so folge ihm! Giebt dir aber ein Andrer acht Groschen, nun, so lasse den Ersten und folge dem Andern!“ Oder: „Kannst du's beim lieben Gott gut und bequem haben, so diene ihm! Sollst du's aber bei ihm schlecht und unbequem, beim Teufel hingegen gut und bequem haben, dann übergieb dich, wie ja ganz natürlich, dem Teufel und erkläre ihn für den Herrgott!“

War es nicht ein hochherziges, edles und frommes Wort der Juden, da ihnen die Mühe und Noth der Wüstenwanderung gar zu sauer ankam: „Wären wir doch geblieben bei den Fleischtöpfen Aegyptens!“? Freilich waren sie in der Wüste freie Männer, in Aegypten aber verworfene Sklaven. Wer wird aber auf diesen Unterschied, der im

Grunde doch auf einer bloßen Redensart ohne Realität, auf einer bloßen hohlen Theorie beruht, ernsthaft so viel Gewicht legen? Die Fleischtöpfe waren doch einmal das Solide, und an das hält sich der sogenannte Wohlgesinnte immerdar, so wie der Wolf in Tiecks Rothkäppchen, dessen Philosophie also lautet:

Was ich schlage in meinen Leib hinein,
Das ist gewiß und wahrhaftig mein.

Eine Philosophie, der man allerdings nicht den Vorwurf einer „bloßen leeren Theorie" machen kann.

Für den aber, der kein Scheinmensch, sondern ein wahrer Mensch ist, das heißt der sich als Geist erfaßt und nur dem Geist gemäß leben mag, weil er nur so in Gott und Eins mit Gott bleibt, für den hat ein großer Gedanke, eine hohe Gesinnung und deren Befriedigung in den geistigen Formen des Menschenlebens mehr Gewicht und Werth, als alle Fleischtöpfe Aegyptens, ja einen so hohen und unbedingten Werth, daß er sich diesem Gedanken, dieser Gesinnung hingiebt, als ihr Werkzeug handelt, wenn er auch den gewissesten Untergang unmittelbar vor Augen sieht; denn geht er zu Grunde, so geht er auf in den Geist Gottes, der da ist alle Wahrheit, Freiheit und Fülle. Wer nicht in jedem Augenblick bereit ist, sein einzelnes und endliches Leben einzusetzen für ein Höheres, Allgemeines, Ewiges, der verdient gar nicht zu leben. Das ist so un-

alt und kindereinfach, und eben deshalb begreift ihr's nicht. In diesem Sinne trug Christus sein Kreuz auf den Schädelberg, bestieg Huß mit Ruhe den Scheiterhaufen, zog Luther getrost nach Worms, ob auch jeder Dachziegel dort ein Teufel wäre; in diesem Sinne traten die Opfer des Juli dem Kugelregen freudig entgegen. Wer diesen Sinn nicht begreift, ihn nicht in sich selbst zu wecken weiß, der sei doch froh, daß man ihm die unverdiente Ehre anthut, ihn überhaupt noch unter die Menschen zu rechnen, am allerwenigsten aber erfrechе er sich, da das große Wort führen zu wollen, wo über Heiliges und Göttliches, wo über die Freiheit verhandelt wird.

Darauf also kommt es nicht an, ob ihr ruhig auf eurer Scholle sitzt, unbekümmert um alle großen Welthändel euch und eure Familie redlich ernährt und die Leute dort oben in ihrer Weisheit für Alles, was das Gemeinwesen angeht, sorgen laßt. Dadurch trennt ihr euch selbstisch ab vom Ganzen und tretet in unlebendige Vereinzelung. Jede Vereinzelung aber ist Abfall von Gott, denn Gott ist der Geist, das heißt die bewußte Einheit. Deshalb müßt ihr danach streben (und das ist eure heilige Pflicht), in immer größeren Kreisen jeder geistigen Einheit, die ihr verstünden mögt, euch mit erweitertem Bewußtsein einzufügen. Und welche Einheit könnte euch großartiger und ehrwürdiger entgegentreten, als die eures Volkes im Geist, als das

Gesetz, der Staat? In ihm mußt ihr euch, als thätiges Glied, erfassen und, das Ganze durchschauend, eure eigne Thätigkeit in der großen, allgemeinen Staatsthätigkeit aufgehen lassen. Nur dadurch erhält eure eigne Thätigkeit den Stempel des Ewigen, nur dadurch erweitert ihr euch über die Grenzen eures werthlosen Ich hinaus zum großen Bewußtsein eines lebendigen Ganzen, zum Gemeinsinn, nur dadurch ringt ihr euch Gott näher, der das große, allgemeine Bewußtsein des ganzen Universums ist. Alles das ist aber nicht möglich ohne politische Freiheit, das heißt ohne solche Einrichtungen, die es in der That jedem Bürger möglich machen, an der Bildung der Gesetze, der Fortentwickelung der Verfassung lebendigen Antheil zu nehmen, zu dem Ruhme des Vaterlandes beizutragen, ihn als seinen eignen zu fühlen, indem er selbst durch Rath und That, mindestens durch seine Wahlstimme, mitwirkt an allen großen Unternehmungen des Volkes. Traut daher jenen falschen Propheten nicht, die euch nur auf das enge Leben in der Familie und im Gewerbe beschränken wollen, die da verlangen, ihr sollt alle allgemeinen Anordnungen, die den Staat betreffen, gleichgültig und demüthig über euch ergehen lassen, die euch rebellischen Hochmuths und knabischer Sichinallesmengerei bezüchtigen, wenn ihr auch mit drein reden wollt. Sie sind Gottlose und Heuchler, die euch mit solchen Anmuthungen, nur grade nicht mit dürren Wor-

ten, das heilige Erbtheil jedes Menschen, wie gering er auch geboren sei, absprechen — die Vernunft. Denn wer mit Vernunft begabt ist, der ist fähig und pflichtmäßig berufen, an dem sich Gestalten der allgemeinen Vernunft des Volkes, an der Gesetzgebung, Theil zu nehmen, und die größere oder geringere Bildung kann nur über den Grad dieser Theilnahme entscheiden.

Davon ausschließen darf nur Minderjährigkeit, Blödsinn, Verrücktheit, oder Verbrechen. Mit Vernunft begabt ist aber ein geborner König nicht um ein Haar breit mehr, als der Sohn eines Taglöhners.

"Daß durch solche Theilnahme aller Staatsbürger an Gesetzgebung und Verfassung ein rascherer Austausch und Wettstreit der Gedanken und Kräfte entsteht, als da, wo einem einzelnen Willen nur Alles daran gelegen ist, daß das Alte stabil bleibe und daß Alles über einen Kamm geschoren sei, daß aus solchem Austausch und Wettstreit auch wohl Kämpfe entstehen, die vielleicht nicht immer ohne Blutvergießen die Gegensätze versöhnen können (was jedoch nur bei böswilliger Verstockung der Machthaber gegen nothwendige Forderungen der Zeit geschieht), das ist unvermeidlich, und nur das erfreuliche Zeichen innerer, organischer Lebendigkeit. Aber was ist besser: das Gerümmel der Schlacht, wo Jeder beherzt und voll Zuversicht für die Sache, der er sich geweiht, seinen Mann steht, oder die „Ruhe eines

Kirchhofs?“ So bezeichnet Schiller (an dem religiöse und politische Obscuranten ja so oft einen Rückhalt zu haben sich einbilden oder vorgeben) treffend einen Zustand, in dem die Bürger stumpfsinnig, gleichgültig, eingeschüchtert, alle Anordnungen und Gewaltthaten eines einzelnen Willens, ohne Beistimmung wie ohne Widerstand, hinnehmen und sich ihnen fügen, weil sie müssen. Aber diese Gleichgültigkeit ist schlecht und gottlos. Wer sich des Staatsbürgerthums (der lebendigen Theilnahme am Gesetz) begiebt, begiebt sich seiner Menschenwürde, denn der Mensch ist nicht ein einsam hinlebendes Thier, sondern ein „politisches Geschöpf“, das heißt: als Geist ist es seine Natur und Bestimmung, sich zum Gesammtgeist, zum Gemeingeist zu erweitern.

Jeder Eifer, ja jeder Fanatismus, selbst der verkehrteste, für das Gemeinwesen, für die Freiheit ist besser, als der selbstische Stumpfsinn, der nur an sich und seine Krippe denkt und alles Andre dahingestellt sein läßt. Ja der blutige Freiheitsfanatismus eines Marat, jene Carricatur einer krampfhaft überreizten, dunklen Begeisterung, ist immer noch unendlich besser und göttlicher, als die servile Wohlgesinntheit eines Hofraths.

O scheut doch nicht die Unruhe und Gefahr, wo es sich darum handelt, daß ihr als Menschen, das heißt als freie, bewußte Geister, eine angemessene Existenz und Wirksamkeit erringen sollt! Glaubt

mir, es wäre gar so übel nicht, wenn von Zeit zu Zeit gefährliche Entwickelungsperioden des Staates einträten, in denen keinem der Mithandelnden der Kopf fest auf den Schultern stände. In solchen Zeiten erwachen in der Brust des Menschen die ewigen, göttlichen Mächte, die sein ganzes Leben gestalten und beherrschen sollen; in solchen Zeiten, da alles blos Irdische wankt und keinen Halt mehr gewährt, tauchen die treuen, reinen Hingebungen auf Tod und Leben an eine große Sache auf, erwachen die großartigen, kühnen Begeisterungen, die da schaffen und mit göttlichen Keimen befruchten Jahrtausende lang; in solchen Zeiten scheidet sich sichtlich der Mann vom Zeitling, der Geist vom Ungeist, und das reine Urbild der Menschheit wird in seiner klassischen Nacktheit erschaut.

Man ist immer schnell bei der Hand, einem Schriftsteller, der die Sache der Freiheit zu vertheidigen wagt, den Vorwurf zu machen, er reize zur Revolution an, und diesen Vorwurf hält man für so niederschmetternd, daß der Beschuldigte nun ein für allemal und ohne alle Widerrede in die Zahl der Verworfenen und Verhaften, oder der verrückten Fanatiker verwiesen sein soll. Auch wir werden (was uns übrigens ziemlich gleichgültig ist) diesem Vorwurf nicht entgehn. Aber einmal sollten die Herren doch erst beweisen, daß es wirklich und unter allen Umständen ein Verbrechen vor Gott sei, eine politische Revolution hervorrufen zu

wollen. Gesetzt, ein Schriftsteller hielte den Zustand seiner Nation für so verzweifelt, unwürdig, versunken und verfault, daß er, wirklich und innigst überzeugt, in der Revolution, dem letzten gewaltthätigen Hülfsmittel der Völker, die einzig mögliche Rettung, den einzigen Weg zu einem neuen, würdigeren Menschendasein, zu einer Verjüngung im Geiste Gottes sähe, — was wäre es dann, Verbrechen oder Pflicht, wenn er seine Stimme erhöbe für das, wovon er das Heil seines Vaterlandes hofft? Könnte er dann nicht mit derselben Freudigkeit in den Kerker, ja zum Schaffot wandern, mit der Sokrates den Schierlingsbecher trank?

Ferner aber — und das ist schon tausendmal gesagt und wiedergesagt, und das wissen auch unsere Gegner sehr wohl, obgleich sie sich anstellen, es nicht zu wissen — ist noch nie eine Revolution durch Schriftsteller oder Redner gemacht worden. Wer die Revolutionen macht, das sind nicht die Poeten, Philosophen und Publicisten, das sind nicht einmal die Völker, das sind die Regierungen. Die Masse ist träge, gleichgültig und gutmüthig. Sie erhebt sich nicht ohne großen Anlaß, am wenigsten auf den Ruf eines Schriftstellers, den sie nicht versteht. Erst wenn veraltete und deshalb falsche Gedanken als leitende Staatsprincipien von der Regierung so lange und hartnäckig festgehalten werden, daß ihre mißbildende Gewalt sich bis in die letzten, tiefsten Lebenskreise des Volkes eindrängt und in al-

len Regionen, den oberen und unteren, Alles verge-
ſtalt verkehrt und verzerrt, daß den unnatürlichen
Zwang, die widerſinnige Behandlung, die aus ſolchen
Zuſtänden entſpringende phyſiſche Noth kein
Menſch mehr zu ertragen vermag — dann bricht die
gewaltſam niedergedrückte Kraft, das Alte vernich-
tend, hervor, ſchafft ſich in gewaltſamer That Luft
und erzwingt durch wilden Trotz die zu lange künſt-
lich verzögerte Anerkennung und Aufrichtung des
Neuen, wie es die Zeit unerbittlich fordert. Mögen
in einem ſolchen Zuſtande die Schriftſteller für oder
gegen die Revolution ſchreiben (es werden aber
viele für ſie ſchreiben, denn zu Frühlingsanfang ſin-
gen die Lerchen) — das Volk thut, was es
nicht laſſen kann und was die verblendete und
verſtockte Regierung ſelbſt unvermeidlich gemacht hat.
Nur ſolche Revolutionen gelingen, die man kaum
noch zu bekämpfen wagt, ſagt ein berühmter Schrift-
ſteller und Redner unſerer Zeit.

In dem Staate aber, wo dieſes geſchrieben iſt, hat
ſich weder im Volke ein ſo allgemeines politiſches
Bewußtſein entwickelt, noch auch iſt die Regierung
bis jetzt allen und jeden Forderungen der Zeit ſo
entſchieden und hartnäckig verneinend entgegengetre-
ten, daß ein feindlicher Zuſammenſtoß der Volkskraft
mit der beſtehenden Staatsgewalt vor der Hand ab-
zuſehen wäre. Hier eine Revolution herausfordern
zu wollen durch Worte, die nicht überzeugen können,
da die Sachlage nicht danach angethan iſt, wäre der-

halb eine Donquixoterie, und alles Obige hat keinen andern Zweck, als das ganz allgemeine, für alle Zeiten gültige Sittengesetz einzuschärfen: daß der Mensch bereit sein muß und verpflichtet ist, mit Aufopferung aller irdischen Verhältnisse, ja des Lebens selbst, wenn es sein muß, nach allen geistigen Gütern, deren höchstes die Freiheit ist, und die er als vernunftbegabte Creatur nicht entbehren kann und darf, zu trachten und sie ohne Menschenfurcht zu fordern, wenn sie ihm ungerechter Weise vorenthalten werden. Weiter predigen wir, auch die entschiedenen Freunde der Freiheit, die keineswegs zum juste milieu gehören, in unsern Tagen nichts; denn wir haben von der Zeit gelernt und sind klügere Leute geworden, als die unglücklichen Demagogen im deutschen Rock, die ihr ungestraft hetzen dürftet, weil sie zur unrechten Zeit loszuschlagen wollten.

Diesen Spaß machen wir euch jetzt nicht, ihr Feinde der Freiheit, wie heimlich lüstern ihr auch darauf lauern mögt, und das eben ist es, was euch uns gegenüber außer Fassung bringt, was euch so vorlaut grimmig macht und euch zwingt, alles mögliche Obscurantenvolk gegen uns loszulassen. Aber bei aller Affectation des Triumphes verzweifelt ihr schon an eurer eignen Sache, eben weil ihr zu eurem Leidwesen besonnene und deshalb unüberwindliche Gegner an uns habt.

Eine Revolution kann jede Regierung vermeiden, wenn sie, klug und ehrlich, alte Gestaltungen fort und

fort verjüngend, dem geistigen Bedürfnisse der Zeit, des gereiften Volkes entgegenkommt. In diesem Falle wird ihr kein Schriftsteller schaden. Sollte sie sich aber, mit verkehrtem Eigensinn, statt auf das Entgegenkommen immer nur auf das Entgegenwirken verlegen, so rennt sie selbst in ihr Verderben, und Kanonen und Bajonette werden ihr nicht helfen. Das ist so ungeheuer einfach, daß nur die allergewöhnlichste Dosis gesunden Menschenverstandes dazu gehört, es zu begreifen.

„So behalten wir, Alles zusammen genommen, denn doch Recht," werden hier die Finsterlinge triumphirend rufen. „Wir sagten, es sei ein schwerer Irrthum, den Staat als Verkörperung von Gedanken, als Darstellung einer Idee zu betrachten, und wir fügten, die Regierung warnend, hinzu: sie möchte doch begreifen, daß diese lange nicht genug unterdrückte Irrlehre es eben sei, die alle Revolutionen herbeiführe. Hier haben wir nun einen Schriftsteller, der den Staat auf die unter uns mit Recht verrufene ideale Weise auffaßt, und siehe da! er wagt es mit frecher Stirn die Revolution, diesen gräulichsten aller Frevel, dieses schrecklichste Unglück der Völker, unter Umständen für berechtigt, ja für heilsam zu erklären."

Ja wohl, ihr frommen Herren, ihr habt vollkommen Recht! Allen Revolutionen, die je geschehen (wenn auch oft dem oberflächlichen Anschein nach nur durch äußere Noth der Völker her-

beigerufen) liegt unsichtbar nichts Andres zu Grunde, als die dem Menschen nun einmal anerschaffene Anmaßung, Alles, worin er lebt und webt, was er thut und aufbaut, also auch den Staat, als einen Ausdruck seiner Innersten Gedanken anzusehn und das, was diesen Gedanken nicht mehr entspricht, das heißt was mit der Zeit widersinnig und unvernünftig geworden ist, zu zerstören, um Neues, seiner Bildung Angemessenes daraus zu schaffen. Nur ist eure Pfiffigkeit, die Regierungen auf die gefährlichen Folgen einer solchen Ansicht aufmerksam zu machen, ihnen die Unterdrückung derselben anzurathen, wie jede Pfiffigkeit, eine ungeheure Dummheit. Denn ihr hättet, um euren Satz auf seinen einfacheren, ursprünglicheren Ausdruck zurückzubringen, nur gleich also sagen müssen: „Darin, daß der Mensch mit Vernunft begabt, daß er Geist ist und Gedanken hat, liegt der unselige Keim zu allen Kriegen und Revolutionen, kurz zu allen Thaten der Weltgeschichte.“ Alles Ringen und Kämpfen der Menschheit von ihrem Beginn an hat ja weiter keinen Zweck und Sinn, als daß die Innersten Gedanken, die der Geist errungen und in sich gezeitigt, dergestalt durchgesetzt werden, daß sie in den großen menschlichen Einrichtungen auch äußere Gestalt gewinnen. Euer äußerst pfiffiger Rath an die Fürsten hätte dann aber also lauten müssen: „Rottet die Vernunft aus, macht die Menschen gedankenlos, dann werden

alle Revolutionen, dann wird die Weltgeschichte selbst enden, und ihr könnt ruhig und ungefährdet herrschen.“ Daß aber zu einem so kolossalen Rathe die Fürsten nur die Achsel gezuckt hätten, so viel Menschenverstand ist ihnen zuzutrauen. Was sogar die Jesuiten nicht vermocht, die Menschen wirklich dergestalt zu verdummen, daß sie ihre Vernunft nicht mehr zu gebrauchen wagen, nicht mehr als Gelüer mit Freiheit zu handeln sich unterstehen — das werden wohl unsre heutigen Fürsten noch viel weniger durchsetzen können und wollen. Denn eigentlich heißt euer Rath, noch einfacher gefaßt, nichts Andres, als: „Rottet die Menschen aus, und dann herrscht über sie!“ Die Vernunft, den freien Gebrauch des Gedankens auszurotten, so lange noch überhaupt Menschen am Leben sind, ist ja ein Widerspruch in sich, eine baare Unmöglichkeit.

Die Vernunft aber ist keine einsame, unfruchtbare Grüblerin. Es ist, da sie das Abbild des schöpferischen Geistes Gottes, ja der Geist Gottes selbst, wie er sich in den Schranken endlicher Erkenntniß anschaut, ist, ihr innerstes und unzerstörbares Wesen: ihre Geburten auch ins Leben hinzustellen und alle Pracht und Fülle des äußeren Stoffes zum Kleid und Schmuck derselben zu verwenden. Ja, hört es, ihr Herren, und wenn ihr feig und thöricht seid, so erschreckt darüber! Jeder Gedanke, ohne alle Ausnahme, ist von Haus aus revolutionär; je tiefer und wahrhafter er aber ist, desto re-

revolutionärer. Denn der Gedanke ist kein todtes Juwel, das man im Schmuckkästchen der Hirnschale aufbewahrt, sondern der Gedanke ist weiter nichts, als die Bewegung, aus dem Reiche der Geistigkeit in das der Gestaltung fortzugehn, oder umgekehrt, die Gestalt zu vergeistigen, sie verklärt in das Reich des Geistes zu erheben. Soll der Mensch darum vernünftig sein, um sich eine unvernünftige Umgebung und Lebenssphäre zu schaffen? Schafft er sie aber vernünftig, nun so giebt er in ihr (in Ehe, Familie, Staat rc.) ja eben seinen Gedanken einen Ausdruck. Oder hat der Mensch dazu seine Vernunft, um eine vorgefundene unvernünftige Umgebung sich gefallen zu lassen, ihr träge und verschlossen gegenüber stehn zu bleiben? Schon wenn der einzelne unmittelbare Mensch der Natur gegenübertritt und ihr Gewalt anthut, um sie seinen Bedürfnissen und Wünschen gemäß zu machen, sie zu seinem Gebrauche zu verarbeiten, so thut er weiter nichts, als seine Gedanken in die Wirklichkeit übersetzen, der Wirklichkeit den Stempel seiner Gedanken aufdrücken. Ebenso, nur noch in viel höherem Sinne, tritt der geschichtliche Mensch den bestehenden geschichtlichen Formen gegenüber wenn der Geist aus ihnen gewichen und sie aufgehört haben, der wahre Ausdruck seiner Gedanken zu sein, denn hierdurch sind sie für ihn von ihrer ehemals geistigen Höhe zu bloß äußerer Natur herabgesunken. Und der-

halb thut er ihnen Gewalt an, verändert sie, schmilzt sie um, damit sein gereifter Geist in den verjüngten Formen wahrhaftes Leben und volle Genüge finde.

Dies kann auf dem ruhigen Wege der Reform geschehen; ist aber diese durchaus nicht zu erlangen, so bleibt ihm nur die Revolution übrig, die er dann auch unfehlbar, früher oder später, ergreifen wird. Das ist nicht Willkühr und Frevel, sondern so muß er handeln, seine ächte Natur treibt ihn unabweislich dazu an, ja man kann kaum sagen, daß er also handelt, sondern die in der Tiefe wühlende Gottheit selbst handelt also in ihm und durch ihn, auf daß sie, wie ihre ganze natürliche Schöpfung, so auch die Schöpfungen des Menschengeistes, die vom höheren Standpunkt gesehen auch wieder nichts sind, als Naturerscheinungen und Naturprozesse, mit ihrem Geist erfülle und in ihnen als gestaltende Seele sich offenbare.

Welcher Gedanke hat tiefere Revolutionen, blutigere Kriege, großartigere Umwälzungen hervorgebracht, als das Christenthum, dem freilich die Frommler die Ehre, ein Gedanke zu sein, abstreiten wollen? Aber eben weil dieser Gedanke bis in den tiefsten Schooß der Gottheit selbst hinabstieg und aus diesem Allerheiligsten, Gestaltung fordernd, in die Welt zurücktrat, eben dieser seiner Tiefe und Göttlichkeit wegen ist und bleibt er der

Sauerteig aller geſellſchaftlichen Gährungen, aller geſchichtlichen Umwälzungen, die da waren und ſein werden. Und nun iſt mein Rath: „Schlagt den Gedanken todt!“ oder beſſer und richtiger: „Schlagt Gott todt!“ Dann aber, ohne Gott, ohne Gedanken, ohne Menſchengeſchlecht, ſeht zu, wie ihr in Ruhe und Sicherheit herrſchen mögt!

Hier aber ſind wir aus dem Gebiete des Staates ſchon wieder in die höhere Sphäre der Weltgeſchichte hinübergetreten. Es muß alſo zunächſt nachgewieſen werden, wie die Geſchichte ſich nothwendig aus der Idee des Staates entwickelt, wie ſie die zunächſt höhere Offenbarung Gottes und Verkörperung ſeines Geiſtes iſt. Sodann haben wir die Atheiſten und Gottloſen in Beziehung zur Weltgeſchichte zu bezeichnen und mit dem Schwerte des Wortes bekämpfen.

Die Geſchichte.

Unſere ganze bisherige Entwickelung ſtellte weiter nichts dar, als den Fortgang des Geiſtes: ſich von Stufe zu Stufe immer mehr als die Einheit des Vielen zu erfaſſen und zu wiſſen. Verfolgt man dieſen Fortgang, ſo führt er nothwendig dahin, daß der Geiſt ſich zuletzt als die Einheit aller Vielheit, des ganzen Univerſum, erkennt. In dieſer Einheit verſchwindet dann aber der Gegenſatz von Einheit und Vielheit, von Geiſt und Stoff ſelber, indem in ihr der Geiſt erkennt, daß der Stoff nichts von ihm Verſchiedenes iſt, ſondern nur er ſelbſt als erſcheinend. Dieſe letzte Ueberwindung und Vertilgung alles Gegenſatzes aber findet nirgend anders ſtatt, als in dem ewigen Bewußtſein Gottes ſelbſt. In ihm iſt die Vielheit, der Stoff, das Weltall vollſtändig wieder zu Geiſt geworden, ſo daß, wenn Gott ſich als Eins mit dem Weltall weiß, dies weiter nichts mehr heißt, als daß er ſich, als Geiſt, Eins mit ſich ſelbſt weiß, oder noch kürzer daß er ſich ſchlechtweg weiß.

Diese Vollendung des Stufenganges ist nur in Gott selbst; in der Natur und in uns aber ist nur der Stufengang, nicht die Vollendung. Dies ist die Kluft zwischen dem endlichen Geiste und dem unendlichen, daß der endliche Geist der erscheinende ist, das heißt der an Raum und Zeit gebundene, sich in ihnen entwickelnde; der unendliche aber der wissend in sich selbst ruhende, der einer weiteren Erscheinung, als der im endlichen Geist gesetzten und überwundnen, weiter nicht bedarf, um sich selbst offenbar zu werden.

Nach dieser kurzen Einleitung kehren wir zum Gange unserer Entwickelung zurück.

In der Familie hatten wir das sich in Einheit Setzen des Geistes innerhalb der natürlichen Einheit der Blutsverwandtschaft gesehen. Da diese natürliche Einheit aber, eben als eine von der Natur gesetzte, für den Geist noch etwas Vorgefundenes, Fremdes war, nicht rein von seiner eignen Selbstbestimmung ausging, so war sie, obgleich eine Grundlage seines zur Einheit Kommens, doch von der andern Seite auch eine Schranke, die ihn die Einheit mit sich selbst noch nicht mit voller Freiheit bewirken ließ. Diese Einheit war eine ihm in dem Naturtriebe der Verwandtenliebe, der Pietät, verhüllt gegebene, nicht schlechthin seine That.

Ueberwunden sahen wir diese natürliche Schranke im Staate, in den Individuen, die durch keine natürlichen Familienbande, durch keine aus dem Natur-

trieb unmittelbar herfließende Neigung verbunden waren, im Ausdrucke der allgemeinen Freiheit, der allgemeinen Vernunft, im Geſetze, zum Bewußtſein ihrer Einheit im Geiſte kamen, ſich als einen Geiſt, als Volksgeiſt, erkannten. Aber auch dieſe Ueberwindung der Naturbeſtimmtheit durch die That des allgemeinen Geiſtes iſt wieder nur eine relative, bedingte, keine vollſtändige, unbedingte.

Wollte man ſich nämlich die ganze Menſchheit in einen einzigen Staat vereinigt denken, in deſſen Geiſte Alle den wahren Ausdruck ihres Geiſtes ſähen, ſo wäre der Geiſt in dieſem Staate zum vollkommenen Ausdrucke ſeiner ſelbſt, zur vollkommenen Geſtaltung ſeiner ſelbſt innerhalb der Endlichkeit gekommen. Dies iſt aber ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, denn wo der Geiſt in ſeiner vollen Wahrheit da iſt, da hört die Endlichkeit auf. Der Geiſt in ſeiner vollen Wahrheit iſt eben nur Gott: die geiſtige Einheit der ganzen Menſchheit im vollkommenen Staate wäre daher nichts Anders, als das Selbſtbewußtſein Gottes, vollſtändig verwirklicht. Hiermit aber müßten alle ſämmtlichen Beſtimmungen, ſo wie alle natürliche Verſchiedenheit der Individuen untereinander, dahinſchwinden. Dieſe gingen alle, da ſie das wahre Bewußtſein ihrer Einheit im Geiſt vollſtändig gefunden und verwirklicht hätten, auf in dem ewig Einen ſelbſt. Denn aller natürliche Unterſchied, alle endliche Beſtimmtheit,

nachdem ſie einmal im reinen und wahrhaften Geſammtbewußtſein des Geiſtes ganz und gar überwunden wären, würden für die Fortdauer gar keinen Sinn mehr haben. Was aber ſinnlos iſt, das exiſtirt nicht. Die Vollendung des wahrhaften Univerſalſtaates, das heißt die Einheit der ganzen Menſchheit im Geiſte, wäre mithin nothwendig zugleich Weltuntergang und der Beginn einer einſamen Alleinherrſchaft Gottes. Da aber Gott nicht wahrhaft iſt, ohne ſich zu offenbaren (ohne Welt), oder ſchärfer ausgedrückt: da der unendliche Geiſt nur iſt, indem er ſein eignes Gegentheil (die Endlichkeit) in ſich ſelbſt ſetzt und erhält, ſo müſſen, um bildlich zu reden, Mittel und Wege gefunden werden, auch die andre Seite des Geiſtes, die Endlichkeit, trotz dem, daß ſie ſelbſt Geiſt vom Geiſt genommen iſt, doch als Endlichkeit, als Gegenſatz zum unendlichen Geiſt, zu befeſtigen und zu erhalten.

So ſetzt Gott in ſich den Raum, das heißt den Reichthum ſeines Geiſtes, der in ihm in einem einzigen einfachen Bewußtſeinspunkt ohne Ausdehnung verſchloſſen ruht, breitet ſich auseinander zur Mannigfaltigkeit der Erſcheinung. Denn ohne dieſe Mannigfaltigkeit, ohne die Ungleichartigkeit der Figurationen, giebt es garkeinen Raum. Somit iſt nun Alles, was ſich innerhalb der Schranken der Endlichkeit hinſtellt, auch das Verkehrte, an den Raum, ſeine Ausdehnung und Figurationen gebun-

den, von ihnen bedingt. Für das Menschengeschlecht nun hat der Raum die nächste Bedeutung und unmittelbarste Macht als Ausdehnung und Gestaltung der Erdoberfläche, die es bewohnt. Alle geistige Gestaltung der Menschheit wird bedingt durch die Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche. Da diese Gestalt und Beschaffenheit aber, als räumliche, eine mannigfaltige, eine Vielheit ist, so fällt auch die Gestaltung des Menschengeistes innerhalb der Endlichkeit der Mannigfaltigkeit, der Vielheit, anheim, das heißt die eine ideale Urgestaltung breitet sich auseinander zu einem Systeme von Gestaltungen.

Die Menschheit zerfällt, statt des einen, idealen Urvolks (das nie wirklich existirt hat, aber die der ganzen Menschheit zum Grunde liegende Idee ist), in Völker, deren Lebensart, Sitten, Gesinnungen und Geistesrichtungen von den großen räumlichen Unterschieden der Erdoberfläche, von den geographischen und klimatischen Verhältnissen, mehr oder weniger bedingt sind. Der allgemeine Universalstaat legt sich demnach aus in verschiedene Staaten, so daß ein Staat, ein Gesetz, nur die durch die natürliche Bildung des Grundes und Bodens zusammengehaltene natürliche Volkseinheit in weiteren oder engeren Kreisen umfaßt. Die Abhängigkeit von der Naturbestimmtheit ist eine ungleich losere, vom Geist leichter zu beseitigende, als die in der Familie; aber sie ist immer noch, in großen charakteristischen

Zügen der Völker ausgeprägt, vorhanden. So bildet ſich alſo eine Staatenvielheit nebeneinander.

Da aber ein bloßes buntverwirrtes Vielerlei zu gänzlicher Zerſplitterung, zu totaler Vereinzelung der verſchiedenen Bildungen, ohne lebendige Wechſelbeziehung untereinander, führen müßte, wenn nicht ein organiſches Band ſie zuſammenhielte und ihr gänzliches Auseinanderfahren verhinderte, da für von einander verſchiedene Bildungen aber ſchlechterdings nichts ein organiſches Band ſein kann, als die Grundlage ein und derſelben Idee, aus der ſie alle fließen, die ſich in ihnen aber einen verſchiedenen Ausdruck giebt, da ein und dieſelbe Idee verſchiedenen Ausdruck nur gewinnen kann in einer Stufenfolge ärmerer oder reicherer Entwickelungen ihrer ſelbſt, — ſo bieten uns die nebeneinander beſtehenden menſchlichen Staaten und Geſetze eine ſolche Kette dar, davon jedes Glied die äußere Verwirklichung der einen Staatsidee (der Einheit Aller im Geſetz, im Geiſt) iſt, wie ſie bis zu einem gewiſſen Grad ſich entwickelt und ſich grade auf dieſer Entwickelungsſtufe als beſondres Volksbewußtſein fixirt hat.

Aber der bloße Raum[3] mit ſeinen Figurationen, das bloße Auseinander des Stoffes (wenn wir einmal einen Augenblick lang die baare Unmöglichkeit uns als möglich vorſtellen wollen, daß wirklich ein bloßer Raum, ohne Zeit, exiſtiren könne), wurde, ſtatt einer Offenbarung Gottes, in der

[3] [illegible]

That nur eine Erstarrung Gottes sein. Gott, anstatt sich als den Lebenden und Schaffenden zu befunden, würde in ihm seinen Tod und Stillstand gefunden, würde als unveränderlich Seienden aufgehört haben zu leben und zu wirken.

Ein solches todtes Seiendes, ohne von innen wirkende Gottheit, aber wäre in der That gar nicht, denn es giebt gar kein wirkliches Sein ohne das Werden. Soll daher der Raum Wahrheit und Wirklichkeit erlangen, so muß der Blitzstrahl seines Lebensprincips ihn durchzuckt haben, die Bewegung, die Veränderung muß in ihn gekommen sein. Denn ein Raum, in dem sich nichts bewegt, nichts verändert, ist schlechterdings gar nichts, da ja nur für die Bewegung, für die Veränderung und durch sie der Raum wahrhaft ist.

Der Raum ist Ausdehnung. Eine Ausdehnung, in der sich nichts ausdehnt, giebt es aber nicht. Ausdehnung kann nur entstehn, indem sich wirklich Etwas ausdehnt. Was sich aber ausdehnt, ist nicht in todter Ruhe, sondern die Ausdehnung selbst ist schlechterdings nur zu begreifen als der Fortgang einer Thätigkeit, hier zu sein und dort. Was zwischen dem Hier und Dort liegt, ist Bewegung. Jede Bewegung ist aber zugleich Veränderung: das Hier wird zum Dort. Jede Veränderung ist ein Werden, eine Reihenfolge von Zuständen: es wird etwas Andres, als es war. Das Werden aber, in

seiner einfachen Allgemeinheit angeschaut, ist weiter nichts, als die Zeit selbst.

Der Raum ist also nichts, ohne die Zeit. Die Zeit ist die Lebendigwerdung des Raumes.

Wenden wir dies auf die im Raum nebeneinander bestehenden Völkerschaften und Staatsformen an, so ergiebt sich von selbst, daß diese Bildungen und Gestaltungen des Menschengeistes unmöglich als abgeschlossen erstarrte und todte Gebilde der Vergangenheit existiren können. Schon oben sahen wir in ihnen ein stufenweises Gewordensein, indem die Idee der Menschheit (Einheit Aller im Geist) in verschiedenen Völkerschaften und Staatsformen sich immer tiefer erfaßte und äußerlich darstellte. Das Gewordensein kann sich aber unmöglich als bloßes, ein- für allemal abgethanes, geworden Sein fixiren. Denn aus einem solchen wäre der Geist, der nie ein todtes Sein ist, sondern immer eine Fortbewegung (Prozeß), gewichen; mit dem Geist aber müßte die Menschheit selbst und mit ihr natürlich alle jene Nationalcharaktere und Staatsformen aufhören. Denn die Menschheit selbst ist ja weiter nichts, als der Leib, den der fortwirkende Geist sich selber schafft. Wenn schon das ganz einfache Sein im Raume unmöglich gedacht werden kann ohne das Werden in der Zeit, um wie viel weniger das Sein des Geistes ohne seine Fortentwickelung, da der Geist selber weiter gar nichts ist, als diese Fortentwickelung seiner selbst.

Wir ſehen daher vor unſern Augen ausgebreitet ein ſich Fortentwickeln des Geiſtes der Menſchheit und ſeiner äußeren Geſtaltung in Sitte und Geiſt, das zu immer größerer Vertiefung, zu immer reicherer Entfaltung ſchreitet von einem Welttheile zum andern, von einer Völkerſchaft zur andern.« Ein vollkommener Stillſtand iſt hier unmöglich. Will ſich eine Völkerſchaft, ein Staat als abgeſchloſſen fixiren, das heißt des innern Lebensprincips der Fortentwickelung, der von innen ſich weiter und weiter ausgeſtaltenden Idee der Freiheit, der Einheit aller Menſchen im Geiſt, in der allgemeinen Vernunft, begeben, ſo hat dieſe Völkerſchaft, dieſer Staat zugleich unwiederbringlich die eigne Exiſtenz verſcherzt. Denn die Lebendigkeit der Idee iſt dann ſogleich auf eine andre Völkerſchaft übergegangen und, in dieſer ſich zu neuen Formen des Daſeins ausgeſtaltend, wirkt ſie zugleich mit der Uebermacht einer reicheren Entwickelung zurück auf die ärmeren Formen, zu denen ſich das ungeſchichtlich gewordene, das heißt das von der Idee, vom Fortſchritt verlaſſene, Volk erſtarrt hat, und zertrümmert dieſe Formen, vernichtet dieſe Nation, als ſelbſtſtändige Nation, ohne Barmherzigkeit, damit die Trümmer des Alten, Abgelebten dem von der Idee noch Beſeelten als lebendige Elemente wieder einverleibt, mit ihm zu neuem Leben fortgeriſſen werden. Dies, und dies allein, iſt der Sinn aller großen Völkerkriege, wo wir immer eine

im Leben und Fortſchritt begriffene Entwickelung des Menſchheitsgeiſtes, aber eine untergeordnete, ſtationär gewordene, ſiegen und ſie endlich zernichten und zu neuer Wiedergeburt in ſich verſchlingen ſehn.

Ebenſo kann innerhalb des einzelnen Volkes und Staates ſelbſt eine Form ſich als abgeſchloſſen und für immer vollendet befeſtigen wollen, es können die herrſchenden Stände das Lebensprincip aller geiſtigen Geſtaltung, die Fortentwickelung der Idee, abſchwören und das Todte als bindende Regel jedem künftigen Leben aufzwingen wollen. Dann bricht die Idee als dunkel treibende Macht in den unteren beherrſchten Ständen, in denen das Leben noch nicht zu feſter Geſtalt erſtarrt iſt, gewaltſam hervor, zertrümmert die alten Formen, aus denen der Geiſt gewichen, und bildet neue. Dies iſt der Sinn aller großen und weithin wirkenden Revolutionen. Denn ihre Wirkung beſchränkt ſich dann nie auf den einzelnen Staat, ſondern da derſelbe eben durch ſie einem höheren Leben der Idee entgegengegangen iſt, ſo tritt er nun mit dieſem Uebergewicht einer höheren Organiſation den übrigen Staaten entgegen, die entweder die Früchte ſeiner Wiedergeburt von ihm freiwillig hinnehmen, oder in ihrer verhältnißmäßig ungeiſtigen Exiſtenz ſeiner äußern Macht erliegen müſſen.

Wo aber ein harter Zuſammenſtoß der rohen Kräfte zwiſchen den verſchiedenen Völkerſchaften oder innerhalb ein und deſſelben Volkes nicht nothwendig wird,

das heißt wo sich keine Gestaltung mit Eigensinn als unveränderlich dauernd zu fixiren trachtet, da wirkt und waltet die Macht der Idee in friedlicher Weise, ein lebendiges Geistesgewebe spinnt sich von Land zu Land und, innerhalb jedes Landes, von Stand zu Stand. Dann haben wir den erfreulichen Anblick, zu sehen, wie der geistige Fortschritt der am weitesten entwickelten Nation allen andern Nationen zu gut kommt als **Ausbreitung der Cultur**, der Civilisation, wie im einzelnen Staate die geistige Reife der Edelsten allen andern Mitbürgern zu gut kommt als immer fortschreitende **Reform**, die den Staat fort und fort aus ihm selbst heraus verjüngt und wiedergebiert, ihn bei seinem **weltgeschichtlichen Leben** erhält.

Alles dies zusammengenommen und als **Ganzes** gefaßt — die rein geistige, die ganze Menschheit ihrem Ziel immer näher treibende Fortentfaltung, Ausbreitung, Wechselwirkung und Nachwirkung der Idee, so wie, beim Widerstreben gegen ihre heilsame Macht, die Zertrümmerung von Staatsformen, die Vernichtung von Reichen und Völkerschaften, auf daß sie durch den Tod ein neues Leben erhalten, bildet das riesenhafte Wunderwerk der **Weltgeschichte**.

Wir sahen, daß schon der einzelne Staat nichts ist, als die Darstellung der Einheit Aller im Geist. Wäre diese Darstellung aber **vollständig** erreicht, so gäbe es in diesem Augenblicke gar keinen Staat,

gar keine Mehrheit mehr. Denn die Einheit Aller im Geiſt iſt ſchlechterdings nichts Andres, als der unendliche Geiſt, Gott ſelbſt. Wo wäre ſie ſonſt zu finden und nachzuweiſen? Die vollkommene Einheit Aller im Geiſt kann alſo nie verhanden ſein in einem beſtimmten Hier (Raum) und in einem beſtimmten Jetzt (Zeit), denn alſobald würde dies Hier und Jetzt aufhören, ein beſondres und beſtimmtes Hier und Jetzt zu ſein.

Alles Endliche und Zeitliche, ſobald es den Inhalt des Unendlichen und Ewigen vollſtändig in ſich aufgenommen hätte, wäre ſofort vernichtet, und nur die einſame Gottheit bliebe übrig. Eine einſame Gottheit wäre aber keine Gottheit, weil ſie ihr Gegentheil nicht in ſich ſelbſt trüge, folglich ihres Gegentheil, wenn es auch nicht exiſtirte, begränzt wäre. Deshalb, ſagten wir, müſſen Mittel und Wege gefunden werden, das Gegentheil, die Erſcheinung, zu befeſtigen. Dieſe Mittel und Wege (wir drücken uns bildlich aus) ſind aber Raum und Zeit.

Der unendliche Geiſt legt ſeine einfache Einheit, damit ſie als wahre Einheit, das heißt als die alle Vielheit in ſich befaſſende und überwältigende Einheit, offenbart und erkannt werde, auseinander in die Vielheit der Außereinander (Raum) und Nacheinander (Zeit); doch ſo, daß in dieſer Vielheit die urſprüngliche Einheit doch vollſtändig erhalten und abgeſpiegelt iſt, daß ſie

das lebendige innere Band bleibt, durch das alle Nebeneinander und Nacheinander zu einem einzigen geistigen Ganzen zusammengehalten bleiben. Diese, im Wechsel der Geschichte bleibende, sich in ihm ausdrückende, Einheit ist eben der Geist Gottes selbst, der in der Geschichte näher erscheint, als Geist der Menschheit, als Weltgeist. Um zu erscheinen, legt er sich aus als eine Reihe von Völkerschaften und Staatsformen, die aber fort und fort innerhalb seiner bleiben, fort und fort in ihn zurückverschlungen werden. Der einzelne Menschengeist als solcher hat schlechthin keine geschichtliche Macht, sondern in Allem, was der Menschengeist vollbringt, schafft und waltet ein höheres Bewußtsein, dessen Träger nur wir Alle sind und das sich nur für uns und unsre Anschauung in verschiedene einzelne Bewußtsein zerspalten hat.

So webt der unendliche Geist selbst sich das schimmernde Gewand der Weltgeschichte. Diese will fortwährend er selbst werden, und sie ist es und wird es auch fortwährend; sie ist und wird es aber nie vollständig innerhalb des Raumes und der Zeit, denn sonst hörten Weltgeschichte, Raum und Zeit selber auf; sondern innerhalb Raum und Zeit, innerhalb der Erscheinung kann die unendliche geistige Einheit, kann Gott sich nur darstellen als Entwickelung, als Prozeß, nicht als Vollbrachtsein.

Gott schaut sich also in der Weltgeschichte selbst

an, als den Werdenden in der Form des Menschheitsgeistes. Die Weltgeschichte ist das sich Anschauen Gottes als eines in der Form des Menschengeistes Werdenden. Die Weltgeschichte ist Gott selbst, wie er sich als Menschengeist, als Weltgeist in seinem Werden anschaut.

Und somit wäre eine neue Schranke, die sich der vollkommenen Einswerdung Aller im Geist, der vollkommenen Einswerdung des Geistes mit sich selbst, hemmend entgegenstellte, durchbrochen. Wir sahen, daß der Staat nur die zu einer Einheit des Geistes führte, die in ein und demselben Lande, in ein und demselben, durch geographische Verhältnisse, also durch bloße Naturbedingung, verbundenen Volke geboren waren. In der Geschichte aber fassen sich die Völkerschaften aller Zonen, die Generationen aller Jahrtausende zusammen als lebendige Geistesseinheit, im Geist der Menschheit, im Weltgeiste, der im Bewußtsein Gottes selbst eine höhere Stufe und reichere Entwickelung bildet, als der Volksgeist, dessen Ausdruck der einzelne Staat war.

Hier liegt ein trivialer Vorwurf, den man unsrer Art der Geschichtsauffassung zu machen pflegt und mit dem man die Gottlosigkeit derselben unwiderleglich dargethan zu haben sich einbildet, zu nah, als daß wir ihn schweigend übergehen könnten. Es ist eigentlich nur derselbe Vorwurf, der dem Sinn und Geist dieser ganzen Schrift und jeder überhaupt

geistigen Weltanschauung und Gotteserkenntniß gemacht wird, der aber grade der Betrachtung der Geschichte am schlagendsten entgegen zu treten glaubt, und in ihr, dem Buchstaben nach, allerdings den meisten Vorwand zu einem aufrichtigen oder erheuchelten Mißverstehen findet. Indem wir diesen Vorwurf näher erörtern, wird sich zeigen, daß er weiter nichts ist, als das nahe Bekenntniß eben desjenigen Atheismus, den aufzudecken und zu bekämpfen der Zweck dieser ganzen Schrift ist.

„So! (Sagen nämlich unsre Gegner.) Also Gott wird in der Weltgeschichte? Er entwickelt sich? Also ist er heut weniger und etwas Geringeres, als er morgen oder über hundert Jahre sein wird? Und wodurch wird er nun größer und mehr? O Gotteslästerung! durch den Geist und die That des Menschen, dieses Erdenwurms. Von uns also hängt es ab, ihn weiter zu bringen oder ihn zu lassen, je nachdem wir sogenannte große Thaten thun, sogenannte große Gedanken hervorbringen, oder es bleiben lassen, und wenn sich z. B. nicht ein Philosoph über ihn erbarmt und ein schönes System erfindet, so muß Gott ewig ein dummer Teufel bleiben, der über sich selbst nicht ins Klare kommt!"

So stehe dieser Vorwurf hier in seiner größten Schroffheit, zum Beweise, daß wir uns keineswegs scheuen, ihn fest ins Auge zu fassen, und nun unsre Erörterung, obgleich sie eigentlich in unsrer obigen Entwickelung, ja fast auf jeder Seite dieser Schrift

in irgend einer Gestalt schon enthalten ist. Aber um die Menschen von der Wahrheit zu überzeugen, darf man sich viele verlorene Worte nicht gereuen lassen.

Gott wird. Was hat denn das Endliche? Freilich wird Gott, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick, wie alles wahrhaft Lebendige wird. Und Gott wird nicht etwa blos im Thun und Denken der Menschheit, sondern in jedem Naturereigniß, auch dem geringfügigsten. Was entfaltet sich denn aus dem Keim zur Pflanze, aus der Pflanze zu Blüthe und Frucht, wenn nicht Gott? „Ja, aber ein Baum ist doch nicht Gott," wendet ihr ein. Freilich ist ein Baum nicht der ganze, in seiner Tiefe und Fülle offenbarte Gott; aber wenn ein Baum nicht dennoch Gott wäre, was in aller Welt sollte und könnte er denn anders sein, als Gott? Gott ist ja eben nicht blos er selbst, sondern zugleich auch alles Andre, und ohne dieses Zugleich, ohne diese Einheit gäbe es gar keinen Gott. Denn sonst könnte man irgendwo, wie auf der Gränze zweier Länder, zwei Gränzpfähle errichten mit den betreffenden Landeswappen und auf den einen schreiben „die Welt," auf den andern aber „Gott." Dann wäre Gott also draußen, oder wenn er auch, als größeres Land, die Welt ringsumher umgeben sollte, so wäre diese Welt doch in ihm selbst ein Stück, in dem er selbst nicht wäre. Also wäre Gott von ihm selbst wäre nicht er selbst.

welches Nichts ist. Ein Etwas, von dem man ein Stück, als nicht dieses Etwas selbst seiend, ausscheiden kann, ist eben — ein bloßes Etwas, das so groß oder so klein, so oder so beschaffen, unmöglich aber Gott sein könnte, wenn wir anders Gott nach der ganz und gäben Vorstellung des Christenthums als den Unendlichen, Unbedingten, Unbegränzten, Ewigen, mit einem Wort als Geist, auffassen wollen. Denn wenn es noch etwas Anders gibt, als ihn selbst, so ist er ja eben durch dies Andre begränzt, bedingt, verendlicht. Was wäre das für eine Unendlichkeit, von der man doch ein Stücklein (die Welt, den Raum) ausscheiden, was das für eine Ewigkeit, von der man doch eine bestimmte Dauer (die Zeit) abrechnen müßte! Denn wäre die Unendlichkeit selbst auch nur ein Raum, nur etwa ein größerer, als der uns erscheinende, als unser Raum, und die Ewigkeit auch nur eine Zeit, nur etwa eine viel, viel längere, als die von ihr abzurechnende, als unsre Zeit. Denn nur Gleichartiges läßt sich von Gleichartigem subtrahiren. Ist aber die Unendlichkeit auch Raum, die Ewigkeit auch Zeit, so giebt es eben gar keine Unendlichkeit und gar keine Ewigkeit, da Unendlichkeit und Ewigkeit durchaus über Raum und Zeit stehen, durch sie gar nicht gemessen, gar nicht verkürzt werden können, mit ihnen, in gewissem Sinne, gar nichts zu schaffen haben. Gibt es aber keine Unendlichkeit und Ewig-

heit, ſondern nur Raum und Zeit, ſo ausgedehnt man ſie ſich immer denke, ſo giebt es auch gar keinen Gott, da ein Gott, ein ſchlechthin Alles Durchdringender und Umfaſſender, die Unendlichkeit und Ewigkeit zu ſeinem Lebenselemente hat. Denn Gott, als Gott, umfaßt nicht unſren, ſondern auch jeden überhaupt denkbaren Raum, nicht nur unſre, ſondern überhaupt jede denkbare Zeit. Zu jedem Raume aber läßt ſich ein größerer Raum, zu jeder Zeit eine längere Zeit denken, und dies hört durchaus niemals auf. So viel man Zahlen auf Zahlen häufen möge, es laſſen ſich immer noch Zahlen anfügen, und ſo kommt man nie über Raum und Zeit hinaus, nie in die Unendlichkeit und Ewigkeit hinein.

Unendlichkeit und Ewigkeit müſſen daher etwas dem ärmſten Weſen nach Anderes, Höheres ſein, als Raum und Zeit ſind und jemals werden können, da Raum und Zeit, trotz aller Zahlenhäufung, doch immer nur Raum und Zeit bleiben und immer wieder einer Vermehrung fähig ſein würden. Unendlichkeit und Ewigkeit müſſen alſo alle Räume und Zeiten, die wirklichen und die blos denkbaren, in ſich haben, ohne doch ſelbſt in ihnen jemals erſchöpft, ohne ſelbſt blos Raum und Zeit zu ſein; oder beſſer: ſie müſſen allerdings auch Raum und Zeit ſein, da Raum und Zeit außer ihnen gar keinen Sinn hat, aber ſie müſſen, um bildlich zu reden, noch etwas drüber ſein, das von Raum und Zeit gar nicht begränzt, gar

nicht berührt, gar nicht angefochten werden kann. Was Raum und Zeit zugleich erfüllt, und dennoch über beide übergreift (natürlich nicht wieder in räumlichem und zeitlichem Sinne, denn sonst wären wir wieder auf dem alten Fleck), beide in sich trägt, kann natürlich nicht selbst wieder etwas Räumliches und Zeitliches sein, sondern durchaus nur etwas Geistiges, denn nur Geistiges ist durch Raum und Zeit unmeßbar und unbegränzbar. Oder grade zu: was Raum und Zeit mit seiner Gegenwart erfüllt, ohne doch in ihnen erschöpft zu sein, was beide mit sich durchdringt und zugleich in sich befaßt, kann nur Geist, kann nur der Geist schlechthin, das heißt der unendliche Geist oder Gott, sein. Er allein ist die wahrhaft lebendige Unendlichkeit und Ewigkeit. Als allgegenwärtig (wie es der absolute Geist nicht anders sein kann) ist er vollkommen gegenwärtig auch in Raum und Zeit. Und insofern er in Raum und Zeit ist, wird er auch. Denn Raum und Zeit sind das Gebiet der Erscheinung oder des Werdens. Er wird in der Natur, in allen ihren Gebilden und Prozessen, er wird auch in der höheren, der bewußten Natur im Menschen, in seinen Thaten und Gedanken. Aber dieses Werden ist blos Erscheinung. Ihn selbst in seiner ewigen Fülle theilt es keineswegs ab in heut und morgen, läßt es keineswegs auseinanderfallen in Einen, der jetzt unentwickelt, nachher entwickelter ist. Denn eben indem er Raum und

Zeit und alle Erscheinung in ſich geſetzt hat, iſt er von Anbeginn darüber hinaus. Was er aber ſetzt, kann er nicht außer ſich geſetzt haben. Alles, was er ſetzt, iſt daher doch nur er ſelbſt, und nichts Andres, er ſelbſt in ſeiner Selbſtentäußerung. Wo ſollte er den Stoff zu irgend Etwas hergenommen haben, außer in ihm ſelbſt? Wo ſollte er den Platz zu irgend Etwas gefunden haben, außer in ihm ſelbſt, da es gar kein Außerihm giebt? Ja nicht einmal das Nichts iſt außerhalb des unendlichen Geiſtes, da das Nichts durchaus nur exiſtiren kann, indem es vom unendlichen Geiſte gedacht wird. Es iſt ſein Gedanke, und ſein Gedanke iſt er. Er iſt alſo eben ſo gut das Nichts, als er das All iſt, oder beſſer: nur dadurch iſt er wahrhaft das All, daß er auch das Nichts iſt; er iſt eben ſo gut die Erſcheinung, als er das Weſen iſt, eben ſo gut Menſch und Menſchengeiſt, als er Gott und unendlicher Geiſt iſt. Vor ihm, aus ihm rettet ſich nichts.

Euer ganzes Mißverſtändniß beruht darauf, daß ihr, obgleich allerlei Redensarten vorſchützend, durchaus nicht fähig ſeid, Gott anders aufzufaſſen, als ſinnlich und räumlich, da er, als Geiſt, doch nur geiſtig aufgefaßt werden kann und darf. Deshalb redet ihr ſo viel von der Perſönlichkeit Gottes, von einem perſönlichen Gotte, und verhöhnt die Thoren und Armſeligen, die nur einen Gott des Gedankens erkennen. Richtig verſtan-

den, hat der Ausdruck Persönlichkeit seine volle Wahrheit. Wenn man nämlich darunter das unendliche und ewige von sich selbst Wissen und sich selbst Wissen versteht, so ist nichts persönlicher, als Gott, der ja eben, als unendlicher Geist, gar nichts Andres ist, als dies sich selber Wissen.

Von einer andern Persönlichkeit aber kann für Gott gar nicht die Rede sein, so daß er eine bestimmte Person, wie etwa auch andere Leute, z. B. ein Referendarius oder Husarenlieutenant, wäre, nur eine viel mächtigere, erhabenere. Denn eine solche Person ist ja weiter nichts, als ein so oder so gebildetes, bedingtes und begränztes, allenfalls auch so und so gekleidetes, einzelnes Individuum, neben und außer andern Individuen. Grade eine solche Person und Persönlichkeit aber habt ihr stets vor Augen, wenn ihr von der Persönlichkeit Gottes redet, oder, um es grade heraus zu sagen, ihr stellt euch Gott ins Geheim vor als einen alten Mann, den Herrn des Himmels und der Erden. Allenfalls nennt ihr diesen Mann einen sogenannten Geist, worunter ihr aber wieder weiter nichts versteht, als einen Mann, mit höheren Kräften ausgestattet, allenfalls mit einer idealen Draperie. Ein solcher Mann nun könnte freilich ein Schloß bewohnen, in dem er irgend eine entlegene Polterkammer eingerichtet hätte, die er, obgleich sie ihm gehörte, niemals selbst bewohnte oder betrate, und diese Polterkammer könnte er dann

Raum und Zeit oder auch Welt nennen. Ein solcher Mann aber, oder auch ein solcher Geist, der wieder andre Männer oder Geister hat neben oder unter sich, ist gar kein Gott, sondern, als eine sinnliche Ausgeburt der Phantasie, der man dann ganz willkührlich göttliche Macht beilegt, höchstens ein Götze.

Gott ist weder ein Mann, noch auch irgend ein einzelner, bestimmter Geist, sondern Gott ist Geist überhaupt, das heißt unendlicher Geist, wodurch alle Absonderung von andern Geistern gänzlich ausgeschlossen wird.

Als unendlicher Geist weiß er sich allerdings selbst, aber er weiß sich nicht in diesem oder jenem bestimmten Raum- oder Zeitpunkte, oder als dieser oder jener Besondre, sondern er weiß sich schlechthin, das heißt überall und immer. Und so weiß er sich auch in Raum und Zeit, so weiß er sich in jedem Sandkorn, so weiß er sich vor Allem im Menschengeiste. Und so wird er durch die Gedanken und Thaten der Menschen und schaut sich in ihnen, als einen Werdenden, an. Wenn ihr aber nun sagt: „So machen die Menschen also Gott groß durch ihre Gedanken und Thaten?“ so ist dies zwar wahr, muß aber eben so gut auch umgekehrt werden, denn Gott macht die Menschen groß in ihren Gedanken und Thaten, indem er sich in ihnen selbst groß macht; wir verherrlichen ihn nur, indem er sich in uns verherrlicht. Und jener Philosoph, der die Erkenntniß

Gottes durch sein Philosophiren befördert, erbarmt sich nicht über Gott, um ihn über sich selbst ins Klare zu bringen, sondern umgekehrt: Gott erbarmt sich (wenn dieser schlechte und durchaus unangemessene Ausdruck doch einmal gebraucht werden soll) über ihn, indem er sich in den Gedanken seines Hauptes selbst denkt, sich in ihm als den sich selbst Erkennenden offenbart. Das einzelne Individuum des Heiden, des Dichters, des Philosophen schwindet hier gänzlich hin vor der Kraft des unendlichen Geistes, von der es besessen ist und die aus ihm heraus ewige Thaten thut, unsterbliche Lieder dichtet und Gedanken göttlicher Wahrheit verkündet.

Daß aber Gott nach unserer Ansicht durch diese fortschreitende Offenbarung in Menschen-Gedanken und Thaten heute ein Kleinerer wäre und morgen ein Größerer würde, ist eine ganz kindische Verirrung. Der das Heut und Morgen selbst aus sich hervorgerufen hat, kann doch unmöglich selbst wieder über das Gestern aller dieser Heute und Morgen gespannt sein. Begreift doch, daß es für den unendlichen Geist gar kein Heut und Morgen giebt, außer insofern er sich selbst als Heut und Morgen anschaut. Die volle Pflanze mit allen Blättern, Blüthen und Früchten ist vom Keime nur etwas Verschiedenes durch die Erscheinung.

Der Möglichkeit, der Anlage nach war sie im Keime schon von Haus aus ganz enthalten. Denn sie ist nichts, als der entwickelte Keim, die

zur Erscheinung gekommene Wahrheit des Keimes. Wer aber die Erscheinung selbst aus sich und in sich geschaffen hat, der hat im Keime schon die ganze Pflanze in ihrer blühenden Vollendung. Wer den Keim selbst gedacht (geschaffen) hat, hat in ihm alle Möglichkeiten der Fortentwickelung schon mitdenken müssen, denn ohne alle diese Möglichkeiten wäre ja der Keim gar kein Keim.

Wie nun im Keime die ganze Pflanze, so war schon im ersten Menschen die ganze Menschheit mit allen ihren Bestrebungen und Leistungen der Anlage nach vorhanden; sie brauchte nur in die Wirklichkeit zu treten. Für den unendlichen Geist aber, in dem die Wirklichkeit grade nur Schein ist, ist Alles in jedem Augenblick lebendig vorhanden und in einer höheren Wirklichkeit, in der rein geistigen, wahrhaft da, was für den endlichen, selbst in die Erscheinung verflochtenen Geist nur Anlage und Möglichkeit ist. Denn alle Anlage und Möglichkeit ist vom unendlichen Geiste gedacht, und in seinem Erkennen hat und genießt er daher im ersten Menschen, ja weiter zurück im ersten, rohesten Ansatz zur werdenden Natur, alle reichsten Entwickelungen, die sich in Raum und Zeit jemals erfüllen können; im Adam hat er alle Nationalitäten, Staatsformen, Religionen, Kunstschöpfungen und philosophischen Systeme, die je entstehen können und werden. Kommen müssen alle diese Dinge deshalb doch nothwendig, damit sie in der Erscheinung

auch seien, und die Erscheinung selbst muß sein, weil Gott, als unendlicher Geist, auch das Andre seiner selbst in sich hat und befaßt. Aber was uns als Ausdehnung und Dauer erscheint, erscheint eben nur so, hat nur Wahrheit in der Erscheinung. Gott aber als Geist schlechthin ist der eine, ungetheilte Punkt, der eine, ungetheilte Augenblick, in dem alle Ausdehnung und Dauer dennoch enthalten und begriffen ist. Ihr, den Ewigen, das heißt der da nicht heut oder morgen ist, sondern der schlechthin nur ist, sieht es deshalb gar nicht an, ob Jahrhunderte kommen und gehen mit ihren Entwickelungen, denn er ist diese Jahrhunderte selbst, aber nicht wie sie als erscheinende sind, auseinandergezerrt, sondern in einer ungetheilten Geistesein-heit, in einer einzigen, lebendigen, lichthellen Anschauung, in einem ewigen und unendlichen Jetzt und Hier. Außerhalb dieses Jetzt und Hier aber gibt es nichts. Im unendlichen Geist blüht die geringste Blume, und er ist es, der in ihr blüht, in ihm leben, weben und sind wir, und er ist es, nur er, der in uns lebt und webt und ist. Er ist der Schlag unsres Herzens, der Gedanke unsres Hauptes. Wäre er es nicht, so gäbe es keinen Gott, denn wo sollte Gott sein, wenn nicht überall, also auch in uns? Gott ist das Meer, wie der ins Meer geworfene Becher, er ist in uns, und wir in ihm. Und wenn ihr dies Hochmuth scheltet, so erinnert euch, daß ihr ja außer Gott und ihm ge-

genüber noch etwas Besondres sein und bedeuten wollt, und fragt euch selbst, auf welcher Seite der größere Hochmuth sich findet.

Aus allem Gesagten ergiebt sich, daß wir in der Weltgeschichte, ihren Thaten und Ereignissen, nicht etwa blos eine sogenannte höhere leitende Vorsehung, oder den Finger Gottes (was immer einen draußen stehenden Gott voraussetzt, der nicht die Macht hätte, in das Innere der Dinge selbst einzudringen), sondern den lebendigen, gegenwärtigen Gott selbst, wie er sich im Leben und Thun der Völker als ihre bewußte Einheit (Weltgeist) offenbart und entfaltet, zu schauen und zu verehren haben. Ohne Ehrfurcht vor der Weltgeschichte mache daher nur ja Niemand auf eine wahrhafte Gottverehrung Anspruch! Ja, ohne diese Ehrfurcht giebt es überhaupt gar keine Gotterkenntniß. Wer Gott irgendwo verläugnet, wäre es auch nur in einem Kieselsteine, der kennt überhaupt gar keinen Gott, ob er auch das ringsherum übrigbleibende Phantasieding mit dem Namen Gott ausstatten mag. Denn (wie wir nun schon so oft sagten und immer wieder einprägen wollen) ein Gott, der irgendwo nicht wäre, wäre etwas sinnlich Begränztes, mithin etwas dem Gesetz des Sinnlichen Unterworfenes, das heißt selbst etwas Sinnliches, also ein Götze. Einen Götzen verehren in Zeiten geistigen Bewußtseyns heißt aber eben weiter nichts, als Gott abläugnen.

Die Weltgeschichte aber nun gar ist eine so gewaltige, offenkundige und herrliche Offenbarung Gottes, daß, wer für die Gegenwart Gottes in ihr sich verblenden kann, wohl schwerlich Gott irgendwo aufgefunden hat, ob der todte Name Gott seinen Lippen auch noch so geläufig sei.

Wer nun, im Verhältniß zur Weltgeschichte, die Atheisten seien, ist bereits in dem Gesagten enthalten und in diesen wenigen Worten zusammenzufassen: wer den lebendigen, gegenwärtigen Gott in der Weltgeschichte ableugnet, ist ein Atheist, denn der Gott, den er etwa außerhalb der Weltgeschichte noch anerkennen mag, ist eben kein Gott, sondern ein Götze.

Hiernach könnte nun Jeder sich selbst befragen, ob er in die Rubrik der Atheisten gehöre oder nicht. Damit aber Niemand sich darüber täuschen könne, damit die Atheisten dieses Gebietes sich in unsrer Schilderung aufs Speciellste selbst erkennen mögen, damit man uns endlich nicht mit dem ganz allgemeinen, nichtssagenden Zugeständniß abfertige „Nun ja! wir wollen an den Gott in der Geschichte glauben," um hinterher doch, nach wie vor, in jedem besondern, bestimmten Falle den Gott in der Geschichte abzuläugnen und zu verlästern, so wollen wir die hauptsächlichsten, ganz bestimmten und charakteristischen Weisen, in denen sich der Atheismus, der Geschichte gegenüber, bei uns und zu unsrer Zeit zu äußern pflegt, so scharf wie möglich bezeichnen.

Faſſen wir zunächſt den Geſchichtsatheismus in ſeiner allerſchroffſten Form ins Auge, ſo läugnet derſelbe nicht nur die von uns dargethane Selbſtentwickelung des Weltgeiſtes in der Geſchichte, alſo den Fortſchritt der Menſchheit im Ganzen und Großen, ſondern er ſtellt gradezu das Umgekehrte auf und behauptet, die Geſchichte ſei ein fortwährendes Rückſchreiten, und in ihr entwickele ſich nichts, als ein wachſendes Verderben. Dieſe Anſicht hat, um trotz ihrer Verkehrtheit und Impertinenz zu imponiren und ſich Eingang zu verſchaffen, ihre Zuflucht zugleich zu einer pietiſtiſchen Zerknirſchtheit und zu einer ſcheinbar tiefen und conſequenten Wiſſenſchaftlichkeit nehmen müſſen. Natürlich kann ſie die Weltgeſchichte nicht als eine Entwickelung des göttlichen Lebens in ihm ſelbſt auffaſſen. Denn in einer ſolchen iſt ein wahrhafter Rückſchritt, ein wachſendes Verderben ſchlechthin unmöglich. Was Rückſchritt ſcheinen könnte, kann immer nur die verborgene Entfaltung einer neuen Seite dieſes göttlichen Lebens ſein, wogegen frühere, abgethane Richtungen auf eine Weile in den Hintergrund treten und ſcheinbar abſterben.

Wo daher ein Herrliches in der Geſchichte zerfällt (wie dies allerdings geſchieht), da bereitet ſich gewiß irgendwo ein Herrlicheres vor, das in ſeine Fülle die abfallenden Frachtkörner des Vergangenen mit aufgenommen hat. So iſt die griechiſche Schönheits- und Kunſtwelt untergegangen, aber in Wahr-

halt lebt ihr geiſtiger Hauch erfriſchend und befruchtend fort in unſrer heutigen Geiſtesbildung, ſo daß nur die Erſcheinung verſchwunden, das Weſen, der geiſtige Gehalt aber keineswegs verloren iſt. Könnte ein wahrhafter Rückſchritt ſtattfinden, ſo wäre dies nicht anders möglich, als daß das göttliche Leben ſich in ſich ſelbſt von ſich ſelbſt entfremdete, daß alſo Etwas in daſſelbe hineinkäme und in ihm überhand nähme, was nicht es ſelbſt, ſondern etwas Anderes, ihm Feindliches, wäre. Mit einem Worte: dem Leben Gottes müßte der Tod, als ſelbſtſtändig und ſiegreich dies Leben beeinträchtigend, verzehrend, dem Geiſte müßte die Materie gegenübergeſtellt werden, nicht ſo, daß ſie nur das machtloſe, bildſame Element iſt, das der Geiſt bearbeitet und geſtaltet, um ſich ſelbſt in ihm zu verwirklichen und zu verherrlichen, ſondern ſo, daß ſie dem Geiſt als kämpfende Gewalt entgegenträte, den Fortſtrebenden an ihrem dumpfen Widerſtande erlahmen ließe, nach und nach in ſeinem Leben ihn hemmte, beſchränkte, endlich aber ihn vernichtete. Eine ſolche Weltgeſchichte würde alſo eine ſtufenweiſe Schmälerung Gottes ſein und mit einem Gottuntergange ſchließen, denn hier wäre auf Gott das Sprüchwort anzuwenden: Reichſt du dem Teufel nur den kleinen Finger, ſo hat er dich auch ganz.

Und ſo hat denn jene atheiſtiſche Anſicht, obgleich ſie dieſe letzte Folgerung zu machen ſich hütet, doch ganz conſequent in der Geſchichte einen Kampf

zweier feindlicher Grundprincipe gieht und dem göttlichen Leben in ihr die Sünde, das Böse, den Teufel als selbstständige Macht gegenüber gestellt. Von einer misverstandenen, plump-buchstäblichen oder phantastisch deutenden Auffassung des sogenannten Sündenfalles ausgehend, hat sie einen ursprünglichen vollkommenen und vortrefflichen Zustand des Menschen angenommen, den er durch eignes Unrecht verscherzt, und welchem Unrecht zu Folge nun das ganze Menschengeschlecht von Generationen zu Generationen immer tiefer dem Verderben und der Verruchtheit anheimfallen soll.

Sollte man es glauben, daß der Unsinn, die Gotteslästerung und barbarische Härte so weit gegangen sind, allen weitverbreiteten Menschenracen, die bisher auf einer niedrigeren Stufe physischer, sittlicher und geistiger Entwickelung stehen, als wir Europäer, z. B. dem Neger, ihre Gestalt und Organisation als eigne Sünde und Verworfenheit anzurechnen? Sie sollen von Haus aus weiß und weise gewesen sein, wie wir, durch eine große, dunkle Unthat aber schwarz, ungestalt, thierisch und verwildert geworden sein. Man sieht, von hier aus bis zur Rechtfertigung des Sklavenhandels ist nur ein Schritt zu machen.

Um das Atheistische dieser ganzen Geschichtsansicht klar zu machen, müssen wir hier ein Wort über das Böse sagen.

Das Böse kann schlechterdings gar nicht als etwas Selbstständiges, wahrhaft Seiendes und Lebendes (Positives) existiren. Denn wo sollte es existiren? Alles, was da ist, ist Gott, da außer Gott weder Raum, noch Zeit, noch Kraft, noch Leben zu finden. Gott aber kann unmöglich in zwei direct entgegengesetzte, feindliche Grundprincipe zerfallen, die doch alle beide gleichermaßen sich als lebendig und machtbegabt geltend machen wollten. Eins würde nothwendig das andre vernichten, oder vielmehr von Anbeginn vernichtet haben. Gott kann nicht zugleich gut sein und böse.

Somit ist alles Seiende, eben weil es ist, das heißt in Gott ist, gut. Das Böse kann also höchstens den Sinn haben, daß es das Gute nicht zum Sein kommen läßt, daß es dasselbe hemmt. Aber nicht als etwas Selbstständiges, als Etwas, das da wirklich wäre; denn sonst hätten wir

1) Gott,
2) etwas Andres, als er, das gegen ihn Macht und Existenz hätte, also statt eines Gottes zwei Götzen, das heißt gar keinen Gott:

sondern das Böse kann nur wirklich sein als das Beharren des Guten auf einer niedrigen Entwickelungsstufe seiner selbst.

Somit giebt es gar kein Böses, das wirklich vorhanden wäre, sondern Alles, was vorhanden

ün, ist gut; und schlecht, böse können wir nur Etwas nennen, das an sich zwar auch gut ist, im Verhältniß zu einer höheren Entwickelungsstufe des Guten aber als untergeordnet erscheint und in dem die Kraft, sich selbst zu dieser höheren Entwickelungsstufe zu erheben, ungenutzt schlummert. So giebt es z. B. gar keinen wahrhaft bösen Menschen. Einen solchen sich einbilden ist ein wahres Unding, denn es hieße so viel, als ein Geist, der ganz aufgehört hat Geist zu sein, das heißt der ganz aufgehört hat zu existiren. Wir nennen einen bösen oder schlechten Menschen einen solchen, in dem der thierische (sinnliche) Trieb die schlummernde Vernunft noch so gefangen hält, daß dieselbe in seinem Thun sich wenig oder scheinbar gar nicht offenbart. Der thierische (sinnliche, selbstische) Trieb aber ist an sich nichts Schlechtes (sonst müßte auch das Thier, das nie über ihn hinauskommt, böse sein), und so ist auch der Mensch, der noch nichts Höheres, als ihn, in sich gefunden hat (scheinbar müssen wir immer hinzufügen, oder bis auf einen gewissen Grad; denn ganz und gar ist dies rein unmöglich, so lange der Mensch Mensch bleibt) nicht gradezu böse. Böse erscheint er nur im Verhältniß zum geistig und sittlich entwickelten Menschen, und auch da nur böse, weil in ihm dieselben Keime der Entwickelung gelegen sind, wie im guten Menschen, weil also seine innere Natur ihm eine höhere Stellung anweist, als die er

noch zu erringen vermocht. Dann aber bedeutet das Wort böse weiter nichts, als minder gut. Den Sprachgebrauch „böse, schlecht, Sünde" u. s. w. können wir daher sehr wohl beibehalten, nur aber müssen wir uns dabei stets daran erinnern, daß hier von nichts Wirklichem, Existirendem die Rede ist, sondern nur von einem Mangel, von einem nicht existirenden Guten, von etwas rein Negativem. Und in diesem Sinne allein kommen die angegebenen und ähnliche Worte in dieser unserer Schrift vor. Jeder Tadel, den sie enthält, wie scharf er auch ausgesprochen sei, betrifft nicht das Seiende, sondern das Nichtsein des Seinsollenden. Wer sich zu dieser milden und versöhnten Ansicht nicht zu erheben vermag, den hält ein geheimer, ihm selbst unbewußter Atheismus gefangen. Denn er erkennt außer und gegen Gott noch eine selbstständige Macht an, das heißt er erkennt nicht den wahren, alleinigen Gott, sondern einen beschränkten, willkührlich bedingten, einen Götzen an, er legt einem Nichts den Titel Gott bei.

Am schärfsten spricht sich dieser Atheismus aus in dem Glauben an eine wirkliche Persönlichkeit des bösen Grundprincips, an einen Teufel. Wenn aber ein Gott und ein Teufel sich gegenüberstünden, so wäre immer noch die Frage zu machen: welcher von den beiden eigentlich nun der rechte Gott wäre?

Wir hätten, statt des einen lebendigen Gottes, zwei heidnische Götter, und es müßte dem Ur-

theil des Menſchen überlaſſen bleiben, für welchen von beiden er ſich *entſcheiden*, in welchem er ſein eignes inneres Princip wiedererkennen wollte. Wirklich hat der Teufelsglaube auf die Vorſtellung von einer ſolchen *freien* Wahl des Menſchen geführt, wie die Fauſtſage bezeugt. Und wäre (nehmen wir auf einen Augenblick das Unmögliche an!) dieſer dunkle Glaube feſter gewurzelt, weiter verbreitet und länger andauernd geweſen, ſo hätte ſehr wohl nach und nach der Dienſt Gottes in den Hintergrund treten, und ein *Cultus des Teufels*, von Beſchwörungen, wie ſie die Furcht eingiebt, zu directer *Verehrung* unmerklich übergehend, die Oberhand gewinnen können. Spuren und Keime dieſes Teufelscultus finden ſich genugſam vor.

Wer aber den *wahrhaftigen Gott* erkennt, der weder andre Götter, noch Teufel hat neben ſich, für den iſt eine ſolche Wahl völlig ſinnlos, denn er lebt und webt in Gott, *wie er ſich auch gebehrde*, nur weiß er, daß er ſich den reinen Genuß dieſes in Gott Seins trübt und verkümmert, wenn er im Guten *zurückbleibt*, wenn er im niedern Guten verharrt, da er, je mehr das Gute in ihm lebendig wird, um ſo mehr ſich lebendig fühlt in Gott.

Dieſelbe atheiſtiſche Anſicht vom *Rückſchreiten* des Menſchengeſchlechts in der Geſchichte tritt im gemeinen Leben, von wiſſenſchaftlichem Schwall und pietiſtiſcher Salbung entkleidet, häufig hervor in den trivialen Ausſprüchen: „Es geht immer ſchlimmer,

die Menschen werden alle Tage schlechter. Ja, ja, das ist einmal der jetzige Zeitgeist, zu meiner Zeit war das ganz anders (nämlich besser)" u. s. w. Von einer Auffassung der Weltgeschichte, von einer bewußten wenigstens, ist wohl eigentlich hier nicht die Rede, denn dergleichen Gemeinplätze entstehen eben nur aus der Unwissenheit darüber, daß überhaupt eine Weltgeschichte existirt.

Eine solche Unwissenheit könnte entschuldigen, denn wem die Wunderbauten des Weltgeistes in den Thaten und Schöpfungen der Geschichte nie gezeigt worden sind, wer gar nichts davon weiß, daß sie in ewiger Pracht dastehn und den Wechsel der Zeiten unerschütterlich überragen, der kann natürlich auch nicht begreifen, daß der lebendige Gott selbst in ihnen Wohnung genommen hat. Dennoch trifft eine Gesinnung, wie sie sich in diesen Gemeinplätzen ausdrückt, auch selbst von ihrem eignen engherzigen Standpunkt aus, der Vorwurf des Atheismus. Denn was heißen solche Redensarten im Grunde anders, als: „Heut zu Tage hat Gott nicht mehr Macht über die Menschen, sie zu heiligen und mit seinem Hauch zu durchdringen, wie früher. Seine Gegenwart im Denken, Leben und Treiben der Menschen hat, gegen frühere Tage, abgenommen." Ein Gott aber, dessen Macht sich verändert, dessen Gegenwart abnimmt, ist kein Gott, denn er wäre etwas durch fremde (mechanische) Kraft Bedingtes, von ihr abhängig Gemachtes. Gott ist

in jedem Weltzuſtande gegenwärtig, und jeder Weltzuſtand iſt ſomit gut.

Dies gilt auch vom roheſten, barbariſchſten Weltzuſtande der Vorzeit, und zwar iſt ſelbſt dieſer darum gut, weil er die Anlagen und Keime zum Beſſeren und Beſten bereits in ſich enthält und ſie blos aus ſich zu entwickeln braucht. Die lebendige Kraft (Energie) dieſer Fortentwickelung aber, der Pulsſchlag des ganzen Weltlebens, iſt Gott ſelbſt. Gott iſt alſo in jedem Weltzuſtande ganz vorhanden, inſofern Jeder die Anlagen und Keime aller künftigen, höheren Weltzuſtände, das heißt alle dieſe höhern Zuſtände dem Geiſte, der Wahrheit nach, ſchon in ſich enthält, wenn auch im Weltleben irgend einer beſtimmten Zeitperiode für die Erſcheinung noch verborgen. Inſofern kann man von einer früheren ſchlechteren Zeit reden, ohne Gott und der Geſchichte zu nahe zu treten, vorausgeſetzt, daß man unter ſchlechter nichts Andres verſteht, als minder entwickelt. Denn keine Zeit kann mehr thun, als das ausbilden, was ſchon da iſt. Spricht man aber von einer ſpäteren ſchlechteren Zeit, ſo iſt dies ganz etwas Andres.

Eine ſolche könnte nur entſtehen, wenn ſchon entwickelte Keime des Göttlichen verloren gingen, dem Weltleben abſtürben, wenn ſchon daſeiendes Gottesleben verſchwände, das heißt wenn Gottes Kraft und Gegenwart abnähme, wodurch

wir auf einen abnehmenden Gott, also (da Gott wahrhaft nur als unendlicher und unbedingter Geist gefaßt werden kann und darf) auf gar keinen Gott, also auf den platten Atheismus gerathen müssen.

Die oben angegebenen Redensarten von Verschlimmerung der Zeit und der Menschen nun, die man in der Regel von älteren Leuten, leider auch wohl von einer altklugen unjugendlichen Jugend hört, sind uns, die wir offne Geisteraugen haben, grade das sicherste Zeichen, daß es in der That nicht schlechter, sondern besser wird, denn sie zeigen, daß es anders wird, als diese älteren oder altklugen Leute es gewohnt waren oder überliefern hörten. Jeder, in dem durch Erziehung und Leben gewisse Grundsätze sich dergestalt befestigt haben, daß sie keiner lebendigen Fortentwickelung aus sich selbst mehr fähig, zu einem abgeschlossenen System versteinert sind, findet Alles schlecht, was um ihn her gesagt wird oder vorgeht, wenn es in dieses alte System nicht mehr paßt, und wäre das Neue auch noch so vortrefflich: denn diese Vortrefflichkeit kann er, in das Spinnennetz seiner Gedanken verfangen, eben nicht begreifen. Wer z. B. in dem Grundsatz aufgewachsen ist „Der Mensch soll zunächst nur auf sein eignes Fortkommen in der Welt und das seiner Familie bedacht sein, sich folglich auf nichts einlassen, was ihn von dieser Pflicht abziehen könnte," der hält diesen

Grundſatz für gut und unumſtößlich richtig. Und allerdings können wir ihn nicht für ſchlecht erklären, ſondern müſſen ihn, für eine gewiſſe Stufe geiſtiger und ſittlicher Bildung, durchaus billigen.

Nun aber entwickelt ſich dieſe geiſtige und ſittliche Bildung unvermerkt zu einer höheren Stufe, ein Bedürfniß nach Göttlicherem, eine Erkenntniß deſſelben erwacht und fordert die unbegränzte Hingebung an dieſes Göttlichere, Höhere, Allgemeinere, als der eigne Lebensbedarf und das irdiſche Wohl der Angehörigen, das nun natürlich in den Hintergrund tritt. Es bildet ſich ein neuer Grundſatz, der da heißt: „Du ſollſt bereit ſein, dein eignes und der Deinigen Wohl aufs Spiel zu ſetzen und aufzuopfern, wenn es gilt, einer höheren Idee, z. B. der Freiheit, zu dienen.“ Durch dieſen Grundſatz nun ſehen die Alten den ihrigen umgeſtoßen, das Gute, das derſelbe enthielt, verneint, freilich nur zu Gunſten eines Beſſeren und Höheren, das nun an die Stelle jenes erſten Guten tritt. Aber dieſes Beſſere und Höhere verſtehen ſie eben nicht, weil es in ihnen ſelbſt nie lebendig geworden iſt, weil ſie in der Feſtung ihrer fertigen und erſtarrten Bildung dafür ganz und gar unzugänglich ſind. Sie ſehen alſo nur den Umſturz (und der iſt wirklich da, denn ihr Princip hat aufgehört, für das unbedingt Rechte und Höchſte zu gelten), aber den Fortſchritt, den

Aufbau sehen sie nicht und ziehen sich mürrisch und mißbilligend zurück von einer Welt, in der, nach ihrer Meinung, Alles verkehrt zugeht, in der die Menschen anfangen, „hohlen Schwärmereien“ (denn also werden ewige und göttliche Gedanken immerdar von allen denen genannt, die sie selbst nicht haben) nachzujagen und darüber die Sorge für ihr und der Ihrigen eigentliches (egoistisches, irdisches) Wohl zu versäumen.

Die beiden hier gegenübergestellten Grundsätze haben wir übrigens nicht zufällig erwähnt, um nur irgend ein beliebiges Beispiel beizubringen, sondern grade sie sind es, die in der gegenwärtigen Zeit das erstarrte Alter von den Besseren und Aufgeweckten der Jugend trennen, die letztere dem ersteren unverständlich machen und ihr den Tadel und Vorwurf desselben zuziehen.

Gehen wir nun von der Ansicht, die gradezu ein Rückschreiten der Weltgeschichte behauptet, zu derjenigen über, die weder von Fortschritt, noch von Rückschritt hören will, sondern in der Geschichte von Anbeginn nichts zu sehen vermag, als ein blind durcheinander geworfenes, wüstes Vielerlei, das eben dadurch, daß kein sich aus sich selbst nach nothwendigen Gesetzen entwickelnder Geist da sein soll, zum einförmigen, trostlosen Einerlei wird, in dem sich in allem scheinbaren Wechsel ewig ein und dasselbe werthlose Schauspiel wiederholt, ohne Maaß und Ziel.

Da es aber dem Menschen, der nun einmal, mag er wollen oder nicht, Geist ist und bleibt, plattterdings unmöglich ist, ein bewegtes Ganzes anzuschaun, ohne ein Princip, das heißt einen das Vielerlei zur Einheit zwingenden Grundgedanken und Grundtrieb, darin zu erkennen, so hat selbst diese schlechte Ansicht, die eigentlich von vorn herein jedes lebenschaffende Princip der Weltgeschichte verneint, sich selbst zum Trotz, wenigstens zu Scheinprincipien ihre Zuflucht nehmen müssen, aus denen sie das verworrene Leben der Geschichte begreifen will. Nach diesem zum Grunde gelegten Scheinprincip theilt sich nun die ganze Ansicht in zwei Hauptzweige.

Der erste steht dem oben bezeichneten Geschichtsatheismus am nächsten, der die Geschichte als ein Rückschreiten betrachtet und deshalb das Böse, den verneinenden, bösen Geist, den Teufel, zum Grundprincip derselben macht. Statt nun diesen Bösen, dessen Annahme nothwendig ein Fortschreiten in seinem, im verneinenden Sinn, also ein Rückschreiten mit sich führte, in dieser seiner mehr und mehr um sich greifenden Macht gelten zu lassen, läßt ihn die jetzt zu besprechende Ansicht beiseit liegen oder ganz fallen, und stellt als Princip auf zwar auch das Böse, aber nicht ein Böses, das die Kraft hätte, sich organisch aus sich selbst zu immer wachsendem Verderben zu entfalten, sondern ein Böses ohne innere Energie, ohne festes Ziel, nämlich die sich

durch alle Zeiten gleichbleibende, nur in verschiedenen Masken hervortretende Schlechtigkeit der Menschen. Diese wird somit zur Werkmeisterin der Weltgeschichte ernannt.

Diese höchst würdige Ansicht tritt nun auch wieder in zwei verschiedenen Gestalten auf. Einmal mit gefalteten Händen und nach oben verdrehten Augen. Dann predigt sie mit Zerknirschung die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen, und alles menschliche Denken, Streben und Thun, also die ganze Weltgeschichte, ist ihr ein Gräuel und eine Verwüstung, vor Gott dem Herrn verworfen. Eigentlich ist diese Ansicht, die in allen Welt- und Lebenssphären uns immer wieder begegnet, schon gleich zu Anfang dieser Schrift ein- für allemal abgefertigt.

Wir brauchen deshalb hier nur wenige Worte, um ihre gottlose Nichtigkeit zu enthüllen. Sie läßt sich nämlich ganz einfach auf folgendes Glaubensbekenntniß zurückführen: „Es giebt überhaupt nur Zweierlei, nämlich

1) Einen Gott, allmächtig, allgegenwärtig, allgütig, allweise, ewig, vollkommen;
2) eine Welt, gräulich, verderbt, vergänglich, verworfen, böse.

In diesen beiden Gegensätzen und ihren Beiworten liegt schon, wie man leicht einsieht, der schreiendste Widerspruch. Was ist z. B. ein allgegenwärtiger Gott, der doch in der Welt nicht gegenwärtig ist, für ein Unsinn? Natürlich aber kann ein sol-

der Gott (wie ihn die Beiworte bezeichnen) in einer solchen Welt nicht sein, und eine solche Welt nicht in einem solchen Gotte. Sie schließen sich, ihrer Natur nach, gegenseitig aus.

Die Welt hat also einen Verschlag für sich, und Gott ist aus ihr herausgesperrt, existirt nur um sie herum. Also wieder ein begränzter, beschränkter, kein unendlicher Gott, wodurch wir wieder zu jenem Götzen gelangen, der uns im Verlaufe dieser Schrift bei jedem Schritte aufstößt und den auf immerdar zu zertrümmern eben unsre Absicht ist.

Denn wir wollen den Baalsdienst vernichten, damit der wahre Gott endlich erkannt und verehrt werde. Götzendienst aber ist von unserm Standpunkte und vom Standpunkte der heutigen christlichen Bildung aus völlig gleichbedeutend mit Atheismus. Denn ein Götze ist nichts, und ein Nichts zum Gott machen heißt keinen Gott haben.

Zum andern Mal aber tritt dieselbe Ansicht hervor mit dem vornehm spöttlichen Lächeln des Zweifels an allem Göttlichen oder mit der altklugen, verdrossenen Miene einer sogenannten Lebens- und Welterfahrung, die sich über alles Große hinaus zu sein dünkt, eben weil sie nichts Großes je begriffen hat. Beide rufen, der eine leichtfertig, die andere düster und mürrisch, beide mit gleicher Verachtung: „Was Tugend und Göttlichkeit! Sie existiren nicht im Menschen. Seht die Geschichte an, studirt sie. Was ist sie Andres, als ein Gewebe von

Schandthaten und Verbrechen, von Ehrsucht und Verfolgungswuth, Zerstörungstrieb, von Mord, Hinterlist und Lüge? Und wo etwa einmal Gutes geschehen sein mag, da forscht nur genauer nach, und ihr werdet die unreinen Triebfedern sehen, aus denen es zufällig, ohne den Willen der Urheber, hervorging!" Dies Geschrei aber, welchen oberflächlichen Schein von Wahrheit es auch an sich tragen mag, ist ganz ebenso unsinnig, als wenn Jemand ein Geschrei darüber erhöbe, wenn ein tüchtiger Meister, der die Bildsäule eines Helden in Erz gegossen hat, nun die Form mit Schlägen zertrümmert, damit das Heldenbild schimmernd daraus hervorgehe. Wenn dann Jemand rufen wollte „Seht den wüthenden, blinden Zerstörer an!" würde man ihm nicht sagen: „Du Thor! so sieh doch das erzne Bild, um dessenwillen die Form zerschlagen werden muß!"? Und wenn er dennoch bei seinem Geschrei beharrte und sagte: „Ich sehe nichts von einem Erzbilde, ich sehe nur die Zertrümmerung" — würde man ihn dann nicht für verrückt halten?

Allerdings ist es wahr, daß so leicht kein großes geschichtliches Ereigniß ins Leben tritt, ohne von unerfreulichen Nebenumständen, von Gewaltthat, Mord und Eidbruch begleitet zu sein. Der Irrthum aber ist eben der, diese Nebenumstände für die Geschichte selbst zu halten, dagegen für den Sieg des Geistes, für den geistigen Fortschritt der Menschheit, der aus jedem großen

Weltereigniß hervorgeht und von solchen widerlichen Nebendingen nur oberflächlich versteckt wird, gänzlich blind zu sein. So kann man bei der Verbrennung des Huß in erbauliche Tiraden über die Wortbrüchigkeit und Verfolgungswuth der Menschen ausbrechen, die Hauptsache aber wäre, den göttlichen Muth, die geistige Größe des Mannes zu erkennen, der durch seinen gewaltsamen Tod der Menschheit nicht verloren ging, sondern den fruchtbaren Samen zur endlichen Befreiung vieler Völker aus der politischen und geistigen Knechtschaft, in der das Papstthum sie gefangen hielt, ausstreute.

Wie klein erscheint die einzelne Unthat hier gegen den unsterblichen geistigen Gewinn, der da blieb und noch bleibt und auch uns noch fort und fort zu gut kommt.

Eben so groß, aber noch handgreiflicher, weil das Ereigniß noch gewaltiger ist, ist die Abgeschmacktheit, bei der Kreuzigung Christi nur von der sogenannten Bosheit (Bornirtheit wäre der richtigere Ausdruck) seiner Verfolger ein Lamento zu erheben, das er selbst keineswegs erhoben hat. Er starb, wenn die Ueberlieferung wahr berichtet (und innere Wahrheit liegt jedenfalls in dem Bericht) mit dem großen Worte „Es ist vollbracht!“ denn er wußte, daß nun die Befreiung des Menschengeistes in sich selbst zu Gott für alle Zeiten vorbereitet, seine Sendung mithin wahrhaft vollbracht sei.

Ja selbst den weltgeschichtlichen Werth des Chri-

stenthums hat man an den vielen Verfolgungen, Gewaltthaten und Metzeleien abmessen wollen, die es allerdings hervorgerufen, die eine unentwickelte Form desselben verschuldet hat. Aber ist denn die Aufzählung dieser Gräuel eine Geschichte des Christenthums? Alles Große, Tiefe und Schöne, was wir in Kunst, Wissenschaft, im Familien- und Staatsleben, so wie im Gemüths- und Geistesleben der Einzelnen aufzuweisen haben, verdanken wir dem Christenthum, seiner Fortentwickelung und der geistigen und sittlichen Bildung, die es uns gewährt hat. Freilich verstehen wir hier unter Christenthum nicht das dogmatische Lehrgebäude als solches, nicht die kirchlichen Institutionen, deren Prätensionen die ihnen entwachsene moderne Bildung jetzt mit vollem Rechte zurückweist. Aber diese moderne Bildung selbst ist doch nur eine Consequenz, eine Weiterbildung des Christenthums, und insofern ist Jeder in Täuschung befangen, der da meint, außerhalb des Christenthums zu stehn und es wie eine fremde Sache beurtheilen zu können. Tausend geistige Adern sind von ihm aus in jeden Einzelnen geleitet und bilden die Lebensadern seines eignen Geistes. Wir sind nicht blos Geschöpfe des Christenthums, sondern das fleischgewordene Christenthum selbst. Alles, was wir denken, sinnen, empfinden und schaffen, ist schlechterdings nichts Andres, als Christenthum, mehr oder minder entwickeltes, so sehr wir auch über die ersten rohen Anfangsgründe,

über den christlichen Glauben oder Aberglauben, als solchen, hinaus sind: denn unsre Väter und Urväter sind im Christenthum auferzogen und in ihm zu fühlenden, denkenden und handelnden Menschen geworden seit Jahrhunderten. Jede neue Bildung aber, so sehr sie einen wesentlichen Vorwärtsschritt enthalten mag, ist doch immer nur eine Fortsetzung und Folge der früheren Bildung.

Die fast unbegreifliche Blindheit für die ungeheuren geistigen Erfolge weltgeschichtlicher Ereignisse, in der die allermeisten Menschen noch bis heut befangen sind, kommt zum Theil vor und findet einige Entschuldigung in der geistlosen, oberflächlichen, rein äußerlichen Weise, in der bisher mit wenigen Ausnahmen die Geschichte geschrieben, auf den Schulen gelehrt und studirt worden ist. Sie war nämlich und ist mitunter noch jetzt blos eine Erzählung von den hervorstechendsten Handlungen einzelner Individuen, die entweder durch Geburt oder durch Gewalt und List eine hohe, allem Volk in die Augen fallende gesellschaftliche Stellung einnahmen. Namentlich für die neuern, diplomatischen Zeiten verkehrte sich die Weltgeschichte in eine Geschichte der regierenden Fürsten, ihrer Familien- und Erbschaftsangelegenheiten, ihrer Erbzwistigkeiten, Eroberungsprojecte und Cabinetsintriguen. Eine nur in diesem Sinne geschriebene Geschichte bietet allerdings wenig Tröstliches dar.

Grade in jener Sphäre ist der lebendige Geist

der Zeiten, der sich selbst Gestalt zu geben ringt, ist der Lebenspulsschlag der Geschichte nicht zu suchen, wohl aber niedrige Selbst-, Herrsch- und Gewinnsucht.

Ueberhaupt aber ist kein einzelnes Individuum fähig, den Geist seiner Zeit, in seiner ganzen Reinheit und Fülle, in seinem durchsichtigen Weltbewußtsein, erschöpfend darzustellen. Jedes in der Geschichte handelnde Individuum fördert nur die ihm zunächst am Herzen liegenden Zwecke, und diese sind in der Regel viel kleinlicher, als die weltgeschichtlichen Folgen, die sich an ihre Durchsetzung knüpfen, und die das Individuum, so edel und bewußt es immer sein mag, nie ganz vorhersieht, im glücklichsten Falle nur halb erkennt oder dunkel ahnt. Daher auch der oben angedeutete Vorwurf von Seiten einer kleinlichen Geschichtsansicht, daß, wo auch einmal Gutes und Großes von Menschen in der Geschichte gewirkt wurde, dies meist aus kleinlichen und untergeordneten Beweggründen der Handelnden geschah. So weit, als jene Ansicht den Vorwurf ausdehnt, indem sie durchaus nur niedre Selbstsucht jeder edlen geschichtlichen That unterlegt, ist der ganze Vorwurf eine Lüge. Denn die Selbstsucht allein hat nicht die Macht, den Einzelnen so zu beseelen und hinzureißen, daß er die angestrengteste Arbeit seines Lebens, seine eigne Ruhe und Bequemlichkeit vergessend, an die Durchführung seiner Gedanken setzt, am wenigsten aber erklärt sie die freiwilligen Aufopferungen

alles irdischen Wohles, ja des Lebens, um einer Idee willen, von denen die Geschichte voll ist. Aber das ist allerdings wahr, daß die vollbrachte geschichtliche That immer größer ist, als das Individuum, das sie vollbracht hat. Dies Individuum verschwindet vor der riesenhaften geistigen Wirkung seiner That auf alle kommenden Geschlechter, und hier haben wir, ohne darum das Individuum zu verachten und herabzusetzen, den Hauch des allmächtigen Geistes zu verehren, der es beseelte und antrieb, daß es im Ahnungsdrange und, nur um diesem Drange zu genügen, Dasjenige vollbrachte, in dem der später kommende forschende Geist die großartige Anlage zu einer allgemeinen Weltbefreiung erkennen muß. So sehr ein Mensch auch wisse, was er wolle — welch ein Leben sein Wollen in der ganzen Menschheit gewinnen wird, liegt außer seiner Einsicht und Berechnung, und hier ist das Wort an seinem Platze: Gott ist in den Schwachen mächtig.

Deshalb aber sollte man sich nimmer einbilden, Geschichte zu schreiben oder zu kennen, wenn man sich blos mit den auffallendsten Thaten der Einzelnen und mit den Folgen derselben für Einzelne beschäftigt.

Dies ganze äußerliche Lattenwerk ist nicht der Tempel der Weltgeschichte in seiner gediegenen Pracht; sondern die weltgestaltenden Wirkungen der einzelnen Handlungen auf weitere und

auf die weitesten Kreise, auf Staaten und Völker und von einem Volke zum andern auf die ganze Menschheit, diese allein sind der wahre Inhalt der Weltgeschichte. Die Entwickelung der Staatsverfassungen und des Staatslebens, der Fortgang geistiger und sittlicher Bildung, die Verbreitung dieser Bildung von Volk zu Volk, die Entstehung neuer, höherer Denkungsarten und Gesinnungen von Geschlecht zu Geschlecht, das sind die wahren Thatsachen der Geschichte, und wer sie aus dem Gewühl verkümmerter Einzelheiten herauszuerkennen vermag, der wird mit Schauern und Ehrfurcht den einen, sich mit freier Kraft fortentfaltenden Geist, welcher Geist eben Gott ist, und der sich im Proceß der Geschichte darstellt, als Weltgeist, begrüßen. Und so hat denn auch in unsrer Zeit, die mit den Keimen alles Herrlichsten schwanger geht, die Geschichtsschreibung ein neues Element gewonnen. Sie beginnt, nicht mehr eine chronique scandaleuse der Cabinette und ihrer Intriguen zu sein, sondern eine als organisches Ganze gefaßte Culturgeschichte der Menschheit. Diese Auffassung wird immer mehr um sich greifen und, indem sie mehr und mehr jenem Atheismus, der die lebendige Gegenwart Gottes aus der Weltgeschichte hinauslängnet, seine Nichtigkeit und seinen Unsinn in die Zähne wirft, die Gemüther zur wahren Gotterkenntniß, zur wahren Religion reif machen.

Wir kommen nun zur zweiten Hauptverzweigung derjenigen Ansicht, welche in der Geschichte weder Rückschritt noch Fortschritt, sondern blos ein ewiges Einerlei im scheinbaren Wechsel sieht. Auch sie stellt (eigentlich mit sich selbst im Widerspruch) ein Princip der Geschichte auf, das aber natürlich, weil kein fortschreitendes Leben in ihm ist, nur ein Scheinprincip sein kann. Dies Princip ist hier der Zufall, das blinde Ohngefähr, also eigentlich grade die gänzliche Principlosigkeit.

Die Schlechtigkeit der Menschen, als Geschichtsprincip, konnte in gewissem Sinne noch etwas Respectables haben, da in ihr doch das Element der Freiheit, also die Geistigkeit, wenn auch die verkehrte, abgefallene, die negative Geistigkeit, gerettet war. Der Zufall aber schließt alle und jede Geistigkeit schlechthin aus, denn zufällig ist nur ein Geschehen, von dem es völlig gleichgültig ist, ob es so oder anders geschieht, ob es überhaupt geschieht oder nicht, und zwar eben deshalb gleichgültig, weil sich in diesem Geschehen durchaus kein Gedanke verkörpert, weil sich ihm durchaus kein geistiges, freies Element zugesellt, weil es eben nur ein rein äußerliches Geschehen ist, ohne alle Innerlichkeit, ohne alle Bedeutung. Ebenso ist ein Ohngefähr das, was ohne Gefahr, daß damit etwas für den Geist verloren wäre, auch hätte unterbleiben können. Man sieht, daß ein kümmerlicheres und dürftigeres Princip gar nicht gefunden

werden kann, denn dies Princip ist im Grunde das reine Nichts selbst. Auch leuchtet der Atheismus dieser Ansicht von selbst ein. Wenn nämlich Gott der unendliche Geist ist, aus dem Alles kommt und in dem Alles ist, das heißt wenn überhaupt ein Gott ist, so kann schlechterdings nichts existiren und geschehen, das nicht auch, in gewissem Grade, Geist wäre, das heißt dem nicht ein in der Selbstentwickelung des unendlichen Geistes nothwendiger Gedanke gestaltend zum Grunde läge. Irgend einer Erscheinung, irgend einem Ereigniß nun diesen gestaltenden göttlichen Gedanken absprechen, das heißt behaupten, daß etwas rein zufällig sei oder geschehe, heißt nichts Andres, als Gott in diesem bestimmten Sein oder Geschehn, mithin ihn überhaupt abläugnen, denn ein Gott, der nicht schlechthin überall ist, ist nirgends.

Somit müssen wir mit Schillers Wallenstein ausrufen: „Es giebt keinen Zufall." Da das Wort Zufall aber einmal in der Sprache da ist und nicht entbehrt werden kann, so muß es allerdings eine Bedeutung und Berechtigung und somit, bedingungsweise, auch seine Wahrheit haben, und diese soll ihm hier auch angewiesen werden.

In allem Geschehen, wie geringfügig es auch sei, ist Gott zugegen, folglich muß sich auch in allem Geschehen irgend etwas Geistiges ausdrücken. Über die Geistigkeit ist ein Riesenbaum mit tausend Verzweigungen, Reisen und Aesten, Spitzen und

äußersten Spitzchen. Diese letzten verschwinden gegen die Majestät des ganzen Baumes und kommen mit Recht da, wo vom Baume die Rede ist, gar nicht in Betracht, sind in der Vorstellung vom ganzen Baum gar nicht mehr als etwas Besonderes und Selbstständiges vorhanden. Wir haben genug zu thun, den Geist da, wo er in seiner ganzen Fülle und Macht hervortritt, erkennend zu bewältigen, und unterlassen es daher mit vollem Rechte, ihn aus seinen letzten und geringfügigsten Kraftäußerungen noch herauskügeln zu wollen. Alles Geschehene daher, in dem sich der Geist nur in so unbedeutendem Grade darstellt, daß es sich nicht mehr der Mühe lohnt, ihn in dieser Darstellung noch zu erkennen, da ein solches Erkennen uns über sein Wesen keinen wichtigen Aufschluß geben würde, nennen wir zufällig, gleich als ob wirklich ganz und gar kein Geist darin zugegen wäre. Auch verstoßen wir damit nicht so sehr gegen die eigentliche Wahrheit, denn das Zugegensein des Geistes in solchen kleinlichen Dingen ist der Art, daß es sich fast vor sich selbst verbirgt. Ein Beispiel wird dies klarer machen. In Allem, was wir immer thun mögen, sei es Großes oder Geringes, geben wir unserm Willen einen Ausdruck. Dennoch giebt es Verrichtungen, die grade wegen ihrer Bedeutungslosigkeit und häufigen Wiederholung uns so geläufig geworden sind, daß wir sie völlig mechanisch betreiben, ohne selbst uns unsres freien Willens in ihnen ausdrücklich be-

wußt zu werden, obgleich er allerdings in ihnen enthalten ist. Wenn wir z. B. von einem Ort zum andern gehen, so ist dies gewiß ein Willensact, unser Geist ist dabei und giebt irgend einem von ihm erkannten Zwecke dadurch seinen Ausdruck, seine Erfüllung. Wer aber denkt an den Geist, an den Willen bei jedem einzelnen Schritte, den wir während dieses Gehens machen müssen, und der, ohne Willensact, doch nicht gemacht werden kann, und erst gar bei jeder einzelnen Muskelanspannung, die wieder zu jedem Schritte gemacht werden muß und ohne Willensact doch auch unmöglich wäre? Hier ist der Wille also zugegen und thätig, so gut, wie in der ganzen Bewegung des Gehens, aber er ist in so unbedeutendem Grade zugegen, daß er sich selbst, als Wille, in allen diesen Einzelheiten verloren hat. Ebenso ist Gott, ist der Geist in allen seinen Offenbarungen vorhanden, wir können aber sagen, daß er in dem Zufälligen, das heißt in Allem, was keinen wesentlichen Gedanken ausdrückt, sich selbst in Zufall verwandelt, das heißt grade nur so viel Geistesthätigkeit und Geistesgegenwart darauf verwendet, als erforderlich ist, damit das, was geschehen soll, mechanisch vollbracht werde.

Daher ist es etwas Unfruchtbares, das nie gelingen kann, und hat etwas höchst Komisches an sich, wenn man sich abmüht, aus den geringsten Kleinigkeiten den geistigen, göttlichen Gehalt herauszulesen, ehe noch der Zusammenhang und die Einheit alles

wahrhaft Großen, in dem allein auch das Kleine seine vernünftige Stelle und lebendige Beziehung erhalten kann, erschöpfend durchforscht und begriffen ist. Es führt dies zu der bei der Mittelmäßigkeit so sehr beliebten Betrachtungsweise, Gottes Weisheit in jeder Gänseblume, in jeder Blattlaus zu schauen, während man sie im Menschengeiste verkennt, Gottes Wege in jedem unbedeutenden Schicksal unbedeutender Individuen zu bewundern, während man gegen Gottes lebendige Gegenwart in den großen Geschicken der Völker nur um so verstockter bleibt. Dies kommt etwa so heraus, als wenn man die Weisheit eines Philosophen nicht an seinen Schriften abmessen wollte, sondern an der Vorsicht, mit der er die Feder jedesmal wohl auswischt, ehe er sie weglegt, damit ja kein Klex auf sein Manuscript komme. Etwas Aehnliches finden wir auch bei manchen altdeutschen und niederländischen Malern, die alles Kleinste in den Umrissen und Farben der darzustellenden Gegenstände, z. B. den Baumschlag in einer Landschaft, mit so peinlicher Genauigkeit ausführen, daß sie vor lauter Wahrheit zuletzt unwahr werden, das heißt daß die Totalansicht von entferntem Standpunkt und mit ihr der geistige Hauch und Duft der ganzen Landschaft, der sie zum Ausdruck einer einigen Idee macht, vergessen wird und verloren geht über den tausend Einzelheiten und Niedlichkeiten, die sich unbescheiden

hervordrängen und für sich etwas sein wollen, da sie doch nur etwas wären im Ganzen.

Eine solche Betrachtung also, die den Geist — (oder Gott, was dasselbe ist) in jedem Winkelgäßchen der Natur oder Geschichte mit der Laterne suchen geht, statt daß sie ihn auf offenem Platze und bei hellem Tageslichte haben könnte, wollen wir Jedem gern erlassen; ja wir fordern Jeden auf, sich von ihr loszumachen, denn nur das Auge, das von Kleinigkeiten nicht mehr festgehalten wird, vermag ein Großes mit einem Blicke zu überschauen.

Alles in der Geschichte, was nicht gewaltige und allgemeine Nachwirkungen aufzuweisen hat, wollen wir daher nach wie vor durch den Namen Zufall beseitigen und von unserer ernsten Betrachtung ausschließen.

Etwas ganz Andres aber ist es, wenn sich der gottverlassene Mensch erfrecht, da, wo große Folgen großer Ereignisse offenkundig zu Tage liegen, vom Zufalle, als dem Werkmeister dieses Wundergewebes, reden zu wollen. Und hier eben tritt jener Atheismus hervor, der, in seltsamer Verkehrtheit, grade viel eher bereit ist, im Kleinen die Wege Gottes, die Gegenwart des unendlichen Geistes, anzuerkennen, dem man aber ja nicht zumuthen darf, im Großen irgend eine schaffende Vernunft sehen zu sollen. Wenn Jemandem grade das Geld ausgegangen ist, so daß er sich in größter Verlegenheit befindet, und mit eins tritt der Brief-

träger ein mit einem fünf Mal gesiegelten Briefe — da ist der Finger Gottes! Wenn aber, da Ludwig XVI. in die Nationalversammlung schickt und ihr befiehlt, sich aufzulösen, Mirabeau ausruft „Geht und sagt eurem Herrn, daß wir hier sind auf Befehl des Volkes und nicht anders weichen werden, als durch die Gewalt der Bajonette!" (wodurch die Versammlung, wie durch einen electrischen Schlag, ermuthigt wird, zusammen zu bleiben und am großen Werke der Freiheit fortzuschaffen) — so heißt es: Zufällig saß grade dieser verwegene Mensch da, zufällig empfand er in sich einen gewissen Kitzel des Trotzes, wußte diesen Trotz zufällig in die schlagendsten Worte zu kleiden, und so blieb zufällig die Versammlung sitzen und führte den Gang der Revolution weiter, so daß, ganz zufälliger Weise, der unerschütterliche Grundstein zur einstigen politischen Befreiung der ganzen Menschheit gelegt wurde. Wie abgeschmackt!

Das Beispiel Mirabeau's und sein Verhältniß zur französischen Revolution führt uns noch ein Mal auf die Bedeutung der Individuen in der Geschichte zurück.

Hierüber muß nun allerdings gesagt werden, daß die Individuen durchaus das Gleichgültigere und Untergeordnete sind gegen die allgemeinen Bewegungen der Völker und Volksgeister. Deshalb bleibt dem Individuum immer der Ruhm, der Träger und Offenbarer eines solchen Volks- oder Zeitgeistes ge-

wesen zu sein, aber es hat eben nur *insofern* Bedeutung und Werth, als dieser *allgemeine* Geist es beseelt und zu seinem Werkzeuge gemacht hat. Daß es grade *dies* bestimmte Individuum war, ist aber insofern ganz *gleichgültig*, als sich, hätte grade dies Individuum auch nicht existirt, schlechterdings irgend ein *andres* Individuum hätte finden *müssen*, das dieselbe Aufgabe auf sich genommen, und sie auch *eben* so, höchstens mit geringen, in seiner Persönlichkeit und Lage begründeten Abweichungen, die dem *Wesen* des ganzen Weltereignisses keinen Abbruch thun, ausgeführt hätte. Denn der in der Tiefe des allgemeinen Menschenbewußtseins arbeitende Weltgeist findet immerdar seine Träger und Verkünder, sobald es an der Zeit ist. So ist es z. B. höchst thöricht und kleinlich, wenn ein katholischer Priester klagt: „Ja, wäre *dieser gottlose Augustinermönch* nicht gewesen, so hätten wir noch eine einige katholische Kirche, die unselige Spaltung wäre nicht erfolgt.“ Die Reformation aber *wäre* erfolgt, wenn auch Luther nie geboren worden wäre. War es nicht grade *dieser Augustinermönch*, so wäre es ein *andrer* Augustinermönch gewesen, und wenn überhaupt kein Augustinermench, so hätte sich irgend ein andrer gewaltiger Mann gefunden, der da ausgesprochen hätte, was noththat. Mit diesem *Aussprechen* aber war die Reformation gegeben, weil alle Geister jener Zeit nur auf einen solchen Ausspruch harrten, um sogleich zum Bewußtsein zu

erwachen und das Joch, dem sie in der Stille entwachsen waren, abzuschütteln. Das aber ist eben der Beweis von der Nothwendigkeit und Wahrhaftigkeit, von der Göttlichkeit des Strebens eines einzelnen Menschen, daß es Gewalt hat, ein ganzes Volk, eine ganze Zeit, oder doch die Aufgewecktesten und Tüchtigsten dieses Volkes oder dieser Zeit mit sich fortzureißen, so daß die Gesammtheit dasjenige durchsetzt, was der Einzelne angeregt hat, und daß aus seiner That eine neue Weltgestaltung hervorgeht. Wer hier noch sagen kann, daß in solchen Fällen der Einfall, die Grille oder gar der sündhafte Gedanke eines Einzelnen von der blind hingerissenen Menge ausgeführt sei, der lästert Gott. Nichts kann bei den Menschen einen so tiefen Anklang finden, daß sie dadurch zu weltgeschichtlichen Thaten fortgerissen werden, als ein Solches, das ihnen nicht blos von außen her gegeben, sondern in ihnen selbst und ihrer innersten Natur gegeben ist, das heißt in dem sie sich selbst, ihrem tiefsten Wesen, ihrer Wahrheit nach, wiedererkennen. Ein Solches aber, in dem der Mensch sich selbst ganz wiedererkennt, kann nirgends enthalten sein, als in der ewigen Vernunft, im Geiste Gottes selbst, denn nur der Geist Gottes drückt das eigentliche Wesen, die Wahrheit, so wie aller Dinge, so namentlich auch des Menschengeistes aus, und diesen in den großen, von ganzen Völkern in wunderbarer

Uebereinstimmung ausgeführten Wellthaten verkennen, ist Atheismus.

Die Ansicht, welche den Zufall zum Princip der Geschichte macht, hat, indem sie mit selbstgefälliger Eitelkeit sich ins Breite und Einzelne verarbeitete, zu einer höchst wunderlichen Geschichtsgegliederung geführt, die namentlich im vorigen Jahrhundert und in Frankreich beliebt war, zu der aber seichte und mittelmäßige Köpfe, für die sie allerdings einen großen Anschein von Wahrheit haben kann, sich immerdar werden hingezogen fühlen. Deshalb können wir sie hier nicht, wie wir wohl wünschten, als gänzlich abgethan übergehen.

Die Aufschrift und der Wahlspruch dieser Geschichtsgegliederung ist „Große Ereignisse aus kleinen Ursachen," und ihr Geschäft das, jedes große Weltereigniß von Stufe zu Stufe zurückzuverfolgen, wie es erst in engeren Kreisen hervortrat, bis man endlich auf einen Punkt zurücklommt, an dem man der letzten Ursache desselben auf der Spur zu sein glaubt. Da zeigt sich denn irgend ein ganz gleichgültiger, geringfügiger, oft nicht einmal durch irgend einen bestimmten Willen irgend eines Menschen hervorgerufener Vorfall als die erste Veranlassung, und somit auch, wie jene Atheisten oberflächlich schließen, als die eigentliche geheime Wurzel des ganzen Geschichtsverlaufs, der nun nach und nach, wieder durch andre einwirkende Zufälligkeiten und Kleinigkeiten zu jenem großen Welt-

ereigniß anwuchs. Von allem geistigen Gehalte und aller großartigen Bedeutung für die Fortentwickelung der Menschheit wird also, durch eine solche Erläuterungsweise, jedes Weltereigniß gänzlich ausgehöhlt. An die Stelle der innern und geistigen Verkettung, welche die Weltgeschichte in ihrem Verlauf als ein beseeltes Ganze in großartigem Zusammenhang erscheinen läßt, wird die ganz äußerliche Verknüpfung von lauter kleinen, an sich bedeutungslosen Ursachen und Wirkungen gesetzt. Diese Verknupfung nun ist allerdings auch vorhanden, und man kann die Geschichte ganz folgerecht unter Anderm auch als eine Reihefolge solcher Verknüpfungen betrachten und nachweisen, so wie man den menschlichen Körper vollkommen als einen thierischen zergliedern und seine Functionen im Zusammenhange erörtern kann, ohne auf den menschlichen Geist Rücksicht zu nehmen. Der Irrthum ist nur der, daß man dadurch das Wesen der Geschichte erschöpft zu haben meint, während man doch grade weiter nichts ausgelassen hat, als die Hauptsache oder, mit andern Worten, die Sache selbst, nämlich die geistige Einheit, die innere Nothwendigkeit der Weltgeschichte.

Ein Wald besteht freilich aus lauter einzelnen Bäumen. Wer aber immer nur die einzelnen Bäume betrachtet, sie zählt und nachweist, wie sie einzeln entstanden sein mögen und wie einer neben dem andern steht, der kommt niemals zu der Ver-

stellung Wald, der sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Was wäre es, wenn man das Dasein eines großen Dichters also erklären wollte?: Dort stand ein Tintenfaß, hier lag ein Blatt Papier und eine Feder. Da bewegten sich die Muskeln einer Hand dergestalt, daß sie die Feder in einer gewissen Stellung faßte, sie in eine gewisse Lage brachte, so daß dadurch die Spitze der Feder von der Tinte befeuchtet wurde. Darauf traten andre Muskelbewegungen und Federstellungen ein, wodurch sich auf dem Papier der Buchstabe H bildete u. s. w. u. s. w, und so wurde zuletzt der Goethe'sche Faust daraus.

Jeder wird einsehen, daß hiermit wirklich nichts Unwahres gesagt wäre, denn freilich mußte Tintenfaß, Feder, Papier oder ähnliches Material da sein, freilich mußten solche bestimmte Muskelbewegungen der Hand eintreten, damit das Dichterwerk aufgeschrieben werde und der Welt zu gut komme.

Aber wenn auch nichts Unwahres gesagt ist, so ist doch auch die eigentliche Wahrheit gänzlich weggelassen, nämlich die rein geistige, durch keine sinnliche Ursache zu erklärende und herbeizuführende Erzeugung des Dichterwerkes in der Seele des Dichters und der freie Wille desselben, es als ein Seiendes der Welt vor Augen zu stellen.

Ebenso berichtet jene Ursachenausspürerei in ihrer

Betrachtung der Weltgeschichte nichts Unwahres, aber das Wahre läßt sie weg, nämlich den sich fortentwickelnden Weltgeist, der über all diesen Aeußerlichkeiten schwebt, dem dieselben nichts anhaben, den sie nicht binden oder zwingen können, sondern der sie selbst, als Bei- und Nebenwerk seiner Thaten, gesetzt hat und beherrscht, den lebendigen, gegenwärtigen Gott. Denn jene sogenannten Ursachen sind deshalb keine wahren, sondern nur Scheinursachen, weil sie nicht die letzte Ursache sind, sondern nur zwischen dem geistigen Sinn und Gehalt der Weltthat und ihrer äußern, in die Erscheinung tretenden, Ausführung in der Mitte liegende Ursachen, die allerdings Theil haben an Hervorbringung der Weltthat als eines in die Aeußerlichkeit tretenden Geschehens, die sie aber nie selbst von Haus aus erzeugen können. Dies kann eben nur die letzte Ursache, die nirgends anders zu suchen ist, bei keinem Natur-, bei keinem Geschichtsereigniß, als eben in der Urursache alles Bestehenden und Erscheinenden, im reinen Geiste, das ist im Bewußtsein Gottes.

Merkwürdig ist es aber, daß diese atheistische Geschichtsauffassung sich grade in einer Zeit entwickelte, in der das ganze Geschichtsleben, oberflächlich angesehen, in der That zu einem sinnlosen Gewirr von aufeinanderwirkenden kleinen Zufälligkeiten, von Fürstenlaunen, Ministerwillkühr und Maitressencapricen eingeschrumpft war, deshalb, weil das, was

was man in der Regel ausschließlich Geschichte nennt, den Cabinetten überlassen blieb, und die eigentliche Menschheit, das heißt die Völker, wenig oder gar keinen Theil daran nahmen. Die wahre weltgeschichtliche Entwickelung jener Zeit fällt daher weniger in die äußerlich hervorstechenden Begebenheiten, in die oft um kleinlicher Interessen willen oder gar aus augenblicklicher Anwandlung unternommenen Kriege, als vielmehr in die stillen Kreise des Privat- und Familienlebens, so wie in das Leben und Treiben der Philosophie und Poesie, in welchen unbemerkteren Kreisen sich die Menschheit selbstbildend vorbereitete auf ein späteres bewußtes Eingreifen in die öffentlichen und großen Angelegenheiten. Für jene Zeit war also eine so ärmliche Geschichtsauffassung einigermaßen zu entschuldigen, für die unsre aber, in der sich der Geist gewaltig regt und Gestalt gewinnen will, durchaus nicht.

Alle bisher angegebenen atheistischen Geschichtsansichten haben aber wenigstens noch eine gewisse Consequenz oder doch Scheinconsequenz in sich. Jetzt aber stoßen wir auf Geschichtsauffassungen, in denen auch der letzte Schein innerer Einheit verloren ist, in denen die nackteste, vernunft- und verstandlose Willkühr waltet. Und doch sind diese Auffassungen bei weitem herrischer, einer bessern Einsicht unzugänglicher, als alle vorigen, obgleich sie den schreiendsten Widerspruch mit sich selbst offen an der Stirn

tragen. Die ganze gemeinschaftliche Richtung dieser Verirrungen ist die, die Weltgeschichte wohl im Allgemeinen und bis zu einem gewissen Punkte hin, stillschweigend oder ausdrücklich, als Offenbarung Gottes, das weltgeschichtliche Leben als ein gottbeseeltes anzuerkennen, bei einem bestimmten Punkte aber, bei einem *besondern* großen Weltereigniß, plötzlich von dieser Gotterkenntniß abzuspringen, von da ab alle Gegenwart Gottes, alle von innen gestaltende Macht des göttlichen Princips ganz willkührlich abzuläugnen, und in diesem beliebig aus dem übrigen Geschichtsganzen ausgesonderten Abschnitte nichts zu sehen, als Gestaltlosigkeit, Verwirrung, Verderbniß und das planlose Durcheinander kleinlicher Interessen und selbstischer Leidenschaften. Der Atheismus, so wie der innere Widerspruch einer solchen Auffassung liegt klar am Tage. Denn ein wirkender Gott, der plötzlich durch eine ihm fremde Gegenwirkung (menschliche, gottlose Verderbtheit) in seinem Wirken gekreuzt, gehemmt, mithin beschränkt, verendlicht würde, wäre eben gar kein Gott, das heißt — nicht unendlich. Es ist somit vollkommen gleichgültig, ob Gott in der ganzen Weltgeschichte überhaupt, oder in irgend einem bestimmten Weltereigniß abgeläugnet wird; der Atheismus bleibt derselbe. Aber der Widerspruch tritt für den Verstand noch schärfer hervor, wenn die Weltgeschichte beliebig in zwei Stücke zerbrochen wird, wovon das eine göttlich, das andre ungöttlich sein soll. Denn abgesehen da-

von, daß sich der Gang der Weltgeschichte dem für das Auffassen einer großen Einheit gebildeten Auge keineswegs als etwas Zerrissenes, an irgend einem Punkt mit einem Ruck sich in sein Gegentheil Verkehrendes darstellt, sondern als ein stätiger Proceß, in dem sich nur die Sache selbst entwickelt, ohne daß irgend ein Fremdes störend einträte, so liegt der Widerspruch schon unmittelbar darin, daß ein sich offenbarendes Unendliches (Gott) nothwendig in seiner Offenbarung begränzt, beschränkt, verendlicht sein soll, woraus sich ein endliches Unendliches ergäbe, was Unsinn ist. Es wäre daher das Festhalten an einer solchen Zwitteransicht eine so unbegreifliche Verblendung und Verfechtheit, daß man seine Zuflucht zu der Voraussetzung einer tiefen, bewußten Heuchelei nehmen müßte, die sich nur um des eigenen Vortheils willen absichtlich verblendet, oder verblendet stellt, wenn nicht die ganz charakteristische Stellung, die jene Auffassungsart, im Unterschiede von allen vorigen innerhalb der Geschichte selbst, einnimmt, das Räthsel löse. Ihre Anhänger nämlich sind selbst die in die neue, lebendige Zeit hineinreichenden Trümmer einer abgestorbenen, alten, und deshalb eben kennen sie, so zu sagen, nach einer naturgeschichtlichen Nothwendigkeit, die neue Zeit nicht begreifen, das heißt — nicht über sich selbst hinausgehn. Was man aber nicht begreifen kann, das erscheint nothwendig als geistlos, gottverlassen, böse. Wenn jene Heuchelei um des Vortheils willen

daher auch keineswegs ganz wegzuläugnen iſt, da ſchwerlich alle jene Individuen dem Einfluß der neuen weltgeſchichtlichen Gedanken ſich ganz entziehen können, ſo iſt ſie doch nicht als der alleinige und durchgreifende Grund ihrer Verſtocktheit anzunehmen.

Eine ſolche Auffaſſung iſt in der Weltgeſchichte natürlich jedesmal da hervorgetreten, wo eine große innere Umgeſtaltung derſelben mit Macht zum Ausbruch kam, die aber den in den alten Formen und Vorurtheilen Erſtarrten nicht als innere (organiſche) Umgeſtaltung erſchien, eben weil ſie ſelbſt in ihr nicht lebendig, nicht innerlich waren, ſondern als eine der Geſchichte willkührlich angethane Gewalt. Es gab daher ſo viele Modificationen dieſer Auffaſſung, als es große, durchgreifend umgeſtaltende Momente der Weltgeſchichte gegeben hat. Da wir es aber in dieſem Werke nur mit der Gegenwart zu thun haben, da unſer Zweck ein praktiſcher iſt, nämlich der, eben die göttlichen Gedanken der Jetztzeit da, wo ſie irgend ſchlummern, zu wecken und ihre ewige Berechtigung dem Alten, Abgeſtorbenen gegenüber eindringlich zu machen, ſo laſſen wir das Vergangene vergangen ſein und bezeichnen nur diejenigen Modificationen der zerſtückelnden Geſchichtsauffaſſung, die unter uns noch exiſtiren und ſelbſt eine geſchichtliche Macht haben; denn auch die in Ohnmacht verſunkenen, obwohl noch exiſtirenden (z. B. das Judenthum, das die welt-

hiſtoriſche Bedeutung des Chriſtenthums und die ihm einwohnende Offenbarung Gottes beſtreitet), gehen uns weiter nichts an. Jede ſolche Anſicht entſpricht alſo immer einer ihr entgegengeſetzten, weltumgeſtaltenden Geſchichtsbegebenheit, zu der ſie ſich verneinend verhält. Die einzigen beiden Weltbegebenheiten dieſer Art in der neuern Geſchichte und die ihre großen Wirkungen bis in unſre Tage noch nicht erſchöpft haben, ſind aber

1) die **Reformation,**
2) die **Revolution,**

und ihnen entſprechen als Träger des Geſchichteatheismus

der **Katholicismus** und
der **Abſolutismus.**

Sollte irgend ein gebildeter deutſcher Katholik, der dieſes Buch bis hierher geleſen und des Ueberdenkens werth gefunden hat, jetzt durch dieſe nackte und ſchroffe Gleichſtellung des Katholicismus mit dem Atheismus plötzlich empört, daſſelbe wegwerfen wollen, weil er im Verfaſſer nur einen Fanatiker und gewaltſamen Zwietrachtſtifter ſieht, ſo bitte ich ihn, ſein Gefühl zu überwinden und nur noch einige Seiten weiter zu leſen. Vielleicht findet er dann den Punkt, an dem wir nicht ſo unverſöhnt daſtehn, als es für den Augenblick den Anſchein hat; vielleicht daß er dann mein Werk auch bis zu Ende ließ und am Schluß in vielen meiner Gedanken ſeine eignen wiedererkannt hat. Dieſe Bitte iſt nicht hochfahrend

und unfriedlich ausgesprochen, sondern als ernstliche Bitte, denn mir ist es um jeden einzelnen Leser zu thun.

Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit;
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Was aber die Absolutisten betrifft, die nicht die Entschuldigung einer festen Confession und eines imposanten Ritus für sich haben, so weiß ich, daß ihnen schwerlich zu helfen ist. Von ihnen ist es daher gleichgültiger, ob sie mein Werk lesen oder nicht. Wenn sie die darin ihnen gegebenen guten Rathschläge nicht hören wollen — desto schlimmer für sie.

Der Inhalt der Offenbarung Christi ist die Fleischwerdung des Wortes, die Menschwerdung Gottes, mit andern Worten das sich Finden und Erkennen des unendlichen Geistes im Endlichen, und umgekehrt.

Die große Offenbarung trat aber der in der Nacht des Unbewußtseins hinbrütenden Menschheit zunächst als Geheimniß, als Mysterium, gegenüber.

Die weltgeschichtliche Stellung der (katholischen) Kirche war es nun, dies Geheimniß mit dem Bewußtsein der Menschheit zu vermitteln. Zunächst konnte diese Vermittelung nur durch äußerliche Verbreitung geschehen, da das Innere der Menschheit selbst noch nicht lebendig und durchsichtig genug war, um den Inhalt der neuen Lehre bewußt in sich zu er-

fassen. Die Bekehrung war daher nur ein gläubiges, das heißt dunkel ahnendes sich Unterwerfen unter die Autorität der Kirche. Diese kam dadurch in die Stellung einer alleinigen und ausschließlichen Besitzerin und Verwalterin des göttlichen Geheimnisses der Menschwerdung, einer Austheilerin der aus dieser Offenbarung fließenden Segnungen. Der Priester war ein durch die Kirche Geweihter, der allein dem Laien das Göttliche mittheilen konnte, zu dem dieser aus eignem Gemüth und Geist sich nicht selbst zu erheben und zu läutern vermochte.

Bis hierhin fällt der katholischen Kirche kein Vorwurf des Atheismus zur Last; denn da der innere Gott (das Gottbewußtsein) in den Völkern noch nicht erwacht, also noch nicht selbstständig da war, so war es keine Gottverläugnung, ihn nicht in Anschlag zu bringen, und die Verbreitung der heiligen Ueberlieferung durch einzelne Geweihte (Priester) war in der That zu jenen Zeiten die höchste und einzig mögliche Art, die Offenbarung Christi fortzuführen.

Als aber nun der Katholicismus sein eignes Werk, nämlich die Vermittlung des Gottbewußtseins mit dem Völkerbewußtsein, weltgeschichtlich vollbracht, sich entgegengetreten sah, da verkannte er es, stieß es von sich und fiel dadurch selbst der Ungöttlichkeit, der Gottverlassenheit anheim; denn nun war der Schatz des Mysteriums,

der Geist der Wahrheit, von ihm gewichen, und hatte in der entgegengesetzten Richtung, im Protestantismus, Wohnung und Gestalt genommen. Die Reformation sprach es thatsächlich aus, daß das Bewußtsein von Gott im Geiste der Laien, das heißt im Geiste der mündig gewordenen Menschheit, erwacht und lebendig geworden war, daß die Massen der Bevormundung durch den geweihten Priesterstand, durch die Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt, daß sie der Sklaverei des unerschlossenen Mysteriums, der todten Ueberlieferung entwachsen waren. Die äußern Merkmale dieses Befreiungsactes waren: Hinwegräumung des Kirchenoberhauptes und einer abgeschlossenen, einen besondren Charakter der Heiligkeit an sich tragenden Priesterklasse, Einführung des Gottesdienstes durchweg in der Allen verständlichen Muttersprache, Gesang der ganzen Gemeinde ebenfalls in der Muttersprache, Abschaffung der mystischen Vollziehung des Meßopfers, und dafür nachdrücklichere Handhabung der Predigt, die nicht den Geist in Fesseln legen, sondern überzeugen sollte, Hinwegthuung aller unwesentlichen dogmatischen Bestandtheile, namentlich der Heiligen und ihrer Fürsprache, endlich und hauptsächlich das Zuerkennen der Berechtigung zu freier Schrift-Forschung auch für die Laien, das heißt für alle Menschen, als vernünftige. In allem diesen war nur ausgedrückt, daß der Mensch überhaupt, das ist jeder Mensch, nunmehr

das Göttliche nicht mehr blos als Ueberlieferung von außen her aufzunehmen nöthig habe, sondern fähig geworden sei, es aus seinem eignen Geist und Gemüth selbstständig in sich zu entwickeln und lebendig werden zu lassen.

Die heiligen Bücher blieben nur die Grundlage, die Predigt nur die belehrende Anleitung zur frommen Selbstthätigkeit der Individuen. Das Bewußtsein der Völker hatte sich zum Gottbewußtsein geläutert und befreit, der Gott in der Brust der Völker war erwacht und lebendig zugegen, und ihn hinfort noch ableugnen, war Atheismus. Eines weiteren Beweises, daß der göttliche Geist wahrhaft in der protestantischen Richtung lebte und webte, bedarf es hier gar nicht; denn die weltgeschichtliche Thatsache der Reformation selbst und aller ihrer ungeheuren Folgen auf die Bildung und Schicksale der Völker, so wie die großartige schöpferische Macht dieser Reformation in der rein geistigen sowohl, als in der geschichtlichen Sphäre, ist dieser Beweis selbst. Und in der That ist dieser Beweis schlagend genug, um Jeden zu überzeugen, den seine Bildung befähigt, die Resultate jener großen Weltbegebenheit nur einigermaßen zu übersehen, wenn er sich nur nicht selbst dagegen verblenden will. Am schlagendsten aber ist die Thatsache, daß der geistigste Ausdruck des Völkerlebens, Poesie und Wissenschaft, fortan vom Katholicismus wichen, in dessen Schutz und Dienst sie sich bis dahin gebildet,

und, wo sie in wahrhaft großartigem Styl hervortraten, im protestantischen Geiste, in ihren eminentesten Erscheinungen sogar auf protestantischem Grund und Boden, sich entfalteten.

Wir deuten nur auf die Literatur, namentlich die Poesie der Engländer, auf die spätere der Deutschen und vor Allem auf die deutsche Philosophie hin. Aber auch die französische Philosophie des vorigen Jahrhunderts, die so gewaltig wirkte, daß sie nicht nur eine Gährung und Befreiung im Geiste hervorbrachte, sondern auch zu der großen politischen Umwälzung Europa's, die mit der französischen Revolution begann und jetzt erst ihrer Vollendung entgegengeht, den Anstoß gab, ist, wenn auch von Namenkatholiken geschaffen, doch ein Ausfluß des Geistes freier Prüfung, des Geistes der Reformation, und spricht ihrem Widerspruch gegen die Kirche und ihre Dogmen offen genug aus. Außer diesen erwähnten Sphären aber, die alle dem Protestantismus angehören, ist im geistigen Leben der Völker seit der Reformation nichts Erwähnenswerthes aufgetaucht. Ja der Katholicismus, ja er ohne geistige Waffen sein Scheinleben keinen Augenblick hätte fristen können, hat dieselben aus dem Lager seines Feindes selbst entwenden, sich von seiner Kraft befruchten müssen. Wo das katholische Princip noch mit scheinbarer Wissenschaftlichkeit auftritt, da hat es dieselbe dem Protestantismus abgelernt und ist selbst schon verderbt, inconsequent, ein halt-

loses Mittelding von Katholicismus und Protestantismus geworden. Und all diesen gewaltigen, weltumformenden Werken des Geistes gegenüber wagt es der Katholicismus, der uns nichts auch nur entfernt sich Annäherndes entgegenzustellen hat, noch immer, den Protestantismus als eine krankhafte Abart, als eine Verirrung zu schmähen und zu verdammen. Namentlich uns Deutschen (ich meine alle, auch die Katholiken) gegenüber gilt dieser Ausspruch grade so viel, als unser ganzes innerstes Sinnen und Denken als ein ungöttliches, als ein durch und durch nichtiges zu erklären, unser Leben im Geiste, im Ewigen, das heißt unser eigentliches Dasein, kurzweg abzuläugnen.

Nehmt uns unsre große Nationalliteratur, und was sind wir noch? Gradezu ein Nichts in der Geschichte der Menschheit, im göttlichen Leben. Besinnt euch doch, ihr deutschen Katholiken, und erkennt endlich, wer ihr seid und wozu man euch machen möchte! Nicht euch habe ich Atheisten gescholten, sondern nur das Princip ist atheistisch, wozu ihr euch, dem Namen nach, bekennt, das ihr, als euer eignes, in euch zu tragen wähnt. Denn es ist ein Wahn, wenn ihr glaubt, wirklich Katholiken zu sein. Das, was eure Kirche als ungött[illegible] verwirft, ist das beste Lebensblut eures eignen G[illegible]tes geworden. Entsagt Allem, was ihr aus deutschem Geist und deutscher Bildung, das heißt aus dem Protestantismus, in euch gesaugt und in euer eignes, in-

nerftes Wesen verwandelt habt — und ihr seid nichts mehr, als ein aus den Wurzeln gerissener Baum, der da liegt, um zu verwesen, ihr seid nichts mehr, als Leichen. Habt ihr als Jünglinge Schiller, Goethe, Herder, Lessing mit Begeisterung gelesen, ist euer Geist an ihren Schöpfungen groß gewachsen, habt ihr euer eignes Wesen in ihnen erkannt — dann seid ihr keine Katholiken mehr. Denn mit der katholischen Kirche und ihrer Lehre haben diese Schöpfungen nichts gemein, so wenig, daß selbst ihre Sprache die der Reformation ist, und, dem Geiste nach, jedes Werk ein Luther. Jedes Werk, es habe einen Namen, welchen es wolle, das euch zu freiem Selbstdenken auffordert und entbindet, ist eine, dem Katholicismus, dessen Wesen ist Unterwerfung unter die Satzung und Ueberlieferung, feindliche Gewalt. Katholisch ist nur der, der sich Allem, was der Papst zu Rom mit seinem Cardinalscollegium (denn Concilien giebt es nicht mehr) festsetzt, schlechthin unterwirft, ohne nur zu prüfen, ob es mit seiner Vernunft, ja nur mit seinem Gefühl, übereinstimmt, oder nicht. Nun fragt euch einmal ehrlich: wer von euch ist noch wahrhaft Katholik? Wer von euch Allen ist noch so feige und unmündig, seinen freien germanischen Geist auf Gnade und Ungnade hinzugeben den finsteren Gedanken, die das in Altersschwäche und Verderbtheit siechende Italien ausbrütet? Nur Wenige, und diese Wenigen sind Atheisten, weil sie in dem zu-

gungskräftigen, völkerverjüngenden Wehen des protestantischen Geistes, des Geistes der Neuzeit, den Odem Gottes, die lebendige Gegenwart des unendlichen Geistes abläugnen.

Alle aber, die nur irgend Theil haben an den geistigen Schätzen der Zeit, an der Bildung der Besten, an der Geschichte des Vaterlandes, sind weder Atheisten, noch Katholiken, mögen sie sich nun halten, wofür sie wollen. Wenn sie sich nur einmal ernstlich aufs Gewissen frügen, sie würden bald sehen, daß ihr ganzes Sinnen, Fühlen und Denken mit den finsteren Dogmen der Kirche, die für das Bewußtsein der Zeit schon so kraß geworden sind, daß die katholischen Priester selbst es für gut finden, sie beim Unterricht der Jugend zu verheimlichen und zu umgehen oder unkatholisch zu deuteln, im empörendsten Widerspruch steht. Wenn einmal ein wahrer Katholik tollkühn genug ist, mit der Sprache frei herauszugehn, wie jener Prediger Eberhard in München, was ist die Folge? Eine allgemeine Entrüstung durchs ganze Vaterland, bei allen Confessionen ohne Unterschied. Die Katholiken rufen dann, sich verwahrend: „Das ist gar nicht unser Katholicismus.“ Ja, eurer ist es freilich nicht, wohl aber ist es der Katholicismus selbst, in seiner Reinheit und eisernen Consequenz, dessen Wesen man euch nur lange schlau zu verstecken gewußt hat, um wenigstens eure Namen noch in die Listen des Heerbannes eintragen zu können. Denn wenn der heilige Stuhl in Noth

ist, so weiß er sich zu accommodiren, obwohl niemals nachzugeben.

Der Katholicismus als solcher aber hat sich [illegible] und das Bekenntniß seiner eignen Geist- und Gottverlassenheit niedergelegt dadurch, daß er sich nach der Reformation, und in der neuesten Zeit wieder, mit dem Jesuitismus identificirte.

Der Jesuitismus ist dadurch ausgezeichnet, daß er sich nicht damit begnügen wollte, die Symptome des neuerwachten Geistesfrühlings zu unterdrücken und niederzuhalten; sondern sein Plan war kein geringerer, als diesen Geistesfrühling in seinen tiefsten Keimen zu vernichten, das heißt mit andern Worten das freie Denken, die menschliche Vernunft, in den Wurzeln auszurotten, eine Absicht, die ihm zu gewissen Zeiten und an manchen Orten bis zu einem schaudererregenden Grade gelungen ist. Die furchtbaren Mittel zu diesem wahrhaft teuflischen Zwecke waren der Unterricht der Jugend, dessen sich die Jesuiten überall zu bemächtigen trachteten, und die Stellung als Beichtväter. Dieser Unterricht war und ist der Art, daß man die Kinder von allen Regungen und Resultaten der freien Geistesarbeit, so wie vom wahren Bewußtsein der weltgeschichtlichen Entwickelung der letzten Jahrhunderte ganz und gar isolirt, nichts davon zu ihrer Kenntniß kommen läßt, oder das, was man schlechterdings nicht verheimlichen kann, zuvor tödtet, des geistigen Odems

beraubt. Nur das Abgestandene, Veraltete und Vermoderte wird, als todtes Wissen, der Jugend aufgebürdet, damit durch diese Last das selbstständige Emporstreben der jungen Geister auf immer niedergehalten und gelähmt bleibe. Dieser sogenannte Unterricht besteht also, wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt, darin, der Unwissenheit den größtmöglichsten Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben, ein Ausdruck, den zu verstehen unter andern dies Beispiel dienen mag, daß in der Jesuitenschule zu Freiburg die deutsche Literatur sich unter den Unterrichtsgegenständen befindet und wirklich viele Stunden lang betrieben wird, und man dabei doch den Schülern die Kenntnißnahme der Werke Goethe's und Schillers verwehrt.

In dieser sorgfältigen Abscheidung von dem wahrhaften, das heißt geistigen Leben der Mitwelt legt der Jesuitismus und somit auch der mit ihm einverstandne römische Katholicismus das offene Bekenntniß ab, daß er die Katholicität, das Einverstandensein mit den Lehren und Satzungen der katholischen Kirche einerseits, und die Geistesbildung der Zeit andrerseits, keineswegs, wie manche oberflächliche Betrachter thun, als zwei verschiedene Dinge ansieht, die sich einander nichts angehn, die in ein und demselben Individuum gleichgültig nebeneinander bestehen könnten, ohne sich gegenseitig zu berühren oder Eintrag zu thun, sondern beide sind als schlechthin sich widersprechend

und eins das andre ausschließend erklärt. Es steht also nicht in eurer Macht, beides in euch vereinigen zu wollen, sondern ihr müßt euch durchaus für eins von beiden entscheiden. Entweder ihr nehmt an dem geistigen und geschichtlichen Leben der Zeit Theil — dann seid ihr keine Katholiken: oder ihr stoßt es, als ein ungöttliches, von euch und zieht euch zurück auf eine rings abgeschlossene Insel künstlicher Unwissenheit und Verdumpfung, in der ihr jedes frische Wehen des Zeitgeistes sorgfältig von euch absperrt — dann seid ihr Atheisten, denn ihr läugnet die Gegenwart Gottes im geistigen und weltgeschichtlichen Fortgang von drei Jahrhunderten. Jeder, der in Deutschland bisher noch den Namen Katholik trägt, hat sich nun zu prüfen, zu welcher dieser beiden Rubriken er gehört und gehören will.

Man könnte mich hier einer parteiischen Ungerechtigkeit beschuldigen. Namentlich aufgeklärte Katholiken könnten mir einwerfen: „Wie kommen wir grade dazu, von dir als Atheisten bezeichnet zu werden, weil wir die Gegenwart Gottes, des unendlichen Geistes, in der Fortentwickelung des endlichen Geistes und seinen geschichtlichen Gestaltungen läugnen sollen, da doch die Protestanten dasselbe thun? Bannen sie nicht auch den freien Geist unter die Knechtschaft des fertigen und unabänderlichen Dogmas, erklären sie nicht auch jede Regung einer selbstständigen Fortbildung des gottschauenden Geistes mit der größten Erbitterung für gottlos und verflucht, ja

suchen sie nicht, wie die Jesuiten, einen Geist zu unterdrücken, indem sie eifrig daran arbeiten, den Unterricht der Jugend und des Volkes rechtgläubigen Finsterlingen anzuvertrauen und unterzuordnen? Und befinden sie sich somit nicht im lächerlichsten Widerspruch mit sich selbst, da sie einerseits durch das Anerkennen der Reformation und ihrer nächsten Resultate die Religion der prüfenden Vernunft unterwerfen und die Möglichkeit ihrer Umschmelzung und Läuterung durch den sich fortentwickelnden Geist der Menschheit zugestehen, welcher Möglichkeit allein sie ja die Existenz ihrer Kirche verdanken, andrerseits aber sich, oder ihre Vorgänger, nun selbst wieder als untrügliche und unumstößliche Autorität aufwerfen und ihr Dogma als unantastbaren und unüberschreitbaren Ausdruck göttlicher Offenbarung, der auch gegen alle menschliche Vernunft seine Macht und Wahrheit in allen Zeiten behalten soll, hinstellen? Sie müßten also, um sich nicht selbst zu widersprechen, entweder Katholiken geblieben sein oder es es wieder werden, das heißt die Vernunft der Autorität unterwerfen, wobei natürlich die älteste Autorität die meiste Berechtigung hat, oder sie müßten das Dogma auch noch jetzt der prüfenden und richtenden Vernunft unterwerfen, mithin der geistigen Läuterung und Fortentwickelung desselben und dem gebildeten Zeitbewußtsein sich anschließen, statt ihm zu widerstreben."

Die also reden, haben vollkommen Recht, und

Niemand kann einverstandener mit ihnen sein, als ich. Für den Geist, für den lebendigen Gott im Menschen, giebt es schlechterdings kein „Bis hierhin und nicht weiter!“ Denn sonst wäre der Geist für etwas Begränztes, etwas Endliches, das heißt etwas Sinnliches, erklärt, was ein Unsinn ist. Jede Aufstellung einer Schranke für den Geist, mit der ausdrücklichen Prätension, diese könne er nie und nimmer durchbrechen, ist Willkühr und eigne Bornirtheit. Ich habe mich deshalb im Vorigen gestissentlich immer des Ausdrucks Protestantismus bedient, worunter ich nicht das Lutherthum, nicht den Calvinismus, nicht die evangelische Kirche oder irgend eine bestimmte, die ihrem Glaubensbekenntniß verknöcherte Confession verstehe, sondern einzig die große, weltumgestaltende Richtung des geistigen Fortschritts in allen Gebieten, die ihrem ursprünglichen Principe, dem des Protestantismus, treu geblieben ist. Protestiren heißt verneinen, das heißt die alte Form, aus der der Geist gewichen, verneinen, damit der ewigen Selbstbejahung und Selbstbestätigung des göttlichen Geistes in der Menschheit gegenüber keine äußerliche Schranke stehen bleibe. Was zu dieser fortwährenden Verneinung nicht den Muth und die Einsicht hat, das ist, weit entfernt, Protestantismus zu sein, in der That nur ein modificirter Katholicismus, und diesem älteren und in Ich consequenter durchgeführten

Systeme gegenüber sogar nur eine schlechte Abart desselben.

Um kurz, bündig und allverständlich zu sein, spreche ich hiermit folgende, zur Zeit noch etwas kühne, in hundert Jahren aber vielleicht abgedroschne Behauptung aus:

Jede Kirchlichkeit, sie habe einen Namen, welchen sie wolle, die denjenigen Punkt des Gottbewußtseins, mit andern Worten diejenige Stufe der göttlichen Offenbarung, die sie selbst grade erreicht und erfaßt hat, als die absolut letzte Stufe der göttlichen Offenbarung überhaupt, als die vollkommene Ausprägung des göttlichen Inhalts erklärt, oder noch deutscher: jede Kirchlichkeit, die sich der Fortentwickelung, ja gänzlichen Umschmelzung einer bestimmten Religionsform durch die prüfende, richtende und schaffende Vernunft der Menschheit widersetzt, ist Atheismus.

Den Beweis liefert diese ganze Schrift an vielen Stellen und in mannigfacher Form. Es ist somit unnütz, ihn bei jedem einzelnen Fall in seiner ganzen Gründlichkeit zu wiederholen. Hier nur so viel:

Gleich zu Anfang dieser Schrift ist gesagt worden, daß das Bewußtsein der Zeit so weit gediehen ist, Gott als Geist aufzufassen, das heißt als den schlechthin Unendlichen, dem kein Zweites, Fremdes mehr entgegensteht, denn nur Stoff und Stoff können sich äußerlich entgegenstehn, sondern der Alles durchdringt und in sich trägt, der in Allem gegenwärtig ist. Einem so weit entwickelten

Gottbewußtſein gegenüber nun iſt es Atheismus, Gott, den ewigen Geiſt, irgendwo ausdrücklich verläugnen zu wollen, und die Ausflucht, daß man ja doch dieſen oder jenen beſondren Gott anerkenne, iſt eine nichtige. Denn ein beſondrer heißt ſo viel, als kein allgemeiner, kein unendlicher, kein Geiſt, Gott aber, dem entwickelten Bewußtſein gemäß, heißt ſo viel als der Unendliche, der Geiſt. Gott oder der Geiſt iſt eben nichts Beſondres, ſondern das ganz Allgemeine ſelbſt.

Der Ausdruck beſondrer Gott iſt alſo vollkommen leer und unſinnig, ein Nichts, denn das eine Wort hebt das andre auf. Einen beſondren Gott anerkennen, heißt alſo ſo viel, als Gott nicht anerkennen. Wer nun Gott, oder das Göttliche, in irgend einem beſtimmten Punkte, ſei es eine religiöſe Sage oder ein ſpäter zuſammengeſtelltes Glaubensbekenntniß, anerkennt, ihn aber, dieſem einen Punkte gegenüber, in dem ganzen übrigen geiſtigen, wie ſtofflichen, Univerſum oder auch nur in einer Seite deſſelben ausdrücklich abläugnet, der erkennt gar keinen Gott an. So wie nun in der geſchichtlichen Selbſtentwickelung des göttlichen Weſens irgend eine Stufe erreicht iſt, auf der das Bewußtſein von der Gegenwart Gottes ſich um ein beſtimmtes Gebiet wieder erweitert hat, und wenn dann die frühere, nunmehr überwundne, Stufe dennoch an ihrem beſchränkten Gottbewußtſein feſt-

hält und ihr *relatives* Erfülltsein vom göttlichen Wesen als ein letztes und absolutes, der neuen Erfüllung gegenüber, behaupten will, so ist diese Stufe dem Atheismus anheimgefallen.

Noch schreiender aber thut sich der Atheismus kund, wenn er sich als ein *Rückfall* von einer schon errungenen und anerkannten Stufe zu einer längst überwundenen darstellt.

Der Sinn der *Reformation* ist nun der, daß das Bewußtsein der Menschheit in sich selbst die Erkenntniß und Macht gefunden hatte, über das göttliche Wesen zu entscheiden und zu richten, daß erkannt worden war, der *Geist* nur sei der Maaßstab für Gott und göttliche Dinge, da das Unendliche nur am Unendlichen gemessen werden kann, mit andern Worten, daß das *Unendliche* seinen Maaßstab nur an *sich selbst* habe, nicht an der gegenüberstehenden *Endlichkeit* einer bestimmten *Satzung*, einer besondern *Autorität*.

Der sich selbst erschauende Gott war in der Menschheit erwacht, denn daß der Geist des Menschen über den Geist Gottes entscheiden soll, kann keinen andern Sinn haben, als den, daß Gott sich im Geiste des Menschen selbst erfaßt, sich in ihm selbst gegenwärtig wird, da das Unendliche nicht geschaut werden kann, als durch seine eigne Selbstanschauung.

Der Kreis der Gegenwart Gottes und des Bewußtseins von ihr war also erweitert, indem der göttliche Inhalt aus der besondern Satzung und den

Entscheidungen der besondern Kirche befreit und in den Geist, in das Denken aller Menschen, wenn auch nicht mit bewußtem Zugeständniß, so doch factisch durch die kühne Verwerfung der kirchlichen Autorität, verlegt war. Die unbedingte Souveränetät der menschlichen Vernunft, mit andern Worten das lebendige Bewußtsein Gottes von sich selbst im Bewußtsein aller Menschen, war weltgeschichtlich ausgesprochen.

Wenn nun aber dies von sich selbst Wissen Gottes im Wissen der Menschheit wieder fixirt wird als ein nur auf einem bestimmten Punkt, in einem bestimmten Geschichtsabschnitt und in dem Bewußtsein weniger bestimmter Individuen stattgefundenes, das heißt wenn das lebendige Element des Gotterkennens wieder getödtet wird und verhärtet zu bestimmter Formel, zu neuer, unumstößlich sein sollender, Autorität, so daß nun wiederum das Einzelne, Endliche, dies Dogma, diese in dem oder jenem Jahr ausgearbeitete Confession, Richter über das Unendliche sein soll, so ist dies ein Widerspruch mit sich selbst, eine läppische Inconsequenz und ein schmachvoller Rückfall in den alten Atheismus. Das Wissen des Unendlichen von sich selbst kann schlechterdings wieder nur ein unendliches, völlig unbegränztes sein, das sich nicht an einem bestimmten Punkte, einer bestimmten Zeitepoche abschneiden läßt, sondern nur als eine ewige Selbstentwickelung, als ein nie abgeschlossenes Thun zu begreifen ist.

Der Atheismus des Katholicismus (worunter ich ausdrücklich alle und jede Orthodoxie verstanden haben will) liegt also darin, daß er die lebendige Gegenwart des sich selbst wissenden unendlichen Geistes in der Vernunft der Menschheit, daß er die unbedingte Autorität des denkenden Geistes in göttlichen Dingen, daß er die Souveränetät der Vernunft läugnet.

Zu diesem Atheismus ist ein andrer nur die Gegenseite und nothwendige Ergänzung. Dies ist der Absolutismus, der die Gegenwart Gottes im Volke, die Stimme Gottes in der Volksstimme, die Souveränetät des Volkes läugnet.

Die Souveränetät des Volkes ist nur die nothwendige und unmittelbare Folgerung aus der Souveränetät der Vernunft, denn das Volk ist weiter nichts, als die fleischgewordene Vernunft. Nur daß man mit dem Wort Vernunft die Menschheit rein in ihrer Innerlichkeit, noch abgesehen von der äußern Erscheinung, ausdrückt, mit dem Worte Volk aber dieselbe Vernunft und dieselbe Menschheit, wie sie in die sinnliche Erscheinung tritt, wobei sie sich, weil alle Sinnlichkeit und Erscheinung nothwendig Vielheit ist, in bestimmte Gruppen spaltet, so daß die innerlich eine Menschheit als eine äußerliche Vielheit von Individuen und Völkerschaften auftritt. Demgemäß tritt nun die Souveränetät des Volkes hervor als eine nach außen wirkende, die Weltverhältnisse gestaltende, sociale und politi

ſche Macht, die ebenfalls nur eine unmittelbare Folgerung der innerlich bildenden Macht des Gottdenkens und Gottwiſſens iſt. Wenn nämlich Gott, der unendliche Geiſt, allen Stoff ſchlechthin dergeſtalt durchdringt, daß alle Geſtaltungen deſſelben nur Selbſtoffenbarungen und Verkörperungen, Verwirklichungen dieſes unendlichen Geiſtes ſind (und ohne dieſe Bedingung iſt ein unendlicher Geiſt, oder der Geiſt überhaupt, undenkbar und unmöglich), wenn nun aber dieſer unendliche Geiſt im endlichen Geiſte, das heißt in der allgemeinen Vernunft der Menſchheit, zu ſeinem eignen Wiſſen und Selbſtbeſtimmen erwacht iſt, wie dies weltgeſchichtlich durch die Reformation geſchah, ſo folgt natürlich, daß die menſchliche Vernunft, weil ſie bewußt der Träger des unendlichen Geiſtes ward, nun auch berechtigt und gezwungen iſt, in ihrer Verkörperung als Volk, auch die äußern Verhältniſſe und Geſtaltungen des Menſchheits- und Völkerlebens aus ſich ſelbſt zu beſtimmen und zu ſchaffen, um ſich ſelbſt, dem Geiſte Gottes in ihr, in den Staats- und Geſchichtsverhältniſſen einen Ausdruck, eine Verwirklichung zu geben.

Dieſe Macht und Berechtigung wurde feierlich ausgeſprochen und bethätigt durch die **Revolution**, welche ebenſowenig eine blos franzöſiſche iſt, als die Reformation eine ausſchließlich deutſche. Beide gehören in ihren Urſachen und Folgen der ganzen Weltgeſchichte, der geſammten Menſchheit an.

Die Revolution ist sonach nichts, als eine nothwendige Consequenz der Reformation, indem die in dieser errungene unendliche Innerlichkeit nun heraustritt, um sich als die unendliche Macht über alle Aeußerlichkeit geltend zu machen und sich in der Umgestaltung dieser einen angemessenen Ausdruck zu schaffen.

Das Schauen muß werden zum lebendigen Schaffen des Reiches Gottes, des Reiches der Gerechtigkeit und Freiheit.

Der Absolutismus nun läugnet die Souveränetät des Volkes, das heißt der Menschheit im Großen und Ganzen, und nimmt sie nur für einzelne hervorragende Geschlechter (Dynastieen), die deshalb abergläubischer Weise mit einem Schimmer ganz besondrer Vortrefflichkeit bekleidet werden, in Anspruch, von denen aus nur ein Abglanz dieser Souveränetät wieder auf einzelne bevorrechtete Kasten (den Erbadel) und bevorzugte Stände (die Beamtenhierarchie) fällt. Nur jene Geschlechter, nur die aus denselben stammenden Gewalthaber sollen die wahren Träger der göttlichen Vernunft, die Vollstrecker des göttlichen Willens auf Erden sein, was durch den Ausdruck „von Gottes Gnaden" scharf bezeichnet wird. Und nur die größtmöglichste Nähe um diese, die Göttlichkeit in sich darstellenden, Dalai Lama's oder die von ihnen willkührlich übertragene Befugniß kann am göttlichen Leben, an der Erkenntniß dessen, was gerecht und gut ist, theilhaf-

lig machen, daher die Bevorrechtung erblicher Geschlechter, die dem Throne näher stehen (des Adels) und der mit einem Theil der souveränen Willensmacht bekleideten Bedienſteten (Beamten) vor der ganzen übrigen Volksmasse, vor den eigentlichen Bürgern. In dieser Volksmasse wird jegliche Gegenwart des göttlichen Rathes und Wollens abgeläugnet, das heißt ihr wird schlechthin alle (Collective-) Vernunft abgesprochen, und sie wird verurtheilt, von den, von Natur (durch Erblichkeit — mißbräuchlich nennt man dies „durch göttlichen Rathschluß") oder durch Uebertragung (Ernennung) Erleuchteten sich blindlings leiten zu lassen. Man sieht, daß diese Auffassung wesentlich ein politischer Katholicismus ist, denn auch im Katholicismus wird die Gegenwart des göttlichen Bewußtseins in den Massen (den Laien), das heißt im Menschen als solchem, abgestritten und nur für die Kirche, ihr sichtbares Oberhaupt und für die geweihte und geheiligte Hierarchie der Priester in Anspruch genommen. Wie sich nun der Katholicismus vorzugsweise gegen das weltgeschichtliche Factum wendet, in dem die Souveränetät der menschlichen Vernunft im Gebiet der Religion, die Aufhebung des Unterschiedes von Laien und Priestern bestimmt sich aussprach, nämlich gegen die Reformation, so wendet sich der Absolutismus gegen das weltgeschichtliche Factum der Revolution, in der sich die Souveränetät des allgemeinen mensch-

lichen Willens im Gebiete des Staates und der Gesellschaft, das heißt die Souveränetät des Volkes im politischen und geschichtlichen Sinn, für alle Zeiten feierlich aussprach. Und wie dem Katholicismus alle geistige Fortentwickelung seit der Reformation ein gottverlassener Gräuel ist, so dem Absolutismus die geschichtliche Fortentwickelung seit der Revolution. Der Katholicismus hat sich gemüht und müht sich, diese ganze Geistesentwickelung in ihren großen, weltumbildenden Resultaten zu untergraben, indem er selbst die Erinnerung daran aus der Brust der jungen Generationen mit Stumpf und Stiel auszurotten, freilich vergeblich, trachtete und noch trachtet.

Dies Streben ist das Princip des Jesuitismus. Dasselbe finden wir beim Absolutismus in Bezug auf alle weltgeschichtlichen, innern wie äußern, Folgen der Revolution, und hier ist dieses Streben mit dem Namen der Reaction bezeichnet worden.

Der Jesuitismus ist die kirchliche Reaction, die Reaction der politische Jesuitismus. Wie er, scheut sie keine Mittel. Lug und Trug, Arglist und Wortbruch stehen eben an, die ausgedehntere Anwendung brutaler Gewalt nur hat sie vor dem Jesuitismus, dem diese in der Regel nicht so zu Gebot steht, voraus. Auf diese Weise soll der ganze Geschichtsabschnitt seit der Revolution rückgängig gemacht und aus dem Gange der Weltgeschichte ausgetilgt werden, das erwachte Freiheitsbewußtsein der Mensch-

heit ſoll wieder in der alten Macht der Unbewußtheit und Knechtſchaft verlöſchen. We das Weltereigniß der Revolution ſchon Früchte getragen und ſich in freien Staatsverfaſſungen weitergebildet hat, da werden dieſe Verfaſſungen durch alle obengenannten Mittel nach und nach untergraben und vernichtet, durch ſerbiliſche Hinterliſt und gemeine Betrügerei wird der Kern, das, was in ihnen die Freiheit ausmacht, aus ihnen beſeitigt, ſo daß nur die leere, kernloſe Schale übrig bleibt. Hierdurch hofft man das Volk in Gleichgültigkeit und Ueberdruß gegen die Sache ſelbſt hineinzutäuſchen, indem es dieſelbe leichtlich mit dem übrig gelaſſenen hohlen Scheinweſen verwechſelt. Wo dieſe Kunſtgriffe nicht ausreichen, oder wo man der Liſt nicht zu bedürfen glaubt, werden die Verfaſſungsformen ſelbſt durch rohe Gewaltſtreiche zertrümmert. Wo die Früchte der Revolution nur noch in feierlich gegebenen Zuſagen freierer Verfaſſungen beſtehn, werden dieſe Zuſagen entweder in ihrem offenkundigen Sinne verdreht, unter nichtigen Vorwänden ihre Erfüllung verzögert, oder man läßt ſie ohne allen Vorwand in Vergeſſenheit gerathen, wenn der Geiſt (beſſer die Geiſtloſigkeit) des Volkes dies zuläßt, wo nicht, ſo erzwingt man eine ſcheinbare Vergeſſenheit durch Cenſur und Polizei und läßt ſich ſo durch eine ſelbſtgemachte Täuſchung in gefährliche Sicherheit einwiegen.

Aber die Reaction, eben ſo conſequent, als der Jeſuitismus, begnügt ſich nicht allein mit dieſem

mehr oder weniger äußerlichen Zerstörungswerk, sondern sie legt ihr Messer, wie jener, an die innerste, geheimste Wurzel der neueren Geschichtsentwickelung. Diese Wurzel ist im Bewußtsein der Völker, dies Bewußtsein also muß verdunkelt und ertödtet werden. Wie sich der Jesuitismus dazu des Jugendunterrichtes und der Ohrenbeichte bedient, so die Reaction der Presse, der Religion und des Volksunterrichtes.

In der Presse nämlich, vorzüglich in der politischen Tagespresse, wird, so viel es sich möglicherweise durchführen läßt, jede freie Regung des Völkerbewußtseins, so wie jede irgend verfängliche Kenntnißnahme der wahren Staats- und Geschichtslage durch die Censur unterdrückt. In der politischen Tagespresse dürfen nur die vom Absolutismus aufgestellten Principien laut werden, nur die Thatsachen, deren Kenntniß ihm keinen Schaden bringt, und auch diese möglichst in der von ihm gewollten Auffassung und oft mit den zu seinen Gunsten sprechenden Entstellungen, zum Vorschein kommen. Auf diese Weise hofft man das Volksbewußtsein von seiner eignen innern Freiheit, so wie von der Kunde und Beurtheilungsfähigkeit der geschichtlichen Ereignisse und staatlichen Verhältnisse der Gegenwart mehr und mehr zu entfremden, bis zuletzt Freiheitsbewußtsein und Kenntniß der Gegenwart ganz und gar verschwunden sind und einer dumpfen Knechtschaft und Gleichgültigkeit für Staat und Ge-

ſchichte Platz gemacht haben. Durchaus charakteriſtiſch und ein untrügliches Merkmal des finſteren Geiſtes der Reaction iſt es hierbei, daß man, um das Volk die verödende und verdummende Macht der Cenſur weniger empfinden zu laſſen, die Kenntnißnahme auswärtiger Staats- und Geſchichtsverhältniſſe bis zu einem gewiſſen Grade geſtattet, die innern Angelegenheiten des eignen Staates aber mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, ja die Kenntnißnahme von der Verfaſſung und den Geſetzen des eignen Staates nicht nur nicht befördert, wie dies in jedem freien und ſittlichen Staate geſchieht, ſondern im Gegentheil auf alle mögliche Weiſe erſchwert. Wohlgemerkt: hier iſt nur der völlig blinde oder der von keinem Hemmniß bedrohte Abſolutismus in ſeiner ganzen Logebundenheit geſchildert. In der Wirklichkeit iſt ein ſo ſtrenges und conſequentes Verfahren in der Regel nicht möglich, oder die Handelnden ſind klug genug, es nicht auf dieſe gefährliche Spitze zu treiben, ſondern lieber durch freiſinnige Conceſſionen von verhältnißmäßig geringem Belang (freilich oft doch von größerem Belang, als die ſolche Conceſſionen Machenden ſelbſt glauben oder wünſchen) das Volk zu unterhalten (amuser) und für den Augenblick ſelbſt in Enthuſiasmus zu ſetzen, um dadurch wirklich großen und bedeutungsvollen Reformen vorläufig aus-

zuweichen und inzwischen in aller Stille deſto entſchiedenere Rückſchritte vorſichtig vorzubereiten.

So thöricht und vermeſſen nun auch die Hoffnung der Reaction iſt, ihr letztes Endziel (völlige Hinwegtilgung der Reſultate der Revolution ſelbſt bis auf das Gedächtniß ihres wahren Hergangs und Zuſammenhangs) wirklich zu erreichen, ſo dürfen wir einen ſolchen ungeheuren Plan doch nicht vornehm und leichtſinnig beſpötteln, ſondern wir müſſen wachſam ſein und aus allen unſren Kräften einem ſo teufliſchen und keineswegs ganz ohnmächtigen Treiben entgegenwirken.

Wir müſſen nie müde werden, auf welchem Wege es noch irgend möglich bleibt, den Ausdruck wahrer und freier Geſinnung, ſo wie die Darſtellung der Thatſachen in ihrem wahren Lichte und in ihrem weltgeſchichtlichen Zuſammenhange dem Volke darzubieten, damit es nicht wirklich ganz in Schlummer und geſchichtlichen Tod ſinke, wir müſſen dies mit Aufopferung unſrer eignen perſönlichen Sicherheit thun, denn es iſt eine eitle Träumerei, den Sieg ohne Anſtrengung und Opfer zu hoffen, wo uns eine wohlorganiſirte, mit dem ſchärfſten Inſtinct der Selbſterhaltung und mit allen materiellen und Gewaltmitteln, die uns fehlen, aufs reichlichſte ausgerüſtete infernaliſche Macht gegenüberſteht, um deren Sein oder Nichtſein es ſich handelt. Der Abſolutismus kämpft um ſeine Exiſtenz, und einem ſolchen Kämpfer iſt nichts anzuhaben, wenn man

nicht seine eigne Existenz gegen ihn aufs Spiel setzt. Die Geschichte wächst nicht wie ein Baum, sie entfaltet sich nur durch Thaten und Wagnisse.

Ich erwähnte eben der Religion als eines Mittels, dessen sich der Absolutismus für seine Zwecke bedient. Natürlich kann hier von der wahrhaftigen Religion, von der freien Erbauung des Geistes in Gott, nicht die Rede sein, denn von ihr hat der Absolutismus keine Ahnung. Nur die Orthodoxie (gleichgültig, welcher Confession sie sei) ist ihm willkommen, weil sie den Geist des Menschen gewöhnt, sich unverstandenen, dunklen Satzungen und Lehren blindlings zu unterwerfen. Die Orthodoxie wird daher auch von der Reaction, so viel sie irgend vermag, ohne sich vor dem gebildeten Volksbewußtsein zu auffallend bloszustellen, auf jede Weise und durch alle Mittel befördert, weil sie der Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes die Wurzel abschneidet.

„Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch.“ Dies nur ist der wahre Kern der manchen Oberflächlichen auffallend dünkenden Erscheinung, daß absolutistisch gesinnte Regierungen eine neue gläubige Zeit, gleich den Zeiten des Mittelalters, der Aufklärung der Gegenwart zum Trotz wieder einzurichten, oder doch, möglichst geräuschlos, vorzubereiten sich bemühen. Ihr beschränkt frommen Seelen, die ihr euch über einen so gottgeweihten Sinn eurer gnädigen Herren freut und von ihren

Maaßregeln oder Intriguen die Wiedergeburt wahrer Gläubigkeit und Religion hofft, laßt euch doch nicht auf eine gar zu plumpe Weise hinters Licht führen! Von einer Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in eurem Sinne ist hier gar keine Spur. Ich will zwar keineswegs läugnen, daß der Absolutismus durch seine innere Hohlheit und Haltlosigkeit und durch das böse Gewissen vollbrachter und noch zu vollbringender Schlechtigkeiten gezwungen wird, sich zu seiner eignen Beruhigung irgend einem bestimmten Aberglauben und Sühnungscultus in die Arme zu werfen; nebenbei aber hat ihn sein Selbsterhaltungstrieb schlau genug gemacht, dasselbe, dessen er aus innerem Bedürfniß selbst nicht entbehren kann, mit der bewußten Weltklugheit zum Mittel seiner eignen, selbstsüchtigen Zwecke herabzusetzen. Nennt ihr dies Verläumdung, so sagt mir nur eins: wie wollt ihr das Factum erklären, daß eine gut- und altkatholische Regierung den Katholicismus mit seinen finstersten Abirrungen auf alle Weise wiederzubeleben sich beeifert, sich aber zugleich auch sehr angelegentlich um die evangelisch-kirchliche Rechtgläubigkeit ihrer protestantischen Unterthanen und deren Seelsorger bekümmert, und diese Rechtgläubigkeit, die ihr, als einer katholischen, doch eben so sehr Ketzerei sein müßte, als die ausschweifendste Irrgläubigkeit, mit aller Strenge der Gesetze aufrecht erhält? Und umgekehrt, daß eine sehr gut evangelische Regie-

gierung, die selbst zum (kirchlichen) Pietismus sich stark hinneigt, den orthodoxen Katholicismus, der ihr von ihrem religiösen Standpunkt doch ein Gräuel sein müßte, auffallend begünstigt? Wer hier noch nicht die Religion als Werkzeug angewandt sieht, damit man willige, ganz mit den jenseitigen Ueberschwänglichkeiten beschäftigte und gegen alles Diesseitige stumpfsinnig gewordne Völker sicher beherrschen könne, der ist blind, oder will blind sein. Von hochherziger Toleranz kann aber hier nicht die Rede sein, denn diese müßte sich darin äußern, daß man jede Religionsmeinung, auch die nicht streng orthodoxe, frei gewähren ließe, was der Absolutismus, so viel an ihm ist, nicht thut.

Aber auch des Jugend- und Volksunterrichts selbst bedient sich die Reaction, so gut wie der Jesuitismus, und die Kunst besteht hier ebenfalls darin, den Volksunterricht, weil der Geist des Jahrhunderts die Verbreitung desselben fordert, scheinbar aus allen Kräften zu fördern, ihn aber so einzurichten, daß er ein Mittel allgemeiner Volksverdummung und Einschüchterung wird, so weit dies nämlich, ohne offenbare Schande und bei der vorgerückten Bildung der Individuen, also auch der Lehrer, irgend möglich ist. Das große Thema der Schulmoral in absolutistischen Staaten ist daher die blinde Unterwürfigkeit gegen jegliche Autorität, kirchliche wie politische, und die Untersagung des

freien Vernunft- und Willensgebrauches. In den niedern Volksschulen richtet man es so ein, daß schon die Lehrgegenstände selbst das Volk von allem freien Denken, so wie von aller Erkenntniß der bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse, in denen es lebt, abziehn. So z. B. verwendet man auf den Dorfschulen große Mühe darauf, den Kindern eine Menge obscurer Geschichten und Namen aus dem alten Testament (das doch endlich einmal ein veraltetes werden sollte) einzubläuen, ja man pfropft ihnen sogar eine Menge geschraubter und gelehrt klingender Erklärungen aus der Stereometrie in den Kopf, dagegen vermeidet man es sorgfältigst, sie auch nur im geringsten mit den vaterländischen Gesetzen und Institutionen bekannt zu machen.

Auf den höheren Schulen, wo man nicht alles Verfängliche gradezu umgehen kann, wird das zu lehrende Thatsächliche, sobald es jener Unterwürfigkeitsmoral widerspricht oder sie bedroht, des Lebens beraubt und unter falschem, oder auch unter gar keinem Gesichtspunkt, oft mit lügenhafter Entstellung, den Schülern als eine Summe todten Wissens dargeboten.

In der Geschichte z. B. ist es hergebracht, auf den Urzeiten und bei früheren Jahrhunderten mit aller Breite zu verweilen, die neue Geschichte aber, namentlich vom Beginn der Revolution an, aufs hastigste übers Knie zu brechen. Besonders charak-

teriſtiſch aber iſt die Art und Weiſe, wie die Revolution ſelbſt dargeſtellt wird. Sie erſcheint im Schulvortrage faſt nur als ein wüſtes Chaos ſcheußlicher Grauſamkeiten, die von verwilderten Individuen und aufgereizten Pöbelhaufen an gottgeſalbten Häuptern und friedlichen Bürgern begangen wurden. Von ihrer wahren und innern Geſchichte, von den politiſchen Gedanken, Reformen und Schöpfungen nämlich, iſt nur wenig und nebenbei die Rede, und das ſo unklar als möglich, von ihrer impoſanten, weltumſchaffenden Großartigkeit, von ihrer lebendigen Fortwirkung auf alle Geſchichtsverhältniſſe, auf die Geſtaltung und Umſchmelzung auch des eignen Vaterlandes, von ihrer conſequenten und ſiegreichen Fortſetzung bald in einzelnen Symptomen, bald in allgemeineren Umwälzungen, bis auf unſre Tage, darf der Lehrer nichts ſagen, oder wenn er es thut, ſo thut er's auf eigne Gefahr hin und hat den Muth, ſeine Stellung aufs Spiel zu ſetzen.

Selbſt an den Univerſitäten werden (ganz abgeſehn von andern erdrückenden Einrichtungen) die Lehrer bei ihrem Eintritt zu einem Eidſchwur gezwungen, nichts gegen die beſtehende Kirche und deren Glaubensformular, nichts gegen die beſtehenden Staatseinrichtungen lehren zu wollen.

Aber fürwahr, das muß ein morſches Gebäude ſein, das vor jedem Hauch einer freien Meinung ſchon erzittert, und es kann wohl Rath werden, es

umzustürzen, wenn der Bauherr nicht selbst, so lange es noch Zeit ist, auf solide Reparatur von Grund aus denkt. Denn bloßer Mauerabputz, bloße Scheinreparatur und ein ewiges daran Herumflicken kann wohl die Menge einen Augenblick lang täuschen, macht aber den Bau nicht eine Secunde länger haltbar. Und hier komme ich auf einen schon einmal berührten Punkt beiläufig noch einmal zurück. Die innere Wahrheit der Idee der Volkssouveränetät ist an einer früheren Stelle schon nachgewiesen. Von einer auch äußeren Wirklichkeit dieser Idee brauchte demnach gar nicht weiter gesprochen zu werden, denn was wahr ist, das ist auch wirklich. Ich lasse mich aber gern auf triviale Einwürfe ein, weil ich sie nicht zu scheuen brauche, weil sie weit verbreitet und doch sehr leicht zu beseitigen sind. Das Wort Volkssouveränetät ist vielfach der Gegenstand vornehmer Spötterei und frecher Verhöhnung geworden, namentlich von Seiten der feilen politischen Tagespresse. Man hat sie eine leere Theorie, eine wesenlose Fiktion, eine bloße, oder auch fire Idee, eine Phrase, ja sogar einen Spott und Hohn gescholten, ein Ding, das nie existiren werde, nie existirt habe, als in den müßigen Gespinnsten leerer Gehirne. Ich aber behaupte, daß die Souveränetät des Volkes, weit entfernt, eine neue oder sonderbare Erfindung zu sein, überall und zu jeder Zeit existirt hat und überall noch heute existirt. Wenn von einer wirklich existi-

renden Volksſouveränetät die Rede iſt, ſo ſoll dieſes Wort bezeichnen die reale Macht des geſammten Volkswillens, die beſtehenden Staatsformen entweder, durch ſchweigende oder erklärte Zuſtimmung, aufrecht zu erhalten, oder, wenn ſie ihm zuwider laufen, ſie umzuſtürzen und aus ſich ſelbſt neu zu geſtalten. Nun wird aber kein Menſch ſo unſinnig ſein, zu behaupten, daß tauſend Menſchen, wenn ſie etwas Andres wollen, als ein Menſch, dieſen einen nicht leicht zu überwältigen und zu bändigen, und ihren Willen, ihm zum Trotz, durchzuſetzen vermöchten.

Wer aber dies zugiebt, der hat das factiſche Vorhandenſein der Volksſouveränetät zugegeben.

Denn das Volk, die Maſſe der Bevölkerung, ſteht an Zahl und Kraft in einem ſchlechthin und ohne Weiteres erdrückenden Verhältniß zu den einzelnen Machthabern und der kleinen Schaar der von dieſen Bevorzugten. Das Volk kann alſo unzweifelhaft ſeinen Willen durchſetzen, ſobald es will. Daß aber das Volk überhaupt einen Willen, und zwar einen gemeinſamen, habe oder doch deſſelben fähig ſei, könnte nur ein Verrückter abläugnen, denn es hieße abläugnen, daß das Volk aus Menſchen beſteht, und daß viele Menſchen ſich zu einem Willen verbinden können. Wohl aber kann das Volk lange Zeit hindurch ſeines eignen Willens, nach gewiſſen Richtungen hin, ſich nicht beſtimmt bewußt werden, und daß dies Jahrhunderte lang, in Bezug

auf den Staat, wirklich geschehen ist, diese Thatsache hat zu dem Trugschluß verleitet, es gebe keine wirkliche Volkssouveränetät. Aber wenn das Volk politische Knechtschaft erträgt, so erträgt es sie nur, weil es sie ertragen will, ja dies Ertragen ist nicht blos ein passives Zustimmen in den Willen der Machthaber, sondern ein ganz positives, denn das Volk erträgt despotische Gesetze nur so lange, als es sie für vernünftig hält, als es seinen eignen Willen darin ausgedrückt sieht, als es selbst noch auf keiner höheren Stufe der Vernunft steht, als die Machthaber und ihre Einrichtungen. So ist also das Volk souverän auch unter der härtesten Despotie, denn wer sonst könnte ein Knecht sein, als ein Freier? In dem Worte Knecht selbst liegt schon das Wort frei heimlich versteckt, denn eins hätte ohne das andere gar keine Bedeutung. Ein gezähmtes Thier hält Niemand für knechtisch.

Sobald nun das Volk zu dem Bewußtsein erwacht, die bestehende Ordnung sei keine Ordnung, das heißt nicht mit seiner Vernunft übereinstimmend, so währt es auch nur eine kurze Uebergangszeit, und das Bestehende ist umgestürzt, das Neue, aus dem erwachten Volkswillen entstanden, aufgebaut.

Diese thatsächliche Souveränetät des Volkes hat sich am großartigsten in der französischen Revolution kund gethan, sie ist aber durch alle Geschichtsabschnitte hindurch zu erkennen. Als das französische Volk die Regierung der Restauration für unvernünftig

erkannt hatte und nicht mehr dulden wollte — siehe da, in drei Tagen war die Restaurationsregierung verschwunden. Dies mögen sich Alle zu Herzen nehmen, die sich in schönen Phrasen über den Unsinn der Volkssouveränetät, über diese hohle Träumerei, einwiegen, damit sie nicht aus ihrer Träumerei plötzlich und hart aufgeschreckt werden, durch Barricaden und Gewehrfeuer, durch die furchtbare Wirklichkeit der Souveränetät eines empörten Volkes. Hütet euch, den sich in der allgemeinen Menschenvernunft selbst wissenden, sich im allgemeinen Menschenwillen selbst wollenden Gott, hütet euch, den Gott im Volke länger zu verkennen und ihm entgegenzuwirken, auf daß er euch, wenn er als That euch entgegentritt (und das wird er über kurz oder lang), ein barmherziger Gott sei und euch nicht rächend zermalme!

Schluß.

Nachdem wir nun die Gebiete der Ehe, der Familie, des Staates und der Weltgeschichte durchwandert sind, läge es dem Verfasser noch ob, die übrigen Hauptgebiete menschlicher Thätigkeit und Hauptoffenbarungen des Geistes Gottes im Menschen in ihrer Nothwendigkeit und Wahrheit zu entwickeln und in Bezug auf sie die Atheisten und Gottlosen nachzuweisen. Diese noch übrigen Hauptgebiete sind **Kunst, Religion und Wissenschaft.**

Obgleich diese nämlich in den Gang der Weltgeschichte fallen und in ihr schon mit inbegriffen sind, obgleich somit die Weltgeschichte die geistige Einheit dieser Offenbarungssphären darstellt und die allgemeine Macht über ihre besondern Stufen bleibt (denn jede Kunstepoche, jede besondre Religion, ohne alle Ausnahme, jedes wissenschaftliche System sind der Weltgeschichte und ihrem Fortgang unterworfen), so bilden sie doch wieder gegen alles äußere Geschehen, gegen die soziale und politische Seite der Völ-

kerschicksale, also gegen das, was man im engeren Sinne Geschichte nennt, einen bestimmten Gegensatz, indem sie eine Reihe innerer Offenbarungen und Vergegenwärtigungen des Göttlichen darstellen, die zwar auch nicht aller Aeußerlichkeit entbehren können und auch in mannigfacher Wechselwirkung mit jenen socialen und politischen Weltereignissen stehen, bei denen aber der Hauptaccent auf der Innerlichkeit liegen bleibt, die ausdrücklich der äußern Welt, den Staatsformen und dem Geschichtsverlauf (weil diese, als in die Erscheinung und Endlichkeit verflochten, niemals die wahre Einheit alles Geschehens in Gott, die vollkommene Vergegenwärtigung des unendlichen Geistes ganz überziehen und erkennen lassen) das geistige Abbild einer innern vollkommenen Gottesgewalt als nothwendige Ergänzung entgegenhalten. Erst mit dieser Entwickelung wäre der architektonische Bau dieses Werkes geschlossen. Da aber der Verfasser ein Mann der strengen Wissenschaft hier weder sein will, noch überhaupt es zu sein vermöchte, da ihm mithin dies Werk nicht Selbstzweck in sich, sondern nur Mittel zu andern Zwecken ist, da er es nur auf die moralische Wirkung bei den Zeitgenossen abgesehen hat, nicht auf Fortbildung der Wissenschaft selbst, in welchem Gebiet er nur Dilettant zu sein gern bekennt, so begnügt er sich damit, nur das zu sagen, was zur Zeit unmittelbar noththut, und dies scheint ihm in dem Bisherigen erschöpft.

Der Atheismus im Gebiet der Kunst könnte nur

dann der allgemeinen Volkssittlichkeit gefährlich sein, wenn wir gegenwärtig eine nationale Kunst im Großen oder auch nur die Lebensbedingung dazu, nämlich ein öffentliches Volksleben, wirklich besäßen.

Jetzt aber ist die Kunst bei uns nur eine raffinirte und conquettirende Liebhaberei der sogenannten Gebildeten, der Vornehmen und Reichen, und obgleich diese unwürdige Auffassung der Kunst als Liebhaberei eben ſchon Kunstathelismus ist, so scheint es doch nicht der Mühe werth, darüber viel Wesens zu machen. Im Grunde können die Leute auch nichts dafür, denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Einzelne Lichtpunkte, z. B. das Streben Lessings in der Malerei, können hier nicht berücksichtigt werden.

Was die Religion anbetrifft, so ist sie ihrer Natur nach von den drei genannten Gebieten am meisten in die äußere Geschichte der Völker verflochten, da sie sich selbst als weltgeschichtliche Macht nachdrücklicher geltend macht, als die übrigen beiden, mehr in der Innerlichkeit verharrenden Sphären. Es haben sich deshalb bei Betrachtung der Weltgeschichte von selbst die Berührungspunkte dargeboten, das Nothwendige auszusprechen. Außerdem ist ja dieses ganze Werk selbst durchaus von einem, im freisinnigen und umfassenden Sinne des Wortes, religiösen Standpunkte aus geschrieben, und seine eigentliche Tendenz ist, das ganze Leben,

äußeres wie inneres, einzelnes wie geſchichtliches, zur Religion, das heißt zur Vergegenwärtigung und Verwirklichung des göttlichen Geiſtes, ſo für das Bewußtſein, als für den Willen, zu erheben. Dadurch wird jeder beſondren, poſitiven Religion, ja dem beſondren Gebiete der Religion überhaupt, allerdings nur ein relatives Erfülltſein vom unendlichen Geiſte zugeſprochen, das erſt an allen übrigen Lebensgebieten und Erkenntnißweiſen ſeine volle Ergänzung findet. Denn keine einzelne, beſondre Geſtaltung, ſo ſehr ſie auch mit göttlichem Inhalt ſchwanger ſei, kann eine volle (abſolute) Offenbarung und Darſtellung des Unendlichen ſein. Es iſt hiermit ausgeſprochen, daß Keiner wahrhaft Religion hat, dem nicht ſchlechthin Alles Religion iſt, und dieſer unverſtellte Ausſpruch möge hier genügen, da eine weitere Ausführung vielleicht mißlich, jedenfalls aber, bei der offenkundigen Tendenz des ganzen Werkes, überflüſſig wäre.

Was endlich die Wiſſenſchaft angeht, ſo iſt ſie nur das Erbtheil eines auserwählten Kreiſes, von dem man verlangen kann, daß er ſich ſelber helfe und aus der Gottverlaſſenheit loskinge. Auch iſt hier der Hauptſchritt gethan, indem die einzig wahre Wiſſenſchaft, das heißt die ſpeculative Philoſophie, begonnen hat, ſich aller einzelnen Gebiete des menſchlichen Wiſſens ſiegreich zu bemächtigen und dieſelben aus ihrer Zerfallenheit,

aus ihrem todten Neben- und Durcheinander zu einer großen organischen Einheit des Geistes in sich selbst und mit der Welt umzuschaffen. Ein so rüstiges Streben bedarf weiter keiner Ermunterung. Das Wesen der Wissenschaft ist nichts weiter, als das Schauen aller Dinge in Gott und Gottes in allen Dingen und die Darstellung dieser Einheit des unendlichen Geistes mit der Endlichkeit in der eigenen That des menschlichen Geistes. Jede sein wollende Wissenschaft, die dies letzte Ziel nicht anerkennt und nicht darauf hinarbeitet, ist ein atheistisches und gottverlassenes, somit natürlich auch ein geistloses und fruchtloses Treiben. Durch jenen hohen und wahren Gesichtspunkt aber kann auch die mühseligste Beschäftigung mit dem Detail und mit an sich trocknem Material geheiligt und zum Gottesdienst verklärt werden.

Nach dieser Abschweifung und andeutenden Erledigung wende ich mich noch ein Mal zurück zum Verhältniß des Menschen zur Weltgeschichte, um das Eine, was der Zeit vor Allem noththut, zuletzt noch einzuschärfen.

Wer, im Verhältniß zur Weltgeschichte, die Gottlosen seien, das heißt die, welche ihren Geschichtsatheismus auch in ihren geschichtlichen Handlungen ausprägen, ergiebt sich unmittelbar aus allem Früheren, und zum Theil sind diese Gottlosen schon genügend und erkennbar charakterisirt worden. Die

Weltgeſchichte iſt der ſich in der Fortentwickelung der Menſchheit ſelbſt anſchauende und gegenwärtige Gott, die Einheit der Menſchheit, in ihrer Entwickelung, mit Gott. Von der Seite der Mitwirkung der Menſchen betrachtet, iſt ſie daher die Verwirklichung göttlicher Ideen in den Staatsformen und Völkerverhältniſſen, der Aufbau des Reiches Gottes auf Erden. Gottlos ſind ſomit Alle zu nennen, die zur Geſchichte mitwirken, ohne dieſen großen Sinn ihrer göttlichen Sendung, die da nur einzelne und kleine Zwecke der Selbſtſucht, Herrſchaft, des materiellen Gewinnes, der irdiſchen Macht verfolgen, oder auch die, welche die Grille eines mechaniſchen Gleichgewichts, unbekümmert um den göttlichen Inhalt, um die Entwickelung der Menſchheit im Geiſte Gottes, in ihr zu verwirklichen ſtreben. Gottlos vor Allem iſt daher die ſogenannte Cabinetspolitik, die in den großartigen, gottkündenden Verhältniſſen und Wechſelwirkungen der Geſchichte nur ein Gewebe ſich kreuzender Privatintereſſen und hiſtoriſcher Gerechtſame der Herrſcherfamilien ſieht und ſie demgemäß zu tractiren vermeint.

Aber es giebt noch eine andre, viel weiter verbreitete Gottloſigkeit gegenüber der Weltgeſchichte, die wir freilich in den Kreiſen, wo ſie eine unverſchuldete und unbewußte iſt, nur Gottverlaſſenheit nennen können, als welche ſie dann nicht den Unzurech-

nungsfähigen, die unter ihr leiden, sondern denen, die, statt das Volk aus ihr zu erlösen, sie künstlich aufrechterhalten, zur Last fällt. Ich meine die **Gleichgültigkeit** und Stumpfheit gegen die Weltgeschichte, das Leben *außerhalb* ihrer, die egoistische Trennung des *Einzellebens* vom Leben der *Nation* und der *Menschheit*. Bei den Gebildeten ist dies durchaus **Schuld**, es ist Trägheit des Geistes und schnöde Selbstsucht, das Individuum will für sich etwas gelten, ohne sich dem allgemeinen *Ganzen*, in dem es allein seine ewige und geistige Bedeutung haben könnte, dahingeben, Freud' und Leid mit ihm theilen zu wollen. Bei den unteren Massen aber ist das dumpfe, halb thierische Dahinleben für sich, ohne Bezugnahme auf die großen Geschicke und Ziele der Nation und der Menschheit, ja ohne die Ahnung der Existenz und Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges, den *Lenkenden*, welche ihnen die Lebensbedingungen eines freieren Aufathmens im Gesammtgeist absichtlich vorenthalten, auf ihr Sündenregister zu schreiben. Sie sind die verblendeten Leiter, die das Himmelreich zuschließen vor den Menschen: sie kommen nicht hinein, und die hinein wollen, lassen sie nicht hineingehen.

Alle *einzelnen* Menschen sind nur gehaltlose Buchstaben, sich selbst und Andern unverständliche Zeichen, *ohne das ewige Wort der Weltgeschichte*, in dem sie alle eine lebendige Bedeutung,

eine ewige Geistesdauer für sich und Alle haben. Die Einzelnen kommen und gehen und ihr Leben schwindet spurlos und bedeutungslos, wenn es nicht seine ewige Stelle, seinen erhellenden Lichtpunkt im gottoffenbarenden Leben der ganzen Menschheit gefunden hat. Es ist daher geistiger und moralischer Mord an ganzen Generationen, wenn man in ihnen das Bewußtsein der Einheit ihres Lebens mit dem Gesammtleben, mit dem Leben Gottes selbst, wie es sich in der Weltgeschichte offenbart, unterdrückt, statt es zu fördern, wenn man sie für die Nichtigkeit und Gottleerheit ihres Dahindrütens in diesem „irdischen Jammerthal" abzufinden denkt durch die Vertäuschung eines gotterfüllten Jenseits, eines Lebens nach dem Leben, als ob Gott nicht auch hier (wie überall) zugegen und offenbart wäre, als ob das Reich Gottes anderswo, in irgend einem fernen Landstrich läge, und nicht in der Menschheit selbst.

Wir fordern also von allen Menschen, ohne irgend eine Ausnahme, schlechterdings, daß sie sich in ihrem Einzelleben Eins fühlen sollen mit dem Leben der Weltgeschichte, daß sie den Sturm Gottes in ihr als ihren eignen Lebensodem spüren sollen, denn nur so findet das dunkle Räthsel ihres Daseins eine freudige und helle Lösung, nur so können sie den wahren Gott auf Erden in sich selbst schauen, nur so ihm lebendig und bewußt dienen. Jeder andre Gott, in oder außer ihnen, wäre nicht der vollständige Gott,

das heißt wäre kein Gott, sondern ein begränzter, eigenwillig gemachter Götze, ein Nichts. Jeder Gottesdienst, der nicht darin beſteht, Gott ſelbſt, den unendlichen Geiſt, mit ſeinen ewigen Gedanken in den Schöpfungen des menſchlichen Strebens, in den weltgeſchichtlichen Thaten, ſo viel an jedem Einzelnen iſt, mit darſtellen und offenbaren, das Reich Gottes mit verwirklichen zu helfen, iſt ein abergläubiſcher Zaubercultus.

Und nicht etwa wird zu dieſem Erkennen, zu dieſem Mitwirken, mithin zum Schauen Gottes und zum Leben und Weben in ihm, eine beſondre wiſſenſchaftliche Kenntniß des Geſchichtsganges, oder eine bevorzugte geſellſchaftliche Stellung, eine verfeinerte Bildung erfordert. Der gemeinſte Tagelöhner kann bewußt in der Geſchichte leben und zu ihr mitwirken, und er wird es und thut es unter einer Bedingung, und dieſe Bedingung iſt die Lebensbedingung unſrer Zeit, der Nothdurft des Geſchlechtes geworden, es iſt die **politiſche Freiheit**, aber die wahre und volle politiſche Freiheit, denn mit einem Schein- und Trugbilde derſelben, das wieder die größte Maſſe des Volkes von der lebendigen Theilnahme am Staatsleben ausſchließt, das heißt den Urtheilsſpruch abſoluter Unvernunft, vollkommener Ungerechtigkeit über ſie fällt, iſt uns nicht gedient. Es iſt nicht nöthig, daß Jeder die ganze Architektonik der Weltgeſchichte wiſſenſchaftlich überſchaue, wohl aber iſt es nöthig, daß Jeder zu irgend

einem Theile des Baues bewußt mitwirke, wenn er sich nicht vom göttlichen Leben, vom Leben der Menschheit ausschließen will, wenn er nicht aus ihm ausgestoßen sein soll. Die Möglichkeit zu diesem Mitwirken und Mitleben ist in einer freien Staatsverfassung gegeben, denn sie erzieht nicht nur bewußte, mithandelnde Bürger des einzelnen Staates, sondern sie erweitert den Gesichtskreis, sie läßt jeden Einzelnen, der nur will, die Beziehungen der Völker zu einander, die Gesammtheit der gegenwärtigen Weltlage und, in den Bestrebungen der Gegenwart, die Zukunft des Lebens der Menschheit erschauen.

Sie macht ein Leben der Einzelnen im Ganzen, ein sich Finden und Fühlen des endlichen Lebens im unendlichen Leben Gottes, wie er sich in der Menschheit schaut und offenbart, möglich.

Wehe denen, die diese Forderung und Berechtigung verkennen oder absichtlich verleugnen wollen, die das Volk in der Finsterniß und unversöhnten Rathlosigkeit des vereinzelten Dahinlebens mit seiner Noth und seinen ungelösten Widersprüchen, mit seiner Gottverlassenheit, erhalten wollen, nur um des eigenen, schlechten Vortheils willen, um für ihre willkührliche Macht noch eine Galgenfrist von ein Paar lumpigen Jahrzehnten zu gewinnen.

Wehe aber auch allen denen, die dieses Bedürfniß, diese Nothwendigkeit, diese Verpflichtung gegen das Göttliche erkannt haben, und sich mit dem Erkennen

und mit dem geheimen Zuflüstern ihrer Weisheit an gute Freunde begnügen, statt daß sie all ihr Sinnen und all ihre Kräfte auf das große Erlösungswerk der Menschheit, auf die Lebendigwerdung des Volksbewußtseins im Geiste der Weltgeschichte, im Geiste Gottes richten sollten. Denn auch sie sind gottlos, da sie eine eitle Aristokratie der Gotteserkenntniß bilden wollen und, selbstgefällig lächelnd, das Volk, die Gesammtmasse der Menschheit in ahnungsvollem Durste nach dem Göttlichen verschmachten lassen.

Aufsätze.

Linguistische Träumereien.

J'aime de tes concerts la sauvage harmonie.
Lamartine.

Die englische Sprache steht fast allgemein im Rufe der Unschönheit, ja Widerwärtigkeit im Klange. Wie kommt es doch, daß mich ein gewisser geheimer Zauber zu ihr hinzieht, mehr als zu jeder andern? Es ist nicht allein die weise Zweckmäßigkeit und Gelenkheit in Ausdruck und Fügung, die oft eigensinnig sonderbare (und freilich zieht geistreiche Sonderbarkeit jeden mit Einbildungskraft Begabten an) und doch stets treffende, bis ins Mark der Sache dringende Bezeichnungsweise; das Alles könnte in hohem Grade interessiren, aber nicht zauberisch anlocken. Dies liegt tiefer und ich suche es im Klange (wenigstens wie ich mir ihn denke), also grade darin, weswegen diese Sprache am meisten verschrieen ist. —

Von der französischen Sprache wollen wir nicht reden. Sie ist blos aus Höflichkeit, aus Lebensart weich und wohllingend, blos um Andrer Ohren nicht durch harte, unverschmelzende Töne unanständiger Weise zu verletzen. In dem Herüberziehen der End-

consonanten vor Vocalen, in der weichen Aussprache des x u. s. w. merkt man diese Absicht deutlich, und ist verstimmt, denn man vermißt den aus innerer Fülle und Uebereinstimmung strömenden Wohllaut. Der Wohlklang der französischen Sprache ist nur Convenienz, nicht Natur. Aber vergleichen wir z. B. die italienische mit der englischen; wohl gemerkt, nur in Hinsicht des Klanges. In der erstern sehe ich ein regelmäßig gebildetes Antlitz, von edler, weicher Form, üppig, ohne übervoll zu sein, ein schwärmerisch großes Auge, das ebensowohl tief schmachten, als lebhaft umherblitzen kann, schwellende, warme Lippen, welche die Wollust lächelnd umschwebt. Es entzückt beim ersten Anblick; aber eben deshalb begnügen wir uns auch mit dem ersten Eindruck, und in schlaffer Lust versunken, geben wir uns keine Mühe weiter, den Geheimnissen dieses Antlitzes nachzuforschen, wir glauben, sie alle sogleich herausgefühlt zu haben, und vielleicht haben wir nicht ganz Unrecht.

In der englischen Sprache hingegen erblicke ich ein Antlitz mit scharfen, fritzen Zügen, ohne schwellende Weichheit und glühendes Colorit, von etwas unregelmäßiger, sonderbar keder Zeichnung. Es erscheint uns fremd, da wir seine eignen Lineamente nicht so rasch in unsrer Einbildungskraft aufnehmen und richtig nachzeichnen können, als die eines regelmäßig schönen Gesichtes. Ein tiefeindringendes, fast seltsames, aber nicht eben unangenehmes Gefühl ergreift uns,

Wir bilden uns ein dieſe Züge ſtießen uns ab, und doch ſind wir durch eine unbegreifliche Macht gezwungen, immer ſchärfer und feſter darauf hinzuſehen, wie wir von dem wiederholten Leſen eines Räthſels nicht ablaſſen können, wenn uns die Auflöſung deſſelben auch eine verdrießliche Mühe dünkt. Was wir für Abſchreckung hielten, war aber nichts weiter, als geheimer Reiz und Bezauberung, denn bald werden wir gewahr, daß dieſe blaſſe, durchſichtige Wange für das Erröthen der Liebe wie des Zornes ſehr empfänglich iſt; dieſe ſchmalen Lippen können ſich ſehr wohl in edelgeſchwungene Linien fügen und die Anmuth ſtillen Freudelächelns, ſowie das leiſe Zucken tiefen Seelenſchmerzes annehmen. Auf Stirn und Naſe überraſchen uns Hoheit und Geiſt, die wir früher nicht zu bemerken wähnten, und aus den unbedeutend ſcheinenden lichtgrauen Augen quellen Strahlen des Gefühls, flammen Blitze des raſchen Witzes und der Leidenſchaft. Die Form, in der wir erſt befremdende Unregelmäßigkeit zu ſehen glaubten, tritt nun, da wir den belebenden Geiſt derſelben erkannt, als harmoniſche Bildung vor unſre Seele, ſelbſt die ſchroffen, ſpitzen Linien erſcheinen uns weicher und reizender vom Schimmer des Gefühls und Geiſtes umfloſſen, kurz, was dem Antlitz an der Form mangelt, wird durch den Ausdruck erſetzt; und wie wir einen Menſchen oft nur deshalb liebgewinnen, weil wir ihm im Stillen ein Unrecht abzubitten

haben, wie wir bereit sind, in dem, den wir früher verkannt, alle möglichen Vorzüge und Tugenden zu erkennen und eifrig aufzusuchen, so geht es uns mit diesem Antlitz.

Da ich nicht im Sinn habe, eine regelmäßige Abhandlung zu schreiben, so will ich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu Einzelnheiten überspringen, wie sie mir zufällig in den Sinn kommen.

Besonders verrufen ist das englische th, und wir Deutschen schneiden auch wirklich so gräuliche Gesichter, wenn wir es aussprechen wollen, und bringen einen so herzzerreißenden, gewaltsamen Ton heraus, daß dem Zuhörer angst und bange wird, wir möchten uns die Zunge verrenkt oder zerbrochen haben. Beim Engländer schlüpft es leicht und sanft zwischen Zunge und Zähnen hindurch und bildet einen weichen, säuselnden Ton, der durchaus nicht weichlich ist, da er durch stärkeres Herverstoßen zum kräftigen Sausen werden kann. Dieser Klang, obgleich etwas zu oft in der englischen Sprache wiederholt, scheint mir viel angenehmer, oder doch weit weniger störend, als die in der italienischen Sprache entschieden vorherrschenden nassen, schmatzenden Laute ci, cci, gi, ggi, (lies tschi, ttschi, dschi, ddschi), die in vielen Worten, z. B. in bacio (i. batschio, Kuß) an ekle Sinnlichkeit erinnern. Das Spanische hält sich freier von dergleichen lippischen Tönen, seine Klänge sinken fast alle voll und stark, wie fließendes Gold, in die Seele, dafür ist es aber auch so majestätisch, so

prätentiös, daß es ihm faſt unmöglich iſt, ſich ſeiner Grandezza zu entäußern, um ſich zu leichtem, anmuthigem Scherze zu ſchmiegen, zu dem das Italieniſche hingegen wieder wie geſchaffen iſt.

Wenn mir ein italieniſches Wort ſchön vorkommt, ſo weiß ich mir jedesmal die Urſache davon deutlich zu erklären. In dieſem Worte kommen die und die volltönenden Vocale vor, von den und den weichen oder kräftigen Conſonanten verbunden, alſo muß es natürlich ſchön ſein. Die italieniſchen Worte ſcheinen nur erfunden zu ſein, um ſchön zu klingen, und dieſe Offenbarheit, dieſe Abſichtlichkeit geben der Sprache den Anſchein einer etwas unverſchämten Coquette, die ihre Reize genug bloßgiebt, um üppigen Sinnenrauſch zu erregen, aber zu viel, um einen tiefen Eindruck auf die Seele zu machen. Denn die Seele des Menſchen iſt zum Forſchen geſchaffen, alſo wird das Verhüllte ſie immer eher anziehen und den Geiſt in Thätigkeit ſetzen, als das Offenkundige.

Ganz anders iſt es mit den ächt engliſchen Worten. Sie ſind unbefangen und ohne Abſicht aus dem innerſten Geiſte entſprungen. Viele derſelben könnte ich, wenn ich ſie als bloßen Klang ohne Sinn kritiſch betrachte, für häßlich erklären, und doch weht mich aus ihnen ein Zauber an, der mich um ſo tiefer ergreift, je geheimnißvoller er iſt. So geht es mir z. B. mit dem Worte sky, (d. ſkei, Himmel). Welch eine heitre Wonne liegt in dieſem Wort! Ich will die Schönheit deſſelben zu ergreifen und zu zergliе-

dern ſuchen, aber ich weiß im Voraus, daß ich, anſtatt auf wahre Gründe, nur auf parabore, ſeltſame Einfälle gerathen werde. Ein Hauptreiz des Wortes liegt wohl in dem Doppelvocal ei. Ei iſt der hellſte, heiterſte aller Doppelvocale. Deshalb haben ihn die Engländer in delight (Wonne), in ligth (l. leiht, Licht), in bright (l. breiht, hell), deshalb haben wir ihn in dem Wort heiter ſelbſt, in der urſprünglich fröhlich ſchalkhaften Interjection ei, ſowie in dem wildfreudigen Schlachtrufe hei. Aber wie ſeltſam! ei und hei ſind nur durch einen Buchſtaben verſchieden, und jedes dieſer Worte trägt doch einen ganz andern Charakter an ſich. Das ei in dem hei bezeichnet nur die reine Luft ohne nähere Beſtimmung, aber das ſtark gehauchte, gleichſam über das ganze Wort hinwehende h fügt das Sauſen der Schwerter und Speere, das Schnauben der Streitroſſe, das Rauſchen der Banner hinzu. So wird aus dem harmloſen ei das wildfrohe hei. Aber im Worte sky reizt mehr, als der Vocal. Schon das vorhergehende, etwas gedehnt liſpelnde s hat mannigfache Bedeutung. Einmal gebietet es mit leiſem Klange allen Zuhörenden Schweigen, um ſie auf ein hohes, erhabnes Wort vorzubereiten. Dann bezeichnet es das ſchüchterne Zögern des Sprechenden, der nicht wagt, etwas ſo Herrliches raſch hinzuſprechen, der mit wolluſtigem Geiz das Ausſprechen verzögert, um ſich deſto länger an der Ahnung und dem Genuß des holden Klanges zu laben. Da aber

ſchwillt das Herz über, der Drang des Gefühls bricht in den ſtarken, muthigen Conſonanten k aus, um ſich zu entladen, und gleich nach dieſem raſchmuthigen Anlauf ſchmilzt er in dem weichen Freudenlaut ei dahin.

Es fällt mir ein, daß wir auch für den Ausdruck des Schmerzes dieſen Vocal haben, nämlich in dem Wort Leiden. Dies iſt ein ſchöner Zug edlen, deutſchen Zartgefühls. Wenn wir dem Unglücklichen ſeine Qual nicht anders lindern können, ſo wollen wir dieſer wenigſtens einen ſo ſanften, ſchonenden Namen geben, wie ihn unſer geliebtes Deutſch nur bieten mag, damit er nicht bei dem bloßen Namen ſchon erſchrecke, damit ſeine Seele lerne, den Schmerz ruhig und mit ſo wenig gewaltſamer Aufregung zu betrachten, als ſeine Lippe das ſchöne Wort Leiden leicht und ſanft ausſpricht. Es iſt nicht zufällig, daß der ganze Bau dieſes Wortes auffallend an den des Wortes Liebe erinnert. Derſelbe einſchmeichelnde, zarte Anfangsconſonant, darauf ein ähnlicher langgedehnter, heller Vocal, in der Mitte ein ähnlicher weicher Conſonant, der grade nur feſt genug iſt, um dem Worte Haltung zu geben, endlich eine ähnliche Endung mit dem ſtummen e. Dieſe Erinnerung iſt ein Troſt des Leidenden. Sie flüſtert ihm zu: du haſt nicht Alles verloren, denk' an die Liebe, die du noch im Herzen trägſt, die dir auf Erden noch Andre weihen, und iſt dein Loos ſo bitter,

daß dir auch diese verloren ist, so denk' an die ewige Liebe, die dir nie verloren gehen kann.

Welch muntre, schalkhafte Anmuth liegt in dem Worte girl (l. görl, Mädchen)! Ich sehe sie hauptsächlich in der Endung rl, in diesem unerwarteten (und doch nicht harten, eckigen, sondern anmuthig gerundeten) neckenden Sprunge von einem Consonanten zu einem ganz entgegengesetzten, in diesem plötzlichen, lachenden Entschlüpfen von dem Tone r, den wir festzuhalten glauben, zum lieblichen, gerundeten l. Ich denke mir dabei ein launiges, muthwilliges, liebes Mädchen, das das schnarrende, verspottende r nur vorschützt, damit man nicht zu tief in ihr forsche, nicht das sanfte, allzuweiche l in ihrem Gemüth entdecke, das sich hinterher durch alle Schwänke hindurch doch immer in dem frommen Auge kund giebt, ein eignes Wesen, das wir, weil es jeden Augenblick anders ist, nie ganz begreifen und doch immer lieb haben. Klingt dies Wort nicht ganz so wie ein von zarten Fingern geschlagenes Schnippchen? Hingegen kann ich mir unter dem italienischen fanciulla (l fantschulla) nichts denken, als ein überpüppiges Wesen mit fetten Schenkeln, das im Stande ist, einen Stuhl zum Seufzen zu bringen.

Welch ein kräftiges, männliches Wort ist warrier (l. narrier, Krieger)! Dies fühlt Jeder. Das englische w (dobbliu) ist überhaupt in starken Worten von außerordentlicher Wirkung. Man spricht es aus, indem man ein u vorhergehen läßt und dann das w

über die Unterlippe, die nicht wie bei unſerem w an die Zähne geklemmt wird, ſondern frei vorgeſtreckt bleibt, hinwegbrauſen läßt.

Das Wort wind (l. uinnd, Wind) iſt eine zuſammengedrängte, ganz genaue Nachahmung der Sache ſelbſt. Man ſpreche es gedehnt aus, ſo kann man dies deutlich beobachten. In dem dumpfen u ſammelt der Wind dräuend Athem, dann bricht er mit dem ſtarken Hauch des (uneingeklemmten, aus offner Lippe geblaſenen) w los, tönt in dem i pfeifend fort, verfängt ſich in dem engen, klemmenden n zwiſchen Schluchten oder Gebäuden, und ſtößt ſich endlich mit dem kurzen d hart an eine Mauer oder einen Fels. Ueberhaupt erkennt man in der engliſchen Sprache das an Ungewitter, Meeresbrauſen und Schwerterklang gewöhnte Seevolk (wie es wenigſtens ſonſt war), in der italieniſchen mehr eines, das von Glocken umklungen, in üppigen Träumen gewiegt unter Orangenbäumen ruht und müßig zum tiefblauen Himmel auflächelt. Im Engliſchen iſt die nachahmende Harmonie vorzüglich in den Worten, die ſich auf Meer und Sturm beziehen, anzutreffen (und zwar nicht in affectirt vollen, majeſtätiſchen, ſondern in ſchroffen, natürlichen Klängen), im Italieniſchen mehr in denen, die Bachesmurmeln, Blätterſäuſeln u. ſ. w. bezeichnen.

Aber man wird mir einwenden, daß ich nur von den wenigen ſchönen Worten der engliſchen Sprache rede, ohne der Unzahl ſchöner italieniſcher Worte zu

gedenken. Freilich hat die italienische Sprache viel mehr schöne Worte, als die englische, ja sie besteht faſt nur aus solchen. In der englischen hingegen sehen wir eine unendliche Stufenleiter vom Scharfen, Schneidenden, Verletzenden zum Milden, Weichen, Einschmeichelnden; vom Tändelnden, Zischelnden, Unbedeutenden bis zum Gewaltigen, Donnernden, Erhabnen. Aber grade hierin liegt die eigenthümliche Schönheit, das Romantische, der zauberische Licht- und Schattenwechsel der englischen Sprache. Wie mich dünkt, ist es von dem Worte susurrare (das unbegreiflicher Weise summen und rieseln zugleich bezeichnet) bis zum tuonare (donnern) lange nicht soweit, wie von drizzle (l. drisl, rieseln) zum thunder (l. t'thonder), und gewiß wird man im Englischen keinen so argen Verstoß finden, als ihn die Italiener begehen, wenn sie aus Armuth das gewaltige, volle Wort rimbombare (widerhallen) auch vom Widerhall des Nachtigallengesanges brauchen.

Eben das macht die ital. Sprache sehr eintönig, daß sie gänzlich der Diphthongen entbehrt. Wie kann man die unendliche Stufenleiter von dem düsteren, hohltönenden u bis hinauf zum hellen, scharfen i mit den drei übrigen, einfachen Vocalen und ihren geringen Modificationen ausfüllen? — Wir Deutschen sind darin, glaube ich, am glücklichsten, uns mangelt keiner von den schönen Mitteltönen au, ei, eu, äu, ö, ä, ü, in denen die scharfen, entschieden

ausgedrückten Farben der Hauptvocale in lieblichen, ungewissen Dämmerschein zerfließen. Aber auch die Engländer sind hierin bei weitem reicher als die Italiener. Und was die Consonanten betrifft, so mögen die, welche das Englische mehr hat (th. w) immerhin seltsam und schroff genannt werden, sie dienen doch zur Mannigfaltigkeit und heben wenigstens durch Contrast.

Die italienische Sprache ist ein heller, lieblich gewundener, sanftfließender Strom, von Orangenbäumen beschattet, deren Blüthen ihn mit Düften beschütten, und deren goldne Früchte sich mit der klaren, wolkenlosen Bläue des Himmels in seinem Glanze spiegeln; die englische ein Waldstrom, in zerrissenen, mit überhängenden Riesenbäumen als Hauptschmuck winkenden Felsen entsprungen, sich bald murmelnd durch heimliche Waldschatten fortschlängelnd, bald unter Zischen und Brausen, Winseln und Donnern, Sprudeln und Pfeifen, unter Tönen, die unser Ohr betäuben und bewildern, deren Dasein wir früher gar nicht ahnten, von hohen, steilen Abhängen stürzend und unten in wilden Strudeln wühlend, bald sich ausbreitend und als stiller, schwermüthiger See zwischen frischgrünen, sanftgeformten Bergufern ausruhend. —

Welch ein Abstand zwischen Alfieri's, selbst in Schrecken und Graus noch eintönigen, kalt erhabnen und dem Klange nach doch etwas weichlichen Tragödien und Shakespears Alles umfassender, kec

und wunderbar gemischter Zauberwelt. Der Geist eines Dichters ist immer dem seiner Sprache analog, und Shakespear hätte nicht Shakespear werden können, wenn in seiner Sprache nicht die milden und schrecklichen Schönheiten verborgen ruhten, die der Seher, mit dem Stabe des Moses begabt, aus der harten Rinde hervorquellen ließ.

Die Sprache ist die Geliebte des Dichters; aber das edle Weib giebt sich nur der feurigen Umarmung des Würdigen, Hochgemuthen hin, der erzeugt mit ihr Kinder, die mit dem Geist des Vaters und der Schönheit der Mutter begabt sind. Den Mattherzigen, Niederträchtigen täuscht sie, wie einst die königliche Juno den Ixion, mit einer leeren Wolke, die er statt ihrer umfängt. Natürlich können hieraus nur Centauren, Ungeheuer mit Menschengesichtern und Pferdefüßen entstehen.

Die italienische Sprache ist fast immer schön und voll, auch im gewöhnlichsten Gespräch, aber eben diese Alltäglichkeit raubt ihrer Schönheit den Werth. Im Englischen wird man die schönen Klänge mehr in den Aufschwüngen begeisterter Dichter, in den Ausdrücken edler Leidenschaften zu suchen haben. Daß ihr der Wohlklang fehle, kann Niemand behaupten. Nur verwechsle man nicht den äußern Klang einer Sprache, der sich auch dem gröbsten Ohre sinnlich und unverschämt aufdringt, mit dem innern, geheimen Tone, der nur dem Odem des Geistes sein Leben dankt und sich nur dem kundgiebt.

deſſen Seele würdig iſt, ihn zu erkennen; nur verwechſele man nicht ein buntes, ſchönfarbiges Colorit mit tiefgedachter, tiefempfundener, wenn auch weniger glänzender Farbenharmonie.

Man hat einen Ausſpruch über Sprachen, der vielleicht mehr als witzig iſt; es iſt dieſer:

Spaniſch ſpricht man mit Gott,
Italieniſch mit den Engeln,
Franzöſiſch mit den Damen,
Engliſch mit den Vögeln,
Deutſch mit den Pferden.

Gegen letzteren Vorwurf brauchen wir uns wohl nicht ernſtlich zu vertheidigen, da er gewiß nicht ernſtlich gemeint iſt. Freilich iſt das Deutſche eine vortreffliche Sprache zu den Pferden, aber ich glaube, unſre Dichter haben es zur Genüge bewieſen, daß ſie es auch zu Gott, zu den Engeln und, ich will nicht grade ſagen zu den Damen, aber doch zum Weibe ſei. (Und ein Weib iſt mir lieber als eine Dame.)

Was den Satz von der engliſchen Sprache betrifft, ſo verſteht man ihn gewiß ganz falſch, wenn man ihn nur als Tadel auslegt, wenn man dabei nur an Sperlinge und Krähen denkt. Mögen dieſe immer dabei ſein, aber man vergeſſe auch nicht den ſchreckenden, gewaltigen Kampfruf des hochſchwebenden Aars, das ſchmachtende, tiefſinnige Liebesflöten der Nachtigall, den ſeltſam ſcharfen, wie aus bunten Märchenlanden tönenden Schrei des Papagei's, den fröhlich wirbelnden, hoch herabklingenden Jubel der

Lerche, das ſchauervolle Nachtlied des Uhu's, das ſcherzende Gezwitſcher der Schwalbe, das unheimlich dumpfe, ferne Donnern der Rohrdommel, noch des königlichen Schwanes melodiſchen Sterbegeſang. In dieſem Sinne mögen wir es gern eingeſtehen, daß die engliſche Sprache Aehnlichkeit mit der der Vögel hat, und die Engländer werden mit dieſem Vergleich nicht unzufrieden ſein.

O. L. B. Wolff als Vertreter der deutschen Literatur bei den Engländern.

„Historical sketch of modern German literature (1785—1833) by O. L. B. Wolff, phil. Dr., Professor etc. etc. — (Reprinted from the Athenaeum.) Weimar, 1837.

Das heißt: eine von einem deutschen Gelehrten geschriebene Skizze über deutsche Literatur, herausgegeben in Deutschland, abgefaßt in englischer Sprache. Was soll diese wunderliche Erscheinung? Will uns Herr Professor Wolff damit imponiren, und sich etwas darauf zu gute thun, daß er englisch gelernt hat? Das wäre eine zu lächerliche Charlatanerie. Es bleibt noch eine zweite, die einzig vernünftige Auslegung. Die Skizze war nämlich bestimmt, in einer englischen Zeitschrift abgedruckt, die Engländer vom Stande unsrer gegenwärtigen Literatur zu unterrichten, und indem sie der Verfasser unübersetzt, mithin unverfälscht, für uns abdrucken läßt, geschieht dies, um Rechenschaft abzulegen, wie er seine Aufgabe gelöst, wie er uns vor einer ehrenwerthen, geistvollen Nation, an deren Urtheil uns gelegen ist, vertreten hat. Das soll hier untersucht werden. Die Aufgabe war schwierig. Abgesehen von der gründlichsten Kenntniß der fremden Sprache, verlangt sie einen großen, scharfen Blick, der nicht nur in jeder einzelnen Erscheinung der Literatur den Kern erkennt, sondern auch den Zusammenhang, den Organismus, die stufenweise Entwickelung des Ganzen überschaut. Nur eine Darstellung in diesem Sinne konnte eine fremde, mit unsrer Literatur we-

nig vertraute Nation feſſeln und belehren; eine Reihe vereinzelter Charakteriſtiken iſt für ſie ohne Werth und Bedeutung. Außerdem war ein Haupterforderniß, bei aller Wärme für den Gegenſtand, eine parteiloſe Ruhe, eine unbeſtochene Redlichkeit. Letztere wurde noch durch den Umſtand gefährdet, daß der Verfaſſer ſich an ein Volk wendet, deſſen Literatur vielfachen und mächtigen Einfluß auf die unſrige geübt hat. Es galt hier, den Ausländern vollſtändig ihr Recht widerfahren zu laſſen, ohne das unſre im mindeſten zu ſchmälern, ohne unſrer Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten. — Leider muß geſagt werden, daß das erſtgenannte Erforderniß, das Ueberſchauen des Zuſammenhanges, dem Verfaſſer fehlt. Einen glänzenden Beweis dieſes Mangels legt er in dem auf den erſten zwölf Seiten gegebenen kurzen Ueberblick unſrer ganzen frühern Literatur ab. Ich erinnere mich nur zwei Mal etwas gleich Schlechtes im literar-hiſtoriſchen Gebiet geleſen zu haben. Einmal im Voltar, der vor mehreren Monaten eine kurze Ueberſicht der deutſchen Literatur enthielt, die zu dem Reſultat führte, daß wir durch unſer geiſtiges Streben zur Wahrheit, d. h. zum Katholicismus, zurückgelangt wären. Das zweite Mal in einer als Curioſität in dieſen Blättern*) mitgetheilten ähnlichen Ueberſicht, von einem ruſſiſchen Gelehrten mit wahrhaft barbariſcher Unwiſſen-

*) Im Berliner Converſations-Blatt, redig. v. Herrm. Marggraff.

heit und Unverschämtheit geschrieben. Hierüber konnte man lächeln; aber wenn ein Deutscher, mit ebenso wenig Kraft und Einsicht begabt, sich herausnimmt, das Ausland über uns belehren zu wollen, so ist dies eine Anmaßung, die öffentlich gezüchtigt werden muß. — Vom Einfluß Englands auf unsre Literatur heißt es: „Die englische Literatur war lange nicht nur das Studium solch dieser Kritiker wie ich (nämlich Herr Professor Wolff), sondern auch der Heilon der leitenden Geister Deutschlands, das A-B-C-Buch, worin sie lernten, natürlich und ursprünglich erhaben zu sein. Deutschland hat in der That während der letzten sechzig Jahre nicht ein Genie gehabt, das es nicht ward, oder sich als solches zeigte, durch das Studium des unsterblichen Shakespeare." Hier liegt eine Wahrheit zum Grunde, aber so ausgedrückt, wird sie zur sinnlosen Schmeichelei. Wie kann ein Genie entstehen durch das Studium eines fremden Meisters? Wie kann man in einem A-B-C-Buch lernen, ursprünglich erhaben zu sein? Aber diese klippschulenmäßige Auffassung der Literatur liebt der Verfasser. Er kennt nichts als Nachahmung, Lehrer und Schüler. Von geistigem Auffassen, Verarbeiten und zum selbstständigen Eigenthum Machen eines Fremden weiß er nichts. Unsere Minnesänger, sagt er, könne man, wollte man unparteiisch sein, nur als Schüler der provenzalischen Troubadours und normannischen Minstrels ansehn, namentlich was Lyrik betrifft. Es ist dies die

ewig alte und neue Engherzigkeit, die nicht begreifen kann, daß aus ähnlichen Keimen sich ähnliche Gebilde entwickeln, ohne daß das Saatkorn von einem Land zum andern gebracht zu sein braucht; daß ein und derselbe Hauch der Begeisterung, im Wesen eines Zeitalters begründet, über mehr, als ein Land wehen kann, ohne daß es möglich oder auch nur ersprießlich ist, zu erforschen, von wannen er kommt und wohin er fährt. Unsre epischen Dichtungen aus jener Zeit, mit denen sich die lyrischen, wie allbekannt, an Bedeutsamkeit und Eigenthümlichkeit auf keine Weise messen können, werden dabei übergangen. Sollte Herr Professor Wolff nie gefühlt haben, daß das Nibelungenlied eine großartige, ächte Dichtung, und zwar eine ächt nationale sei? Dann ist er zu bedauern. — Die Meistersänger sind kurz und bündig charakterisirt: „Sie waren Schuhflicker, Tischler, Schneider an Arbeitstagen; aber Sonntags, wenn der Gottesdienst vorbei war, wurden sie Reimer und maßen dann ihre Verse ebenso, wie sie in der Woche ihr Tuch, Leder oder Holz gemessen hatten." Alle Poesie wird ihnen rundweg abgesprochen. Unser großer Meister Goethe dachte anders und würdiger von ihnen. Ich verweise Herrn Professor Wolff hier auf Goethe's schönes Gedicht: Hans Sachs, namentlich auf die beiden Schlußverse, wo von einem Froschpfuhl die Rede ist. — Die Nachfolger Opitzens waren „gute Leute, getreue Unterthanen, würdige Gelehrte, gütige Ehemänner

(unerträgliche Salbaderei! gehört das zur Sache?), alles und jedes, nur keine Dichter; Flemming, einen hochbegabten Genius, ausgenommen.“ So?! Andre Leute wollen von einem gewissen Weckherlin, einem gewissen Logau, einem gewissen Spee, einem gewissen Paul Gerhard, einem gewissen Scheffler, benannt Angelus Silesius, gehört und von ihnen Gedichte gelesen haben, die an Kraft, Frische, Innigkeit und Tiefe noch jetzt musterhaft dastehn. Aber diese Namen kennt der Herr Professor nicht. Wenigstens sind sie in der auf die angeführte Stelle folgenden dürren Liste viel unbedeutenderer Namen nicht zu finden. — Fassen wir diese ganze Uebersicht zusammen, so kommt ohngefähr heraus, daß wir von Anbeginn unsrer Literatur bis auf Klopstocks Zeit kein ächtes Gedicht und keinen ächten Dichter gehabt haben, Paul Flemming ausgenommen! Eine ganz neue und kühne Ansicht, wenn wir es nicht lieber eine Verunglimpfung nennen wollen. — Zum Schluß der Uebersicht kommt das Beste, über den jetzigen Zustand unsrer Poesie: „Die Poesie hat eher gelitten als gewonnen in dieser Zeit des Zweifels und der Ungewißheit; sie ist nicht mehr eine Priesterin, die den Menschen mit Gott versöhnt, sondern ein Genius des Hasses und der Verfolgung; und die zweifelhaften politischen Lehren, welche nun einen so großen Einfluß zu gewinnen anfangen, haben selbst einige unsrer größeren Dichter irre geführt. Sie fechten nicht für wahre Freiheit, wie

freigeborne Männer immer thun sollten; sie wünschen nicht, daß alle ihre Mitgeschöpfe vor dem Gesetz gleich, und ihm gehorsam sein sollen: sondern sie kämpfen für eine Freiheit, die ihre Eitelkeit und ihren Egoismus befriedigt, und die unglückliche Poesie muß ihren ehrgeizigen Zwecken als ein gefesselter Sclave dienen."

Dieser Ausspruch ist, abgesehen von seiner selbstverdrigen Abgeschmacktheit, so ungeheuer wunderbar, daß man nicht weiß, was man dazu denken oder sagen soll. Denn uns, die wir selbst unterrichtet, und Gott sei Dank von der Belehrung des Herrn Professor Wolff nicht abhängig sind, ins Gesicht behaupten zu wollen, daß es Wahrheit sei: solch eine Stirn wird der Verfasser wohl nicht haben! Wer kann hier gemeint sein? Heine? Seine besten Gedichte haben nie mit dergleichen etwas zu schaffen. Uhland, dessen gesunder, kräftiger Geist am liebsten auf den markigen Gestalten einer ritterlichen Vorzeit weilt, und der, wenn er sich zur Gegenwart wendet, nur ein altes, angestammtes, gesetzliches Recht verficht? A. Grün, der, wie bekannt, in einer hohen gesellschaftlichen Stellung geboren, eine weit bequemere Befriedigung seiner Eitelkeit und seines Egoismus gefunden hätte, wenn er in aristokratischer Abgeschlossenheit und Stabilität verharrt wäre, statt daß er, der Mißgunst und Gefahr trotzend, seine Ueberzeugung durchkämpft, die, man mag sie theilen oder nicht, eine ehrenwerthe ist? Doch wozu Namen

häufen? Nie vielleicht war unter unſern Dichtern eine reinere, ungetrübtere Begeiſterung und Liebe für das Schöne, als eben jetzt. Daß auch ſie von den großen Fragen der Zeit mächtig bewegt wurden, und dies in ihren Werken kund thun, zeigt uns nur, daß ſie lebendige Menſchen ſind, die eine Geſinnung zu haben und zu bekennen wagen. Von Haß und Verfolgung aber iſt nirgends die Rede geweſen, und die mildeſte Auslegung, die man dieſer aus der Luft gegriffnen Unwahrheit geben kann, iſt, daß ſie der Verfaſſer nur erfand, um „ſeinen Egoismus und ſeine Eitelkeit zu befriedigen.“ —

Nach dieſer Ueberſicht kommt der Verfaſſer auf die einzelnen Schriftſteller und Dichter der neuern Zeit, indem er mit Goethe beginnt. Auch hier macht ſich der Mangel an Organismus und ſachgemäßer Entwickelung fühlbar. Wir erhalten faſt nichts, als eine Reihenfolge einzelner Biographieen und Charakteriſtiken, ohne weſentlichen Zuſammenhang. Dieſe ſind, wenn auch niemals plaſtiſch und mit der Beſtimmtheit und Feſtigkeit einer Meiſterhand dargeſtellt, doch zum Theil, durch um den Brei herumgehende Redensarten, der Wahrheit nahe kommend. Es war dies ein Leichtes, da es nur darauf ankam, längſt feſtgeſtellte und gläubige Urtheile in fließender Sprache wieder zu geben. Doch fehlt es auch hier nicht an Unvollſtändigkeit, verwiſchter Zeichnung, Ungerechtigkeit und am wenigſten, in den Biographieen, an Klatſcherei. Einiges der Art mag

hervorgehoben werden. — Goethe iſt weit mehr als Einzelweſen, als in ſeiner wichtigen und maßgebenden Beziehung zu ſeiner Zeit, zu unſrer ganzen Literatur aufgefaßt. Daß er als Lyriker am größten ſein ſoll, iſt eine durchaus einſeitige, ſeichte Behauptung, die ſeinen dichteriſchen Charakter nicht im mindeſten beſtimmt. Ueber ſeinen Privatcharakter und ſeine Geſinnung fürs Vaterland finden wir einige alte, oft wiederholte und unerſprießliche Redensarten aufgewärmt. — Ueber Matthiſſen iſt ungemein viel geſchwatzt, mit eingeflochtenen Anekdötchen, ſeine Eitelkeit und ſeinen kindiſchen Knechtſinn darſtellend. Wie das in eine hiſtoriſche Skizze der deutſchen Literatur paßt, mag der Herr Profeſſor Wolff wiſſen. Matthiſſen nimmt dadurch drei Seiten ein, während z. B. Goethe, in eine kahle Liſte mit Andern zuſammengeworfen, kaum eines kümmerlichen Wortes gewürdigt iſt. Warum nicht ein paar veraltete Skandälchen weniger und ein Paar Worte mehr über eine der bedeutendſten, genialſten Erſcheinungen der neueſten Zeit? — Bei A. W. Schlegel bringt der Verfaſſer, ſchalkhaft andeutend, die alten, ekelhaften Abſcheulichkeiten Heine's wieder zum Vorſchein. Wer wünſchte nicht dieſen Schandfleck aus unſrer Literatur weg oder wenigſtens der Vergeſſenheit anheimgefallen. Aber nein! Herr Profeſſor Wolff zeigt ihn wieder vor, indem er den engliſchen Leſer geradezu auf die betreffende Stelle verweiſt. Glaubt er ſeinem Freunde einen

Gefallen zu thun, indem er an seine Schlechtigkeiten erinnert? Darauf wird Schlegels närrische Eitelkeit mit wohlgefälliger Breite und ebenso großer Eitelkeit besprochen: und das Alles, nachdem der Verfasser als Einleitung zu seiner Klatscherei mit seltner Unbefangenheit gesagt hat: „Meiner Meinung nach ist ein Schriftsteller nur in seinen Werken ein öffentlicher Character, nicht in den Beziehungen seines Privatlebens, die das Publikum nichts angehen.“ Ei, wenn das der Herr Professor weiß, warum behält er nicht lieber seinen Skandal für sich und charakterisirt Schlegels höchst bedeutende Werke etwas weniger oberflächlich, als es geschehn ist? — Tieck wird der deutscheste aller Dichter genannt. Wunderbar, daß ihn das deutsche Volk so wenig *kennt!* — *Uhlands Charakteristik, obgleich scheinbar* mit Liebe behandelt, ist in so allgemeinen Redensarten abgefaßt, und so wenig individuell, daß gewiß Niemand, der seine Werke nicht kennt, daraus irgend einen Begriff derselben schöpfen wird. — Von Rückert heißt es: er sei nicht so groß, wie Uhland, weil er, wie wir es in Deutschland nennen, nur ein subjectiver Dichter sei. Diese alte, pedantenmäßige Einschachtelung der Dichter in zwei Klassen, die subjective und objective, ist hoffentlich abgethan. Mit einem so kahlen, vieldeutigen Wort wird ein reicher, tiefer Dichtergeist in seiner ganzen Fülle nicht bezeichnet und erschöpft. Rückerts Poesie entspringt allerdings nur aus seinem Innern, und man

kann sie in sofern subjectiv nennen. Da aber sein Innres eine reichhaltige, ausgebildete Welt für sich ist, die er uns mit aller Schärfe und Plastik, wie sie nur die besonnenste Anschauung gewährt, hinstellt, so kann man ihn ebenso wohl einen objectiven Dichter nennen. So weit kommt man mit verknöcherten Kunstausdrücken. — Von Heine, seinem Freunde, führt der Verfasser folgende Worte, als Probe seiner Poesie an:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch:
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Denn verstanden wir uns gleich!

Wahrlich kein Freundschaftsdienst! Bestände alle Poesie Heine's nur in so widerwärtigen, kothigen Wahrheiten, welche auszusprechen nichts als Frechheit erforderlich ist, dann würde er nicht mit Recht als Dichter geschätzt sein. Nebenbei kommt Platen zur Sprache. Es heißt von ihm: „Der Graf Platen, ein kunstvoller Versmacher, aber ein sehr unbedeutender Dichter, fing damit an, Heine und dessen Freund Immermann in 2 miserablen dramatischen Satiren anzugreifen." Man braucht keineswegs ein Verehrer Platens zu sein, um die Ungerechtigkeit dieser kurzen Abfertigung zu fühlen. Die Engländer würden zwei solche miserable dramatische Satiren, wenn sie dergleichen in ihrer Literatur besäßen, gewiß als eigenthümliche, in ihrer Art einzig dastehende Geistesproducte hochhalten. Ohne Zweifel wenigstens ist Platen als Dichter über allen Ver-

gleich bedeutender als Herr Professor Welß als Kritiker. — Von Hoffmann erfahren wir zu unserer Verwunderung, daß er in Deutschland beinah, wenn nicht gänzlich, vergessen sei. Diese seltsame Behauptung sagte uns schon vor mehreren Jahren ein Franzose ins Gesicht, der sich possierlich damit groß machte, einen verlornen Schatz wieder entdeckt zu haben. — Bei Johannes von Müller vergißt der Verfasser wieder seinen eignen Satz, daß der Schriftsteller nur in seinen Werken ein öffentlicher Charakter sei. Er bringt den alten Skandal von Müllers Servilität und selbst von seiner verbrecherischen Sinnlichkeit mit Wohlgefallen wieder zum Vorschein, und das vor Ausländern! Bot der große Sinn des Geschichtschreibers, wie er uns in seinen Werken aufgeschlossen liegt, nicht Stoff genug dar, um unwürdige Erinnerungen darüber zu vergessen? — Unter den Geschichtschreibern soll Leo nach des Verfassers Meinung das philosophische System Hegels in die Kunst der Geschichtschreibung eingeführt haben. Es diene dem Herrn Professor zur Belehrung, daß Hegel allerdings einigen Einfluß auf die Darstellungsweise Leo's geübt hat, daß letzterer aber ein erklärter Anhänger des Haller'schen Staatssystems ist, welches Hegel in seinem Staatsrecht nicht nur verwirft, sondern mit der größten Bitterkeit lächerlich macht. —

Zuletzt sagt der Verfasser über die Kritik, die er die partie honteuse unsrer Literatur nennt, leider

viel Wahres, obgleich er auch hier übertreibt und die schlechteste Seite wohlgefällig hervorkehrt. — Das Buch endet mit den Worten: „Vorwärts! ist das Motto unsrer besten Literaten, wie es der Kriegsruf unsers größten Helden war.“ Wer möchte da nicht mit einstimmen! Nur leider klingt dies hochherzige Wort in dem spöttelnden Munde dieses Mannes wie eine Entweihung. Denn in der That, furchtsame Gesinnungslosigkeit (die er mit Unparteilichkeit verwechselt), Mangel an aufrichtigem patriotischen Gefühle, ein mit triumphirendem, selbstgefälligem Lächeln begleitetes Hervorheben alles Schlechten und Gehässigen und ein weibischer Hang zur Klatscherei sind die rothen Fäden, die sich durch das besprochene Buch ziehen, so sehr es der Verfasser auch ableugnen und sich hinter einige in dem Werk enthaltene gefühlvolle Phrasen, die das Gegentheil besagen, verschanzen mag. Wir können ihm deshalb für die Mühe, die er sich genommen hat, uns vor dem Ausland zu vertreten, keineswegs Dank wissen, noch sie ihm als Verdienst anrechnen: denn allem Anschein nach unternahm er die Arbeit nicht aus Liebe zur Sache, sondern (um seine eignen Worte zu wiederholen) nur um seine Eitelkeit und seinen Egoismus zu befriedigen, indem er vor den Engländern als ein hoch über der Sache stehender Kritiker leuchten wollte. Wir wollen lieber gar nicht, als so vertreten sein.

Schiller- und Goethe-Literatur.

Wie lange werden wir wiederkäuenden Thiere es uns noch gefallen lassen, daß man uns fort und fort den Brei um den Mund schmiert, den wir längst verdaut und in eignes Blut verwandelt haben sollten? Können wir kein Beefsteak essen, ohne einerweis breite Bettelsuppen nachzugießen? Können wir keinen Stern erster Größe an unserm Literaturhimmel sehn, ohne einen ungeheuern Kometenschweif von Verherrlichern, Verdammern, Vertheidigern, Erklärern, Brief- und Gesprächsherausgebern und Besucherzählern? Wann werden wir endlich die tiefe Lächerlichkeit fühlen, die darin liegt, jedem einzelnen großen Schriftsteller eine ganze geflickte Lumpenliteratur anzuhängen, statt daß die hierauf zersplitterten Kräfte vielleicht etwas Tüchtiges, Positives hervorbringen könnten? — Aber worin hat die übertriebene Menge solcher Schriften ihren Grund? Ist die größere Masse des deutschen Publikums wirklich so stumpf, so träge zum ernsten Nachdenken, so gefühllos für das Schöne und so unempfänglich für das Inhaltvolle, daß sie nicht im Stande wäre, auf ihre eigne Hand und ohne Schulmeister einen Genius zu verstehen und zu verehren?

— Diese Frage möchten wir keineswegs unbedingt verneinen." Anders aber steht es mit der folgenden: Ist dem Uebel durch jene Schwätzereien, und sollten sie auch geistreich sein, abgeholfen? — Keineswegs! Im Gegentheil kann man dreist behaupten, daß Werke dieser Art für das lebendige Verständniß unsrer beiden größten Dichter bis jetzt noch Wenig oder gar Nichts geleistet haben und auch Nichts leisten werden. Wer eine Dichtung nicht durch selbstgebildetes Gefühl und selbstständige Auffassungskraft verüebt, dem wird sie durch keine von außen kommende Erläuterung erschlossen werden. Höchstens ein angelerntes Urtheil kann er dadurch erlangen, der Kern der Sache bleibt ihm ewig unzugänglich. Wer dies aber vermag, für den ist jede Erläuterung unnütz. Ja es können solche Schriften nur dazu dienen, das ächte Wesen der Poesie zu verdunkeln und in den Staub zu ziehen, und die lebendige Erkenntniß durch Engherzigkeiten und Schiefheiten zu ersticken und zu verwirren. Dies geschieht um so mehr, da der Standpunkt meist ein durchaus falscher ist. — Man begnüge sich mit einer ruhigen, ästhetischen Würdigung eines Kunstwerks, um sie in den Archiven der Literaturgeschichte niederzulegen: dann aber sei die Sache abgethan. So geschieht es jedoch bei uns nicht, denn nun erst kommen die Streitschriften und die philosophischen Explicationen an die Reihe. Erstere sind ihrer Natur nach nur Eintagsfliegen, sie

können nicht anders, als einseitig, und höchstens für den Augenblick relativ gültig sein. Ueberdies sind sie meist nur im Interesse persönlicher Eitelkeit oder einer literarischen Partei geschrieben. Am besten wär's, man verschonte uns ganz damit, denn dem Publikum ist damit weder gedient noch geholfen! — Was aber ferner die Einmischung der Philosophie in die schöne Literatur betrifft, so müssen wir uns solche vor der Hand noch gänzlich verbitten und, so viel als möglich, vom Leibe zu halten suchen. Hätte die Philosophie jenen höchsten Grad allgemeiner Durchdringungskraft und Anschmiegsamkeit erreicht, wie es sich die Anhänger jedes neuesten Systems einbilden, dann freilich fiele das philosophische Urtheil mit der ästhetischen Wahrheit zusammen, und wir könnten getrost die Kritik den Philosophen überlassen. Diese Befugniß hat sich aber die Philosophie unsrer Zeit noch keineswegs erworben. Wie jede Wissenschaft im Interesse des Systems mißhandelt worden ist, wie in der Geschichte Thatsachen ignorirt oder gar verdreht wurden, um sie in willkührlicher, systemgemäßer Verbindung erscheinen zu lassen, eben so schlimm ist es der Poesie ergangen. Ihrem göttlichen, erhabnen Gliederbau soll den Schnürleib des starren Systems mit gewaltsamer Ungeschicklichkeit angezwängt werden. Das eigenste Wesen der Kunst, Individualität und Plastik, wird als Nebensache behandelt. Alles soll zuletzt Allegorie, Symbol und ire-

culative Gedankenverkettung sein. Unbefangenheit, Anschauung und Ahnung werden nicht gefühlt und gewürdigt. Daraus aber sieht man, daß die Herren gar nicht wissen, wovon eigentlich die Rede sei. — Allerdings ist jedes ächte Kunstwerk, ähnlich dem religiösen Mythus, so organisch, so allumfassend, reich entfaltet und keimbergend, daß sich am Ende allerlei und jederlei Meinungen, Auffassungen und selbst Systeme darin finden und consequent daraus entwickeln lassen, so wie sich die Apokalypse zu tausend widersprechenden Auslegungen willig hergibt. Aber das poetische Kunstwerk trägt, als Kern, Etwas in sich, das über alle jene Deuteleien hoch hinausragt. Sein tiefstes Wesen ist durchaus prophetischer Natur, und will man es in das Reich der abgeschlossenen, speculativen Erkenntniß herabziehen, so heißt das das Wesen der Sache ganz und gar verkennen. Das Kunstwerk ist durch Begeisterung entstanden und die Begeisterung allein kann es erschöpfend verstehn.

Dazu kommt, daß beide besprochene Arten von Schriften, die Streitschriften und die philosophischen, für das Publikum so gut wie nicht vorhanden sind. Erstere beruhen oft auf Zänkereien und Einseitigkeiten, die jedem nur Gebildeten höchst gleichgültig sein müssen; letztere sind in einem ungenießbaren, nur Wenigen verständlichen Jargon geschrieben. So erhalten wir zuletzt eine Literatur, von Literaten einzig und allein für Literaten geschrieben,

und das Publikum hat uns diesen Mißgriff durch gänzliche Gleichgültigkeit für unser Thun und Treiben schon tief genug fühlen lassen.

Aus allem Gesagten folgt, daß dergleichen Werke, wenn sie einmal bis zu einer gewissen, unbescheidenen Menge angewachsen, als Mißbrauch und Auswuchs schlechtweg zu verdammen sind. Sie überschwemmen und betäuben das Publikum, das so nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, immer mehr und helfen, mit anderm Schlechten vereint, das Tüchtige, Positive, an dem wir so sehr Mangel leiden, theils im Entstehen ersticken, theils lassen sie es nicht aufkommen. Zu entschuldigen sind sie nur, wenn hochbegabte, mit vorherrschend kritischem Talent ausgestattete Geister ihre Auffassungsweise öffentlich aussprechen. Aber auch dann suchen wir nicht Belehrung für uns selbst, wir wollen nur den uns interessanten Mann näher kennen lernen, und das könnten wir gewiß noch viel besser, wenn er es über sich gewänne, selbstschaffend und nicht dar- und zerlegend aufzutreten.

---

1) **Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem Zusammenhange, von H. F. W. Hinrichs. Erster, lyrischer Theil. Leipzig 1837.**

Der Verfasser dieses Werkes ist ein Hegelianer. So lange man das noch, fast bei allen Schülern

Hegels, auf der ersten halben Seite erkennen kann, ist das ein Beweis, daß sie fortfahren, eine abgeschlossene, unzugängliche Secte zu bilden, und daß sie ihre Sendung, die große und scharfe Weltanschauung Hegels (wie sie sich selbst treffend ausdrücken) flüssig und im Publikum lebendig zu machen, nicht allein noch nicht erfüllt, sondern noch gar nicht verstanden haben. Das Schlimmste dabei ist, daß auch die unbegabtesten Geister, die schwächsten Köpfe sich leicht in Hegels Schriften oberflächlich einleben, und dann, vom undurchdringlichen Panzer einer dem Publikum fremden, jargonartigen Terminologie geschützt, in der Literatur eine für den Augenblick imposante Rolle spielen, während sie in ihrer angebornen Nacktheit nur ausgepfiffen werden könnten. Jeder, der in *Hegels Schriften auch nur geblättert hat, weiß, mit* wie geringen Kosten ein solches Gestüm erworben ist.

Ohne auf den Verfasser die ausgesprochnen, harten Worte anwenden zu wollen, müssen wir jedoch bekennen, daß er keineswegs zu denen gehört, von denen Fortbildung und lebendiges Wirken zu hoffen wäre. Seine Darstellung spaltet sich in zwei ganz verschiedene, sich durchkreuzende Weisen: theils ist sie hegelisch, theils deutsch. Seine Aufgabe ist: Schillers lyrische Dichtungen nach dem System zu ordnen, in Verbindung zu bringen und zu erläutern. Schon die Eintheilung und der Fortgang von „Liebe zu Zweifel und Resignation, Wehmuth, weibliche

Natur, Ideal und Kunst, Wissen, Nemesis, Liebe und Treue, und endlich Demuth" deutet auf Willkühr und Gezwungenheit; und in der That sind die Uebergänge und der Zusammenhang äußerst schwach gehalten. Die Erläuterungen im Hegel'schen Idiom sind für das Publikum unverständlich, für den, der mehrere Sprachen studirt hat, bieten sie wenig Neues und Erhebliches, wohl aber viel Verkehrtes, Paradoxes und Unerwiesenes dar. Leider fehlt uns der Raum, die Belege hierzu beizubringen, was uns keineswegs schwer fallen würde. — Da aber, wo der Verfasser nicht hegelisch, sondern blos deutsch schreibt, zeigt er eine noch weit größere Schwäche. Wir finden hier biographische Notizen, die anderswo schon gegeben waren, sonst aber fast nur matte und geistlose Umschreibungen des Schiller'schen Textes, die bisweilen bis zur allerunbegreiflichsten Trivialität herabsinken; z. B.:

„Stirbt der Mensch vor Alter, so ist das nicht anders zu erwarten. Er hat die Mühen des Lebens durchgemacht und das Seinige gethan. Aber den Tod des Jünglings erwartet man so bald noch nicht." —

„Wenn das Weib viel nach Gründen fragt und zu kritisiren anfängt, geht es über seine Sphäre hinaus. Die kritische Frau wird gewiß nicht unterlassen, auch bald ihren Mann zu kritisiren. Kommt er alsdann mit seiner Antikritik nicht gegen sie auf, so ist er bald das fünfte Rad am Wagen." —

„Demüthig ist der Mensch nur, wenn er seinen Eigenwillen aufgiebt und sich selbst bezwingt. Dies ist ohne Kampf nicht wohl möglich und ist ein schwerer Kampf. Der Mensch ist sein eigner, ärgster Feind und muß kämpfen, wenn er sich bezwingen soll.“ —

Um uns dergleichen Neuigkeiten zu sagen, verlohnte es sich wohl der Mühe, ein Buch zu machen, an dem fast nichts zu loben übrig bleibt als der gute Wille!

---

2) Goethe und seine Widersacher, oder der neue deutsche kritische Parnaß, mit Einleitung und einigen Seitenstufen von Dr. K. Reck. Erstes Bändchen. Weimar, 1837.

Leider kann der Verfasser nicht deutsch schreiben, und das ist, wenn auch noch lange nicht die höchste, doch vorläufig immer die erste Anforderung an jeden Schriftsteller. In der Einleitung sagt er: „Gern füge ich mich jetzt solchen freundlich nachsichtigen Wünschen, wie die verschämte, sehnend widerstrebende Braut den Küssen des Bräutigams.“ — Wozu dieses unanständige, ja ekelhafte Gleichniß? Weiter, im Werke selbst, heißt es: „Die Blüthe ihrer (der Hebräer) Literatur ist brennend von tiefer Tinctur und Färbung und gesättigt — voll gewürzhaften Duftes. — Gleichsam vegetabilischer, mit

Feuchtigkeit geschwängerter, die innere Glut temperirender Stoff ist eigentlich gar nicht vorhanden, sondern alles gleichsam Sehne, Nerv, alles Extract, zusammengepreßt durch die combinirte Kraft des Hebels und der Schraube, geprägt unter dem Stempel. — Die ganze Pflanze besteht gleichsam nur aus der Frucht und dem Samen.“ —

Diese, keineswegs mit Mühe ausgesuchte, Stelle charakterisirt die Schreibart des Verfassers. Eine verworrene, schwülstige, schwankende (man höre nur das in obiger Stelle dreimal wiederholte, zuletzt possierlich werdende „gleichsam!“) Ueberschwenglichkeit, eine betäubende Häufung theils unpassender Gleichnisse aus den Naturwissenschaften, Weitschweifigkeit und Verrenktheit im Satzbaue machen das Lesen des ersten Viertheils fast unerträglich. Ob sich später die Sprache wirklich bedeutend abklärt, wie es uns beim Lesen erschien, oder ob dies bloß Wirkung der Uebung war, fällt schwer zu entscheiden.

Das Resultat des Werkes ist ohngefähr: „Die Bibelübersetzung Luthers muß als die mächtige Grundlage unserer neuen Literatur betrachtet werden. Niemand aber hat den darin wohnenden Geist tiefer gefaßt, mächtiger befestigt und vielseitiger wiedergestaltet, als (gegen die bisherige Meinung Vieler) grade Goethe. Er selbst ist, durch seine plastische Kraft und Rundung, durch seine Gedanken-Tiefe und Fülle, vor allen durch seine vielseitige

Assimilirungskraft, in seinen Werken wiederum zur Grundlage geworden, von der alle neuesten literarischen Bestrebungen ausgehen müssen, wenn sie nicht Verirrungen werden sollen. Letzteres ist namentlich jetzt zu befürchten, da die französisch-romantische Literatur bedeutenden Einfluß auf die unsre gewinnt und deren Selbstständigkeit bedroht. Es muß daher grade jetzt Goethe's Verächtern und Widersachern mächtig entgegengewirkt werden, um Goethe'n in Ehren, und dadurch unsrer neuesten Literatur, die überdies an schwankender Unbestimmtheit, Zersplitterung und Zeugungslosigkeit krankt, ihre mächtigste Stütze zu erhalten." —

Vieles, was der Verfasser sagt, ist wahr, Manches sogar neu und treffend; aber wozu überhaupt dieser „Kampf um Goethe's Leiche," wie es der Verfasser selbst, mit unzeitiger Sentimentalität, wiederholend bezeichnet? Wir sollten meinen, diese Sache könne man ohne alle Gefahr als längst abgethan betrachten. Dem wahrhaft verstehenden Theile des Publikums sind die Angriffe auf Goethe von Haus aus nur lächerlich, zum Theil selbst in schlechter, niedriger Absicht geführt erschienen. An der Andern Urtheil aber, die sich durch forcirten Tugendbombast, oder verblendetes politisches Toben in der Verehrung eines Genius, wie Goethe, irre machen lassen, ist herzlich wenig gelegen. Meint der Verfasser wirklich, der Straßburger Münster könne zum Wanken gebracht werden, wenn ihn Uebermüthige mit

Kotl, und Steinen bewerfen? We iſt in der ganzen Literaturgeſchichte ein Beiſpiel, daß Kritiker und Kläffer je vermögend geweſen wären, einen großen Dichter ſeines Ruhms und ſeine Werke ihrer ewigen Dauer zu berauben? Mit Taſſo, der doch ein Geiſt von weit weniger Umfang und Tiefe war, als Goethe, trieben ſie es aufs Aeußerſte; ja ſie brachten ihn ſelbſt ſo weit, daß er an ſeiner eignen Dichtung verzweifelte, ſeine kräftigen, plaſtiſchen Geſtalten für hohle Allegorien erklärte und eine elende Verhunzung ſeines Werkes, ſtatt einer Verbeſſerung, lieferte. Und dennoch (ſo unverwüſtlich iſt die Kraft des Aechten) wird ſein Gedicht, in ſeiner urſprünglichen Reinheit, fort und fort genoſſen und bewundert. —

Was die Gefahr betrifft, die unſrer Literatur von Seiten der franzöſiſchen droht, ſo ſcheint uns der Verfaſſer hier Geſpenſter zu ſehen. Auf jeden Fall geht er in ſeinen Befürchtungen zu weit. Wenn auch einige Schriftſteller ſich dem Auslande zuneigen, ſo bedroht dies noch lange nicht die Exiſtenz einer ganzen Literatur. Wäre die Gefahr aber wirklich und in hohem Grade vorhanden, ſo könnte ſie gewißlich nicht durch eine polemiſche Schrift, ſondern nur durch ſelbſtſtändige Schöpfung abgewendet werden. —

Aehnlich müſſen wir auf die Klage über die Schwäche und Zerſplitterung unſrer neueſten Literatur antworten. Das iſt uns ſchon ſo oft vorgejam-

mert und übergangen worden, daß wir es vollkommen überlegt haben. Wozu noch ein Wort darüber verlieren? Ist dies nicht wieder ein Zeichen von Schwäche? Der Verfasser setze sich lieber selbst hin und schaffe etwas Tüchtiges; wenn er dies aber, wie wir vermuthen, nicht vermag, so möge er trauern und schweigen! —

Wir müssen, nach dem Gesagten, dieses Buch, so wie das oben besprochene, zu der großen Zahl der gänzlich überflüssigen rechnen, obgleich dem Verfasser mancher richtige Blick und eine redliche, wenn gleich von Eitelkeit nicht ganz unbefleckte, Gesinnung nicht abzusprechen sind.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften

von K. A. Varnhagen von Enſe.

(3 Bände. Mannheim. Heft. 1837.)

Die Spende, die uns der Verfaſſer in dieſen zwei Bänden darbietet, iſt ſo mannigfaltig als anregend, und meiſt erfreulich. Einen großen Theil nimmt eine biographiſche Bildergalerie ein, in der uns, theils in des Verfaſſers Beſchreibung und Erzählung, theils in eignen Briefen und Fragmenten der Beſchriebenen, eine Reihe von Porträts vorgeführt wird, die mitunter faſt karikaturenmäßige Seltſamkeit und Ergötzlichkeit mit der tiefſten [illegible] Bedeutſamkeit und dem eiſernen Ernſte des Lebens vereinen. Manche der Dargeſtellten ſtanden in directer Einwirkung auf die Geſchichte der vergangnen Tage, andere nur in ſtillen, doch nicht weniger mächtigen und für uns belehrenden Beziehungen zu derſelben. — Die Denkwürdigkeiten des Verfaſſers ſelbſt, im zweiten Bande, ſchließen ſich hieran als eine Erweiterung. Sie ſind reichhaltig und anziehend. Unter vielem Andern wird uns hier namentlich ein Bild des

früheren literarischen Thun und Treibens so lebendig vorgeführt, wie wohl nirgends sonst. — Außerdem giebt uns der Verfasser Kritiken und ästhetische Bemerkungen, mit feinem Takt, eindringendem Verständniß und ruhiger Klarheit dargestellt. Den Schluß machen Gedichte, welche wenigstens beweisen, daß ein bewußter und hochgebildeter Geist nie Abgeschmacktheiten hinstellen kann, sollte er sich auch in einem Gebiete versuchen, zu dem ihm der angeborne Beruf fehlt. — Mit dieser dankenden Anerkennung könnten wir es bewenden lassen, wenn wir uns nicht leider in dem Falle befänden, Opposition ergreifen zu müssen, — nicht gegen den Verfasser *selbst*, sondern nur gegen die zu hohe Meinung, die Andere, durch seine wohlwollende Persönlichkeit bestochen, von seiner Stellung als *Schriftsteller* gefaßt und verbreitet haben. Seine *glänzenden* Eigenschaften sind, namentlich von Laube und Mundt, so trefflich charakterisirt worden, daß es überflüssig wäre, dies zu wiederholen. Auch würde es uns schlecht gelingen, da uns jene feine, abgewogene und anmuthige Eleganz, die in der Schreibart des Verfassers selbst vorwaltet, und ohne die man solche nicht genügend schildern kann, gänzlich abgeht. Aber man hat uns diese Schreibart als in der Geschichte der deutschen Sprache *Epoche machend* bezeichnet, und ist hierin wohl zu weit gegangen. Abgesehen davon, daß sie sich hierzu nicht genug allgemeinen, umfassenden und durchgreifenden Inhalts bemächtigt,

ermangelt sie, trotz andrer Trefflichkeiten, der bezwingenden Kraft. Behaglichkeit streift mitunter an Selbstgefälligkeit, Schonung an Beschönigung, feines Maßhalten an Zaghaftigkeit, leises Andeuten an Verflüchtigung, ruhige Haltung zwischen klug gesetzten Gränzen an Einförmigkeit. Auch der Kritik des Verfassers fehlt die eiserne Faust, die das Schlechte zermalmt und das Aechte mit Kraft auf den Thron hebt. Seine Urtheile können mehr ein stiller Trost für den Schriftsteller, der sein Werk verstanden fühlt, als literarisch wirksam sein. Ein Satz wie der: „Golderz, aber voll Schlacken: solches Metall, wie edel und ächt, hat keinen Cours im Leben, aber man kann Reichthümer auf diese Art besitzen," auf Arnim angewendet, verliert seine Bedeutsamkeit, weil man genau dieselben Worte von so manchem andern Schriftsteller sagen könnte. Der Ausspruch über Tieck „Er ist ein Dichter;" und der einzige, der bei uns neben Goethe jetzt stehen darf!" wird den Meisten des Publikums, selbst des gebildeten, wegen der gar zu allgemeinen Andeutung, als ganz unbedeutend erscheinen. Ein Mann von Fach würde ihn etwa so übersetzen: „Tieck ist, seit Goethe, der einzige deutsche Dichter, der eine eigenthümliche, reiche und reife Weltanschauung uns in einem großen Kreise fertiger Gebilde entfaltet hat, während wir von Andern nur andeutende, wenn auch schöne Accorde zu hören bekommen."

Doch genug der Krittelei! Wir wollten nur andeuten, daß, um in unſrer Sprache eine Epoche zu bezeichnen, nicht Brüſſeler Spitzen, ſondern Donnerkeile erforderlich ſind. Laſſen wir den Verfaſſer in ſeiner Sphäre ſtill und unverkümmert fortwirken, Gutes ſtiften und Schönes verbreiten. Dank und ruhmvolle Anerkennung können ihm, auch für dieſe beiden Bände, nicht entgehen.

Ein engliſcher Wilhelm Tell.

Sheridan Knowles, der Verfaſſer des „Hunchback,“ hat auch ein Schauſpiel „William Tell“ geſchrieben, deſſen Auffaſſung ganz eigenthümlich und von der des Schiller'ſchen Tell verſchieden, aber durchaus nicht unwürdig iſt, mit demſelben verglichen zu werden. Tell tritt hier als der ungebändigte, trotzige Bergbewohner, der rauhe und raſche Sohn der Freiheit auf, der von Haus aus in die Verſchwörung der Eidgenoſſen aufgenommen iſt und dieſelbe lenkt, ganz fern von jenem furchtſamen, reſpectvollen Zögern und Schwanken, von jenem ſich auf ſich ſelbſt Beſchränken, das Börne dem Schiller'ſchen Tell ſo übel genommen hat. Geßlers Tyrannei iſt weit mehr aus den Motiven der Furcht und der Nothwendigkeit, in der Gewaltthat immer weiter zu gehen, wenn man einmal damit begonnen hat, erklärt, als bei Schiller, wo ſich in dieſem Charakter eher eine unpſychologiſche Freude an Härte und Ungerechtigkeit kund thut. Bei all' dem macht der Schiller'ſche Tell (wenigſtens auf uns) doch einen großartigern Eindruck, als der des Engländers. Jener iſt idealiſch, dieſer practiſch, jener deutſch, dieſer

englisch aufgefaßt. Grade in dem etwas unbestimmt und unthätig gehaltenen Charakter des Wilhelm Tell im Schiller ahnen wir im Hintergrunde eine geheimnißvolle, erhabnere Größe und Fülle des Gemüths, als in dem englischen William, der uns mit den scharfen, markigen Zügen eines entschlossenen Mannes entgegentritt, uns aber doch nur wie ein Wesen unsrer Art gemahnt. Es wird dem deutschen Leser nicht uninteressant sein, eine charakteristische Scene des englischen Stücks kennen zu lernen. Wir wählen dazu die des Apfelschusses. Sie ist bei Schiller idealischer und pathetischer. Der Engländer hat die rührende Kraft derselben mehr durch practische Details auszudrücken gesucht, was ihm, nach unsrer Meinung, allerdings gelungen ist. —

Es treten langsam auf: Bürger und Weiber, Luteld, Rudolph, Gerard, Sarnem, Geßler, Tell, Albert (sein Sohn), ein Krieger, der Tells Bogen und Köcher trägt, ein andrer mit einem Korb voll Aepfel — Soldaten ꝛc.

Geßler. Hier ist dein Platz. Von hier aus messet aus,
Nehmt die Entfernung! Hundert Schritt.
Tell. Ist auch
Die Leine richtig?
Geßler. Richtig oder nicht;
Was ist es dir?
Tell. Was mir? Ein kleines Ding,
Sehr kleines Ding — 'ne Elle oder zwei

Ist nichts, hier oder dort — wär' es ein Wolf,
Nach dem ich schöss'. Laßt's gut sein!
Geßler. Sclav'! sei dankbar,
Daß unsre Gnade Leben dir gewährt,
Wie die Bedingung auch.
Tell. Geßler! ich will's sein. —
Halt, Schuft! du missest nach der Sonne zu.
Geßler. Was thut's, ob abwärts oder nach ihr hin?
Was ist's damit?
Tell. Ich will im Rücken sie;
Aufs Ziel, nicht auf den Schützen soll sie scheinen.
Ich kann nicht seh'n zu schießen gen die Sonn',
Ich will nicht schießen gen die Sonn'!
Geßler. So laßt
Ihm seinen Sinn. Grund hast du, meine Gnade
Zu segnen.
Tell. Will d'ran denken. — Gerne säh' ich
Den Apfel, d'rauf ich schießen soll.
Geßler. Holt! zeigt mir
Den Korb! — Da!
Tell. 's ist der kleinste, den ihr wählet.
Geßler. Ich weiß.
Tell. O! wißt ihr's? Doch ihr seht ja: schwarz
Ist er von Farbe — lieber hätt' ich's hell,
Um besser ihn zu seh'n.
Geßler. Nimm, wie er ist!
So größer deine Kunst, wenn du ihn triffst.
Tell. Wahr, wahr! Ei! daran dacht' ich nicht —
's ist seltsam,

Daß ich daran nicht dachte. — Gebt mir nur
'ne Möglichkeit, zu retten meinen Buben!
(Wirft den Apfel mit Gewalt zur Erde).
Nicht morden will ich ihn, kann ich's vermeiden,
Der menſchlichen Geſtalt zu Ehren, die
Ihr tragt — wenn all en'r Ungerweib' dahin!
Schießt. Wohl! wähle ſelbſt!
Tell. Hab' ich wohl einen Freund
Hier in dem Kreis?
Werner. Hier, Tell!
Tell. Dank, Werner, dir!
Er iſt ein Freund, im Sturm vom Land' zu ſtoßen,
'ne Hand mit uns zu ſchütteln. Ich bin kurz.
Iſt erſt geſpannt der Bogen — können wir
Zu raſch nicht ſchießen. Werner, was auch ſei
Der Stunde Ausgang — die gemeine Sache
Darf ſtill nicht ſteh'n. Laßt morgen nicht die Sonne
Ob des Tyrannen Bannern untergeh'n!
Werner! Werner! — Der Bub'! der Bub'! —
Meinſt du,
Er hat den Muth, es auszuhalten?
Werner. Ja.
Tell. Zittert er?
Werner. Nein.
Tell. Gewiß?
Werner. Gewiß.
Tell. Wie ſieht er?
Werner. Lächelnd und klar. Ihr zweifelt? Se-
het ſelbſt!

Tell. Nein, nein, mein Freund! es hören, ist genug.

Werner. Er hält sich über seine Jahre weit.

Tell. Ich weiß, ich weiß! ich war gewiß, er würd' es.

Werner. Und schaut mit so zutrauensvoller Liebe
Und Ehrfurcht auf euch!

Tell. Mann, Mann, Mann! — nicht mehr!
Zu sehr schon bin ich Vater, um die Rolle
Des Mann's zu spielen — Werner, Freund, nicht mehr!
O! wär' ich Stein, Stein, Stein! Erweich' mich nicht!
Ich bin nicht — Ihr versteht nicht — Nehmt den Buben,
Und stellt ihn, Werner, mir den Rücken zu,
Lasset ihn niederknie'n und legt den Apfel
Auf seinen Kopf, den Stiel mir zugekehrt;
So, Werner, heißt ihn stille halten; sagt ihm:
Ich träf' den Apfel. — Werner! thu' all dies
Schneller, als ich dir's sage!

Werner. Albert, komm!
(Ihn zurückführend).

Albert. Darf ich nicht mit ihm sprechen, eh' ich gehe?

Werner. Nein.

Albert. Seine Hand nur möcht' ich küssen noch.

Werner. Du sollst nicht.

Albert. Ja, ich muß; denn ohne das
Kann ich nicht von ihm geh'n.
Werner. Er will's, du sollst.
Albert. Er will's — ich bin zufrieden. Kommt!
Tell (ihm seine Arme ausbreitend). Mein Junge!
Albert (in Tell's Arme stürzend). Mein Vater!
Tell. Wenn du es ertragen kannst —
Sollt' ich es nicht? Geh' nun, mein Sohn! Denk'
d'ran,
Daß ich zu schießen weiß — sei du nur fest!
Ich treff' den Apfel! Geh' — Gott segne dich!
Geh'! — Du, mein Bogen! gelt, du läßt im Stich
Nicht deinen Herrn? du thatest es noch nie;
Du alter Diener, nein, dein bin ich sicher!
Ich kenne deine Treu'. Stark bist du, stark.
Verdienen würd' ich's, treulos dich zu finden,
Argwöhnt' ich dich. So komm! Mein Alles setzt' ich
Auf dich. — Laßt mich den Köcher seh'n.
Geßler. Gebt ihm
'nen einz'len Pfeil.
Tell. Herr, könnt ihr schießen?
Lutold. Ja
Tell. Ist's so, dann sucht ihr aus den Pfeil
auch, Freund.
Verbogen ist die Spitze, wie ihr seht,
Die Feder ausgezackt. — Dazu nur taugt er.
(Zerbricht den Pfeil).
Geßler. Gebt ihm 'nen andern.
Tell. Besser, als der erste.

Doch noch nicht gut genug für solch ein Ziel,
Wie jetzt ich nehmen soll. Der Schaft ist schwer,
Ich schieße nicht damit. Zeigt mir den Köcher!
Bringt ihn! 's ist nicht ein Pfeil in einem Dutzend,
Mit dem ich auf 'ne Taube schießen möchte,
Viel weniger auf solch 'ne Taub', als dies. —
Was fürchtet ihr? Ich bin ein nackter Mann,
Ein elend nackter Mann, hülfloser Sclav' euch,
Allein hier zwischen euch; von euch ein jeder
Die Waffen in der Hand — was könnt' ich thun
Mit allen Pfeilen in dem Köcher? — Kommt!
Wollt ihr ihn geben oder nicht?

Geßler. Es thut nichts;
Zeigt ihm den Köcher! Wie ich seh', bist du
Entschlossen, gar nichts recht zu finden.

Tell. Bin ich?
's ist wunderlich! — sehr wunderlich! —
Seht, ob der Bub' bereit.

Werner. Er ist's.

Tell. Ich auch.
Haltet euch alle still, um Himmels Willen!
Und regt euch nicht und betet für mich, betet!
Und seid mir Zeugen — wenn von meiner Hand
Sein Leben in Gefahr, so ist es nur,
Weil ich es so vielleicht noch retten kann.
Nun Freunde, um der Gnade Willen, still
Und regungslos!

(Tell spannt seinen Bogen und legt den Pfeil auf. Wie er den Bogen hebt, um das Ziel zu fassen, fällt einer der Zusehenden leblos nieder. — Tell senkt den Bogen.)

Tell. Seht ihr's?

Geßler. Hinweg mit ihm! Vorwärts!

(Er hebt den Bogen wieder, und als er ihn zum Auge gebracht, schreit ein Weib auf und sinkt ohnmächtig in die Arme einer andern.)

Tell. Hört ihr's?

Geßler. Bringt sie hinweg! Vorwärts!

Tell. Ich will.

(Tell schießt und ein jauchzender Schrei entführt der Menge. Tell's Haupt sinkt auf seine Brust; er erhält sich mit Mühe an seinem Bogen aufrecht.)

Werner (mit Albert herbeistürzend). Der Bub' ist unversehrt! kein Haar berührt!

Albert. Vater! ich bin's; dein Albert, unversehrt! Sprich zu mir, theurer Vater, sprich zu mir!

Werner. Er kann nicht, Bub'.

Albert. Ihr schenkt das Leben ihm?

Geßler. Ich thu's.

Albert. Und wir sind frei?

Geßler. Ihr seid es.

Albert. Dank Dem Himmel! Dank dem Himmel!

Werner. Öffne ihm Das Wamms und gieb ihm Luft!

(Albert öffnet seines Vaters Mantel, ein Pfeil fällt heraus, Tell fragt — heftet seinen Blick auf Albert und drückt ihn an die Brust.)

Tell. Mein Bub', mein Bub'!

Geßler. Weshalb verbargst du jenen Pfeil im Busen?
Sprich, Sclav'!

Tell. Zu tödten dich, Tyrann, hätt' ich
Erschlagen meinen Knaben.

Geßler. Wachen, greift ihn!

Tell. Tyrann! von Rache flammen wird jeder Hügel. —

Geßler. Gehorcht mir, Sclaven!

Tell. Und von jedem Gipfel
Wird deinem Niedersturz die Freiheit jauchzen.

Geßler. Fort mit ihm!

Tell. Frei, frei wird mein Vaterland!

Ueber Entstehung und Charakter der modernen Lyrik.

Wir können unsre Zeit die des *Gedankens* nennen, im Gegensatz zum Mittelalter, das wir als die Zeit der *Empfindung* und *That* bezeichnen. Durch das Christenthum wurde zuerst der bis dahin in der Anschauung schöner Sinnlichkeit befangene Blick der Menschheit in das Heiligthum der innersten Brust gekehrt. Es entwickelte sich das, was wir *Gemüth* nennen. Dieses sprach sich im *Ritterthum* als Religion, starkes Gefühl für selbstständige Freiheit, Frauen-Verehrung und Liebe, und Lust an Maien-Glanz und Wonne aus. Alles dies, in starken, durch keine feststehende Ordnung der Dinge gebändigten Naturen erweckt, deren Brust kein Gefühl durchlederte, daß nicht auch die Faust gezuckt hätte, dies Gefühl durchzusetzen, führte zur raschen, schlagfertigen *That*, die sich in einer noch werdenden Welt zunächst als *Kampf* darstellen mußte. Das sind, natürlich ganz im Allgemeinen genommen, die Hauptzüge des mittelalterlichen *Lebens*, und sie alle finden sich in mittelalterlicher *Kunst* treu wiedergespiegelt. Wir finden demgemäß in der Poesie

die Lust und Freude an Waffenthat und großen, oft abenteuerlichen und chaotischen Ereignissen in epischen Gebilden reich und bunt entfaltet. In der Lyrik herrscht religiöser Schwung, Frauenliebe, Freude an Wald und Flur vor. Die Lyriker des Mittelalters versenken sich in inniges, süßes Gefühl, dem sie aber nur halbbewußt nachhängen. Eben dieser Mangel an klarem Bewußtsein schließt den Gedanken aus ihren Liedern aus. Die Empfindung wird einfach ausgesprochen; die Schönheit und Fülle der Natur wird empfunden, aber nur geschildert. Daher bei aller Fülle der süßesten, lieblich wechselnden Melodien die für uns fast unerträgliche Einförmigkeit der mittelalterlichen Lyrik. Das unbewußte Ringen nach dem Gedanken äußert sich jedoch schon, theils in Spitzfindigkeiten, wodurch mit dem Gefühl ein sinnreiches Spiel getrieben wird (namentlich bei den Provenzalen), theils, indem sich das Innere des Dichters in eine lebendige Beziehung zur Natur zu setzen strebt. Letzteres geschieht aber noch ganz unorganisch und einem dunkeln Drange gemäß. Es wird irgend ein reizendes Bild der Natur bezeichnet und daneben, ohne gedankenmäßigen Zusammenhang, doch oft überraschend und schlagend, eine damit harmonirende Empfindung ausgesprochen. Wahrhaft reizend zeigt sich dieses Ringen nach Beziehung zur Natur namentlich in altschwedischen Balladen, wo der Refrain oft ein einfaches Naturbild bezeichnet, das dem unmittelbaren Sinn nach mit dem Inhalt

des Gedichts in gar keiner Beziehung steht und dennoch die Farbe einer ganz bestimmten Stimmung zauberisch über das Ganze hinhaucht.

Aber diese kindliche Unschuld und Unbefangenheit ging verloren, und wir müßten den Verlust bitter beklagen, wäre dafür nicht Höheres gewonnen. Obgleich sich schon viel früher Stimmen der freien Forschung vernehmen ließen, müssen wir doch von Luther, als dem Hauptrepräsentanten dieser Richtung, die Herrschaft des Gedankens datiren, der nun, auf seiner Eroberungsbahn unaufhaltbar fortschreitend, Alles erfaßt, überwältigt und verklärt: Religion und Geschichte, Herz und Natur, die ganze äußere und innere, irdische und göttliche Welt. Klagende Stimmen haben sich erhoben, die diesen Eroberungs- und Culturzug des Gedankens als einen Zerstörungskrieg verschrieen haben. Das Denken soll den Glauben, klares Bewußtsein die unbefangene Empfindung, Reflexion die frische Lust am Dasein, Grübelei die That untergraben, entmarkt und fast schon vernichtet haben. Solch ein Geschrei aber ist nur die krankhafte Zuckung schwacher Gemüther, die den hohen Inhalt unsrer Zeit nicht in sich aufzunehmen vermögen und sich deshalb hoffnungslos an die Trümmer alter Formen festklammern. In der hohen und heitern Gesinnung edlerer Naturen offenbart es sich triumphirend, daß Innigkeit mit Klarheit, Reinheit mit Erkenntniß, lebendige Kraft mit scharfsichtender Unterscheidung sehr

wohl zusammen bestehen können, ja daß ihre innige gegenseitige Durchdringung der einzige Weg ist, auf dem die Menschheit, immer mehr zu sich selbst kommend, ihre höchste Veredlung erreichen kann.

Doch betrachten wir den Einfluß dieser Weltwendung auf die Poesie. Der Dichter konnte jetzt nicht mehr singen, wie der Vogel auf dem Zweige, dem mächtigen Liederdrang in der Brust sich sorglos überlassend. Der Gedanke drängte sich ein, auch wenn er nicht gerufen wurde, und machte sein Recht als angeborner Herrscher geltend. Die Ironie trat in der Kunst auf und wurde nothwendig, wenn der Dichter Gediegnes leisten sollte. Man verstehe uns nicht falsch! Wir meinen nicht jene höhnende, vernichtende Ironie des alle Begeisterung und Frommheit verneinenden Verstandes (wie sie in Goethe's Mephisto meisterhaft personificirt ist), sondern die, welche mit dem milden Lächeln eines Gottes über eigner Schöpfung schwebt, das Geschaffene durchschauend, ohne darin befangen zu sein, ihm die richtige Stelle anweisend, ohne es vernichten zu wollen. Diese Art der Ironie hat in keinem Dichter entschiedner vorgewaltet, als in Shakespear. Shakespear bildet überhaupt in der Poesie einen höchst merkwürdigen Uebergangspunkt. Die kühne Leidenschaftlichkeit und Ursprünglichkeit des Mittelalters war noch nicht ganz erloschen. Die Gestalt der Dinge erinnerte noch ganz an mittelalterlichen Gährungskampf, der noch nicht lange zur ruhigen Ordnung eines fe-

ſten Staates gebändigt war. Gewaltige, erſchütternde Ereigniſſe waren noch friſch im Gedächtniß, die Geſtalten thatſchneller Helden ragten noch in die Zeit hinein. — Auf der andern Seite war das Licht des Gedankens ſchon angezündet und fing an, Begebenheiten und Zuſtände zu durchſtrahlen. Die beſtehende Ruhe führte zu Forſchung, zu Beſonnenheit, zu Selbſtbewußtſein. Grade in dieſem Zeitpunkte nur konnte die moderne dramatiſche Dichtkunſt ihre ächteſten Triumphe feiern. Hier iſt lebendige Geſtalt, gewaltige That, durchleuchtet vom Gedanken. — Aber ſchon Shakeſpear mußte dem Neuen ſeinen Tribut zollen. Er that dies im Hamlet, dieſem merkwürdigen Charakter, in dem, mit ſeltnem Prophetenblick, alles hohe Selbſtbewußtſein und gründelnde Verzagen, alle Gedankentiefe und Gedankenverirrung, alle wißbegierige Vielſeitigkeit und geſchwätzige Oberflächlichkeit, alles raſche Erkühnen und kindiſche Unſchlüſſigwerden des neunzehnten Jahrhunderts vorherverkündigt iſt. Es iſt dies, im eigentlichſten Sinne des Wortes, eine Tragödie des Gedankens. Die geſchichtliche Begebenheit iſt hier nicht mehr Zweck der Darſtellung, ſondern bloß Anlaß dazu. Der Gedanke hat das Factum, wie es unmittelbar vorlag, vernichtet, um es zu einem geiſtigern Leben zu erwecken. Dieſe Tragödie weiſt den Weg zur neuern Literatur.

Wie die Anſchauungsweiſe durch den Zutritt des Gedankens eine andre wurde, ſo änderte

ſich nach und nach auch der Stoff der Darſtellung, durch die Veränderung deſſen, was geſchah. Die politiſche Geſtalt Europa's befeſtigte ſich. Die bloß materielle That des einzelnen Mannes trat nach und nach ſo in den Hintergrund, daß ſie ſich in unſrer Zeit faſt nur noch als Verbrechen offenbart. Dagegen wurde durch immer mehr reifendes Bewußtſein das Innere des Menſchen reich an Begebenheiten, an Kämpfen und Siegen. Dieſe wurden nun auch die Hauptvorwürfe der Dichtkunſt. Die äußere Begebenheit, deren ſymmetriſche und ſchöne Anordnung (z. B. in den alten Balladen, die nur aus der reinen Luſt am Geſchehenen und Geſehenen entſprungen ſind) der einzige Kunſtzweck war, ſank zum Rahmen herab oder trat, vom Gedanken durchdrungen und umgewandelt, als Symbol auf, um irgend eine Idee, irgend eine Empfindung zu bezeichnen. Man könnte uns hier einwenden, daß dies Alles ſchon viel früher und ausgedehnter geſchehen ſei in den von Allegorien erfüllten italieniſchen Dichtern, namentlich in Dante. Aber man unterſcheide wohl Symbol von Allegorie. Letztere iſt nur ein roher Verſuch zu erſterem. In der Allegorie iſt der eine Idee bezeichnenſollende Stoff mit derſelben noch nicht organiſch in Eins verſchmolzen. Beide ſtehen ſich noch gegenüber und ſind nur durch die Willkühr des Dichters zuſammengebracht. Im Symbol dagegen ſind Gedanke und Stoff ſo innig verbunden, wie Seele und Leib. — Auf dem angedeuteten Wege ge-

ſchah es, daß der Dichter immer weniger für ſich daſtehende Geſtaltungen, dagegen immer mehr ſein eigenes Innere in ſeinen Werken gab. So iſt Fauſt niemand anders als Goethe, d. h. der hohe und tiefe Menſch ſeiner Zeit, der allen ihren Zwieſpalt in ſich durchzukämpfen hat. So ſind Carl Moor und Marquis Poſa niemand als Schiller ſelbſt in verſchiedenen Lebensperioden, und wenn man auch in vielen dramatiſchen Werken (z. B. in Götz von Berlichingen) noch ein rein objectives Hinſtellen einer abgeſchloſſenen Zeit findet, ſo iſt im Ganzen doch das Streben ſichtbar, daß der Dichter allen vorliegenden Stoff nur gebraucht, um ſein Inneres in aller Fülle und Tiefe zu entfalten. Wie weit dies in der dramatiſchen Dichtkunſt führen kann, ſieht man an Grabbe's Hannibal, der nichts iſt, als ein bitteres lyriſches Epigramm, keine hiſtoriſche Geſtalt gebend, ſondern nur den höhniſchen Schmerzensſchrei des mit dem Daſein troſtlos zerfallenen Dichtergemüths. In einer ſolchen Tragödie hat aber auch die dramatiſche Kunſt ihre Endſchaft erreicht.

Auch das ächte Epos verſchwindet ganz; denn man ſieht keine freie Einzelthat mehr, kann die Schönheit der bloßen That als ſolcher alſo auch nicht mehr beobachtend auffaſſen. Das Epos wird entweder eine mehr oder minder gelungene Nachmacherei abgeſtorbener Formen, oder, wo es ſich friſch und urſprünglich erhält, wandelt es ſich (in

Lord Byron's Childe Harold) ganz entschieden zu lyrischer Dichtung um.

Die Ballade, die früher (namentlich im Englischen) fast ganz episch war, wird nun lyrisch. Auch hier bleibt die Begebenheit nur noch Symbol, um einen allgemeinen Gedanken oder eine weitgreifende Empfindung zu bezeichnen. Oft wird sie sogar zu diesem Zwecke nur erfunden. Die ganze Poesie strebt unaufhaltsam zur Lyrik hin, und so ist es denn gekommen, daß in unsrer neuesten Zeit die Lyrik durchaus vorherrschend geworden ist, und daß alle andern Dichtungsarten mehr oder weniger in sie übergehn.

Allerdings ist hiermit viel Herrliches eingebüßt; nur vergesse man nicht, was dabei gewonnen ist. Wir sind wieder zur subjectiven Dichtung zurückgekehrt, die wir schon längst durchgemacht hatten. Diese Rückkehr aber ist keineswegs eine Wiederholung: es ist die Erhebung einer Gattung zu einer höheren Stufe. Die Lyrik ist zum Bewußtsein gekommen. Indem der Dichter alle Höhen und Tiefen seines eignen Innern überschauen und sich gedankenmäßig zum Bewußtsein zu bringen gelernt hat, ist er sich selbst Welt. Selbstkenntniß wird hier zur Weltanschauung, und so schlägt diese subjective Richtung doch wieder in eine objective um. Indem ist durch den Fortschritt des Gedankens und der Bildung das Subject in unsrer Zeit so erweitert und erfüllt worden, daß ein Berufener, der sich

selbst klar empfindet, in demselben Augenblick auch Gottheit, Geschichte und Natur in sich fühlt. Das Subject strebt immer mehr dahin, sich zum Universum auszuweiten, sich mit ihm zu identificiren. Wer sich selbst giebt, giebt auch die Zeit; wer die Zeit giebt, giebt auch die in ihr gewonnene Erkenntniß aller frühren Zeiten.

Demgemäß hat sich auch das Verhältniß des Dichters zur Natur wesentlich geändert. Da das Leben der Menschen den einförmigen, prosaischen Anstrich des regelmäßigen Geschäfts angenommen hat, so ist der Dichter mehr als je auf die Natur angewiesen, in deren ewig frischer Wiedererzeugung nichts Gemeines und immer Neues und Wunderbares vorgeht. Hieraus entnimmt der Dichter fast alle seine Bilder und Anschauungen, da ihm das heutige Büreaukratengeschlecht wenig poetische Ausbeute gewähren kann. Aber die Art und Weise des Naturanschauens ist eine andre geworden. Ohne das frische empfängliche Gefühl für die Schönheit der Natur, den geübten, bemerkenden Blick für ihre mannigfaltigen Gestaltungen eingebüßt zu haben, begnügt sich der Dichter nicht mehr mit Schilderung oder dunkler Empfindung. Er versenkt sich, denkend, in die Natur, um alle ihre Gebilde mit einem höhern, geistigen Leben zu durchströmen. Der Baum, die Blume, der Stern wird ihm zum offenbarten Gedanken, zum schön umkleideten Gefühl. Rings um sich sieht er in der lebendigen Fülle

des Frühlings nichts, als Gestaltungen seines eignen Innern, die in seiner Brust schon lange der äußern Wirklichwerdung ahnend entgegenblühten. Die so durchgeistigte Natur steht nun dem Dichter gleichsam als unerschöpfliches Alphabeth offen, aus dem er für jede innerste Empfindung, für jeden tiefsten Gedanken ein schönes und treffendes Symbol sich auswählen kann. Und dies ist in der That der Charakter unsrer neuen Lyrik. Man sieht, daß dabei an frischer Sinnlichkeit, an leichtem Weben der Phantasie nichts eingebüßt, an Bedeutsamkeit, Tiefe und Mannigfaltigkeit aber unend ich viel gewonnen ist. – Indem in unsrer Zeit jede Persönlichkeit sich ihrer selbst klarer bewußt geworden ist, fühlt sich auch jede als eine eigenthümliche, charakteristisch von andern verschiedne; und jede wird daher immer Neues zu bieten wissen, ohne daß der Schatz je erschöpft werden kann, wenn sie durch jene schöne Symbolik, sei es durch Begebenheit (Ballade) oder durch Naturanschauung, sich klar und unumwunden ausspricht.

Zugleich ist hierdurch Vieles für das Gebiet der Poesie gewonnen, was früher entweder ganz frei lag, oder doch nie poetisch ganz überwältigt werden konnte. Die tiefsinnigste, schärfste Gedankenverkettung hat in dieser Symbolik eine kunstangemessene und schöne sinnliche Verkörperung gefunden, so daß die Poesie fast mit der Schärfe des speculativen Denkens auftreten kann, ohne darum ihr eigenstes We-

sen zu verläugnen. Hierdurch wird erlangt, daß alle religiösen, politischen und gesellschaftlichen Bestrebungen und Kämpfe der Zeit aus dem Gebiete der Prosa zu dem der Poesie erhoben und erheitert werden können. Der ganze Mensch, in allen seinen Beziehungen zur Außenwelt, kann *Dichter* sein; und nach diesem Ziele strebt die moderne Lyrik sichtbar hin, obgleich sie noch lange nicht alle Klippen umschifft hat. — Aus dem von uns entwickelten Begriff der modernen Lyrik folgt von selbst eine Widerlegung des Vorwurfs, daß sie an Armuth reich und lieblich wechselnder *Formen* kranke. Unsre heutige, *gedankenerfüllte* Lyrik soll nicht mehr den dunkeln, verworrenen, wenn auch mächtigen Eindruck der Musik machen. Sie will klar und sinnig nachempfunden sein; die Wogen schwellender und sinkender Töne sollen den ernsten Spruch des Gedankens nicht übertäuben, sein männlicher Vorwärtsschritt soll durch keine Blumenfesseln gehemmt werden. Daher kommt es, daß sich unsre Lyrik zwar nie der *schönen* Form entäußern darf (sonst hörte sie auf, Kunst zu sein), wohl aber sich *vorzugsweise* zu einfachen, ruhig und nachdrücklich hinschreitenden Rhythmen wenden muß.

Gedichte

von

Anastasius Grün.

(Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1837.)

Indem wir die Beurtheilung dieser Gedichte an die obige Abhandlung*) knüpfen, wollen wir erst, dem Gesagten gemäß, des Dichters literarische Stellung zu bezeichnen suchen. Anast. Grün ist einer der Hauptrepräsentanten der von uns angedeuteten Richtung und macht in sofern Epoche in unserer Literatur, als es ihm am besten und vielseitigsten gelungen ist, die religiösen, politischen und gesellschaftlichen Hoffnungen und Bestrebungen unserer Zeit in das Gebiet der Poesie zu erheben. Er thut dies durch die eben angegebene Symbolik. Fortschritt zur Klarheit und schönen Menschlichkeit, Freiheit, Versöhnung und Frieden sind es, die sein ganzes Dichtergemüth erfüllen. Die Blume, der Vogel, das Meer, der Regenbogen, Berg und Thal, alles Schöne, Große und Liebliche der Natur müssen ihm als Zeichen dienen, die sein Evangelium verkünden. Daß er vorzugsweise alles Milde, Freundliche und Frohe der Natur wählt, bekundet nicht

*) es ist die vorige gemeint.

Der Herausgeber

nur ein liebenswürdiges Gemüth, sondern auch den tiefen Kenner der Kunst. Seinen Ruhm hat er im „Schutz," einem Werk, dessen Composition den kühnen und großen Blick des Meisters bezeugt, unerschütterlich festgestellt.

Auch durch die Gedichte des vorliegenden Bändchens, wie mannigfach und leicht sie an Inhalt und Form erscheinen, zieht sich jene edle Grundgesinnung hindurch. Man erlasse uns, das Vortreffliche, was man hier in reichem Maaße finden wird, einzeln hervorzuheben. Am reinsten und frischesten hat uns der Geist des Dichters aus der Abtheilung „Lieder aus dem Gebirge" angeweht.

Doch müssen wir auch auf das Gefährliche der modernen lyrischen Dichtungsart aufmerksam machen, dem der Dichter in diesem Bändchen nicht immer ausgewichen ist.

Daraus, daß der Dichter die Natur als Zeichensprache benutzt, kann es kommen, daß er von einem Gewühle kecker und origineller Bilder überdrängt wird. Läßt er diese nun zu sorglos walten, so entsteht daraus leicht eine an Schwulst gränzende Ueberladung, die dem Grundton und Grundgedanken höchst nachtheilig ist. In diesem Sinne wäre unserm Dichter mitunter etwas mehr Nüchternheit und Enthaltsamkeit zu wünschen. Manchmal geschieht es sogar, daß im Reichthum der Bilder und Zeichen der Dichter nach einem bindenden Grundgedanken gar nicht mehr fragt. Eine Reihenfolge contrasti-

renden Gruppen, wie in dem Gedichte „Scenerie," macht noch kein wahres Gedicht aus. Es ist höchstens eine Studie, aber kein Kunstwerk. Ferner kann der Dichter, wenn er für bestimmte Gedanken nach sinnlichen Bezeichnungen sucht, dabei mit zu großer Willkühr verfahren, indem er die Natur in ihrem Rechte kränkt und die Wahrheit der Anschauungen verletzt. Hierdurch sinkt das lebendige Symbol zum todten Buchstaben herab, die Poesie wird zur Prosa, die Bilder werden sonderbar, anstatt treffend zu sein. Auch diesen Fehler hat der Dichter nicht immer vermieden. Wenn er die Blume als Kugeln und Bomben des Siegers Frühling fliegen läßt, so kann uns dies sinnreiche Spiel wohl einen Augenblick ergötzen, bei genauerer Betrachtung aber vermissen wir die Wahrheit der Anschauung. Auch kann es geschehen, daß der Dichter im Bewußtsein der Leichtigkeit, mit der er seine Gedanken und Empfindungen anmuthig durch Bilder auszudrücken vermag, dazu solche Gedanken und Empfindungen wählt, die nicht die Würde und Tiefe haben, um von allgemeinem Werth zu sein, oder die überhaupt ihrer Natur nach unpoetisch sind. Streng tadeln müssen wir in dieser Beziehung das Gedicht „die Sünderin." Es ist unwahr, wenigstens gewiß poetisch unwahr, daß der Anblick einer Hure, noch dazu in der ekelhaftesten Situation, wo sie sich nämlich für den kommenden Tag

schminkt und herausputzt, mit Verehrung vor den Trümmern schöner Weiblichkeit erfüllen könne; und wenn solch eine Empfindung, vorübergehend, auch wirklich möglich ist, so ist sie doch nicht der Art, daß sie bei den Edleren einen schönen Anklang finden könnte, und das soll doch die Grundempfindung jedes ächten Gedichtes. Auch der Versuch, dem Dampfwagen Poesie abzugewinnen, möchte wohl mehr sinnreich als poetisch sein.

Endlich haben wir in Hinsicht auf diesen Band noch Manches gegen die Form einzuwenden, die uns hin und wieder zu nachlässig erscheint. Die eingestreuten kurzen Silben sind oft ohne Schwung und Leichtigkeit. Der Dichter thut besser, sich an den einfachen Jambus zu halten, für den er ein unübertreffliches technisches Geschick hat. In Vierzeilern nur eine um die andre Zeile zu reimen und zwei reimlos zu lassen, ist zwar bisher immer üblich und gestattet gewesen, wie uns scheint aber mit Unrecht. Entweder reime man gar nicht, oder alle Zeilen. Das feinere Ohr empfindet in dieser Halbreimerei immer eine Lücke. Auch gegen die zu häufig vorkommenden unreinen Reime müssen wir uns erklären. Es ist keine Pedanterie, ein gebildetes Ohr wird wirklich dadurch verletzt, und selbst abgesehn davon, wäre es immer gut, sie zu vermeiden, auch nur, um den Pfuschern das Handwerk zu verderben. U und J sind ihrem Charakter nach,

ſo verſchiedne Vocale, als irgend andre es nur ſein können. „Poeſie“ reimt ſich ſo wenig auf „Lebensmüh',“ als „Cenſur“ auf „empor.“ Unſre Sprache iſt ja reich genug an ächten und ſchönen Reimen: warum die unächten nicht vermeiden? Warum „Grün“ auf „dahin“ reimen, da es ſo ſchöne andre Reime darauf giebt, als: „blüh'n, glüh'n, ſprüh'n und kühn?“

Ueber die poetischen Richtungen unsrer Zeit.

Von Melchior Meier.

(Erlangen, bei Carl Heyder. 1838).

Die bodenlose Unwissenheit, Arroganz und Unredlichkeit, wir müssen sagen, der Mehrzahl unsrer heutigen Kritiker, ihre knabenhafte Tact- und Kraftlosigkeit haben uns so weit gebracht, daß wir ein kritisches Werk schon mit Freude willkommen heißen, wenn sich der Verfasser nur als ein Mann zeigt, der nicht sich oder eine Partei, sondern die Sache will, und der sich diesen seinen Willen klar zu machen und ihn in richtigem und gutem Deutsch auszudrücken gewußt hat; kurz, wenn wir einen Schriftsteller vor uns haben, gegen den, sollten wir andrer Ansicht sein, als er, es sich doch der Mühe verlohnt, ein Wort zu sagen.

In der vorliegenden Schrift nun tritt uns ein edler, durchgebildeter und abgeklärter Geist entgegen, der, von niedern Nebenrücksichten frei, mit Redlichkeit und gereifter Einsicht uns über dasjenige seine Ansichten giebt, was er zum Gegenstande seiner Liebe und seines Nachdenkens gemacht hat. Er tritt

der uns mit ruhiger Würde, aber männlichem Nachdruck, mit dem festen Selbstvertrauen, das jedem ziemt, der da weiß, was er will, aber ohne einen Anflug jener so sehr an der Tagesordnung seienden kurzsichtigen Eitelkeit, mit der sich nur die Ohnmacht umkleidet. Wir erklären uns daher im Voraus in der innersten Gesinnung mit ihm vollkommen einverstanden, und wenn wir uns genöthigt sehen, mancher Ansicht eine andre entgegenzustellen, so geschieht dies nur, um uns mit dem Verfasser selbst in einen befruchtenden Austausch zu setzen, nicht aber, um das Publikum, das so sehr der Belehrung und Erquickung bedarf, von einem Werke abzulenken, in dem es beides finden wird.

Die in dem Buche besprochenen Dichter sind: Rückert, Heine, Platen und Uhland. Die Kritiken über dieselben erklärt der Verfasser selbst als Fragmente zu einer später zusammenzustellenden Geschichte unsrer heutigen Literatur. Von diesem Standpunkt aus müssen sie daher betrachtet werden. Da die Beurtheilungen Rückert's in dem Werke den größten Raum einnehmen, so wollen wir auch hier unsre Ansichten hauptsächlich an diese knüpfen. Der Verfasser zeigt für diesen Dichter eine entschiedne Vorliebe, und so kommt es, daß er ihn so durchdacht, ihm so nachgefühlt hat, um im Stande zu sein, uns die erfreulichste und treffendste Würdigung seiner Werke zu geben. Doch übergehen wir das, worin wir stillschweigend mit dem Verfasser übereinstim-

men, und bringen unsre Einwürfe herbei. Da müssen wir zuvörderst die Poesie gegen den Verfasser in Schutz nehmen, die er uns zu sehr als eine Dienerin der Religion, der Moral und der Philosophie zu betrachten scheint.

Was Religion und Moral betrifft, so sind wir mit dem Verfasser aufs innigste einverstanden, daß es, seit überhaupt Literatur existirt, keinen einzigen wahrhaft großen Dichter gegeben hat, den nicht ein tiefes Religions- und ein hohes Sittlichkeits-Gefühl beseelt hätten. Ja, ohne beide ist keine ächte Poesie möglich. Aber dennoch bleibt die Poesie etwas für sich Dastehendes, das einen ganz eigenthümlichen Maßstab der Beurtheilung zu verlangen berechtigt ist.

Die Kunstkritik muß sich durchaus bemüh'n, sich in Ton und Haltung aufs strengste von der Religions- und Sittenlehre zu unterscheiden. Uns dünkt daher der vom Verfasser gewählte religiös-sittliche Standpunkt ein falscher. Gilt es, einen großen Dichter anzuerkennen, so weise man seine Vortrefflichkeit aus ästhetischen Gründen nach, und lasse das, was an sittlicher Kraft und Reinheit in ihm ist, in der Stille walten und wirken, ohne darauf aufmerksam zu machen: denn hiermit öffnet man sogleich der Frömmelei und Heuchelei Thür und Thor. Gilt es aber, einen unwahren Schwächling der Schmach preiszugeben, so ist dies am leichtesten und schlagendsten gethan, wenn man in ihm

schonungslos den unvermögenden Stümper nachweis't. Demjenigen, der die Kunst wahrhaft versteht, der Prunk von Pathos, Flitter von Aechtheit zu unterscheiden weiß, wird dies immer aufs triumphirendste gelingen, und alle der Sittlichkeit gefährlichen Einflüsse sind geräuschlos beseitigt, wenn man ihren Urheber der Lächerlichkeit preisgegeben hat. Was uns grade jetzt dazu bewegt, auf eine strenge Scheidung der Religions- und Sittenlehre von der Kunstkritik zu dringen, hat der Verfasser wahrscheinlich schon errathen. Bis zu welcher bodenlosen Verwirrung aller Kunstbegriffe, bis zu welcher pfäffischen Gleißnerei und fanatischen Brutalität eine Verwechselung dieser Gebiete führen kann, davon haben wir das traurige Beispiel in einem Schriftsteller vor Augen, gegen den wir uns fast scheuen müssen, so strenge Worte zu sagen, da in der letzten Zeit jeder eitle Knabe sich berufen fühlt, ihm, wie einst der Giel dem kranken Löwen, Tritte zu versetzen. Ja, wir halten einen solchen in der Kritik angegebenen Ton für so gefährlich, daß er den Redlichsten selbst, der sich darin gehen läßt, unvermerkt zur Verwirrung und Heuchelei führen kann. Obgleich nun solch ein Abfall von dem Verfasser, der sich uns überall als klar und fest gezeigt hat, keineswegs zu gewärtigen ist, so hätte er doch, des Beispiels wegen, es vermeiden sollen, an einen solchen Ton zu streifen.

Wir kommen zur Philosophie. Auch hier stim-

men wir mit dem Verfaſſer darin überein, daß der Dichter ohne eine tiefe und reiſe Einſicht in das Weſen der irdiſchen und göttlichen Dinge nichts Großes zu leiſten im Stande iſt. Nur verwechſele man dieſe poetiſche Einſicht nicht mit der philoſophiſchen. Wir ſind keineswegs der Meinung, daß die Poeſie ſich einer bereits ausgebildeten Philoſophie anſchließen müſſe; im Gegentheil halten wir ſie für die Vorläuferin jeder Philoſophie. Ihr iſt es gegeben, zuerſt jene andeutenden Blitze zucken zu laſſen, die eine ſpätere Generation auffängt, um dann mit dem Lichte neuer Anſchauungen die Schwächen eines veralteten Syſtems an den Tag zu legen. Der Dichter aber, der ſich einer ſchon fertigen Philoſophie ganz hingiebt, wird ſchwerlich dem Vorwurf der Starrheit und Kälte entgehen können. Seine Werke werden am Ende ſtatt Schöpfungen, bloße Nutzanwendungen werden.

Man ſieht leicht, daß grade Rückert's eigenthümliche Dichtweiſe den Verfaſſer zu einer ſolchen Art der Beurtheilung verleiten konnte, und daß er auf dieſem Wege Gefahr läuft, ſeinen Lieblingsdichter (wir ſprechen es ungern aus) zu — überſchätzen.

Der Verfaſſer wird uns gern zugeben, daß Geſtalt und Ahnung an einem poetiſchen Kunſtwerk der wahre Leib und die wahre Seele ſeien. Die aus der Gewißheit hervorgehende Lehre kann in der Poeſie nur eine untergeordnete Stelle in Anſpruch

nehmen, und so ist auch die didactische Gattung in allen literarisch verständigen Zeiten als eine untergeordnete angesehen worden, ja, sie hat sich eigentlich nie bis ins Gebiet der wahren Poesie erheben können. Wenn nun ein in Geist und Gemüth harmonisch gebildeter Weiser (denn so müssen wir ihn nennen) sich dieser Gattung bemächtigt, ihr das warme Leben des süßesten Gefühls einhaucht, die geistigen Sprüche einer reichen innern und äußern Erfahrung mit poetischer Gestaltung zu umhüllen, mit geistlicher Ahnung des Höchsten zu durchwehen, und so die Mängel der Gattung zu beseitigen weiß; so wird man gewiß nicht anstehen, ihn als einen wahrhaft großen Dichter anzuerkennen und zu verehren. Und dies scheint uns die eigenthümliche literarische Stellung Rückert's zu sein. Er ist der Erste (wenigstens gewiß bei uns), der die didactische Dichtung zu ächter Poesie gehoben und verklärt hat. Gefährlich aber scheint es uns schon, diesen Weg als nachahmungswerth zu bezeichnen; denn nur ein hoher und ganz eigenthümlich dafür geschaffener Geist kann hier mit Ehren bestehen, während grade diese Dichtungsart den Flachköpfen und Philistern den besten Anlaß zu ihren Pfuschereien gewährt. Irrig aber scheint uns die Ansicht des Verfassers, daß wir grade jetzt von dieser Richtung alles Heil, sowohl für Sittlichkeit als Dichtkunst, zu erwarten haben.

Was die Sittlichkeit betrifft, so sind wir in

unſrer Zeit keineswegs von Zügelloſigkeit und Unthat bedroht. Wogegen wir zu kämpfen haben, das iſt Gleichgültigkeit, Verſtumpfung und Zahmheit. Hiergegen ſind aber die ſtillen Spenden eines liebenswerthen Geiſtes, wie Rückert, viel zu gelinde Mittel. Wer ſchon im Guten iſt, den werden ſie befeſtigen und erquicken; wer es aber nicht iſt, den werden ſie nicht bekehren. Was uns zu wünſchen wäre, das ſind (man erſchrecke nicht!) recht tüchtige, geſunde und unverlogene Verirrungen, die das Innere des Menſchen bis auf die Grundfeſten erſchütterten, damit er ſich überhaupt wieder einmal erinnere, daß er ein Inneres hat. Die Läuterung würde ſich dann ſchon finden. Was uns aber bis jetzt als große Verirrung verſchrieen worden iſt, das iſt ſo und ſo gemacht, daß es weit mehr als ein Ausbruch der nach Reizmitteln haſchenden Schwäche und Langeweile, als ungezügelter Kraft erſcheint, und, demgemäß, im Publikum auch wenig oder gar nicht Wurzel gefaßt hat.

Aber auch zu Gunſten der Kunſt möchten wir grade jetzt (wenn nicht das Emancipirenwollen ſchon zur lächerlichen Manie geworden wäre) eine Emancipation des Schmerzes in Anſpruch nehmen, jener harmoniſchen, heitern und mit ſich einigen Weltanſchauung gegenüber, die der Verfaſſer als das allein Heilbringende hinſtellt.

Alle Kunſt iſt nur aus Schmerz entſprungen. Dieſer Satz mag paradox klingen

aber wir brauchen, ohne seinen Sinn zu ändern, nur die Ausdrücke so zu mildern: Alle Kunst ist aus der Sehnsucht nach etwas hienieden Unerreichbarem entstanden, und wir haben vielleicht den Verfasser selbst für unsre Meinung gewonnen. Daß sich aber diese Sehnsucht, grade in den kräftigsten und männlichsten Naturen, oft als wilder Schmerz, als trostloser Zwiespalt kund thut — wer könnte das läugnen? Man vergesse nicht, daß das höchste und tiefste Meisterwerk unsrer Literatur, der erste Theil von Goethe's Faust, nicht versöhnter Heiterkeit, sondern innerem Kampf und Zwiespalt sein Dasein zu verdanken hat. Wir waren gesonnen, dem Verfasser hier das Beispiel Lord Byron's entgegenzuhalten, als wir, gegen das Ende des Werks, froh erstaunt, die Stellung desselben mit wenigen Worten treffend bezeichnet und gebührend gewürdigt fanden. Byron ist eben dadurch einer der größten Dichter aller Zeiten, daß er allen Schmerz seiner Zeit seine tiefste Brust durchtoben ließ, aber mit Gigantenkraft mit ihm rang und ihn, männlich und kühn, zu ewigen Gedichten gestaltete. Irrig aber scheint uns die hierauf gebaute Folgerung des Verfassers: daß mit Byron nun dieser Kampf auch abgethan, diese Disharmonie, wenigstens für eine Periode, gelöst sei. Diese Disharmonie liegt im Gegentheil tief in der Natur und in der Bestimmung des Menschen, und könnte sie je ganz beseitigt werden, so hätte die Menschheit kein Ziel mehr vor sich

und müßte aufhören. Fort und fort werden sich, im Umschwunge der Zeiten, Keime des Zwiespalts entwickeln; ja jedes einzelne Individuum hat in sich selbst diesen Kampf durchzumachen; und wenn wir dem Verfasser auch zugestehen müssen, daß in der Kunst nur eine heitre, versöhnte Weltanschauung das Höchste hinzustellen vermag, so müssen wir aufs entschiedenste den Mißverstand zurückweisen, als ob dieselbe ererbt und hingenommen werden könne; sie will selbstthätig errungen sein.

Hiermit jedoch wollen wir keineswegs unbedingt demjenigen Dichter das Wort geredet haben, dessen Beurtheilung in der vorliegenden Schrift zunächst folgt. Es ist Heine. Er, in der That, gleicht dem Lord Byron, wie Hamlet dem Hercules. Diese Kritik des Verfassers ist wahrhaft meisterhaft zu nennen und um so erfreulicher, da Heine bis jetzt fast nur blinde Verehrer oder Verdammer gefunden hat. Es ist hier treffend nachgewiesen, wie aus Unwahrheit nothwendig immer der Verderb der Poesie hervorgehen muß, und wie aus diesem Sumpfe nur hie und da ächte Perlen, die noch nicht verscherzt sind und die den Verlust des ursprünglichen Schatzes schmerzlich bedauern lassen, emportauchen können.

In der hierauf folgenden Beurtheilung Platen's scheint uns der Verfasser in dem sonst ehrenwerthen Streben des Anerkennens und Einräumens zu weit

gegangen zu sein. Jungen Dichtern, die sich in der Form vernachlässigen, ist Platen's edle und keusche Architectonik allerdings als Muster zu empfehlen; aber diese Rücksicht darf in dem Fragment zu einer Literaturgeschichte kein hervorstechendes Lob bedingen. Platen hat es in der That vollkommen verdient, daß das Publikum sich wenig oder gar nicht um ihn bekümmert hat. Den Verfasser verleitet hier seine zu hohe Meinung von dem mit sich Fertigsein zu mehr, als billigem Beifall. Durch welche edle Aufwallung, durch welchen innern Kampf ist Platen aber dazu gelangt, als höchstens durch den niedern der Selbstsucht? Seine Ruhe und Besonnenheit ist mehr die eines Philisters, als eines Dichters. Statt die ihm widerstrebende Welt männlich anzupacken und zu bewältigen, hat er sich hochmüthig und fremd ihr gegenüber gestellt und von ihr abgeschlossen. Nur ein solcher Mann auch konnte in die läppische Verirrung (denn verbrecherisch ist sie bei Platen nicht) der Knabenanfingerei verfallen, die der Verfasser übrigens mit gebührendem Ernste gerügt hat.

Durchaus für einen Mißgriff aber müssen wir die Beurtheilung Uhland's erklären. Der Verfasser sagt gleich zu Anfang: er sei gesonnen, die schwachen Seiten dieses Dichters aufs strengste an den Tag zu legen; weil er dies zur Abschreckung jüngerer Strebenden, die leicht in dieselben, anklebenden Fehler verfallen können, für nothwendig erachte. Aber

ist dies eine Rücksicht, die bei Abfassung einer litterar-historischen Abhandlung die Feder leiten darf? Die jungen Dichter überlasse man nur sich selbst! Sie haben Moses und die Propheten d. h. die Meisterwerke großer Dichter, und ihre eigne Kraft oder Ohnmacht, um entweder was Rechtes zu leisten, oder gar nichts. Ist es aber wohl „fair Jeuling“ (um einen recht gelinden Fremdausdruck zu brauchen), die Werke eines mit Recht, aber noch lange nicht genug anerkannten Dichters wie ein Exercitium durchzugeh'n, an dem man den Schulbuben grammatikalische Fehler deutlich macht? Hierdurch verfällt der Verfasser natürlich in einen zweiten Fehler, den der Kleinigkeitskrämerei, da sich doch eine Literaturgeschichte auf große, allgemeine und scharfhervorstechende Züge beschränken muß. Auch bedenke man, daß man durch Nachdenken und Studium zwar zu einem ziemlich absolut richtigen Urtheil über einen Dichter im Ganzen gelangen kann; daß aber bei einzelnen Liedern doch gar oft die Empfindung entscheiden muß, und daß man sich hierin nicht genug mißtrauen kann. Hier ist dem Einen oft etwas von tiefer Bedeutung, was den Andern kalt läßt, je nachdem die Saite anklingt oder nicht. Wir müssen bekennen, daß manches vom Verfasser als verfehlt gerügte Lied uns, zu wiederholten Malen, jenen süßen Schauer empfinden ließ, der eine so eigenthümliche Wirkung der Uhland'schen Poesie ist, und wenn wir bei vielen andern Rügen

dem Verf. auch, ungern, Recht geben müssen, so bleibt zu bedenken, daß Uhland's schlechtestes Lied selbst für unser novellächengekitzeltes und mit Auslandskram vollgestopftes großes Publikum noch immer viel zu gut ist. Es ist nicht löblich, das Ansehen eines großen Dichters zu erschüttern, ehe er genügend in das Blut der Nation übergegangen und seine Anerkennung gesichert ist. Und das Letztere ist noch lange nicht der Fall. Man lasse sich nicht durch die Menge der Auflagen täuschen! Was wollen am Ende 11 Auflagen für ganz Deutschland sagen? Und wie Viele kaufen sich auch ein Buch, das einmal Ruhm erworben hat, nur, um es ungelesen, aber desto schöner eingebunden, in ihre Bibliothek zu stellen! Wir greifen es nicht aus der Lust, sondern sagen es aus Erfahrung, daß sehr Viele der gebildet Seinwollenden den ganzen fashionablen Bulwer verschlungen haben, ohne (zu ihrer Schande sei es gesagt!) Uhland's Gedichte zu kennen.

Wir sind übrigens weit entfernt, für Alles, was wir uns zu sagen genöthigt fanden, Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen. Wenn uns der Verf., in dem Urtheil Verständiger, über manchen Punkt an Einsicht überragt, so wollen wir uns gern belehren, und wir empfehlen dem Publikum sein Werk nochmals aufs angelegentlichste.

Rückert.

(Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Dritter Band. Erlangen bei Karl Heyder. 1837.)

So lockend auch die Gelegenheit ist, sich über Rückert's poetischen Charakter im Ganzen und Großen auszusprechen, so würde dies doch die Grenzen eines Journalartikels überschreiten. Wir überlassen daher die Lösung einer so schönen Aufgabe der Literaturgeschichte und beschränken uns hier auf die Beurtheilung des vorliegenden dritten Bandes der gesammelten Gedichte.

Den Inhalt desselben bilden: sechs Bücher Jugendlieder, zwei Bücher Zeitgedichte und endlich einige Volkssagen. Vielleicht enthält dieser Band, der Masse nach, weniger durchaus Gereiftes und Vollkommenes, als die beiden vorhergehenden; aber ein großer Dichter hat wohl das Recht, auf Interesse zu rechnen, wenn er uns in den frühen Blüthen seines Geistes die leise Spur verfolgen läßt, wie sich derselbe von Stufe zu Stufe bis zu gediegener, sicherer und umfassender Meisterschaft entwickelt hat. Hier hört die Mäkelei auf, wenn uns selbst hie und da etwas begegnen sollte, dessen Veröffentlichung

einem Anstrebenden, der sich erst die Krone der Anerkennung zu erringen hat, zum strengen Tadel gereichen würde. Man bilde sich jedoch nicht ein, daß wir im Sinne hätten, durch solche Werke schlechte Jugendmachwerke eines berühmten Mannes beim Publikum einzuschwärzen. Im Gegentheil ist auch in diesem Bande so viel durchaus Vortreffliches enthalten, daß das Unbedeutendere nicht verletzt, sondern nur, wie zu leichterer Erholung, eingestreut erscheint. Auch haben selbst unbedeutende Schöpfungen großer Dichter das Eigenthümliche, daß sie stets ein Hauch der Anmuth, ein festes Gefühl für Maß und Harmonie durchweht, so daß wir uns oft verwundert freuen, wie, gleichsam aus Nichts, ein anspruchloses, zierliches Gebild hervorgeschaffen ist. Was die in den Jugendliedern enthaltenen Elemente betrifft, so finden wir hier Alles im Keime vorbereitet, was sich später zu schöner Vollendung entfaltet hat. Wir finden zunächst ein warmes, kindliches Hingegebensein an die Fülle und Schönheit der Natur, einen schauenden Blick für die tiefere Bedeutung ihrer mannigfachen Gebilde und Erscheinungen; doch so, daß das Herz des Dichters in ihnen nur immer sich selbst mit allen seinen innersten Regungen erkennt und fühlt. Darum seine Aufzählungen und todten Beschreibungen, nur mechanisch mit Reflexionen und Empfindungen oder Empfindeleien vermengt, wie solche in Deutschland lange für Poesie gegolten und in Matthissen, als Landschafts-

poeſie, ihren langweiligen Triumph gefeiert haben, ſondern lebendig durchhauchte Gemälde, deren jedes, als innerſte Seele, die Seele des Dichters ſelbſt in ſich trägt und offenbart. Die Natur, in all ihrer Schönheit zwar tief empfunden, wird doch nur Darſtellungsmittel für Alles, was des Dichters jugendliche Bruſt erfüllt.

Natürlich tritt auch die Jugendliebe in dieſen Liedern auf. Grade ſolche frühe Liebeslieder ſind es, in denen der Erkennende am beſten den zu ewiger Stümperſchaft Verdammten von dem werdenden Meiſter unterſcheidet. Die von Phraſen und von allem Unächten ſo leicht hingeriſſene Menge hingegen wird in der Regel ſolche Lieder des Stümpers für ſchön, die des künftigen Meiſters aber für albern halten. In den erſtern nämlich herrſcht in der Regel entweder ein weinerliches Zerfließen und Jammern (und die Menge fühlt ſich gern gerührt), oder eine himmelſtürmende Ueberſchwänglichkeit vor, ausgedrückt in ſtrömenden und rauſchenden Verſen, deren einzelne Glieder ſich aus den Werken früherer, guter und ſchlechter Dichter, Stück für Stück herauslesen laſſen. Aber eben deshalb finden ſie Eingang. Die Menge läßt ſich gern bekannte und beliebte Melodien vordudeln und ſcheut es über Alles, immer wieder neue Nüſſe aufzuknacken. Dagegen treten die Jugendlieder des Meiſters mit einer gewiſſen ſchlichten Unſcheinbarkeit auf, eben weil ſie ohne Uebertreibung und Selbſttäuſchung empfangen, von

der Lage des Dichters eingegeben und durchaus klar und wahr empfunden sind. Aber eben jener oben bezeichnete Prunk wird nur zu oft mit dem Namen Gefühl belegt, und so kommt es, daß nicht selten grade die großten Dichter, z. B. Goethe, als fühllos bezeichnet werden, da Wenige im Stande sind, den leisen Hauch des bescheidnen Gefühls in ihren kleinen Liedern zu empfinden. Dazu kommt noch der Vorwurf der Unbedeutendheit und Inhaltlosigkeit, während man doch grade daran den sich entwickelnden Meister erkennt, daß ihm auch der kleinste Vorfall wichtig genug erscheint, um ihm für seine Kunst eine erfreuliche Ausbeute abzugewinnen, daß er aber auch solche kleine Vorfälle immer beim rechten Ende zu fassen und, durch geistige Belebung, aus dem Felde der Alltäglichkeit zu erheben versteht. In solchem Sinne sind die meisten der in diesem Bande enthaltenen Liedeslieder und Gelegenheitsgedichte (im Goethe'schen Sinn) gedichtet. Die Klage tritt selten auf, und wo sie es thut, macht sie sich nicht breit; meist ist sie von der Selbstbelächelung reifender Männlichkeit, nicht verspottet, aber beherrscht. Vorherrschend aber bleibt das Tändelnde, Kosende, Neckende und Scherzende (selbst bis zum Burlesken), das sich kleiner Liebes- und Lebensvorfälle oft mit reizender Anmuth bemeistert. Der Dichter fühlte selbst, daß er es noch mehr mit anmuthigen und zarten Liebeleien, als mit jener ächten, reinen und warmen Liebe zu thun habe, die ihm später, in seinem „Lie-

desfrühling" einen bezaubernden Reichthum erglühender und duftender Blüthen getragen hat. Aber auch dieser Frühling blieb nicht die höchste Gemüthsentwickelung unsres Dichters. In ihm erst begann die zarte und innige Geschlechtsliebe sich auszuweiten und zu erheben, bis sie in der reinsten und heitersten Liebe zu Welt, Menschheit und Gott ihre volle Verklärung erreicht hat. Eine deutliche Hinweisung auf diesen Vorgang finden wir schon im vorliegenden Bande, in den frühesten Jugendliedern unter dem Titel „Der Allgegenwärtige!" Das Gedicht beginnt:

Ich möchte nur wissen, wohin ich sollt' sehn,
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe,
Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe.
Du bist überall, überall,
Wo Windeshauch und Wogenschall,
Und wo sie nicht sind, da bist du.

Darauf befragt der Dichter Vögel, Wellen, Himmelblau und Sonne; alle wissen ihm von nichts zu sagen, als von Liebe. Noch höher verklärt schaut er sie in des Mägdleins Busen und endlich:

Da mußt' ich das Auge schließen vor Lust,
Um nicht vor Lieb' zu erblinden;
Da staunt' ich, inwendig in meiner Brust
Nicht minder die Liebe zu finden;
Ja, was ich sonst einzeln von Liebe nur sah
In Erd' und Himmel hie und da,
Sah ich hier liebend beisammen.

Hieran schließt sich die Anfangsstrophe als schönes Ende.

Doch der jugendliche Dichter konnte bei den ersten zarten Empfindungen des Herzens nicht stehen bleiben; er begann nach einer ernsten und tiefen Weltanschauung, nach durchdringendem, versöhnendem Erkennen zu ringen. Dies äußert sich zunächst darin, daß er auch von außen und von fern her gebotenen Stoff ergreift und sich seiner bemächtigt. Wir erhalten hier eine Reihe von Sagen und Legenden in Form der poetischen Erzählung. Sie sind durch objective Kraft der Schilderung, Gemäßheit der Anordnung und edle Reinheit der Form der Art, daß sich der Dichter auch jetzt noch ihrer nicht zu schämen hat. Besonders anziehend ist „Der Blinde," in dem sich, bei gelungenster Trefflichkeit der Darstellung, einerseits die Vorliebe zur morgenländischen Sagenwelt, andrerseits der Hang, die Ergebnisse einer gereiften Lebensweisheit in Bild und Beispiel niederzulegen, schon früh in unserm Dichter offenbart.

Dieses erste objective Streben führt den Dichter weiter. Er beginnt Leben und Welt und das Innere des Menschen auch als dargebotenes Object zu betrachten, und als solches, im großen Zusammenhange, klar und rein aufzufassen, und erkennt dann bald seine Aufgabe, die dieses Object im innersten Kern beseelenden **poetischen Gedanken** zu erschauen, und in der treuen Darstellung des Erkannten sie zu offenbaren. Als vortrefflich in solcher

treuen Darstellung müssen wir das Gedicht „Hymenäus“ bezeichnen, das in den lieblichsten und frischesten Bildern eine treffende Gegenüberstellung und Charakterisirung des Liebes- und Eheglücks ausdrückt. Noch mehr überwältigt der Gedanke den Stoff in dem Gedichte „An die Sprache.“ Es wird darin in kühnen Bildern und kernigem Ausdruck die Fülle und Kraft der Sprache gefeiert, die den Dichter, gleichsam spielend, schon in Besitz seiner selbst und der Welt gesetzt hat, ehe er noch Selbstbewußtsein und Macht zu geistigem Erringen hatte. Obgleich nicht ausdrücklich gesagt, liegt es doch in dem Gedicht, daß es ausschließlich der Muttersprache gilt, und würdiger konnte sie der Dichter gewiß nicht preisen, als, indem er sie, in seinem Preisgesange selbst, einen schönen Triumph erlangen ließ. Von ganz andrer Art, doch nicht minder trefflich ist „die Göttin im Putzzimmer.“ Es beginnt also:

Welche chaotische
Haushälterei!
Welches exotische
Tausenderlei!

Alle die Nisch'chen,
Alle die Zellchen,
Alle die Tischchen,
All' die Gestellchen!

Fächelchen, Schreinchen,
Alle voll Quästchen;
Perlchen und Steinchen,
All' in den Kästchen!

Blinkende Ringelchen,
Schimmernde Kettchen,
Goldene Dingelchen!
Silberne Blättchen! —

So fährt der Dichter fort, mit Behaglichkeit und Liebe sich in der feinen, treffenden Schilderung dieser Kleinigkeitswelt gehen zu lassen. Zuletzt tritt die Göttin ein und legt den Schmuck an. Die Schilderung fährt in demselben neckischen Ton fort; doch:

Plötzlich von unten,
Steht sie bis oben,
All mit dem bunten
Flitter umwoben.

Alles, wie fügt sich's
Still und einträchtiglich,
Legt sich's, begnügt sich's,
Wie sie's will, mächtiglich. —

Wir würden uns schon mit voller Befriedigung von diesem zierlichen Gefecht wenden, wenn es am Schluß auch blos durch irgend eine witzige Wendung zum losen Knoten geschürzt wäre. Statt dessen ergiebt sich, daß die Göttin, die das Tausenderlei zu so schönem, sinnigem Schmuck zu verflechten wußte, die Muse oder die Liebe ist:

Denn nur ich beide
Ordnet zum Eins
Buntes Erscheinen
Menschlichen Sinns.

„Dein nur ihr beide
Wandelt das Nichts,
Chaos, zum Kleide
Himmlischen Lichts.

So fühlen wir uns, freudig überrascht, zu einem schönen und tiefen Gedanken gleichsam hingeleitet. Das schon früher in der ersten Sammlung abgedruckte Gedicht „Die zwei und der dritte" zieht, in riesenhaft kecker Verbildlichung, einen tiefen und wahren Begriff von der Poesie. Man sieht, daß die didactische Richtung, mit der der Dichter seine ruhmvolle Laufbahn scheint beschließen zu wollen, immer mehr auftaucht. Sie spricht sich ferner in den trefflichen Gedichten „Freiheitslied, das Ewige, Fremdes und Eignes, an die Dichter" entschieden aus. Aber Rückert's Didactik ist nicht jene veraltete, pedantische Aftermuse, durch die sich der Dichter zum Schulfuchs herabwürdigte. Sie ist voll Wärme und Leben, den reichen Schmuck schaffender Phantasie nicht abstreifend, sondern ihm, durch ernste Gedanken, Bedeutung und Seele einhauchend.

Wir kommen nunmehr zu den „Zeitgedichten." Durch diese wird es der Dichter mit einer weit verbreiteten Partei verderben; doch thut er recht, sich daran nicht im mindesten zu kehren. Diese Gedichte reichen von 1814—17, umfassen also noch das feindliche Verhältniß Frankreichs und Deutschlands, den Kampf gegen Napoleon und dessen Sturz. Die jetzige jüngere Generation hat zwar vollkommen

Recht, in Napoleon nicht mehr blos den unterdrückenden Tyrannen zu sehen, und ihn als solchen zu hassen. Jene Zeit ist jetzt in historische Ferne gerückt, und auch Napoleon's riesenhafte Gestalt fordert, wie jede große geschichtliche Erscheinung, nunmehr eine ruhige und wissenschaftliche Würdigung. Dennoch aber ist es im höchsten Grade verkehrt, wenn wir von diesem neuen, ohne unser Verdienst und Zuthun, rein durch den Verfluß der Zeit gewonnenen Standpunkt aus, den patriotischen Eifer und Zorn unsrer älteren Vaterlandsgenossen nicht mehr wollen gelten lassen. Wahrlich! wer zu jener Zeit nicht innerlich Partei ergriff, darf nur mit Schmach den Namen eines Deutschen tragen, und wem es gegeben war:

Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme,

dem müssen wir wohl dasjenige unangetastet lassen, was wir, in der vornehmelnden Sprache unsers heutigen Kosmopolitismus, mit dem Namen Einseitigkeit bezeichnen müssen. Man ist so weit gegangen, jenen ganzen, gewaltigen Kampf ins Lächerliche zu ziehn und ihm alles Glorreiche und Begeisternde abzusprechen zu wollen. Aber die Geschichte läßt sich nicht abläugnen; und wenn auch sie schwiege, so würde eine so gewaltige Stimme des Zorns und der Begeisterung, wie sie die Schaar der gehaltvollen Sonette unsern tauben Ohren zudonnert, genügen, um Zeugniß zu geben, daß die mächtige Aufregung je-

ner Zeit keine erlogene und uns nur vorgefabelte sei. In den vorliegenden Gedichten nun ist der eherne Tritt jener Sonette zwar verhallt, die erste, riesenhafte Aufwallung hat gebebt; doch geben sie manch wichtiges Actenstück zur Erkenntniß der Vergangenheit. Mancher schöne Zug, der als Zeitungsartikel verflogen und vergraben wäre, ist in einfach edler, volksthümlicher Darstellung der Vergessenheit entrissen. Ein starkes, tüchtiges Vaterlandsgefühl, ein edler, männlicher Sinn spricht sich in Spott und Preis, Klage und Triumph, überall aus, wenn auch, nach unsrer jetzigen Ansicht, die wir aber nicht als Maßstab brauchen dürfen, oft parteiisch. Doch ist eine solche Parteilichkeit immer bei weitem höher und ehrenvoller, als aller hohle Phrasenkram von Völkergemeinschaft und nationaler Bornirtheit, bei dem am Ende nichts gefühlt wird, und in dem sich nur Gleichgültigkeit und Mattherzigkeit kund giebt. Daß übrigens des Dichters Geist keineswegs in der Einseitigkeit einer Periode verharrt ist, sondern mit der Zeit fort und fort Schritt gehalten hat, finden wir an mehreren Stellen in ruhigen aber unverhohlenen Worten ausgesprochen, z. B. gleich in der Eingangsode:

Die ihr Zeiten führt,
Wisset, daß ihr Kinder
Beherrscht, welchen gebührt
Ueberfluß, doch nicht blinder

Mündig ist das Geschlecht,
Darf fragen nach seinem Recht;
Rechnet's ihm nicht zum Verbrechen,
Wenn's mit drein will sprechen.

Ferner in dem Gedicht „Frieden im Innern":

Es ist eine große Spaltung
Sichtbar in der Welthaushaltung,
Die man klug umsonst versteckt;
Sie will nicht sein überhüllet,
Sondern gründlich ausgefüllet,
Und dazu erst aufgedeckt.

Könige und Nationen,
In dem Staub und auf den Thronen,
Die ihr nur umsonst euch schmückt
Mit des Sieges Purpurlappung,
Da ihr unter der Verlappung
Wohl fühlt, wo der Schuh euch drückt! . . . . .

Und weiter:

Fort den Trug, und fort die Lüge,
Fort die schlauen Winkelzüge
Des, was Politik sich heißt,
Die damit sich täglich fristet,
Niemand als sich selbst listet,
Nicht mehr ihren Feind, den Geist.

Nicht mit heiligen Allianzen
Werden Fürsten sich verschanzen,
Und mit Krop die Völker nicht,
Sondern, wenn sie mit Vertrauen
Auge sich in Auge schauen,
Und zu Gott mit Zuversicht.

Freilich möchte, trotz alle dem, die in dem folgenden Gedicht „Die Königskerze“ (das, unbefangen und ohne weitere Deutung betrachtet, eine liebliche Elfenromanze ist) klug und geschickt versteckte politische Tendenz unserm Dichter wieder ein ganzes Heer alberner Schreier auf den Hals ziehn.

Nähere Besprechung fordert die den Schluß des ersten Buchs der Zeitgedichte bildende größere Dichtung „Der Bau der Welt“ in drei Gesichten. Nur das erste Gesicht ist vollendet worden, und dadurch tritt diese Schöpfung eigentlich aus der Reihe der Zeitgedichte heraus. Der Inhalt ist eine poetisch-philosophische Erzählung der ganzen Weltgeschichte. Die Darstellung beginnt naiv und schlicht, wir möchten fast sagen (ohne damit verletzen zu wollen) an den Ton des Bänkelgesangs streifend, als sei es ein zu Nutz und Frommen für Jedermann gar artig abgefaßtes Noth- und Hülfsbüchlein. Aber im Verlauf entwickelt sich, reich und reicher, eine Fülle von Anschauungen, Gedanken und schönen Auslegungen der Geschichte. Die Bedeutung und stufenweise Entfaltung der verschiednen Religionssysteme ist vorherrschend das Ziel der Darstellung. Den Gipfel bildet das hereinbrechende Christenthum, in seiner Wechsel- und Zusammenwirkung mit dem Germanenthum angeschaut; endlich das Mittelalter, wo der neu sich entfaltende Dualismus von Kaiserthum und Papstthum in kühnen und riesenhaften Bildern versinnlicht ist. Die Kreuzzüge, ihre ideale Bedeutung

und befruchtende Wirkung, treten auf. Die erwachende Kunstwelt in allen ihren Zweigen findet ihre Stelle. Die Sprache wird gegen das Ende hin immer blühender und schwungvoller, mehr und mehr durchdrungen von üppigen und charakteristischen Reimen. Mit dem Mittelalter schließt das Gedicht ab, und so haben wir zuletzt eine vollständige Philosophie der alten und mittlern Geschichte, tief und treffend, doch schlicht und einfach, so daß sie Jedermann begreiflich werden kann, und bei alle dem doch ein ächtes Gedicht. Es ist zu beklagen, daß dieser Kreis noch der Vollständigkeit entbehrt. Wir würden Reformation und Revolution mit allen ihren Folgen in ihrer tiefen Bedeutung erfaßt und in lebendigen, poetischen Gebilden versinnlicht sehen. Doch auch wie es vorliegt, kann dies Gedicht als Ganzes betrachtet und genossen werden.

Der Vorwurf, den man hier von mancher Seite her machen wird, ist vorauszusehen. Es wird heißen: „Das ist sehr schön, aber keine Poesie, sondern Philosophie." Da man unserm Dichter überhaupt zuweilen vorwerfen hört, die speculative Richtung walte bei ihm mehr vor, als es der poetischen gedeihlich sei, so möchte wohl hier der Ort sein, sich darüber auszusprechen. Angenommen, der Dichter gebe uns in manchen seiner Dichtungen wirklich etwas specifisch Anders, als Poesie, nämlich Philosophie, so würde diese poetisch dargestellte vor der wissenschaftlichen Philosophie unzweifelhaft den

Vorzug haben, daß letztere erst in ersterer ein Organ gefunden hätte, durch das sie jedem Gebildeten zugänglich, verständlich und anziehend gemacht würde. Dies hat die wissenschaftliche Philosophie bisher in Deutschland nicht erreichen können zum größten Theil aus dem in der Sache liegenden Grunde, daß es jeder Wissenschaft eingeräumt werden muß, ihre eigenthümliche Terminologie und Anordnung zu haben, die nur durch ein besondres Studium verständlich werden, zum Theil aber auch, weil bisher keiner unsrer großen Philosophen den außerordentlichen Grad sprachlicher Aus- und Durchbildung besessen hat, der erforderlich ist, um philosophische Gedanken populär zu geben, ohne ihrer Schärfe und Reinheit zu nahe zu treten. Aber schon dieser Unterschied des leichten und schweren Verständnisses weist auf eine wesentliche Verschiedenheit hin. Die Philosophie nämlich muß den Gedanken, so viel nur in ihren Kräften steht, von aller Hülle des umgebenden Stoffes entkleiden und befreien, um ihn ganz scharf und rein geistig, in seiner abstractesten Nacktheit zu zeigen. Der Poesie hingegen ist nichts willkommener, als die Pracht üppig schmückender Gebilde, die sie in aller sinnlichen Fülle hinnimmt und zeigt, um den Gedanken daraus nur hervorleuchten zu lassen, ihn symbolisch dadurch zu bezeichnen. Gehen wir von der Tactil zur Strategie, von der Etymologie zur Syntax, d. h. vom Einzelnen zur Zusammenstellung über. Hier zeigt sich

für die Philosophie die Schwierigkeit, daß die Verkettung der Gedanken bis zum System für den Philosophen eine durchaus nothwendige, vorausbestimmte ist, der er nur nachzuspüren hat, um sie dann, frei von Willkühr, hinzustellen. Die geringste Abweichung davon bringt ein fehlerhaftes Verhältniß in den Bau seines Systems, das am Ende den Sturz des Ganzen nach sich zieht. Der Dichter dagegen hat freie Wahl; ihn beschränkt nichts, als die schmiegsame Regel der Schönheit. Innerhalb dieser ist die Phantasie, mit all ihren schöpferischen Launen, Herrscherin. Hieraus ergiebt sich, daß eine Dichtung sehr wohl eine Fülle, selbst eine (aber nach anderm Gesetz, als dem philosophischen) geregelte Verkettung philosophischer Gedanken in sich bergen kann, ohne deshalb zur Philosophie zu werden. Ferner ist zu bedenken, daß bei immer reicher sich entfaltender, geistiger Bildung Vieles in das Gebiet des Gefühls gezogen wird, was früher nur der Speculation zugehörte. Gedanken ergreifen uns jetzt so lebhaft, daß sie in uns zum Gefühl werden, und das unmittelbare Gefühl selbst uns gedankenmäßig zum Bewußtsein zu bringen, ist uns geläufig geworden. Wenn man uns nun einräumt, was man bei näherer Betrachtung anerkennen muß, daß nämlich in Rückert's Dichtungen dem freien Walten der Phantasie und der frischen Wärme des Gefühls nirgends Abbruch gethan wird, so hoffen wir, ihn gegen den

Vorwurf der Nichtpoesie vertheidigt zu haben; und giebt er uns in den goldnen Früchten seiner Poesie den Kern des tiefen, philosophischen Gedankens, so sind wir ihm nur doppelt Dank schuldig. — Den Beschluß des Bandes machen vier Volkssagen, von denen die letzte und umfangreichste auch die ausgezeichneste ist. Es ist „Kind Horn, eine englische Erzählung.“ Die Darstellung ist rein episch und plastisch vollendet, die Schilderung schlicht und voll objectiver Kraft, die Anordnung des Thatsächlichen kunstreich, die Einstreuung kleiner Züge lebendig und wirkungsvoll. Die Form ist das ächte Nibelungen-Versmaß, auf ganz andern (vom Dichter tief erkannten) Gesetzen beruhend, als das Versmaß in Uhland's Rauschebart, das man irrig mit dem Namen des Nibelungen-Versmaßes bezeichnet hat.

Zum Schluß wollen wir einige Worte über die unserm Dichter eigenthümliche Handhabung der Sprache sagen. Seine Schreibart mag Manchem auf den ersten Anblick eine gewisse (vermeintlich) prosaische, hausbackne Trockenheit und Nüchternheit an sich zu tragen scheinen, mitunter sich der Sprache der Besten unter unsern alten Meistersängern nähernd, mitunter der des alten Sprachreinigers Opitz, was sich ganz auffallend in dem hübschen Liedchen „Sympathie“ zeigt. Aber diese Alten wurden von einem ganz richtigen Gefühl geleitet, nur fehlte ihnen der höhere poetische Gehalt, um die

schlichte Form zu adeln. Jetzt aber sind wir durch schlechte Angewöhnungen und den verkehrten Begriff, der sich über poetische Diction verbreitet hat, nicht im Stande, es einzusehen, daß jene aufscheinende Nüchternheit eigentlich nichts weiter ist, als die Eigenschaft, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, nie zu übertreiben und keine nichtsbedeutenden, zur Sache nicht gehörenden Floskeln und aufgedunsenen Ausdrücke einfließen zu lassen. Auch Goethe hat diese Nüchternheit, selbst in seinen kühnsten Schwüngen, nie beiseit gelassen. So viel uns bekannt, hat noch niemand darauf aufmerksam gemacht, so klar es auch vorliegt, daß ein nicht unbedeutender Theil des Faust (namentlich der erste Monolog und die Scenen mit Valentin) durchaus im Stile Hans Sachsens geschrieben ist, freilich durchgeistigt und erhoben. Wir wagen sogar zu behaupten, daß dieselbe Nüchternheit auch in Shakespear vorgefunden wird, obgleich es für uns schwer ist, sie aus der zu Shakespear's Zeit aber auch im gewöhnlichen Gespräch und Briefstil üblichen, üppigen Häufung von Bildern, Witzworten und kecken Combinationen herauszuerkennen. Deutlich spricht sie sich noch jetzt, trotz der Ferne der Zeiten, in dem größten und kühnsten Dichter Italiens, in Dante, aus. Bei allen ursprünglichen, volksthümlichen Dichtungen waltet sie vor, namentlich auch im Nibelungenliede. Diese Nüchternheit schließt aber keines-

wegs den kühnsten Schwung, die üppigste Fülle und Verzweigung, die schöpferischeste Keckheit aus, und alles dies steht unserm Dichter zu Gebot, wie keinem Andern. In den einfachsten, fast prosaisch klingenden Worten überschleichen uns oft, wie Diebe bei Nacht, schöpferische Gewaltstreiche, kecke Sprünge und Wendungen und die harmonische Fülle tiefstempfundenen Wohllauts. Wodurch wir aber dazu gekommen sind, so gesunde Kost nicht mehr unserm Gaumen genehm zu finden, ist leicht nachzuweisen. Schon Klopstock wurde dadurch, daß er die Sprache plötzlich zu Ihr sonst fremden Formen heranzubilden unternahm, hier und da, wo es nicht gelang, den gordischen Knoten zu zerhauen, gezwungen, von der natürlichen und schlichten Ausdrucksweise abzugehen. Aus dem Cothurn wurden unversehens Stelzen, aus kühnen Wendungen gewaltsame Verdrehungen, aus kräftiger Wortfülle hohler Wortschwall. Es entstand ein falsches Pathos. Aber grade ein solches, weil es roher auf die Sinne wirkt, findet immer Eingang bei der Menge. Die nächste Schuld trägt Schiller, der, vor der Zeit seiner künstlerischen Abklärung, sich in rhetorischem Ranken und Brausen gefiel, das er selbst in seinen besten Werken nicht gänzlich abzustreifen vermochte. Grade wegen dieses Fehlers hat er mehr Anklang beim Volke gefunden, als Goethe, und es ist merkwürdig, zu beobachten, daß diejenigen Gedichte und Stellen seiner Werke, die man vorzugsweise oft „declamiren“

hört, grade die schlechtesten sind. Schon der Ausdruck „declamiren" für den poetischen Vortrag deutet darauf hin und sollte, im guten Sinne, ganz verbannt und nur noch im tadelnden gebraucht werden. Jetzt kam eine Menge von Nachleierern, immer ärmer an Inhalt, folglich immer mehr genöthigt, zu Phrasendunst ihre Zuflucht zu nehmen. Natürlich griffen sie, wie alle Nachahmer, grade das Schlechteste von ihrem Meister, nämlich die Manier, auf. Der unerträgliche Trochäenschwulst unsrer Schicksalstragödien gilt beim Publikum noch jetzt als „wunderschöne Diction," und Hr. Raupach in Berlin arbeitet noch jetzt eifrig im Geschäft wohlbezahlter Fioskel- und Flitterkrämerei fort. Wie wenig wir bis jetzt von unserm verderbten Geschmack in dieser Hinsicht geheilt sind, hat sich erst neulich gezeigt, wo selbst geistreiche Leute schwach genug waren, den infamen, erlogenen und erstohlenen Fioskelplunder in Jacobi's „Klagen eines Juden's" für ächt und für poetischen Schwung zu nehmen.

Auch die Romantiker haschten zu sehr nach Natürlichkeit und verfielen zuletzt in süßliche Schnörkeleien, plumpcopirte Mittelalterkindlichkeit und in Sprachfrömmelei. Heine fühlte das Unwesen und wollte ihm abhelfen; aber er war dafür nicht unbefangen genug. Uhland, der zuerst auch im Hergebrachten ein wenig befangen war, wußte sich männlich davon zu befreien und das edle und keusche Ant-

lig unsrer Muttersprache in seiner schlichten Einfalt zu zeigen.

Vor Allen aber gebührt Rückert der Dank, hierin Goethe'n nachfolgend, die poetische Ausdrucksweise unsrer Sprache gereinigt, geläutert und schöpferisch erweitert zu haben.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust

von Ch. H. Weiße.

(Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1837.)

Wir glauben ein großes Lob dieses Werkes auszusprechen, wenn wir gleich im Voraus sagen, daß es dem Verf. in der That gelungen ist, sich über den Dichter des Faust zu stellen. Dies erlangt er, indem er, bei aller wärmsten Hingebung an den Genius Goethe's, die Entwickelung desselben und die theils davon abhängende, theils sie bedingende Entwickelung der Zeitbildung, seit dem Beginn der Dichtung bis zu ihrer letzten Vollendung, von Stufe zu Stufe verfolgt, daraus den jedesmaligen geistigen und sittlichen Standpunkt des Dichters zu bestimmen, ihn in der Dichtung selbst nachzuweisen und dieselbe so, ihrer Entstehung und ihrem Zusammenhange nach, zu würdigen und zu erklären trachtet.

Wir haben es also nicht mit einem täppischen Bewunderer zu thun, der, von der vorgefaßten Meinung unfehlbarer Meisterschaft ausgehend, uns die ganze Faustdichtung als ein in allen Theilen harmonisches, weltumfassendes Ganze mit Gewalt aufzudemonstriren strebt; ebensowenig mit dem einseitig

verstockten Spießgesellen irgend eines philosophischen oder religiösen Systems, der entweder diesem die Dichtung unterzuordnen, oder es aus der Dichtung herauszuconstruiren beflissen ist (ein Thun, das bei aller Seichtigkeit fast immer den Anschein des Gelingens mit sich führt, denn in einer reichhaltigen Dichtung läßt sich mit einiger Consequenz am Ende Alles finden)? sondern mit einem warmen, erkennenden Verehrer des Dichters, der aber, ohne hinzuthuende oder vorausbestimmende Willkühr, die Dichtung so nimmt, wie sie vorliegt und entstanden ist, und sie als solche von dem einzig richtigen, dem ästhetisch wissenschaftlichen, Standpunkt zu würdigen unternimmt. Daß diese Würdigung, namentlich beim zweiten Theil des Faust, mehr oder weniger den Charakter der Auslegung und Deutung annimmt, was bei einem dichterischen Werke andrer Art dem Kritiker zum großen Tadel gereichen würde, das liegt hier nothwendig in seiner Aufgabe und in der Eigenthümlichkeit der allerdings räthselhaften Dichtung. Die durch diese Bemühung gewonnenen Resultate ins Einzelne und gründlich zu prüfen, dazu würde ein eignes Buch erforderlich sein. Hier glauben wir dem Verf. wie dem Publikum den besten Dienst zu erweisen, wenn wir, ohne uns viel auf Polemik einzulassen, kurze Andeutungen über den Sinn und Inhalt des Werkes zu geben uns bemühen. Wir können dies mit so besserem Gewissen thun, da bei wenigen fast unvermeidlichen Spitzfindigkeiten

im Einzelnen, die Hauptergebnisse des Werkes schwerlich zurückzuweisen und durch Richtigeres zu ersetzen sein werden.

Der Verf. thut bald zu Anfang des Werkes einen Ausspruch, der, durch angewöhnte Verdrehung von Kunstbegriffen, den Meisten parador erscheinen wird. Er spricht nämlich von einer vorwiegenden Subjectivität des Goethe'schen Genius, die er namentlich mit dem Beispiel einer bisher für durchaus objectiv angesehenen Schöpfung, der Iphigenie, belegt. Er räumt unserm größten Dichter nur soviel Objectivität ein, als einem großen Dichter durchaus unentbehrlich ist, um die Gebilde und Erlebnisse seines Innern mit fester, plastischer Form auszustatten. Sehr richtig bezeichnet der Verf. diese vorwiegende Subjectivität überhaupt als einen Charakterzug der modernen Poesie, die jeden gegebenen Stoff nicht unbefangen in seiner ursprünglichen Bedeutung hinnimmt und reproducirt, sondern ihn nur als äußern Anlaß ergreift und überwältigt, um etwas ganz andres aus ihm zu machen. Unsrer Meinung nach hätte der Verf. noch einen Schritt weiter gehen und geradezu aussprechen können: der Unterschied zwischen objectiver und subjectiver Dichtung, als qualitativ betrachtet, sei überhaupt ein ganz verkehrter und irriger Begriff. Wir behaupten, daß der innerste Kern, der eigentliche Inhalt einer jeden Dichtung, selbst das antike Epos nicht ausgenommen, durchaus subjectiv sei, und mithin

das Wort objectiv, auf den Inhalt angewendet, immer falsch gebraucht worden ist, da es sich lediglich auf die Mittel und die Art der Verkörperlichung, der Darstellung des subjectiven Inhalts anwenden läßt. Somit darf einer Dichtung weder das subjective noch das objective Moment fehlen, folglich können beide Worte auch gar nicht gebraucht werden, um eine Dichtungsart von der andern zu unterscheiden. Daß in den antiken Dichtungen dieses sinnliche Darstellungselement vorwiegender ist, daß die Dichter des Alterthums das ihnen gebotene Object, den Mythus, reiner und dem ursprünglichen Sinn gemäßer wiedergeben, als die modernen, thut unsrer Behauptung keinen Eintrag, sondern zeigt nur, daß im Alterthum die Subjectivität des Einzelnen mit dem allgemeinen Glauben und der nationalen Ueberlieferung fast identisch war, während in der neuern Zeit, bei mehr entwickelter innerer Persönlichkeit, jeder Einzelne eine besondre und eigenthümliche Welt für sich bildet. Hiermit stürzt freilich ein mühsam gebautes Kartenhaus zusammen, und Leute, bei denen eben da, wo Begriffe fehlen, sich ein Wort zur rechten Zeit einstellt, haben den Verlust so herrlicher Gemeinplätze, wie sich an die bisher gebräuchliche Auffassung der Worte objectiv und subjectiv knüpfen, schmerzlich zu beklagen.

Aus dem Ausgesprochenen entwickelt der Verfasser Goethe's dichterisches Verhältniß zur Sage überhaupt und zur Faustsage insbesondere. Er spricht

ihm (ohne damit schlechthin einen Tadel ausdrücken zu wollen) die Zähigkeit ab, sich an den vorhandnen Sinn einer Sage hinzugeben, denselben rein aufzufassen und zu reproduciren. Namentlich zeigt er von der Faustsage, wie der in Goethe, als seinem Hauptrepräsentanten, am höchsten gesteigerte Geist des Zeitalters es dem Dichter unmöglich machte, nicht nur sie dem ursprünglichen Sinne nach wiederzugestalten, sondern sogar sie demselben gemäß zu verstehen. Die Zeit, in der das erste Fragment des Faust entstand, war die Sturm- und Drangperiode, die Periode der gewaltsam hervorbrechenden Genialität und des Cultus dieser Genialität, die, selbst in ihrer alle Schranken durchbrechenden Unbändigkeit und Losgebundenheit, als das Höchste, als das Göttliche im Menschen unbedingt verehrt wurde. Goethe selbst war in dieser Periode befangen, aber auch er war es, der zuerst zum Bewußtsein kam. Innerliche Unbefriedigtheit ließ ihn das Unzulängliche und Gefährliche solches Treibens ahnen, aber noch nicht klar erkennen; er fühlte sich davon berührt und beängstet, ohne sich losreißen zu können. Grade dieser innere Zustand der Unruhe und des Zweifels trieb ihn zur Faustsage, und grade diesen Seelenzustand hat er im ersten Theil der Dichtung niedergelegt, doch so, daß er die Dichtung unternahm, gleichsam um im Verlauf derselben dem geheimnißvoll mahnenden Sinn der Sage erst nachzuspüren,

und sich, durch Auflösung des Räthsels, des innern Kampfes zu entlasten.

Diesem Standpunkt des Culms der Genialität **ganz entgegengesetzt** ist der alte, vom Verfasser als der **wahre** bezeichnete, Sinn der Sage. Hier sehen wir nämlich das **Böse** als **positiv** bezeichnet, wie es (der noch jetzt allgemein verbreiteten Meinung entgegen) als Substanz gewollt und erstrebt werden kann, nicht nur in That, sondern auch in Gesinnung und geistigem Streben. Man kann nicht allein böse **handeln**, sondern auch böse **sein**. Aber das Böse erscheint hier nicht als gemein, niedrig und **nur** selbstsüchtig in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern ausdrücklich der Gemeinheit und Alltäglichkeit gegenüber, als genial und gewaltig, nach hohem **geistigen** Genuß, selbst nach geistiger **Schöpfung** strebend und sie auch erlangend. Es ist, in seinem ersten Keim, mit dem **Göttlichen eins und dasselbe**, schlägt aber, durch Entäußerung von der Liebe Gottes, und indem es, der Weltordnung gegenüber, selbstständig und unabhängig stehen will, ins Gegentheil um, und fällt somit unwiderruflich der ewigen Verdammniß anheim. Aus diesem Mißverhältniß zwischen dem ursprünglichen Sinn der Sage und der Auffassung des Dichters leitet der Verfasser die Unmöglichkeit einer Vollendung des ersten Theils der Dichtung her. Sie kann weder im Sinn der Sage, dem sie von Haus aus entfremdet ist, noch in dem, in der **Skepsis** vorhandnen Sinne

des Dichters genügend zum Schluß geführt werden; mit platten Worten: Faust kann weder vom Teufel geholt, noch zum Himmel befähigt werden.

Obgleich wir der Ansicht des Verfassers von dem Vorhandensein des positiv Bösen beitreten müssen, so können wir dies doch nicht, wie er zu thun scheint, als ein in alle Ewigkeit der Gottheit gegenüber Bestehendes gelten lassen, obgleich der christliche Mythus und die furchtbaren Worte des rechtgläubigen Dante

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!

dafür sprechen. Wir möchten hier ein aus einem andern Religionssystem geschöpftes Symbol als versöhnender, vielleicht selbst tiefer entgegenstellen. Ahriman ist ebensowohl abgefallen, durch und durch böse, hochstrebend und gewaltig, wie Satan. Aber er wird zuletzt durch Flammen mehr und mehr geläutert werden, bis er, der Geist der Finsterniß, wieder zum Geist des Lichtes verklärt wird. Hiermit ist ausgesprochen, daß das Böse, bei aller seiner Positivität, doch nur als eine Abirrung, als ein verkehrtes Streben edler Kräfte zu betrachten sei, das sich zuletzt, durch Kampf und Qual, in sich selbst reinigen und zum Rechten wieder umschlagen muß, so wie es, ursprünglich recht, ins Böse umgeschlagen war. Die Unverwüstlichkeit und Unverlierbarkeit des an sich am Anfang Göttlichen ist hierin siegend ausgedrückt.

Ob in diesem Sinne nicht ein versöhnender (freilich der Katastrophe der Sage entgegengesetzter) Schluß der Dichtung möglich gewesen wäre, ohne daß der Dichter nöthig gehabt hätte, sich, wie im zweiten Theil geschehen ist, in ein ganz heterogenes Gebiet zu begeben, lassen wir dahingestellt sein." —

Der erste Theil der Dichtung wird hierauf vom Verfasser mit außerordentlichem Scharfsinn gesichtet. Er trennt die zuerst und zugleich entstandenen Scenen genau von den später hinzugedichteten, und weis't in den letztern einerseits einzelne Lichtblicke des Goethe'schen Genius in die Natur des positiv Bösen, die er beim Beginn der Dichtung ganz mißverstand, anderseits das Hereinragen jener allegorisch phantasmagorischen Anschauungs- und Darstellungsweise, wie sie im zweiten Theil durchaus vorwaltet, nach. Durch letztere Erklärungsart werden manche im ersten Theil enthaltene Widersprüche, Inconsequenzen und Verstöße gegen die psychologische Wahrheit zunächst aufgedeckt, zugleich aber auch wieder erklärt und gelöst. Vor allen merkwürdig sind hier folgende Einzelnheiten: Das Vorspiel im Himmel ist nach dem Verfasser nicht als ernstgemeinte, unmittelbar objective Darstellung eines als wirklich Gedachten anzusehen, sondern Gott der Herr, Mephisto und die Engel treten hier, auf die Behandlungsweise des zweiten Theils hinweisend, als Masken auf. Der zweite Monolog nebst der daran sich knüpfenden Selbstmordscene sind, als später hinzuge-

dichtet, ebenfalls nicht als unmittelbare Darstellung eines wirklich Vorfallenden, sondern als symbolisch zu betrachten. Als erstere wäre der Entschluß des Selbstmords in Faust's Lage nicht motivirt, noch weniger die begeisterte Extase, mit der er das Jenseits begrüßt, ebensowenig die Macht des Chorgesangs, ihn dem Leben wiederzugewinnen. Dieser Entschluß zum physischen Selbstmord soll hier nur den zum sittlichen, d. h. zur unbedingten Hingebung an das Böse, versinnbildlichen. Jene bezaubernden Klänge, mit denen Faust ein neues Dasein bewillkommt, sind eben nur der Ausdruck des Vorgefühls jener hohen geistigen Genüsse, deren das positiv Böse nach dem Verfasser allerdings fähig ist, und mit den Chorgesängen will der Dichter nur das von Faust freilich nur sehr unvollkommen erkannte Band ausdrücken, das denselben noch an die himmlische Liebe kettet und ihn später erretten soll. So kühn diese Hypothese scheint, müssen wir doch bekennen, daß sie der Verfasser mit überzeugender Kraft durchgeführt hat. — Die Gestalt des Mephisto ist in dem ersten Theil gedoppelt. In dem ursprünglichen Fragment erscheint Er, wie dort überhaupt alle Personen, als ganz concret menschlich. Erst in den später hinzugedichteten Scenen bezeichnet sich Mephisto selbst als einen Geist der Verneinung, als ein Abstractum, und ist von nun an, in der Conception des Dichters, nicht mehr ein für sich bestehendes Individuum, sondern nur der Geist der Negation, der geist-

reichen Ironie, ja des Humors in Faust selbst. Die ganze Blocksbergscene verlegt der Verfasser in Faust's Inneres und nimmt sie nur für einen allegorischen Ausdruck dessen, was in demselben vorgeht. Sie ist auf diese Weise für Faust dasselbe, was die Scene im Dom für Gretchen ist. Auch hier erklingen (im Wechselgesang am Anfang), durch alle Häßlichkeit und Entartung der Hölle, jene lockenden und bezaubernden Töne von Hohem und Herrlichem, das dem Himmel anzugehören scheint, aber wieder nur das Wesen des positiv Bösen bezeichnet. Das Liebesdrama zwischen Faust und Gretchen dagegen ist durchaus als der plastische Ausdruck eines wirklich Geschehenden zu betrachten. In der Gestalt Gretchens, der unschuldigen, unbewußten schönen Weiblichkeit, weist der Verfasser den innersten Kern der Subjectivität des Dichters selbst in jener Periode nach. Später verklärte sich dies Ideal zu dem bewußter Weiblichkeit und blieb als solches gleichsam das Allerheiligste im Gemüth unsers großen Dichters. Wie richtig der Verfasser hier gesehen hat, das spricht sich in klaren Worten am Schlusse des zweiten Theils der Faustdichtung aus:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Natürlich behauptet der Verfasser nicht, daß Alles so, wie er es entwickelt hat, auch im Bewußtsein des Dichters sich zugetragen habe, aber mit Recht spricht

er aus, daß der Kritiker allerdings berechtigt ist, auch den unbewußten Operationen des Genius nachzuspüren.

Was den zweiten Theil der Dichtung betrifft, so betrachtet ihn der Vers. nicht eigentlich als eine Fortsetzung und Vollendung des ersten, als ob wir nun in beiden eine vollkommne, künstlerische Schöpfung aus einem Guße hätten. Er sieht beide Theile als verschiedne Dichtungen an, doch so, daß der zweite auf den ersten Bezug nimmt und ohne ihn nicht verstanden werden kann. Allein der Standpunkt des Dichters, die Darstellungsweise und selbst der Inhalt sind im zweiten Theil wesentlich von denen des ersten verschieden. Den innern oder angedeuteten Zweifel, jener innern Unbefriedigtheit befreite sich Goethe selbst durch das Erkennen und geistige Erringen des griechischen Kunstideals, das ihm während seines Aufenthalts in Italien zuerst zauberisch winkte und in dessen Besitz er sich von nun an durch fortwährende Geistesarbeit setzte. Nichts andres, als dieses erste Ausdämmern, diese Arbeit, dieser Fortschritt bis zur gänzlichen Aufklärung und reinen Harmonie bildet den Inhalt des zweiten Theiles der Dichtung. Man sieht, daß hierbei das subjective Moment noch viel entschiedner vorherrscht, als im ersten Theile, trotzdem, daß mit diesem gehörigen Siege im Innern des Dichters zugleich ein Sieg des ganzen Zeitalters bezeichnet wird; nur freilich mit dem Unterschiede, daß in diesem zweiten Theile

der Dichter sich von Haus aus klar gemacht hat, was er will, und nicht in der Dichtung selbst erst nach dem Resultat zu suchen unternimmt. Die alten Figuren, die im ersten Theile mehr oder weniger noch concrete, sittliche Gestalten waren, werden nun blos die Träger einer gedankenreichen Versinnbildlichung. Natürlich wird ihnen dadurch eigentliche Persönlichkeit entzogen; sie treten, wie sich der Vers. ohngefähr ausdrückt, aus dem Bereich sittlicher Zurechnungsfähigkeit heraus. Außerdem bringt es der Charakter einer entschieden allegorischen Dichtung mit sich, daß die Hauptfiguren von einer üppigen Fülle rastlos wechselnder Gestalten um- und fast übergaukelt werden, die ihrerseits wieder die Träger reichverschlungener Allegorien sind, damit der Blick nicht auf ein Einzelnes zu fest geheftet und verleitet werde, dies als die Darstellung eines Wirklichen anzusehen. Das Wesen der allegorischen Dichtung ist vom Verfasser aufs trefflichste entwickelt; eben so ist die Wahrheit richtig ausgesprochen, daß nur eine solche Poesie von einem Dichtergreise, in dem das Contemplative und bewußt Reflectirende mehr und mehr über das Intuitive Oberhand gewinnt, geübt werden kann. Ob sich aber dennoch der Inhalt und die Behandlungsweise dieser Dichtung mit dem wahren Wesen der Poesie genügend vertrage, darüber scheint der Vers. vermieden zu haben, sich deutlich auszusprechen, und die Antwort auf diese Frage wird um so bedenklicher, da die Poesie hier wirklich

trotz allem nicht zu bestreitenden, üppigen Aufwande hoher poetischer Schönheiten, in ein, wir möchten fast scherzhaft sagen, *unerlaubtes* Spiel mit schwer zu lösenden Räthseln ausartet.

Was nun die hervortretenden Hauptmomente dieser Räthselwelt betrifft, so möchten die vom Verf. gegebenen Hinweisungen wohl die *einzig richtigen* sein, welche verfolgend man nach und nach zu einem ziemlich vollständigen Verständniß auch der Einzelnheiten dieser (vom Verf. *charakteristisch* so bezeichneten) *wunderbaren* Dichtung gelangen kann. Der Raum erlaubt uns nur, über diese Hauptpunkte im Fluge hinzustreifen, wobei wir uns aller weitern Zwischenbemerkungen enthalten. — Die erste Scene versinnlicht, in der Weihung und Reinigung Faust's durch die Geister der *Poesie*, die Aenderung, die im Dichter selbst vorgeht. Er begnügt sich fortan, da er das Licht der Sonne nicht ertragen kann, mit dem Abglanz desselben, dem Regenbogen, der über dem Wassersturz (dem Leben) schwebt; d. h. der Dichter sieht das reine Erfassen der Poesie und Kunst als seine eigentliche Lebensaufgabe an und entsagt dem Erkennen des rein Uebersinnlichen. — Der Schatz, von dem Mephisto vor dem Hofe spricht, der, von der Vorzeit aufgehäuft, verborgen liegt, ist ein *geistiger* Schatz, durch dessen Entbehrung das geschichtliche Treiben schaal und flach geworden ist. Doch täuscht Mephisto nachher die damit leicht befriedigte Menge durch ein blos

äußerliches, werthloses Ersatzmittel für diesen Geistesschatz, in der Allegorie als Papiergeld bezeichnet. — Das Maskenspiel ist nöthig, um den Charakter der ganzen folgenden Dichtung einleitend als allegorisch anzudeuten. Plutus, in welcher Maske Faust erscheint, bedeutet ebenfalls wieder den Gott geistigen Reichthums. Darum ist der Knabe Wagenlenker, der sich selbst erst Verschwendung, dann Poesie nennt, ihm mit Recht beigegeben. Dieser Knabe bezeichnet aber näher die Poesie des Dichters, wie sie in demselben anlebt und sich entwickelt, und erscheint, als solche, später als Homunculus und endlich als Euphorion wieder. Alle drei sind also eigentlich dieselbe Person. Der als Geiz verkappte Mephisto bezeichnet auch einen geistigen Begriff, der sich zur Poesie verhält, wie der Geiz zur Verschwendung. Pan (die Maske des Kaisers) mit seinem Gefolge bedeutet das sinnliche Naturleben, das sich dem geistigen Gebiet (dem Feuerquell) nähert, ohne es zu tragen und sich aneignen zu können.

Um den Dreifuß zu holen, auf dem Faust die Helena zu citiren vermag, muß er zu den Müttern hinabsteigen, die in raumloser Oede von den Schattenbildern alles zum Werden Bestimmten und Gewesenen umschwebt sind, das heißt: der Geist muß in seine von Gestalten unbevölkerten, einfachen Urtiefen hinabsteigen, das Individuum muß sich von dem dunkelsten Grund seines Wesens aus von neuem

erfassen, um die Macht zu erlangen, das Ideal künstlerischer Schönheit sich erscheinen zu lassen. Dies Ideal wird aber nicht im raschen Anlauf gewonnen, sondern muß erarbeitet werden. Helena verschwindet vor Faust's Umarmung; er sinkt hin: sein bisheriges Wesen ist todt. — Die Rückkehr in Faust's altes Studirzimmer bedeutet die Rückkehr zum Studium, das auch in seiner formalen Aeußerlichkeit nothwendig ist, um zum Ideal der Kunst zu gelangen. Durch Wagner's (der Gelehrsamkeit), Mephisto's (der negirenden Ironie) und des schlafenden Faust Zusammensein wird der Homunculus erzeugt, der sich fortan darnach sehnt, zu entstehen. Homunculus ist der objective Ausdruck von Faust's, einer Wiedergeburt entgegenringendem, Seelenzustande. Um zu entstehen, fliegt er mit Faust und Mephisto zur classischen Walpurgisnacht, wo Faust seine Geliebte in der Gesammtwelt der griechischen Mythologie sucht. — Die Gegenüberstellung des Neptunismus und Vulcanismus ist nicht nur geologisch, sondern hauptsächlich geistig zu fassen. Die ächte Erkenntniß des Ideals, die ächte Poesie kann nicht auf gewaltsamem, mechanischem Wege geboren werden, sondern nur auf still und organisch bildendem. Daher strebt Homunculus zum heitern Meeresfeste. Dieses ist eine sich wiederholende Feier der Geburt der Schönheit. Galatea ist hier die Stellvertreterin der Venus und identisch mit der nachher auftretenden

Helena. Zu ihren Füßen zerbricht das Fläschchen, das den Homunculus einschließt, er wird frei, er wird. — Helena tritt auf. Der Sturz Troja's im Hintergrunde ist hier typisch zu fassen und deutet auf den Sturz der Griechenwelt hin. Helena soll geopfert werden, d. h. das Ideal künstlerischer Schönheit ist vom Untergang bedroht, aber Faust nimmt die Helena als Gebieterin und Geliebte auf, lehrt sie in Reimen sprechen, erzeugt mit ihr den Euphorion. Der Dichter, und mit ihm die moderne Bildung überhaupt, hat das Ideal der classischen Kunstwelt zu innigster Vereinigung errungen und sich assimilirt und so die ächte moderne Poesie erzeugt. Durch eine sonderbare Wendung, vom Einfluß der Zeitumstände bedingt, läßt Goethe in diesen Begriff der modernen Poesie die Charaktereigenthümlichkeit Lord Byron's hineinspielen. — Das Treiben Faust's im letzten Act (wo Faust wieder mehr als sittliches Wesen, als plastisch hingestellter Charakter zu betrachten ist) versinnlicht im Allgemeinen den Lieblingsgedanken Goethe's, daß der Mensch, nachdem er sich dem Ideal der Schönheit hingegeben, es aufs innigste empfunden und geistig in sich aufgenommen hat, nun noch verpflichtet ist, in seliger Erinnerung an diese Vereinigung, praktisch tüchtig zu wirken und zu schaffen; doch liegt auch in dieser Abgewinnung weiter, urbarer Strecken von der Herrschaft des überfluthenden Meeres, nach der unmittelbaren, eine geistige Be-

deutung. — Die Tragödie schließt sich jetzt näher an das im ersten Theil Vorbereitete an. Faust, durch Arbeit und Entsagung entsühnt, am Augenblick erfreut, stirbt. Der Kampf der Engel und Teufel um seine Seele ist wieder allegorisch und nicht gradezu zu nehmen. Ebenso die Scene seiner Heiligung und Verklärung, in der des Dichters innige Ueberzeugung von der reinigenden und erhebenden Kraft der Buße, Arbeit und Entsagung kindlich niedergelegt ist.

Es folgen in dem Werke noch mehrere Kritiken des Verf., die hauptsächlich den sittlichen Charakter Goethe's in mancher Hinsicht in ein neues Licht setzen und aufs scharfsinnigste erklären.

Sollten wir, aus Mangel an Gedächtniß, Auffassung oder der Fähigkeit zu einem kürzesten und doch treffenden Ueberblick des Verf. Sinn mitunter schief oder flach wiedergegeben haben, so möge er uns das vergeben. Unsre Absicht war keineswegs, durch Abfassung dieses Aufsatzes das Lesen seines Werkes, auch nur zur Noth, entbehrlich zu machen; wir wollten nur befähigten Lesern einen Blick auf die Wichtigkeit desselben zum Verständniß der eigenthümlichsten Schöpfung unsers größten Dichters eröffnen.

Silvio Pellico.

Als vor einigen Jahren Pellico's Werke in Deutschland bekannt wurden, erregte der Name dieses Schriftstellers allgemeines Aufsehen. Dies hatte er wohl vorzugsweise der, in der That höchst merkwürdigen Schrift „Le mie prigioni“ zu verdanken. Die Geschichte des langen Eingekerkerten erregte Mitgefühl für den Menschen, und ließ, wie es zu geschehen pflegt, den Schriftsteller überschätzen. Obgleich Wenige seine übrigen Werke studirt haben mögen, so scheint man doch von der Bedeutsamkeit und Trefflichkeit derselben eine vorgefaßte Meinung gehegt zu haben. Aber daraus, daß ein Schriftsteller lange Gefangener gewesen ist, folgt noch nicht, daß er ein ausgezeichneter Schriftsteller sei. Auch lasse man sich nicht von dem Enthusiasmus irre führen, den seine Werke in Italien erregt haben. Die Italiener sind überhaupt geneigt zum Enthusiasmus, und kein Volk ist in der gedankenleeren Vergötterung seiner Dichter so veräußerlicht weit gegangen, als sie. Man lese nur die Vorreden der Herausgeber mittelmäßiger und schlechter italienischer Werke, und man wird über die Anzahl „göttlicher

und „vortrefflichen“ Poeten, die Italien aufzuweisen hat, erstaunen.

Da jetzt wieder eine Ergänzung der Schriften Pellico's unter dem Titel

„Opere compiute di Silvio Pellico da Saluzzo. Volume secondo. Lipsia presso Ernesto Fleischer. 1838.“

erschienen ist, so möchte es wohl an der Zeit sein, die Stellung des Verf. als Schriftsteller und Dichter ernsthaft zu prüfen und beim Publikum vielleicht manche irrige Meinung zu berichtigen.

Was nun zuvörderst die Schrift „Le mie prigioni“ betrifft, so hat dieselbe wohl kein hervorstechendes literarisches Verdienst, wohl aber das der strengsten Wahrheit und unverhohlensten Aufrichtigkeit, einer Aufrichtigkeit in der That, bei der einem angst und bange werden kann. Wir wüßten, in dieser Hinsicht, kein andres Werk, das diesem an die Seite zu setzen wäre, als J. J. Rousseau's Confessionen. Beide Bücher sind, in psychologischer Hinsicht, eben so merkwürdig und interessant, als unerquicklich und unheimlich; beide liest man mit der äußersten Spannung, um sie mit dem übersättigsten Widerwillen aus der Hand zu legen. Der Grund ist klar. In dieser zudringlichen Aufrichtigkeit, die jedes fremde, gleichgültige Auge in die geheimsten Falten des Herzens blicken läßt, ihm nicht nur die innersten edlen Regungen, sondern auch die verborgensten Schwächen und Erbärmlichkeiten, deren man sich vor sich selbst zu schä-

men hat, preisgiebt, liegt eine Art von Proſitution, die jedes deutſche Gemüth nur mit dem größten Unbehagen erfüllen kann.

Allerdings ſoll der dazu Berufene das Beſte und Tiefſte, was in ihm iſt, in Wort und Schrift, zur Veredlung der Menſchheit ans Licht bringen; doch nur das, was allgemeinen Werth hat und ſchon deshalb nicht ihm allein, ſondern Allen angehört. Aber ein edles Schamgefühl muß ſich Jedem entgegenſtellen, der ſeine geheimſte Innerlichkeit, ohne das Medium künſtleriſcher Reproduction, ſchlechthin und proſaiſch hinzugeben unternimmt. Niemand hat dieſe heilige Scheu beſſer gefühlt und ihr mehr das ihr gebührende Recht widerfahren laſſen, als Goethe, der uns auch hierin wieder, trotz der ihm gemachten Vorwürfe, als ein Menſch von höherer Sittlichkeit entgegentritt. Obgleich bei der lehr- und inhaltreichen Darſtellung ſeiner Erlebniſſe ihn ohnehin das leiſeſte Zartgefühl geleitet hatte, konnte er es doch nicht über ſich gewinnen, ſie anders, als unter dem Titel „Wahrheit und Dichtung“ zu veröffentlichen, damit ſie dem Auge des Leſers in die Ferne künſtleriſcher Objectivität gerückt würde.

Setzen wir unſern Vergleich zwiſchen Pellico und Rouſſeau fort, ſo müſſen wir bekennen, daß das Buch des erſtern uns noch weit widerwärtiger erſchienen iſt, als das des letztern, trotzdem, daß Rouſſeau uns wahrhafte Verbrechen zu berichten

hat, was bei Pellico durchaus nicht der Fall iſt. Aber bei Rouſſeau bleibt, als großartiger Hintergrund, die ihre Zeit überragende Perſönlichkeit, die ſprudelnde Fülle eines großen, flammenden Gemüthes, die Schärfe des Witzes, die Kühnheit des Gedankens. Sehen wir dann, wie dieſe Natur in ſelbſtgewebenen Geſpinnſten ſich verfängt und verkümmert, ſo iſt dieſer Untergang tragiſch. Was aber hat uns Pellico zu bieten? Eine dürftige, nervenſchwache Seele, von keiner Kraft belebt, als der einſeitigen der Leidenſchaft, ſehen wir in ſeinem Buche, auf eine qualvolle Weiſe, vollends moraliſch untergehen. Man laſſe ſich nicht von der ſcheinbaren Reſignation, von dem innigen Umklammern der Religion täuſchen! Auch dies iſt bei Pellico, wie man bei aufmerkſamem Studium finden wird, durchaus nur leidenſchaftlich, weit davon entfernt, zu einer wahrhaften, religiöſen Geſinnung geſtillt, geläutert und befeſtigt zu ſein. Man wird uns vielleicht vorwerfen, daß wir hier den Menſchen herabſetzen, anſtatt den Schriftſteller zu beurtheilen; aber wer ſeine eigne Perſönlichkeit auf dieſe Weiſe zum Gegenſtand der Darſtellung gemacht, der muß ſich es auch gefallen laſſen, wenn dieſe Perſönlichkeit nothgedrungen der Kritik anheimfällt.

Auf dieſes Werk folgt im erſten Bande ein „Discorso dei doveri degli nomini.“ Der Verf. ſelbſt ſagt, daß er damit nichts geben wolle, als eine ſchmuckloſe Herzählung (una pura enumera-

ziono) der menschlichen Pflichten. Ob ein solches Buch für Italiener nothwendig und wirksam sei, vermögen wir nicht zu beurtheilen. In Deutschland würde man es mit Recht zu der großen Masse derjenigen Schriften zählen, die gar nicht als zur Literatur gehörig betrachtet werden.

Wir kommen nun zu den poetischen Werken. Der Hauptmangel, den sie alle mehr oder weniger an sich tragen, ist der der freischaffenden Dichterphantasie.

Am wenigsten bemerklich ist derselbe bei den Tragödien des Verf., die überhaupt seine besten Leistungen sind. Wir finden hier eine warme, energische Darstellung der Leidenschaften, deren gewaltiger Kampf, untereinander oder mit heiligen Pflichten, zu tragischen Katastrophen führt. Der Ausdruck ist überall würdig, oft pathetisch, das Ganze in kühnem, düsterm Colorit gehalten. Auch die Süßigkeit schöner und sanfter Empfindung ist, namentlich in den weiblichen Charakteren, anzutreffen. Dennoch machen diese Tragedien im Allgemeinen den Eindruck der Einförmigkeit und Bedeutungslosigkeit; man glaubt alle zu kennen, wenn man eine gelesen hat. Es fehlt ihnen allen der belebende, vermannigfaltigende Hintergrund des Gedankens und plastischer, treffender Auffassung großer Geschichtsverhältnisse. Diese Ohnmacht, die Geschichte poetisch zu bewältigen und charakteristisch zu reproduciren, deutet überall auf eine noch niedrige

Stufe dramatiſcher Kunſt. Auch Alfieri's Tragödien haben denſelben Mangel. Vielleicht liegt ein Grund zu dieſer Ohnmacht darin, daß das neue Italien eigentlich nie eine würdige geſchichtliche Exiſtenz ſich zu erringen gewußt hat.

Den größten Theil des jetzt erſchienenen zweiten Bandes nehmen lyriſche Gedichte unter dem Titel „Poesie" ein. Ihr vorherrſchender Zug iſt Religioſität, und zwar eine Religioſität, die ſich aufs engſte an das Dogma und den Ritus anſchließt, in ſolchem Grade, daß man in Verlegenheit geräth, ob man die Sammlung dieſer Gedichte als ein belletriſtiſches Werk, oder als ein Erbauungsbuch zu betrachten habe.

Im letztern Falle würde man uns wahrſcheinlich zumuthen, ſie in dieſen Blättern mit Schweigen zu übergehen, da es bisher wenig Sitte geweſen iſt, Erbauungsſchriften einer äſthetiſchen Kritik zu unterwerfen. Manchen möchten ſie über aller, andern, zum großen Theil, unter aller Kritik ſtehend erſcheinen. Beide Theile haben Unrecht. Ein wohlgeſinnter, tüchtiger Mann könnte ſich gewiß ein hohes Verdienſt erwerben, wenn er die Rieſenarbeit auf ſich nehmen wollte, einmal den Wuſt der deutſchen Gebet-, Erbauungs- und Predigtbücher, ohne befangene Einſeitigkeit vom Standpunkte ſtrenger Kritik aus zu ſichten und beim Publikum ins rechte Licht zu ſtellen. Sehr viele, ja vielleicht die Mehrzahl dieſer Bücher, tragen den Stempel des

rohesten Unverstandes, der niedrigsten und eigennützigsten Auffassung der Religion und Sittlichkeit, nicht selten sogar den der frechsten Geldspeculation an der Stirn und können aufs Volk nur verderblich und entsittlichend wirken.

Doch zu unserm Thema zurück! Pellico's Poesie liegen einmal in der äußern Form freier Geistesproducte vor, und haben daher auch nicht das Recht, sich der ästhetischen Kritik zu entziehen, sollten auch der Verf. und die ihm Gleichgesinnten diesen Standpunkt nicht wollen gelten lassen. Ja der Verf. könnte sich, bei der Doppelnatur seiner Gedichte, nicht beschweren, wenn die Kritik schwankte, und ihm weder Verstöße gegen die Kunst, noch gegen die wahre Auffassung der katholischen Religion ungerügt hingehen ließe. Auch ist es, bei einer solchen Gattung von Poesie, unvermeidlich, auf die persönliche Gesinnung des Verf. zurückzukommen, da er in vielen Gedichten nichts anders geleistet hat, als seine religiösen und sittlichen Meinungen und Empfindungen gradehin, trocken und dürr abzuschreiben. Auf solche Weise kann nun freilich kein ächtes Gedicht, auch kein lyrisches entstehen; denn das „in Verse bringen" macht noch kein Gedicht. Jedes Gedicht, es sei welcher Art es wolle, setzt durchaus eine künstlerische Composition, eine Reproduction voraus. Selbst das einfachste Lied kann sich diesem Gesetz nicht entziehen, ohne prosaisch zu werden. Durch reines,

auch noch so treues Copiren entsteht überhaupt kein Kunstwerk.

Hiermit ist der Haupttadel ausgesprochen, der diese Poesie im Allgemeinen trifft. Sie sind fast alle durch ein rein mechanisches Verfahren entstanden; auch da, wo es auf eine Composition angelegt scheint, findet man bald, daß man eine bloße äußerliche Zusammenfügung, ein Additionsexempel vor sich hat.

Sehen wir nun auf den in dieser meist verfehlten Form (im ausgedehntern Sinn) oder vielmehr in dieser Formlosigkeit gegebenen Inhalt, so muß eingeräumt werden, daß der Dichter mit der größten Redlichkeit und Aufrichtigkeit uns sein ganzes Gemüth durchschauen läßt, doch oft mit jener schon oben bezeichneten Unrichtigkeit, die nur verletzen, nicht aber erquicken kann. Wir sehen einen Mann, der, in frommer Rechtgläubigkeit erzogen, in seiner Jugend von einer falschen, sophistischen Philosophie verlockt wurde und Gefahr lief, seinen Glauben zu verlieren, oder doch ihn aus Eitelkeit oder Furcht vor Verspottung zu verleugnen. Solche unangenehme Eröffnungen werden uns wiederholt auf die naivste Weise gemacht. Z. B. in dem Gedicht La croce. Wir übersetzen wörtlich:

„Und in ähnlicher Zeit habe ich gelebt! Berühmte Verwegene hatten die Altäre verlacht, und, verblendet von der schlauen Verspottung, begann die Menge jene zu vergöttern. Es schien schön, mit bitterer

Verachtung derer zu prahlen, die zu Christus Gebete zu erheben wagten, und mehr als einer verlästerte, aus Feigheit, das Evangelium, das er doch im Herzen trug. — Ich trug das Evangelium im Herzen und stieß nie Lästerungen gegen dasselbe aus; aber weil Gebete und Andacht verlacht wurden, zeigte ich oft Unbekümmertheit um Gott, und denen gleich, die des Himmels nicht gedenken, strebte ich nach Lob, Vergnügen und Eitelkeit; und doch hörte ich stets eine Stimme in der Seele, welche sagte: „Wohin gehst du? kehre zum Kreuz zurück!“ —

Oder in dem Gedichte „Le chiese.“ Der Dichter redet von einem französischen Atheisten:

„Hätte ich jenem Apostaten die unwürdige Maske abgerissen! Hätte ich ihn im Angesicht der Gerechten erniedrigt! Thöricht schwieg ich, und wendete im Herzen die schändlichen Worte des incarnirten Satan, und lächelte seinem geistvollen, treulosen Lächeln, und schwankend stand ich zwischen den strengen, mir von der Wahrheit gezeigten Aussprüchen und den fröhlichen und stolzen der sprechenden Schlange. Von diesem traurigen Tage an konnte ich nicht, nein ich konnte nicht die heiligen vaterländischen Altäre mehr lieben, aber zuweilen schaute ich sie an, ungewiß, ob ich sie verehren solle, wie in den Tagen der Unschuld, oder ob es verständiger (più senno) wäre, sie zu vergessen und zu verlachen, und nur meinen Willen und mein Wagen zu Götzen zu haben.“ — !!!

Fragen wir nun, welches eigentlich die so sehr verführerischen Eingebungen jener (sogenannten) Philosophie gegen den Glauben des Dichters waren, so finden wir hierüber in den Gedichten selbst Andeutungen genug, ja der Verfasser führt die Gegner seines Glaubens selbst redend ein. Aber das, was sie vorzubringen haben, scheint uns, wir müssen es gestehen, so kahl und albern, daß wir nicht begreifen, wie ein denkendes Wesen sich durch dergleichen an dem, was seine heiligste Ueberzeugung ist, nur einen Augenblick kann irre machen lassen. Der Standpunkt dieser Skepsis ist im Allgemeinen der für uns längst überwundene Voltaire'sche, nur gänzlich entkleidet von Voltaire's Geist und Gedankenschärfe, in der trivialsten Nacktheit und Flachheit. In der That, was sollen wir von einer Religiosität halten, die durch geistlose Gemeinplätze erschüttert werden kann? Und so erscheint uns des Dichters religiöser Glaube auch wirklich mehr als ein dunkles, leidenschaftliches Gefühl, denn als jene feste, selbstständig gewonnene, gedankenmäßige Ueberzeugung, in der Gemüth und Geist gleiche Befriedigung finden. Aber der Verfasser gehört zu jenen Schwachen, die das Nachdenken über die Geheimnisse der Religion scheuen und verbieten, in der Meinung, daß es nicht anders, als zum Unglauben und Verderben führen könne. —

Von Philosophien kennt er nur zwei, nämlich erstens die skeptische. Diese ist für ihn der incarnirte Teufel und Versucher. Zweitens, und allein, der

ersten gegenüber stehend, eine Philosophie, von deren Tiefe und Trefflichkeit der Dichter oft redet, die im Dogma und im Ritus, bis in die einzelnsten Ceremonien hinein, verborgen sein soll. Wir haben keineswegs die Absicht, eine solche Philosophie ableugnen oder gar belächeln zu wollen; aber leid thut es uns, daß der Dichter, der doch so sehr von ihr erfüllt sein will, nicht die Güte gehabt hat, uns auch nur einen einzigen Gedanken derselben näher zu bezeichnen. Denn das wird man uns doch nicht etwa als eine Philosophie des Ritus aufzubürden meinen, wenn in dem Gedicht „Le processionio" uns eine Schilderung aller im katholischen Cultus üblicher Prozessionen hergezählt wird. In diesem Gedicht heißt es unter andern, bei Gelegenheit einer Prozession, die zu Zeiten der Pest angeordnet ist: „Religion beseligt die Gemüther, die Furcht bedrückt hatte, und nun kann auch die Natur der schädlichen Luft kräftiger widerstehen. Religion klärt und stillt die trüben Gewissen, und wenn die Seele versöhnt ist, wirken die Arzneimittel (farmachi, wir übersetzen wörtlich) im Menschen kräftiger." —

Ist dies nun Poesie? Wir möchten es aber die platteste Prosa nennen. Oder ist es (um auch den andern Standpunkt gelten zu lassen) Religiosität? Gewiß nicht die wahre, denn diese betrachtet den Cultus nicht als Sache des Nutzens. Man glaubt ein Tractätlein über den medicinischen Nutzen der Prozessionen zu lesen. —

Von einer andern, freien Philosophie aber, die

durch ſelbſtſtändige Forſchung nicht danach ſtrebt, den Glauben zu zerſtören, ſondern im Gegentheil den denkenden Menſchen verſöhnt und befriedigt zu demſelben zurückführt, hat Pellico gar keine Ahnung.

So iſt auch ſeine Rückkehr zur Religion nichts anders, als eine Flucht vor dem Zweifel, von dem er ſich ſtets noch bedroht fühlt, und dem er ſich nicht ſcharf ins Auge zu ſehen getraut; nur ein weibliches Wiederhingeben an das, was ſeinem Jugendgefühl heilig war, ohne Sieg, ohne Gewinn einer reifern, feſterbegründeten Ueberzeugung. Er ſelbſt bildet ſich ein, daß man in dieſem Punkt ſeine Ehrlichkeit in Zweifel ziehen könne, und ſucht ſich dagegen zu verwahren.

Ein unnützes Bemühen! Denn, wie wir ſchon ſagten, alle ſeine Worte tragen durchaus den Stempel der einfachſten Wahrheit. Höchſt unangenehm berühret uns auch das oftmalige Wiederholen des Gedankens, daß er von den Unfrommen, die ſich die Aufgeklärten der Zeit dünken, wegen ſeiner Anhänglichkeit an Glauben und Cultus verſpottet werden würde. Pellico ſcheint ſich wirklich einzubilden, daß er der Religion ein großes Opfer bringt, indem er ſich über dergleichen Spötterein hinwegſetzt. Uns aber ſcheint, daß man von der gemeinſten Tugend jedes Ehrenmannes, ſeine Geſinnung frei zu bekennen, nicht ſo großes Aufheben zu machen habe. —

Auch die Vaterlandsliebe tritt in dieſen Gedichten auf, aber wie? Man bedenke, wer hier

spricht. Es ist Silvio Pellico, ein Mann aus Saluzzo:

Oh dolce patria! oh come
Balza de' forti il core al tuo bel nome!
Stimolo e generosi atti è desio
Ch'ella in seno a virtù splenda felice:
La voce che nel dice,
Voce è di carità, voce è d'Iddio!

Ma tu che in fondo al core
Tutti gli arcani miei leggi, o Signore,
Tu sai che l'amor patrio, onde mi vanto,
Non è superba frenesia di guerra,
Perchè di sangue e pianto,
A nome d'equità, grondi la terra.

Neppure a' dì lontani
Quando me travolvean disegni insani, etc.

Wie anders lautet da die Canzone Petrarca's „Italia mia, benchè'l parlar sia indarno" etc., in der es unter andern heißt:

Virtù contra furore
Prenderà l'arme, e fia'l combatter corto:
Chè l'antico valore
Negl'italici cor non è ancor morto.

So spricht Petrarca, den man doch sonst, nicht mit Unrecht, der Weichlichkeit und Tändelei beschuldigt hat. —

Auch seinen Freund Ugo Foscolo zieht Pellico in einem, nach demselben benannten Gedichte, in dasselbe vertraute Verhältniß mit dem Leser, in das er sich selbst setzt. Dessen innerste Gemüthsgeschichte

hat er, mit Verleugnung alles Zartgefühls, in Verse gebracht. Unter andern spricht er in diesem Gedichte auch die tröstliche Hoffnung aus, sein Freund würde in seiner Sterbestunde wohl noch zum wahren Glauben gelangt, und vielleicht nicht vom Teufel geholt worden sein, der sich schon darauf gefreut habe:

Spero che l'Angiol degli eterni guai,
Già di predar tua grande alma giocondo,
L'avrà fremendo vista all'ultim'ora,
Spiccato un volo al ciel, fuggirgli ancora. —

Der in der Brust des Dichters sich stets erneuende Kampf zwischen Zweifel und gläubiger Hingebung, Ehrgeiz und Demuth, Zorn und christlicher Versöhnlichkeit (das Hauptthema dieser Gedichte) ist, obgleich der poetischen Darstellung im höchsten Grade fähig, mit einem ganz auffallenden Mangel an wahrer Poesie und dem, was wir im dichterischen Sinne Gedanken nennen, zu Versen verarbeitet. Es könnte uns hier eingewandt werden, daß dergleichen Ergießungen einer frommen Seele durch poetischen Schmuck und geistreiche Behandlung verfälscht und in ihrer edlen Einfalt beeinträchtigt würden. Hiergegen aber sprechen die offenkundigsten Thatsachen. Wir brauchen nur an Petrarca's Canzone „Vergine bella, che, di sol vestita" etc. zu erinnern. Sie ist weiter nichts, als ein, durchaus aus Dogma sich anschließendes, Gebet an die heilige Jungfrau, und dennoch ein ächtes, gedanken- und bilderreiches Gedicht. Auch in unsrer Zeit haben wir der-

gleichen Poesie aufzuweisen. Lamartine's Poesien haben zum Theil ähnliche Gemüthslagen zum Gegenstand, wie die Pellico's. Sie sind eben so wahr und tief empfunden, aber bei weitem gestaltreicher und dichterischer dargestellt.

Es mag sein, daß Pellico sich, aus frommer Demuth, absichtlich der dichterischen Kraft und Fülle entäußert hat. Daran aber hat er höchst Unrecht gethan. Die Kunst ist edel und göttlich genug, um ihr ein Leben des begeistertsten Strebens zu weihen. Alle großen Dichter haben die Kunst über Alles geliebt, und weit davon entfernt, daß diese Liebe in Abgötterei auszuarten nöthig habe und der wahren Gottverehrung in der Brust des Künstlers Abbruch thue, ist sie hingegen, im reinen und hohen Künstlergemüth, von derselben unzertrennlich. Es giebt auch ein poetisches Gewissen, das, dem wahren Dichter nicht minder heilig, als das sittliche, ihn fort und fort antreibt, nicht nur das Unedle und Unschöne, sondern auch (was so ziemlich auf eins hinausläuft) das Flache und Triviale zu scheuen und nach Schöpfungen zu streben, die in künstlerischer Vollendung sich dem Trefflichsten an die Seite stellen können. Ob man in Italien (wenigstens in der neuern Zeit) etwas von dieser Art von Gewissen begreift, das können wir freilich nicht wissen. — Aus allem Gesagten erkennt man einen Mann, den seine eigne Engherzigkeit, wenigstens als Dichter, zu Grunde gerichtet hat. Doch finden sich

auch in diesen Gedichten noch Spuren eines hohen poetischen Talents, die den Verlust desselben schmerzlich beklagen lassen. Auch hiervon geben wir, um nicht ungerecht zu scheinen, eine Probe. Das Gedicht „L'uomo" beginnt also:

Capir non può l'umano spirto quale
Fosse dell'uom la prima, alta natura,
Pria che i suoi giorni avvelenasse il male.

Ma di natia grandezza un resto dura
Pur d'Adam nel nipote aventurato,
Che un Dio, pinchè una belva, in sè affigura.

Quel corrucciarsi del suo abbietto stato
E' sdi un tempo altergia e sentimento
Chè pel fango terren non fu creato.

Giocondo del suo pascolo è l'armento,
E se rugge il leon, rugge per fame,
E quand' è sazio, anch' ei posa contento.

Solo il mortal, benchè ogni senso sframe,
E si sforzi a letizia, ode una voce
Che in cor gli grida: — L'ore tue son grame! —

Die kleinere Hälfte des zweiten Bandes nehmen sieben epische Dichtungen unter dem Namen „Canticho" ein, deren schon der erste Band vier enthält. Sie sind von derjenigen Gattung, die sich zum ausgedehntern Epos etwa verhält, wie die Novelle zum Roman. Sie stellen Ereignisse aus den italienischen Geschichten in reimlosen Jamben in einfach edler Sprache dar, die sich zuweilen, z. B. in dem

letzten Gedichte dieser Art „La morte di Dante,“ zum höchsten Pathos erhebt. Aber im Ganzen nehmen wir auch an ihnen eine gewisse Kälte und Kahlheit wahr. Der Grund ist, daß sie einer energischen Plastik entbehren. Würden sie nicht durch das patriotische Interesse gehoben, so könnte man sie, in künstlerischer Hinsicht, schwerlich auf eine höhere Stufe stellen, als das mit Recht in Vergessenheit gefallene Gedicht „Güstres und Paches“ von Ewald v. Kleist. — Obgleich Lord Byron anerkanntermaßen eine Incarnation des Teufels selbst, Silvio Pellico dagegen ein sehr frommer Mann ist, müssen wir doch bekennen, daß der erstere epische Gedichte ähnlicher Art geliefert hat, die nicht nur an Lebendigkeit, Wahrheit, Kraft und Frische, sondern auch an hoher sittlicher Bedeutsamkeit über die Cantiche des letztern weit erhaben sind.

Aus allem Gesagten erhellt, daß Silvio Pellico wohl für die italienische Literatur nicht ohne Bedeutung sein mag, durchaus aber keinen Anspruch hat, zu denjenigen großen Namen gerechnet zu werden, die, allen gebildeten Völkern Europa's bekannt und angehörend, gleichsam eine europäische Literatur bilden.

Sollte dieser Aufsatz (was wir übrigens durchaus nicht hoffen; denn es war nie unsre Absicht, Aergerniß zu geben) italienischen Verehrern des Dichters unter die Hände kommen, dann würde es uns vielleicht schlimm ergehen. Manche von ihnen würden

gar nichts denken und nur ein „barbaro“ oder gar „bestia tedesca“ zwischen den Zähnen murmeln; andre würden meinen, wir hätten die Gelegenheit nur vom Zaune gebrochen, um scheele Blicke auf Religiosität oder gar Religion zu werfen und halbverkappten Verspottungen des Heiligen freien Lauf zu lassen. Mögen die Welschen denken, was sie wollen! Beim deutschen Publikum aber glauben wir uns berechtigt, denjenigen Grad von Geistesbildung vorauszusetzen, der uns vor einem so albernen Mißverständniß schützen muß.

Oberon von Mons und die Pipine von Vivella.

(Unterſuchungen über den Urſprung der Nibelungenſage. Von Dr. Emil Rückert. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1856.)

Dies Werk beginnt mit einem ſchlechten Sonette, und geht dann in eine alles menſchliche Gedächtniß übertäubende Häufung von geſchichtlichen und etymologiſchen Details über.

Die Wiſſenſchaften haben in Deutſchland in neueſter Zeit endlich den außerordentlichen Fortſchritt gemacht, ſich, ſo zu ſagen, von der Langweiligkeit zu emancipiren. Es iſt hohen Geiſtern gelungen, die Schärfe gründlichſter Forſchung mit dem belebenden Element des ſchöpferiſchen Gedankens, ja ſelbſt mit künſtleriſcher Schönheit des Ausdrucks zu vereinen. Wir nennen hier vor allen nur Ritter. Aber dieſen einmal errungenen Sieg dürfen wir uns auch nicht wieder entreißen laſſen, indem wir es ſchweigend dulden, daß die wiſſenſchaftliche Forſchung in das Gebiet des todten, philiſterhaften Sammelfleißes unſrer ehrlichen Altvordern zurückſinkt. Deshalb hat kein wiſſenſchaftliches

Werk mehr (am allerwenigſten eine Unterſuchung über den Urſprung einer großen Nationaldichtung) Anſprüche auf abſolute Langweiligkeit zu machen, ſollte es ſelbſt auf dieſem Wege zu wichtigen Reſultaten führen.

Aber auch die Reſultate des vorliegenden Werks ſind weder ſo bedeutend, noch mit ſo überzeugender Kraft dargelegt, daß ſie die Exiſtenz des Buches entſchuldigen könnten. — Der Verf. bemüht ſich, nachzuweiſen, daß das Nibelungenlied nicht aus fremdländiſchen oder uraltdeutſchen Sagen nach und nach entſtanden ſei, ſondern ſeinen Stoff aus wirklichen Begebenheiten und Charakteren der fränkiſchen Geſchichte hergenommen und, wenn auch ziemlich willkührlich, ohne Rückſicht auf genaue Zeitfolge, zuſammengeſtellt habe.

Dieſes Ergebniß könnte allerdings wichtig und erfreulich ſein, wenn dadurch neue Geſichtspunkte, Aufſchlüſſe und Erklärungen entweder für die Geſchichte, oder für das Gedicht gefunden wären. Hier aber iſt keines von beiden der Fall. Der Geſchichtsabſchnitt, an den der Verfaſſer ſeine Hypotheſen knüpft, gehört zu den kahlſten, unfruchtbarſten und unerquicklichſten im ganzen Gebiet der Geſchichte, und ſo bleibt er, wenn auch ſein (wie der Verfaſſer ſelbſt einräumt, doch äußerſt lockrer) Zuſammenhang mit der Dichtung als erwieſen angeſehen wird. Was aber die Dichtung anbetrifft, ſo liegt ſie, als poetiſches Kunſtwerk betrachtet, von Haus aus

so klar vor, und ist so wenig eines Commentars bedürftig, daß die Arbeit des Verfassers weder zu tieferem Verständniß noch zu klarerem Genuß derselben beiträgt.

Das einzige, *scheinbar* wichtige Resultat würde sein, daß das Nibelungenlied wirklich *deutschen* und nicht nordischen Ursprungs sei. Aber nur *scheinbar* wichtig, sagten wir; denn, wie die Dichtung *vorliegt*, ist sie gewiß *durch und durch deutsch*, in Versbau, Sprache und Anschauung, und ihr Dichter (oder ihre Dichter, wenn man so will) hat den in ihr enthaltenen Stoff uns zum innigsten geistigen Eigenthum erworben. Dies ergiebt sich, ohne weitere Forschung, der unbefangenen Betrachtung, und wenn *dieser* Hauptpunkt einmal feststeht, so möchte es wohl Wenige geben, die ihre Zeit nicht besser und fruchtbarer anzuwenden hätten, als weitläufige gelehrte Forschungen, die doch zu nichts *Sicherem* führen, zu verfolgen. — Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, dem Geist und Kenntniß nicht abzusprechen sind, seine geistige Zeugungskraft an dieses todtgeborne Kind verschwendet hat.

Goethe als Dramatiker,

von

Dr. H. Düntzer.

(Leipzig, 1857. Verlag von Wilhelm Engelmann.)

Wir haben schon einmal Gelegenheit genommen, uns in diesen Blättern über den Unfug der mehr und mehr sich häufenden Schriften dieser Art auszusprechen. Aber alles Sprechen möchte hier wohl vergeblich bleiben. Namentlich finden sich fort und fort Leute, die sich berufen glauben, Goethe gegen seine Widersacher zu vertheidigen, und dem Publikum seine Dichtergröße begreiflich zu machen. Sie sollten doch bedenken, daß die Kraft des Genie's unverwüstlich genug ist, sich ohne fremdes Zuthun ewige Dauer zu sichern, daß aber langwelliges und oberflächliches Geschwätz eher den schon gewonnenen Verehrern eines großen Dichters dessen Namen zu verleiden, als neue Anerkenner zu werben fähig ist. Hier hilft bloße redliche Absicht keineswegs. Niemand ist berechtigt, mit einem kritischen Werke hervorzutreten, als der, der wahrhaft eigenthümliche Gesichtspunkte zu finden, wichtige und neue Aufschlüsse zu geben, kurz, uns als eine selbstständige kritische Persönlichkeit entgegenzutreten vermag. Ein solcher ist der Verfasser der gegenwärtigen Schrift durchaus nicht. Er meint es gut, aber das darf die Kritik durchaus nicht abhalten, ihm zu sagen, daß sein

ſchwaches und geiſtloſes Werk zu der großen Maſſe der gänzlich überflüſſigen gehört. Es beſteht, faſt zur Hälfte, aus Citaten, theils aus Goethe, theils aus andern Schriftſtellern, von denen es von vorn bis hinten in unleidlicher Verworrenheit durchflochten iſt. Man ſieht leicht, daß es einem Manne, der von einer ſelbſtſtändigen, wohldurchdachten kritiſchen Ueberzeugung durchdrungen, uns dieſelbe zu geben entſchloſſen wäre, ganz unmöglich ſein würde, ſolche Moſaikarbeit zu liefern. Die Citate verlieren natürlich, ſo verſtreut und zerriſſen, allen Werth für ſich, und verdunkeln und verwirren außerdem den Gedankengang des Verfaſſers. — Was nun das übrigbleibende, vom Verfaſſer ſelbſt gebotene Eigne betrifft, ſo iſt dies meiſt kein Eignes, ſondern theils nutzloſe Umſchreibung Goethe'ſcher Scenen, theils Wiederholung oberflächlicher, ſchon oft und beſſer geſagter, mitunter aber auch ganz falſcher Gemeinplätze. Von der Auffaſſung des Verfaſſers mag folgende Stelle einen Begriff geben:

„Taſſo iſt die Darſtellung des Kampfes des klugen berechnenden Staatsmannes (Verſtandesmenſchen), und des flammenden, leicht reizbaren Dichtergeiſtes (Gemüthsmenſchen), des Hof- und Dichterlebens u. ſ. w. — Iſt dies nun der ganz eigentliche Inhalt des Stückes, der iſt die Idee eine andre, tiefere, allgemeinere? Sehen wir vorab vorurtheilsfrei auf das Gefühl, welches das Stück in uns erregt, ſo iſt dies kein andres, als die ſchmerzliche Wahrnehmung, daß

zwei, in ihrer Art so treffliche und ausgezeichnete Männer so feindlich einander gegenüberstehen und, statt sich friedlich zu vereinigen, einander bekämpfen. Dies schmerzliche Gefühl wird am Schlusse durch die Versöhnung beider gehoben — und hierin muß der wahre Zweck des Stückes liegen. Duldung und wechselseitige Schätzung als des Menschen Pflicht darzustellen, ist die Idee des Tasso" u. s. w. —

Die fast aus gemüthlich Alberne streifende Flachheit und Nüchternheit dieser Auffassung ist eigentlich rührend. Jeder Befähigte sieht, daß man schon vom gebildeten Leser ein tieferes Verständniß der Poesie zu verlangen berechtigt ist, um so mehr von dem, der sich zum kritischen Schriftsteller aufwirft. Freilich ist nicht Alles im Buche in gleichem Grade schlecht; doch zum Beweise, daß wir nicht hämisch grade diese eine Stelle herausgegriffen haben, diene eine zweite:

„Goethe's Charaktere dagegen sind ganz antik, symbolisch, abstract" (welche Begriffsdurcheinanderwürfelung!); „er weiß die festhaften Charaktere zu harmonischen, einstückigen umzugießen, und sondert aus ihnen seine allgemeinen, ideellen ab. Wie unübertrefflich z. B. ist Tasso, das Bild eines edlen Egoisten, der überall für sich fürchtet, sich, seine Kunst und alle, die er für wohlwollend erkennt, so innig liebt, dem jeder Gleichgültige, der seinen Werth nicht anerkennt, ein Aergerniß ist. Und Oranien, der fast eine Personification der stets berechnenden

Staatsklugheit, die Prinzessin im Tasse, diese duldende, liebevoll ertragende Weiblichkeit, Carlos, dieser starre Egoist, — wie vollendet sind sie in sich, wie objectiv, wie abstract dargestellt!“ —

Nun kann man einem dramatischen Dichter wohl schwerlich eine empfindlichere Kränkung zufügen, als wenn man seine Charaktere abstract dargestellt oder Personificationen eines allgemeinen Begriffs schilt. Der Verfasser wird hier über uns lächeln, als ob wir ihn nicht verständen. Dagegen erwidern wir ihm, daß er allerdings, wenn auch sehr dunkel, bei dieser Stelle etwas halb Richtiges gefühlt hat, daß er dafür aber nicht leicht einen falschern und verkehrtern Ausdruck finden konnte, als das Wort abstract. Nach seiner Erklärung würde z. B. Molière's Geizige das Muster eines dramatischen Charakters und weit über alle Charaktere Shakespears erhaben sein, denn dieser ist eine solche bloße Personification eines allgemeinen Begriffe. Die ächte Eigenschaft dagegen, im Besondern das Allgemeine zu zeigen, ist mit der schärfsten Individualisirung nicht allein vereinbar, sondern von ihr unzertrennlich. Wir müssen uns fast schämen, einem mehrbuchstabirten Schriftsteller so allbekannte Abcbuchstäbe der Kritik vorzubuchstabiren. —

Was sollen wir von der Masse des Publikums erwarten, wenn uns kenntnißreiche Männer mit solchen Urtheilen kommen?

Unpolitische Lieder

von

Hoffmann von Fallersleben

(I. Theil. 2. Aufl. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1840.)

Der Dichter dieser Lieder ist bekannt und geliebt, und seine Stirn schmückt schon längst ein „wohlersungenes Lorbeerreis." Unbefangne, bescheidne Anmuth, Wahrheit und Ursprünglichkeit der Empfindung und ein frischer, melodischer Ton und Takt sind die Haupt-Charakterzüge seiner Poesie. Seine Lieder singen sich von selbst, und man kann sie singen, ohne dabei irgend noch an den Dichter zu denken, eben weil man über der schlichten und eben darum originellen Natürlichkeit ganz vergißt, daß so etwas von Jemanden gemacht sei. Seine ewig unerschöpflichen Stoffe sind: Frühling, Wein und Liebe. In dem vorliegenden Bändchen aber hat er sich, wie der Titel leicht errathen läßt, in ein andres Gebiet gewagt. Auch diese ächt lyrische Natur hat sich dem Strom der gewaltigen Zeit nicht entziehen können, und dies gereicht ihr nicht zum Tadel, sondern zum Lobe und zum Beweis lebendiger Thätigkeit. Ohne

tiefsinnige, wissenschaftlich strenge politische Weltanschauung wird Niemand hier suchen wollen, der da weiß, was Lieder sind. Sie wäre auch in der That ganz an der unrechten Stelle. Es sind nur wechselnde Empfindungen und Stimmungen, die uns begegnen und sich als Spott, Scherz, Klage, auch wohl als augenblicklicher Aerger, Ermunterung, Hoffnung und Tröstung musikalisch ausprägen. Die Stoffe sind nicht grade immer politisch. Auch manches Andre, z. B. die todte Buchstabengelehrsamkeit, die das deutsche Leben verkümmernde Latinität ꝛc., findet seinen Platz. Eine gehässige Bitterkeit ist dem Dichter fremd. Schon die ganze Einrahmung des Werkchens ist eine heitre, ja man kann sie eine lustige nennen. Es zerfällt nämlich in sieben Sitzungen, deren erste mit dem früher schon bekannten Gedicht „Knüppel aus dem Sack," jede folgende aber regelmäßig mit einem Trinklied mit dem, ebenfalls sich regelmäßig wiederholenden, biderben Motto „Dô huob er üf unde tranc" eröffnet wird. Auch der größre Theil der übrigen Lieder bewegt sich in einem scherzhaften Ton, der jedoch kein leichtsinniger, frivoler ist, sondern dem der Ernst und die Treuherzigkeit einer wahrhaften Gesinnung immer zum Grunde liegt. Kecke und überraschende Witze und Wortspiele tauchen oft unerwartet auf. Der Witz unsers Dichters ist aber weder ein dünkelhafter coquetter und widerlich verzerrter, wie der des unredlichen Heine, noch ein vornehmer Frack- und Salon-

Witz, noch auch der pedantisch ausgeklügelte Epigrammenwitz des vorigen Jahrhunderts, sondern er ist durchaus naiv und gesund, derb, ohne irgend gemein zu werden, ächt poetisch, oder, wie wir ihn am besten zu bezeichnen glauben, es ist ein volksthümlicher Witz. Deshalb bildet er auch durchaus keinen schneidenden und störenden Contrast zu den ernsten und elegischen Stimmungen, die ihn durchschlingen, die gegen das Ende des Werkchens hin, nach einem sehr richtigen Tact des Dichters, vorwaltend werden und uns den versöhnenden Blick in ein treues, kräftiges und mildes, in ein ächt deutsches Gemüth öffnen, das, obgleich oft schmerzlich berührt, doch nimmer verzagt an der Menschheit und der Zeit, sondern in seiner eignen Tüchtigkeit und Klarheit die sichre Gewähr findet, daß sich noch Alles zum Guten wenden muß. Wir glauben daher, daß dieses Liederbuch Allen, die nicht engherzig und im Bann starrer Vorurtheile befangen sind, zur wahren Herzenserquickung gereichen wird. Auch hat sich die öffentliche Meinung bereits günstig dafür ausgesprochen, da in auffallend kurzer Zeit nach dem Erscheinen der ersten Auflage schon eine zweite nothwendig geworden ist. Daß manche Leute auch über dieses bescheidne Büchlein ihre hergebrachten Gemeinplätze von „Eitelkeit," „Selbstsucht" ꝛc. ausgießen mögen, ist nicht zu verwundern. Seltsam aber ist es, daß Jemand aus bloßer Eitelkeit etwas Gesundes und Frisches zu Stande bringen, und gewiß noch viel seltsamer,

daß Jemand aus Selbstsucht das Fortschreiten in seiner bürgerlichen Stellung, ja diese selbst, gefährden sollte. Dies hat Hoffmann durch die Herausgabe des vorliegenden Werkchens, mit offner Nennung seines Namens, allerdings gethan. Daß der Dichter dennoch unangefochten und seine Lieder ununterdrückt geblieben sind, ist dankbar anzuerkennen, und ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Mit Sicherheit vorauszusehen war es jedoch nicht. Sollen wir aber wirklich die einfachsten Begriffe so ganz und gar verkehren, daß ein frischer, freier Muth (sollte er auch zuweilen etwas über die Schnur hau'n) fortan als ein Schandfleck, die, alles Krumme gerad sein lassende, Stumpfheit oder Feigheit dagegen als ehrenhaft gelten soll?

Weltgegenden.

Herausgegeben von Chlodwig.

(Erster Jahrgang. Erster Band. Osten. Cottbus, Ed. Meyer. 1841.)

Jedes neue Unternehmen soll man nicht mit Mißgunst, Achselzucken und Unheilprophezeiung aufnehmen, sondern mit Gruß und Ermunterung. Da unmöglich in einer Schrift dieser Art Alles gleich bedeutend sein kann, so heben wir nur das Beste hervor und übergeh'n mit Schonung das Unbedeutende. Das schöne Anfangsgedicht „Offner Gruß" von L. Schefer spricht den Sinn, in dem dieses literarische Unternehmen begonnen ist und genommen sein will, offen aus. Es feiert, als etwas unerschütterlich Gewisses, den Sieg des Guten über das Böse, das aber dem milden und gereiften Sinne des Dichters sich nur als Irrthum, als Unverstand darstellt, und begrüßt mit Freudigkeit die Zeichen unsrer Zeit, die diesen Sieg allen Sehenden verkünden. Eine Wallfahrt zu Petrarca's Grab von Pandita ist eine in abgerissenen Sätzen rasch hingeworfene Skizze, nicht ein bloßer sachlicher Bericht, sondern wiedergeboren aus dem Geist und Gemüth des Erzählenden. Dieser ist, trotz der vorgenommenen Maske, für den

kundigen leicht erkennbar. Hatte er Grund, verborgen zu bleiben, so hätte er auch den sprühenden Blick des Auges verhüllen müssen. Uebrigens wollen wir nicht die Indiscretion begeh'n, ihn dem Publikum zu verrathen. Von den drei Gedichten von L. Schefer ist „Was die Sonne nicht sieht" als besonders lieblich hervorzuheben. — „Der Einsame," Novelle von Bernd von Guseck. Mit großer Leichtigkeit, Sicherheit und Gewandtheit ist das Leben der hohen Stände in seinem schillernden Schimmer und seiner ganzen innern Zerfressenheit und Nichtigkeit, in seiner geistreichen Leichtfertigkeit und seinem inwendigen trostlosen Unglück in dieser Novelle dargestellt, die viel ernster ist, als sie sich das Ansehn giebt. Der Lichtschimmer einer bessern Zukunft fällt in das düstre Gemälde, da in dieser von allem ächt Menschlichen beklagenswerth abgeschlossenen, der Ceremonie zum Opfer gebrachten Klasse die wahren und freien Gedanken der Zeit anfangen, Leben zu gewinnen, wodurch sie, wie die Novelle ahnen läßt, dereinst sich selbst und der Menschheit wiedergegeben wird. Bechstein bringt zwei schöne Gedichte. Für das zweite, dem Umfang nach größte und auch an Inhalt bedeutendste, „Refugium," möchten wir dem Dichter keinen Lorbeerkranz, sondern eine Bürgerkrone zuerkennen. Die Unerschrockenheit, mit der er hier eine officiell verrufene und von der gemeinen Masse der Menschen, die überhaupt nichts Außerordentliches begreift, als kindisch und unsinnig be-

wettelte Sache in poetischer und sittlicher Verklärung zeigt, ist ihm innigst zu danken. Wenn erst alle unsre bedeutenden Schriftsteller diese geistige Freiheit für sich in Anspruch nehmen, so ist zu hoffen, daß die sonderbare, aber leider noch vorherrschende, Verrücktheit, das Lobenswerthe öffentlich zu schelten und das Scheltenswerthe öffentlich zu preisen, endlich einmal bei uns abkommen wird. Den würdigen Schlußstein, sowie den wahren Hauptinhalt des Bandes bildet „Die göttliche Komödie in Rom," Novelle von L. Schefer, die auch der Seitenzahl nach über die Hälfte des ganzen Bandes umfaßt. Wer hier leichtes Lesefutter sucht, der gehe auf eine andre Wiese! denn diese Novelle ist in ihrer etwas schroffen und abgerissenen Darstellungsweise, sowie dadurch, daß dem Leser ernstes und tiefes Mitdenken zugemuthet wird, eben nicht für Jedermann genießbar. Sie ist ein trunkner Hymnus und Triumphgesang des vollständigen Pantheismus. Wir meinen nicht etwa den geistlosen, mechanischen Pantheismus, dem Gott auseinanderfällt in eine unendliche Vielheit der Creaturen und darüber in seiner Einheit, als Geist, verloren geht, sondern diejenige Gott- und Weltanschauung, die Alles, was da lebt und ist, auch sich selbst, als göttlich, das heißt als in Gott seiend, begreift, ihn selbst aber als das zusammenfassende, große Bewußtsein. Der Träger dieser Erkenntniß ist in dieser Novelle der italienische Philosoph Giordano Bruno, der Inhalt

sein durch die katholische Kirche und Inquisition ihm auferlegter und zu Rom im Anfang des 17. Jahrhunderts erfolgter Märtyrertod, eben für diese Erkenntniß. Der Held ist durchaus als begeisterter, doch besonnener, Prophet der Zukunft, auch unsrer Zukunft, gehalten, aber ohne Zornfeuer, das er längst überwunden hat. Auf die Welt voll Unsinn und Knechtschaft um sich her sieht er nur noch mit wehmüthigem Lächeln, denn er ist sich seiner Sache und ihres Sieges gewiß; gegen alle Gewalt verhält er sich nur mit duldender Milde, die Alles still über sich ergehen und nur Eines sich nicht rauben und verkümmern läßt, den hohen Muth des freien Wortes. Durch diese Zeichnung des Helden wird der Geschichte, die in gemeinen Novellistenhänden ein krasses Schaudergemälde geworden wäre, alle verletzende Härte genommen und der Martertod zum jauchzenden Verklärungsfeste. Nicht etwa, daß der Dichter uns jede Erschütterung, jede markige Schilderung weichlich erspart hätte: sie sind da, in unverkürzter Gewalt, damit man auch klar erkenne, weß Geistes Kind die Gegner des Geopferten waren und unter ihren Verkappungen noch heute sind. Aber all dieses Widerwärtige und Abscheuliche verschwindet dem Leser in dem großen, erhebenden und frommen Bewußtsein, daß allem wahrhaft in Gott Lebendigen keine Macht der Erde etwas anhaben kann, denn es ist ewig und bleibt, wenn auch äußerlich zerstört, als ein in den Früchten eines neuen Weltlebens fortwirkender, gött-

licher Keim. Allen Figuren der Novelle, auch den feindlichen, ist ein höheres Selbst- und Weltbewußtsein beigelegt, als sie in ihrer endlichen Existenz gehabt haben können, und so ist es auch ganz recht, denn der Dichter hat die Dinge und Menschen mit dem Auge seiner Zeit anzusehn. Dadurch wird Alles aus den Schranken einer engen Localität und bedingten Zeitlichkeit emporgehoben in die Sphäre allgemeiner, weltgeschichtlicher Bedeutung, in der allein die Wahrheit alles Geschehenden zu suchen ist. Und so wollen wir denn freudig anerkennen, daß dieser Band seinen Titel „Osten" mit Recht trägt, denn, wie überhaupt in der Zeit, so tagt es auch in ihm. Glück auf!

Zur Erläuterung des zweiten Theils des Goethe'schen Faust. *)

Goethe's Faust kann im Allgemeinen eine innere Geschichte des deutschen Geistes, in den Zeiten, die der Dichter selbst erlebte, genannt werden. Da nun Goethe selbst alle Richtungen seiner Zeit in sich, wie in einem Brennpunkt, vereinigte, entweder auffassend und fördernd, oder sie selbst schaffend und hervorrufend, da mithin der deutsche Gesammtgeist in dieser einen großen Persönlichkeit gleichsam verkörpert ist, so kann man den Faust auch eine innere Geschichte Goethe's nennen, ohne daß damit dem oben Gesagten widersprochen würde.

Im ersten Theil wird die Jugendentwickelung eines gewaltig gährenden, nach dem Höchsten und Tiefsten ringenden und andrerseits sich, da sein Wissensdrang keine ächte Befriedigung finden kann, blindlings und wild an die Brust der sinnlichen Natur werfenden Geistes abgethan. Hier kommt es zu keiner Versöhnung, sondern zur Verzweiflung. Faust ergiebt sich dem Teufel, dem Nichts, dem Alles Verneinenden.

*) Vom Verf. für seine Braut geschrieben und nicht für den Druck bestimmt. D. H.

Um Ruhe zu finden, wendet ſich der erſchöpfte Geiſt, der ſie im Wiſſen und Leben nicht finden konnte, von beiden ab zur Kunſt, zur Poeſie, und der zweite Theil des Fauſt wird ſomit eine innere Geſchichte der deutſchen Poeſie oder, was ganz daſſelbe ſagt, Goethe's in ſeinen ſpätern Lebensjahren. Denn Goethe hat die deutſche moderne Dichtkunſt wahrhaft erſt geſchaffen; alles Frühere aus dem vorigen Jahrhundert iſt nur Vorarbeit, beides ſchulmeiſterlich und ſchuljungenhaft im ganzen Anſtrich; zugleich hat der Schöpfer der deutſchen Poeſie ſie für unſre Zeit auf den höchſten Gipfel der Vollendung gebracht. (Denn ſpätere Jahrhunderte können allerdings noch ganz andre und höhere Entwickelungen bringen, und ſie werden es.) In der erſten Scene wird der Held der Tragödie im Schlummer durch zarte Geiſter entführt, alle wilden Leidenſchaften und Thaten werden gleichſam von ihm genommen, ſie treten zurück in die Dämmerung des Vergeſſenſeins. Er erwacht erfriſcht, ein neuer, ruhiger Menſch. Die Sonne ſelbſt blendet ihn, er kann ſie nicht ertragen. Er wendet ſich zum Regenbogen über dem Waſſerfall, zum Abglanz des Lichtes, das heißt, von der nackten, ewigen Wahrheit, von der wilden Wirklichkeit (der Waſſerſturz) zu dem milden, verſöhnenden Zwiſchenbilde (dem Regenbogen), in dem das ſtrenge Licht der Wahrheit, gemildert und zugänglich gemacht, die vergeiſtigte ätheriſch gewordene Wirklichkeit ſelbſt

durchschimmert, zur Dichtung. Von der Schroffheit des Lebens verletzt und ermattet, zieht sich der Geist auf sich selbst zurück, um in ungetrübtem Frieden sich ganz einer poetischen Weltanschauung hinzugeben.

In den folgenden Scenen tritt Faust wieder in den, der Sage angemessenen, geschichtlichen Rahmen. Wir befinden uns am Hofe des römisch-deutschen Kaisers in den Zeiten, da Deutschland noch zu einem Ganzen zusammengefaßt und das heilige römische Reich genannt war. Wie es aber um dieses Ganze aussah, schildert die erste Scene vortrefflich. Wir können sie ins 15te Jahrhundert setzen, und sie ist ein treues Abbild der geschichtlichen Wirklichkeit. Der von den Fürsten gewählte deutsche Kaiser ist schwach und ohne Einfluß auf Frieden und Wohlfahrt des Reiches; denn es fehlt ihm an stehenden Heeren, hauptsächlich aber an Gelde. Beides ist in der Lage jener Zeit begründet, wo es noch gar keine stehenden Heere und keine feste Besteuerung gab. Deshalb herrscht überall Zwist und Willkühr. Bei dem Allen ist ein liebenswürdig leichtsinniger Hang zu frohem Lebensgenuß, zu Festlichkeiten, Narretheien und Maskenscherzen sichtbar. Auch dies charakterisirt jene Zeit vortrefflich. Mephistopheles weiß sich gleich beliebt zu machen. Er hilft dem leidigen Geldmangel ab durch Erfindung des Papiergeldes, indem er den Kaiser dazu bringt, Anweisungen auf alle seit Jahrhunderten in der Erde ruhenden Schätze

auszustellen, die dann wie Papiergeld circuliren. Die Maskenzüge selbst sind nicht von Wichtigkeit für das Ganze der Dichtung. Sie dienen hauptsächlich nur, den Leser auf den allegorischen Charakter dieses Theils aufmerksam zu machen, das heißt darauf, daß wir es nicht, wie im ersten Theil, einfach mit wirklichen Charakteren und Situationen zu thun haben, die lediglich sich selbst darstellen, (so ist es wenigstens in den meisten Scenen des ersten Theils der Fall), sondern daß hier hinter Allem noch eine geistige Bedeutung steckt.

Besonders hervorzuheben ist hier nur die Erscheinung des Plutus und seiner Umgebung. Plutus ist bei den alten Griechen der Gott des Reichthums. Hier ist aber der geistige Reichthum gemeint. Es ist Faust, der die Maske dieses Gottes angenommen hat. Diese Gottheit ist also hier die Bewahrerin und Verwalterin aller Geistesschätze ohne Unterschied, nicht etwa blos der strengen und trocknen Wissenschaft.

Der Knabe Wagenlenker, der die Schätze des Plutus mit liebenswürdiger Verschwendung verstreut und, so zu sagen, an den Mann bringt, ist niemand anders, als die Dichtkunst. Sie hat also die schöne Aufgabe, das Gediegenste wie Blüthen und Flittern, so daß es jedem genießbar und angenehm ist, ringsum der Menge zuzuwerfen, als ob es eben nur ein Spiel ohne ernste Absicht wäre. So bringt man kleinen Kindern das Abc, so erwachse-

nen Kindern ernste und ewige Wahrheiten bei. Man muß sie nur ja nicht merken lassen, daß es mit der Sache wirklich Ernst ist, sonst laufen sie davon. Denn vor dem Ernst fürchten sich Alle und glauben sich dran zu verbrennen, wie die guten Leute unter der Ueberschrift „Geschrei und Gedränge."

Der hinten aufhockende Geiz ist der verkleidete Mephistopheles. Es steckt hier auch ein geistiger Geiz dahinter, der schwer zu beschreiben ist. Es kommt auch weiter nichts darauf an.

Von der Ueberschrift „Finstere Galerie" an kommen wir zum eigentlichen Kern des Werkes. Faust und Mephisto haben dem Kaiser versprochen, ihm zum Spaß den Schatten der Helena heraufzubeschwören. Diese Helena wird von der Sage als eine unverwelkliche Schönheit verherrlicht. Sie gilt deshalb sinnbildlich überhaupt für die Schönheit, näher für die griechische Schönheit.

Die Griechen nämlich waren das Volk der Schönheit. Ihr ganzes Leben und Weben war in der Schönheit, d. h. in der schönen Kunst, so sehr daß sie ihre eignen Körper durch Uebungen aller Art, so wie ihren Geist durch Entwickelung und Schmuck zum schönen Kunstwerk zu bilden trachteten. Ja ihre Religion selbst ist nur eine Religion der schönen Phantasie und der schönen Kunst. Ihre Götter sind schöne Kunstgestalten (selbst ein Grieche schrieb ganz unbefangen: die Dichter haben den Griechen ihre Götter gemacht)

Ein tieferes Bewußtsein über die Gottheit hatten und kannten sie gar nicht. Unser christlicher religiöser Tiefsinn wäre den Griechen in der Blüthezeit ihrer Geschichte vollkommen unverständlich gewesen. Weil sie nun aber diese menschliche Richtung, die der schönen Kunst, von allen Völkern der Geschichte am reinsten und ungetheiltesten vertreten, so stehn sie auch in der reinen, ungetheilten Kunst, wenn sie eben blos als Kunst betrachtet wird, als ewige Muster der Vollendung da. Nicht etwa, daß unsre Kunstwerke weniger Tiefe des Gemüthes und Geistes in sich schlössen, im Gegentheil, hierin sind die Griechen und alle Völker des Alterthums gegen uns durchaus arm zu nennen, ja, was wir „Gemüth" nennen, ist eigentlich erst durch das Christenthum zum Vorschein gekommen. Die Vortrefflichkeit der griechischen Kunst ist einzig und allein die selbstgenügsame, in sich ruhende und gediegne Abgeschlossenheit aller Kunstgestalten, die nicht auf etwas außer ihnen hindeuten, wie die unsren, sondern nur das bedeuten, was sie wirklich ausdrücken. Diese Gediegenheit (man nennt sie „plastisch," weil sie sich am meisten in der Plastik ausdrückt), diese harmonische Ineinsbildung des Geistes (Bedeutung) und der Materie (des sinnlichen Stoffes, in dem der Künstler arbeitet, sei es nun der Marmor oder die Sprache), so daß eins das andre vollkommen durchdringt, keins von beiden überwiegt, ist der Charakter der griechischen

Kunst und eigentlich der Charakter aller Kunst, die eben nichts weniger und nichts mehr als Kunst sein will. (So ungefähr die Ansicht Hegel's.)

Jene Vollendung der griechischen Kunst ist der Grund, daß man, wenn nach Zeiten der ursprünglichen Rohheit oder der eingerissenen Barbarei, wo alle Cultur verschwunden ist, der Geist sich wieder zu entfalten beginnt und den Drang künstlerischen Schaffens und Gestaltens empfindet, immer wieder auf das Studium der griechischen Kunstschönheit zurückkommt; und in der That ist jede spätere Kunstblüthe der Völker, mittelbar oder unmittelbar, vom Studium der Griechen ausgegangen und von demselben zwar nicht erzeugt, aber doch angeregt, erfrischt und gezeitigt worden. Namentlich aber gilt dies für unsre moderne deutsche Dichtkunst, die seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts aufblühte und so sehr an das classische Alterthum anknüpfte, daß alle jene Gedichte von griechischen Göttern und Göttinnen ꝛc. wimmeln, wie dies sogar noch in Schiller's Gedichten zu finden ist. Unsre Dichter legten sich sogar gegenseitig die Namen griechischer Dichter bei, die sie nachahmten oder erreicht zu haben sich einbildeten. Das war freilich sehr abgeschmackt. So hieß Gleim Tyrtäus, Gessner Theokrit. Es ist daher sehr natürlich, daß Faust-Goethe, der sich zu Anfang dieses Theils der Dichtung zugewandt hat, der aber, statt der sittlichen Wahrheit, die sinnlich gemilderte, das heißt die

Schönheit sucht, daß dieser beschließt, die Helena aus dem Reich der Schatten heraufzubeschwören, d. h. die verlorne gegangene reine Schönheit, die griechische Schönheit. Die aufmerksame Leserin sieht, daß ich nicht willkührlich vom Thema abgeschweift, sondern grade auf das Ziel losgegangen bin. Daß die Beschwörung hier auf Befehl des Kaisers geschieht, ist blos ein schlechter Witz darauf, daß unsre Poesie allerdings eine Zeit lang, obwohl nur zum Theil, so ziemlich die Rolle des Poseurreißens bei Hofe übernommen hatte. Vielleicht, doch glaub' ich es nicht, findet Goethe es auch ganz in der Ordnung, daß die Kunstschönheit, wie es hier angedeutet ist, auf den Wink großer Herrn gewärtig ihnen zu ihrem Plaisir aufwarte; denn Goethe selbst freute sich des Beifalls und Schutzes eines gebildeten deutschen Fürsten, weshalb leider Manches an ihm einen etwas bedientenhaften Geruch angenommen hat.

Um aber die Schönheit, das Ideal, beschwören zu können, muß Faust erst hinab zu den Müttern steigen. Die Mütter sind (wenn ich ohne viele Umstände den Knoten dieses Räthsels zerhauen soll) die ureinfachen, Alles gebärenden Kräfte des Geistes oder der Natur; denn beides gilt hier gleich, da im letzten, tiefsten Urgrunde Natur und Geist völlig eins sind. Das Versinken Faust's ist mithin nicht räumlich und sinnlich zu nehmen. Er muß hinab in die einsame Nacht des Geistes, in den dunklen Mittelpunkt aller Schöpfung.

wo die Bilder aller vergangenen und zukünftigen Dinge als Schemen schweben. Dort nur findet er den Dreifuß, auf welchem sitzend er dann, zum Priester geweiht, die ächte Schönheit hervorrufen kann. Und in der That, um die Schönheit, oder um irgend etwas Ewiges, Göttliches zu erfassen, muß der Geist sich von aller schwellenden, reizenden Fülle der Sinnen- und Gemüthswelt losreißen, aller bunten Bilderpracht des äußern und innern Lebens entsagen, er muß von allem Gegebenen abstrahiren können, und sich vereinsamt, auf die Gefahr hin, sich selbst zu verlieren, dem Abgrund der Gottheit anvertrauen. Dort wohnen jene dunklen Urgewalten alles Seins, die Mütter. Ich bitte zu verzeih'n, wenn ich ein Räthsel mit räthselhaften Worten zu lösen versucht habe. —

Die Helena erscheint nun wirklich. Dem Faust ist es der heiligste Ernst, dem vornehmen Hofe (der beau monde) nur ein Spektakelstück. Wie ungeheuer wahr ist dieser Zug! Das Gesindel (namentlich das in den obern Regionen) will sich eben amüsiren, und auch dazu stellt es sich sehr albern an, wie Goethe dies in dieser Stelle an der seichten, das Schöne in den Koth der Gemeinheit herabziehenden Auffassung des hohen Publikums mit beißendem Witze gezeigt hat. Diese Scene ist ihm hoch anzurechnen, weil er sonst eher geneigt ist, der Vornehmigkeit zu schmeicheln. Hier aber läßt er sie in ihrer ganzen Unwissenheit um alles Tiefe

und Gediegne, in ihrer ganzen, mit dem Zuckerkant der sogenannten Bildung dünn überstrichenen Rohheit erscheinen.

Faust hat nun das Ideal blos flüchtig, wie eine Geistererscheinung, geschaut, da faßt ihn gewaltig der Entschluß, es zu erringen, zu besitzen. Er stürzt wie todt hin, und wir finden ihn, immer noch im Zauberschlaf, wieder in — seinem alten Studirzimmer, das verödet geblieben ist, seit er schied. Nur Wagner, dieses unvergleichlich wahre Urbild des engherzigen aber gutwilligen Stockphilisters, haust noch dort, in grillenhaftem, bescheidnem Fleiß, und ist auf den wunderlichen Einfall gerathen, einen lebendigen Menschen durch chemischen Prozeß zu machen. Was nur Product der organischen Erzeugung sein kann, will er durch Sudelei und Zusammenpanschen von allerlei Ingredienzen nachäffen. Dies kann ihm aber nicht gelingen, so sehr er sich auch plagt. Alles dies bedarf einer Erklärung. Hier ist sie:

Der ehrliche Pedant Wagner ist niemand anders, als der dem Leben und aller lebendigen, frischen Anschauung und Auffassung vollkommen abgestorbene deutsche Stubengelehrte früherer Jahrhunderte, namentlich des vorigen, der ganz ächte Bücherwurm. Einzelne Exemplare der Art kriechen noch unter uns herum, sind aber in Mißcredit gekommen; denn wir verlangen jetzt auch vom Gelehrten

einen gesunden, großartigen Blick, nicht auf die Seiten seines Buches, sondern aufs Leben, auf alle Weltverhältnisse. Die todte Wissenschaft ist uns nichts mehr werth, nur die da thätig ins Leben eingreift, die lebendig macht, weil sie selbst nicht wie ein Haufen Steine mühselig zusammengeschleppt, sondern wie ein Baum voll Saft und Kraft lebendig aufgepreßt ist.

Dieser obenbesagte Zopf-, Haarbeutel- und Seidenstrumpf-Gelehrte nun faßte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, da die deutsche Poesie (dies ist der Mensch, an dem Wagner arbeitet) zufällig abhanden gekommen war, den eben so kühnen als lobenswerthen Entschluß, eine neue deutsche Poesie durch ernstliches Studium und durch Zusammenbrauen alles Stückwerks, welches dies Studium ihm bot, zu machen. Nun läßt sich aber leider die Poesie nicht machen (fabriziren) sondern will durchaus gezeugt und geboren sein. Das ehrenwerthe Männlein quälte sich darum lange ohne sonderlichen Erfolg ab, aber dennoch war seine redliche Arbeit (ich rede hier wieder ernsthaft) keineswegs verloren, ja sie war eine durchaus nothwendige Vorschule, durch die wir zur wahrhaft lebendigen Dichtung gelangt sind. Und siehe da! der deutsche Gelehrte sieht seinen eisernen Fleiß belohnt, aus seinem Tiegel steigt eine lebendige Seele empor, der homunculus (auf Deutsch: Menschlein), die da denkt und spricht, aber frei-

lich zwerghaft und verschwommen bleibt und, um sich zusammenhalten zu können, in einem gläsernen Fläschchen verkleben ist.

Dieser im Fläschchen steckende Geist ist die Poesie des vorigen Jahrhunderts vor Goethe und Schiller. Es ist noch kein freies Wesen, es steckt noch in der Hülle einer geistleien, zwängenden Form, aber es ist doch schon der Lebensfunke hinein gefahren, und sogleich fühlt das Geistlein den ächten und rüstigen Drang, da es vorläufig gemacht ist, nun auch wahrhaft zu entstehen, zu werden. Die Poesie, die ein mühseliges Machwerk des Studiums und der Nachahmung war, mußte nothwendig (so viel Lebenskraft war in diesem Machwerk doch schon innewohnend) sich aus sich selbst erfrischen, verjüngen und verlebendigen.

Aber wohl gemerkt! Wagner hätte den homunculus nie zu Stande gebracht, ohne die Gegenwart des schlummernden Faust, das heißt: unter und in dem wackern Treiben unsrer dichtenden Pedanten arbeitete heimlich schlummernd schon die Kraft des wahrhaften Genius, des dichterischen Genie's, und war, unbewußt, in ihnen schon gegenwärtig und wirksam, sonst hätten sie gar nichts, auch nicht einmal eine vorläufige Poesie, zu Stande bringen können. Wagner hat also etwas Tieferes hervorgebracht, als er selbst zu wollen sich bewußt war. Sein eignes Erzeugniß entschlüpft ihm deshalb sogleich, schwebt über Faust und blickt in dessen Traum,

den es schildert. Dieser Traum ist nichts anders, als die Erzeugung der Helena (Schönheit, Ideal) nach altgriechischer Sage. Zeus nämlich, der Vater der Götter, verwandelt sich aus Liebe zu einem Grauweibe, der Leda, in einen Schwan und liebkost ihr beim Bade. Dieses ist der Traum des Faust. Später gebiert Leda die Helena. Sie wird also hier im träumenden Faust selbst gezeugt.

Mephistopheles und Homunculus machen sich nun mit Faust davon. Der letztere sagt der grämlichen Gelehrsamkeit, der er doch sein Dasein verdankt, ein spöttisches Ade. Es geht zur classischen (altgriechischen) Walpurgisnacht. So wie Faust den Boden der griechischen Sage (denn diese Walpurgisnacht ist eben weiter nichts, als die griechische Götter-sagenwelt) berührt, kommt er zum Bewußtsein und ruft: Wo ist sie? nämlich die Helena (die Kunstschönheit, das Ideal). Er geht, sie im Gewimmel der Gestalten zu suchen, d. h. die lebendige Erkenntniß der griechischen Mythologie und Sagendichtung (die dem trocknen, geistlosen Studium in der Studirstube hier ausdrücklich entgegengesetzt ist) soll ihm zur Schönheit verhelfen. Hier spielt Goethe's eigne Lebensgeschichte herein. Seine früheren Dichtungen sind noch mehr oder weniger roh, wild, düster und zerrissen. Dies gilt sogar noch vom ersten Theil des Faust bei all seiner Großartigkeit und weltumfassenden Tiefe. Erst während seines Aufenthalts in Italien, wo Goethe die alt-

griechische Kunst, namentlich die Bildhauerkunst, durch lebendige Anschauung der geretteten Ueberreste dieser Kunst kennen und verstehen lernte, ging ihm das milde Licht der harmonischen, heitern Schönheit auf. Die Geistes- und Gemüthstiefe des Deutschen ging ihm nicht verloren, aber er ergoß sie nun still und sicher in die maßvolle, in sich beschlossene griechische Kunstform. (Man nennt sie auch classisch, und classisch bedeutet dann in Beziehung auf Kunst zugleich so viel, als: in sich vollendet). Das reifste und herrlichste Product dieser neuen Periode in Goethe's Leben ist seine Iphigenie, in der germanisches Gemüthsleben und griechische Kunstvollendung aufs mildeste und wohlthuendste verschmolzen sind. Doch vorläufig sind wir noch nicht so weit; denn Faust geht hier erst suchen. Zugleich fliegt Homunculus (moderne Poesie) herum, um zu entsteh'n. Seine Trennung von Faust ist nur scheinbar, natürlich treffen sie im Verlauf der Dichtung wieder zusammen.

Mephisto schleudert auch umher, um sich auf seine Weise zu unterhalten. Die Rolle, die er hier und schon im ganzen frühern Verlauf dieses Theils der Dichtung spielt, ist schwer zu bezeichnen. Ein Teufel im ordinären Sinne des Wortes ist er nicht mehr. Er ist eigentlich (so überraschend es der lieben Leserin klingen mag) der Verstand (wohl zu unterscheiden von Vernunft) oder, wenn man es anders ausdrücken will, die Ironie; denn diese ist

eben der höchſte Gipfelpunkt des Verſtandes, bei dem er ſchon auf dem Sprunge ſteht, ſich über ſich ſelbſt zu erheben zur Vernunft, oder (nach einer Hegel'ſchen Redensart), in ſie umzuſchlagen. Hier habe ich mich in eine ſchlimme Affaire verwickelt, und wer weiß, wie ich mich wieder heraus wickeln werde; denn ich fühle wohl, daß ich unverſtändlich geworden und alſo verpflichtet bin, mein philoſophiſches Kauderwelſch in menſchliches Deutſch zu überſetzen. Courage!

Verſtand iſt der Geiſt, inſofern er den Gegenſtand ſeiner Thätigkeit nicht in ſeiner vollen Einheit und Ganzheit (Totalität) zu erfaſſen vermag, ſondern ihn in ſeine einzelnen Seiten zerlegt und zergliedert und, indem er dieſe einzelnen Seiten gegeneinander hält, auf Gegenſätze ſtößt. Denn an allem Wirklichen, wie an allem Denkbaren, ſind Gegenſätze, und ohne ſolche giebt es gar nichts Wahres und Wirkliches. Die Wahrheit aber liegt erſt in der verſöhnten Einheit der Gegenſätze, und zum Erfaſſen dieſer Einheit bringt es der Verſtand, ſo lange er bloß Verſtand bleibt, nicht. Im Gegentheil hält er die Gegenſätze ſchroff gegeneinander feſt, und ſie werden ihm ſo zu Widerſprüchen. So zum Beiſpiel trennt der Verſtand die Ewigkeit und die Endlichkeit als zwei feſte, ſtarre Extreme. Ebenſo Natur und Geiſt, Freiheit und Nothwendigkeit (die doch im Geiſte Gottes, der ebenſowohl frei, als nach nothwen-

digen Geſetzen wirkt, vollkommen in Eins zuſammenfallen), Seele und Leib ꝛc. Ja der ärmſte und alltäglichſte Begriff iſt nicht ohne den Gegenſatz und (für den Verſtand) unauflöslichen Widerſpruch. So liegt in dem Begriff Anfang, der uns im gewöhnlichen Leben ſo geläufig iſt, der Widerſpruch, daß etwas noch nicht da ſein ſoll und zugleich doch ſchon da ſein ſoll. Es ſoll nicht mehr Nichts ſein (ſonſt wäre es ja noch kein Anfang) und auch noch nicht Etwas; denn Etwas iſt ſchon wieder mehr, als der bloße Anfang. Der Verſtand weiß ſich hier durchaus nicht zu helfen. Er kommt daher bis auf den Punkt, entweder die vollkommne Nichtigkeit des denkenden Geiſtes und die Unbegreiflichkeit aller Wahrheit zu behaupten, oder ganz abzuleugnen, daß es überhaupt etwas Wahres, Feſtes, Ewiges gebe. Selbſt Gott, weil der Begriff für ihn voll unvermittelter Widerſprüche iſt, wird ihm ein Unding, das ſomit nicht exiſtiren kann. Der Verſtand, auf ſeiner ſchwindelndſten Höhe, wird ſomit freſſender Witz, Verneinung, Spott, Verzweiflung. Aber eben da kann er es nicht länger aushalten und wagt den Sprung in den Mittelpunkt der Erkenntniß. Die Gegenſätze, die ihm auf jeder der einzelnen Seiten als unwahr erſchienen, faßt er mit zeugender Kraft in Eins zuſammen und wird ſo zur Vernunft. Die Vernunft z. B. erkennt den Begriff Anfang dadurch, daß ſie denſelben nicht mechaniſch in das

Nochnichtsein und Schonsein zerlegt, sondern sie erschaut dreist Sein und Nichtsein als Eins und diese Einheit von beiden eben als das Werden, den Anfang. Denn im Werden liegt nothwendig, daß ein Ding zugleich ist und nicht ist.

Die erste und unmittelbarste Weise, in der die Vernunft erscheint, ist der Glaube. Dieser setzt sich ohne Weiteres mit festem Vertrauen über die Widersprüche hinaus, z. B. über den, daß Christus zugleich Gott und Mensch war, und setzt sich so, auf noch unbewußte Weise, in den Besitz der Einheit der Gegensätze. Er wirkt aber instinctartig (eben weil unbewußt) und kann deßhalb ebensowohl das Wahre als das Verkehrte treffen. Im letztern Fall wird er Aberglaube. Diese Unsicherheit beginnt der Glaube bald selbst zu fühlen und wird zum forschenden und untersuchenden Verstande, den ich eben beschrieben habe, und der, weil er sich nur unversöhnliche Widersprüche klar zu machen weiß, zum Unglauben führt, wie dies im vorigen Jahrhundert in Frankreich und Deutschland durch die sogenannte Aufklärungsperiode geschah. Diejenigen, welche in diesen kahlen und leeren Unglauben verfallen waren (und dies waren fast Alle, die eine höhere Geistesbildung besaßen), sind nur durch die Macht der Vernunft gerettet worden, die ihren Gegenstand als Einheit und Ganzheit von versöhnten Gegensätzen ergriff und den in Einseitigkeiten steckenbleibenden Verstand zu ihrem Handlanger her-

ansetzte. Dies Erkennen durch die Vernunft ist das speculative oder philosophische Erkennen und besteht eben in nichts, als im gedankenmäßigen Vereinen aller Gegensätze, oder vielmehr des einen großen Gegensatzes, in dem alle übrigen enthalten sind, von den ärmsten bis zu den reichhaltigsten Begriffen; denn in allen diesen untergeordneten Gegensätzen wird der eine nur unendlich variirt in lebendiger Stufenfolge, so daß sie alle auf ihn hinführen und auf ihn hinauslaufen. Dieser Urgegensatz ist eben der von Unendlichem (Ewigem) und Endlichem (Sinnlichem), von Gott und Welt (Geist und Natur), und die ganze und alleinige Aufgabe der Philosophie besteht darin, Gott im Weltall und das Weltall in Gott zu schauen, so daß beides nicht mehr sich fremd gegenüber und außereinander bleibt, sondern als lebendige Einheit gewußt wird.

Aber wo bleibt unser Faust? Ich habe hier weiter ausgeholt, als nöthig war, weil es ein sehr wichtiges Thema betraf; doch fürchte ich, hier meine Absicht, lehrreich und unterhaltend zugleich zu sein, verfehlt zu haben; denn an dieser Stelle habe ich wohl am Ende aufgehört, lehrreich, und angefangen, langweilig zu sein. Hoffentlich soll's nicht mehr vorkommen. Es handelte sich nur um die Bedeutung des Mephisto, und ich sagte, er stelle den Verstand oder die Ironie vor — den sich selbst und alles Andre bespöttelnden und bezweifelnden Scharfsinn nämlich, der unerbittlich verhöhnt, was vor ihm nicht bestehen

kann, und an kein großes Gelingen glaubt, da er eben an gar nichts Großes glaubt, das gelingen könnte. Aber dieser Geist ist zu allem wahrhaften Erkennen und Leisten *nothwendig*, wenn es nicht blind und ziellos alle Ufer überschwellen soll. Er giebt grade durch seinen fortwährenden Widerstand und Widerspruch allem Streben Straffheit, Elastizität und zähe Kraftentwickelung. Deshalb hilft er zur Entstehung des Homunculus, deshalb begleitet er den Faust zur classischen Walpurgisnacht.

So systematisch, wie ich es hier darstelle, hat Goethe selbst sich die Bedeutung dieser Person allerdings nicht gedacht. Dafür bin ich hier der kalte und listige Critikus, der die nur halbbewußte schaffende Thätigkeit des vom Wahnsinn der Begeisterung ergriffenen Dichters mit altklüger Miene erörtert. — Faust kann die griechische Schönheit nur wahrhaft erkennen, indem er die griechische Sagendichtung auch *ironisch* betrachtet, das heißt, indem er sich gänzlich *darüber* stellt, sich von aller Befangenheit des bloßen *Eindrucks* völlig frei weiß, und nur so, mit spöttisch lächelnder *Ueberlegenheit*, das Aechte vom Zufälligen, das Wesen vom Schein, zu sondern, und so den Kern aller jener Mythen, der eben die griechische Schönheit, das Ideal ist, zu gewinnen vermag. Diese eigentlich im Faust selbst vor sich gehende Betrachtungsweise stellt der Dichter uns abgesondert und personificirt dar im Mephisto-

phelos, während Faust nur die andre nothwendige Seite, den Enthusiasmus, repräsentirt.

Was nun die classische Walpurgisnacht selbst mit ihrem bunten und wirren Gestaltengedräng betrifft, so würde es uns zu weit führen, auf alle Einzelnheiten einzugehen. Auch gehört zu ihrem völligen Verständniß eine genaue gelehrte Bekanntschaft mit der griechischen Mythologie sowohl, als mit der neuern Literatur über diese Mythologie, eine Kenntniß, die ich nicht zu besitzen gern eingestehe, und die ich, wenn ich sie auch wirklich besäße, meiner langmüthigen Leserin nicht aufbürden möchte. Ich kann daher nur rathen, sich in diesem Theile der Dichtung an dem zu erfreuen, was unmittelbar durch seine poetische Frische anspricht, und das Uebrige unbekümmert links liegen zu lassen. Die Hauptsache, das Bindende und Bedingende, an dem fest gehalten werden muß, ist hier nur das schon öfter Gesagte: Faust (der Genius der neuen Zeit) sucht in der griechischen Sagenwelt die Schönheit auf, und Homunculus (moderne Poesie) sucht in ihr wie er „im besten Sinn entstehen" könne. Nur ein wichtiger Punkt ist hervorzuheben. Ohne Zweifel wird die freundliche Leserin von dem berühmten Streite der Vulcanisten und Neptunisten — noch nichts gehört haben. Nun, es ist kein Unglück und kann sogleich nachgeholt werden. Vulcanisten und Neptunisten nämlich sind nicht wilde Völkerschaften oder dergleichen, sondern gelehrte Naturforscher, von de-

nen die erstern (die sich nach dem griechischen Gotte des Feuers, Vulcan, nennen) die jetzige Gestaltung der Erde mit ihren Gebirgen hauptsächlich durch Gewaltausbrüche des unterirdischen Feuers, die letztern (die sich nach dem griechischen Meergott, dem Neptun, nennen) durch die allmäligere und leiser bildende Macht des Wassers, entstehen lassen wollen. Die neuesten Forschungen haben erwiesen, daß beide Theile in ihrer einseitigen Ansicht zu weit gingen, und daß Feuer und Wasser bei der Bildung der Erdoberfläche gleich betheiligt sind. Während die Gewalt des unterirdischen Feuers, das jetzt noch Inseln aus dem Meer hebt, die früher nicht da waren, die Erde erbeben macht und aus den Kratern feuerspeiender Berge wie aus Schornsteinen hervorbricht, die Kernmassen alles Gebirges schütternd empor stieß (die riesigen Granitrippen der Erde), bedeckte das Meer die Fläche in ungeheurer Ueberschwemmung und ließ dann, zurücktauschend, Niederschläge zurück, indem die aufgewühlten trüben Massen sich lagerten und, an jene festen Rippen als untere Gebirgsschichten gelehnt, die Uebergangs- und Flötz-Gebirge bildeten (Kalk, Schiefer ꝛc.), die riesig geblättert oder geschichtet da liegen und die Trümmer einer untergegangenen Thier- und Pflanzenwelt (Versteinerungen und Abdrücke) bewahren, während in jenen Feuerproducten (Granit, Basalt, Porphyr ꝛc.) sich dergleichen Ueberreste nicht vorfinden.

Goethe nun, der ſich, beſonders in ſeinen ſpäteren Jahren ſehr viel mit Betrachtung und Erforſchung der Natur beſchäftigte und auch hierin Großes und Neues geleiſtet hat, indem er namentlich über die Natur der Farbe und des Lichtes, in ſeiner Farbenlehre, alle frühern ſehr mechaniſchen und todten Auffaſſungsweiſen über den Haufen werfend, die großartigſten und überraſchendſten Aufſchlüſſe gab, Goethe, ſage ich (O Gott, in welch' einen dreiſtſpurigen, ſchwerfälligen Satz, ganz eines Wagners würdig, habe ich mich hier verwickelt! Und den ſoll ein Mädchen leſen, und dabei ernſthaft bleiben!), Goethe, ſage ich alſo, neigte ſich, ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit gemäß, durchaus und einſeitig zur neptuniſtiſchen Anſicht. Denn ihm war alles Gewaltſame ein Gräuel, nur durch ſtille und leiſe Bildung und Entwickelung, nicht durch krampfhaft zuckende Kraftanſtrengung, glaubte er, könne eine Geſtaltung wahrhaft gedeihen, ſowohl im Gebiete der Natur, als in dem des Geiſtes. Und ſo war er auch der Meinung, daß die Schönheit, das Ideal, nicht durch tobendes Gähren der Geiſteskräfte, ſondern durch ihr leiſes Wogen erzeugt werden müſſe. Und hierin hat er, wie ſich an ſeinen Werken ſelbſt nachweiſen läßt, nicht eben ganz Unrecht. Man kann ſein dichteriſches Schaffen gradezu eintheilen in eine vulcaniſtiſche und eine neptuniſtiſche Periode, die letzte hat uns das Erfreulichſte, Mildeſte

geboten; nur freilich möchten wir deshalb um keinen Preis das Gewaltige, Himmelstürmende der frühern Periode einbüßen. Ich nenne gradezu den ersten Theil des Faust als ein vulcanisches, die Iphigenie als ein neptunisches Product. Dies spricht sich sogar mit deutlichen Worten aus. Im Faust erscheint dem Helden der von ihm beschworene Erdgeist aus zuckenden Flammen. In der Iphigenie sind wir, schon dem Local nach, ans Gestade des Meeres versetzt und durch den alten Eichenhain beim Tempel, durch die ganze Dichtung weht die labende Frische des Meeres. Wir haben uns hier wieder etwas vom Pfade abverirrt, aber wir marschiren ja nicht in Reih und Glied, sondern wir gehn spazirren, alle mögen wir immerhin schöne Partien rechts und links vom Wege mitnehmen. Ich lenke jetzt wieder ein.

Diese seine neptunistische Ansicht macht nun Goethe in der Walpurgisnacht gegen die entgegengesetzte geltend, und zwar steckt hier hinter dem scheinbar Sinnlichen und Natürlichen immer die Beziehung aufs Geistige als der eigentliche Kern. Der Vulcanismus wird zuvörderst lächerlich gemacht in der Gestalt des Seismos*). Später erscheinen zwei uralt-griechische Philosophen, Anaxagoras und Thales, von denen der erste das Feuer, der zweite das Wasser als den Urgrund alles Seins erkannte, als Vertreter dieser beiden Richtungen. Die ganze Walpurgisnacht aber löst sich endlich in ein heitres

*) bedeutet: Erdbeben.

Meeresfeſt auf. Unter Meergöttern und Meergöttinnen erſcheint die Königin der letztern, Galatee. Mit ihr iſt wohl die ächte Schönheit gemeint, die ſpäter, in geſchichtliche Verhältniſſe verwickelt, als Helena wieder zum Vorſchein kommt, während ſie hier in der erſten ungetrübten Reinheit des Begriffes gefaßt iſt. Die griechiſche Sage ſelbſt kommt dem Dichter hier zu Hülfe; denn ſie läßt die Venus, die Göttin der Liebe und Schönheit, aus dem Schaume des Meeres geboren werden. Galatee vertritt hier die Stelle der Venus ſelbſt. Homunculus fliegt auf ſie zu und zerſchellt an ihrem Muſchelwagen. Die Poeſie zerbricht ihre todte Schale, um leuchtend und tönend im Meer der Schönheit unterzugehen. Aber dies Vergehen iſt eigentlich nur ein Entpuppen, ein wahres Entſtehen, und Homunculus iſt nicht verloren, wir werden ihn bald in andrer Geſtalt wiederfinden.

Dritter Act. Helena iſt gefunden. Dieſer Theil iſt ſtreng und mit bewundernswerther Meiſterſchaft ganz im Geiſte, im Ton und in der Form (dies geht bis zum Versmaß und zur einzelnſten Ausdrucksweiſe) der altgriechiſchen Tragödie geſchrieben. Deshalb gemahnt er den Nichtphilologen (alſo auch die unphilologiſche Leſerin) etwas fremdartig. Troja iſt zerſtört und die Helena von den Griechen aus den Händen der Trojaner wiedererobert. Hierin liegt wohl das: aus jeder geſchichtlichen Zerſtörung taucht ewig neu und friſch die milde

Schönheit gerettet wieder empor und hilft neue Zeit und Gesittung wieder gestalten. Aber Helena soll von ihrem Gatten geopfert werden (das Griechenthum sagt sich von der Schönheit los und entartet), und Faust (der Geist der neuen Welt, näher noch: der Geist des deutschen Mittelalters, überhaupt: der germanische Geist) bemächtigt sich ihrer, sie rettet sich willig zu ihm. Jetzt in der Burg des Faust mischt sich bunt das hellenisch-antike Element mit dem germanischen. Diese Mischung drückt sich in Ausdruck und Versbau aus. Sie wird zur innigen Vereinigung in dem reizenden Wechselgespräch des Faust mit der Helena, wo diese von ihm in Reimen sprechen lernt. Der Reim ist etwas Modernes, durchaus Romantisches. Ja der Reim kann in Hinsicht auf seine tiefe gemüthliche Bedeutung etwas Christliches genannt werden. Er versinnlicht eigentlich weiter nichts, als die innige Einheit zweier Verschiednen, mit andern Worte, die Liebe, und das Christenthum hat die reinste und höchste Liebe offenbart, indem es Gott und Mensch (die beiden Glieder des tiefsten Gegensatzes sowohl, als der seligsten Harmonie) in Einklang brachte, gleichsam zusammenreimte. Hier im Faust nun umarmt sich erkennend im Reim das classische Alterthum und die moderne Zeit (zu der das Mittelalter im Gegensatz zur alten Zeit der Griechen und Römer auch gehört), die griechische Schönheit und

das deutſche Gemüth. Da dieſe Vereinigung in ihrer vollen Reinheit in Goethe's Geiſt ſich ereignet hat, ſo werden wir hier wieder unwillkührlich, ohne daß er es ſelbſt beabſichtigen mag, an den Dichter erinnert.

Aus der Vereinigung dieſes Paars entſpringt nun wirklich die moderne Poeſie, Euphorion. Er iſt der wahrhaft lebendig und individuell gewordene Homunculus, er iſt das in Wirklichkeit mit Fleiſch und Bein, was der Knabe Wagenlenker im erſten Act als Maske war. Indem ſich alſo der deutſche, der germaniſche Geiſt (und durch ihn der Geiſt der neuen Zeit überhaupt; denn alle modernen europäiſchen Völkerſchaften ſind germaniſchen Urſprungs, da ſie von der Vereinigung deutſcher Völker mit Romern hauptſächlich abſtammen, Die Ruſſen, Polen ꝛc, rechne ich als Völker hier nicht mit zum gebildeten Europa) mit der antiken Schönheit vermählt, zeugen beide die neue Dichtkunſt. Hier hat aber Goethe, ſeltſamer Weiſe und doch mit tiefem, treffendem Blick, im Euphorion nicht blos die moderne Dichtung im Allgemeinen, ſondern, als ihren eigenthümlichſten Repräſentanten — wen? dargeſtellt? — den Lord Byron, deſſen Lebensſchickſale in raſchen Streben und Tode des Euphorion ſinnbildlich verherrlicht ſind. Lord Byron trieb ſich wild und unzufrieden in der Welt umher. Als Griechenland aufſtand, um die Türkenketten abzuſchütteln und ſeine

alte, glorreiche Freiheit wieder zu erringen, glaubte Byron endlich einen würdigen Kampfplatz für seine Thätigkeit gefunden zu haben. Er segelte nach Griechenland, um dort zu fechten, ward schon auf dem Schiffe krank, landete und — starb im 37sten Lebensjahre. Was nun Byron's Poesie betrifft, so ist in ihr ein unmittelbarer Einfluß griechischer Kunstanschauung allerdings nicht im mindesten zu erkennen. Goethe ist daher getadelt worden, ihn hier ins Spiel zu bringen, da doch von der Vereinigung des neuen Zeitgeistes mit griechischer Schönheit die Rede ist. Aber aus dieser Vereinigung entsprang die moderne Poesie überhaupt (am reinsten in Goethe selbst), und so hängt doch jede neue Kunsterscheinung, da sich jede immer aus den frühern organisch entwickelt hat, wenigstens mittelbar mit dem Erfassen des Griechenthums zusammen, wenn auch alle äußern Spuren des Zusammenhanges verwischt sind. Goethe wollte eben nur auf die der Zeit nach letzte großartige Kunstentwickelung hinweisen, und als den letzten wahrhaft großen Dichter betrachtete er mit Recht Lord Byron, der selbst den Faust und andre Werke Goethe's studirt und sich an ihnen gebildet, der jenem sogar eins seiner Werke, als seinem Meister, gewidmet hatte, und für dessen Poesieen Goethe in seinem Alter das lebendigste Interesse hegte. Kein bedeutender Dichter aber ist so originell modern zu nennen, als eben Byron, weshalb er hier ganz am rechten Orte steht.

Die Poesie ist alte da gewesen, die Schönheit umfaßt worden. Aber der Geist muß aus dem schönen Traum zurück in die Nüchtigkeit des wirklichen und geschichtlichen Lebens. Er darf nicht weichlich für sich genießen, er muß in den Weltgang thätig einwirken. Die Traumbilder der Schönheit zerfließen in die Elemente.

Vierter Act. Faust im öden Gebirg. Die Helena, in riesenhafter Verherrlichung als Glanzwolke, verschwimmt am fernen Himmel. Dem ruhig heitern Besitz der Schönheit sagt er Lebewohl, aber in der Erinnerung besitzt er sie verklärt und unverlierbar. Was er fortan auch schaffe und beginne, Alles wird von ihrem Zauber umhaucht, nach ihrem milden Gesetz geregelt sein.

Das lange Gespräch Faust's mit Mephisto, das sich wieder um den Vulcanismus und Neptunismus dreht, ist eine Alterschwäche Goethe's, der seinen Aerger am Vulcanismus nun einmal nicht genug aussprechen konnte.

Faust dürstet nach neuen Thaten. Er ist geläutert und gereinigt, nun will er auch mit gewaltbetter, aber ungeschwächter Kraft Großes zu Stande bringen. Den abgeschmackten Vorschlägen des Teufels, der ihn gern ans gemeine Lotterbett der Trägheit und Sinnlichkeit streckte, ist er längst entwachsen. Sie berühren ihn nicht einmal ernsthaft. Da sieht Faust einen breiten Strich Landes unnütz und verödet liegen, weil das Meer bei der Flut ihn über-

schwemmt. Er faßt den Entschluß, das Meer abzudämmen und einem fischen Volk ein neues Land zu rüstiger Thätigkeit und wohlverdientem Lebensgenuß zu gewinnen. Das noch nicht entstandene Land muß ihm aber erst vom Kaiser zu Lehen ertheilt werden. Dies zu erlangen, steht Mephisto dem Kaiser gegen seine empörten Gegner bei und hilft die Schlacht gewinnen. Hier sind wir wieder auf dem geschichtlichen Boden des ersten Actes. Die Darstellung der historischen Verhältnisse ist wieder von größter Treue. Zu bemerken ist nur, daß die Scene nach der Schlacht in Alexandrinern gedichtet ist — eine breite, bombastische Versart, mit der Goethe den affectirten Pomp der Siegesfeier lächerlich machen will. Es ist die Versart, in der alle französischen Trauerspiele gedichtet sind und die sich namentlich in den ältern mit ihrem falschen und hohlen, sich aufspreizenden Pathos sehr possierlich macht, besonders, wenn man daran denkt, daß damals Julius Cäsar und andre altrömische und griechische Helden in Allongenperücken mit zierlichen Degen an der Seite ꝛc, die alten Heldinnen aber gepudert und in Steifröcken, mit hohen Absätzen auf die Bühne traten. So weit bringt es die Poesie, wenn sie bezahlte Hofpoesie ist, wie dies zur Zeit Ludwig's XIV. in Frankreich der Fall war. Gott bewahre unsre Dichtkunst vor Fürstengunst und Absatzschmacklosigkeit!

In dem Erzbischof ist die Schlauheit und unre-

sättliche Habgier der römisch-katholischen Kirche im Mittelalter eben so wahr, als ergötzlich dargestellt.

Fünfter Act. Dieser ist wohl das Vollendetste, was Goethe überhaupt gedichtet hat. Ich werde mich hier nicht darauf einlassen, auf all die mannigfaltigen und oft hinreißenden dichterischen Schönheiten aufmerksam zu machen. Nur wo es etwas zu erläutern und zu erklären giebt, werde ich mit meinem hinweisenden Stecken vertreten; da aber, wo nur empfängliche Auffassung erforderlich ist, mich ehrerbietig zurückziehn. Faust's großartiger Plan ist ins Werk getreten. Die verwüstende Gewalt des Meeres ist gefesselt und die Oede dem Anbau, dem Verkehr in die Ferne gewonnen. Es ist eine Lieblingsidee Goethe's, daß der Mensch auch durch practisches Wirken Spuren seiner Thätigkeit zurücklassen soll. Besonders für Bauten interessirt er sich sehr, namentlich auch für Garten- und Parkanlagen, weil er darin zugleich eine übende, viele Kräfte und Talente entwickelnde Schule der bei solchen Werken Beschäftigten, bis zum Handlanger herab, sah. Deshalb ipuken Gartenanlagen in vielen seiner Werke, mitunter etwas breit und langweilig besprochen. Welche großartige Wendung nimmt aber dieser Lieblingsgedanke hier im Faust! Hier ist es ein ganzes Land, was geschaffen wird und was der tüchtigsten Bewohner gewiß ist, da sie schon durch die harte Arbeit, ihre

Wohnsitze dem Meer abzukämpfen, tüchtig werden müßten. Auch hier jedoch ist neben der unmittelbaren Bedeutung eine tiefer liegende geistige nicht ganz aus den Augen zu lassen. Der Weltgeist (Faust) hat seinen Jugendtraum (die Poesie) ausgeträumt, und ist nun mit Ernst darauf bedacht, dem menschlichen Erkennen alle Oeden zu gewinnen und urbar zu machen. Wie hier Faust über das Meer und den unfruchtbaren Sumpf, so siegt der männliche Geist der Menschheit fort und fort über die todte Masse, die Materie, Natur, den rohen Stoff, bis er sie ganz und gar wird bewältigt und denkend zu seinem Eigenthum gemacht haben. Dies ist die Aufgabe der Wissenschaft (Philosophie), deren Entwickelung, wie hier in der Dichtung, allerdings eine spätere und reifere ist, als die der schönen Kunst, der Poesie. —

Der Teufel (denn hier und im vorigen Act haben wir es allerdings wieder mit einem ordentlichen Teufel zu thun) ist nun weiter nichts mehr, als der Knecht des Faust. Faust steht so hoch, daß ihm Mephisto nichts mehr anhaben kann. Nur zu einer ungerechten Gewaltthat (an Philemon und Baucis) verführt er ihn noch. Aber durch diese kann der ganze Mann in seiner innern reifen Gediegenheit unmöglich zu Grunde gerichtet werden. Zwar folgt die Sorge dem Unrecht auf dem Fuß und macht den alten Faust sogar blind. Aber er setzt für über

die Berge hinweg und läßt nicht nach in fegendringender Thätigkeit. Es iſt wichtig, daß Fauſt jegliches alte Zauberkünſte vermeidet. Er iſt dahin gelangt, nur Menſchliches menſchlich wirken zu wollen und ebenſo alles Menſchliche menſchlich zu ertragen. Dies iſt allerdings, ſo nahe es zu liegen ſcheint, das höchſte Reſultat geſunder Weisheit. Indeß Mephiſto ſchon die Lemuren (römiſche Geſpenſter) ruft, um dem Fauſt ſein Grab zu graben, lebt und webt dieſer noch in ſeinem Werk, und ergreifend ſchön iſt es, wie er ſich am Geklirr der Spaten freut, unwiſſend, daß Sie ſein Grab graben, und in der feſten Meinung, es ſeien die Spaten ſeiner Arbeiter. In der ſchönen Schilderung, die Fauſt unmittelbar vor ſeinem Verſcheiden giebt, hat ſich Goethe die Holländer und ihr Land zum Vorbild genommen. Sie ſind das tüchtige Kernvolk, das, phlegmatiſche Behaglichkeit mit rühriger Geſchäftigkeit, zäher Ausdauer und heldenmüthiger Kraft vereinend, erſt dem Meere ſein Land, dann der Tyrannei des Königs Philipp II. von Spanien und ſeiner Pfaffen ſeine politiſche und religiöſe Freiheit abkämpfte. Goethe zeigt hier, daß er auch eine feſte und gediegen begründete bürgerliche Freiheit zu ſchätzen weiß, trotz ſeiner ſonſtigen einſeitigen Abneigung gegen gewaltſame Umwälzungen zu Gunſten der Freiheit. — Im Genuſſe ſeiner Thätigkeit ſagt der alte blinde ſchwache Fauſt die Worte, an die er

im ersten Theil des Faust sein Lebensende gekürzt hat. Er ruft dem Augenblicke zu:

Verweile doch, du bist so schön!

und stirbt. So stirbt ein Mann. Wie elend nimmt sich neben ihm der berufte Teufel aus, der, diese Befriedigung nicht begreifend, den Faust verhöhnt, daß er den letzten, schlechten, leeren Augenblick habe festhalten wollen. Welcher unverdorbene Geist aber möchte sich nicht einen solchen letzten, schlechten, leeren Augenblick wünschen! —

Der Sage gemäß wird Faust nun wirklich vom Teufel geholt. Hier geht dies durchaus nicht mehr an; denn im Verlauf der beiden Theile der Dichtung hat sich Faust in sich selbst so groß und frei gerungen, daß der Teufel, dies untergeordnete Princip der Verneinung, keinen Theil mehr an ihm hat. Die ganze Dichtung zeigt uns die Entwickelung des Menschengeistes bis zu der Höhe, wo er, bewußt das Wahre fassend, den dunkeln Mächten der Lüge und des Wahns nicht mehr verfallen kann. Es versteht sich daher von selbst, daß Faust's Seele gerettet wird. Die folgenden Scenen sind in dichterisch sagenhaftem Charakter gehalten. Der Teufel selbst muß einen Anfall von Liebe verspüren, obgleich die göttliche, himmlische in ihm nur in ihrer allerverzerrtesten, scheußlichsten Abart erscheinen kann. So läßt er die Seele des Faust sich entschlüpfen. In der wunderbar schönen Schlußscene ist nun die Bedeutung der Jungfrau Maria

und Gretchens hervorzuheben. In den Schlußworten:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

wird dem Weibe überhaupt eine so unbedingte Huldigung dargebracht, daß ein einseitiger verstockter Eiferer, Wolfgang Menzel, der überhaupt unsern Dichter aufs bissigste verketzert, denselben den Vorwurf der Lüsternheit gemacht hat, als begehre er im Himmel selbst noch nach einer Göttin, statt eines Gottes. Die Leserin fühlt die Lächerlichkeit dieses Vorwurfes. Gott bleibt in dieser ganzen Scene billig im Hintergrunde, weil des Dichters tiefe Ehrerbietung ihn nicht zu den dichterisch reizenden, aber eben nur dichterischen und erdichteten, Gestalten einer frommen Fabelwelt herabzieh'n konnte. Was aber mit der Verehrung, ja fast Vergötterung des Weibes gemeint sei, ist eben nicht schwer zu begreifen. Der Charakter des Weibes ist die unbefangene, unbefleckte, von Haus aus ohne Kampf und That fertige Vortrefflichkeit, die unbewußte Fülle aller Wahrheit, Schönheit und Heiligkeit. Alles, was der Mann erjagen muß, hat das Weib schon, was er erkämpft, ward ihr geschenkt. Eben deshalb aber, weil der Mann alle Schätze des Gemüthes und Geistes sich selbst erobern, also aus der stillruhenden Anmuth der Kindlichkeit heraus gehen muß in Weltkampf, Reibung und Spaltung, kann er sich nimmer in ganz

ungetrübter Reinheit erhalten. Seine vereinzelten Kräfte würden sich wild zersplittern und nie zur ursprünglichen Harmonie zurückkehren, wenn er diese nicht ewig im Gemüth des Weibes widerfände. Vom liebenden Weibe wird der Mann geboren, und in der Liebe des Weibes wird er noch einmal wiedergeboren. Ihr verdankt er das Bewußtsein der stillen Vollkommenheit fürs ganze Leben, und so zieht ihn das Ewig-Weibliche leise hinauf zur höchsten Vollkommenheit und Harmonie, die in Gott ist. So ist Gretchen, obwohl im Leben auch in Schuld verwickelt, obwohl schlicht und gegen Faust arm an Geist, dennoch zu seinem Schutzengel geworden, weil sie ihn einst in die Tiefen einer angebornen Vollendung blicken ließ.

Vier schwierige Zeilen will ich noch erörtern:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß —

Ein Gleichniß ist eine Geschichte, die ihren eigentlichen Sinn, ihre tiefere Bedeutung nicht in sich selber trägt, nicht vollkommen in sich aufnimmt und ausdrückt, sondern auf etwas Andres, Höheres außer sich hinweist. Alles Vergängliche (Irdische, Sinnliche, Erscheinende) nun soll eigentlich das Unvergängliche (das Ewige, das Wesen) bezeichnen, sonst hätte es gar keinen Zweck und kein Recht der Existenz. Mit einem Wort, die Welt soll den sie schaffenden und tragenden Geist, soll Gott als den erscheinenden darstellen. Der

erscheinende Gott aber ist, eben darum, weil er erscheint, nicht der reine Gott mehr; das erscheinende Unvergängliche ist eben nach der Seite des Scheines hin vergänglich, oder die Weltgestalten sind nur unvollkommne Abdrücke der ursprünglichen göttlichen Gedanken d. h. sie sind Gleichnisse, sie tragen ihren tiefsten Sinn nicht vollständig in sich selber, sondern weisen über sich hinaus in ein Gebiet des reinen Geistes, wo das Wort ihres Räthsels geschrieben steht, wo sie ihre volle und wahre Bedeutung finden.

Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß.

Hier (im Himmel, im reinen Geiste Gottes) wird des Unzulängliche, die Erscheinung, welche mit ihren Mitteln nicht zulangt, das Wesen rein auszuprägen, zum Ereigniß, d. h. zum äußern Geschehn, in dem der innre Zweck, zur That, in der der Rath vollständig und erschöpfend ausgedrückt und erfüllt ist. Also: im Bewußtsein des ewigen Geistes ist die vergängliche Erscheinungswelt dennoch ein treuer und wahrhafter Ausdruck und Spiegel seiner selbst. Die Welt ist eine Verkörperung des göttlichen Geistes. Nur für uns ist sie unvollkommen, weil wir den Schein sehen. Für den Geist Gottes aber giebt es keinen Schein, sondern nur Wesen. —

Der Knotenpunkt des zweiten Theils der

Dichtung war also, wie wir sahen, die Vereinigung des deutschen Geistes mit griechischer Schönheit.' Aber (wird man fragen) ist ein so absonderlicher, den meisten Menschen völlig gleichgültiger Gegenstand auch werth, daß man ein großes Werk darüber schreibt, und daß Andre wiederum von diesem Werke so viel Geschrei hermachen? Und da Goethe selbst diese Vereinigung zu Stande gebracht haben soll, ist es nicht eine ungeheure Eitelkeit, sich selbst und sein eignes Thun zum Gegenstand eines großen Dichterwerks zu machen? Auf das Letzte antworte ich, daß ein Dichter überhaupt nichts Andres darstellen kann, als was er in sich erlebt hat. Und giebt er uns auch das Bild einer uralten Begebenheit, so ist dies nichts weiter, als die Begebenheit selbst, wie sie sich in ihm zugetragen hat. Wenn nun Goethe mit großartiger Naivität sein innres Leben darstellt, und wenn dies nun mit der Entwickelung des Geistes einer ganzen Nation, ja einer ganzen Zeit vollkommen übereinstimmt — was kann er dafür? Er will es uns ja nicht aufzwingen, daß in ihm der Geist der Menschheit für eine bedeutende Bildungsperiode derselben gleichsam personificirt erscheint. Wir selbst nur sind es, die es aus seinen Werken lesen.

Auf die erste Frage aber erwidre ich, daß die Vereinigung des deutschen (germanischen) Geistes mit griechischer Schönheit, weit entfernt, ein absonderlicher, verzwickter Stoff zu sein.

der die Menſchen im Allgemeinen nichts angeht, im Gegentheil die Aufgabe der Geſchichte für die nächſten Jahrhunderte überhaupt iſt, ſo wie die der frühern ſeit Einführung des Chriſtenthums bei den deutſchen Stämmen nur ein Vorſpiel davon war. Das Chriſtenthum, zunächſt blos auf die Innerlichkeit gerichtet, bildete dieſe auf Koſten des geſchichtlichen Lebens aus, das einen düſtern, gedrückten Charakter annahm. Menſchliche Freiheit und Thätigkeit wurde verachtet, man unterwarf ſich blind der Autorität der Kirche, nur um ſeine Seele zu retten. Die Reformation war das erſte muthige Wiederaufnehmen der ächten Menſchennatur. Sie ging in Deutſchland Hand in Hand mit dem wiedererwachten Studium des griechiſchen Alterthums. Der Menſchengeiſt begann ſich wieder in ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft zu fühlen und zu achten. Das Leben kann auch dem Chriſten Befriedigung gewähren, wenn es durch und durch vergeiſtigt und ins Reich der göttlichen Idee erhoben wird. Dieſe Erhebung vollbrachte zuerſt die Kunſt (Goethe, der die Wirklichkeit ihrer Wahrheit nach faſſend und darſtellend, ſie als ewig aufzeigte), dann die Wiſſenſchaft (Hegel, der Welt und Menſchenleben als verſöhnt und Eins mit dem Geiſte Gottes erſchaute). So nähern wir uns, wiewohl auf höhere Weiſe, wieder dem Geiſte des Griechenthums, der in heiterer, ſelbſtvertrauender That-

kraft und frischer, ungefangener Freude am Leben belebt. Nur muß, was noch der Besitz einzelner Geister ist, zum Gemeingut Aller werden. Allgemeine Gesittung, politische und jede Geistesfreiheit werden dann das wieder schön gestalten Leben beherrschen und adeln, und wir werden unserm Gotte dienen mit tiefsinnigem Ernste und freier Heiterkeit. —

Hier scheide ich von einer mir lieb gewordenen Arbeit.

Vier Briefe eines Idealisten aus dem 21. Jahrhundert. Also prophezeit von einem krassen Philister des 19. Jahrhunderts. *)

I.

Meine geisterschaute Transcendentia!

Sieh'! der Frühling ist wiedergekommen. Der Weltgeist beginnt seinen bedeutungstiefen Kreislauf aufs neue. In der erstorbenen Flur, ohne Werden und Sprossen, lag er geheimnißvoll verschleiert. Aber wer mochte erkennen, was drunnen waltete?

Der Winterschlaf der Natur repräsentirt uns das unendliche, sprudelnde Nichts, in dem, wunderbar, das allgewaltige Etwas, mit allen seinen unzähligen Entwicklungsstufen, allen seinen endlos verbreiteten Verzweigungen schon enthalten ist und dem concreten Dasein, der typig blendenden Erscheinung entgegenschlummert. Es ist das Drama der Inder. Die Gottheit, in die Allgemeinheit des Denkens verströmt, hat sich noch nicht concentrirt zur einseitigeren Energie des schaffenden Werkes. — Aber was sich selbst unendlich erkannt hat, ist, als Gedanke, ab-

*) Wenn ich nicht irre, sollten diese Briefe ursprünglich mit in die Novelle „Contraste und Paradoxen" aufgenommen werden. Der Herausgeber.

gethan und muß in die Welt der Gestalten treten, um offenkundiges Zeugniß abzulegen von der vollbrachten Arbeit des Geistes, wie die Buchstaben dieses Briefes erstarrt dastehn, um das flüssige Spiel meiner Geisteswogen deinem Blick zu befestigen. Die Natur, das Universum, ist ein ewiger Brief der Gottheit für den erkennenden Blick des Menschengeistes. Aber die Buchstaben dieses Briefes sind nicht, einmal hingestellt, für immer erstarrt und erstorben, wie die von menschlicher Hand. Rastlos entfalten, entwickeln, verändern sie sich, und doch bleiben sie, dem innersten Sinne nach, ewig dieselben. Wohl wahl daß wir nun im Deutschen auch das fremde nur englische Wort Spring für den Frühling aufgenommen haben. Eine Feder nach der andern springt, ein Gestalt gewordner Gedanke springt aus dem andern hervor, in großer Fülle und Wechselerregung; und doch ist es immer nur ein Gedanke: es ist die Seelenwanderung der einfachen Urschöpfungsidee. Sie dringt durch vom Keimen zum Sprossen, Knospen, Blühen bis zur Frucht, und in der Frucht ist, geheimnißvoll, schon wieder das Keimen, Sprossen, Knospen und Blühen enthalten. Die Frucht ist eine lebenschwangre Leiche. — So ist die mannigfaltige Reihenfolge in ihren scheinbarsten Fälle unter den allgemeinen, einfachen Begriff des ewigen Werdens subsumirt, und, tiefes Wunder des Geistes! dies Werden läuft parallel, ist identisch mit dem Vergehen. Schaffen und Vernichten,

Negation und Bejahung haben sich unendlich durchdrungen, sind innig Eins geworden. Hätte die Gottheit nicht dies erhabne Geheimniß entdeckt, wie in einem geschickten Maschinenwerk das retrograde Princip mit dem progressiven zu verketten, so wäre alle ihre lebendige Zeugungskraft vergeblich. Der unversöhnte Tod fräße das blühende Leben in wenig Augenblicken auf, das inhaltlose Nichts, das Princip des Bösen, die schwarzgähnende Finsterniß (was man sich früher unter den Namen Ariman, Teufel ꝛc. als selbstständige, sittliche Macht vorstellte) würde triumphiren. — Aber das Princip des Bösen in das des Guten aufgenommen, ihm zu lebendigem Wechselwirken coordinirt, muß nun, ewig negirend, ewig befördern. — So kehrt der Weltgeist, durch tausend und aber tausend Gestaltungen sich drängend, das Vollbrachte abstreifend, um es, unvernichtet, als einen Gedanken höherer Stufe zu neuer Vollbringung zu verarbeiten, erfüllt, versöhnt und unermüdet, ewig in sich selbst zurück, um, verjüngt, wieder ewig aus sich selbst herauszugehn. Dies ist die Ewigkeitsschlange der Inder, die sich selbst beim Schweif faßt und auf der die Welt ruht. Doch ich breche ab; mein Geist weitet sich zum Universum aus und verliert die Fähigkeit menschlich sprachlichen Ausdrucks. Könnte ich jetzt noch sprechen, so würde jedes meiner Worte ein Ding, schaffend, aus dem Nichts hervorzwingen. Dein Immanent

2.

Meine Gedanken-Transcendentia!

Wohl uns beiden, daß wir uns verstehen! Wohl uns, daß unser Geist es errungen hat, im Realen nichts als das Ideale, in der Erscheinung nichts als den Gedanken zu erschauen, und so, dem Geist der Gottheit fort und fort analog operirend, seine unsterbliche Dichtung, die Schöpfung, genießend und durchdringend zu reproduciren. — Während das Gewirr des Pöbels, tief unter uns, wie ein Thau-, Nebel- oder Regenniederschlag, auf nichts bedacht ist, als nützliche und nährende Befruchtung, und in Eisenbahnen über den atlantischen Ocean, Luftballon-Correspondenzen mit den merkantilischen Mondbewohnern und dergleichen Erbärmlichkeiten mehr, nur den materiellen Interessen der Zeit fröhnt, schweben wir, als reiner Aether, oben, sehen und verstehen das Treiben, ohne uns darein zu mengen. — Und wohl euch, ihr edlen, gebildeten Weiber des fortgeschrittenen Jahrhunderts! daß ihr euch von der Herrschaft des blind sich hingebenden Gefühls zur Klarheit des Bewußtseins, zur Höhe des männlichen Denkens emancipirt habt. Ihr saget, ganz von dem dumpfen, mächtigen Eindruck bewältigt, in matterleuchtetem, von zauberbunter Glasmalerei dämmerndem, von nervenbetäubendem Andachtduft und herzschwellenden Riesenklängen durchwogten Dom. (Du wirst in der letzten Aus-

gabe des Conversations-Lexicons die Beschreibung dieser Gebäude, die hier und da im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch existirten, gelesen haben.) Jetzt wandelt ihr, Hand in Hand mit dem ebenbürtigen Genossen, weitschauend, auf lichten Höhen und tragt im großen Gehirn das Universum des Menschengedankens analog, ja identisch dem Universum Gottes, crystallinisch angeschossen. — Ihr waret ein dunkler Topf, in dem die Empfindung bald kochte, bald gefror, ohne daß man es zu erkennen wußte, so daß man sich wechselnd daran verbrannte oder verkältete, so daß euch die rohe Hand des Mannes, nicht wissend, was aus euch zu machen sei, nicht selten im Unmuth zertrümmerte. Jetzt seid ihr ein durchsichtiges Crystallgefäß; euer Gemüth ward zur stillen, hellen Flut, ohne Aufkochen und Erstarren, und jeder Verstehende kann die Goldfischlein, die Gedanken, in sinnigem Spiel darin durcheinander scherzen und sich schlingen sehn. Verzeih', daß ich hier, entsagend, von meiner Höh' herabsteige und blos witzig werde. Laß den Witz, in seiner Untergeordnetheit, gelten. Er verhält sich zur Vernunft, wie Mephisto zu Gott; also möge uns der Schalk nicht zur Last sein. — Doch zum Ernst zurück! Ihr habt es vollendet, daß nun die ganze Menschheit den Durchdrang vom Gefühl zum Gedanken vollbracht hat. Wie ihr in der Totalidee Mensch das Bleibende, Erhaltende, Schlummernde bezeichnet, während der Mann das Unruhige, Wol-

lende, Emporstrebende, Verzehrende, wie ihr das Wasser seid und der Mann das Feuer, so mußtet ihr nothwendig zuletzt und später, als der Mann, den intensiven Kern des Gefühls zum extensiv entfalteten Baum des Gedankens entwickeln. Damals, als der Mann euch um diesen wichtigen Schritt vorausgeeilt war, trat ein Mißverhältniß ein; man fühlte es, suchte es aber nur in äußern Verhältnissen; man begann, nach Emancipation des Weibes zu schreien, als ob dergleichen (wie wir es jetzt allerdings an der neuerfundenen Töchtererziehungsdampfmaschine gesehn haben) ohne stillen Entwickelungsgang, durch schnell getroffene Vorrichtungen könne eingeführt werden. Der Zeitpunkt war noch nicht da, denn ihr verstandet selbst noch nicht, was ihr solltet. Als ihr es aber verstandet, siehe! da war es auch von selbst gewonnen, ohne gewaltsame sociale Revolution. Es war ein Gedanke, der in eurem Geiste Wirklichkeit gefunden hatte; denn was gedacht ist, ist. Aller äußere Zwang, alle Schranken, die das Weib vom Manne im Wirken und Denken unüberwindlich getrennt hatten, zerfielen nun von selbst, als seelenlose Körper. Kein positiver Glaube, kein starrbindendes Verhältniß der Ehe und Familie (du kennst diese Einrichtungen aus dem Conversations-Lexicon) brauchten und durften euch nunmehr aufgezwungen werden, da euer Geist sich von der Willkühr zur Freiheit verideert hatte. Wozu bedürftet ihr auch der Leitung, da ihr nun befähigt seid,

stets den Gedanken in der Aeußerlichkeit zu sehen. Wie für uns, ist auch für euch Alles Symbol. Wir selbst erkennen es für unsern höchsten Lebenszweck, uns, körperlich und geistig, immer mehr zu reinen, unverfälschten Symbolen göttlicher Ideen zu entfalten. Das Weib auf seine Weise, der Mann auf die seinige, so daß beider Entwicklung, jede in sich unendlich, doch erst durch ihre innige gegenseitige Durchdringung zum wahrhaft unendlichen Ganzen integrirt wird. So ist nun die Liebe von einem schmerzhaften, dunklen Kampf wilder Empfindung zum stillen und sichern Gedankenwerke verklärt und vergeistigt. Wie schmerzlich muß doch jene Gefühlsperiode gewesen sein! sie, die uns aus alten Dichtungen so fremd und unheimlich mahnend anspricht. — Auch die Gottheit selbst hat jenen Durchgang zu überwinden gehabt. Wir lesen von Sündfluten, Erdbeben, Vulcanen, ja von kosmischen Zerstörungen ganzer Weltkörper. Die Kräfte der Leidenschaft hatten sich im Busen der Gottheit noch nicht ins Gleichgewicht gesetzt, sich noch nicht zum stillen und stätigen Bilden des Weltgeistes abgeklärt. Die Schöpfung war immer noch in Gefahr unterzugehn. — Wohl uns, daß wir das überwunden! Nun laß uns, du Hohe und Reine! unermüdlich an uns selbst arbeiten, uns gegenseitig erheben, entwickeln und vergeistigen, bis wir uns selbst würdig fühlen, in freier, unformeller Vereinigung, in der zartesten und unendlichen Hin-

gebung in jene Identität der Einheit und Zweiheit zu verschwimmen, aus der die deutungstiefe Dreiheit entspringt, auf daß der Gedanke des ewig Werdenden sich integrire und bethätige, jene Dreiheit, die alte Philosophen, von den Völkern unverstanden, unter dem Namen der Dreieinigkeit symbolisch bezeichnet haben.

Dein Lichtgenoß Immanent.

3.

Musik meiner Seele, meine Transcendentia!

Hörtest du gestern Abend den Gesang der Nachtigall vom Rauschen der Wipfel leise begleitet? Da tönten alle Klänge der Natur in mir wider und verschlangen sich, dem Zufall, der Zerstücktheit enthoben, zu einem reinen, sinnvollen Concert des Geistes. Horch! wie die Welle rieselt und rauscht, wie der Donner dräut und rollt! Durch die ganze Natur geht ein unaussprechliches Sehnen, einen tief im Innern vorbergenen, schlummernden, unendlichen Wohllaut auszuathmen und offenbar werden zu lassen. Wir hören nur abgerissene Wirbel, geflüchtete Klänge und können die geheime Riesenharmonie nur ahnen. Selbst vom Singen der Sterne haben die Dichter lange begeistert und ahnungsvoll gesprochen, ehe der Fortschritt der Zeit es wissenschaftlich erwiesen hatte. Wir haben jetzt die Vibrationen der Planeten in ihrem Umschwunge berechnet, wie

kennen den Grad ihrer Reibung an der kosmischen Atmosphäre, und genialen Gelehrten ist es gelungen, hieraus das Verhältniß ihres Getöns zu bestimmen. Auch unsre Sonne, welche in unserm System den leisen Grundbaß bildet, ist mit in die Berechnung gezogen worden. Von andern Sonnen und Systemen fehlen uns noch die nöthigen Prämissen. — Du warst neulich mit in der Sphärenharmonie des Professors und kennst den wundersamen Eindruck dieses Concerts. Seine riesenhafte Maschine enthält genau, freilich in fast unendlich verkleinertem Maßstab, die Verhältnisse unsers Sonnensystems. Die Größe der Weltkörper, ihre Bahnen, die Kraft und Schnelligkeit ihres Schwunges sind, relativ, genau die wirklichen. Auch der Stoff der einzelnen Bälle (der auf den Klang wesentlichen Einfluß hat) ist, so weit die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse reichen, dem Stoff der verschiednen Planeten und Monde chemisch nachconstruirt. Wir hörten da die mächtigen Klänge durch-, in-, an- und auseinander sausen; bald kam, bald floh ein Getön; bald klang es mit *diesem* zusammen, bald verschwisterte es sich mit *jenen* schon vereinten, die sich dann wieder trennten. Der Eindruck war gewaltig. Und doch, wie unvollkommen und zwerghaft die Maschine, relativ zum *wirklichen* Sonnensystem! und doch hörten wir nur die schwache Nachbildung eines unendlich kleinen Fragments der Allmusik, nur einen einzelnen, zufällig herausgegriffenen Accord der Uni-

versumsymphonie! Da wurde es mir klar: die Gottheit ist Wohllaut. Von Wohllaut geht alles Sein und Werden aus, Wohllaut ist das schaffende, das erhaltende, so wie das vernichtende Wort der Gottheit. — Schön hat der Kinderglaube unsrer Vorfahren diesen Gedanken in unbewußter Symbolik bezeichnet. Die Gottheit heißt bei einem alten Volke „Jehova," weil in diesem Wort alle einfachen Laute, die wir kennen, J, E, O, U, A, und in ihnen zugleich alle ihre wechselseitigen Verschmelzungen und Modifikationen gegeben sind. Jehova ist der Inbegriff alles Klanges. Es ist hier mehr das ruhende Moment der Gottheit aufgefaßt, da das Wort nur Vocale enthält. Denn Vocale sind Farben, Consonanten Zeichnung, Vocale das Allgemeine, Consonanten das Besondernde, Vocale das Ruhende, Consonanten die That, Vocale das weibliche, Consonanten das männliche Princip. Es ist also hier, schön und sinnig, das weibliche Princip der Gottheit, welches ihre eigentliche, ewige Basis ist, hervorgehoben. — Kleinbürgerlicher, doch gemüthlich genug, ist ein andres Symbol, nämlich die Vorstellung, daß sogenannte „Engel" (siehe Conservations-Lexicon) um den Thron der Gottheit ewige Hymnen singen. Du siehst, daß unter den Engeln die schaffenden Kräfte des allgemeinen Geistes zu verstehen sind. — Doch wie ist es, daß wir von der Musik des Alls nichts vernehmen, als zerstückte Spuren? Und sonst hat doch alles Göttliche

nach auf Erden seine würdige Offenbarung gefunden. Nicht so auch der schaffende Wohllaut? Ja! er hat sie gefunden, nicht in dem, was wir jetzt noch, als Kunst, Musik nennen, denn diese gehört der gedankenlosen Empfindung an, nein, in der menschlichen Sprache. In ihr wird dem lallenden Kinde die Welt geschenkt, in ihr erhebt sich der Mann denkend zur Gottgleichheit; sie ist nicht zerstückt, in ihren Worten sind die zerstreuten Strahlen aller Naturklänge zum zündenden Focus des Gedankens gesammelt; sie ist ganz, reich, organisch und unendlich; sie ist vollendet und doch ewigen Werdens und Fortentfaltens nicht allein fähig, sondern es als innerstes Lebensprincip in sich tragend. Sie ist ein zweites All, dem All der Erscheinung und des Gedankens, wie es in Gott ruht und von Gott ausgeht, vom menschlichen Geiste kühn und treffend nachgeschaffen. Sie ist die Verkörperung, Verwirklichung, Offenbarung des Menschengeistes, wie es das Weltall die des Gottesgeistes ist. Aber der glaube nicht Herr und Meister in dieser aus Lauten gebildeten Welt zu sein, der da nichts aus ihr hervorzurufen weiß, als das armselige Wort: „Gebt mir Brot! mich hungert.“ Nein! das Herren-, das Gottesrecht gebührt hier nur und einzig dem Genius, ihm, der, weil er das Princip der Einheit dieser Sprachwelt tief erfaßt, sie jeden Augenblick zu ihrer reichsten Vielheit und Fülle schöpferisch zu entfalten, alle ihre einzelnen Glieder mit einem einigen,

ewigen Leben zu durchströmen weiß. — Es gab früher eine Art von Menschen, die man „Dichter“ nannte, und die, einer dunklen Ahnung von der Kraft des Genius folgend, die Sprache dadurch zu lebendigem rhythmischen Organismus zu entwickeln glaubten, indem sie ihre Klänge nach gleichem Schlag und Takt mechanisch abtheilten, ja, diese barbarischen Philister gingen in der kindischen Thorheit so weit, gewisse Silben im Gelde genau übereinstimmen zu lassen. Ein solches Klappermühlenwerk nannte man „Verse.“ Jetzt, Heil uns! hat der vorgeschrittene Geist der Zeit uns belehrt, daß die ächte seelenvolle Harmonie der Sprache auf feineren und tieferen Verhältnissen beruht, als sie jenes Fliegenklatschsystem, wo immer zwei Töne, wie zwei Fliegen, mit einem Klapse getroffen werden, gewähren konnte. Wir haben uns vom Formellen zum Geistigen erhoben, von der todten Symmetrie der materiellen Klänge zu der lebendigen Symmetrie der Gedanken. Auch hier sind wir von der Willkühr zur wahren Freiheit durchgedrungen. — Aber wie kommt es, daß wir die menschliche Sprache, statt sie in einer einigen, hellen Lohe, die ganze Welt der Erscheinungen und Gedanken gleichmäßig verzehrend und in sich zersetzend, zu erblicken, nur in tausenden von Flämmchen, verschieden an Farbe, Richtung, Gestalt und Kraft, unstät flackern sehen? Warum giebt es immer noch verschiedne Sprachen in verschiednen Ländern, trotz allen Bemühungen

des fortschreitenden Zeitgeistes, alle Schranken der Nationalborniertheit umzuwerfen? — Du kennst aus jenem alten, nicht verdienstlosen Buche, das man in frühern Zeiten dem Elementarunterricht in der Philosophie (damals „Religionsunterricht“ genannt — über das Wort Religion siehe Conversations-Lexicon) zum Grunde legte, die deutungstiefe symbolische Sage vom babylonischen Thurmbau. Die Menschen redeten alle eine Sprache; da unternahmen sie es, einen Thurm bis zum Himmel zu bauen. Der Weltgeist mußte ihre Sprache verwirren, damit ihr Unternehmen nicht gelänge, weil sie sonst zu mächtig geworden wären, als er selbst. Wahr und tief! Hätte die Menschheit fortgefahren, die Ursprache zu reden, dann würde diese sich immermehr in sich organisch entwickelt haben, immermehr alle Zufälligkeit abstreifend, bis sie sich zuletzt bis zur reinen Sprache an und für sich geläutert und vergeistigt hätte, was keine der getrennten Sprachen, von den übrigen stets gerieben und influenzirt, einzeln für sich erreichen kann. Diese Sprache an und für sich ist aber identisch mit dem ewigen Wohllaut, mit dem schaffenden Wort der Gottheit. Alle Menschen wären selbstständige Götter geworden, die Kraft des Erschaffens und Vernichtens auf der Zunge tragend, und die Welt wäre, da diese Vielheit von Göttern sich nicht bis zur Einheit der Gottheit versöhnt hatte, durch das unharmonische Wirken ihrer Einzelgötter

untergegangen. — Doch auch an den uns bleibenden, vereinzelten Trümmern jener Ursprachwelt wollen wir uns erfreuen, uns an ihrer schönen Mannigfaltigkeit ergötzen und die große, kühne Einheit der ursprünglichen Architectonik daraus zu ahnen suchen. Heil mir! daß auch ich, wenigstens in einer besondern Sprachwelt, vom Geschick zum ordnenden, gebietenden und schaffenden Genius gestempelt wurde.

Dein Sprachgott Immanent.

4.

Transcendentia! meine concrete Schönheitsideenwelt!

Was aber ist für das wechselnde Fortschreiten der Klangschöpfung die ewige, bedingende Basis? Was ist der Stamm, um den sich die Ranken der Tonwelt schmückend winden, und ohne den sie wild und willkührlich ins Schrankenlose schweifen würden? Siehe! die abgebrochene, halbverständliche Sprache der Naturklänge, nichts scheint sie zu wollen, als die prächtige Fülle von Farbe, Form, Gestalt besingend zu verkünden, die Räthsel des Auges dem Ohre zu deuten. Die Nachtigall scheint von der Rose Anmuth zu flöten, das leis verhallende Ersterben des Donners erzählt von der Schönheit und Bedeutung des Regenbogens, der sich, ihm gegenüber, aus grauem Gewölk tauchend, kühn, hell und lieblich emporschwingt, eine schwebende Form- und Farbenmelodie; und Nachts kannst du die Welle von der Pracht der Sterne flüstern hören. Aller Wohl-

laut der Natur giebt sich hin zu einer ewigen Feier der Schönheit. — Aber alle die weich und kühn geschwungenen Linien in Wald und Flur, Berg und Flut, am Himmel und an der Erde, alles milde oder kecke Farbenspiel um die Formen, was sind sie? Zur Idee der Schönheit verhalten sie sich, wie die durch das Prisma auseinander gezerrten und verstreuten Einzelfarben sich zu ihrer organischen, untheilbaren Einheit, dem herrlichen Lichte, verhalten. Umsonst würde der Mensch nach der Integralidee der Schönheit suchen, und sich aus den zerstreuten Stücken, wie sie die Natur ihm hindlättert, das einige, ganze Eine zu construiren bestreben, wäre nicht eine andre vollendetere Offenbarung da. — Aber sie ist uns gegeben. Als ich dich, schönes Weib! zum erstenmal sah, als ich in dir den Inbegriff aller zerstreuten Lieblichkeiten erblickte, einen reinen, verklärten Organismus von allem Farbenschmelz und Formenschwung, ein lebendiges, nimmer ruhendes Gewebe von Schönheitslinien, eine fertige, lebensvolle Welt verkörperter Schönheitsgedanken — da mußte ich ausrufen: die Gottheit ist Schönheit, und das Weib ihre reinste Offenbarung. — Siehe! wie schön sich die Gegensätze versöhnen. Die Gottheit ist Wohllaut, und Wohllaut ist in meinem Genius offenbart. Die Gottheit ist Schönheit, und du (die concrete Einheit deines Leibes und deiner Seele) bist die offenbar gewordene Idee der Schönheit. Du bist das stille,

ewig dauernde Princip der reinsten Materie, aber zum vollen, lebendigen Sein fehle ich dir. Durch das Wallen meiner Klangwelt, der wechselnden, bildenden, schaffenden, wird deine stille Schöne umhaucht, durchwebt, verlebendigt, jeden Moment mit neuem Reiz beschenkt, und, auf mich lauschend, lernst du dich selbst verstehn. Du bist meine Welt, ich, das göttlich wirkende Princip, das diese Welt bewegt und durchgeistigt. Klage mich nicht des Hochmuths an! du bist ebensowohl Gott, als ich; denn Gott ist ja nur die Identität des Alls mit dem es durchströmenden Geiste. Keines von beiden, einzeln genommen, würde zum Begriff Gottheit hinreichen. — O hätten wir uns erst, durch immer mehr sich erfassendes gegenseitiges Verständniß, so innig durchdrungen, wie der Weltgeist seine Welt, dann wäre der in uns besten noch im Gegensatz kämpfende Gott zur lebendigen, erfüllten Einheit integrirt. Wirst du ganz mein und ich ganz dein, dann ist die Gottheit, die sich an das Irdische entäußert hatte, wieder in sich selbst zurückgekehrt und hergestellt, und wir — nein! nicht wir, sondern ein neues, höheres Ich, das ewige, einzige, wahre Ich, die Welle der Gottheit, flutet zurück zu ihrem ewigen Urborn.

Deine Gotthälfte Immanent.

Satyrisches Märchen vom Selbst.

Es war auf der Erde und also sprach ein Professor vom Katheder herunter zu einer großen Versammlung von Studenten: „Ja meine Herren! es ist völlig unfruchtbar, sich darüber noch lange den Kopf zu zerbrechen, was der Jüngling zu Sais denn eigentlich gesehn habe, da er den Vorhang des verschleierten Bildes aufhob; welches Phantom, welche Schreckgestalt die Macht haben konnte, ihn dermaßen darnieder zu schmettern, daß die Priester ihn am andern Tage besinnungslos und bleich fanden, und daß ihn später ein tiefer Gram zum frühen Grabe zog. Denn es ist vollkommen klar, daß er gesehn hat, was er eben einzig und allein sehen konnte, nämlich nichts. Hierin aber lag seine Schwäche und sein ungeheurer Irrthum, daß er entsetzt darüber, dort, wo er Alles zu sehen hoffte, nichts zu sehen, sich nun einbildete, selber auch nichts zu sein, und daß er so sich selbst in der That verloren ging. Er hatte sein innerstes, eignes Selbst fort und fort draußen gesucht, es in jenes Bild, hinter den Vorhang verlegt. Da sich's nun erwies, daß nichts

dahinter war, was lag ihm näher, als zu begreifen, daß das Selbſt für ihn nun keineswegs verſchwunden, ſondern grade erſt recht gewonnen, d. h. von draußen in ihn hinein verlegt ſei, daß das verſchleierte Bild nun in ihm ſelber, aber unverſchleiert, aufrage, daß er ſein Selbſt, und in ihm Alles in ſich ſelbſt nun erſt wahrhaft gefunden habe; und als das geneſene, volle, göttliche Selbſt hätte er hinwegſehen ſollen von der dunklen Stelle der Rotonde, da das Bild ſtand, um ſich zu ſchöpferiſcher, geſunder Lebensthat zu wenden. Aber er war zu ſchwach, an ſich ſelbſt zu glauben. Wir aber, meine Herren! die wir wiſſen, daß wir wahr und wahrhaftig ſelbſt" — — — Bei dieſen Worten aber ſchüttelte der liebe Gott den Kopf, den er, ſtreng genommen, nicht ſchütteln kann, weil er eigentlich gar keinen hat, ſo wenig, wie Arme und Bein. Seine Schmeichler und Augendiener aber, die zu jener Zeit wieder einmal beſonders geſchäftig waren, hatten es ihm weiß gemacht, er habe einen. Er ſolle ſich nur nicht irre machen laſſen durch Gedankengeſpenſter, er ſei und bleibe ein alter Mann, wie er von jeher geweſen, und die, welche ihm dieſes bischen lumpigte Würde und Wirklichkeit abſprächen, ſeien ſchändliche Verleumder, die Alles für ſich haben wollen. Als alter Mann aber habe er allerdings einen Kopf, könne ihn daher auch ſchütteln, ſo gut wie Einer, er könne auch zornig ſehen, die Stirn runzeln, und wenn es ihm beliebte, mit der hohlen Hand durch

das Universum fahren und Welten haschen, wie man Fliegen fängt, und sie zwischen den Fingern zerquetschen. Das hatten ihm die Schmeichler und Augendiener weiß gemacht, und er mußte es ihnen bis auf einen gewissen Grad schon glauben; denn sie steckten ja in ihm selber. Was sollte er da machen, er glaubte ihnen gewissermaßen, und da er's glaubte, so konnte er's auch und war er's auch in gewissem Sinn. Er schüttelte also wirklich den Kopf und sprach mit Verdruß: „Das ertrage Leporello oder wem's sonst gefällt, aber nicht ich. Bin ich nur darum Alles, damit ich mir Alles soll gefallen lassen? Ueberall, wo ich hinsehe und hinhorche, starrt es und tönt es mir entgegen: Selbst, entweder hieroglyphisch in der Unverschämtheit des Existirens und Zusammenhalt.ns, oder im trotzigen Brausen der Wälder, schon demagogisch genug, oder gar, was am schlimmsten ist, in vernehmlichen und bewußten Worten des Menschen. Und wo bleib' ich zuletzt vor allen diesen Millionen Selbsten und vor diesem einen großen plumpen Selbst, dem Universum? Nicht einmal in die Pechhütte komm' ich dabei; denn auch sie will selbst sein, wie Alle und Alles, und ich allein, der ich die ganze Sache, den ganzen Begriff „Selbst" doch eigentlich erfunden habe, soll alles Mögliche sein, nur nicht Selbst, immerdar und überall das Andre, nirgend und nie Ich. Und wenn's blos die unvernünftigen Kreaturen wären, könnte ich mir's allenfalls noch gefallen lassen. Wenn

mir der Granit blos diese Grobheit machte, so verzieh' ich's ihm; denn er ist einmal von Natur ein grober Kerl, und was hat der arme Teufel sonst, als die träge, ungeschickte und selbstische Schwere des Daseins, auf die muß er schon etwas halten, sonst würde er auseinanderfließen ins Gränzenlose, und ich wüßte nicht, wo ich schnell einen so soliden Schemel für meine Füße wieder herbekommen sollte. Aber der Mensch sollte doch soviel Verstand haben, einzusehen, daß er gar keinen hat, folglich auch so gut wie gar nichts ist. Ich habe ihm die vortrefflichste Erziehung angedeihen lassen, und weil ich mich dabei der bewährten Methode des Selbstunterrichts bediente, trumpft er nun darauf, daß er sich selbst erzogen habe. Meine uralten Titel und Würden nehmen sie mir auch und schaffen den ganzen alten geheiligten Curialstil der Andacht ab. Dafür erfinden sie neumodische, verzwickte ausländische Ausdrücke, die das Volk nicht versteht, und die sie gern unverständlich lassen, damit es den wahren Sinn nicht herausbekommt, denn dieser ist eigentlich nur: daß es mit mir weiter nichts wäre. Das haben meine Agenten herausgewittert und mir klar gemacht. Was? mit mir soll's nichts sein? Da hört Alles auf, und es soll auch Alles aufhören." Und der liebe Gott winkte dem Mann im Monde. Der trat auf leisen Socken vor ihn mit tiefer Verbeugung, und Gott hieß ihn näher treten und flüsterte ihm seine geheimen Instructionen ins Ohr. Da wurde der

Blasé noch viel blasser und zitterte und stotterte demüthig: „Aber da ist es ja auch um mich geschehn. O, ich bitte!“ – „Nicht räsonnirt!“ war die barsche Antwort, „schicken die Könige, die doch, wie sie mir täglich versichern, meine ganz speciellen, eigens angefertigten Miniaturbilder auf Orden sind, nicht ihre Unterthanen ins Feld, damit sie sich todtschießen lassen? Was der Vasall thut, soll's der Lehnsherr nicht auch thun können? Geh' er und geh' er zu Grunde. Ich habe meine besondern Absichten dabei, die er nicht zu wissen braucht.“ — —

Ein sibyllinisches Blatt.

(Aus der Periode des deutschen Michels.)

Periculum in mora! Die große Michelei muß wirklich gemacht werden, sonst holt sie der und jener. Wer soll's und kann's thun? Großthun allein, aber Großthun muß Courage haben. Wo aber anfangen? Freilich müssen die Krämer und Sentimentalen immer mehr enthusiasmirt werden, aber das allein thut's nicht. Großthun muß in Habenunder den Zwist des Paschas mit den Rajahs bis auf die Spitze treiben durch heimliches Hetzen beider gegeneinander. Es muß bis zum Bruch kommen; dann rückt Großthun nach Vorschrift der Incompetenz-Acte in Habenunder ein, scheinbar um den Pascha zu schützen. Es wartet aber solange mit dem Einrücken, bis der Pascha wirklich fortgejagt ist, und der bleibt dann beseitigt unter allerlei Vorwand, während Großthun sich in Habenunder festsetzt und dasselbe organisirt. Ist Großthun nur erst in Habenunder, dann geht's schon weiter. Pfingstarm aber wird einsprechen, drohen, mit Heeresmacht anrücken. Desto besser. Pfingstarm ist der große allgemeine Krebsschaden, ist auch in der Michelei unpopulär ge-

nug, Pfingstarm muß und kann zu Grunde gerichtet werden. Wie? Wie ein in Theile zerschnittener Apfel, der noch wie ein ganzer aussieht. Man stößt dran, da fallen die Stücke auseinander. Zunächst ist den Zichen im Viereck und den Mehrrüden ein unabhängiges Zichenreich zu versprechen, welches Versprechen auch gehalten werden muß. Die Zichen (besonders im Viereck) pochen auf ihre Nationalität und hassen die Pfingstarmer. Sie lassen sich electrisiren. Ist Pfingstarm dadurch nicht genug beschäftigt, so ist der Langenbartei, wo sich die Coteletteris schon von selbst regen werden, ein kleiner Anstoß und Vorschub zu geben. So hält man sich Pfingstarm vom Leibe und ruinirt es.

Gefährlich scheint der große Eisbär. Aber gegen den knirschen die Chevaliers. Man braucht sie nur sich zu überlassen, ihnen allenfalls ein Stück Geld und einige tausend Gewehre zu geben, dann halten sie den Eisbären auf. Federspulen muß dabei ohne Bedenken geopfert, d. h. freigegeben werden, da die Federspulener auch Chevaliers sind. Aber dies Opfer ist kein Schaden. Ganz Chevalerien muß sich als unabhängig constituiren. Was Großthun an Federspulen verliert, gewinnt es auf der andern Seite.

Aber was wird der Hahn thun? Er wird krähen, aber nicht beißen; denn er ist in Todesangst vor den Hungrigen zu Hause. Je lauter er aber kräht, desto besser. Das giebt Enthusiasmusfutter und Vorwand zu Operationen, scheinbar nach außen gerichtet, die

damit enden, die große Michelei unter Großthun zu vereinigen. Will sich der Hahn gar nicht beruhigen, so zeigt man ihm einen andern Weg. Man läßt ihn in der insurgirten Langenbartei gegen Pfingstarm interveniren und überläßt ihm so den Einfluß über das ganze Schustergebilde. Soviel fürs Aeußere. Zur Besiegung der sehr großen innern Schwierigkeit, namentlich als Hauptwaffe gegen Pfingstarm und gegen die Autorität der Incompetenz, ist der Liberalismus zu benutzen.

Es lebe die große Michelei!

Vorrede zu einer Schrift über die Conſtitution.

Ihr, meine Landsleute alle, Bürger, Handwerker und Bauern, werdet gewiß neben euern Geſchäften und Arbeiten noch Zeit genug übrig gehabt haben, um zu erfahren, was in der Welt um euch her vorgeht. Ihr werdet mitunter die Zeitungen geleſen und darin geſehn haben, daß man ſich um Vielerlei ſtreitet; daß Viele, auch im preußiſchen Staate, was Neues wollen und um die Einführung dieſes Neuen auch gebeten haben, etwas Neues, das ſie für beſſer halten, als die bis jetzt beſtehenden Einrichtungen, das aber die Anhänger dieſer alten Einrichtungen als unvernünftig, ſchlecht und verderblich verſchreien. Gewiß fällt euch Allen hierbei das Wort Conſtitution ein. Ihr werdet auch wohl wiſſen, was es ungefähr zu bedeuten hat, nämlich Verfaſſung, Staatsverfaſſung, und zwar genauer, eine freie Staatsverfaſſung, in der nicht ein einzelner Menſch, der König, ganz allein nach ſeinem eignen Willen zu befehlen hat, ſondern in der vom Volk erwählte Männer, die man Volksvertreter nennt, an der Regierung des Landes einen größern oder geringern

Theil haben. Aber das, was ich eben sagte, mag auch das Meiste sein, was sehr Viele von euch von der Beschaffenheit einer Constitution wissen, und eine genauere Kunde davon haben nur sehr Wenige. Da man nun über Etwas blos urtheilen kann, wenn man es gehörig kennt, so will ich euch, freilich nur ganz im Allgemeinen und so gut ich es weiß, erzählen, was das eigentlich für ein Ding sei, eine Constitution. Ihr werdet wissen, daß auf dies Wort und diese Sache in Zeitungen sehr viel gescholten wird, daß man darüber spottet als über etwas Unsinniges oder wenigstens Ueberflüssiges, als über eine Nachäfferei der Ausländer, z. B. der Franzosen, als über Etwas, worüber sich zwar sehr schöne Redensarten machen lassen, das aber in der Ausführung, weil statt eines Einzigen Viele etwas zu sagen haben, nur Streit und Unordnung hervorbringt. Ihr wißt, daß ihr eine solche Constitution, obgleich Manche im Lande sie wünschen, nicht habt, daß aber viele andre Länder sie schon haben. Da in diesen andern Ländern doch wohl auch vernünftige Leute wohnen mögen, und da sich diese vernünftigen Leute ihre Constitution sehr wohl gefallen lassen und sie gewiß nicht freiwillig verlieren möchten, so verlohnt es sich wohl der Mühe, einmal die Sache näher anzusehn und zu untersuchen, ob eine Constitution denn wirklich etwas so Unsinniges und Unzweckmäßiges, oder ob sie nicht gar etwas recht Vernünftiges und Wünschenswerthes sei. Was mich betrifft, so ge-

ſehe ich euch ehrlich, daß ich zu denen gehöre, die eine Conſtitution für etwas ſehr Gutes, allen Einwohnern des Staats Nützliches halten, und daß ich die Einführung einer ſolchen im preußiſchen Staate ſehnlichſt wünſche. Und ſo will ich euch denn auch die Sache darſtellen und ihr Gutes hervorheben, überlaſſe euch ſelbſt aber, wenn ihr meine Schrift geleſen haben werdet, ganz frei darüber zu urtheilen. Gelehrſamkeit und feinen Witz habt ihr dazu gar nicht nöthig, ſondern nur geſunden Menſchenverſtand, der ja in allen Ständen gefunden wird. Denn die Sache iſt ſehr einfach, und viel einfacher, als ihr es aus den verwickelten Redensarten und fremdländiſchen Worten der Zeitungsſchreiber glauben ſolltet. Meine Abſicht iſt nun keineswegs, euch zu Widerſetzlichkeit und Empörung gegen die jetzt beſtehende Regierung aufzureizen. Das wäre ein ganz tolles, unnützes, für mich und euch höchſt gefährliches Beginnen. Davon kann die Rede nicht ſein. Ihr ſollt blos bei euch in der Stille überlegen und darüber ins Reine kommen, ob es ein Glück oder ein Unglück wäre, wenn wir etwa einmal eine Conſtitution bekommen ſollten, und wenn ihr es für ein Glück erkennen müßt, nun dann könnt ihr ja einmal bei paſſender Gelegenheit und auf ordnungsmäßige Weiſe ein Wörtlein darüber laut werden laſſen, daß ihr keineswegs den Haß und Widerwillen vor einer ſolchen Conſtitution habt, den euch die Leute immer zuſchreiben und andichten möchten, ohne euch ſelbſt

darüber befragt zu haben. Ob eine solche Constitution etwas Fremdländisches ist oder nicht, ob andre Völker früher drauf gekommen sind als die Deutschen, darauf kommt es hier ganz und gar nicht an. Denn wenn andre Völker wirklich was Gutes erfunden haben, so bleibt es einmal gut, mögen die Erfinder doch Engländer oder Franzosen oder meinetwegen auch Chinesen sein. Das ist euch Allen gewiß klar. Es kommt also nur drauf an, ob eine Constitution etwas Gutes und Vernünftiges ist, nicht darauf, wer sie erfunden hat. Ist sie aber was Gutes und Vernünftiges, so muß ja jeder gute und vernünftige Mensch von Herzen wünschen, daß sie auch in seinem Vaterlande eingeführt werde, und auch ihm und allen seinen Landsleuten zu gut komme. Nun les't meine Schrift und entscheidet selbst.

Gloſſen und Randzeichnungen zu Texten aus unſrer Zeit.

Vier öffentliche Vorleſungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode. Königsberg 1842. H. L. Voigt.

Dieſes friſche, von der leichtfertigen Menge mit Jubel begrüßte, aber auch den Ernſtern erfreuliche Schriftchen läßt ſich von drei Geſichtspunkten aus betrachten, nämlich 1) als wirklich in Königsberg öffentlich gehaltene Vorleſungen, 2) in ſeinem Verhältniß zur gegenwärtigen preußiſchen Cenſur und 3) als gedrucktes Buch und ſomit der Literatur angehörig. —

Vom erſten Geſichtspunkt aus haben wir es mehr mit einem Ereigniß zu thun, als mit einer literariſchen Production. Ueber dies Ereigniß laſſen wir den Verfaſſer ſelbſt berichten:

„Als Thatſache — nicht in kritiſcher Beziehung — darf der Verf. ſelbſt dieſe (Vorleſungen) ein Phänomen nennen, das den öffentlichen Geiſt Königsbergs charakteriſirt. Die Vorleſungen, bei welchen über 400 Zuhörer, Damen und Herren aus allen Ständen, anweſend waren, nahmen förmlich die Geſtalt eines meeting an, mit ſeiner dramatiſchen

Beziehlichkeit zwiſchen Redner und Publikum. Jede Aeußerung, welche mit dem Beſtreben des Fortſchritts ſympathiſirte, jedes Stichwort der Zeit wurde mit lauter Acclamation und mit Händeklatſchen begrüßt. Eine Erſcheinung, deren der Verf. nicht erwähnen würde, wenn er ſich ſchmeicheln dürfte, daß der Beifall mehr ihm, als den Ideen überhaupt gegolten, die unſre Zeit bewegen. Sein einziges, beſcheidnes Verdienſt dürfte ſein, daß er öffentlich, vor hunderten von Zeugen, Dinge beſprochen, über die man ſonſt nur in ſeinen vier Pfählen zu diſcutiren pflegte. Aber auch dieſes Verdienſt wird dem Redner dadurch geſchmälert, daß er ſein Publikum kannte.“ —

Wen, der zu den Jahren der Zeit geſchworen, ſollte dieſe Thatſache nicht höchlich erfreuen? wer ſollte es dem Verf. nicht Dank wiſſen, auf den fruchtbaren Gedanken gekommen zu ſein, es einmal in dieſer Weiſe zu verſuchen? wer ſollte es ihm nicht gern nachſehen, daß er, um Schwierigkeiten und Hemmniſſe zu beſeitigen, wie er ſich ſelbſt vortrefflich ausdrückt, „für den nackten, ernſten Fugenſtyl der Freiheit allerlei bunte Variationen über Zeit- und Nationalmelodien“ gewählt hat? Freilich, tiefe und nachhaltige Wirkungen laſſen ſich eben nur von jenem nackten, ernſten Fugenſtyl der Freiheit erwarten; aber jene Belebung und enthuſiaſtiſche Theilnahme einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung iſt, als Zeichen der Zeit und als, wenn

auch friedliche, Demonstration, auch etwas weith, und viele ähnliche Scenen, an verschiednen Orten wiederholt, würden als nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale der Zeit fallen. Unverkennbar hat der Verf auch für diesen Zweck ganz den rechten Ton getroffen, er hat es verstanden, durch seinen bunt verschlungenen, hüpfenden Gedankengang ein mehr oder weniger doch immer zur Gleichgültigkeit geneigtes Publikum munter und guter Dinge zu erhalten, er hat es glücklich vermieden, durch allzuanhaltenden und rücksichtslosen Ernst lange oder verlegne Gesichter und somit eine unbehagliche Stimmung hervorzurufen, und doch wieder dadurch, daß jener Ernst offenbar den dunklen Hintergrund all seiner hellen Witzfunken bildet und von diesen keineswegs ganz dem Auge entzogen wird, auch den entschiednen Gesinnten zu gnügen gewußt. Hier haben wir also mit dem Verf. nicht zu rechten, sondern nur uns bei ihm zu bedanken und über seinen Erfolg zu freuen.

Wir kommen jetzt zum zweiten Punkt. Dies Schriftchen hat, trotz starker Stellen und trotz einer entschieden liberalen Richtung, von der preußischen Censur in Königsberg das Imprimatur erhalten, und hierüber erschallt nun ein maßloser Jubel, ein jauchzendes Halloh. Dieser Jubel aber scheint uns durchaus übertrieben und überflüssig, ja gefährlich.

Außerdem ist nicht zu vergessen, daß das Imprimatur für die vorliegende Schrift ein rein locales

Phänomen ist, von dem sich durchaus nicht auf die Witterungsbeschaffenheit der ganzen preußischen Censur schließen läßt. Ref. wenigstens kann, ohne seine Ueberzeugung aus der Luft gegriffen zu haben, mit Bestimmtheit versichern, daß in der bedeutenden Stadt, in welcher er selbst lebt, dergleichen Vorlesungen nicht hätten gehalten und gedruckt werden dürfen. Und zwar bildet Königsberg hier nicht die Regel für den ganzen preußischen Staat, sondern eine Ausnahme.

Hören wir den Verf. selbst!

„Indeß hab' ich wahrlich nicht Ursache, mit meinem Censor unzufrieden zu sein, wenn ich's nicht mit Censoren überhaupt wäre.

„In Königsberg ist das freie Wort schon Scheidemünze des geistigen Verkehrs geworden, und kein Censor ist dort im Stande, diese außer Cours zu setzen — noch möchte er's.

„Wir haben in Königsberg Censoren, die das gehässigste aller Aemter mit schmerzlicher Aufopferung übernommen haben, um es nicht in die Hände solcher übergehen zu lassen, die es mit Freuden übernehmen möchten.

„Königsberg ist, dem Osten gegenüber, nicht blos eine statistisch-geographische, sondern auch eine geistige Grenzstadt. Die Idee hat hier schon lange, bevor noch von einer Fortification am Pregel die Rede gewesen, ihre Montalembertschen Thürme gegen die andringenden Asiaten erbaut, und die Censo-

ren haben, wo ſie's nur thun durften, und oft auch, wo ſie's nicht durften, den Arbeitern an den detachirten Forts der Intelligenz nichts in den Weg gelegt."

Wir ſehen alſo, daß eine freiere Preſſe in Königsberg gleichſam ſchon eine naturgeſchichtliche Nothwendigkeit geworden iſt, daß Geiſt und Stimmung der dortigen Einwohner einen übermäßigen Preßzwang, wenn ſolcher auch beabſichtigt würde, über kurz oder lang unmöglich, oder, was für die Machthaber noch ſchlimmer wäre, höchſt gefährlich machen würde.

Dennoch haben wir immerhin den königsberger Cenſoren im Namen aller für Vernunft und Freiheit Kämpfenden den innigſten Dank zu ſagen. Denn ſo iſt es einmal mit der Cenſur, ihre Ausführung hängt von perſönlicher Willkühr ab, und wir müſſen uns für das, was Jedem ohne Weitres erlaubt ſein müßte, perſönlich verpflichtet fühlen, wie für eine beſondre Wohlthat. Eine Lehre aber iſt hieraus zu ziehen: wie thöricht es nämlich ſei, ſtatt nur die Cenſur gedankenmäßig zu bekämpfen, ſich an die Cenſoren zu halten, ihr Amt gehäſſig zu machen und ſie ſelbſt in eine Art von bürgerlichem Verruf zu bringen. Dadurch, wenn eine ſolche Maßregel überhaupt practiſch ausführbar wäre, käme es am Ende ſo weit, daß nur anerkannt charakterloſe und obſcure Subjecte ſich zu Cenſoren hergäben, während wir grade hoffen und, ſoviel an uns iſt, bewirken müſ-

sen, daß immer mehr ehrenwerthe, unabhängige und hochgebildete Männer, wie dies auch schon anderwärts, als in Königsberg, der Fall ist, dies Amt „mit schmerzlicher Aufopferung" übernehmen. Während wir dann einerseits mit allen geistigen Waffen gegen das Unrecht der Censur kämpfen, könnte es andrerseits geschehen, daß diese sich, durch die Freisinnigkeit der Censoren, in sich selbst auflöste und vernichtete, und zuletzt sich in den Händen ihrer Parteigänger als ein zu ihren Zwecken untauglich gewordenes Werkzeug, mithin als überflüssig erwiese. Die rechte Tactik ist also, daß wir der Censur den Proceß machen, uns um die schlechten Censoren nicht bekümmern, die guten Censoren aber ehren, wo und wie sie es verdienen.

Solange die Censur noch existirt, haben wir jedes freiere Aufathmen einzig den Personen, den Ortsverhältnissen und Zeitumständen, nicht aber den mildernden Censuredicten zu danken, denn diese bringen keine Garantie ihrer Befolgung und ihres Fortbestehens mit sich. Es ist also keine Ursache da, uns in unserer Freude zu überheben, denn dieses Stückchen Scheinfreiheit kann uns jeden Augenblick wieder entzogen werden, sobald es einem Manne am Ruder gefährlich scheinen sollte, und zwar entzogen werden, ohne daß wir etwas Gewisses darüber erfahren. Darum kommt zur Besinnung, ihr Alle, die ihr es mit der Freiheit ehrlich meint, und laßt jenen kindischen Jubel, der das Volk betäubt und in

Sicherheit einwiegt, der es vergessen macht, wie unendlich viel ihm noch zu erringen übrig bleibt! Seht ihr denn nicht, daß ihr durch solchen unbesonnenen Jubel „gewissen Leuten“ grade den allerbesten Dienst erzeigt?

Wir betrachten jetzt noch die Schrift von dem dritten Gesichtspunkt aus, das heißt als literarische Erscheinung, und zwar wenden wir uns dabei hauptsächlich an den Verf. selbst, da dem Publikum seine Schrift schon hinlänglich bekannt ist. Der Verf. deutet in seiner Vorrede den Wunsch an, die Kritik möge es mit seinem Werk, in Betracht seiner Entstehungsart, nicht allzuernst nehmen, und sucht diesen Wunsch durch seine eigne, ungeheuchelte Bescheidenheit zu rechtfertigen. Er erlaube uns aber, daß wir es, und zwar aus Achtung für ihn, dennoch ernst nehmen mit ihm und seinem Buche. Denn da er seine Vorlesungen hat drucken lassen, so sind sie keine Vorlesungen mehr, dürfen also auch dem allgemeinen kritischen Maßstabe für literarische Productionen sich nicht entziehen. Was aber ferner die Bescheidenheit anlangt, so darf Niemand bescheiden sein wollen, der irgend Kraft und Beruf hat, für eine große Sache mitzukämpfen. Der tüchtige Mensch muß seinen vollen Werth ermessen und für die Gesammtheit gewissenhaft verzinsen. Der Verf. aber wird uns gewiß nicht böse sein, wenn wir ihn für einen tüchtigen Menschen halten und als solchen behandeln.

Wir beſchränken uns, ſtatt eines detaillirten Berichtes und ſtatt weitläufiger Auszüge, die durch die große und verdiente Verbreitung des Buches ſelbſt überflüſſig gemacht ſind, auf eine kurze Angabe des Inhalts. Die Schrift zerfällt in vier Vorleſungen, nämlich:

1. Die Masken des Lebens. Eine Aſchermittwochs-Phantaſie. Auf der Maskerade erſcheint allerlei Volk, unter andern zwei maskirte Städte. Die eine derſelben „zeigt ſich in einer gar ſonderbaren myſtiſchen Verhüllung. Sie trägt mehrere Larven und Coſtüme, denn wie Zettel im Sommernachtstraume, will ſie Alles ſpielen: Pyramus, Thisbe, Löwe und Mond. Sie will zu gleicher Zeit Athen, Florenz, Jeruſalem, und deutſch ſein. — Ein großer ſchwarzer Streifen geht mitten über ſie hin, dieſer ſoll den erſten Meridian der Bildung und Intelligenz bedeuten, den ſie eigenmächtig über ſich gezogen hat, damit alle Wiſſenſchaft und Kunſt die Längenentfernung nach ihr meſſe.“ Vortrefflich iſt die Maske des deutſchen Michel, der, „von Natur ſchon ein höchſt ſolider und moraliſcher Menſch, dennoch für ſein ganzes Leben unter Curatel geſtellt iſt, damit er ja nicht leichtſinnig werde.“ Ferner tritt auf ein Zerrißner, eine reiche Familie, in der ein „Roman einer Minute“ geſpielt wird, zu einem Zweckeſſen verſammelte deutſche Gelehrte, worunter namentlich ein Philoſoph ſchlecht wegkommt, ein Pietiſt, ein Teufel, der römiſche Kaiſer

in einer glänzenden hiſteriſchen Quadrille mit dem Hofzeitungsſchreiber u. ſ. w.

II. Unſer goldnes Zeitalter. Natürlich iſt die Eigenſchaft „golden" hier vom gemünzten Golde hergenommen. Im Verlaufe der Vorleſung werden naturhiſteriſch charakteriſirt: der reiche Schlemmer (homo dives gulosus), der fromme Reiche (homo dives pius), der freigebige Reiche (homo dives liberalis), endlich die gebildeten Reichen.

III. Literariſches Donquixotes-Turnier, und zwar: 1. Strauß: der deutſche, politiſche Styl, 2. die Monumentenwuth, 3. Ollmsmenſchen, 4. Franz Liſzt.

IV. Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien, nämlich: Emancipation der Frauen, ein Ordenskapitel, Bücher- und andre Titel, juste milieu, deſſen Eingang alſo lautet: „Buridans Eſel, der zwiſchen zwei Heubündeln verhungerte, weil er unſchlüſſig war, nach welcher Seite er zuerſt einbeißen ſollte, war doch viel klüger, als das juste milieu, das auf der einen Seite ein Heubündel ſieht und auf der andern keins, und doch verhungert, weil die goldne Mittelſtraße zwiſchen Nichts und Etwas die beſte ſein ſoll. — Es giebt keine ärgere Läſterung des göttlichen Geiſtes als jenes ſo viel geprieſene juste milieu, die Religion der Urphiliſter und Hermaphroditen. Sie haben weder die Kraft Böſes zu thun, noch Begeiſterung für das Edle. Die Nacht ſchreckt ſie mit ihrer dichten Finſter-

niß, und der Tag blendet ſie mit ſeiner Helle. Sie können weder Adler ſein, die der Sonne entgegentreffen, noch Nachtraubvögel; nur im Zwielicht fliegen ſie ihren niedrigen Fledermausflug. — Wenn eine weltliche Gerechtigkeit auf Erden exiſtirte, ſo hätte das juste milieu wegen geiſtiger Impotenz ſchon längſt unter Curatel geſtellt werden müſſen.“ Endlich: Hoffnung, in welchem Kapitel der Vorſchlag gemacht wird, die Hoffnung zu beſtenern, mit einem ſchönen und ernſten Schluſſe.

Schon aus dieſem bunt zuſammengewürfelten Inhaltsverzeichniß geht hervor, was herauszuwittern kein Kunſtſtück iſt, daß das Buch an die Manier Jean Paul's, ſo wie an Börne's kleine Aufſätze erinnert. Ein friſcher, leichtfüßiger Tact, der allerdings mitunter durch zu große Witz- und Gleichnißhaſcherei ein wenig ſchwerfällig und karrikirt wird, zieht ſich durchs Ganze, unterbrochen von ernſten und tiefern Orgeltönen, von denen wir namentlich das Kapitel vom deutſchen politiſchen Styl und den Schluß des Buches als beſonders hervorſtechend bezeichnen. Der Verf. erlaube uns, in dieſen Kraftſtellen den eigentlichen Kern und Werth ſeines Buches zu finden. Alles Uebrige iſt zwar meiſt ergötzlich und lebendig, aber wenn wir einen ſtrengen Maßſtab anlegen, doch nur unbedeutend zu nennen, ja an ein Paar Stellen durch kränkliche Sentimentalität für den Mündigen von unangenehmem und für den Unmündigen gewiß von verderblichem, verweichli-

drendem Eindruck. Was soll uns z. B. jetzt noch das längst abgelebte, alles ächten Gehalts entbehrende blasse Schmachten nach einem ursprünglichen seligen Kindheitszustande der Menschheit? oder der empfindelnde Mythus von der Entstehung des Geldes durch den Teufel? Wir haben daher dem Verfasser einen ganz ernst und sehr gut gemeinten Vorschlag zu machen. Er werfe alle diese bunten jeanpaulisirenden Feuerwerkskünste getrost fort, denn sie sind an ihm nicht Natur, sondern nur Manier, in der er doch ewig hinter seinem Vorgänger einherhinkt, und halte sich fortan nur an seine eigne, gesunde Gediegenheit, die in den angedeuteten und noch manchen andern Stellen seines Buches allen fremden Maskenputz siegreich und erquickend durchbricht! Er stelle sich auf seine eignen Füße! — Der Verf. sagt selbst: „In jeder Stunde unsres geistigen Lebens athmen wir verflüchtigte Reminiscenzen-Atome scheffelweise ein, und glauben etwas Großes und Originales geleistet zu haben, wenn wir sie löffelweise wieder von uns geben. — Die Gedanken können keine neuen Krystallisationen mehr anschießen. Fast haben sich Sprache und Intelligenz in allen ihren Bildungen schon erschöpft, und selbst in dem kühnsten Spiele zusammengewürfelter Denk- und Sprachcombinationen bringen wir keine neuen Figuren mehr heraus." — Eben deshalb aber sollen wir es unter unsrer Würde halten, uns mit solchem Würfelspiel, das der Verf. nicht ganz

verſchmäht hat, länger abzugeben, wir ſollen zurückkehren zum „nackten, ernſten Tugendſtyl der Freiheit,“ wir ſollen bloße Virtuoſität verſchmähen und uns damit begnügen, das, was wir erkannt haben, und was wir wollen, nüchtern auszudrücken, ganz unbekümmert, ob ſich daraus etwa ein neuer Kunſtſtyl entwickeln wird, oder nicht. In einer Zeit, wo aller Geiſtesprunk durch ſeine allgemeine Verbreitung im Preiſe geſunken iſt, muß die geſunde Vernunft und die grade Geſinnung endlich wieder ihren urſprünglichen Werth annehmen, und je reiner und nackter wir ſie hinſtellen können, deſto beſſer.

Freilich kann man zu Niemand ſagen: ſei anders, als du biſt! Wohl aber kann man Jemand ermahnen, ihm Ungehöriges abzulegen, und in ſeiner wahren, unverfälſchten Geſtalt hervorzutreten. In dem Verf. aber glauben wir, trotz der bunten, etwas leichtfertigen Tracht, einen ernſthaften Mann ganz anderer Art zu erkennen, und zwar, wenn wir ihn beim Namen nennen ſollen, einen zukünftigen Publiciſten. Freilich kann er dies nicht ohne Entſagung werden. Größere Arbeit, vielleicht Gefahr, ſteht ihm bevor, die glänzende Tagesrolle, der electriſch rings verbreitete zujauchzende Applaus des großen Publikums geht ihm vielleicht verloren. Aber zwei Fälle ſind nur möglich. Entweder der Verf. will ein gefeierter Modeſchriftſteller werden; dann muß er auf der betretenen Bahn fortgehen. Oder er will, wie

seine Pflicht ist und wie er dazu Beruf und Kraft hat, sich der Sache der Freiheit hingeben, will mühsame, aber tiefe und dauernde Wirkungen den leichterrungenen, aber schnell verrauchten vorziehen. Aber das ganze Buch, das durchaus von tüchtiger Gesinnung beseelt ist, läßt uns keinen Zweifel; der Verf. muß und wird das Letztere wählen, nur daß er vielleicht über den Weg und über die Natur seiner eignen Anlage nicht mit uns einer Meinung. Wir nannten das Wort „Publicist." Damit wollen wir keineswegs verlangen, daß der Verf. sich auf strenge documentenhafte Erörterung rechtlicher und politischer Zeitfragen beschränken soll. Es wäre dies im Gegentheil Schade, denn er hat zuviel vom Schöngeist an sich, als daß die gute Sache nicht auch von dieser Seite seines Talentes Nutzen ziehen sollte. Aber es giebt eine Mittelgattung zwischen bloßer Belletristik und streng sachlicher Publicistik, und hier grade würde sich, wie wir glauben, der Verf. ganz auf dem ihm angemessenen Felde bewegen. Hier könnte er wirken, ohne der ihm zu Gebote stehenden Gewandtheit des Geistes, ohne der Gabe des schlagenden Witzes, der geistreichen und kecken Combination ganz zu entsagen. Zugleich aber würde mehr Folgerichtigkeit, mehr innere Nothwendigkeit, folglich auch mehr überzeugende Kraft in seine Schriften kommen. Kurz, wir wollen nur, er soll wehrloses, unschädliches Volk, wie z. B. zweckessende deutsche Gelehrte, ungehudelt lassen, und nur den Kampf mit

Lindwürmern aufſuchen; er ſoll ſich nicht mit Lappalien befaſſen, ſondern ſich große Gegenſtände wählen, Gegenſtände, die ihm ein blos geiſtreiches Irrlichterieren unmöglich machen, die ihn zwingen, bei der Stange zu bleiben, und nur reif und conſequent Durchdachtes dem Publikum darzubieten; er ſoll ſich endlich nicht verzetteln in dieſer Speiſewirthſchaft à la carte, ſondern aus ganzem Holze ſchneiden.

Unſre ſchöne Literatur iſt im Allgemeinen durchaus freiſinnig geweſen, ſchon ſeit ihrem Aufblühen. Sie warf auch den erſten zündenden Funken des jetzt überall auflodernden Freiheitsſinnes in die Bruſt des Volkes. Jetzt aber ſollte man dieſe erſte Vorbereitungsepoche einmal zum Abſchluß bringen. Es handelt ſich nicht mehr darum, ein unbeſtimmtes Freiheitsgefühl in den Maſſen zu wecken, denn dies lebt bereits in Tauſenden. Jetzt kommt es darauf an, den wahren Gegenſtand dieſes dunklen Gefühls dem Volke ſcharf zu bezeichnen, ihm ſeinen eignen Drang zu enträthſeln, ihm klar und ſchlagend hinzuſtellen, was es zu fordern hat und wie es fordern muß. Alle andre, flüchtigere Anregung ſinkt heut zu Tage, wo eben die Vorarbeit von Frühern ſchon abgethan iſt, leicht zum bloßen Kitzel herab, der am Ende nur zerſtreut und von der männlichen Verfolgung irgend eines klar erkannten Zieles abwendet. Und möge der Verf. es uns nicht übel deuten, wenn wir bekennen, daß ſein Schriftchen, ſo

gut es als mündlicher Vortrag gewirkt haben mag, als Buch, neben nicht zu leugnender guter Wirkung, möglicher Weise bei vielen Halbliberalen auch jene böse, schwächende Wirkung hervorbringen kann. Es kommt uns nicht mehr darauf an, hundert Philister auf ein Stündchen liberal zu machen, denn Leute genug sind schon auf unsrer Seite und, hätten wir die Macht in Händen, wir würden uns des Zulaufs von Kreti und Pleti kaum zu erwehren wissen. Aber an entschiednen Leuten fehlt es noch gar sehr, und die werden nicht durch bloße Belletristik herangebildet.

Daß das Gesagte nicht blos ein subjectiver Einfall des Ref. ist, dafür bürge folgende Stelle aus einer Recension der Glossen und Randzeichnungen, die in der schlesischen Zeitung vom 3. Juni abgedruckt war: „Der Verfasser der vorliegenden Broschüre hat sich Jean Paul und Börne zum Muster genommen; mit keckem, aber nicht mit frechem Humor, mit frischem, jugendlichem, aber nicht mit leichtem Sinn geißelt er, was zu geißeln ist in unsrer Zeit; und er geißelt nicht aus Rothwehr, oder um die Gezüchtigten zu bessern, sondern um sich und, die ihm zuschauen, zu erlustigen an den Sprüngen und Windungen, welche diejenigen machen, die seiner Ruthe entlaufen wollen. In heiterer Gesellschaft vorgetragen, die nicht überall logische Consequenz und Schärfe verlangt, werden diese Vorlesungen eine Fröhlichkeit erregen, wie sie uns zu Zeiten Noth thut, wenn wir

im Stande ſind, Hut und Frack daheim zu laſſen und den Rock des alten ehrlichen, luſtigen (?) deutſchen Michels anzuziehen. Das iſt die Tendenz dieſer Schrift, und ich wünſche, daß Jeder, der ſie kennen lernt, dies und nichts Andres in ihr finden möchte.“

Was ſagt der Verf. zu dieſen Worten? Erkennt er ſich und ſeine Tendenz in ihnen wieder? War es mit ſeiner Schrift ſo gemeint? Mit andern Worten: war es ſeine Abſicht, ſich zum Poſſenreißer und Pritſchmeiſter herzugeben, um gelangweilten Menſchen ohne Geſinnung ein Paar Stunden angenehm zu vertreiben?

Es iſt unnütz, hier erſt aus der Seele des Verf. ein lautes, entrüſtetes „Nein!“ zu rufen, denn ſeine ganze Schrift widerlegt, trotz aller Champagnerflüchtigkeit, eine ſo hämiſche Inſinuation. Gewiß iſt ihm unſre treu gemeinte, wenn auch etwas rauhe Mahnung viel lieber als dieſes zweideutige Lob, das, wäre die Quelle unbekannt, wäre nicht der Name eines ehrlichen Mannes offen unterzeichnet, faſt perfid ausſehen könnte. Dies Lob zeigt aber doch, daß man die Schrift ſo auffaſſen kann, daß ſie ohne Zweifel von Vielen, denen jede große Leidenſchaft, jede kühne Conſequenz des Gedankens unbequem iſt, ſo aufgefaßt werden wird, und daß man „von einer gewiſſen Seite her“ ſchwerlich unterlaſſen wird, dieſe Art der Auffaſſung in ſchlechten Zeitungsartikeln zu begünſtigen. So kann das Buch, indem man es allen Leuten als harmlos darſtellt, am Ende wirk-

lich „unschädlich" gemacht werden und jede ernstere Wirkung verpuffen. —

Mit allem Gesagten wollen wir weder den Verfasser, noch sein erstes Schriftchen, am allerwenigsten aber die That seiner öffentlichen Vorlesungen getadelt haben. Wir haben blos ausgesprochen, was wir für die Zukunft von ihm fordern und erwarten. Darum nichts für ungut!

Ueber Publicistik.

Was muß von einem Publicisten nothwendig verlangt werden, wenn derselbe seinem Beruf wahrhaft entsprechen soll? Die Antwort auf diese Frage ist schnell und kurz zu geben. Auf ihre einfachste Formel zurückgeführt, lautet sie: philosophische Bildung und practischer Tact. Aber so leicht diese Worte sich nebeneinander hinschreiben lassen, so schwer werden die Sachen selbst in einem Individuum vereinigt gefunden. Erklären wir uns zunächst näher, was wir unter jeder derselben verstehen.

Manchem könnte es auffallen, daß wir grade dem Publicisten philosophische Bildung zumuthen. Was hat er mit allgemeinen Theorien zu schaffen, da er grade darauf angewiesen ist, auf die nächsten practischen Bedürfnisse und Anforderungen der Zeit einzugehen, immer nur das Ausführbare, das den Umständen nach Mögliche, das Relative festzuhalten? Wollte er sich in einsamem Schauen ins schlechthin Allgemeine, ins Absolute versenken, würde er da nicht den scharfen, schnell bereiten Sinn und Blick für das Zeitgemäße, für das Detail einbüßen? — Darauf erwidern wir: eine solche feinwollende phi-

loſophiſche Bildung, die den Blick für das lebendige Treiben der Gegenwart und Wirklichkeit abſtumpfte, wäre eben keine wahrhaft philoſophiſche, ſondern eine nebuloſe Afterbildung. Was lehrt, oder beſſer, was iſt die Philoſophie? Sie iſt das Schauen eines Einen in Allem. Aber nur durch dieſes Eine kommt Ordnung und Bedeutung in Alles, nur durch die lebendige Beziehung auf einen feſten Mittelpunkt geſtaltet ſich das All ſelbſt, mit allen ſeinen zerſplitterten Erſcheinungen, zu einer Ganzheit und Einheit. Wer dies Eine in Allem nie geſchaut, der kann von der Welt ſchlechterdings nur confuſe, ſich widerſprechende Eindrücke haben, nie aber eine Weltanſchauung. Eine feſte conſequente Weltanſchauung thut aber grade dem Publiciſten noth, denn ohne ſie, oder mit andern Worten, ohne ein bewußtes und ſcharfes, allumfaſſendes Grundprincip, an das ſeine Auffaſſung aller rechtlichen, politiſchen und ſocialen Einzelfälle ringsum kryſtalliniſch anſchießt, wird er ſtets nur aufs Gerathewohl umhertappen, und wenn er einmal thatſächlich den Nagel auf den Kopf trifft, ſo iſt dies nur eine glückliche, aber rein zufällige Inſpiration. Aber auch ſolche glückliche Inſpirationen werden, ohne Geſammtanſicht, immer nur Stückwerk bleiben. Wie ein ſolcher Publiciſt auch das Richtige verfehlt und verhaſpelt, wird er dies doch nicht aus dem richtigen Grunde thun, und ſtets wird er in den Widerſpruch und einer barbariſchen Sprachverwirrung ſich

aufſetzen. So haben wir z. B. politiſche Schriften und Zeitungsartikel in Menge, in denen leidenſchaftlich hyperliberale Demonſtrationen mit grundrevolutionären Anſchauungen und Forderungen kraß grenzt ſind. Es iſt dies ein reflexionsloſes Hin- und Hertreiben, das bald die Souverainität des Monarchen, bald die des Volks vorausſetzt, ohne daß der Verf. eine Ahnung davon hätte, daß er ſich abwechſelnd auf zwei ſich widerſprechende Principe ſtützt. Ein merkwürdiges Beiſpiel hiervon bietet Bülow-Cummerow, der ganz ernſthaft zugleich eifriger Royaliſt, Ariſtokrat und Franzoſenverächter, und doch auch von den Grundanſchauungen der franzöſiſchen Revolution durch und durch afficirt iſt. — Aber wir ſind politiſch noch ſo weit zurück, daß ſein Amphibienbuch, das nur im practiſchen Detail von Werth iſt, Vielen imponiren konnte. Wo dieſe Widerſprüche (wie im angeführten Falle) dem Schriftſteller ſelbſt unbewußt bleiben, da iſt dies eben ein Beweis von gänzlichem Mangel eines feſten Grundprincips, oder mit andern Worten, der philoſophiſchen Bildung. Mitunter ſind aber ſolche Widerſprüche bewußt und beabſichtigt. Dann beruhen ſie auf einer irrigen Anſicht von publiciſtiſcher Darſtellungsweiſe und Wirkſamkeit, auf die wir unten, bei Erörterung des practiſchen Tacitus, zurückkommen werden. —

Der einzelne Fall wird nicht dadurch erſchöpft und entſchieden, daß man ſich mit Liebe in ihn hineingräbelt, ihn von allen Seiten ſorgſam beſchaut, ſon-

dern dadurch, daß man ihn ſofort als Glied des Ganzen in Bezug auf den gemeinſamen Mittelpunkt, das philoſophiſch erkannte politiſche und ſociale Grundprincip, auffaßt. Dadurch erſt erhält er ſeine natürliche Stellung, ſeine richtige Beleuchtung. Der Sinn für das Specielle wird alſo durch eine allgemeine (philoſophiſche) Weltanſchauung nicht geſchwächt, ſondern grade ausgebildet und geſchärft, indem das Stehen im Mittelpunkt alles Specielle erſt in ſeiner wahren Gruppirung und Verkettung ſehen läßt.

Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die Weltanſchauung des Publiciſten keine bereits zu Grabe getragene, verſchollene oder auch nur altersſchwache ſein darf. Er vor Allen gehört ſeiner Zeit an, aus ihr, auf ſie, für ſie ſoll er wirken, und deshalb muß er auf der Höhe dieſer Zeit ſtehen, die neueſten und freieſten Reſultate ihres Geiſtes müſſen in ihm lebendig ſein, man (wenigſtens das kundige Auge, das zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht) muß ihn nie anders, als in den vorderſten Reihen erblicken. Weiter zurück giebt es nur halbe Standpunkte; denn jede Weltanſchauung, die von einer gediegnern überholt worden, wird ſofort zum halben Standpunkt, weil ſie die Reſultate der neuern Anſchauung, die ja in den Zeitgenoſſen ſogleich Fleiſch und Blut gewinnt, weder ganz von ſich abzuwehren im Stande, noch ganz anzunehmen fähig und Willens iſt. Von ſolchen halben Standpunkten aus

aber wird, bei dem ehrenwerthesten Willen, mehr verwirrt als gefördert! —

Von diesem Mittelpunkte der **wahrhaften Weltanschauung seiner Zeit** als von seinem unverrückbaren Standpunkt aus muß nun der Publicist, ehe er öffentlich auftritt, das ganze Gebiet seiner Thätigkeit, also hier vorzugsweise das politische, dergestalt durchgearbeitet, geordnet und zurecht gelegt haben, daß er über alle wichtigen Principienfragen, die in demselben auftauchen können, schon im Voraus mit sich eins ist, ehe sie in der Wirklichkeit noch hervortreten. — Keine Wendung der Dinge darf ihn in Erstaunen setzen und überraschen, er muß immer gerüstet dastehen, immer orientirt sein. In welchem Ton und Sinn er aber nun die Ergebnisse seines einsamen Nachdenkens dem Volk gegenüber auszusprechen habe, wenn die Veranlassung und Forderung dieses Aussprechens in den Zeitverhältnissen hervortritt, darüber gibt ihm seine philosophische Weltanschauung allein keine Auskunft. — Hier stoßen wir auf das zweite der genannten Haupterfordernisse, den **practischen Tact**. Dieser betrifft also die Art und Weise der schriftstellerischen Application allgemeiner, philosophischer Resultate auf die Wirklichkeit, den einzelnen Fall, den besondern Gegenstand. — Es ließe sich hierüber ein langer Catechismus schreiben, der doch zu nichts führen würde; denn practischen Tact kann Niemand blos aus Büchern lernen, er setzt eine lebendige Kenntniß der

Menſchen und Verhältniſſe voraus. Einige allgemeine Fingerzeige können wir jedoch geben.

Die Publiciſtik hat zwei weſentlich verſchiedne Stadien ihrer Wirkſamkeit. Im erſten Stadium hat ſie ein politiſch noch unreifes Volk ohne freie Inſtitutionen, oder doch nur mit ſehr verkümmerten, vor ſich. Die Preſſe ſelbſt iſt dann noch keine politiſche, ſondern höchſtens eine moraliſche Macht. Die hauptſächlichſte Aufgabe der Publiciſtik iſt es dann, das Volk in politiſchen Dingen zu unterrichten, zu politiſchem Sinne zu erziehen. — Das zweite Stadium tritt erſt in ſchon freien Staaten und bei mündigen Völkern ein. Dort iſt die Preſſe eine politiſche Macht, und der Publiciſt arbeitet direct darauf los, die practiſche Ausführung beſtimmter Maßregeln unmittelbar zu befördern oder zu hintertreiben, indem er das Gewicht ſeiner Stimme, die zugleich die einer ganzen Partei iſt, für oder gegen ſie in die Wagſchale legt. Beide Arten des Wirkens haben natürlich ihre verſchiedne Tactik Da wir Deutſchen durchaus noch im erſten Stadium ſtehen, ſo brauchen wir das zweite hier weiter nicht zu berückſichtigen. —

Der deutſche Publiciſt der Gegenwart ſoll alſo das Volk unterrichten, erziehen; er ſoll verſuchen, ein politiſches Urtheil, eine öffentliche Meinung in ihm zu wecken, in der freilich noch ziemlich entfernten Hoffnung, daß dieſe öffentliche Meinung, mehr und mehr erſtarkend, zuletzt auch einen unab

weisbaren practischen Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse gewinne. Hier springt sogleich ein Hauptforderniß seiner Darstellungsweise in die Augen, die Popularität. Zwar muß der Publicist, wie nachgewiesen, durchaus Philosoph sein, aber der Masse des Publikums gegenüber darf er es nicht scheinen. Den ganzen philosophischen Apparat, die wissenschaftliche Terminologie muß er sorgfältigst verbergen und sich nur an den gesunden Verstand des gewöhnlichen Menschen wenden. Speculative Anschauungen, wahrhaft vernunftgemäße Auffassungen darf er durchaus nicht voraussetzen, sondern muß sie durch die Kunst seiner Darstellung unmerklich im Leser zu erzeugen suchen. Und zwar fordern wir alles dies nicht blos aus dem Grunde von ihm, damit seine Schriften dem möglichst größten Publikum verständlich und genießbar seien, sondern auch aus Rücksicht darauf, daß die Philosophie als solche, als etwas Exclusives, Aristokratisches, oder auch als unpractisch und willkührlich, als leere Grübelei, beim Volk in schlechtem Rufe steht. Merkt dieses hinter dem Publicisten den Philosophen, so wird es ihm von vornherein nur Mißtrauen entgegenbringen und sich vielleicht nur deshalb von etwas nicht überzeugen lassen, was es sonst sehr wohl begriffen hätte. Dieses Vorurtheil hat der Publicist zu schonen, da es ihm auf eine günstige Aufnahme seiner Schriften von Seiten der Masse ankommen muß. Natürlich kann hier nicht

die Meinung sein, der Publicist habe sich zum Bierkanonier des gewöhnlichen Kannegießerns herabzulassen. Seine Darstellung sei knapp, sachlich, scharf, eisern, aus einem Guß, so daß der Kundige sofort die Consequenz einer philosophischen Weltansicht in ihr erkennt. Nur der Unkundige werde nicht durch ihm Unangemessenes gestört.

Ueberhaupt muß der Publicist immer mehr wissen, als er sagt. Seine Sache ist es nicht, ein allgemeines System vor dem Volk zu entwickeln, sondern nur den einzelnen Fall, mit Rücksichtnahme auf die practische Möglichkeit seiner zeitlichen Gestaltung, dem Grundprincip des Systems nicht widersprechend, abzuhandeln. Das Grundprincip selbst, so wie die letzten Consequenzen seiner Vorschläge und Erörterungen braucht er keineswegs immer auf der Zunge zu haben, es ist sogar oft nothwendig, daß er sie verschweige, weil das politisch noch unreife und schüchterne Volk durch sie verwirrt werden, ja vor ihnen zurückschrecken könnte. So kann z. B. ein Publicist entschiedner Republikaner sein und aufs consequenteste, ohne alle Lüge auf sein letztes Ziel losarbeiten, ohne daß in all seinen Schriften auch nur der Name der Republik vorkommt. Es ist genug, daß die von ihm verbreiteten Ansichten und Gesinnungen, in ihrer organischen Entwickelung, zuletzt nothwendig zur Republik führen müssen. Wenn sentimentale Seelen dies als Heuchelei verschreien und uns des Jesuitismus bezüchtigen

wollen, ſo iſt ihnen dies Vergnügen zu gönnen. Da ſie aber überhaupt im Rathe der Männer nicht Stimmberechtigt ſind, ſo können wir uns auf ihre Anſinge nicht näher einlaſſen. Auch thut dies durchaus nicht noth, denn das goldne Zeitalter der Sentimentalität iſt in Deutſchland glücklicherweiſe vorüber. Wir haben es jetzt mit ernſten Dingen zu ſchaffen und gehen einem eiſernen Zeitalter entgegen, in welchem noch den empfindſamen Scrupeln des edlen, mit ſich ſelbſt ſchönthuenden Subjects nicht weiter gefragt werden wird. —

Wenn wir aber vom Publiciſten verlangen, daß er die letzten Conſequenzen ſeines Standpunktes nöthigenfalls zu verſchweigen wiſſe, ſo ſind wir darum keineswegs der Anſicht, er dürfe jemals etwas poſitiv ausſprechen, was dieſen Conſequenzen, ſomit ſeinem ganzen Standpunkte grade zu widerſpricht. Leider iſt in unſrer Publiciſtik das Vorurtheil nur allzuverbreitet, daß man politiſche Wahrheiten nur durch einen Beiſatz politiſcher Lügen ſowohl beim Volk einſchmuggeln, als durch die Cenſur bringen könne. Zum Theil daraus (wo er aus eigner Unklarheit d. h. aus Mangel an philoſophiſcher Bildung entſpringt, haben wir ihn oben ſchon abgefertigt) entſteht jener ekelhafte Miſchbrei von ſervilem Liberalismus oder liberalem Servilismus, der grade am allergeeignetſten wäre, das Volk in ewiger politiſcher Unklarheit und Thatloſigkeit, mit einem um ſo widerlicheren Anflug dünkelhaften

Halbwiſſens und endlich verzagter, zelternder Halbcourage, zu erhalten. Den gewöhnlichen Leſer (und auf den muß es der Publiciſt doch ſchlechterdings mit abgeſehen haben) hat man ſich in Deutſchland in Bezug auf Politik nie anders, denn als ABCſchützen vorzuſtellen. Welche klare Anſchauung, welches ſichre Urtheil über Perſonen und Maßregeln ſoll ſich dieſer aber bilden, wenn in den Schriften des Publiciſten immer die eine Hand wieder nimmt, was die andre gegeben hat, wenn wohlbegründeter Tadel mit unwürdigen Schmeicheleien bunt abwechſelt, wenn die wahre Tendenz irgend einer geforderten Reform gradezu, lügneriſcher Weiſe, in Abrede geſtellt wird? So iſt es z. B. eine unſrer abgenutzteſten publiciſtiſchen Lügen, die geforderte Preßfreiheit als etwas für die Regierungen durchaus Ungefährliches vorzuſtellen. Aber gegen eine nicht volksthümliche, reactionäre, eine Patrimonial-Regierung iſt die freie Preſſe eine höchſt gefährliche Macht, und grade dies iſt einer der Nebengründe (der Hauptgrund iſt nur die innere Vernünftigkeit der Preßfreiheit und die Unvernünftigkeit des entgegengeſetzten Zuſtandes), weshalb wir auf Preßfreiheit dringen. Dies können wir ſogar offen geſtehen, da grade dies Geſtändniß ein Zeugniß des feſten Vertrauens auf die Kraft unſrer Sache iſt. Warum aber wollen wir das Volk, durch directes Leugnen, darüber täuſchen, da unſre wahren Gegner ſich durch dergleichen Phraſen durchaus nicht

hinters Licht führen lassen? Die freie Presse werden wir haben, trotz unsrer Gegner, aber freilich nur dann, wenn die Meinung des Volkes für sie gewonnen ist. Wie soll das aber geschehen, wenn das Volk in ihr nicht eine politische Macht, die zu seinem Besten practisch einzuwirken im Stande ist (also nichts Ungefährliches), sieht, sondern nur eine müßige Privatunterhaltung der geistigen Aristokratie? Was geht das Volk der Zeitvertreib der Gelehrten und Geistreichen an, was hat es für ein Interesse dabei? — Aber auch die Censur kann und wird zwar negative, keineswegs aber positive Concessionen von uns fordern. Wenn wir z. B. in irgend einer Regierungsmaßregel versteckte unvolksthümliche Absichten sehen, so kann die Censur uns wohl daran verhindern, diese Absichten offen aufzudecken, sie wird uns aber immer noch eine, mehr oder weniger scharfe, in der Ausdrucksweise gemäßigt gehaltene, rein sachliche Kritik dieser Maßregel, wobei die eigentliche Absicht der Regierung ganz dahingestellt bleibt, verstatten, ohne daß wir nöthig hätten, durch vorhergehenden Jubelruf nebst Complimenten, diese Kritik einzuschwärzen. — Nur wir selbst stellen uns diese Zumuthung, der Censor, der es thäte, müßte sehr furchtsam oder sehr fanatisch sein, denn der Censor hat ja nur für das Rede zu stehn, was wirklich dasteht, nicht für die Abwesenheit dessen, was die Regierung vielleicht gern dastehn sähe. Unsre Publicisten sollten

doch nur einmal bedenken, welchen ungeheuren moralischen Eindruck es machen müßte, wenn, bei übrigens ganz unverändertem Stande der Tagespresse, mit eins blos all die unwürdigen Schmeicheleien und Lobhudeleien, und zwar nur die absichtlich erheuchelten, mit denen selbst liberale Artikel gspickt sind, verstummten. Dies Verstummen würde auch eine Sprache sein, und das eine furchtbare. So lange dies Unwesen aber nicht aufhört, wird auch unsre liberale Presse immer nur die lächerliche Figur eines Pudels spielen, der seinen Herrn ankurrt und zugleich mit dem Schwanze wedelt. Hier ist auch die Form des ironischen Lobes zu erwähnen, in die sich der Publicist, als in ein letztes Refugium, zu retten geneigt ist, um bittre Wahrheiten censurgerecht zu machen. Aber auch diese Form ist in den meisten Fällen, für die Publicistik im engern Sinn, zu verwerfen und wird sich auch schwerlich durchsetzen lassen. Wenn die Ironie dem scharf anmerkenden Censor entgeht, so entgeht sie gewiß noch vielmehr der Masse der unbefangenen Leser. Wird sie aber so stark aufgetragen, daß das Volk sie mit Händen greifen kann, so wird der Censor sich auch wahrscheinlich bewogen fühlen, sie zu streichen, und wo nicht, so macht sie beim schlichten Manne meist einen unangenehmen, der Sache nicht förderlichen Eindruck. —

Wenn also der Publicist auch nicht Alles sagen darf, was er denkt, so nöthigt ihn doch in der Re-

zu nichts, etwas zu ſagen, was er nicht kennt. Das Criterium einer guten publiciſtiſchen Darſtellung iſt hier wiederum, daß der kundige Leſer in ſie oder Nähe erkennt, auf welchen Punkt ſie eigentlich hinaus will, der politiſch unreife Leſer aber unbewußt; aber auf richtigem und gradem Wege, dieſem Punkte zugeleitet werde. Wie viel nun der Publiciſt offen ausſprechen, wie viel hingegen verſchweigen könne und müſſe, um in jedem einzelnen Falle der größtmöglichen Wirkung auf die politiſche Bildung des Volks gewiß zu ſein, darüber hat eben ſein practiſcher Tact zu entſcheiden.

Alles Uebrige, wozu außerdem noch der practiſche Tact dem Publiciſten dienen muß, hier näher abzuhandeln, würde uns zu tief ins Detail einführen. Wir deuten nur Einiges aphoriſtiſch an. — Richtige Wahl des Gegenſtandes. Hier darf der Publiciſt nicht ſeiner eignen Vorliebe für dies oder jenes nachgehn, ſondern er muß auf den Pulsſchlag der Zeit horchen. Er darf nicht Dinge abhandeln, deren Erörterung auf publiciſtiſchem Felde vielleicht erſt in hundert Jahren nothwendig und fruchtbar ſein wird. Die Sorge um dieſe gehört der Wiſſenſchaft an, nicht der Publiciſtik. Das à propos der Beſprechung. Auch unter den Schlagwörtern der Zeit muß er jederzeit dasjenige herausgreifen, für das grade im Augenblick die meiſte Empfänglichkeit, bei Volk oder Regierung, ſich zeigt oder zu erwarten ſteht. Wenn z. B. die öffentliche Meinung

grade lebhaft für Preßfreiheit in Bewegung geſetzt iſt, darf er nicht mit langen Abhandlungen über das Geſchworenengericht kommen, es ſei denn, daß er die Unmöglichkeit der Preßfreiheit ohne das Geſchworengericht nachwieſe. Die Berückſichtigung der practiſchen Möglichkeit. Er darf nichts direct fordern, wofür der Sinn im Volke noch nicht geweckt werden kann und worauf einzugehen die Regierungen noch nicht von fern geneigt ſein können. Hierzu gehört, daß er das noch in Macht Beſtehende, wenn auch nicht in ſeinem Princip, doch als factiſch Beſtehendes, reſpectire. So z. B. iſt an ein gänzliches Verdrängen der Kirche durch den Staat vorläufig noch gar nicht zu denken. Wo der Publiciſt in dieſer Beziehung practiſche Forderungen ſtellen will, dürfen es nur die nächſtliegenden und ausführbarſten ſein, durch deren Erfüllung der große Einfluß der Kirche vorläufig gebrochen würde, indem das kirchliche Leben immer mehr zur bloßen Privatſache der Einzelnen herabſänke. Unermüdliches, ſtets waches Aufmerken auf jeden ſich darbietenden Vortheil und ſchnelles Feſthalten und Benutzen deſſelben. Wo der Publiciſt für ſein Princip einen Fuß breit Terrain gewonnen ſieht, da muß er auch ſofort wirklich Fuß faſſen und von der einmal gewonnenen Poſition ſich nicht mehr zurückdrängen laſſen. Im Gegentheil muß er, nach jedem vorwärtsgethanen Schritt, ſogleich zu beweiſen ſuchen, daß nun auch

ein noch weiterer Schritt vorwärts zur nothwendigen Consequenz geworden sei, daß der erste gar keinen Sinn, kein Ziel habe ohne den ihn ergänzenden zweiten, und so immer fort.

Diese Liste von publicistischen Pflichten ließe sich leicht noch weiter ausdehnen, da wir aber alles Wichtige wenigstens berührt zu haben glauben, so schließen wir diese allgemeine Betrachtung, um den in ihr gewonnenen Maßstab an den speciellen Leistungen eines unserer neuesten, preußischen Publicisten, L. Buhl's, geltend zu machen.

L. Buhl als Publicist.

Der Beruf der preußischen Presse. Von L. Buhl. Berlin 1842. Verlag v. C. J. Klemann.

Die Bedeutung der Provinzialstände in Preußen. Von L. Buhl. Berlin 1842. Wilhelm Hermes.

Die Verfassungsfrage in Preußen nach ihrem geschichtlichen Verlaufe. Von L. Buhl. Besondrer Abdruck aus dem deutschen Staatsarchiv von Buddeus. III. Band. Zürich und Winterthur 1842. Druck und Verlag des literarischen Comptoirs.

Der Patriot. Inländische Fragen von L. Buhl. 4 Hefte. Berlin 1842. Verlag v. Wilhelm Hermes.

Den in der frühern Abhandlung an den Publicisten gestellten Hauptanforderungen entspricht der Verfasser der angegebenen Broschüren bis auf einen gewissen Grad. Sein erstes Auftreten mit der Schrift: „der Beruf der preußischen Presse" mußte einen günstigen Eindruck machen. Sie enthält eine geistreiche, treffende, mit einer gewissen jovialen Keckheit ge-

schriebene Abfertigung der Insinuationen der Staatszeitung über die prädestinirte Impotenz unsrer politischen Tagespresse. Freilich waren die Argumente gegen diese colossale Büreaukratie-Logik und Suffisance nicht aufzufinden. (Man vergebe uns die vielen Fremdworte, sie kommen von selbst, wenn man von einer unvolksthümlichen Sache redet.) Aber in Buhl's Abhandlung, obgleich sie (ohne Zweifel der Censur wegen) es geschickt vermied, — radical zu sein d. h. auf den tiefsten Grund des Gegenstandes einzugehn, und sich nur mit der unmittelbaren Vernichtung der Sophistereien der Staatszeitung befaßte, konnte man überall zwischen den Zeilen einen Hinterhalt noch gründlicherer Einsicht, noch ernstrer Forderungen lesen. Auf uns wenigstens machte sie diesen Eindruck. Ein Hauptkniff der Staatszeitung war es gewesen, gradezu in Abrede zu stellen, daß es bei uns interessante Tagesfragen geben könne. Denn da wir ja nicht wie andre Länder (dies war ein scheeler Seitenblick auf England und Frankreich), Parteien hätten, so könnten die Gegenstände der Gesetzgebung und Verwaltung bei uns nicht, wie dort, in ein ihnen ursprünglich fremdes Gebiet, in das der Politik, gezerrt werden. Blos dieser falsche Lichtschimmer, der, nicht von ihnen selbst ausgehend, nur künstlich auf sie geleitet sei, könne sie für das Publikum interessant und genießbar machen, da sie an sich eigentlich trocken und langweilig seien. Dadurch wollte also die Staatszeitung alle wichti-

gen Tagesfragen (z. B. ob wir Preßfreiheit, ob Censur, ob das heimliche Inquisitionsverfahren oder den öffentlichen Anklageprozeß haben sollen, Fragen, von deren Beantwortung der ganze sittliche, politische und sociale Zustand des Volkes abhängt) von politischen zu rein administrativen herabsetzen. Es gab demzufolge, und zwar nicht blos für den Augenblick, sondern in alle Ewigkeit, für uns überhaupt gar keine innere Politik (denn wo sollte die sonst noch stecken?), sondern nur eine Administration. Um dergleichen sich aufbinden zu lassen, müßte man aber wirklich ein Kameel sein. Diese Herren sind es noch so sehr gewohnt, allein das große Wort zu führen, während wir mit zugeknebeltem Munde ihnen sprachlos gegenüberstehen, daß sie es noch nicht einmal der Mühe werth gehalten, ernsthafte Gründe gegen uns aufzubringen.

Aus ihrer Polemik wird es nie klar, ob sie uns wirklich bekämpfen oder blos zum Narren haben wollen, und der unter uns, der nicht viel besser gegen sich selbst schreiben könnte, als sie es bisher gethan, müßte ein großer Stümper und Neuling sein. Aber euer goldnes Zeitalter ist nun auch vorbei; ihr werdet euch schon ein wenig anstrengen und ins Zeug legen müssen, um uns gegenüber vor der öffentlichen Meinung bestehen zu können, und den sehr gerechten Schmerz hierüber wollen wir euch nicht verübeln. — Jenen Hautkniff fertigt Buhl ganz einfach und richtig mit der Bemerkung ab, daß Parteien kein

Staatsübel, sondern zu einem höheren Staatsorganismus nothwendige und lebensfördernde Elemente, und daß jede bedeutende Frage der Gesetzgebung und Verwaltung ganz ungekünstelt und natürlich zur politischen werde, sobald man sie nicht in ihrer Vereinzelung d. h. gedankenlos, sondern „im Zusammenhange mit dem Gesammtinteresse" betrachte.

Das Hauptverdienst dieser Broschüre war jedoch nicht die theoretische Bekämpfung ungereimter Behauptungen, sondern der praktische Zweck, die Urheber jener feindlichen Demonstrationen gegen die vor Kurzem gewährte mildere Censur (hinter welcher Demonstration finstre Reactionspläne zu lauern schienen) sofort durch eine Gegendemonstration einzuschüchtern und vor dem Publikum bloszustellen.

Aber den eigentlichen Bildungsstand Buhl's lernt man erst aus seinen beiden umfassenden Broschüren, „Die Bedeutung der Provinzialstände in Preußen" und „Die Verfassungsfrage in Preußen" kennen, und da ist es denn lobend hervorzuheben, daß sich in ihnen eine wahrhaft allgemeine, philosophische Ansicht des Staates und der Geschichte unbestritten kundgiebt. Nicht als ob es an sich ein so großes Verdienst wäre, in unsrer Zeit eine solche Ansicht zu hegen, oder als ob zu ihrer Erlangung ein sehr anhaltendes, mühevolles Fachstudium der Philosophie gehörte. Diese Arbeit ist längst von Andern vollbracht, und die Resultate sind schon so verbreitet und zugänglich gewor-

den, ſie ſchwimmen ſo frei in der Atmoſphäre der Zeitbildung umher, daß man eigentlich nur in die friſche Luft hinauszutreten und ſie einzuathmen braucht, um ſie zu beſitzen. Aber eben dadurch, daß es, auch unter den Publiciſten, noch ſo viele giebt, die dies **nicht** thun, die ſich im Gegentheil gegen den Andrang dieſes geiſtigen Fluidums auf alle Weiſe verpacken und vermummen, erſcheint als beſondre Auszeichnung, was ſich eigentlich von ſelbſt verſtünde. Die Geſchichtsanſicht, die Buhl aus dem philoſophiſchen Bewußtſein der Zeit geſchöpft und dann näher auf die Verhältniſſe Preußens angewandt hat, iſt etwa folgende.

Das Mittelalter war die Epoche der **Beſonderheiten**. Es entwickelte Freiheiten, aber nicht die Freiheit. Je ſchroffer aber dieſe Beſonderheiten ſich ausbildeten, je feindlicher und egoiſtiſcher ſie einander und dem Ganzen entgegentraten (namentlich im **Adel**, der ſowohl den Bauernſtand knechtete, als die höchſte Staatsgewalt lähmte und in Ohnmacht hielt), deſto nothwendiger war es, daß die Idee der **Staatseinheit** hervorbrach und zunächſt jenen Beſonderheiten bändigend und vernichtend ſich gegenüber ſtellte. Das Auftreten der Idee der Staatseinheit geſchah aber zunächſt nur in **abſtracter** Weiſe, d. h. die Idee faßte ſich nicht als ſolche in ihrer concreten Allgemeinheit, ſondern perſonificirte ſich in einem einzelnen Individuum, im **Monarchen**. In der Vernichtung der alten Standesrechte und

Privilegien durch die ſich abſolut machende Monarchie ſieht Dahl mit Recht das weltgeſchichtliche Verdienſt des Abſolutismus, der ſeinen Beruf, die wahre, vernunftgemäße Staatseinheit, zunächſt durch ein mechaniſches Vorbild derſelben, für die Zukunft möglich zu machen, mit richtigem Inſtinct erfaßte. — Für Preußen näher trat dieſes Streben gerade in demſelben Augenblicke zuerſt mit beſonderer Energie hervor, indem es den concreten Inhalt ſeiner weltgeſchichtlichen Stellung, den Beruf nämlich, der Staat des Proteſtantismus (und ſomit des Fortſchritts) zu ſein, zu ahnen anfing. Für dieſen Beruf kämpfte der große Churfürſt gegen Schweden, das unter Guſtav Adolph ihn für ſich ſelbſt in Anſpruch genommen hatte, während er zugleich die ſtaatsfeindliche Macht der alten Stände brach. In Friedrich Wilhelm I. ſpricht ſich dann das volle Bewußtſein des Abſolutismus aus. Als der Landmarſchall von Preußen behauptete: das Land werde durch die unbewilligten Abgaben ruinirt, ſchrieb er: „Nihil Credo, aber das Credo, daß die Junkers ihre Autorität wird ruinirt werden; ich ſtabilire die Souveränität wie einen rocher von bronce.“ Seinen Culminationspunkt erreichte der Abſolutismus für Preußen in Friedrich dem Großen, der, zugleich Philoſoph und Autokrat, den Staat, nachdem er ſeiner Stellung den gehörigen Nachdruck gegeben und ihn zur europäiſchen Macht erhoben hatte, durch und durch zur vollendeten Maſchine

machte, für die einzig der Wille des Monarchen die bewegende Kraft war. —

Nachdem aber der Abſolutismus allerwärts ſeine Aufgabe, die Idee der Staatseinheit gegen die Beſonderheiten zunächſt auf abſtracte Weiſe durchzuſetzen, vollbracht hatte, ward auch ſein Mangel offenbar, und er fiel der Entartung anheim. Da der allgemeine Staatswille nur erſt im beſondern Einzelwillen des Monarchen ſymboliſch angedeutet war, ſo verkannte dieſer Einzelwille ſeine Allgemeinheit und ward zum perſönlichen und dynaſtiſchen Egoismus, wodurch er ſelbſt wieder als Beſonderheit der im Volke liegenden Allgemeinheit gegenüberſtand und ſich nun auch wieder auf die von ihm noch nicht völlig vernichteten Beſonderheiten (die Ariſtokratie) ſtützen mußte. Es gab keine andre, äußere wie innere, Politik, als die der dynaſtiſchen Intereſſen oder gar der perſönlichen Launen des Monarchen und ſeiner Günſtlinge. Da brach die Einheit der Staatsidee in der franzöſiſchen Revolution, zuerſt in ihrer concreten Erfüllung, als conſtitutiver und geſetzgebender Volkswille, hervor. Alle bevorrechtigten Beſonderheiten mußten der gleichen Berechtigung aller Menſchen und dem, allen zuerkannten, Staatsbürgerthum weichen. Das Princip der Freiheit und Gleichheit trat dem Intereſſe der Dynaſtien und Kaſten entgegen. Dadurch wurde der Abſolutismus ſelbſt gezwungen, ſich als Princip, als Legitimität, zu faſſen, dem Princip der Revolution gegenüber. —

In dem hieraus sich entspinnenden Weltkampfe verkannte Preußen insofern seine Rolle, als es sich mit den alten Monarchieen dem Princip der Revolution gegenüberstellte, da es doch selbst eine ganz neue, auf revolutionärem Wege gegründete Macht war. Da zeigte sich, daß aus der künstlichen Staatsmaschine der regierende Geist gewichen sei. Preußen stürzte beim ersten Anstoß in sich selbst zusammen. Dieser Sturz aber brachte es zum Bewußtsein seiner eigentlichen Bestimmung. Um seine Existenz wieder zu erringen, entsagte es seinem abstractischen Mechanismus und erfaßte sich als Volksstaat. Es folgen die glorreichsten Blätter der Geschichte Preußens, die bekannten großen Reformen, die, ganz dem Princip der Revolution gemäß, nur auf ruhigem Wege und vom Thron herab, die allgemeinen Menschenrechte anerkannten, die noch vorhandne Macht der egoistischen Besonderheiten brachen, die Selbstverwaltung der Gemeinden begründeten, die kriegerische Kraft des Staates in die Gesammtheit des Volkes verlegten, endlich das volle Staatsbürgerthum durch die Verheißung einer allgemeinen Volksrepräsentation, die zur Gesetzgebung mitwirken sollte, in Aussicht stellten.

Auf diesem Wege gewann Preußen die Kraft, sich im Freiheitskriege eine neue Existenz zu schaffen. Als aber der Sturm vorüber war, als die Regierungen sich wieder etablirt sahen, da begann auch in Preußen jener Eifer der Reformen zunächst sich ab-

zukuhlen, bis er nach und nach in sein grades Gegentheil überging und sich zur Reaction gestaltete, die zuerst den alten Absolutismus möglichst wieder herzustellen trachtete, bis sie endlich, noch weiter zurückgreifend, sich mittelalterlichen Sympathieen hingab.

An diesem Punkte angelangt weist nun Buhl den innern Widerspruch der gegenwärtigen Gestaltung Preußens mit seinem eigentlichen Princip und in sich selbst, die Unhaltbarkeit seines, auf sich widersprechende Elemente gegründeten Zustandes, die Doppelseitigkeit und Zweideutigkeit seines Wesens nach. Auf der einen Seite ist der Grund gelegt und der erste Unterbau halb vollendet zum Hause der politischen Freiheit, des auf Volkskraft und Volkswillen gegründeten Staates. Aber diese in ihrer Unfertigkeit traurig dastehenden Anfänge harren umsonst auf den Ausbau des ganzen Gebäudes. Auf der andern Seite sind diesen Anfängen verzwickte, schnörkelhafte Nebenbauten in einem längst verschollenen Stil, der doch nur unvollkommen nachgeahmt werden konnte, angebaut und verunzieren und entstellen das Ganze, statt es zu vollenden. So kann es nicht bleiben, Preußen muß sich, da es einmal A gesagt hat, auch entschließen B zu sagen, wenn es nicht ein neues, und dann vielleicht nicht wieder gut zu machendes, 1806 gewärtigen will. Buhl steuert also auf eine Nationalrepräsentation, auf den freien Staat los, und in Hinsicht seiner Auffassung desselben ist noch

das anerkennenswerth, daß er für ihn die starre, absolutistische Centralisation der ganzen Verwaltung verwirft. Er fordert freie Selbstverwaltung der Stadt- und Landgemeinden (die mit der Autonomie der mittelalterlichen Besonderheiten nichts gemein hat), so daß der freie Staat in viele größere und kleinere Kreise sich theilt, von denen jeder ein Analogon des Ganzen ist. Erst durch eine freie Municipalverfassung gewinnt das Princip der Freiheit Leben in allen einzelnen Gliedern des Staates.

Bis hierhin ist Alles schön und gut; hier aber glauben wir Buhl auf einer Beschränktheit seines Gesichtskreises zu ertappen, es sieht aus, als ob er eine relative geschichtliche Gestaltung als das Endresultat aller Staatsgestaltung überhaupt ansehe, er scheint sich im Constitutionalismus versangen zu haben. Wir begegnen in einer Stelle bei ihm der altbacknen, nachgrade etwas kindisch werdenden Vorstellung: der constitutionell-monarchische Staat sei der ausgebildetste Staatsorganismus, weil er die drei einseitigen Hauptstaatsformen in sich zu einem Ganzen verschmelze. Als ob man dadurch einen idealen Kopf herausbrächte, daß man von einer Person eine sehr schöne Nase, von einer andern eine sehr schöne Stirn, von der dritten den Mund u. s. w. zu einem Gesicht zusammenmalt. So sehr jene Ansicht den Accent auf das Wort Organismus legen mag, so ist sie doch eine mechanische, weil sie übersieht, daß die constitutionelle Monarchie nicht etwa blos sich

ergänzende, ſich in Streben und Gegenſtreben die Wage haltende Kräfte in ſich ſchließt, ſondern gradezu zwei ſich bis auf den Tod feindliche Principe, von denen jedes einer total verſchiedenen Weltepoche, das eine der vergangenen, das andere der zukünftigen, angehört. Der Conſtitutionalismus bindet nämlich den Vernunftſtaat (Selbſtgeſetzgebung des Volkes) und den patrimonialen Glaubensſtaat (Erblichkeit der Krone, übermenſchliche Würde der Perſon des Fürſten, erbliche Kaſtenbevorrechtung) gewaltſam in ein Ganzes zuſammen und glaubt ſo zum ewigen Frieden zu gelangen. Dieſes Ganze aber wird nothwendig nur zum Kampfplatz, aus dem zuletzt eine der beiden feindlichen Mächte ſiegreich hervorgehen muß. Hierin liegt der Todeskeim, aber auch die geſchichtliche Berechtigung und Beſtimmung der conſtitutionellen Monarchie. Sie iſt die weltgeſchichtliche Vermittelung zwiſchen einem monarchiſchen und einem demokratiſchen Weltalter, und in ihrer geiſtreich combinirten Structur bietet ſie den weltgeſchichtlichen Mächten, der der Vergangenheit und der der Zukunft, den Vortheil eines geregelten, mit Bewußtſein und möglichſter Mäßigung zu führenden Kampfes, wodurch der Menſchheit vielleicht eine ungeheure, maſſenhafte und chaotiſche Verwüſtung erſpart werden kann. Dieſer Kampf iſt die Arbeit unſrer Zeit, und die franzöſiſche Revolution war nur der, den Inhalt des ganzen Dramas in ſchlagen-

der Akte zusammenbringende Prolog desselben. Was dort in blitzschneller Bedeutung hervortritt, um sogleich wieder zu verschwinden, das ist jetzt in seiner schattenreichen, künstlerisch ausgesponnenen Entwicklung begriffen.

Was ist nun aber der langen Rede kurzer Sinn? Verlangen wir von Buhl, daß er sofort den Mund aufthue und unsre eben entwickelte Geschichtsansicht als politisches Evangelium dem Volke predige? Keineswegs. Im Gegentheil soll er das hübsch bleiben lassen, denn sein Beruf ist ein ganz andrer. Als Publicist der Gegenwart und näher als preußischer Publicist kann und darf er über die Forderungen des Constitutionalismus nicht hinausgehen, und zwar kann er sie mit voller Wahrheit festhalten, da, wie wir zeigten, die constitutionelle Monarchie allerdings geschichtliche Berechtigung und zwar gegenwärtig für Preußen die *höchste* Berechtigung hat.

Da er aber diese *relativ* höchste Berechtigung für eine absolut höchste entweder wirklich hält oder zu halten sich anstellt, so kommt dadurch in seine sonst im Allgemeinen klare, scharfe und bestimmte Darstellung hie und da eine gewisse schwankende Halbheit und Unsicherheit. Seine, wahre oder vorgeschützte, Ansicht reißt ihn zu gutmüthigen aber unwahren Gemeinplätzen, z. B. zu der sinnlichen Andeutung, daß durch eine Volksvertretung die königliche Machtvollkommenheit nicht beeinträchtigt werde (eine Versicherung, die dem Volke den rechten Standpunkt

verrückt und die unſre Gegner auch nur belächeln), oder gar, wiewohl nur ſelten, zu unwürdigen Conceſſionen hin.

Wir wünſchten daher, daß Buhl ſich durch reiflicheres Nachdenken jene Geſchichtsanſicht aneignen, oder, falls er ſie ſchon haben ſollte, daß er das eitle und unzweckmäßige Bemühen aufgeben möge, ſie durch Loyalitätsdemonſtrationen direct in Abrede zu ſtellen. Dadurch werden ſeine Schriften, die doch nun einmal durchaus Kinder der Revolution ſind, noch mehr aus einem Guß erſcheinen, ohne daß ſie darum anſtößig und unvorſichtig zu werden brauchten. Denn er ſoll ja nur gradewegs auf die Conſtitution losarbeiten. Was *dahinter* liegt, geht ihn nichts an, als Publiciſt hat er ſich darauf nicht *einzulaſſen*, wohl aber hat er es auf *negative* Weiſe zu berückſichtigen, indem er nichts ausſpricht, was gegen die Zukunft zeugt und wirkt. Wenn er von den beiden Geſichtern der conſtitutionellen Monarchie das eine, das in die Zukunft blickt, nicht allzu ſcharf beleuchten darf, ſo ſoll er doch das andere, in die Vergangenheit gerichtete, im Schatten laſſen, er ſoll die alten theokratiſchen Illuſionen, die aus der alten Monarchie in den conſtitutionellen Staat ſich hinüberflüchten, ſchweigend auf ſich beruhen laſſen, nicht aber das Volk noch in ihnen beſtärken. —

Nachdem wir ſo Buhl's geſchichtlichen und politiſchen Standpunkt im Allgemeinen charakteriſirt haben, wollen wir den nähern Inhalt der beiden

Hauptschriften ganz kurz andeuten. Da die deutschen Jahrbücher hauptsächlich auf eine Würdigung allgemeiner Standpunkte ausgehen, so möge der Verf. in der sachlichen Abfertigung des Details seine Vernachlässigung sehen. In Hinsicht auf seine Schreibart, die durch Popularität und Lebhaftigkeit sich auszeichnet, erlauben wir uns noch die kleine Bemerkung, daß wir die etwas nach der Schule schmeckenden Ausdrücke „die Dialectik der Geschichte," und „auf abstracte Weise" aus ihr wegwünschten. Sie lassen sich ja wohl durch gewöhnlichen Sprachgebrauch umschreiben. Die Gründe unsers Wunsches sind in der allgemeinen Betrachtung über Publicistik angedeutet.

Die Broschüre über die Bedeutung der Provinzialstände enthält eine scharfe Kritik der letztern. Sie geht von der Bestimmung aus, nach der die Provinzialstände „im Geist der ältern deutschen Verfassungen" eingerichtet seien, und weist schon hierin ihren ursprünglichen Widerspruch, mit dem Geist der Zeit sowohl, als mit den früher ausgeführten Reformen, nach. Die Provinzialstände sind dadurch von Hause aus eine, da Altes sich nie vollkommen wieder herstellen läßt, verunglückte Wiederaufwärmung mittelalterlicher Standesgliederung. Nachdem die Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit der Provinzialstände (aus ihrer fehlerhaften Zusammensetzung, aus dem Mangel an Oeffentlichkeit, aus dem geringen Umfang ihrer Befugnisse u. s. w.) detaillirt nachge-

weſen iſt, kommt die Kritik zu dem Endreſultat, daß ſie gegenwärtig gar keinen Sinn haben, und nur unter der Vorausſetzung allgemeiner Reichsſtände einigen, aber auch dann noch beſtreitbaren, Sinn haben könnten. „Die Provinzialſtände ſind die höchſte Vertretung, welche wir haben. Sie erſcheinen jetzt als Surrogat allgemeiner Stände. Dadurch werden ſie der aus ihrem natürlichen Wirkungskreiſe herausgeriſſen und zu Trägern von Wünſchen und Anforderungen gemacht, welchen ſie keine Befriedigung geben können. Sie vertreten ganz ſpecielle Intereſſen, und man verlangt von ihnen, daß ſie allgemeinen Intereſſen das Wort führen ſollen. Sie ſind Provinzialſtände, und man muthet ihnen zu, daß ſie allgemeine Stände ſein ſollen, was ſie einmal nicht ſind und nicht ſein können.“ Zugleich aber hält der Verfaſſer die richtige Anſicht feſt, die Regierung habe, da ſie nun einmal eine allgemeine Repräſentation nicht geben konnte, oder wollte, vollkommen Recht gehabt, die Provinzialſtände in ihrer Bedeutungsloſigkeit und Ohnmacht zu erhalten, da ſie durch das Zugeſtändniß größerer Befugniſſe den Sonderintereſſen der Provinzen einen zu großen Spielraum eingeräumt und dadurch die Staatseinheit ernſtlich gefährdet hätte. Der Bildung und Zuſammenberufung der Ausſchüſſe wird zuletzt noch, als eines Fortſchrittes, erwähnt, doch mit Recht bemerkt, daß ſie den Charakter einer Nationalrepräſentation in keiner Weiſe an ſich tragen.

da ihnen, unter andern, schon das erste Erforderniß dazu, die Garantie ihrer Existenz, abgeht. —

Die Gründe des Verfassers sind natürlich nicht neu, aber das wäre auch ein schlechter Publicist, der in diesem Sinne den Originellen spielen wollte. Es genügt vollkommen, alle in der Sache selbst liegenden Gründe klar und vollständig zusammenzustellen und dem allgemeinen Bewußtsein des Publikums einleuchtend zu machen.

„Die Verfassungsfrage in Preußen," die umfangreichste sowohl als auch bedeutendste der vorliegenden Schriften, enthält, nach einer allgemeinen historischen Einleitung, eine anschauliche, mit Actenstücken belegte, Darstellung des Verlaufs der preußischen Verfassungsangelegenheit von den ersten Reformen nach 1806 an bis auf unsre Tage. Mit Wahrheit erkennt der Verfasser an, der König habe das volle Recht gehabt, den Antrag der preußischen Stände bestimmt zurückzuweisen und dadurch die frühern, gesetzlich erlassenen Bestimmungen für ungültig zu erklären, da, wer das Gesetz gegeben, es auch wieder abschaffen könne. Lag aber damals die constitutive Gewalt im Willen des Monarchen, so ist dies noch heute der Fall.

Hierdurch gelangt Buhl zu folgendem Resultate: „Durch diese (Cabinetsordre vom 4. October 1840) scheint nun die Verfassungsfrage in eine ganz neue Phase getreten zu sein; indeß ist, genau genommen, kein so großer Unterschied, ob ein Gesetz nicht zur

Ausführung kommt, oder ob es aufgehoben wird. Als der wesentliche Verlust dürfte immer noch das erscheinen, daß die Verfassung von Preußen keine historische Begründung und Berechtigung mehr hat. Was liegt aber überhaupt an einem historischen Rechte, besonders wo dasselbe in Zeit von einem Vierteljahrhundert nicht die Kraft gehabt hat, sich durchzusetzen? Berufungen auf ein solches müssen unter diesen Umständen immer als ein Zeichen der Schwäche erscheinen. Wenn uns übrigens das historische Recht verloren gegangen ist, so ist uns das ewige Recht der Vernunft geblieben, und das scheint stark genug, um auf seine siegreiche Gewalt zu vertrauen." — Sehr richtig. Dadurch aber stellt sich der Verfasser durchaus auf revolutionären Boden, denn das charakteristische Merkmal der Revolution, wie sie sich geschichtlich gefaßt hat, ist nicht die Emeute und die Guillotine, sondern das sich geltend Machen des Völkswillens vom Standpunkt der Vernunft aus gegen das blos nach historischem Recht Bestehende. Wozu denn aber in derselben Schrift die Furcht der Regierungen vor der Revolution für eine „Furcht vor einem Dinge, das nicht mehr existirt," erklären?

Die vier Hefte „Der Patriot" enthalten kürzere Besprechungen von grade auftauchenden Tagesfragen, von verschiednem Werth. Zum Theil verfällt der Verfasser zu sehr in ein Wiederholen

und Ausführung schon wo anders von ihm ausgesprochener Gedanken, zum Theil aber erwirbt er sich durch klares Zusammenstellen des factischen Details (z. B. über „die gesetzliche Stellung der Juden in Preußen") ein unbestreitbares Verdienst. Einen Aufsatz heben wir besonders hervor: „Was ist der christliche Staat?" Das Grundthema („da nun Staat und Religion, christliche Moral und weltliche Sittlichkeit auf ganz verschiedenen, sogar widersprechenden Grundlagen und Voraussetzungen beruhen, so wird der Staat sich auch nicht auf die Religion stützen können, wenn er nicht sich selbst aufgeben, wenn er nicht sein Wesen mit einem fremden vertauschen will. Je christlicher der Staat, desto weniger wird er Staat sein, und wenn es möglich wäre, daß er das Ideal der Christlichkeit ganz erreichte, würde er auch aufhören, Staat zu sein.") ist geistreich entwickelt. Freilich entscheidet der Verfasser das Problem nicht, ob denn nun das Christenthum, wenn es auch dem Wesen des Staates widerspricht, doch noch für sich eine aparte Berechtigung habe? Aber es ist genug, daß er dies Problem angeregt hat, da Censur und Vorsicht ihm verboten, weiter zu gehen. —

Unangenehm berührt hat uns die Miscelle: „Auf dem letzten Freiwilligen-Feste hat sich der Herr Major Turte die unpassende Mühe gegeben, einen Beinamen für Se. Majestät den König zu erfinden,

weren ihn wahre Hochachtung und richtiger Tact hätte abhalten ſollen. Wir ſagen „unpaſſend," weil wir für den Herrn Major keine Berechtigung auffinden können, der Geſchichte vorzugreifen, die noch ſelten die Beinamen ratificirt hat, welche den Monarchen während ihres Lebens gegeben worden ſind. Auch wir glauben, daß die Geſchichte unſerm König einen Beinamen geben wird, und einen glorreichern und bezeichnendern, als den hier in Vorſchlag gebrachten. Unſre Sache iſt es aber, dies abzuwarten, wenn wir nicht den Verdacht der Anmaßung und der Schmeichelei auf uns laden wollen. Mit ſolcher kann aber einem hochgebildeten und großſinnigen Fürſten am allerwenigſten gedient ſein." Was hat Buhl dem Major Turie vorzuwerfen, wenn er hinterher ſogleich, zwar nicht ganz daſſelbe, aber doch ſo ziemlich daſſelbe thut, was er an jenem getadelt? Hier haben wir wieder jenen unbeſtimmten, zwiſchen Servilität und Liberalismus gaukelnden blauen Dunſt, für den wir, da er noch keine beſtimmte Bezeichnung hat, hiermit den Namen „Berliner Blau" in Vorſchlag bringen. Wenn der Verfaſſer die Miscelle ohne ſolche Cenſurcautelen nicht durchzubringen glaubte, ſo hätte er ſie lieber ganz weglaſſen ſollen.

Zuletzt müſſen wir noch an Buhl eine, an Publiciſten nicht unwichtige Eigenſchaft loben, die Berührſamkeit, die Bereitheit, mit der er eine Zeit-

frage nach der andern ergreift und beſpricht. Möge ſie nur der Schärfe, Gründlichkeit und Conciſion ſeiner Erörterungen keinen Eintrag thun, möge er ſelbſt aber einen immer ſicherern, ungetrübtern und umfangreichern Blick ſo für das Ganze, für die großen, weltgeſchichtlichen Verhältniſſe, wie für das Detail ſich aneignen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von Eduard Klein in Breslau

In demſelben Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

L. Aimé-Martin: über die Civiliſation des Menſchengeſchlechts durch die Frauen, oder: Erziehung der Hausmütter. Ein von der Akademie Frankreichs gekröntes Werk. 2. Aufl. Uebertragen von Dr. J. Leutbecher. Mit Vorwort und Anmerkungen von Prof. Fr. Nöſſelt. 3 Bändchen in Taſchenformat (46½ Bog.) geh. 3 Rthlr.

J. J. Dittrich: unſere Uebergangszeit, betreffend die Erlöſung des Proletariats durch die Organiſation der Arbeit und des Armenweſens, und durch die Concentration der Hilfen des Staats, der Gemeinden, der Vereine, und der Proletarier ſelbſt. gr. 8. (31 Bog.) geh. 1½ Rthlr.

Friedr. v. Sallet: ſämmtliche Schriften. Minion-Ausgabe in 6 Bänden à 1½ Rthlr. Taſchenformat, in engl. Leinwand gebunden. Erſchienen ſind bereits davon:

Erſter Band: Laien-Evangelium. 5. Aufl.
Zweiter Band: Geſammelte Gedichte. 2. Aufl.
Dritter Band: Contraſte u. Paradoxen. Novelle.
Vierter Band: Des Dichters Werden. (Schön Irla. Funken. Flaſche. Nachlaß.)
Fünfter Band: Proſaiſche Schriften. (Die Atheiſten ꝛc. Ueber Goethe's Fauſt 1ter Theil. Kritiſche Aufſätze.)

(Der ſechste und letzte Band erſcheint noch im Laufe des Jahres 1848.)

Karl v. Holtei: Stimmen des Waldes ꝛc. 8. (22 Bog.) geh. 1 Rthlr.

Einzelne Werke Friedrich v. Sallet's:

Laien-Evangelium. Vierte Aufl. Octav, mit größerer Schrift. 1847. geh. 1 Rthlr.

Die wahnsinnige Flasche. Heroisches Epos in zwei Sitzungen. Taschenformat. 1838. (Trier.) geh. 6½ Sgr.

Funken (größtentheils Satyrisch). Taschenformat. 1838. (Trier.) geh. 6½ Sgr.

Gesammelte Gedichte. (Erste Auflage.) Taschenformat. 1843. (Königsberg in Pr.) geh. 1 Thlr.

Die Atheisten und Gottlosen unsrer Zeit. Gr. 8. 1841. (Leipzig.) geh. 1 Thlr.

Schön Irla. Ein Mährchen. 8. 1838. (Trier.) geh. 15 Sgr.

Zur Erläuterung des zweiten Theils vom Goethe'schen Faust. Für Frauen geschrieben. 8. 1844. geheftet ½ Thlr.

Anzeigen und Kritiken über Friedrich von Sallet's Laien-Evangelium (erster und zweiter Auflage) nebst einer Fortsetzung derselben. Taschenformat. (Leipzig.) 3 Bog (gratis).

Bildniß Friedr. v. Sallet's, mit fac-simile-Motto (aus dem Laien-Evangelio):

Der Mensch beginnt im Gott herumzureisen;
Schon scheidet sich die Lüge von dem Wahren,
Bald läßt das Unkraut sich mit Händen greifen.

Gezeichnet von Alb. Höcker, in Stahl gestochen v. Payne. In Quart-Format ⅛ Thlr.

Leben und Wirken Friedr. von Sallet's, nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben. Herausgegeben von einigen Freunden des Dichters (Ed. Duller, Rees von Esenbeck, Rud. Gottschall, Theod. Jacobi, Jul. Mosen, und Theod. Paur). Mit Sallet's Bildniß und fac-simile-Motto in Stahlstich. gr. 8. 1844. geh. 1½ Thlr.

FUNKEN

von

Friedrich von Sallet.

Such nur im Sand mit geduldigem Sinn:
Findest doch noch ein Goldkörnlein drin.

Trier,
bei Carl Troschel.
1838.

Inhalt.

Praktisch und satyrisch,
Didaktisch und lyrisch,
Confus und summarisch
Und meist litterarisch.

1.

Buchhändler werden fett und drall;
Der Buhu rupft die Nachtigall.

2.

Critik verlor den rechten Ton;
Viel Farben hat's Chameleon.

3.

Das Manuscript der Dichter mach';
Druckfehler sind des Setzers Sach.[14]

4.

Das Ende muss stets spitzig sein;
Der Esel hat ein Schwänzelein.

5.

Genie's die schöne Form nichts gilt;
Der Fuchs die Trauben sauer schilt.

6.

Gedanken such' im Liede nie;
Der Guckuck ist ein kluges Vieh.

7.

Das Dichten bringet Honorar;
Der Hungertod ist hart fürwahr.

8.

Sehr zanket sich der Journalist;
Der Igel wird vom Fuchs be ....

9.

Der Kaufmann kauft Gedichte schier;
Um Käse wickelt man Papier.

10.

Der Menzel schreibt Kritiken sehr;
Der Mogul ist ein grosser Herr.

11.

Die Nachwelt Dichters Liebste ehrt;
Die Nähmamsell näht, wäscht und kehrt.

12.

Originell ist unsre Zeit;
Der Ochs liegt still und wiederkäut.

13.

Dem Publikum gieb Stoss auf Stoss;
Den Esel treibt der Prügel blos.

14.

Um's Quantum müh' dich nicht zu stark;
Der Knüppeldamm führt durch den Quark.

15.

Der Rezensent liest nie die Schrift;
Der Raufbold schlägt, wohin er trift.

16.

Des Dichters Sang ist zarter Hauch;
Das Saufen ist ein schöner Brauch.

17.

Talente giebt's viel auf der Welt;
Die Tinte kostet nicht viel Geld.

18.

Im Überfluss giebt's Lyriker;
Die Unken schrei'n im Teiche sehr.

19.

Die Dichter schliessen den Verein;
Das Volk mag gern in Kneipen sein.

20.

Von schwarzen Strich'n ist's Zebra voll;
Der Zolleinnehmer nimmt den Zoll.

21.

Sei liebreich, schonend und mild inwendig;
Nach Aussen ist Grobheit mitunter nothwendig.

22.

Wer euch, wie ein Ei, zu betippen dächte,
Renkte nimmer euch die Glieder zu rechte.

23.

Als St. Georg den Lindwurm schlug,
Nicht erst ihn um Erlaubniss frug.

24.

Wenn du willst einen Floh todschlagen
Und ihm noch Complimente sagen,
Hat ihn ein Sprung hinweggetragen.

25.

Was obersächlich und äusserlich,
Bekrittelt der Kritiker meisterlich;

Den wahren Inhalt ahnet leis,
Wer nichts beschwatzt und wenig weiss.

26.

Macht einer einmal einen kecken Reim:
„Nachahmer Freiligraths! Schickt ihn heim!“
Spricht einer von Rosen und Saatengrün:
„Das stahl er dem Anastasius Grün!“
Ist man einmal witzig und weinerlich:
„Seht, der gebärdet sich heinerlich!“ —
Ihr Narren, die ihr am Kittel mir zaust!
Ich fühl' und reime auf eigene Faust.

27.

„Er war einmal in Berlin, potz Blitz!
Das sparet allen Fleiss mir,
Denn ohne zu lesen schnell mach ich den Witz:
Seine Verse sind Sand und Weissbier.“

28.

„Poet — ein nichtdenkendes Singethier;
Drum für ihn denken, das müssen wir. —

Ihr vogelberupfenden mauzenden Katzen!
Meint ihr, Poeten wären Spatzen? —

29.

Der Kritiker hilft mit Rath uns aus,
Derweil sind wir längst darüber hinaus.

30.

Wer nicht das Aechte weiss zu verehren,
Der wird das Schlechte nimmer auskehren.

31.

Statt Sardellensallat verschleimender Aal,
Ist eine Kritik, wenn sie sentimental.

32.

Er stellte sich ganz objectiv
Mit denkender Stirn hoch über mich,
Und, als ich seine Kritik durchlief,
Fand ich verwechselt mir und mich.

33.

Den sie gejagt aus Quinta fort,
Weil er nichts begreifen konnte dort,
Nunmehr das Publikum aufklärt,
Genies mit seiner Belehrung beehrt.

34.

Was hilft's, einen tüchtig abzuführen?
Wer nichts capirt, den wird auch nichts rühren.

35.

Mich setzt in Stummheit und Verlegenheit
Nur deine Dummheit, nicht deine Verwegenheit.

36.

Wenn mich ein Ochs mit Hörnern trifft,
Was Wunder, wenn ich ganz verblüfft?

37.

Wenn einer mit seltsamen Worten tobt,
Wird seine Energie gelobt.

38.

Ein Schwächling wohl auch die Sprache foltert
Und sagt: „ich donnre“ wenn er nur poltert.

39.

Die Kraft gebährdet sich nicht wild;
Der ächte Wein ist stark und mild.

40.

Die Eiche säuselt lind und leis,
Ihre Wurzel die Felsen zu sprengen weiss.

41.

Aus holdem Aug' strahlt Siegesgewalt;
In lieblicher Form ein kühner Gehalt.

42.

Wenn unsre Rezensenten
Inwendig singen könnten,
Anstatt zu zählen die Buchstaben:
Würden vom Metrum so dumm geschwazt nicht haben.

43.

Manches dem Ohre seltsam klingt,
Was sich durch's Herz melodisch schwingt.

44.

Wer seine Gesinnung je verlor,
Der hat auch keine gehabt zuvor.

45.

Wenn dich dein Witz verlassen hat
So schrei': „Der Kerl ist wadenmatt."

46.

Wenn einer nichts Aechtes im Busen hegt,
Ist's lächerlich, wenn er die Nase hoch trägt.

47.

„Wer nicht den Schmerz der Völker fasst,
Für unsre anstrebende Zeit nicht passt" —
Der Schmerz der Völker dauert nicht lang,
Doch ewig währt ein ächter Sang.

48.

„Von Liebe singt er her und hin,
Für Grosses hat er keinen Sinn.“ —
Ihr täuscht euch, ihr seid klein mein Freund,
Da euch die Liebe klein erscheint.

49.

„Da wir zu socialen Umwälzungen eilen,
Stets leiert er fort noch die alten Weisen.“ —
So singt ihr die Dirnen, die geistreich-geilen;
Wir wollen das Weib, das sittige, preisen.

50.

Sie las von Emancipation des Geschlechtes,
Das beraubt sei alles geselligen Rechtes;
Sie küsste den Gatten (wer hätt' es geglaubt?)
Sie lächelte hold, ließ schüttelnd das Haupt.

51.

Wollen wir die Weiber nicht als dumm abspeisen,
Müssen sie sich erst als gebildet erweisen.

52.

Ihr Weiber, wer auch eure Dummheit bewitzelt,
Ihr leset genug, was Salbader gekritzelt,
Doch nichts, was veredelt, ach! nur, was euch
kitzelt.

53.

Verketzert hat man auch den Göthe,
Nun streichelt ihr statt des Schwan's die Kröte.

54.

„Rückert . . .“ hub ich zum Theefräulein an;
Sie rümpfte das Näschen: „Wie heisst der Mann?“

55.

Die bei argem Wort sich kann fühlen betheiligt,
Die halt' ich vor meinem Spott nicht geheiligt.

56.

Die Rose gluht in blassem Licht,
Vom Mondschein zart umwebet;

Ein blühend Mädchenangesicht,
Das leiser Gram umschwebet.

57.

Fern sprach von mir ein lieblicher Mund;
Ein süsser Hauch überkam mich zur Stund'.

58.

„Kann er nichts Ernstes, Gewaltiges singen,
Nur immer in Lieb' und Lenz verloren?
Was? Kann der Kerl nicht höher springen?" —
Seht ihr denn die Ketten am Fuss nicht, ihr Thoren?

59.

Wer sich nicht will verbrennen das Maul,
Der muss sehr halten können das Maul.

60.

„Der liebt gewiss die Freiheit nicht,
Weil er nicht in der Luft herumficht."

61.

Der Fels zerkracht, der Wald sich entzündet,
Der Schmetterling lustig von dannen flieht;
Erdbebennarr'n! was ihr auch verkündet:
Dem Abgrund entflattert mein flüchtiges Lied.

62.

Auf dem Papier sind sie cynische Trutzer,
Im Leben geckenhaft vornehme Stutzer.

63.

'S ward einer verboten und reissend gelesen,
Und ist dennoch ein Lump gewesen.

64.

Wer verliert die Courage in zahmer Blamage,
Hatte nur aus Renommage Courage.

65.

Oft ist die moderne Zerrissenheit
Nichts als kindische Eitelkeit.

66.

Es ist bequem, zerrissen sein
Bei Austern und Champagnerwein.

67.

Der spielt den Märtyr der ernsten Zeit,
Der nur ein Märtyr der Liederlichkeit.

68.

Statt dass nach bessrer Zeit ihr schreit,
Macht selber doch die bessre Zeit.

69.

Was schwadronirt ihr von Emancipiren?
Wer sich selbst in's Gesicht spuckt, ist nicht zu curiren.

70.

Das Bittre will euch nicht behagen,
Ein bittrer Schluck doch stärkt den Magen.

71.

Die Räudigen fühlen meinen Schimpf,
Die Edlen erkennen meinen Glimpf.

72.

„Warum verdirbst du's mit allen Partheï'n?“ —
Ich denk', ich rapple mich durch allein.

73.

Wenn sich die Kerl's nur beleidigt gebärden,
Dann hoff' ich, nächstens berühmt zu werden.

74.

Schiesspulver knallt und brennet schnell,
Die Sterne strahlen ewig hell.

75.

Sieh' Shakespear's heitre Götterstirn,
Dann geht's vielleicht dir in's Gehirn,
Wie dass ein milder, stiller Geist
Sich als ein siegender Held erweist.

76.

Wie dräut der wilden Erhabenheit Stempel
An einem zertrümmerten Göttertempel!
Ja, Byron! es ragt ein zerrissner Gott
Hoch über gesunder Zwerglein Spott.

77.

Ein Manneswort erschallt wohl auch
Umweht von lindem Rosenhauch.

78.

In Freimunds Sang, so süss und klar,
Sieht man das Wunder offenbar,
Wie ein gedankentiefer Greis
Ein selig Kind zu bleiben weiss.

79.

Wenn Göthe scheint den Sinn halb zu verhehlen,
Nennt's nicht Geheimnisskrämerei!
Er sorgt nur, dass der Entweihung gemeiner Seelen
Des Schönen Heiligthum verschlossen sei.

80.

Kaum öffn' ich dich, du Wunderbuch vom Faust,
Ist rings gemeiner Alltaghausrath fort.
Ein Pfeiler baut sich kühn bei jedem Wort,
Bis ich zuletzt, von Orgelstrom durchbraust,
Von dämmerud hohem Dom mich find' umschlossen,
Mein Innres in den Urgeist hingeflossen.

81.

Wenn, fremd dem Glauben, dein Gemüth
Nur für das Schöne begeistert glüht —
Der den gestirnten Himmel erschaffen,
Wird dich an seinen Busen raffen.

82.

Wie die Säue kaut ihr an der Schale der Nuss.
Wer den Kern will schmecken, aufknacken muss

83.

Nur wer erfasst des Ganzen Sinn,
Schwatzt über das Einzle nicht Unsinn hin.

84.

Wer schon im Guss verhunzt, der renke zurecht sich an Regeln;
Aber der höhere Mensch folge dem Drang in der Brust.

85.

Wenn ein Satz eine tiefe Wahrheit verhüllt,
Das Gegentheil auch als Wahrheit gilt.

86.

Du zürn'st und tobst über das, was ich sprach,
Und wärst du im Stand' und fühltest mir's nach,
Und trenntest das Wesen von der Erscheinung —
Du wärst am Ende meiner Meinung.

87.

Was originell! — Sei r e i n und t r e u!
Was e w i g ist, bleibt ewig neu.

88.

Beim Schöpfen steig' in's eigne Gemüth nur hinein,
Dann schenkst du uns auch gewiss einen e i g n e n Wein.

89.

Sie rennen nach Stoffen durch alle fünf Welten,
Den Stoff im Gemüth, den erfassen sie selten.

90.

Das Leere wird nicht durch schöne Form vertuscht,
Doch der auch ist leer, der unschöne Formen pfuscht.

91.

Manche nur Vers zu Vers addiren;
Ihr Herrn, das wird nichts! Ihr müsst componiren.

92.

Leicht ist es, Verse zusammenleimen:
Das Lied muss, wie die Blum', entkeimen

93.

Du meinst, wenn ich eine Ballade dichte,
Ich erzähle dir eben nur eine Geschichte:
Guck' nur ein bischen schärfer hin!
Mein' Seel! es steckt gar ein Gedanke drinn.

94.

Die schönste Erzählung und Schilderung
Ist nur eine Guckkastenbilderung
Auf dass du sie zum Gedicht verklärst:
Such' den poetischen Brennpunkt erst.

95.

Wo die Strahlen alle zusammengehn,
Das ist der Punkt, da strahlt's und brennt's;
Da wird man mit eins die Dichtung versteh'n
Doch nicht durch eine Moralsentenz.

96.

In einer Zeit, wo man gar nichts thut,
Ist's schwer zu schreiben ein Drama gut;
Und sollt' es auch von statten gehn:
Die Leute werden's nicht verstehn.

97.

In kurzem Laut, in holdem Reim,
Des ewigen Welteinklangs Keim.

98.

Im Reim klingt zusammen, was verschieden,
Als wie zwei Liebende hienieden.

99.

Im zuckenden Blitz
Fühlst du Gott zumeist;
Im schlagenden Witz
Offenbart sich der Geist.

100.

Wer manierirt? Ob ihr's wohl trefft? —
Der fort und fort sich selbst nachäfft.

101.

Willst du dich vor Manier bewahren,
Musst dich als Proteus offenbaren.

102.

Wer sich selbst hat, kann stets neu sich gestalten,
Und doch nur immer sich selbst entfalten.

103.

Es soll des Poeten Seele sein
Ein Weltenspiegel gross und rein.

104.

Der sich verliert in einer Richtung,
An dem verliert nicht viel die Dichtung.

105.

Wenn einen Dichter toll man schilt
Ihm's als der grösste Lobspruch gilt.

106.

Wenn Gott über Weltenerschaffungen brütet,
Poetenwahnsinn ihn flammend durchwüthet.

107.

Alle Menschen sollen Dichter sein,
Die einen nach aussen, die andern inwendig;
Erstarrt send' ich's Kind in die Welt hinein;
In eurer Brust werd' es wieder lebendig.

108.

Wer nur sein Inures erkennt und versteht,
Dem bringt nichts Fremdes der Poet

109.

Wer verstehn will, was der Dichter ersinnt
Muss werden ein gescheutes Kind.

110.

Wohl hundert Vöglein im Walde sangen
Mit wundertief melodischem Schall;
Derweil schrie'n Kerls aus überall:
„Der Vogelgesang ist nun untergegangen."

111.

Die Rose duftet, sich zur Lust,
Ist's von der Welt auch nicht gewusst.

112.

Nachher, wenn man's ihnen demonstrirt:
„Der da hat classisch musicirt"

Da werden sie alle thun charmirt
Von dem, was früher sie ennuyirt.
Weil sie's nicht capirt.

113.

Ja! wir Poeten sind die Nullen,
Die ihr wogendes Herz
Ausbluten in Liedesschmerz,
Um die gnädige Frau auf dem Canapee,
Nachmittags beim Kaffee
In behaglichen Schlummer zu lullen.

114.

Es schreibt so bequem sich, was schlecht und seicht!
Was seicht und schlecht, liest so glatt sich und leicht!
Da ist ja beiden Hülfe gereicht,
Den schreibenden Geldheimträgern,
Den lesenden Zeittodtschlägern.

115.

Mich ignorirt der grosse Menzel,
Mich nichtcapirt das kleine Genzel,
O weh! wo bleibt mein Lorbeerkränzel?!

116.

Man trifft auf den Kopf wohl den Nagel einmal,
Doch unter einer so grossen Zahl
Ist leider wohl Manches trivial.

117.

Wenn eigne Dichtung an dich schaut
So fremd zugleich und so vertraut,
Als hättest du's sonst wo vor Jahren gelesen:
Dann ist dein Dichten vortrefflich gewesen.

118.

Es hat die Kunst auch ihre Moral;
Die Pfuscher sind eitle Schufte zumal.

119.

Vor's allererste, sei ein Mann!
Dann mach' dich an die Kunst heran.

120.

Das Schlechte verfolge, wie die Pest!
Schon, weil es das Aechte niederpresst.

121.

Bei dem Geschnatter rings umher
Hört man die Nachtigall nicht mehr.

122.

Ein literarisches Vehmgericht,
Wo man alle Stümper und Heuchler ersticht:
Das wäre gar so übel nicht.

123.

„Seht den Fanatiker!“ hör' ich euch spotten:
„Der unmenschlich, brutal strebt, auszurotten!“ —
Um rein zu erhalten der Guten Zahl
Hat Gott ersäuft die Schlechten zumal.

124.

Wenn ihr so in der Toleranz fortfahrt,
Und Alles lasst gelten in seiner Art,
Meint sich, da Alles sich verschlechtigt,
Noch jeder Giftpilz zu Ehren berechtigt.

125.

Wem noch das Heilige heilig und werth,
Der hat auch gegen das Schlechte ein Schwert.

126.

Mein Herz, voll Lieb' und voll Verehrung,
Ergrimmt bei seiner Götter Entehrung.

127.

Nichts glaub' ich, wie man dich auch vertheidigt,
Da deine Fratze mich frech beleidigt.

128.

Mich hat eine Kröte gekränkt noch nie.
Ob sonst sie schadet? nicht weiss ich's genau;
Doch schlag ich sie todt, wo ich sie schau,
Weil sie ein eklich scheussliches Vieh.

129.

Der Schlechte hat sich versteckt der Pflicht,
Der Dumme hat sich versteckt dem Licht;

Der Schlechte muss zittern vor den Gesetzen,
Den Dummen soll Schmach zu Tode hetzen.

130.

Emancipirt nur noch die Dummen,
Dann wird alles Edle bald verstummen.

131.

Weh uns! der Liebe Rosenlicht
Blüht ohne des Hasses Dornen nicht.

132.

Es giebt nur Licht, weil's Finsterniss giebt;
Nur das Herz, das hasst, weiss, dass es liebt.

133.

Du sagst: Das Schlechte hassest Du;
Und mit Den Schlechten prassest Du?

134.

Mit Thränen des Mitleids in den Augen,
Möcht' ich erwürgen, die nichts taugen.

135.

Ob dich ein Pfaff auch thut in Bann,
Sein eigner Richter ist der Mann.

136.

Wer nur das Schöne loben kann,
Der strebt gewiss zu Gott hinan.

137.

Was also Heblich zu dir schallt,
Geheimnissvoll dich so durchwallt,
Dass du nicht weisst, woher es gekommen:
Das hat seinen Ursprung dort oben genommen.

138.

Die Hoffnung ist Erinn'rung nur:
Es tönt durch's Herz,
Verschönt den Schmerz,
Wie gleisst es licht!
Du weisst es nicht:
Es ist des verlornen Edens Spur.

139.

Wie schwarz und grollend der Wolken Getümmel,
Dahinter steckt der blaue Himmel.

140.

Wen wilder Drang umhergetrieben,
Wer sich teuflich verirrt, den kann ich noch lieben;
Doch wer sich gar nicht verirren kann,
Den spei' ich an.

141.

Der starke Sünder, in Höllenflammen,
Wird sich noch freu'n, seine Kraft zu üben;
Den Schwächling wird man nur verdammen
Zu ewig langweiliger Leerheit drüben.

142.

In deiner Brust die Rosenflur
Umsperre mit eisernem Gitter nur!

143.

Tief unter'm Eis fliesst hell die Flut;
Eispanzer ist der Seele gut.

144.

Was schleicht das Leben, das Aug' voll Schlummer!
Mein Herz! wie sehnst du dich nach Kummer!

145.

Was wollt ihr, Düftlein! an meiner Nasen?
Zerpeitschte mich lieber des Sturmes Rasen!

146.

Ich fühl'e: ich könnte mich verstumpfen,
Versumpfen;
Ich rauchte Tabak, ich tränk' und äss',
Und stille säss;
Und dennoch drängt mit Gewalt mein Herz
Sich hinein in ein tobendes Meer von Schmerz.

147.

Gott selber konnte nicht widersteh'n,
An das Kreuz zu geh'n,
Der Menschheit Weh auf sich zu laden,
In des Jammers Wollustwellen zu baden.

148.

Ja wohl! ein gutes Gewissen
Das beste Ruhekissen
Für Pinsel;
Aber wen ein Sturmhauch Gottes durchbraust,
Der wohl auch sein Bett zerwühlt und zerzaust,
Mit Gestöhn und Gewinsel.

149.

Herr! über mich sandtest du deinen Geist!
Ich duld' es still,
Ob er mich zu Wirbeln und Riffen auch reisst,
Und zermalmen will.

150.

Wenn das Alles gelesen die seichten Knechte,
Sagen sie: „Der ist uns auch der Rechte!

Der affectirt, wie es Mode,
Er sei betrübt zum Tode!"

151.

Können Rosen nicht auf Gräbern blühn,
Kann Schmerz nicht unterm Lächeln glühn?

152.

Alles ist erblich,
Verderblich;
Der Schmerz nur ist unsterblich.

153.

Wo der aufgerissne Vulkan sich versprüht,
Die schwankende Rebe leisträumend blüht.
So hoff' auch du
Auf Ruh,
Mein wildes Gemüth!

154.

Soll eine traumende, staunende
Harmonische Welt sich gestalten,

Muss erst eine bäumende, schäumende
Verwirrung wüthen und walten.

155.

Eine Riesenharfe bist du, Natur!
Die Saiten klingen so voll und rein;
Doch fühlen sie nichts, und tönen nur,
Wenn Gottes Odem haucht darein.
Menschheit — ein verstimmtes Instrument,
Dran jede Saite selbst klingen will,
Und doch ihren rechten Ton nicht kennt;
Das schwirrt durcheinander gar wild und schrill.
Ihr Saiten! kenntet ihr selbst euch all':
Eure Harmonie wäre Himmelschall.

156.

Hier gab ich euch hin mein ganzes Herz;
Ich weiss, ihr werdet's mit Füssen treten,
Ich weiss, es wird sich krümmen vor Schmerz:
Und dennoch gab ich's, ungebeten.

157.

Was ich so wild dahingeschrieben,
Hat scheu dich von mir weggetrieben.

Ach! fest in's Auge schaue mir!
Und traue mir!
Vielleicht wirst du mich doch noch lieben.

158.

Ein helles Meer ist mein Gemüth;
Tief unten manche Blume blüht,
Die kannst du durch die Wogen sehn
In lockender Pracht leisträumend stehn;
Doch drüber schroffe Klippen drohn,
Der Strudel heult in wildem Ton;
Du wirst betäubt am Riff zerschellen —
Und tauchst du dennoch in die Wellen?!

159.

Dich zermalmt mein umfangender Eisenarm;
Ach! auch die Liebe bringt Todesharm?!

160.

Hör' auf, mein Herz! nun, Funken zu sprühn',
Sonst musst du stückweis in Qual verglühn.

Ein halb Dutzend Sonnette zum Nachtisch.

Die Macht des Schmerzes.

Was schwatzt ihr doch von heitrer Weltanschauung!
Seht! wie die Mücke tanzt im Sonnenlicht,
Eintönig singend ihrer Lust Bericht,
Dem Wandrer, traun, zu leidiger Erbauung.

Vergessen ist sie bei des Abends Grauung;
Dann kommt die Nacht. O! die vergisst es nicht,
Was wilder Gram zu ihr, der stillen spricht
In feierlich geheimer Anvertrauung. —

Aus jenem vorzeittrauerschwarzem Thurm
Aechzt dumpf die Eule ihren Jammer aus,
Selbst grausgeschüttelt, rings erweckend Graus.

Der Schrei durchzuckt die Nacht, wie Krampf den Wurm,
Und muss im Busen der Gedankenvollen
Von Wiederhall zu Wiederhalle rollen.

Die Sprache.

Der hat die Sprach' als Blumenflor gezogen,
Draus er mit Anmuth stille Kränze flicht;
Dem ist sie Ross, das, stürz' er oder nicht,
Donnernden Hufschlags Klippen überflogen.

Dem Springquell, der empor in Silberwogen
Kühn bis in's Blau in ew'ger Frische bricht;
Demantentanz erblitzt im Sonnenlicht,
Und drüber, zaubrisch, bebt ein Regenbogen.

Der Andre lässt des Busens Sturm nicht rasten,
Bis tiefsten Weh's Accord von schwingenden Saiten
Der Aeolsharf' aushallt in fernste Weiten.

Der Meister nur greift sicher in die Tasten
Der Riesenorgel, mit geübten Händen
So Donner, wie Gesäusel uns zu spenden.

Warnung.

An seh' ich dir's am Blick, dem stieren, hohlen:
Zittre! denn vor dir selbst bist du nicht sicher;
Drum rath ich': menge dich in's Theegekicher',
Und fern der Wildniss halte deine Sohlen!

Bei Jubelsang berausche dich in Bowlen!
Sein kein auf Faust und Byron dich Erpicher!
Und schlafe nie — denn nichts lockt schauerlicher —
Zusammen mit geladenen Pistolen!

Lass' zum Bewusstsein kommen nicht den Leuen,
Der in dir ruht, leis grollend, halb in Schlummer!
Kirr' ihn durch jedes eitlen Thuns Verrichtung!

Denn, springt er mähneschüttelnd, auf mit Dräuen—
Ist's deinen Lieben hier zu langem Kummer,
Und dir — vielleicht zu ewiger Vernichtung.

Vulcanenlied.

Da ich noch jung, wie konnt' ich da auf's Beste
Ausströmen mein Gemüth in vollen Güssen!
Die stille Nacht zwang' ich, mit Flammenküssen,
Bis sie den wilden Bräut'gam glühend presste —

Mein Haupt erkor Erkaltung jetzt zum Neste;
So werd' ich träg' und stumm zerbröckeln müssen?
Nein, nein! tief in mir siedet's noch in Flüssen —
Muss ich vergeh'n, so sei's im Glutenfeste.

Die Todesfackel will ich furchtbar zünden,
Von Donnern sei das Requiem gesungen,
Den Himmels Blitze lad' ich all' zu Gaste.

Dann brecht, ihr Flammen! aus den Busens Schlünden,
Bis ihr die schöne Welt ringsum verschlungen,
Und ich, lusttaumelnd, mich zu Tode prasste.

An Freiligrath*.

Du klagst, dass sie dir keine Ruhe lassen,
Zu künden: „Was ist Poesie?“ den Tauben;
Dann seh' ich Schild'rung dich zu Schild'rung klauben;
Wie? Konntest, wolltest du's nicht tiefer fassen? —

Fährt, ein Neptun, dein Geist durch Wogengassen
Der eignen Brust, dass laut die Rosse schnauben,
Bis Wellenhäupter schütteln schäumige Hauben,
Und hoch sich bäumen wildgepeitschte Massen.

*) Siehe dessen Gedicht: der Reiter, im Rheinischen Odeum.

Und donnert: Halt! dann seine Herrscherstimme —
Im Nu versteint, wild starret das Getümmel,
Rings Labyrynth, verklüftet dort und hie;

Du zeig'st den Leuten dann mit stillem Grimme,
Dass, opernguckernd, anstaunt jeder Lümmel
Das Petrifact — schau'! das ist Poesie!

An das Sonnett.

Ward mir auch schwer das stolze Meister-
trachten,
In Rosenkränze kühnen Sinn zu schlingen;
Doch trieb mich's an in deinem Maas' zu singen.
Des Wohllauts Mauss, das Stümper nur verachten,

Wem nicht erschlossen deines Baues Prachten,
D'raus ringa symmetrisch sinn'ge Blumen springen,
D'rin Orgelhalle hin und wieder klingen —
Verstockung muss ihm Schönheit stets umnachten.

Du Erz- und Blüthenhemd zugleich! ersonnen
So kühn, so zart und eisern doch gesponnen:
Wer dich besitzt, den Stab hat er gewonnen,

Des Wink regiert des Sturm's harmonisch Toben,
Dann Schlachtgestämpf, dann Ariel, den losen,
Und leichter Elfen Kosen zwischen Rosen.

Die

Atheiſten und Gottloſen

unſerer Zeit

von

Friedrich von Sallet.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

Göthe.

Sallet. Atheisten

Leipzig, 1844.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

90 R 6

BIBL
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die nachfolgende „Einleitung" wird vielleicht manchem Leſer befremdend erſcheinen, da in derſelben behauptet wird: die eigentlichen Atheiſten, die nämlich, welche gradezu als poſitives Reſultat ihres Nachdenkens den Satz hinſtellen: „Es iſt kein Gott", ſeien entweder nicht mehr vorhanden oder dürften ihre verrufene Lehre vor der tieferen und gehaltvolleren Gotterkenntniß der Zeit nicht laut werden laſſen.

Dieſer Ausſpruch ſcheint entweder eine unbegreifliche, keinem Schriftſteller zu verzeihende, Unkenntniß der neueſten Literatur, oder ein vorſätzliches, hochfahrendes Ignoriren derſelben zu bekunden, denn allerdings wird von der aus der Hegel'ſchen Philoſophie hervorgegangenen äußerſten Linken mit hinlänglicher Offenheit kein „Gott" mehr ſtatuirt, da ſie die „Vorſtellung" von einem ſolchen als „mythiſch" bezeichnet.

Die nachſtehende Einleitung iſt nun freilich zu einer Zeit geſchrieben, in der jenes äußerſte Reſultat noch nicht gewonnen oder doch nicht ſcharf ausgeſprochen war, der Verfaſſer mithin auch nicht verpflichtet ſein konnte, es zu berückſichtigen.

Aber auch jetzt noch glaube ich jene Worte unverändert lassen zu dürfen, da ich sie, obwohl dem Buchstaben nach dem gegenwärtigen Zeitbewußtsein widersprechend, doch dem Wesen nach immer noch für wahr halte.

Der Standpunkt der äußersten Linken nämlich ist von dem Atheismus früherer Zeit, auf den die Einleitung anspielt, wesentlich verschieden. Ja im Sinne der nachfolgenden Schrift fällt die Anschauungsweise der äußersten Linken so wenig unter die Rubrik des Atheismus, daß diese Schrift, um eine solche Bezeichnung zu rechtfertigen, sich selbst eine atheistische nennen müßte, da sie mit jener Anschauungsweise, wenn auch nicht durchaus übereinstimmt, doch entschieden verwandt ist.

Die äußerste Linke nämlich verwirft im Grunde nur das Wort Gott und die im gewöhnlichen Bewußtsein seit Jahrhunderten damit verknüpfte falsche Vorstellung vom Wesen der Sache, die Sache selbst aber verwirft sie keineswegs. Und hier will ich sie etwa nicht mit Gewalt frömmer machen, als sie ist und sein will. Sie wird selbst zugestehen, daß sie gegen den Ausdruck: „das Göttliche" schon viel weniger einwenden würde; gewiß anerkennen aber wird sie die wahrhaftige Existenz und Macht des Geistes, oder des Absoluten, oder des Unbedingten, oder welche Bezeichnung sonst diesem Gedanken entspricht.

Auch ist es keineswegs ein zufälliger Eigensinn, der den Ausdruck „Gott" ganz und gar zurückweist, denn schon der Umstand, daß das Wort „Gott" bestimmten, und zwar männlichen Geschlechts ist, mithin die Vorstellung von einer bedingten, individuellen, nach dem Bilde des Menschen geformten Persönlichkeit nothwendig mit sich

bringt, macht dieſes Wort ſchon jetzt faſt untauglich zur Bezeichnung des entwickelteren Bewußtſeins vom Unbedingten (Ureinen), vom Abſoluten, und wird es vielleicht in ſpäterer Zeit den Namen untergegangener Götter, wie Baal, Jupiter optimus maximus u. a. zugeſellen. An dem Worte iſt aber auch in der That nichts gelegen. Es handelt ſich nur darum, ob die Menſchheit das Bewußtſein eines **Einen** in der zerſplitterten Allheit der Erſcheinung behält und fortentfaltet, oder ob ſie es einbüßt. Nur im letztern Falle tritt jene atomiſtiſche, rein mechaniſche Weltanſchauung ein, die man mit dem Wort Atheismus bezeichnen muß.

Wenn trotz dieſer Bekenntniſſe das Wort Gott in der folgenden Schrift noch durchgehends gebraucht iſt und mit den Worten „Geiſt", unendlicher Geiſt", gleichberechtigt abwechſelt, ſo wird man hierin hoffentlich keine Unredlichkeit ſehen wollen. Die nachfolgende Schrift iſt auf eine möglichſt populäre Wirkung berechnet, ſie muß deshalb auch in ihrer Ausdrucksweiſe an das gewöhnliche Bewußtſein anknüpfen. Die Namen aber, die man an die Stelle des Wortes „Gott" ſetzen könnte, damit dem höher entwickelten Bewußtſein ſein Ausdruck auch in einem entſprechenden Worte gegeben werde, tragen mehr oder weniger noch ein ausſchließlich wiſſenſchaftliches Gepräge an ſich, ſind noch nicht in Fleiſch und Blut des Volkes übergegangen. Wenn daher das Wort „Gott" zu falſchen Vorſtellungen und Mißverſtändniſſen allerdings Anlaß geben kann, ſo würden dagegen andre, reinere Ausdrücke dem nicht philoſophiſch gebildeten Leſer vielleicht ganz fremd erſcheinen, er würde ſich gar nichts Beſtimmtes dabei zu denken wiſſen, oder wiederum, dem gemeinen Sprach-

gebrauch gemäß, ſie unrichtig auffaſſen, oder ſie würden ihm, als zur Zeit noch zu abſtract, wenigſtens nicht an Herz und Nieren greifen.

Ich glaubte daher meiner Pflicht zu genügen, wenn ich das Wort beibehielt, die aus dem Wort leicht entſpringenden ſinnlichen und ſomit falſchen Vorſtellungen aber, ſo oft ſich Gelegenheit dazu bot, zu bekämpfen und zu vernichten ſtrebte. Sollte meine Schrift deshalb dem Vorwurf einer gewiſſen zweideutigen Halbheit nicht entgehen können, ſo ſei es mir vergönnt, dies für einen Mangel faſt aller popularphiloſophiſchen Schriften anzuſehen, der vielleicht nur durch einen entgegengeſetzten, aber nicht minder großen, nämlich durch gemeinverſtändige Einſeitigkeit vermieden werden kann.

Einleitung.

Eine Schrift, die den veralteten Namen „Die Atheiſten“ an der Stirn trägt, wird den meiſten Unterrichteten als eine nicht zeitgemäße erſcheinen, ja ſie werden über das eitle Bemühen lächeln, daß ein Schriftſteller ſich mit ſelbſtgeſchaffenen Luftgebilden nutz- und zwecklos herumſchlagen wolle, da die wirklichen Feinde, die dieſen Namen trugen, längſt nicht mehr exiſtiren. Und in der That, wir haben jezt wohl Pietiſten, Separatiſten, Pantheiſten, ja ſelbſt Indifferentiſten, aber die eigentlichen Atheiſten, die nämlich, welche geradezu als poſitives Reſultat ihres Nachdenkens den Satz hinſtellten: „Es iſt kein Gott,“ ſind entweder nicht mehr vorhanden, oder dürfen ihre verrufene Lehre vor der tieferen und gehaltvolleren Gotterkenntniß der Zeit nicht laut werden laſſen.

Wo ſind nun die Atheiſten noch heut zu ſuchen, und warum den längſt und vollſtändig aus dem Felde Geſchlagenen die Ehre eines neuen Kampfes anthun?

Hierauf erwidere ich Folgendes. Die Aufgabe der chriſtlichen Bildung, ja die allgemeine Weltaufgabe der Menſchheit überhaupt iſt es: Gott ſeinem Weſen nach immer tiefer zu erfaſſen und zu erkennen.

Je nachdem nun bei den Beſten und Edelſten dieſe Erkenntniß um eine Stufe vorrückt, nimmt auch die der Gotterkenntniß entgegengeſetzte Gottesläugnung eine andere Stufe ein, und zu dem Namen „Atheiſten“ müſſen wir jezt ganz andere Leute aufſuchen, als vor hundert oder zweihundert Jahren.

Das tiefste Resultat der bisherigen Entwickelung des Christenthums ist es nun, daß Gott nicht als Dieses oder Jenes, auch nicht als Dieser oder Jener gewußt werde, sondern lediglich als **Geist**, und demnach auch nicht anders angebetet, als im Geist und in der Wahrheit. Der Geist aber ist anerkanntermaaßen unsinnlich, nicht an Raum und Zeit gebannt, sondern allwirkend und allgegenwärtig. Wir dringen darauf, diese Worte im vollsten Ernste zu nehmen, und nicht, wie die Frommen thun, sie eben nur als Worte ohne Wahrheit, als sogenannte Eigenschaften Gottes hinzusprechen. Die Allgegenwart will sagen, daß Gott als Geist, wahr und wirklich überall gegenwärtig ist, nicht etwa versteckt, wie die Physiker von einer gebundnen Wärme reden, sondern lebendig, offenkundig und wirksam, wie eben ein Geist nur sein kann. Denn ein verborgener, blos in sich ruhender, unthätiger und nur geschehen lassender Geist, ist kein Geist.

Hieraus folgt nothwendig, daß Gott alle Gestaltungen und Thätigkeiten schon der Natur, in weit höherem Grade aber des Menschengeistes mit seinem Wesen wirklich und gegenwärtig durchwebt, durchdringt und erfüllt, nicht blos sie von außen leitet und beaufsichtigt. Denn was hieße das „von außen" anders, als daß man Gotte seinen Raum abgrenzte, und ihn aus der Natur und aus unserm Thun und Treiben absperrte, mithin ihn endlich machte? Ist das aber nicht eine Heuchelei, erst Gott die Allgegenwart einzuräumen, und ihn dann doch wieder auf irgend einen besondern Fleck, z. B. den sogenannten Himmel, ausschließlich anzuweisen?

Das Weltall ist nach dem Gesagten eine Offenbarung, eine Darstellung Gottes selbst, soweit er nämlich in der Erscheinung, als Erscheinung sich offenbaren und dargestellt werden kann, der Mensch aber, als die höchste Staffel der Natur, wo diese selbst zum Geist wird, ist die Offenbarung und Darstellung Gottes im höchsten Maaße, das heißt: so weit Gott überhaupt darstellbar ist; denn in ihm ist offenbar und er stellt dar Gott, den Geist, als Geist

und im Geiſte, den unendlichen Geiſt, wie er als endlicher Geiſt ſein kann, und wirklich iſt.

In allen menſchlichen Verhältniſſen, Beſtrebungen und Leiſtungen iſt Gott alſo da, als ihre innerſte Seele, in ſo höherem Maaße, je geiſtiger ſie ſind; in ihnen hat und genießt er ſeine eigene Selbſtentwickelung, die er eben nur in der Sphäre des endlichen Geiſtes haben und genießen kann, denn darüber hinaus iſt keine Entwickelung mehr, ſondern nur der in ſich ſelbſt ewig fertige Gott.

Unſre alleinige, weil einzig vernünftige Lebens- und Welt-Aufgabe iſt es daher, uns des Geiſtes Gottes, deſſen geweihte Gefäße wir ſind, und ſeiner Wirklichkeit in uns ſelbſt immer klarer bewußt zu werden, und ihn demnach (denn dies folgt aus dem Bewußtwerden unmittelbar von ſelbſt) in unſrem Denken, Leben, Thun und Treiben immer reiner und unverfälſchter, für uns und für ihn ſelbſt, darzuſtellen, damit er ſich in uns, wie wir in ihm, wiedererkenne. Unſre Endlichkeit ſollen wir zur Unendlichkeit des reinen Gedankens verklären, Leben und Geſchichte in den Born der Vergöttlichung untertauchen, bis der Geiſt allen trüben und zähen Stoff ganz und gar aufgezehrt, ſo daß nur noch die unſinnlichen, durchſichtigen Umriſſe übrig ſind, die nichts anders mehr darſtellen und enthalten, als ihn ſelbſt; unſre Gegenwart ſollen wir zu ſeiner Allgegenwart wirklich umſchaffen, mit einem Worte: ſein Reich ſoll kommen. —

Wer ſind nun die Atheiſten? —

Von dem angegebenen, vom Menſchengeiſt in unſrer Zeit errungenen Standpunkte, muß ich für ſolche erklären:

Alle diejenigen, welche Gottes Daſein in den verſchiedenen Gebieten menſchlichen Lebens und menſchlicher Thätigkeit abläugnen und nicht anerkennen wollen, — welche abläugnen, daß er im menſchlichen Geiſt gewußt, durch menſchliche That dargeſtellt werden könne und ſolle. Denn damit läugnen ſie ihm ja ſelbſt das Vermögen ab, ſich ſelbſt im menſchlichen Geiſte zu wiſſen, in der menſchlichen That darzuſtellen, in beiden ſich zu offenbaren. Was hilft es

ihnen, daß sie Gott als ein dunkles Etwas, als eine mehr oder weniger sinnlich vorgestellte Persönlichkeit da drüben gelten lassen wollen?

Dieser Gott, den sie aus der Welt hinausläugnen und irgendwohin bannen, also dem Gesetz des Raums, des Sinnlichen, unterwerfen, ist eben kein Gott mehr, sondern ein Götze. Das höhere Bewußtsein der Zeit, das nur in Gott, als dem unumschränkten und unbeschränkten Geiste, seine Wahrheit findet, weist ihn zurück und darf ihn nicht anerkennen, ohne sich zu erniedrigen.

Gottlos nun sind demnach Alle zu nennen, die nicht einzig und allein danach trachten, im ganzen Umfange ihres Lebens und Thuns Gott selbst sich offenbaren zu lassen, ihn zur Erscheinung zu bringen, — die, als Hauptsache, nur vereinzelte, kleinliche und sinnliche Zwecke verfolgend, ihm (wenn sie es überhaupt noch thun) nur nebenbei, zu anberaumter Stunde, so zu sagen, ihre Aufwartung machen, wie einem großen Herrn, dem man im Ganzen fremd und fern bleibt, mit dem man es aber, weil er mächtig ist, nicht verderben darf; Alle endlich, die sich selbst, ihre Theilnahme und Thätigkeit, der großen geistigen Weltentwickelung der Menschheit geflissentlich fern halten und entziehen.

Diese Gotteslängner und Gottlosen in ihrem Verhältniß zu einigen Hauptgebieten des Menschenlebens und Menschenstrebens zu zeichnen, zu strafen oder, wenn meine Worte diese Macht haben, zu wecken, und, dem ewigen göttlichen Inhalt gegenüber, zur Erkenntniß ihrer eignen Nichtigkeit zu bringen, ist der Zweck dieser Schrift.

Vielleicht wird das aus ihr hervorgehende Resultat befremden und aufschrecken, daß, nach der ausgesprochenen Ansicht, die bei weitem größere Masse der Menschen mehr oder weniger unbewußt (und somit unverschuldet) oder zurechnungsfähig in Atheismus und Gottlosigkeit befangen ist. Aber es ist dies die wahre Lage der Sache, die Folge der freilich hohen Forderungen eines geläuterten Gottbewußtseins an alle Menschen, nicht die Schuld des Schriftstellers. Wenn einmal die Erkenntniß da ist,

daß Gott ein Geiſt, und mit ihr die Forderung, daß er angebetet werde im Geiſt und in der Wahrheit, ſo trifft der Vorwurf des Atheismus ohne Schonung und Unterſchied Alle, die den Geiſt läſtern, wo ſie ſeiner nur habhaft werden können, und nur dem Ungeiſt fröhnen. Es iſt ein ewig Wahrheit liebendes Wort: „Viele ſind berufen, aber Wenige auserwählt.“ Die Maſſen haben immer nur der Maſſe gedient, nicht dem Geiſte. Von Rückhalt, Rückſicht oder gar Höflichkeit aber kann bei einer Schrift nicht die Rede ſein, die den ernſtlichen Willen hat, zu ſtrafen, zu wecken, und wo möglich zu beſſern.

Manchem Leſer aber könnte die kühne Anwendung des Wortes „Atheiſt“ darauf hinzudeuten ſcheinen, daß ich mir vorgenommen hätte, durch neue, überraſchende und unerhörte Anſichten und Ausſprüche, durch Paradoxen und ſogenannte „Originalität“ Aufmerkſamkeit zu erregen, oder daß ich wirklich und ehrlich von ſeltſamen und fixen Ideen beſeſſen ſei. Darauf muß ich antworten, daß leider die reine, ſchlichte und kindereinfachſte Wahrheit es iſt, die der Menge am unerwartetſten kommt, ſie am meiſten ſtutzen macht und vor den Kopf ſtößt. Denn die Wahrheit iſt etwas, das Jeder von Haus aus zu haben wähnt, da ſie doch, als das höchſte und letzte Ziel all unſres Strebens, nur durch die ernſteſte Arbeit des Geiſtes errungen wird. Deshalb lebt und webt die Menge im Schein und in der Lüge und ſieht in der Wahrheit, wenn ſie ihr einmal geboten wird, nur abſonderliche, ſeltſame Schnurren und Grillen einzelner Schwindelköpfe. Und ſo wird auch in meiner Schrift Vieles vorkommen, was als ausſchweifende Willkür auffallen, verletzen, ja empören wird. Was ſich, gemächlich und ſicher, für Tugend hält und ausgiebt, wird ſich als Schlechtigkeit bezeichnet ſehen. Aber iſt's meine Schuld, wenn die Schlechtigkeit und Gemeinheit als gute und wahre Geſinnung ſich aufſpreizt? In meiner Schrift iſt nichts enthalten, was nicht die tüchtigſten und edelſten Geiſter ſeit lange unermüdlich vorbereitet, angedeutet und offen gepredigt hätten, ſo daß mein Antheil an der Sache ſehr gering bleibt; ich gebe nur wieder und wende auf die Gegenwart an, was Andre, Höhere, in mir

lebendig gemacht haben. Grade das Ureinfache, Ewigalte, ist das Tiefste, am schwersten zu Fassende und muß den sich Sträubenden und Verstockten immer und immer wieder gesagt und erörtert werden, während sogenannter „origineller und piquanter Raritätenfitter" noch am meisten Abnehmer findet.

Für Männer der Wissenschaft schließe ich diese Einleitung mit der Bemerkung, daß ich in einer für einen möglichst großen Leserkreis berechneten Schrift die strengwissenschaftliche Form nicht annehmen konnte, noch wollte, eine Aufgabe, der meine Bildung auch nicht gewachsen ist.

Statt der Beweise, die nur die Wissenschaft selbst in ihrer vollen Gründlichkeit liefern kann, gebe ich nur andeutende Entwickelungen, Resultate und Behauptungen, in der guten Hoffnung, daß ihre innere Gediegenheit bei offnen Gemüthern und ungeknechteten Geistern Anklang und Widerklang finden werde, auch ohne die zwingende Kraft des strengen Beweises. Denen, die die Wahrheit wissenschaftlich selbst schon errungen haben, werde ich demnach wenig oder nichts Neues gewähren. Auch bedürfen ja des Arztes nicht die Gesunden, sondern die Kranken.

Der Menſch in der Natur. Das Wort.

Die Natur iſt ein ungeheures Chaos, ein wirres und wüſtes Außereinander und Durcheinander ohne den Geiſt, der ſie in ſich ſelbſt aufnimmt und zur Einheit macht.

Sie wirkt und entfaltet ſich zwar nach feſten, ſich zu einem großartigen Syſtem verkettenden Geſetzen, aber da ſie um dieſe Geſetze ſelbſt nicht weiß, ſo bleiben ſie, wenn auch nach außen hin das ſchönſte Schauſpiel der Regelmäßigkeit gewährend, in ſich ſelbſt dunkel, verworren und todt, wenn nicht innerhalb der Natur ſelbſt ſchon das ordnende und vergeiſtigende Verſtändniß erwachte. Dies geſchieht in ihrer höchſten Blüthe: im Menſchen, der Natur und Geiſt zugleich in innigſter Verſchmolzenheit, der erſten ebenſo hingebend und ganz angehört, als er ſie, als Geiſt, überwältigt und, begreifend, ſie ſelbſt in Geiſt umwandelt. Im Menſchen alſo begreift die Natur ſich ſelbſt, hebt ſich, eben dadurch, als Natur, auf und wird, durch eigne That, zu Geiſte.

Der Menſch kann auf dieſe Weiſe, obgleich das Bild niedrig klingt, mit dem Magen Gottes verglichen werden, der die rohe Materie für ihn verdaut, ſie ihm aſſimilirt und die zu Geiſt gereinigte dem ewigen Geiſte wieder einverleibt.

Hieraus folgt auch, daß es überhaupt nur einen Geiſt, beſſer: den Geiſt geben kann, und daß es thöricht iſt, gleichſam verſchiedene Sorten deſſelben, z. B. den göttlichen und menſchlichen Geiſt, anzunehmen, etwa wie es verſchiedene Arten von Metallen giebt, Gold und Kupfer u. ſ. w. Der Geiſt iſt ja eben die Alles verſchlingende, in ſich aufnehmende und wieder-

gebärende Einheit, gegenüber der Vielheit des Stoffes. Sollte nun der Menschengeist, der ewigen Einheit des göttlichen Geistes gegenüber, wieder etwas Roheres, Niedrigeres, mithin gegen ihn nur eine Zweiheit sein, die erst wieder im göttlichen Geiste zu bewältigen, zu vernichten und aufzuheben wäre, ehe der Menschengeist sich mit ihm in Eins zusammenschließen könnte, so würde dadurch der menschliche Geist ja wieder zum Stoff herabgesetzt, wenn auch zu noch so verfeinertem, das heißt: der menschliche Geist wäre nicht Geist. Denn Stoff und Geist sind ja eben die härtesten Gegensätze.

Was also am Menschen wahrhaft Geist ist, das ist rein göttlicher Natur. Dies will nicht etwa sagen, daß der Mensch, wie er geht und steht, gleichsam ein Stück Gott sei. Keineswegs. Der Mensch, soweit er sich aller sinnlichen Beziehung und äußern Zufälligkeit abgethan, ist gar kein Einzelner mehr, sondern auf diesem Punkte, in dieser reingeistigen Aetherssphäre, fallen alle Einzelnheiten ab, wie Masken, und alle Menschen, die ganze Menschheit ist hier nur ein einiger und ungetheilter Geist, nicht etwa figürlich, sondern wahr und wirklich, und diese Einheit, in der es keine Geister mehr giebt, sondern nur den Geist, fällt in Gott selbst und sein Bewußtsein. Der Ausdruck: Geister ist überhaupt uneigentlich. Es giebt Individuen, ja Seelen, aber nur den Geist. Eben so ist der Ausdruck: endlicher Geist, mit dem wir den Geist des Menschen bezeichnen, streng genommen, unrichtig, denn was Geist ist, ist schlechthin unendlich. Der sogenannte endliche Geist ist nur der unendliche selbst, wie er sich innerhalb der Endlichkeit zur Erscheinung bringt. Insofern er aber endlich ist, ist er eben nicht Geist, sondern Natur. Insofern er aber doch wirklich Geist, und nicht Natur ist, ist er eben der unendliche Geist selbst.

Wir sind hier zu dem tiefen Punkt gelangt, in dem die Einheit des Menschen mit Gott begriffen werden muß, ohne daß doch die demantene Mauer zwischen beiden, die sie als ewige Gegensätze auseinander hält, zersplittert werden darf. Die Endlichkeit des Menschengeistes ist es, daß er sich in

Raum und Zeit geſetzt findet, und nur durch die ungeheuerſte That beide überwindend und durchbrechend, aus ihnen zurück in den Geiſt Gottes, mit dem er dann allerdings Eins iſt, gelangen kann. Der unendliche Geiſt hingegen, das heißt: der in ſeiner Unendlichkeit verharrende, ſich nicht ſelbſt verendlichende Gott, iſt weder in Raum und Zeit, noch waltet er über (jenſeits) Raum und Zeit, ſondern Raum und Zeit ſind lediglich ſeine eignen freien Beſtimmungen (Gedanken), die er, ſtatt in ihnen geſetzt zu ſein, umgekehrt in ſich eben ſo ſetzt, als aufhebt, und die innerhalb ſeiner oder gegen ihn ſelbſt gar keine Macht und Geltung haben.

Hieraus wird jeder, der nur zu begreifen Willens iſt, leichtlich begreifen, daß es ein gänzliches Mißverſtändniß iſt, aus der von der neuern Wiſſenſchaft (wie, implicite, auch vom Chriſtenthume) behaupteten Anſicht: der Menſch, oder beſſer: die Menſchheit ſei der fleiſchgewordene Gott, die Folgerung zu ziehen, alle Menſchen zuſammengenommen machten Gott aus.

Mit dem Obigen haben wir die Stellung des Menſchen zwiſchen Natur und Gott bezeichnet. Sie iſt, in Beziehung auf die Natur, die eines Erlöſers, Befreiers, Mittlers. Die Natur wird aus ihrem Todesſchlaf erlöſt, indem das blinde Geſetz der Nothwendigkeit, das in ihr waltet, durch denkendes Begreifen in die Sphäre der Freiheit des Geiſtes erhoben wird. Denn dies Geſetz thut ſich, wenn es begriffen iſt, kund als geſetzt vom Geiſte. Der Geiſt aber iſt nicht nur frei, ſondern die Freiheit ſelbſt. Was er alſo ſetzt, das ſetzt er nicht nur mit Freiheit, ſondern auch in Freiheit, er entläßt es aus ſich und läßt es gewähren, ſich ſeinem eignen Weſen nach, ohne Zwang von außen, geſtalten und entwickeln. In ihm alſo wird die Naturnothwendigkeit zur Freiheit, und zwar iſt dieſe Freiheit keine eingebildete, ſondern eine wirkliche. So gewinnt die Natur, durch den Menſchengeiſt, ſtatt ihres todten Mechanismus, ein göttliches und ewiges Leben im unendlichen Geiſte ſelbſt, und bleibt, durch dieſe Vermittlung, in ununterbrochener lebendiger Beziehung mit ihm.

Das Element der Lebendigmachung aber iſt das Wort.

Der Menſchengeiſt, da er in die Endlichkeit verflochten iſt, bedarf, um ſich in ſich ſelbſt zu erfaſſen und dann von innen aus die ſinnliche Welt zu überwinden, ſelbſt noch eines endlichen, ſinnlichen Mediums. Dies iſt die Sprache, die den Geiſt zugleich verkörpert und zur Offenbarung bringt. Auf der einen Seite entſpricht ſie, durch die Vielheit der Klänge und Zeichen, dem Vielerlei des Stoffes, der Natur, auf der andern Seite iſt dieſer Vielheit der Klänge und Zeichen die ewige Einheit des Geiſtes eingebildet und in ihr ausgeprägt.

Das Wort ſteht ſo wieder in ähnlicher Weiſe zwiſchen der Natur und dem Menſchengeiſt, wie der Menſch zwiſchen der Natur und Gott ſteht. Es befreit die Natur zum Menſchen, verwandelt ſie in Beſtimmungen des Menſchengeiſtes. Das Wort grade iſt der Punkt der Verknüpfung, in dem die Materie eben ſo zu Geiſt, als der Geiſt zu Materie wird.

Vom Worte Gottes kann, beiläufig geſagt, nur bildlich geredet werden, denn der rein Unſinnliche, der die unmittelbare Macht über alles Sinnliche iſt, braucht kein ſinnliches Medium mehr, um vom Gedanken zum Dinge zu gelangen. Sein Wort iſt das Weltall ſelbſt, den Menſchengeiſt mit eingeſchloſſen, ohne daß zwiſchen Willen und Schöpfung ein Klang ausgeſprochen werden müßte.

Indem wir ſo die göttliche Beſtimmung des Menſchen und den ewigen verewigenden Werth ſeines Wortes feſtſtellen, haben wir uns nach den Atheiſten in dieſer Sphäre umzuſehen.

Hier treten uns entgegen jene zerknirſchten Frommen, die in hochfahrender Heuchlerdemuth ſich ſelbſt mit dem Schmähwort: „elender Erdenwurm“ und ähnlichen, oft bis ins Ekelhafte und Schmutzige verfallenden, erniedern, und ſo dem Menſchen allen Werth, alle lebendige Beziehung zu Gott, alle Gottgleichheit abſprechen. Ihre Geiſtesträgheit beſchönigen ſie mit dem vorgegebenen Unvermögen, irgend etwas von Gottes Weſen und Gottes Wegen begreifen zu können.

Sie ſind in der That Gotteslängner, denn ſie läugnen ihn ja grade in ſeiner geheiligteſten Stätte ab, im Menſchen-

geiſte. Freilich erkennen ſie einen ſogenannten Gott an, aber laßt uns dieſen Gott einmal näher unterſuchen!

Wo Gott wirklich iſt und kund wird, läugnen ſie ihn ab, um ihn dort anzuerkennen, wo er in der That nicht iſt. Sie bannen ihn in einen gewiſſen eingebildeten, eigends dazu erfundenen Raum (Himmel), der ſich weder zeigen, noch angeben, noch näher bezeichnen läßt. Dort nur ſoll er ſein, ſonſt aber nirgends, am allerwenigſten im Menſchengeiſte. Dies dort aber, als ein ganz Unbeſtimmtes, Leeres, Verborgenes, Jenſeitiges, iſt in der That nichts, als eine eitle, willkürlich zurechtgemachte Vorſtellung, und als ſolche völlig gleichbedeutend mit Nirgends, denn es iſt gar nicht. Was aber nirgends iſt, oder was an einem Orte (dort) iſt, der ſelbſt nicht iſt, iſt ſelbſt nicht, oder iſt Nichts.

Der Gott dieſer Scheindemüthigen alſo iſt nicht nur kein Gott, ſondern gradezu Garnichts, während der wahre Gott ſich in der Natur und im Menſchengeiſte als die vollſte und gediegenſte Wirklichkeit offenbart. Wer aber ein Garnichts anbetet, wenn er es auch mit dem hohlen und ganz willkürlichen Wortklange Gott bezeichnen ſollte, der iſt ein Atheiſt. Dieſe Leute könnten von einem Stern auf den andern, von einem Punkt und Winkel des Weltalls in den andern verſetzt werden, ſie würden ewig bei ihrem „Dort“ bleiben, ſo lange ſie nicht irgend einen ſinnlich begrenzten und ſinnlich geſchmückten Raum fänden, z. B. einen ſchön erleuchteten Wolkenſaal, wo ſie den Herrgott in ſinnlicher Geſtalt leibhaftig zu ſchauen bekämen. Da dies aber nie der Fall ſein würde, weil Gott, als reiner Geiſt, in den Namen ſinnlicher Geſtalt und Umgrenzung nun und nimmer eingefangen werden kann, ſo würden ſie endlich das ganze Weltall, Punkt für Punkt, durchmeſſen, und, indem ſie immerfort ſagten: „Dort“, Gott glücklich beſeitigt und ſo zu ſagen über Bord geworfen haben. Denn außerhalb aller der Hiers, die ſie im Univerſum betreten und alle für gottleer erklärt hätten, bliebe eben nur das leere, ungeheure Meer des ewigen Nichts übrig. Gott, als Geiſt, iſt aber in Wahrheit überall hier, und nirgends dort, und wer ihn im

Hier nicht zu erkennen und anzuerkennen weiß, der erkennt und anerkennt ihn nirgends, das heißt: er läugnet ihn ab.

Dies ewige Hier aber ist seiner Natur nach wesentlich Bewußtsein, denn was sollte das Hier des Geistes anders sein? Wer also in seinem eigenen Bewußtsein das Bewußtsein Gottes nicht anerkennt, wer behauptet: er wisse nichts von Gott, das heißt mit andern Worten: Gott wisse sich selbst nicht in ihm, der hat Gott aus seiner Brust hinausgestoßen in das todte Chaos umher, er hat ihn in seinem eignen Hause abgeläugnet, um ihn, scheinbar, draußen auf der Straße anzuerkennen. Er muß sich also gefallen lassen, daß man ihn, in seinem Hause, für einen Atheisten erklärt, und dieser Benennung fallen mithin alle diejenigen anheim, die dadurch ihre Frömmigkeit an den Tag legen wollen, daß sie behaupten, von Gott nichts erkennen und wissen zu können. —

Eine untergeordnete Stufe des Atheismus finden wir ferner bei denjenigen, welche im Wort, in der Sprache des Menschen den Odem Gottes, die wahrhafte Gegenwart seines Geistes nicht anerkennen, welche dieselbe nur als ein allgemein gültiges Umtauschmittel von Gedanken für die Bequemlichkeit und das Bedürfniß des practischen Lebens, höchstens für eine müßige Ergötzung, ansehen, und sie mithin ohngefähr auf eine Stufe mit dem Gelde stellen, anstatt in ihr das Mittel der Vergeistigung und Vergöttlichung der Welt zu erkennen und zu gebrauchen. Von solchen hört man auch wohl die abgedroschene Behauptung, die Thiere würden eben so wohl sprechen können, als die Menschen, wenn sie nur die organischen Werkzeuge dazu hätten, wobei also der die Sprache nothwendig aus sich selbst schaffende Geist gar nicht in Anschlag gebracht wird.

Dies ist eine Lästerung des Geistes, der sich im Wort kund giebt und verherrlicht.

Viele nun erkennen den Geist Gottes wohl in gewissen, durch uralte Ueberlieferung geheiligten Sprachdenkmalen an, aber auch nur in diesen, und läugnen ihn überall sonst ab, auch in den unsterblichsten Meisterwerken menschlicher Begeisterung, sie sperren ihn also wieder ganz willkürlich in einen besondern Ver-

schlag, der hier ein bestimmtes Buch und dessen bestimmter Inhalt ist, und dämmen den ewigen Strom der Gotthegeisterung, der alle Zeiten und alle Geschlechter durchrauscht und durchklingt, ab in ein von ihnen eigensinnig oder auf die Autorität verstorbener Menschen hin abgestecktes Bett.

Die aus diesen atheistischen Standpunkten entspringende Gottlosigkeit nun besteht darin, daß der Mensch, sein hohes Mittleramt verkennend, nur als Einzelner dumpf und thierisch hinlebt und sich von der großen Aufgabe entbindet, durch die Arbeit seines Geistes die erst äußerlich vorgefundene Welt zu überwinden, und indem er sie zur Einheit und Innigkeit des Gedankens einschmilzt und in sich aufnimmt, sich selbst als abgeschlossen, erfüllte Geisteseinheit Gott würdig darzubringen.

Gottlosigkeit ist ferner der Mißbrauch der Sprache zu allem eiteln, geistlosen Geschwätz, zu Lüge, Unreinheit und Gemeinheit aller Art. Die gestissentlich in Ungebildetheit Verharrenden müssen wir deshalb auch für Gottlose erklären, weil die Bildung es eben ist, die den Menschengeist zum Universum erweitert, und ihn aus dieser Allheit zur Einheit in Gott zurückführt.

Dies Alles leitet uns vom einzelnen Menschen ab, zum Zusammenleben der Menschen hin, denn in der That setzt alle Bildung, ja schon die Sprache, ein solches Zusammenleben bereits voraus.

Und dieses Zusammenleben ist nicht etwa etwas dem Menschen Zufälliges, oder nur durch das Naturbedürfniß Bedingtes, sondern es folgt aus seinem tiefsten Wesen als Geist.

So lange der Mensch nur ein Einzelner bliebe, möchte er auch immerhin die Vielheit der Natur in seinem sie überwindenden Geiste zur Einheit erhoben haben, und diese Geisteseinheit nun in seiner Erscheinung und Persönlichkeit selbst repräsentiren — diese Einheit würde selbst wieder zersplittern, in die schlechte, zusammenhangslose Vielheit der gleichgültig nebeneinander hinlebenden, unzähligen Individuen. Sie würde nie Gesammtbewußtsein, und als solches erst kann sie zur wahren, erfüllten Einheit werden.

Der Mensch muß also auch sein zunächst nur äußerliches Zusammenleben mit andern Menschen von innen aus organisch gestalten, damit es seiner innern Geisteseinheit nicht nur gemäß werde, sondern sie für Alle auch vollständig ausdrücke, ausprage, und in das Gebiet der Erscheinung, als ein Ewiges, weil vom Geist Gebildetes hingestellt sei. Hier liegt der Keim aller Gesellung und aller gemeinschaftlichen Einrichtungen, von der einfachsten Stufe bis zur entwickeltsten, nicht im bloßen Naturtriebe, im Bedürfniß, in der Noth. Da der einzelne Mensch schon Geist, und als solcher Einheit ist, muß sich auch die Gesammtheit der Menschen durch gegliederte Gesellung als geistige Einheit in sich selbst und für Alle darstellen.

Wir beginnen die nächsten Abschnitte mit den einfachsten und ursprünglichsten Formen geselliger Gliederung, die sich zunächst an das rein Natürliche im Menschen, an den Geschlechts- und Erhaltungstrieb anknüpfen, aber nur, um von ihm aus den Uebergang zum Geistigen, als dem einzig wahren Elemente des Menschen, zu machen, und schon auf der ersten Stufe wirklich zu vollbringen, auf daß auch in allen irdischen Verhältnissen des Menschen sich eine rein geistige Welt entfalte, die, obgleich sie den sinnlichen Bedürfnissen beiläufig auch genug thut, doch nicht um dieser, sondern lediglich um des Geistes und seiner Entwickelung willen, da ist. Diese ursprünglichsten Formen menschlicher Gesellung sind: die Ehe und die Familie.

Die Ehe.

Es iſt im Vorigen als Aufgabe des Menſchen entwickelt worden, daß er die Vielheit zur Einheit, den Stoff zu Geiſt, die Nothwendigkeit zur Freiheit, mit einem Wort, die Welt zu Gott umſchaffen und demgemäß in ſeinem Denken (theoretiſch), wie in ſeinem Thun (praktiſch) die Einheit, den Geiſt, die Freiheit, oder Gott (alle dieſe Worte ſind, in ihrer tiefſten Faſſung, völlig gleichbedeutend), ergreifen, offenbaren und darſtellen ſoll.

Um dem ſtets bereiten Vorwurf zu begegnen, als werde behauptet, daß Gott durch Menſchendenken und Menſchenthat wirklich erſchöpfend dargeſtellt werden könne (wodurch, wenn es nur Menſchen gäbe, Gott überflüſſig würde), wiederholen wir ausdrücklich, daß das Wort: darſtellen nur bezeichnen kann, daß Gott innerhalb der Schranken der Endlichkeit zur Erſcheinung gebracht werde. Da er aber als unendlicher Geiſt über alle Endlichkeit übergreift, ſie ſelbſt nur (als Moment) in ſich trägt, ſo kann von einer erſchöpfenden Darſtellung Gottes (in welchem Ausdruck ſelbſt ſchon der Widerſpruch liegt) natürlich nicht die Rede ſein, und Gott in ſeiner Unendlichkeit bleibt völlig unangetaſtet, wenn auch die Forderung ergeht, ihn in der Endlichkeit wahr und wirklich darzuſtellen.

Aber die alleſumfaſſende Einheit, den wahrhaft allgemeinen Geiſt, die ſchrankenloſe Freiheit vermag der einzelne Menſch, als Einzelner, nicht zu erkennen und darzuſtellen.

Er kann die Einheit nicht erkennen und darstellen. Denn wenn auch das Vielerlei der Natur sich schon in einzelnen Menschen, sowohl äußerlich, in seiner hochentwickelten organischen Gestaltung, als innerlich, in seinem Alles vereinfachenden Denken, zur Einheit zusammenschließt, so kann er, als zufällig Einzelner, durchaus kein Bewußtsein davon erlangen, ob diese Einheit nicht blos eine scheinbare sei, die, einer höheren, ihm noch unbewußten Einheit gegenüber, wieder eine Zweiheit, und als solche in sich selbst eine Vielheit bildet.

Diese Vielheit sieht er sogar schon sinnlich ausgedrückt, wenn er um sich her andere Geschöpfe seiner Art, andere menschliche Individuen sieht, von deren innerer Welt er keine Kunde nimmt. Denn es könnte ja jedes dieser Individuen die Einheit sich auf eine andere Weise, von einem anderen Gesichtspunkte aus, bilden, als die übrigen, so daß unzählige verschiedene Einheiten entständen, die also, zusammengenommen, wieder weiter nichts, als eine Vielheit ausmachen würden. Aber um die gänzliche Vernichtung aller Vielheit ist es ja eben zu thun.

Er kann den Geist nicht erkennen und darstellen. Denn der Geist ist nichts anderes, als das ganz Allgemeine, in dem aller (stoffliche) Unterschied, alle Besonderheit, völlig untergeht, in das die ganze Allheit der Gebilde vollkommen verwandelt werden muß, um zu ihrer eignen Wahrheit zu gelangen. Der Mensch, als Einzelner, aber kann schlechterdings nicht wissen, ob seine innere Allgemeinheit (den Besonderheiten der äußern Gebilde gegenüber) nicht einer außer ihn fallenden fremden Allgemeinheit wieder entgegensteht, das heißt: zur Besonderheit wird, ob sein Geist nicht wieder (als von einem fremden Geiste ausgeschlossen) blos Stoff ist. Und hätte jedes Individuum seine besondere, von der der anderen verschiedene (also nur relative) Allgemeinheit in sich, dem Vielerlei der Natur gegenüber, so wären diese verschiedenen Allgemeinheiten eben nur Besonderheiten, die verschiedenen Geister wären nichts, als verschiedene Stoffe.

Er kann endlich die Freiheit nicht erkennen und darstellen. Die Freiheit ist weiter nichts, als das Gesetz, die Nothwendigkeit, welche als vernünftig erkannt wird, das heißt: als vom Geiste selbst durch eigene, unumschränkte That gesetzt, so daß dieser sich in dem Gesetz, der Nothwendigkeit nicht durch äußeren Zwang gebunden fühlt, sondern Gesetz und Nothwendigkeit als sein eigenstes, selbstgeschaffenes Lebenselement durchwebt, in Gesetz und Nothwendigkeit nichts, als sich selbst und seine Gliederung wiedererkennt und hat, wodurch die Nothwendigkeit vollkommen zur Freiheit umgewandelt ist.

Der Mensch, als Einzelner, kann aber, wenn er auch die Welt geistig überwunden hat, und sich in ihrem Maaß und Gesetz, in ihrer Nothwendigkeit frei ergeht, sich selbst darin wiederfindet, durchaus noch nicht wissen, ob er zu dieser (scheinbaren) Freiheit selbst nicht durch eine mächtigere Naturnothwendigkeit von außen gezwungen sei, ob er sich nicht blos frei glaube und meine, weil er so geschaffen und eingerichtet sei, daß er sich frei glauben müsse, mit einem Wort: ob die Freiheit in ihm nicht blos eine vereinzelte Naturerscheinung, mithin nicht Freiheit, sondern Nothwendigkeit sei, die durch eine höhere Freiheit von außen in Schranken gehalten würde.

Und wenn er andere menschliche Individuen um sich sieht, ohne mit ihnen zu verkehren, so kann er nicht wissen, ob diese auch Freiheit haben, oder ob nicht jeder seine besondere Freiheit habe, mithin alle zusammen nur Freiheiten. Freiheiten aber sind nicht die Freiheit, denn die Freiheit ist als solche unbedingt, kann also nicht, etwa nach verschiedenartigen Naturanlagen oder Eigenschaften der einzelnen Individuen, sich modificiren und variiren, denn dies wäre ein Bedingen, eine Nothwendigkeit, eine Unfreiheit.

Und auch practisch kann die Freiheit nicht dargestellt werden, wenn die Willen der verschiedenen, unzähligen, miteinander nicht verkehrenden Individuen entweder abgeschlossen für sich beharren und einander fremd bleiben, oder sich gegenseitig reiben, stoßen und kreuzen. Wir hätten dann nur einzelne

Willkühren und Zwang und Drang der Einen gegen die Andern.

Die Freiheit wird erſt dargeſtellt, wenn die Willen Verſchiedener als ein Wille erkannt und ausgeführt werden, und wenn dieſer eine Wille, eben weil er Einer iſt, als der allgemeine, vernünftige, mithin freie Wille gewußt wird.

Wenn es aber gelingen kann, daß zwei menſchliche Individuen ſich in ihrem innerſten Weſen als Eins wiſſen, ſo iſt die Einheit vollkommen vollbracht, die Freiheit erreicht, der Geiſt, als Geiſt, erzeugt und vollendet.

Denn wie können ſich zwei menſchliche Individuen als Eins wiſſen? In ihrer Körperlichkeit nicht, denn ſie bleibt handgreiflich und ſichtbar getrennt. Auch nicht in ihren Empfindungen und Gefühlen, die ſelbſt noch mit der Körperlichkeit behaftet, an ſie geknüpft ſind. Sie kommen und vergehen in dem Einen und dem Andern, wechſeln in beiden ab auf verſchiedene Weiſe und zu verſchiedenen Zeiten, ohne daß eine gegenſeitige Durchdringung bis zur völligen unauflöslichen Einswerdung möglich iſt. Es bleibt alſo, als Korn und Vereinigungspunkt, nichts mehr am Menſchen übrig, als das rein Unſinnliche, das, vom Körperlichen und Sinnlichen völlig frei, in ſich ganz rein und ungemiſcht iſt, das heißt: der Geiſt.

Denn Stoff und Stoff können wohl mechaniſch aneinander gefügt und ineinander gerüttelt werden, ſo daß ſie einen größeren äußerlichen Klumpen abgeben, ſie können ſich ſogar gegenſeitig durchdringen (in der chemiſchen Miſchung) und als Reſultat ihrer Vereinigung einen dritten, in ſich einigen, von beiden aber verſchiedenen, Stoff hervorbringen, in dem ſie beide mit ihrer Weſenheit verſchwunden ſind; aber nur Geiſt und Geiſt kann dergeſtalt ſich vereinen, daß ſie durch die Vereinigung weder einen Zuſatz erhalten, noch ihr Weſen verändern und gegen ein Anderes aufgeben, daß ſie, ohne Verdoppelung, ſo wie ohne Einbuße, wahrhaft Eins werden, ganz erhalten, und bei ſich, und zugleich ganz im Andern untergegangen, und eben in dieſem Untergange im Andern bei ſich, welches Andre darum kein Andres mehr iſt.

So ist das entstandene Eins von den Vereinten weder an Masse, noch an Wesenheit verschieden, es ist Beide zugleich und Jedes von Beiden. In dieser vollkommenen Durchdringung und Einswerdung aber liegt die Unendlichkeit, die Ewigkeit des Geistes, das schlechthin in sich Feste, Bleibende, Unveränderliche, das dem Raum und der Zeit entboben ist, und dem kein höherer Geist mehr etwas anhaben kann, das kein höherer Geist mehr als ihm entgegengesetzt und als Stoff behandeln kann, denn es liegt selbst im Gebiete des rein Geistigen, wo aller Unterschied, Zwiespalt und Gegensatz aufgehoben ist, es ruht in Gott.

Der Geist hat seine Einheit mit dem Geist, das heißt: mit sich selbst, gefunden, das heißt: er hat sich selbst als unbedingte Einheit gefunden. Jetzt erst vermag der Mensch, sich von der Vielheit der umgebenden Natur, in die er selbst noch, in dumpfen Eindrücken von Augenblick zu Augenblick, zersplittert und zerfahren war, rein abzulösen und sich in sich selbst zu erfassen als das Allgemeine und Eine, das dieser Vielheit gegenübersteht, sie überwindet und vernichtet. Denn in dem sich Einswissen in dem Andern hat er in sich den Geist als ein gemeinschaftliches, schlechthin gültiges Maaß gefunden, damit er alle Dinge mißt und unter seine Regel bringt, ja einen Punkt, in dem er mit Gott, dem unendlichen Geiste selbst, in Eins zusammenfällt.

Die Freiheit aber ist erreicht, weil Eins sich im Andern vollkommen wiedererkannt, sich verlierend sich gewonnen hat, und sich nun frei in sich selbst zurücknehmen kann. Der Geist, indem er sich im Geist bewährt, bestätigt gefunden hat, hat erfahren, daß ihm kein Fremdes, für ihn Undurchdringliches mehr gegenübersteht, das von außen her zwingend auf ihn einwirken, das ihm ein ungewußtes Gesetz aufheften und ihn darein bannen könnte. Er hat erfahren, daß er fortan sich selbst frei durchwebt und durchwaltet, sich für sich selbst durchsichtig gestaltet; und von nun an, da er an sich selbst kein Andres mehr hat, hört auch der Stoff, das Vielerlei der Natur auf, für ihn ein unüberwindliches Andres zu sein. Er, der in sich,

und somit im Unendlichen, in Gott bewährte, faßt sich als die Wahrheit der Natur, wie als die Macht über sie, die er nun, da sie gegen ihn zum bloßen Schein geworden ist, in sich selbst hineinzieht und, indem er sie, als Stoff, vernichtet, sie ihr selbst als ihr eigenstes Wesen, als Geist, zurückgiebt.

Aber auch das Verhältniß zu Gott ist ein freies geworden. Denn da der Geist sich im Geist befreit, ist der Kerker gebrochen, in dem er in sich selbst dumpf verschlossen war, die unsichtbare Brücke zwischen Geist und Geist ist gebaut, er reicht über sich selbst in seiner Einzelheit und Verschlossenheit hinaus und ragt hinüber in den allgemeinen, unendlichen Geist, er ist zu Gott aufgehoben. So ergeht er sich, mit voller sicherer Freiheit durch Welt und Gott und bleibt in beiden bei sich selbst und in sich selbst.

Es ist also die Forderung vorhanden, daß der einzelne Mensch in einer solchen Vereinigung sein eignes Wesen, das heißt: sich als Geist, finde. Aber der Mensch, wie er sich zunächst vorfindet, ist eben noch nicht Geist, sondern nur die Möglichkeit des Geistes. Er gehört noch ganz dem Naturleben, näher dem thierischen Leben an. Er kann daher eine solche Vereinigung ursprünglich nicht durch freien Willen schließen, denn der freie Wille ist in ihm noch gar nicht entwickelt. Er kann auch nicht durch eine geistige That einen Bund schließen, der ihn selbst erst aus seiner dumpfen, in sich verschlossenen Einzelheit erlösen und zum Geist befreien soll. Deshalb muß nothwendig die Bedingung zu diesem Bunde selbst noch in die Sphäre der bloßen Natürlichkeit fallen, eine natürliche sein. Sie muß zunächst noch als zwingende Naturnothwendigkeit hervortreten, die dann erst der wirklich zu Geist gewordene Mensch in die Sphäre der geistigen Freiheit zurücknimmt und somit aufhebt.

Diese natürliche Bedingung, die das menschliche Individuum zwingt, einen Bund mit einem andern menschlichen Individuum zu schließen, ist der Geschlechtstrieb, der den Mann zur Mannin hinzieht und an sie fesselt und in der unmittelbaren

sinnlichen Vereinigung die wahrhafte geistige schon vorbildet und, der Möglichkeit nach, in sich enthält.

Der Mann zum Manne steht in keinem solchen natürlichen Verhältniß. Einer kann neben dem andern im wilden Naturzustande leben, ohne daß sie einander bedürfen, und bedürften sie einander, so wäre es zu äußerlichen Handreichungen und Hülfsleistungen, wobei sie doch immer als zwei selbstständige und innerlich gegeneinander gleichgültige Individuen nebeneinander bestünden. Dies würde sogar der Fall sein, wenn der Verkehr zwischen ihnen geistig, zum Gedankenaustausch würde. Denn eine wahrhafte, innigst vollbrachte und lebendige Einheit kann gar nicht entstehen aus zwei völlig Gleichartigen, sie setzt eine wesentliche Verschiedenheit voraus. Zwei ganz Gleichartige bleiben immer nebeneinander, außereinander, bleiben eine 2. Nur Solche, die, obgleich in Einunddemselben Beide ihr tiefstes, eigenstes Wesen findend, doch wieder in ihrer Bildung und Erscheinung eine Verschiedenartigkeit darstellen, in ihrem innern Wesen einen Gegensatz bilden, können, ohne sich als gleichberechtigte Pole, bei aller Gleichheit an sich, fort und fort gegenseitig abzustoßen, völlig in einander aufgehn und eine organische Einheit bilden. Eine solche Verschiedenartigkeit aber, äußerlich, wie innerlich, stellen Mann und Weib dar.

Da aber diese Verschiedenartigkeit keine solche sein darf, wie Stoff gegen Stoff verschieden ist, indem ja eben beide Theile, um sich im Geiste vereint und bewahrheitet zu finden, selbst durchaus Geist sein müssen, so bleibt nichts andres übrig, als Jedem von Beiden eine verschiedene Entwicklungsstufe des Geistes selbst anzuweisen. Nur auf diese Weise können sie zugleich verschiedenartig und doch völlig Eins sein. Denn zu dem entwickelten Geiste ist nichts hinzugekommen, er ist ganz derselbe, als der unentwickelte, er hat sich nur in sich selbst durch eigne That und mit eigenen Mitteln vollbracht, das heißt: zum durchsichtigen Bewußtsein gemacht. So ist ein Mensch ganz und gar derselbe, ehe er sich je in einem Spiegel gesehn und nachher, wenn dies ge-

ſchehen iſt, nur daß er nachher weiß, wie er ausſieht. Deshalb aber iſt er weder an Größe, Farbe, Geſtalt, noch an Stoff ein Andrer geworden.

Und ſo iſt das Weib, ihrer tiefſten Wahrheit nach, in der That ganz eben ſo Geiſt, als der Mann, ſo daß ſie beide ſich, nicht blos wie Stoffe, in chemiſcher Miſchung, ſondern vollkommen und wahrhaftig als Geiſt, im unendlichen Geiſte in Eins ſchließen können. Damit aber ein Reiz und Anſtoß zu dieſer Vereinigung da ſei, das heißt: eine Verſchiedenheit, ſo ſtellt ſich dieſe dar, wie äußerlich im Geſchlechtsunterſchiede, wo ſich das Weib als eine geringere Entwickelung derſelben Form und Bildung erweiſt, ſo innerlich als eine verſchiedene Stufe der Entwickelung des Geiſtes.

Das Weib nämlich iſt Geiſt, aber der Geiſt in ihr iſt ſelbſt noch auf der Stufe und in der Form der Natürlichkeit, er iſt nur ein Daſein in ihr, nicht ein ausgebildetes und durchgebildetes Fürſichſein, das ganz die Hülle der Natürlichkeit abgeſtreift hat, um ſich durch ſich und in ſich ſelbſt völlig ſelbſtſtändig zu bewegen, wie dies beim Manne der Fall iſt. Das Weib ſtellt ſomit den Geiſt dar in ſeiner ſtillen, in ſich ruhenden, von Haus aus fertigen Allheit, in ſeinem ſchwebenden Gleichgewicht. Es iſt ein unbewegter, durchſichtiger See, vom ewigen Lichte bis auf den Grund durchleuchtet, deſſen Welle ſich aber noch nicht in der treibenden und drängenden Arbeit und Selbſtbewegung als Bach und Strom ſelbſt erwirbt, erkannt und als lebendige Kraft gefühlt hat. Im Manne dagegen erſcheint der Geiſt als die treibende Unruhe und die gewaltige, ſich aus dem ſtillen Mutterſchooß befriedigter Unbefangenheit losreißende Selbſtthat des Gedankens. Deshalb bedarf der Mann ewig des Weibes, und umgekehrt. So wie der Mann, in ſeiner ſinnlichen Erſcheinung, fort und fort aus dem Schooße des Weibes geboren werden muß, ſo taucht auch all ſein geiſtiges Heldenſtreben auf aus dem ſtillen und ewigen Born weiblichen Bewußtſeins, in dem alle Gegenſätze verſöhnt ſchlummern. Auch der Knabe gehört zunächſt nicht nur der weiblichen Pflege, ſondern als Kind in ſeiner Kindlichkeit auch innerlich

der Weiblichkeit selbst an, aus der er sich erst, heranwachsend, gleichsam loshüllt. Damit aber der Mann in seinem weltbemeisternden Denken sich nicht ins Wilde und Wüste, in die öde Weite verirrt und von seiner Wurzel losreißt, damit er sich nicht in sich selbst zerreißt und an der Härte der Gegensätze des Gedankens zerschellt, muß er stets wieder zurückkehren zu der ursprünglichen Fülle und dem lieblichen Frieden des weiblichen Gemüthes, sich ihm gefangen geben, und in ihm die unverletzte Einheit und Allheit, das verlorne Paradies wiederfinden. Ein unaussprechliches Heimweh zieht ihn in die stille Zelle des weiblichen Busens,

und die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.

Das Weib aber sieht und verehrt im Manne die vollbrachte Geisteskthat, die allein das in ihr leise Schlummernde als ein Ewiges und Aechtes bewährt und ihr den Spiegel vorhält, was sie ist. In des Mannes lichtem Wachen sieht sie ihre leisen und süßen Träume ausgelegt, erklärt und verklärt, und sie schmiegt sich an ihn und trocknet den Schweiß von der Stirn dem Krieger, der ihr den Gott auf Erden darstellt, in dem sie sich selbst versteht, in dem sie sich zum Geist befreit fühlt.

Es ist daher ein Unsinn, von der Freundschaft zu sprechen, als von einem Bunde, der ächter, inniger und ewiger sei, als die Liebe oder die Ehe. Auch hat die ins ekelhaft Weichliche gehende, affectirte Freundschaftsempfindelei einer früheren Zeit, Gott sei Dank! aufgehört. Freunde, sie mögen sich noch so innig zugethan sein, finden ihren Vereinigungspunkt immer nur in einem Dritten, diese Einheit fällt außerhalb ihrer Existenz selbst in ein gleiches Streben, einen herrschenden Gedanken, dem beide dienen, und dergleichen. Im Uebrigen bleiben sie ewig nebeneinander stehen. Mann und Weib aber leben und weben nicht nur miteinander, sondern völlig ineinander, als eine einige geistige Persönlichkeit, indem in ihnen die von der Natur gewaltsam auseinander gerissenen Stücke einer ursprünglichen Einheit sich wieder ineinanderfügen.

Diese Einheit aber darf nicht blos für den innern Menschen sein, sondern muß sich auch äußerlich als geregeltes, vor

der Welt kundiges, ehrwürdiges und unantastbares Verhältniß darstellen, auf daß der Geist, daß Gott in dieser seiner ersten Entwicklungsstufe innerhalb der Endlichkeit des Geistes, als die Einheit zweier im Geist, auch zu seiner offenbarenden, irdischen Gestaltung komme. Dies Verhältniß und diese Gestaltung aber ist die Ehe, welche von den menschlichen Einrichtungen die einfachste und ursprünglichste Verkörperung der Freiheit und Offenbarung des unendlichen Geistes ist.

Aber die Ehe ist nicht sofort mit dem Geschlechtstriebe und dem sinnlichen Verkehr der Geschlechter gegeben, die der Mensch noch mit dem Thier gemein hat, das doch aller freien Gesellung unfähig ist. Das Thier bringt es blos zur Empfindung seiner selbst, zum Gefühl des Lebens. Hiermit ist sein ganzes Wesen ausgesprochen und abgeschlossen. Einer weitern Entwicklung, die es in das Gebiet des Geistes hinüberführen würde, ist es unfähig. Die thierischen Individuen von verschiedenem Geschlecht können daher Eins werden, in der dumpfen Empfindung des Augenblicks, wie dies in der Begattung der Fall ist, aber sie sind unvermögend, diese Einheit aus der Sphäre des Augengenblickes in die der Dauer, der Ewigkeit zu erheben. Das Thier, da es nicht Geist ist, lebt überhaupt nur im Augenblick und ist auf diese Weise die ganz vereinzelte, punktuelle Empfindung, die jeden Augenblick sich von sich selbst losreißt und trennt, sich von sich selbst abstößt, ohne daß diese Summe von Empfindungspunkten durch ein Bewußtsein getragen und zusammengeschlossen würde. Das Leben des Thieres ist ein fortwährendes sich selber Fremd- und Aeußerlich-Werden der Empfindung, obgleich bei ausgebildeteren Thieren das Gedächtniß einen schattenhaften, phantasmagorischen, so wie die Gewohnheit (Dressur) einen schematischen, marionettenhaften, in sich aber unerfüllten und unlebendigen Zusammenhang in das Wechseln der Empfindung bringt. Aber der Mensch, als Geist, ist an sich schon vernünftig, das heißt: das Außereinander der einzelnen Eindrücke bemeisternd und verinnerlichend, zu einer gewußten Einheit. Das Thier lebt wohl, aber der Mensch nur hat ein Leben. Wir sprechen daher nur von

dem Thierleben im Allgemeinen, und verſtehen darunter die Breite der naturgeſchichtlichen Erſcheinungen des thieriſchen Lebens. Von einem Thierleben zu reden, fällt niemand ein; wohl aber ſagen wir: ein Menſchenleben und bezeichnen damit die vernünftige, in ſich abgeſchloſſene, lebendige Totalität eines Menſchendaſeins mit ſeinen Schickſalen, ſeinem Streben, ſeinen Thaten und ſeinen leitenden Gedanken. Daraus folgt nothwendig, daß der Menſch Alles, was ihm, ſeinen Geiſt berührend, widerfährt, und was er ſelbſt vollbringt, nicht in ſeiner Vereinzelung und Augenblicklichkeit ſtehen läßt, ſondern es ſofort mit der Geſammtheit ſeines Lebens in bewußten Zuſammenhang bringt, und ihm in dieſem Ganzen ſeine unverlierbare Stellung, ſeinen Werth und ſeine Bedeutung anweiſt.

Das Thier ſucht daher, von dunkler Brunſt getrieben, das Weibchen und verläßt es, wenn es ſeine Luſt gebüßt, denn ihm genügt dieſe flüchtige Einswerdung in der Empfindung vollkommen. Der Menſch aber, der ſchon im Naturzuſtande, als die Möglichkeit des Geiſtes, fort und fort innerlich arbeitet, alles zufällige Vielerlei zu vernichten und es zur eben ſo nothwendigen, als freien Einheit einzuſchmelzen, erkennt ahnungsvoll in der augenblicklichen Einswerdung der ſinnlichen Empfindung das Vorbild und die Umhüllung einer für ihn wahrhaften, das heißt geiſtigen Einswerdung, die eine totale ſein muß, da in der Miſchung der Geſchlechter ein Individuum mit dem andern ſich in der ganzen intenſiven Totalität der Empfindung als Eins fühlt.

Hieraus ergiebt ſich als die vernünftige Einheit beider Individuen eine vollſtändige Hingebung des einen an das andere. Der Menſch aber, als Geiſt, kann ſich nicht in Stücke reißen, er kann ſich nicht mehreremale ganz hingeben, mit andern Worten: der Verkehr der Geſchlechter wird zur Ehe, die Ehe aber, als vernünftiges Verhältniß, iſt nothwendig Einzelehe (Monogamie), die vollſtändige gegenſeitige Hingebung eines einzigen Individuums an ein einziges und zwar nicht für einen beliebig feſtzuſtellenden Zeitraum, ſondern ſchlechterdings fürs ganze Leben. Denn da eine ſolche Hin-

gebung die ganze Totalität des vollen Menschen in Anspruch nimmt, so muß sie sich auch, da das Menschenleben in sich selbst eine Einheit, und der Mensch mit seinem Leben eine Einheit ist, auf die ganze Totalität seines Lebens erstrecken.

Hierdurch aber ist zugleich der erste und unumschränkteste Act der Freiheit vollführt, indem der Mensch sich als den Herrn über sein ganzes und innerstes Selbst erkannt hat, das er gegen ein andres Selbst aufgeben und zugleich doch bewahren kann. Einen schlagendern Ausdruck der Freiheit aber kann es nicht geben, als daß der Mensch es vermag sich selbst zu verschenken, um fortan erst recht sich selbst anzugehören.

Die Ehe ist somit die heilige Geburtsstätte aller Geistigkeit und Freiheit. Sie ist aber auch, nach der practischen Seite hin, die aller Tugend und geselligen Gestaltung. Die Einheit, als die sich der Mensch, da er sich als Geist gefunden, innerlich erkannt hat, soll er auch äußerlich in seinem Leben darstellen, und ihre ursprünglichste Darstellung ist die eheliche Treue, in der die Unerschütterlichkeit des Geistes in sich zuerst offenbar wird. Wo diese Wurzeltugend untergegangen ist, da ist mit Sicherheit auf eine durchgreifende Verderbniß der Gesellschaft nach allen Richtungen hin zu schließen, da ist kein Grundstein mehr fest und zuverlässig, der ganze Bau wankt und kann jeden Augenblick in sich selbst zertrümmern. So war es in Frankreich vor der Revolution, wo am Hofe und bei den vornehmen Ständen die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe zum offenen Gespött geworden war. Wo aber eheliche Treue vorhanden und allgemeine Sitte ist, da ist die nothwendige Bedingung und feste Grundlage aller ferneren in sich festen gesellschaftlichen Entwickelung und Gestaltung da, der gesunde Keim, aus dem der Baum des Staates, festwurzelnd und starkstämmig, sich entfalten kann. Die Stiftung der Ehe tritt daher auch in allen Völkersagen als eine der ersten göttlichen Wohlthaten auf, durch die der Mensch aus dem Zustande der Wildheit erlöst und hinübergeführt wird zu geordneten, vom Geist durchdrungenen Lebensverhältnissen. Und in der That sind diejenigen Völkerschaften, bei denen die Ehe noch keine feste Gestalt gewonnen

hat, Wilde, das heißt: sie leben thierisch hin, ohne Staat und Geschichte. Wo aber das reine Urbild der Ehe verzerret und entstellt ist zu Vielweiberei, wie bei den muhammedanischen Völkern, da stellt sich in den geschichtlichen Verhältnissen, wenn auch solche vorhanden sind, doch nur eine trübe, chaotische Gährung dar. Ungebändigte Gewaltthat und die Ränke des Harem herrschen und zerstören jeden gesellschaftlichen Zustand, der sich plastisch gestalten und befestigen will. Ja auch die geistige und sittliche Bildung des Einzelnen läßt sich daran erkennen, was er von den Frauen und von der Ehe denkt.

Aus allem Gesagten ergiebt sich, daß der sinnliche Geschlechtsverkehr, von dem die Ehe ursprünglich allerdings ihren Ausgangspunkt nimmt, doch durch die Vergeistigung dieses Verhältnisses durchaus in den Hintergrund tritt. Dies ist keineswegs, wie man es wohl hat darstellen wollen, gleichsam nur eine Ueberzuckerung, um einer höheren, verzärtelten Bildung das roh Natürliche, das doch der Kern und die eigentliche Hauptsache bleiben soll, gefällig zu verhüllen; sondern die Wahrheit der Ehe ist die Einheit des Mannes und des Weibes im Geiste, wie überhaupt der Mensch seine Wahrheit immer nur im Geiste finden kann. Deshalb geht auch bei den gebildeten Völkern die geistige Abschließung des Bundes dem sinnlichen Verkehre voran, welcher letztere nur noch als im Geistesbunde begründet und mitenthalten, nicht aber als ihn bedingend und beherrschend betrachtet wird.

Es ist hier noch ein Wort zu sagen über das Verhältniß der Liebe, im romantisch modernen Sinne, welche Auffassung bei uns gäng und gebe ist, zur Ehe. Die Liebe ist die Einheit des Mannes und Weibes im Geist zunächst noch in der Form des Gefühls und der Phantasie, also noch nicht die vollbrachte Einheit, sondern nur die geahnte, in der aber die wahre Einheit schon enthalten ist, wie die Blüthe in der Knospe. Grade das, daß die Liebe nur noch eine Ahnung ist, giebt ihr jenen süßen, zauberischen Reiz. Der Mensch fühlt mit wonnigem Erbangen sich eine Unendlichkeit in ihm leise entfalten: die Unendlichkeit des Geistes. So ergehn wir uns im Hellun-

kel eines dämmrigen Waldes, in den einzelne Lichtstrahlen hineingleiten, in trunkenen, ahnungsvollen Träumen von der Herrlichkeit des Lichts in seiner ganzen weltverklärenden und schrankenlosen Fülle. Aber diese Ahnung der Einheit ist allerdings noch nicht die wahre Einheit selbst, und in dieser Beziehung, aber auch nur in dieser, hat man Recht zu sagen, die Liebe verschwinde in der Ehe und müsse in ihr verschwinden. Sie verschwindet aber nur so, daß die Ahnung zur Erfüllung wird, das heißt: sie bleibt, aber sie wird durchsichtig, gedankenklar. Sie wird aus unbestimmter dämmriger Träumerei zur scharfen Helle des wachen Geistes verklärt, wodurch sie natürlich an Reichthum und Wärme nicht das Mindeste einbüßt, und was sie etwa an phantastischem Zauber verliert, gewinnt sie reichlich wieder an gediegener Wahrheit.

Da aber der Mensch nicht von Haus aus reiner Geist ist, sondern jeden ewigen Inhalt in sich zunächst in der Form des Gefühls vorfinden muß, um ihn daraus erst zur reinen Geistigkeit zu befreien, da namentlich das Weib in seiner holden Unbefangenheit, ehe es im Manne das Reich des reinen Geistes angeschaut und erfahren hat, ganz auf der Stufe des unmittelbaren Gefühls steht, so muß jene romantische Liebe der wirklichen Ehe nothwendig vorausgehen, wenn solche eine wahrhaft vernünftige und sittliche sein soll, und es ist in dieser Hinsicht keineswegs gleichgültig, ob grade dieses Mädchen grade nur diesen Mann bekommt, und kein Eigensinn, keine kindische Albernheit, wenn das Individuum hier auf seinem guten Rechte der freien Wahl beharrt. Denn ohne jene erste Gefühlseinheit wird sich auch die wahre Geisteseinheit nimmermehr entwickeln.

Wenn wir das Resultat unsrer bisherigen Betrachtung der Ehe kurz zusammenfassen, so ist es folgendes:

Die Ehe ist die aus den Schranken der Natürlichkeit emporblühende erste Einheit Zweier im Geiste. Zwei Besondre aber können nur im schlechthin Allgemeinen, das alle Besonderheit in sich aufhebt, wahrhaft Eins sein. Dieses

schlechthin Allgemeine aber ist nur der unendliche Geist, ist Gott.

Die Ehe ist also die erste Einheit des endlichen Geistes mit sich selbst im unendlichen, in Gott, und wir haben in ihr die Gegenwart Gottes anzuschauen und zu verehren.

Noch schlagender ausgedrückt, ist die Ehe Gott selbst, wie er als die erste, aus der natürlichen Geschlechtsbezichung hervorgegangene Einheit des Geistes mit sich selbst, innerhalb der Schranken der Endlichkeit, ist.

Wir müssen hier schon wieder einmal für die unverständigen oder absichtlich mißverstehenden Leser erinnern, daß Gott, in seiner einsamen Hoheit, durch unsre Auffassung völlig unberührt bleibt. Wir ziehen Gott nicht herab, wir reden nur von ihm, in so weit er sich selbst in die Schranken der Endlichkeit herabgelassen hat. Ein Gott aber, der nicht so viel Kraft und Leben in sich hätte, alle Gestaltungen der Natur und des Menschengeistes wahrhaft mit sich selbst zu durchdringen und zu erfüllen, ohne doch sich selbst in ihnen zu verlieren, wäre ein ohnmächtiger Gott; er wäre, eben weil er draußen stände, ein abgesperrter und abgegrenzter, folglich kein unendlicher, sondern ein endlich gemachter Gott. Denn überall, wo die Welt anfinge, wäre er ja eben zu Ende. Gott ist aber im Gegentheil grade die unbedingte Macht (Allmacht), sich in der Welt und im Menschen wahrhaft selbst zu entäußern, zur Wirklichkeit zu bringen, und dennoch sich in dieser Wirklichkeit nicht zu verstreuen, sich nicht selbst äußerlich zu werden, sondern in ihr vollkommen frei bei sich und in sich selbst zu bleiben. Wir haben daher Gott anzuschauen, so wie in jeder Naturgestaltung, so noch in weit höherem Grade in den Gestaltungen des Menschengeistes, weil er in ihnen die Form des Bewußtseins schon innerhalb der Endlichkeit gewinnt.

Aber alle diese Gestaltungen ruhen in einem ewigen, ungetrübten Selbstbewußtsein Gottes, das, da es sie alle in sich befaßt und trägt, auch über alle hinübergreift, mithin

in keiner besondern, in seiner ganzen und vollständig entwickelten Fülle enthalten sein kann.

Ganz fertig und entwickelt ist Gott nur bei sich und in sich selbst, und in sofern bleibt er für den in die Endlichkeit verflochtenen Geist ein Jenseits (welches Wort hier durchaus nicht räumlich zu nehmen ist), doch nicht so, als ob dies Jenseits durch eine Wand vom Diesseits abgesperrt wäre, sondern ein völlig offnes und dem Geiste, der mit diesem Jenseits selbst gleicher Natur ist, zu jeder Stunde zugängliches Jenseits. —

Indem wir nun von dem festgestellten Gesichtspunkte aus den Atheismus und die Gottlosigkeit im Verhältniß zur Ehe zu bezeichnen gedenken, gerathen wir in einen Pfuhl so schmutziger Niedrigkeiten, daß man nur mit Ekel von ihnen berichten kann. Und doch geben sich diese Niedrigkeiten nicht allein für Weltklugheit, sondern auch für die löbliche und rechte Gesinnung, für die gesunde Nüchternheit im Gegensatz zu tadelnswerther und krankhafter Schwärmerei, mit welchem Namen die wahre und würdige Auffassung der Ehe bezeichnet wird. Und bei der Menge haben diese Schamlosigkeiten als eine Art von Moral volle und feste Geltung. Daher aber kommt es eben, daß glückliche, das heißt: vernünftige und sittliche Ehen als eine Seltenheit verschrien sind und in der That selten gefunden werden. Denn an dem wahrhaft furchtbaren Leichtsinn, mit dem die meisten Ehen abgeschlossen werden, sind eben jene tiefgewurzelten, unwürdigen und falschen Auffassungen der Ehe schuld.

Zuvörderst ist die Ansicht mit einem verächtlichen Fußstoß zu beseitigen, welche die Ehe nur als ein für größere Bequemlichkeit geregeltes und den einmal bestehenden gesellschaftlichen Formen und Ceremonien angepaßtes Concubinat gelten läßt, wodurch die Befriedigung des thierischen Triebes als die eigentliche Bedeutung und der wahre Zweck der Ehe hervorgehoben wird. Diese Ansicht sieht also in der Ehe, statt des Göttlichen, grade nur das Viehische.

Der Ausdruck viehisch ist hier nicht zu hart, und soll den Leser nicht irre führen, als ob dadurch die sinnliche Seite des

Menſchen überhaupt herabgewürdigt werden ſollte. Der Menſch ſoll der Sinnlichkeit nicht entſagen, aber er ſoll auch bei ihr nicht beharren, ſondern ſie emporheben in die Sphäre der Geiſtigkeit, ſie geiſtig verklären, wie dies in der Ehe vollbracht wird. Grade dieſe, nicht vernichtete oder ausgerettete, ſondern im Geiſt verklärte und wiedergeborene Sinnlichkeit iſt die ſchöne Menſchlichkeit, und in ihr iſt der Menſch durchaus nicht Thier, ſondern ächter Menſch. Wenn er aber das Gebiet des Sinnlichen von dem des Geiſtigen trennt, um ſich in das erſtere, ſeiner Geiſtigkeit uneingedenk, zu verſenken, und in ihm, dem Unbegeiſteten, ſeine Befriedigung findet, ſo iſt er nicht nur thieriſch (denn das Thier iſt, wie es ſein ſoll), ſondern für ihn muß der zum Schmähwort geſteigerte Ausdruck gebraucht werden.

Da die obige Anſicht aber von der Geſammtheit des Volkes nicht angenommen, ſondern mit Abſcheu zurückgewieſen iſt, und ſich nur bei einzelnen lüderlichen Schwächlingen findet, ſo genügt es, ſie hier im Vorbeigehn bezeichnet zu haben.

Dann aber kommen wir auf den hausbackenen, praktiſchen Nützlichkeitsſtandpunkt, der, obgleich er ſich gar ehrbarlich und ſpießbürgerlich tugendſam anſtellt, nicht minder ſchlecht und vor Gott verworfen iſt, als der vorige. In ihm zeigt ſich ſchlagend der Triumph der Gemeinheit über die Maſſen, denn er iſt zur Zeit noch vorherrſchende Geſinnung und darum um ſo ſchonungsloſer in ſeiner Schändlichkeit zu enthüllen. Ihm liegt, bewußt oder unbewußt, der Einfall zum Grunde, die Ehe als einen Contract anzuſehn, den zwei Perſonen zu gewiſſen Zwecken und um gewiſſer gegenſeitiger Vortheile willen mit einander abſchließen, wobei es eine natürliche Conſequenz iſt, daß die contrahirenden Perſonen ſelbſt zur Nebenſache, die zu erlangenden Vortheile aber zur Hauptſache werden. Hier ſtehen wir mitten auf dem ſcheußlichen Sklavenmarkte, wo der Menſchenhandel der Töchterverſorgung und auch der feile und freche Selbſtverkauf in den ſogenannten Vernunftheirathen betrieben wird.

Nie iſt wohl das heilige Wort Vernunft, obgleich es vielfach gemißbraucht wird, ſo gemißbraucht, als in dieſer Zuſammenſetzung. Darin, daß ihr berechnet: „Dieſer Mann hat ſo

und so viel hundert Thaler Einnahme, folglich kann er mir (oder meiner Tochter) hinreichendes Futter geben," liegt noch kein Funke von Vernunft. Denn die Vernunft erkennt sich als Selbstzweck und Weltzweck und weiß nichts von Nebenzwecken. Daß aber alle Verhältnisse vernünftig sein sollen, heißt nicht, daß man in ihnen vor Hunger geschützt sei, sondern daß der ewige, göttliche Inhalt, Gott selbst, sich in ihnen ausprage. Der ewige und göttliche Inhalt in der Ehe aber ist einzig und allein das Einswerden Zweier im Geiste.

Allerdings sind auch alle endlichen Beziehungen, z. B. die Verpflichtung des Mannes, das Weib zu ernähren, zu schützen, und zu vertreten, in dem Begriff der Ehe schon enthalten und lassen sich aus ihm ableiten. Denn Mann und Weib, wie sie im Geist Eins sind, stehen auch nach außen in ihrem Weltverhältniß da als eine einzige moralische Person.

Da nun aber der Mann, als der zur That entwickelte Geist, überhaupt die Richtung nach außen repräsentirt, so liegt ihm die Erhaltung und Vertretung des Weibes und der Familie ob. Die innere und äußere Befähigung dazu ist daher allerdings von ihm zu fordern.

Der Atheismus aber besteht darin, daß in der Ehe das, was Welt ist (eben jene Aeußerlichkeiten), ausschließlich erkannt wird, das aber, was in ihr Gott ist, das heißt: die Einheit im Geiste, entweder ganz abgeläugnet, oder als unwesentliche und zufällige Zugabe erklärt und unter das rein Aeußerliche und Endliche erniedert wird.

Die Ehe aber einen Contract zu nennen, ist gradezu ein Unsinn. Einen Contract kann man nur schließen über Endliches, über Sachen, weil Sachen sich gegeneinander dem Werthe nach vergleichen und unter quantitatives Gesetz (Zahlenverhältniß) bringen lassen. Der Mensch aber, insofern er Geist ist, ist ein Unendliches, Unmeßbares und Unzählbares, und um ein Unendliches läßt sich nicht schachern und markten. Geschieht dies dennoch, so wird eben das Unendliche als Endliches, der Geist als Sache behandelt, oder vielmehr mißhandelt, der Gott im **Menschen wird verkannt und abgeläugnet.**

Die vollſtändige gegenſeitige Hingebung zweier Menſchen aneinander kann immer nur, von beiden Seiten, ein freies Geſchenk ſein und niemals contractmäßig ſtipulirt.

Hierher gehört auch die Anſicht, welche die Liebe als zur Ehe nicht erforderlich oder gar (denn ſo weit geht die Rohheit und der Unſinn) als ſchädlich erklärt, weil ſie, den Menſchen in eine ideale Sphäre erhebend, ihn gegen die Erforderniſſe des äußern Lebens gleichgültiger mache, oder weil ſie das Geliebte in einem zauberiſchen Licht erſcheinen laſſe und es dadurch überſchätze, ſich daher darüber täuſche und dieſe Täuſchung, bei wiedergewonnener Nüchternheit, oft bitter zu bereuen habe. Leute, die ſo reden, beweiſen zuvörderſt, daß ſie nicht wiſſen und niemals wußten, was Liebe ſei, und daß ſie ſolche mit dem flüchtigen, leichtfertigen Rauſche eines Ballabends oder mit dem kindiſchen Spiel einer Fenſterliebelei verwechſeln. Allerdings erhebt die Liebe den Liebenden und den Geliebten aus der Sphäre werktägiger Gemeinheit in die einer höhern Idealität. Aber dieſe höhere Idealität iſt nicht eine Täuſchung, ſondern im Gegentheil die eigentliche Wahrheit des Menſchen, der im Geiſte, das heißt: in der Idealwelt ſeine Heimath hat und von dem man daher nicht hoch und ſchön genug denken kann. Die Liebe iſt daher die Wurzel, aus der allein die wahrhafte Erkenntniß des Menſchengeiſtes emporblühen kann, und ſie iſt nur darin vorſchnell, daß ſie dem Menſchen ahnungsvoll und durch einen göttlichen Inſtinct getrieben, von Haus aus den Ehrenplatz einräumt, den ſie ihm, wenn ſie zur ſtillen Klarheit des Erkennens gereift iſt, beſtätigen muß. Wenn ſie ſich hierbei in einzelnen Fällen auch wirklich täuſcht, das heißt: wenn ſie den für einen wahren und wirklichen Menſchen nimmt, von dem ſich hinterher ausweiſt, daß er hinter dieſer Wahrheit und Wirklichkeit zurückbleibt, ſo iſt der Verluſt nichts gegen den innern Gewinn, daß das liebende Individuum überhaupt einmal das Ideal des Menſchen (das heißt eben: den wahren und wirklichen Menſchen) in ſeinem Gefühl gefunden und erfahren hat. Ohne die Liebe aber würde es gar nicht zu dieſer Erfahrung und zur Erkenntniß des Menſchen in ſeiner Wahrheit kommen. Die Liebe

iſt die Einheit des Geiſtes in ſeiner Unendlichkeit, das heißt: ſie iſt Gott ſelbſt in der Form der Empfindung, und wer die Liebe aus der Ehe verweiſen will, der verweiſt Gott aus ihr.

Praktiſch und handwerksmäßig ausgeprägt findet ſich dieſe verkehrte und atheiſtiſche Auffaſſung in den Heirathen durch Zeitungsannoncen und Comptoirnachweiſungen, wie ſie an manchen Orten (zur Schande Deutſchlands und der Zeit ſei es geſagt) zu einem geläufigen Induſtriezweig ausgebildet ſind, an dem weder das Geſetz, noch das Publikum etwas Anſtößiges findet. Um das Schändliche, Empörende und viehiſch Rohe dieſes Verfahrens zum Bewußtſein zu bringen, wenden wir uns, ohne weitere ſtrenge Beweisführung, die der Leſer aus unſrer Entwickelung des Begriffs der Ehe ſelbſt entnehmen kann, blos ganz einfach an das Schamgefühl jedes unverdorbenen Weibes. Durch Geſchäftsgang ſoll es eingeleitet werden, daß ſie einem ihr gänzlich unbekannten Manne, genug, daß er nur ein Mann, im phyſiſchen Sinne des Wortes, iſt, und wenn übrigens die Geld- und Standesverhältniſſe den Forderungen entſprechen, ſofort ihre jungfräuliche Ehre hingiebt. Ein Weib, das ſich hiezu verſtehen kann, könnte eben ſo gut (das nackte Wort darf dem Leſer hier nicht erſpart werden) lieber gleich eine öffentliche Hure werden, denn ſie treibt auch in alſo abgeſchloſſener Ehe, mit ihrem eignen Mann, nichts als Hurerei, trotz alles Kirchenſegens und alles Schutzes der Geſetze. Wenigſtens aber bleibt bei ſolchen Heirathsabſchließungen noch das letzte Fünklein von Vernunft und Scham übrig, daß ſich die Betheiligten vorbehalten, ſich perſönlich kennen zu lernen und zu prüfen, ob ſie ſich auch gefallen, bevor ſie zur Ehe ſelbſt ſchreiten. Hier iſt doch noch ein Schatten geiſtiger Vereinigung vor der ſinnlichen Begebung gerettet.

Der empörendſte Gipfelpunkt dieſer Anſicht aber findet ſich ausgeprägt in der Sitte (Unſitte) der Herrnhuter, die Ehe durch Verloſung zu beſtimmen. Hier iſt die letzte Spur menſchlicher Freiheit dem Zwange des blinden und unvernünftigen Zufalls aufgeopfert, das menſchliche Individuum iſt als völlig werthlos

und unberechtigt behandelt, der Geiſt, der Gott im Menſchen iſt mit Füßen getreten und von der göttlichen Einrichtung der Ehe bleibt nichts mehr übrig, als eine Menſchenſuterei. Deshalb hat dieſe Unſitte, der reiferen Sittlichkeit unſrer Zeit gegenüber, auch nicht in ihrer ganzen unerbittlichen Unvernunft feſtgehalten werden können, und iſt einigermaaßen gemildert worden.

Wie nun die meiſten Ehen von einem niedrigen und atheiſtiſchen Standpunkt aus abgeſchloſſen worden, ſo werden ſie auch hinterher durchgeführt, ſo daß das wahrhafte Bewußtſein von dem göttlichen Inhalt der Ehe ſich in den wenigſten Ehen innerlich entwickelt und äußerlich ausprägt.

Der Mann, der das ihm beſtimmte Weib nur auf's Flüchtigſte kennen gelernt hat und, wenn's hoch kommt, durch eine Liebelei mit ihr verbunden iſt, wobei es ihm gar nicht in den Sinn kommt, ihre geiſtige Befähigung, ihn in ſeinem ganzen Denken, Streben und Wirken auch nur zu begreifen, geprüft zu haben, begnügt ſich in der Regel, in ihr eine Haushälterin, Nätherin, Wäſcherin, Köchin und Kinderfrau, allenfalls eine ſogenannte Freundin zu haben. Sein beſtes Theil, das heißt: ſein geiſtiges Streben und Wirken in ihm ſelbſt und für die Welt, alſo das, was allein in ihm eigentlich Menſch iſt, bleibt ihr verſchloſſen und vorenthalten, nur ſeine Schlafrock- und Pantoffelperſönlichkeit iſt ihrer Pflege und Liebe hingegeben und gegönnt. Das Weib dagegen findet ihre Befriedigung darin, dieſer Schlafrock- und Pantoffelperſönlichkeit gut zu ſein, ohne ſich um das Weitere zu kümmern. Den wahren Menſchen, das heißt eben den Menſchen, wie er im Geiſte lebt, begehrt ſie gar nicht zu beſitzen und beſcheidet ſich gern, daß die wahre, d. h. die geiſtige und öffentliche Thätigkeit des Mannes Dinge betrifft, von denen ſie nichts verſteht. Sie iſt vollkommen zufrieden, wenn ſie nur weiß, daß ihr Mann im Allgemeinen ein ehrlicher Mann, das will ſagen: kein Spitzbube iſt, und beſitzt übrigens in ihm nichts, als den Scheinmenſchen, den gutmüthigen Automaten der vier Pfähle. Wo iſt hier eine Einheit im Geiſte möglich, da Geiſt und Geiſt ſich gefliſſentlich vor einander abſperren, einander ewig fern und fremd blei-

ben und es dem Weibe nie geboten wird, ihr Gemüthsleben, in dem der Geist verhüllt und träumend webt, an und im Geistesleben des Mannes zur wachen und bewußten Geistigkeit zu erheben und zu läutern, durch welchen Erziehungsprozeß allein eine wahre Einswerdung im Geiste möglich wird? Ja man geht so weit, es den Frauen zu verargen und sie lächerlich zu machen, wenn sie die besten und eigensten Gesinnungen des Mannes verstehen und theilen wollen. So geschah es in Zeitungsartikeln, als ein Land, durch einen unerhört schamlosen Despotenstreich, seiner Freiheit beraubt ward und auch die Frauen ihren Schmerz und Zorn darüber nicht bergen mochten, daß ihre Männer plötzlich aus Freien zu Knechten werden sollten. Das Weib fühlt und faßt sich im Manne als Geist. Der Mann aber lebt nur wahrhaft geistig, ist nur als Geist anerkannt, wenn er ein Freier ist. Wird ihm die Freiheit geraubt, das heißt: wird der Geist und seine unendliche selbstständige Geltung in ihm verneint, so fühlt sich das ächte Weib in ihrem Gatten erniedrigt, ihr wahrer Lebensinhalt ist ihr geraubt, und wer sie dann noch höhnisch auf ihre Stricknadel verweisen kann, der ist ein ebenso geist- als gesinnungsloser Lump.

„Alle solche Bequemlichkeits- höchstens Gemüthlichkeits-Ehen, bei denen die wichtigsten, höchsten Interessen der ganzen Menschheit nie zur Sprache kommen, die vom geistigen Leben und der geistigen Entwickelung der Gesammtheit sich absperren, sich ihr entgegenstellen als etwas ganz Besonderes, still Unfriedetes, von dem allgemeinen Geistesleben ganz unberührt und privatim Bestehendes, anstatt daß die Ehe die lebendige Wurzel aller großen und allgemeinen Geistesrichtungen und Lebensverhältnisse sein soll — alle diese Ehen können wohl zu einem erträglichen, ja behaglichen Miteinanderleben führen; aber die Einheit im Geiste, die Unendlichkeit des Geistes, Gott kommt in ihnen nicht zur Gegenwart und Offenbarung, sie sind gottlos.

Hierher gehört auch das in unsrer Zeit vielfach angeregte Capitel von den gemischten Ehen. Die katholische Kirche, indem sie sich den gemischten Ehen, so viel an ihr ist, widersetzt,

würde vollkommen Recht haben, wenn sie es aus dem rechten Grunde thäte. Da sie es aber nur thut, um ihr morsches System hierarchischer Allgewalt, alterschwacher Dogmen und eines unwürdigen, sinnlichen Cultus aufrecht zu erhalten, so hat sie Unrecht, wie sie denn überhaupt ganz und überall Unrecht hat, denn Jeder ohne Unterschied hat Unrecht, der etwas geschichtlich (d. h. im Leben und in der Entwickelung des Geistes) Abgethanes und Abgestorbnes in starrer Mumiengestalt festhalten und verewigen will.

Dennoch aber müssen auch wir von unsrem höheren geistigen Standpunkt aus über die lare und frivole Sitte der gemischten Ehen unbedingt den Stab brechen. Wir fordern von der Ehe völlige Einswerdung Zweier im Geist, das heißt: in Gott. Wie ist aber diese Einswerdung möglich, wenn Jedes von Beiden auf einer wesentlich andern Stufe der Erkenntniß Gottes steht und auf ihr zu beharren fest entschlossen ist? Wer sich zur Abschließung einer solchen Ehe verstehen kann, der sieht entweder die Religion als eine Privatangelegenheit an, die den ganzen Menschen und das ganze Leben übrigens nicht berührt, so daß sie, gegen die Ehe gehalten, zur Nebensache wird, oder die Ehe steht ihm so niedrig, daß sie seinen ganzen, geistigen, innersten Menschen in Anspruch zu nehmen nicht das Recht habe. Beides aber ist Atheismus.

Denn die Religion ist nicht blos eine abgeschlossene, für sich bestehende Einrichtung zur Rettung der einzelnen Seele, deren Geschäft, eben wie jedes andre, zu seiner Zeit und an seinem Ort abgemacht werden könnte, sondern sie muß als Gesinnung und als Erkenntniß Gottes im Geiste, den ganzen Menschen in all seinem Thun und Denken, in seinen Beziehungen zur ganzen Breite aller Lebensverhältnisse durchpulsen und bestimmen, sein ganzes Leben gestalten. Sie ist die Wahrheit des Menschen, der innerste Mensch selbst, denn der Mensch ist eben das, als was er sich im Geist, in Gott, oder mit andern Worten: als was er Gott in sich weiß. Dieser innerste Mensch aber soll in der Ehe mit dem innersten Menschen des Zweiten sich Eins wissen. Wissen nun beide Indivi-

duen Gott auf andre Weise, ist der Gott in beiden ein Andrer, so sind sie selbst in ihrem eignen Wesen (so weit nämlich dasselbe zum Bewußtsein entwickelt ist) Andre gegeneinander und können, da sie ja den Willen haben und aussprechen, grade auf dieser Entwickelungsstufe des Selbst- und Gottbewußtseins stehen zu bleiben, unmöglich Eins, ein Geist werden.

Entweder also die Individuen der gemischten Ehe sind ernsthaft religiös — dann läugnen sie die Nothwendigkeit und Wahrheit der Gegenwart Gottes (des einigen Geistes) in der Ehe, und sind in dieser Beziehung Atheisten, oder sie sind im Verhältniß zur Religion gleichgültig und frivol — dann sind sie überhaupt Atheisten. Eine solche Ehe ist in jedem Fall eine gottlose.

Natürlich reden wir hier nicht blos von gemischten Ehen in Beziehung auf die bestimmten Confessionen, wie sie bereits eine feste, geschichtliche Gestalt gewonnen haben, sondern überhaupt verlangen wir, daß der Mann das Weib zu derselben Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins, die er selbst errungen, emporhebe, und nur eine solcher Erhebung Fähige zur Gattin wähle. So wie es schon gottlos ist, wenn ein großer Dichter oder sonst ein geistig hochgebildeter Mann eine rohe, bildungsunfähige Köchin heirathet, so wäre es noch in höherem Maaße gottlos, wenn ein Philosoph, der sich in religiöser Hinsicht mit den Ergebnissen der neuesten Wissenschaft erfüllt hat, eine etwa im guten alten Köhlerglauben des geistlos gefaßten, verknöcherten Lutherthums Befangene ohne weitere Skrupel zum Weibe wählen wollte.

Aus allem Gesagten ergiebt sich die Forderung, daß der Abschließung der Ehe eine gegenseitige, innige Erkenntniß im Geiste vorhergehen muß, durch die allein eine wahrhafte und dauernde Einswerdung verbürgt wird. Alle ohne solche Erkenntniß abgeschlossenen Ehen sind leichtsinnige Versuchungen Gottes. Man kann uns freilich entgegnen, daß unsre in vieler Hinsicht einestheils noch höchst steifen, anderntheils bodenlos läppischen geselligen Formen eine wahrhaft innige und geistige Annäherung der Geschlechter vor der Ehe nur in wenigen günstigen

Fällen möglich machen. Aber wir können unsre sittlichen, durch den Begriff der Sache gerechtfertigten, Forderungen nicht dem zur Zeit noch schlechten Zustande der Gesellschaft accommodiren, sondern sind im Gegentheil befugt darauf zu dringen, daß die Gesellschaft selbst sich zur Höhe unsres Standpunktes erhebe, damit aus einem sittlich reinen, aber dennoch ungleich freieren, als bisher, vor allem aber wahrhaft geisterfüllten geselligen Verkehre der Geschlechter vernünftige und festbegründete Ehen hervorgehen können. Der schlechte und lügenhafte Zuschnitt unsrer Geselligkeit, in der fast nie der Mensch dem Menschen, sondern meist nur die Marionette der Marionette entgegentritt, ist Schuld an sehr vielen unglücklichen Ehen und an den daraus folgenden Ehescheidungen. Er hat sogar Einige veranlaßt, entweder scherzhaft, oder auch im vollsten Ernste eine Ehe auf Probejahre vorzuschlagen, die, nur bis zu einem bestimmten Termine geschlossen, an diesem aufgelöst oder erneuert werden kann. Die Probejahre sollen dann erst zeigen, ob sich die Eheleute zu einander passen oder nicht. Wir brauchen die Unsittlichkeit eines solchen Vorschlages nicht erst weitläuftig zu beweisen. Da sich, in der wahren Ehe, der ganze Mensch dem ganzen Menschen unbedingt hingiebt, so muß dies schlechterdings auch für's ganze Leben geschehen. Denn ein ganzer Mensch für einen Zeitraum des Lebens ist ein Unsinn und Widerspruch in sich selbst, da der ganze Mensch auch nur im ganzen Leben gefunden wird. Wer also eine Ehe auf Probezeit einginge, der entschlösse sich noch gar nicht zur wahren Ehe, sondern vorläufig nur zum versuchsweisen Ehebruch, um vielleicht später die wilde Ehe der Probezeit in eine ehrliche der Lebenszeit zu verwandeln. Denn Ehebruch nennen wir allen Geschlechtsverkehr ohne unbedingte und vollständige Hingebung, weil durch diese allein die sinnliche Vielheit zur Einheit gebracht, das Sinnliche vergeistigt, vergöttlicht werden kann.

Ein Andres freilich ist es mit der Ehescheidung. Sie schließt die vorgängige Verpflichtung für's ganze Leben nicht aus und tritt nur, wenn die Individuen erkennen, daß sie zur Einswerdung im Gemüth und Geist durchaus nicht kommen können,

als letzter und schlechter Nothbehelf ein, um einen lieb- und gottlosen Bund aufzulösen.

Die Befugniß zur Ehescheidung darf daher vom Gesetz nicht versagt werden, und es genügt, sie wenigstens so viel als thunlich zu beschränken. Dennoch aber wird durch die Scheidung das Geschehene nicht ungeschehn gemacht und die aufgelöste Ehe ist durch dieselbe als eine gottlose, leichtfertig ohne innige Erkenntniß und Geistesvereinigung abgeschlossene, bezeichnet. Es ist daher gut, wenn die öffentliche Meinung sich mit Härte gegen Ehescheidungen ausspricht. Dies kann viel dazu beitragen, sowohl der leichtsinnigen Eingehung der Ehe, als dem oft eben so leichtfertigen Aufgeben derselben zu steuern.

Wir wenden uns jetzt zu derjenigen Ansicht, welche, um das Wesen der Ehe zu bestimmen, nach einem Zwecke derselben fragt. Als dieser Zweck wird zunächst angegeben die Kindererzeugung. Da aber Kinder ebensowohl außer der Ehe, und ohne daß Ehen überhaupt existirten, erzeugt werden können, so hält dieser Satz nicht Stich und geht sogleich in die schon höhere, geistigere Auffassung über: der Zweck der Ehe sei nicht die Kindererzeugung, sondern auch ihre Erziehung zu vernünftigen, sittlichen Menschen. Und hier liegt es denn sehr nahe, die Ehe als Mittel zum Staatszweck aufzufassen. Denn da der Staat der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und Sittlichkeit ist, zu der er, so viel an ihm ist, alle Individuen zu erheben hat, so bedient er sich (sagt man) hierzu der Ehe, als des ersten elementaren Mittels. Denn nur ein geordnetes, gesetzmäßig geregeltes Verhältniß, das dem Kinde schon von seiner Geburt an seine gesellschaftliche Stellung anweist, verbürgt eine geregelte, den Gesetzen entgegenkommende Zucht und Erziehung und arbeitet dem Staate vor in der Bildung tüchtiger Bürger.

Diese Ansicht ist bei weitem tiefer als die oben verworfenen, und in ihr ist, wiewohl verzerrt und in sehr unrichtiger Fassung, die Wahrheit enthalten.

Der Staat ist allerdings eine höhere geistige Gestaltung, als die Ehe und die Familie, welche deshalb ihm untergeordnet sein und in ihm aufgehen müssen. Aber das Atheistische dieser

Ansicht, oder wenigstens ihrer Ausdrucksweise, liegt darin, daß die Ehe, welche selbst schon eine gotterfüllte und in sich vollbrachte Gestalt des Geistes ist, lediglich als ein in sich hohles, für sich selbst geltungsloses Mittel zum Staatszweck angesehen und so der wahrhaft gegenwärtige Gott in ihr verkannt wird. Der Zweck, das heißt: der wahre, geistige Inhalt soll nicht innerhalb ihrer selbst liegen, und erfüllt werden, sondern draußen und über ihr hinaus, im Staate.

Da diese Auffassung als Mittel zu einem (anderweiten) Zwecke nicht blos die Ehe betrifft, sondern sich in allen Gebieten wiederholt, so wollen wir sie hier ein für allemal beseitigen, indem wir sie als eine atheistische darlegen. Denn in ihrer Wurzel fällt sie vollständig zusammen mit der, welche Gott als einen außerhalb der Welt Abgesperrten, folglich als einen Begrenzten und Beschränkten, als einen Besondern, das heißt: nicht als Geist ansieht, welche mithin den einzig wahren Gott: den Alles durchdringenden und erfüllenden unendlichen Geist, verläugnet und einen beliebig vorgestellten Götzen an seine Stelle setzt. So überraschend dieser Ausspruch im ersten Augenblick klingen mag, so klar hoffen wir seine Wahrheit jedem aufmerksamen Leser darzuthun.

Es ist eine sehr geläufige Gewohnheit, bei allen Dingen, anstatt sich die Mühe zu geben, sie als abgeschlossene, in sich gediegene Gestalten in ihrer Wahrheit und Wesenheit zu begreifen, nach einem Warum, nach einem Zwecke zu fragen. So spricht man von einem Zwecke der Schöpfung, der Welt, der Natur-Gestalten und Erscheinungen, des Menschenlebens u. s. w. und findet diesen Zweck immer wo anders, als in der Sache selbst. Pflanzen und Thiere z. B. sollen etwa dazu da sein, um vom Menschen gegessen oder sonst gebraucht zu werden. Das Leben soll dazu gut sein, die Schulbildung für ein höheres, zukünftiges Leben zu vollbringen. Die also sprechen, lassen sich's freilich nicht in den Sinn kommen, daß sie atheistisch raisonniren. Im Gegentheil glauben sie recht gottselig zu sein, da sie die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdischen gegen das

Ewige wohlgefällig hervorheben. Der Vorwurf des Atheismus wird sie daher empören, da sie ja gar nicht die Absicht haben, Atheisten zu sein. Aber absichtlicher Atheismus ist ein Unsinn und existirt gar nicht, denn ein absichtlicher Atheist müßte Gott erkennen und ihn dennoch läugnen, was, wie jedes Kind begreift, nicht möglich ist. Der Atheismus kann also nur in dem Mangel der Erkenntniß Gottes liegen, und dieser kann sehr wohl ein unbewußter, muß aber schlechterdings ein unbeabsichtigter sein. Wir brauchen daher nur nachzuweisen, daß Gott da, wo er wirklich ist, nicht erkannt wird, und der Vorwurf des Atheismus ist gerechtfertigt.

Der Geist (Gott) als das schlechthin Unendliche, Allgemeine, Alles Umfassende, muß nothwendig auch sein eignes Gegentheil in sich selbst enthalten. Denn zu einem Etwas, das nicht sein eignes Gegentheil in sich selbst trüge, könnte und müßte doch immer ein Gegentheil gedacht werden. Dieses Gegentheil also würde, ebenso selbst jenes Etwas von sich ausschließend, als es von ihm ausgeschlossen würde, dem Etwas als ein Fremdes, Unüberwundnes von außen her, entgegenstehen. Und wäre das Gegentheil auch wirklich nur ein Gedachtes, ein bloßer Gedanke — die Sache bleibt sich gleich, wir hätten dann doch einen Gedanken außerhalb jenes Etwas. Dieses Gegentheil (Gedanke oder Wirklichkeit) was draußen bliebe, würde also das Etwas begrenzen, ihm gegenüber eine beschränkende Macht bleiben. **Mithin wäre dieses Etwas nicht Geist**, sondern Stoff, denn alles Begrenzte gehört der Endlichkeit, dem Stoffe an, der Geist aber ist das Unendliche.

Also: **Der Geist enthält, befaßt sein eignes Gegentheil in sich.**

Da der Geist aber kein Ding, mithin keine fertige, todte Ruhe ist, sondern durchaus That, Selbstentwickelung, da er nicht Nothwendigkeit ist, welche ja immer eine andere, höhere Freiheit von außen, durch die sie angeordnet und befestigt wäre, voraussetzen würde, sondern eben selbst diese Freiheit (Selbstbestimmung), so darf das Gegentheil des

Geiſtes in ihm ſelbſt nicht blos enthalten, nicht ihm, ohne ſein Zuthun, aufgedrungen ſein, ſondern er muß es ſelbſt, durch eigne Willensthat, in ſich geſetzt haben.

Wenn der Geiſt aber in ſich ſelbſt ſein eignes Gegentheil ſetzt, ſo kann er unmöglich von wo anders her, von draußen her gleichſam den Stoff zu dieſem ſeinen Gegentheil nehmen. Denn außerhalb ſeiner iſt ja nichts, gar nichts.

Wo ſoll der Geiſt alſo ſein Gegentheil hernehmen, als aus ſich ſelbſt, aus dem Geiſte? Sein Gegentheil kann ſchlechterdings wieder nichts andres ſein, als er ſelber.

Er hat alſo in ſeinem von ſich ſelbſt in ſich ſelbſt geſetzten Gegentheil nur ſich ſelbſt. Es muß aber doch ein Unterſchied ſein zwiſchen ihm und ſeinem Gegentheil, ſonſt wäre es eben kein Gegentheil mehr. Da nun aber ein Unterſchied des Geiſtes von ſeinem, aus ihm ſelbſt geſchöpften Gegentheil nicht ein Unterſchied des Weſens und des Inhalts (der Subſtanz) ſein kann, wie oben bewieſen, ſo bleibt nichts andres übrig, als ein Unterſchied nur des Scheins und der Form. Und da der Geiſt ſelbſt alles Weſen und aller Inhalt iſt, ſo daß kein Weſen noch Inhalt gedacht werden kann, das nicht Geiſt wäre, ſo bleibt für ſein Gegentheil nichts weiter übrig, als der Schein, die Form ſelbſt. Der Inhalt, das Weſen verwandelt und verkehrt ſich daher ſelbſt in die Form, den Schein, was, mit andern Worten, nichts andres ſagen will, als: der Geiſt verkehrt ſich zur Materie, Gott macht ſich zur Welt. Aber nicht ſo, daß ihm nun Form und Schein ewig entfremdet blieben, ſondern ſo, daß ſich Gott, als Inhalt und Weſen, in Form und Schein ſelber hat, weiß und entfaltet. Hiermit iſt das Verhältniß Gottes zur Welt ausgeſprochen. Die Welt iſt der Gegenſatz zu Gott nicht als ein von ihm Vorgefundnes, Todtes, Feſtes, das er von außen herzukommend formt, ſondern nur als der Schein, die Form, die ſich das Weſen, der Inhalt ſelbſt ſchafft, in denen Inhalt und Weſen ſich ſelber offenbart. Was daher in der Form und dem Schein arbeitet, iſt der freie, ſich wiſſende Inhalt, iſt Gott ſelbſt.

Gott verbindet daher mit der Schöpfung, mit der Welt gar keinen Zweck, der außerhalb ihrer oder seiner selbst läge, sondern die Welt ist selbst der als Form und Erscheinung (Schein) offenbarte Gott, das von Gott gesetzte und überwundene, wissend durchdrungene Gegentheil seiner selbst. Und dieses Setzen seines Gegentheils geschieht nicht um eines Zweckes willen, sondern weil der Geist gar nicht Geist wäre, ohne sein Gegentheil (die Materie) in sich gesetzt zu haben. Existirt daher der Geist, so existirt auch in ihm sein Gegentheil von Haus aus, denn Geist heißt eben das was sein eignes Gegentheil in sich gesetzt und überwunden hat. Wenn man daher fragt: Wozu ist die Welt da? welchen Zweck hat sie? oder: Wozu, zu welchem Zweck hat Gott die Welt geschaffen? so könnte man lieber gleich fragen: Wozu ist Gott da, welchen Zweck hat seine Existenz? Denn eine Welt geschaffen zu haben, gehört eben zum Wesen, zum Begriffe Gottes selbst, und der Satz: „Gott hat die Welt erschaffen" ist eigentlich nur eine Tautologie. So schuf Gott z. B. die Welt nicht, um sich in ihr zu verherrlichen, sondern man kann nur sagen: Gott ist (seiner Natur, seinem Begriff nach,) der sich in der Welt Verherrlichende.

Wir sagten: der Geist setzt sein eignes Gegentheil in sich und überwindet es. Ueberwinden muß er es, weil es sich nicht als Fremdes ihm gegenüber befestigen kann, sondern, da es ursprünglich er selbst, Geist von seinem Geiste, ist, so muß sich ergeben, daß es auch wieder zu Geiste wird, so daß dies Setzen des Gegentheils, ja das Gegentheil selbst, eben nur ein Schein war, der zur Wahrheit (Wirklichkeit, Realität) des in sich einigen Geistes nothwendig zurückkehrt. Das Gegentheil ist aber, indem es gesetzt wird, nicht sofort schon wieder überwunden und vernichtet, sonst wäre es ja eben gar nicht wirklich gesetzt. Es kann auch nicht, sobald es einmal wirklich gesetzt ist, durch einen Sprung wieder überwunden und vernichtet werden und plötzlich, wie in einem Ruck, gleichsam wieder in Geist überschnappen. Denn da der Geist schlechthin ungeschiedne Einheit in sich selbst ist, so

iſt ſein Gegentheil nothwendig Vielheit, und ſo iſt denn in der That die Materie, der Schein, die Erſcheinung, dem einen und reinen Geiſte gegenüber, das weitausgebreitete, in ſich unendlich geſchiedne Reich der Vielheit, der Mannigfaltigkeit des Wechſels. Aber dieſe Vielheit, obgleich ſie da ſein muß, muß ſich doch zuletzt wieder als eine unwahre gegen die Einheit des Geiſtes erweiſen, wenn der Geiſt ſein Gegentheil wahrhaft überwinden, wenn er die Vielheit der Erſcheinung wahrhaft in ſeine Einheit zurückſchlingen ſoll. Es muß ſich ergeben, daß in allem Wechſel der Erſcheinung nur ein und derſelbe Inhalt (der Geiſt) ſich ausprägt, wenn auch auf verſchiedene Weiſen.

Ein und derſelbe Inhalt kann ſich aber durchaus nicht anders auf verſchiedne Weiſen ausprägen, als daß dieſe Weiſen eine Reihefolge von Entwickelungsſtufen bilden. Ihr Unterſchied kann nur der ſein, daß der Inhalt in ihnen einen verſchiednen Grad der Entfaltung, des Offenbarſeins erlangt hat. Das heißt: die Materie, die Erſcheinung, die Form, die Welt zurückverwandelt ſich von Stufe zu Stufe immer mehr in das, was ſie urſprünglich iſt, in den Geiſt, das Weſen, den Inhalt, in Gott.

So haben wir eine Leiter, deren Sproſſen die verſchiedenen Naturgeſtalten und, höher hinauf, die innern und äußern Geſtaltungen des Menſchengeiſtes ſind, und die von dem dunklen Grund des in Gott geſetzten Gegentheils hinaufreicht in das reine Urlicht des Bewußtſeins Gottes ſelbſt.

Von der Seite des Geiſtes, Gottes, angeſehen iſt dieſer Fortgang der Entfaltungen durchaus freie, bewußte That, indem er eine Erſcheinung nach der andern, weil er Fremdes in ſich nicht dulden kann, mit ſich ſelbſt durchdringt, begeiſtet, vergeiſtigt, aufzehrt, indem er einen Verſuch nach dem andern ſeines Gegentheils (der Materie), ſich als ein Feſtes ihm gegenüber zu erhalten, als nichtig zurückweiſt, und ſo ſein Gegentheil zu immer höhern Kraftäußerungen zwingt, in denen es aber eben immer mehr ſeine ſchlechte Selbſtſtändigkeit aufgiebt, da es, dem Gotte gegenüber immer Gottähnlicheres aufbieten

muß, bis, auf der höchſten Entfaltungsſtufe, das Gegentheil ſelbſt erkennt, daß ſein Scheinwirken nur das wahre, darin verhüllte, Wirken Gottes ſelbſt war, und ſo ſich dem Geiſte, als Geiſt, wiedergiebt.

Von der Seite des Gegentheils (der Materie, Erſcheinung, Welt) aus angeſehn, iſt es zunächſt nur ein dumpfes und unbewußtes über ſich ſelbſt Hinausgehn. Denn da die Materie urſprünglich ſelbſt Geiſt, die Erſcheinung ſelbſt Weſen iſt, ſo hat ſie in ſich keinen Halt und ſucht, in wildem, verworrenem Drange, durch die innere Nothwendigkeit der eignen Natur blindlings getrieben, raſtlos in eine Geſtaltung nach der andern ſich aus ſich ſelbſt und von der eignen Nichtigkeit zu befreien, ſich aus ſich ſelbſt in den Geiſt zurückzugebären.

So macht ſich die Materie von Stufe zu Stufe immer geiſtähnlicher. Sie ſteigt von der todten Ruhe der Maſſe zu mechaniſcher Bewegung, zu magnetiſcher, electriſcher, chemiſcher Thätigkeit, zur Kryſtalliſation, zum Pflanzenorganismus, zum thieriſchen Leben auf, und zuletzt vom thieriſchen Leben zum endlichen Geiſte, von dem aus ſie nun, als gewordnes Bewußtſein, ihre volle Zurückvereinung mit dem unendlichen Geiſte in einer Stufenfolge geiſtiger Geſtaltungen (Ehe, Familie, Staat, Kunſt, Religion, Wiſſenſchaft) mit Freiheit weiterwirkt.

So vernichtet ſich die Materie, die Erſcheinung, als Materie und Erſcheinung, von einer Stufe zur andern, ſelbſt, nicht, um zum Geiſte zurückzugelangen (alſo nicht um eines Zweckes willen), ſondern weil ſie, urſprünglich ſelbſt Geiſt, in ſich keine Wahrheit und Feſtigkeit hat, bis ſie wieder Geiſt geworden iſt; weil es in der Natur, im Begriff der Materie, der Erſcheinung von Haus aus liegt, wieder zu Geiſt, zum Weſen geworden zu ſein.

Ohne dies Zurückgegangenſein wäre ihr Begriff, mithin ſie ſelbſt, gar nicht vorhanden.

Wir bezeichneten oben den Schein, die Erſcheinung auch als Form. Dieſer Ausdruck iſt nur inſofern richtig, als man ſich die Form vom Inhalt getrennt vorſtellt. Denn die wahrhafte Form des Geiſtes iſt er ſelbſt, er iſt ſich ſelbſt

schlechthin Inhalt und Form dieses Inhalts zugleich. Insofern aber die Form dem ewigen Inhalte noch nicht entspricht, ihn noch nicht vollkommen ausprägt, insofern sie eben noch bloße Form ist, ist sie nicht die wahre und eine, sondern gehört dem Schein, der Vielheit an, und das Reich der geschaffnen Welt ist somit auch das Reich der Formen, nicht aber ist die geschaffne Welt als solche die Form Gottes, denn Gott hat nur in seiner eignen Form, als Gott, vollständige Wahrheit. Da die Vielheit der Formen aber gegen die eine Urform (Geist, Gott) keine feste und wahre sein darf und doch als eine Vielheit da sein soll, so bleibt nichts übrig, als in den verschiedenen Formen blos die eigne Fortentwicklung der Urform selbst, von den dunklen Anfängen des gesetzten Gegentheils bis hinauf in das Licht des überwundnen, bis zu ihr selbst, zu erkennen. Alle Formen sind demnach nichts, als die Urform selbst, die in jeder von ihnen ganz enthalten, aber in einem bestimmt abgeschloßnen Grade der Entwicklung gleichsam in einem Knotenpunkte, festgehalten, fixirt ist.

Jede dieser Formen weist über sich selbst hinaus auf eine entwickeltere hin, verwandelt sich selbst in sie, denn in allen arbeitet verborgen die Urform, zu sich selbst zurückzukommen. Diese Urform aber ist der Geist, der Inhalt selbst, gegen den alle einzelnen Formen nur Schein sind.

Wir haben hier nur mit andern Worten das schon oben Beschriebene noch einmal beschrieben, denn diese Formen sind eben jene oben aufgezählten Stufen der Gestaltungen der Natur und des endlichen Geistes, bis dieser seine Einheit mit dem unendlichen Geiste hergestellt hat, die Form zum Inhalt selbst geworden ist.

Wenn nun nach einem Zwecke dieser einzelnen Formen gefragt wird, so muß diese Frage, so gut wie die nach dem Zwecke der Welt überhaupt zurückgewiesen werden. Denn sie sind nicht zu dem Zwecke da, sich der Urform von Stufe zu Stufe zu nähern, die Urform bis zu ihrer Reinheit zu entwickeln, sondern es liegt nothwendig in der Natur der Urform

sich in die Mannigfaltigkeit dieser Formen zu zerspalten, weil es in der Natur des Geistes (der ja eben diese Urform selbst ist) liegt, wenn er überhaupt existiren soll, sich als die Einheit dadurch selbst zu erfassen, daß er in sich selbst sich die Vielheit gegenüberstellt und vernichtet. Denn ohne Vielheit giebt es gar keine Einheit, so gut wie es ohne Nein kein Ja, ohne Finsterniß kein Licht giebt. Der Geist stellt sich die Vielheit aber nicht entgegen zu dem Zwecke, sich selbst als Einheit zu erfassen, sondern der Geist ist, als Geist, das sich durch Entgegensetzung der Vielheit als Einheit Erfassende.

Es kann daher auf alle Fragen nach einem Zwecke der verschiedenen Naturgebilde, so wie der Gestaltungen des Menschengeistes nichts geantwortet werden, als: Es ist so, und wir haben nur zu begreifen, daß es so ist, nicht, wozu es so ist. Gott ist, seiner Natur nach, der sich in der Stufenfolge der Erscheinungen und Gestaltungen Offenbarende, weil ohne diese Offenbarung gar kein Gott wäre.

Jede dieser Formen oder Entwicklungsstufen ist deshalb eine völlig in sich abgeschlossene und vollendete Offenbarung Gottes, und als solche rein und unbefangen zu erkennen und zu genießen, ohne daß nach einem außerhalb liegenden Zwecke gefragt werden darf. Denn der Gehalt (Geist, Gott) ist in allen Formen wahrhaft gegenwärtig, sie sind alle nur der Verlauf seiner Selbstentwicklung und jede daher, an ihrer Stelle, nothwendig, jede, auf ihrem Punkte, eine erschöpfende Offenbarung, bei der nach nichts Andrem und Fremdem gefragt werden darf, die in sich und aus sich selbst begriffen werden muß.

Allerdings aber ergiebt sich aus diesem Begreifen jeder Form, in ihr und aus ihr selbst, daß jede, da sie alle zusammen ein System, eine vollendete Stufenfolge bilden, über sich selbst hinaus auf die zunächst höhere Form hinweist. Jede Form, obgleich auf ihrem Punkte sich selbst genügend, kann sich doch gegenüber der Totalität, der einen Urform, nicht selbst genügen, hebt sich daher selbst auf und verwandelt sich in

die zunächst höhere. Es muß sich daher aus dem Begriff jeder einzelnen Form die zunächst höhere als nothwendiger Fortgang der Entwicklung nachweisen lassen.

So führt z. B. der Begriff des Pflanzenorganismus aus sich selbst in den des thierischen Lebens hinüber, was näher nachzuweisen hier nicht der Ort ist. Eben so ergiebt sich ein nothwendiger Fortgang in den Gestaltungen des endlichen Geistes, so daß sich jede niedere Stufe gegen die höhere selbst aufgiebt. Hier ist aber von einem Zwecke durchaus nicht die Rede. Die Ehe z. B. hat nicht den Zweck, daß sich aus ihr die Familie, die Familie nicht den Zweck, daß sich aus ihr der Staat bilde, sondern die Ehe ist, als Offenbarung Gottes auf einer bestimmten Entwicklungsstufe, lediglich um ihrer selbst willen da. Da diese Entwicklungsstufe aber nicht die höchste ist, so liegt es in ihrer Natur, ihrem Begriff, daß sie sich nothwendig zur Familie und von dort zum Staate fortentfaltet.

Wenn nun doch eine Form oder Stufe gegen die höhere oft als dienend erscheint, wie es allerdings der Fall ist, so geschieht dies nicht, weil diese Form oder Stufe blos um der höheren willen da wäre, sondern weil sie, obgleich um ihrer selbst, um ihres eignen göttlichen Inhalts willen vollkommen berechtigt zum Dasein, doch gegenüber einer höhern, die auch um ihrer selbst willen da ist, keine Geltung und Berechtigung hat und gegen sie sich als untergeordnet und nichtig erweist.

So ist die Pflanze nicht da, um vom Thiere gefressen zu werden, sondern sie ist da, um ihrer selbst willen, als Offenbarung des Geistes, wie er im Pflanzenorganismus versenkt ist. Das thierische Leben aber, als eine höhere Offenbarung desselben Geistes, verneint die Festigkeit und Berechtigung der niedern, das Thier verzehrt die Pflanze und erhebt sie dadurch, indem es sie sich selbst einverleibt (assimilirt), zu einer höhern Stufe. Deshalb aber ist der Sinn und die Bedeutung, der wahre Inhalt der Pflanze keineswegs damit ausgesprochen, daß man sagt: sie sei Futter für das Thier.

Eben so ist das menschliche Individuum, obgleich in sich von unendlichem Werth, verpflichtet und gezwungen, sich der

höhern Macht einer noch entwickelteren geiſtigen Offenbarung, als es ſelbſt iſt, als z. B. der Familie, dem Staate, der Religion, dienend unterzuordnen, ſo, wenn es ſein muß, aufzuopfern, ſich in ſeiner Einzelheit dagegen aufzugeben. Ebenſo hat auch die Ehe allerdings dem Staate zu dienen, aber nicht als bloßes Mittel zum Zweck, ſondern weil ſie ſelbſt, ihrer Natur nach, im Staate, als einer höheren Stufe der Fortentwicklung ihre eigne tiefere Wahrheit findet, weil der Staat ſelbſt ſich aus ihrem Begriff, als ein Höheres, nothwendig ergiebt. Wenn wir daher weiter unten aus der Ehe ſelbſt die Erzeugung der Kinder, die Bildung der Familie und weiter die Entſtehung des Staates gedankenmäßig entwickeln, ſo iſt damit keineswegs eingeräumt, die Ehe habe den Zweck, Kinder zu erzeugen u. ſ. w. Einen Zweck der Ehe giebt es gar nicht. Das Weſen der Ehe haben wir ſchon bezeichnet als die urſprünglichſte an den Naturtrieb anknüpfende Einswerdung zweier menſchlichen Individuen im Geiſte, und hiermit iſt der in ſich unendliche und göttliche Werth dieſer Geiſtesgeſtaltung erſchöpfend ausgeſprochen.

Was nun zunächſt die Erzeugung der Kinder betrifft, ſo muß ſie eben aus dieſer Einswerdung Zweier im Geiſte mit Nothwendigkeit abgeleitet werden, ſo daß ſich ergiebt, daß der Begriff der Familie in dem der Ehe ſchon verſteckt zugegen war, daß der erſtere nur die weitere Entfaltung der letzteren iſt. Iſt dies aber geſchehen, ſo läßt ſich nicht mehr ſagen: die Ehe iſt da, damit die Familie gebildet werde, ſondern umgekehrt: weil die Ehe da iſt, bildet ſich die Familie.

Aus dem Geſagten ergiebt ſich, daß die Frage nach dem Zweck bei den Natur- und Geiſtesgeſtalten eine, wenn auch unbewußt, atheiſtiſche iſt. Denn ſie ſetzt ſtillſchweigend immer voraus, daß der Geiſt (der nur ſich ſelbſt zum Zweck hat, und überall und auf jeder Stufe ſich ſelbſt genügt, weil in jeder dem Keime und der Anlage nach die höchſte, er ſelbſt, enthalten iſt) in dieſen Geſtaltungen nicht zugegen ſei, daß ſie mithin in ſich ſelbſt keinen göttlichen Inhalt, keinen Werth haben und alle nur um Willen eines Andern, drüben bleiben-

den, da ſeien, mit einem Wort: daß Gott nur im Jenſeits zu finden, das Diesſeits aber gottverlaſſen und außergöttlich ſei. Es bleibt alſo nur ein durch ſein eignes Gegentheil begränzter und ausgeſperrter Gott, mithin ein endlicher Gott übrig. Ein endlicher Gott aber iſt, weil ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, gar nichts.

Die Familie.

Das Thier pflanzt durch die Begattung sich selbst, als Gattung, fort. Weil nämlich im thierischen Zeugungsact sich die ganze Totalität der sinnlichen Empfindung mit derselben Totalität im andern Geschlechtsindividuum vollständig als Eins setzt und fühlt, weil die ganze thierische Lebendigkeit mit der ganzen thierischen Lebendigkeit im andern Individuum in gegenseitiger, vollständiger Durchdringung zusammenfällt, so ist dadurch die unendliche Einheit der thierischen Lebendigkeit, der Lebensempfindung überhaupt, in sich selbst, ausgesprochen. Diese Einheit aber ist zugleich Dauer. Denn was in sich selbst zur Einheit mit sich selbst gekommen ist, das ist (wenn es auch für sich selbst kein Bewußtes ist) in die unendliche Einheit selbst, in den Geist, als wirklich, das heißt: als dauerndes Moment aufgenommen. Diese Einheit und Dauer der thierischen Lebendigkeit muß aber, da sie ist, auch zur Erscheinung, zum Dasein kommen. Diese Erscheinung, dieses Dasein ist die Gattung, in der die thierische Lebendigkeit sich fort und fort aus sich selbst erneut.

Da das Thier aber nicht bewußter Geist ist, folglich auch keiner bewußten Einheit angehört, da deshalb schon das einzelne Thier nur eine, von Augenblick zu Augenblick sich von sich selbst abstoßende, sich selbst fremd werdende Lebensempfindung ist, so kann sich auch in der Thiergattung keine bewußte Einheit aussprechen, sondern wieder nur die sich selbst abstoßende Vielheit der Lebensempfindung, der nur die ungewußte

Einheit zu Grunde liegt. Dies ist die Ursache, daß die Thiere unfähig sind zur Bildung der Familie. Die Thiermutter leitet ihre Jungen wohl zur Ausbildung des in ihnen schlummernden Naturtriebes an, wodurch eine Art von schattenhafter Nachäffung der Erziehung und der Familie entsteht; aber durch diese Anleitung werden eben nur vereinzelte Naturlebendigkeiten, jede in sich selbst, ausgebildet, die dann fremd auseinanderlaufen und in die Vielheit thierischer Lebensempfindung, die schon das einzelne Thierindividuum in sich zersplittert, zerstäuben.

Der Mensch aber, als Geist, ist nicht nur die unbewußte Einheit der sinnlichen Lebensempfindung, sondern zugleich bewußte Einheit, die in ihm die Vielheit der sinnlichen Empfindung selbst überwunden und, als das Untergeordnete, in sich aufgenommen hat. Im menschlichen Zeugungsacte stellt sich daher nicht blos, wie beim Thiere, eine vollständige gegenseitige Durchdringung der Lebensempfindung dar, sondern mit ihr und in ihr zugleich eine geistige Durchdringung und Einswerdung. Denn der Geist ist in jedem Menschen, überall und immer, gegenwärtig und thätig, ob mehr oder weniger zu klarem Bewußtsein entwickelt, darauf kommt es hier nicht an. Das alte Testament hat daher für den Geschlechtsact des Menschen den schönen Ausdruck: er erkannte sein Weib. Hieraus folgt nothwendig, daß der Mensch sein Dasein in der Gattung, nicht blos in der Form thierischer Lebendigkeit fortsetzt, sondern daß er sich, da er selbst Geist ist, in dem Erzeugten auch im Geiste, und als Geist, fortpflanzen muß. Das Erzeugte des Menschen ist wieder Geist.

Da nun der Geschlechtsverkehr des Menschen, wie wir entwickelt haben, sich der Natur des Menschen, als Geistes, gemäß, zur Ehe gestaltet, das heißt: zur innerlich vollbrachten und äußerlich dargestellten, dauernden geistigen Einheit, so muß das erzeugte Geistige, in dem die Erzeuger ihre Einheit im Geist körperlich verwirklicht sehen, innerlich und äußerlich mit in diese Einheit aufgenommen werden, wodurch sich aus der Ehe der erweiterte Kreis und die höher und reicher entfaltete

Geisteseinheit der Familie bildet. Die Grundwurzel dieses Verhältnisses ist, wie die der Ehe, die Liebe. Novalis sagt: ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe. Indem nun der Mann seine Liebe zum Weibe, das Weib seine Liebe zum Manne auf das Kind, die als Dasein ausgesprochene Einheit (Liebe) beider, überträgt, erweitert sich die Geschlechtsliebe zur Vater- und Mutterliebe. Das sich entwickelnde Kind aber findet sich in der Einheit (Liebe) der Aeltern selbst, sein eigenstes Wesen, die Wurzel seines Daseins, und erkennt sich als in dieser Einheit mitenthalten. Dies ist die Kindesliebe.

Da aber in der Fortpflanzung des Menschen der Geist sich als daseiender Geist fortsetzt, der Geist aber sich, seinem Wesen nach, mit Bewußtsein fortsetzen, das heißt: sein innerstes Wesen durch eigne Erkenntniß und That verewigen muß, so ergiebt sich hieraus die Forderung der Zucht, der Erziehung der Kinder.

Indem nämlich in der Ehe, als der ursprünglichsten Einheit des Geistes mit dem Geiste, das heißt: des Geistes mit sich selbst, sich der Geist zum ersten Mal als die unerschütterliche Einheit seiner selbst, und in dieser Einheit sich selbst als geltende Wahrheit gefunden hat, so bildet er diese Einheit und Wahrheit bewußt aus und befestigt sie zu einem in sich einigen Systeme geregelter Gesetze und Normen, in denen allein er bei sich selbst, sich selber gleich bleiben kann. Wo er diese dann übertritt, sich von ihnen lossagt, da tritt er aus sich selbst, aus seiner Einheit mit sich heraus, sagt sich von sich selbst und seiner Wahrheit los und verliert sich selbst. Dies System seiner eignen Gesetze erfaßt der Geist als seinen göttlichen Inhalt, den er aus sich selbst entwickelt, als das Gute, Schöne, Rechte, Heilige. Will der Mensch daher sich selbst in Wahrheit fortsetzen, so muß er diesen göttlichen Inhalt auch seinem Erzeugten vererben, sonst wäre sein Fortbestehen im Erzeugten nur ein Schein. Dieser göttliche Inhalt aber ist kein dem Menschen von Haus aus fertig Gegebenes. Im Gegentheil hat sich der Geist, durch eigne That, selbst dazu zu entwickeln, denn er selbst muß in jenen göttlichen Inhalt sich verwandeln. Es liegt durchaus in der Natur des Geistes,

daß er jedesmal, wo er in's Daſein tritt, ſich erſt ſelbſt zum Geiſt zu machen hat. Denn ein durch fremde Macht vollkommen fertig erſchaffner Geiſt wäre kein Geiſt, ſondern ein Ding. Jedes vom Menſchen Erzeugte, jedes Kind iſt daher nur der unentwickelte Geiſt. Soll das Kind nun in die geiſtige Einheit wahrhaft aufgenommen ſein, das heißt: ſich in ihr bewußt werden, ſo muß es ſich zum göttlichen Inhalt entwickeln. Den Aeltern, welche dieſen göttlichen Inhalt bis zu einer beſtimmten Stufe des Bewußtſeins ſchon in ſich entwickelt haben, liegt es daher ob, über dieſe Entwicklung des Kindes zu wachen, ſie zu befördern, damit das Kind wahrhaft mit ihnen Eins werde im Geiſt, an dem von ihnen Errungenen, an ihrem Beſitz göttlicher Güter Theil nehme und habe.

Hierin liegt die wahre Bedeutung der Familie. Sie erhält, durch die Erziehung der Kinder, das einmal errungene, erkannte Göttliche, das Rechte und Gute, in lebendigem und unvergänglichem Daſein und Fortgang, ſie entwickelt es innerlich als Geſinnung und ſtellt es auch äußerlich in dem Zuſammenhalten der Familienglieder, in ihren Beziehungen und ihrem Benehmen unter einander und gegeneinander dar, als Geſittung.

In dieſem Rechten und Guten, in dieſer Sitte, ſind alle Glieder der Familie wahrhaft Eins im Geiſte, und dieſe geiſtige Einheit fällt in den unendlichen Geiſt, in Gott ſelbſt, der in ihr zugegen iſt. Die Familie iſt alſo die Offenbarung Gottes als das lebendige Fortbeſtehen der Sitte, ſie iſt Gott, wie er als menſchliche Sitte iſt.

Man ſieht alſo, daß durch die Zeugung der Menſch keineswegs nur dem Fleiſche nach fortbeſteht, ſondern grade in ſeinem innerſten Weſen, dem Geiſte nach, ſo daß ſich die in der Geſchlechtsliebe und Ehe gefundene Einheit des Geiſtes in ſich ſelbſt nun darſtellt als die durch alle Zeiten fortgeſetzte und in allen Generationen erhaltene Geiſteseinheit der Menſchheit überhaupt, als der eine (als eine Reihenfolge von Geſchlechtern verkörperte und verwirklichte) Menſchengeiſt. So lebt der erſte Adam in Allen. Durch die ſichtbare Kette der Ge-

schlechterfolge hin zieht sich, als ihre innere Seele, eine unsichtbare Kette, die der wahre und unzerreißbare Zusammenhalt der ersteren ist, ohne die die sichtbare Kette in ihre einzelnen Glieder auseinanderspringen würde, wie dies bei den Thieren geschieht. Diese unsichtbare Kette ist der sich im Wechsel der Geschlechter erhaltende, diesen Wechsel selbst in dauernde Einheit zusammenzwingende Menschengeist selbst, die Wahrheit der Menschheit.

Dieser einzig würdigen Auffassung widerspricht ein katholischer Priester und Philosoph, Pabst, indem er den Cölibat der Priester zu rechtfertigen sucht, in folgenden Worten:

„Wie der zweite Adam im Geschlechte den Gegensatz bildet gegen den ersten: so muß auch die Function der Zeugung für Jenen (die Fortführung des zweiten Adams in der Gattung) sich als Gegensatz darstellen, und aussprechen gegen die Function der Zeugung für letzteren (die Fortführung des ersten Adams in der Gattung). Und wie im restaurirten Geschlechtsorganismus — der Kirche, — das Priesterthum in nicht minder concreter Gestaltung und Geschiedenheit und mit gleichem Charakter der Unauflöslichkeit, der Ehe gegenübersteht, so ergiebt es sich auch von selbst, daß die Träger desselben, die Verwalter der Geheimnisse Christi, die Geschäftsführer des Erlösungswerkes, der Geschäftsführung der alten Sünde absagen, — daß diejenigen, deren ganzes Leben im Dienste gegen das Urübel aufgehen soll, diese ihre feindselige Stellung gegen dasselbe auch dadurch aussprechen, daß sie sich von einem Werke hinwegwenden, das nicht vollzogen werden kann, ohne den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte zu affirmiren."

Schon das gesunde, unbefangne Gefühl wird durch solche ruchlose Lästerung eines geheiligten Menschenverhältnisses empört. Dem Gedanken aber ist es ein Leichtes, so flaches Geschwätz als in sich nichtig und atheistisch nachzuweisen.

Die Wurzel dieser Ansicht liegt nämlich darin, daß Pabst sich, wie die katholische Kirche überhaupt, und wie jeder einseitige Supranaturalismus, in der Vorstellung einer unauflöslichen Zweiheit (Dualismus), eines ewig unversöhnten Ge-

genſatzes zwiſchen Geiſt und Welt, zwiſchen Gott und Menſchen, feſtgerammt hat, welcher Gegenſatz ja grade durch Chriſtus wahrhaft verſöhnt, und auf immer in ſeiner ſtarren Feſtigkeit, vernichtet worden iſt. Dieſe Zweiheit zieht ſich, als eine unüberwindliche, durch alle Anſchauungen und Auffaſſungen.

So wird Gotte ein wirklich und perſönlich exiſtirender, eben ſo ewiger Teufel, als kämpfende Macht, entgegengeſtellt. So treten der erſte Adam (der Menſch überhaupt) und der zweite Adam (Chriſtus der Gottmenſch) ſich feindlich gegenüber. Der erſte Adam iſt nur der Fortpflanzer der Menſchheit im Fleiſch. Von ihm geht daher aus die fleiſchliche Fortſetzung und äußerliche Reihenfolge der Geſchlechter. Dieſe ſoll in Nacht, Grauen und Sünde verhüllt, ſoll unbegeiſtert, unvergöttlicht, gottlos ſein und bleiben.

Dagegen iſt der zweite Adam, Chriſtus, der Fortzeuger der Menſchheit im (heiligen) Geiſte. Von ihm aus geht daher eine zweite Reihenfolge, die der erſten feindlich gegenüber ſteht, rein und allein dem Geiſte nach Fortzeugender, und dies ſollen dann, nach des Prieſteres Pabſt beſcheidener Meinung, die von der Kirche geweihten Prieſter ſein.

Dieſe beiden Reihen laufen nun alſo nebeneinander her, ohne Vermittlung und Einheit, indem die fleiſchliche Fortzeugung nie in ſich ſelbſt zur Vergeiſtigung, die geiſtige nie in ſich ſelbſt zur Fleiſchwerdung kommen kann. Beide ſind demnach in ſich ſelbſt ohnmächtig und unſchöpferiſch, beide ſind ohne ächte Wirklichkeit, denn das Fleiſch iſt nur wirklich im Geiſt, der Geiſt aber die unbedingte Macht, ſich ſelbſt im Fleiſch Wirklichkeit zu geben.

Die Pabſtiſche Anſicht iſt ebenſo unvernünftig, als unchriſtlich. Denn Chriſtus iſt ja eben ſelbſt die Fleiſchwerdung des Wortes, des göttlichen Geiſtes, er hat in ſich ſelbſt den Menſchen (d. h. den wahren und wirklichen, keinen bloßen Scheinmenſchen etwa, wie gnoſtiſche Ketzer behaupten) mit Gott geeint, zum Gottmenſchen erhoben, und dies iſt die Bedeutung ſeines Erlöſungswerkes, daß er den endlichen (innerhalb der Sinnlichkeit zur Erſcheinung

kommenden) Geist mit dem unendlichen (reinen) als Eins gesetzt hat. Dadurch fällt jene schlechte, mechanische Zweiheit der oben bezeichneten, ewig von einander getrennten Reihen über den Haufen. Sobald der fleischgewordne Gott erkannt ist, sobald der Knotenpunkt (Christus) da ist, in dem der unendliche Geist innerhalb der sinnlichen Erscheinung sich vollständig geoffenbart hat: sobald hört alles Sinnliche auf, ein blos Sinnliches zu sein, die ganze Welt, ganz vorzugsweise aber der Mensch, stellt sich heraus als eine Fleischwerdung und Offenbarung des unendlichen Geistes, Gottes, der, in Christus, den Wolkenschleier des Trüben von sich gestreift hat und, ein für allemal, zum lebendigen Hier geworden ist. Hiermit ist das Irdische und Sinnliche selbst geheiligt, vergeistigt, nicht, indem es ausgerottet wird, sondern indem der Geist es mit sich selbst durchdringt und erfüllt, es in sich selbst aufnimmt und, als Sinnliches, aufzehrt, es aber ebenso sehr erhält und adelt, als den angemessenen offenbarenden Ausdruck des Geistigen. Gott braucht sich also gar keines absonderlichen Extramittelchens zu bedienen, damit der Mensch im Geiste fortgezeugt werde, er braucht den Geist nicht von außen her dem Menschen von Geschlecht zu Geschlecht gleichsam eintrichtern zu lassen durch Leute, die, sie mögen sich noch so sehr durch die Enthaltung vom sinnlichen Geschlechtsverkehr entsinnlichen und verhimmlichen wollen, doch immer sinnliche Creaturen mit sinnlichen Bedürfnissen bleiben, und die ja selbst einen leiblichen Vater und eine leibliche Mutter gehabt haben, welche sie durch Aussprüche wie der angeführte schamlos und unkindlich lästern.

Wir sind erlöst, ein für allemal, und brauchen keine fortsetzenden Erlöser, wir haben den Mittler und brauchen keine weiteren, denn durch die in Christus erwachte Anschauung und ihre lebendige Fortbildung durch die Vernunft, steht zwischen uns und Gott nichts Fremdes mehr, wir brauchen keine ausschließlichen Verwalter der Geheimnisse Christi, denn diese Geheimnisse sind in uns selbst lebendig und bewußt, wir brauchen keine Priester, denn wir sind alle zu Priestern geworden.

Da wir die Leiblichkeit, durch das Christenthum und seine geistige Fortbildung, nur als das Kleid der Geistigkeit erkannt haben, da das Reich Gottes in uns selbst ist, so ist Gott zugegen in jedem wahrhaft menschlichen Verhältniß und der leibliche Vater, als solcher, uns auch zugleich der geistige, wozu wir keines fremden Priesters bedürfen. Er ist, nachdem er uns dem Fleische wie dem Geiste nach erzeugt, nicht nur unser Ernährer, dem Fleische nach, sondern unser Erzieher und Bildner im Geiste. Hierdurch wird nicht nur die Familie, das Verhältniß zwischen Kind und Aeltern, vergeistigt und geheiligt, sondern auch die Zeugung selbst als die erste, natürliche Wurzel dieses Verhältnisses, obgleich Pabst sie die Geschäftsführung der alten Sünde nennt.

Von dieser „alten Sünde", von diesem „Urübel" ist hier noch ein Wort zu sagen. Man hat den sogenannten Sündenfall vielfach mit dem sinnlichen sich Erkennen der Geschlechter in Verbindung gebracht, in diesem den verbotnen Apfel vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sehn wollen. Obgleich sich im Text des alten Testaments keine ausdrückliche Veranlassung zu dieser Auslegung findet (weshalb consequent sein wollende kirchlich Gläubige sich derselben enthalten sollten), so ist sie doch nicht ohne Tiefe.

Wir selbst haben früher entwickelt, daß durch die Geschlechtsvereinigung sich der Menschengeist zuerst selbst als Einheit mit sich selbst erkennt und findet, das heißt: sich selbst weiß. Mit der erkannten Einheit erst kann aber auch die Abweichung von dieser Einheit, das mit sich selbst Uneinswerden des Geistes, was wir das Böse, die Sünde nennen können, begriffen worden sein. Denn ohne die erkannte Einheit hat das Verletzen dieser Einheit, als ein Unrecht, gar keinen Sinn. So wird dieses, aus dem Geschlechtsverkehr sich nothwendig entwickelnde sich Wissen des Geistes zum Gewissen. Der Mensch hat vom Baume der Erkenntniß gegessen, er weiß nun, was gut und böse ist, und somit ist er aus dem Paradiese der unbewußten Unschuld getrieben und von nun an der Arbeit, dem Kampfe und Ringen gegen das Böse und

nach dem Guten preisgegeben, mit andern Worten: aus dem dumpfen Naturleben, in dem der Geist nur noch unbewußt schlummerte, ist er erwacht zum freien, bewußten Menschenleben und Streben. Dadurch ist allerdings die Sünde, als Möglichkeit, mit erzeugt, weil ohne die Möglichkeit der Sünde gar keine Freiheit, gar kein Gutes sein kann. Aber der Act, an den sich diese Möglichkeit knüpft, ist, weit entfernt, selbst die Sünde oder das Uebel zu sein, zuvörderst etwas einfach Natürliches, mithin weder gut noch böse zu nennen, in seinen Folgen aber grade die Befreiung, die den Menschen erst zum Menschen, das heißt: zum bewußten Geiste adelt und seine freie Wiedervereinigung mit Gott, dem unendlichen Geiste, möglich macht.

Aus allem Gesagten ergiebt sich, daß die ganze Einrichtung des Cölibats, ja die des Priestercharakters überhaupt (im katholischen Sinne) eine gottlose, ja selbst eine unchristliche ist und nebenbei auch, daß Pabst in die Reihe jener Atheisten gehört, die nur einen über- und außerweltlichen Gott kennen, den Gott im Menschen aber, im Gottmenschen, den gegenwärtigen Geist in den schönsten und reinsten menschlichen Verhältnissen abläugnen, die mithin nur die schlechte äußerliche Schale des Christenthums, die grobsinnliche, mythische Vorstellung, besitzen, von dem innern Kerne aber, der eigentlichen Wahrheit, das heißt: von dem als Eins Setzen des unendlichen und endlichen Geistes nichts wissen wollen.

Wenn wir aber eingeräumt und entwickelt haben, daß der Mensch sich in der Familie nicht nur in natürlicher, sondern auch in geistiger Weise fortpflanze, so ergebt dadurch auch unmittelbar die strenge Forderung an die Familie: den Menschen wahrhaft zum Geiste zu bilden, die wahrhafte Gesinnung und Gesittung innerlich zu entwickeln und äußerlich darzustellen, den Gott, so weit er sich als Familie, der Natur der Sache nach, offenbaren kann, auch wirklich zur Offenbarung zu bringen.

Da sich nun die Entwickelung des Geistes in der Familie hauptsächlich als Erziehung der Kinder ausspricht, so haben

wir diese vorzugsweise zu betrachten. Mann und Weib haben (wie schon gezeigt) in der gegenseitigen Hingebung die Einheit des Geistes mit sich selbst gefunden, mit dieser Einheit aber auch das Bewußtsein von der Möglichkeit eines Uneinswerdens des Geistes mit sich selbst, mit andern Worten: sie haben erkannt, was gut und was böse ist. Denn das Böse ist nichts Wirkliches (Positives), sondern nur der Widerspruch, daß der Geist mit sich selbst nicht übereinstimmt, von seiner eignen Wahrheit abweicht, das heißt: sein Wesen, als Geist, aufgiebt und somit dem Entgegengesetzten, dem Ungeist (dem Schein der Sinnlichkeit, dem Thierischen) verfällt. Denn der Geist, wenn er mit sich selbst in Einheit und Harmonie ist, ist durchaus gut, weil er eben Geist ist. In dieser Harmonie mit sich selbst hat der Geist aber auch seine Freiheit gefunden, indem er sich in sich selbst, in seiner eignen Wahrheit, als seinem eignen, durchsichtigen Lebenselement, frei ergeht, sich mit sich selbst unendlich durchdringt und erfüllt, ohne Hemmniß und Widerstand. Der verdunkelte Geist dagegen, der seine Einheit mit dem Geiste, mit sich, noch nicht gefunden hat, ist von allen Seiten und Ecken her, durch die sinnliche Erscheinung draußen und die sinnliche Natur des Menschen drinnen gestoßen, zurückgedrängt, eingezwängt und gebunden, denn das Sinnliche, Ungeistige steht ihm noch, da er selbst noch nicht wahrhaft Geist geworden, als gleichberechtigte Macht gegenüber. Erst da er seine unendliche Einheit mit sich selbst erkannte, hat er sich auch als die Macht über alles Sinnliche und die Einheit alles Sinnlichen gefunden, in der dieses selbst, als nur Sinnliches aufhört, Wirklichkeit zu haben, in der es sich selbst zu Geist verwandeln muß, folglich dem Geiste keinen Widerstand mehr leisten, kein Andres gegen ihn bleiben kann.

Dieses Bewußtsein des Guten und Bösen, diese Freiheit ist in der Ehe gefunden, und als das Einswerden zweier Willen im Guten dargestellt. In der Familie aber soll dies Einswerden seiner Zufälligkeit entnommen und als geltende Macht durchgesetzt und dargestellt werden. Das Kind findet daher seinem zufälligen und besondern Einzelwillen

gegenüber schon den (weil aus der Einswerdung des Geistes entstandenen) in sich nothwendigen, allgemeinen (vernünftigen) Willen der Aeltern vor, zu dem es selbst, die Zufälligkeit und Besonderheit seines Willens abstreifend, sich erheben soll. Obgleich nun dieser allgemeine Wille der Aeltern in sich selbst der Ausdruck der Freiheit (Uebereinstimmung des Geistes mit sich selbst) ist, so tritt er dem Kinde gegenüber, das noch in dem entgegengesetzten Elemente der Unfreiheit, der bloßen Natürlichkeit lebt und webt, zunächst als Zwang auf, und der Gehorsam wird das nothwendige Bildungsmittel, um zur Freiheit zu gelangen. Der nicht aus der Vernunft und Wahrheit hervorgehende, sondern durch natürliche, zufällige Triebe bedingte und bestimmte, mithin in sich selbst unfreie Einzelwille des Kindes muß gebrochen werden, damit er sich aus dem Kerker der blinden Naturbestimmtheit hinausfinde in das reine, unsinnliche, ihm angemessene Element der freien Geistigkeit, in dem keine zufällige Aeußerlichkeit mehr entscheidet, sondern nur die Wahrheit des Geistes selbst, in dem der Geist nicht unbewußt fremden Gesetzen folgt, sondern sich im eignen Gesetz frei ergeht. Diese Befreiung kann das Kind nur in dem durch Einswerdung allgemein gewordnen Willen der Aeltern finden, denn diese haben ja eben schon, da sie ihre einzelnen Eigenwillen gegeneinander aufgaben, den in sich selbst einigen Willen, die geltende Wahrheit des Willens, den Kern der Freiheit, ineinander gefunden. Es ist daher eine tadelnswerthe und unverantwortliche Weichlichkeit und Schlaffheit, wenn Aeltern nicht die Kraft haben, des Kindes blinde und willkürliche Natur zu bändigen und alle Ausbrüche des unvernünftigen Eigenwillens mit Strenge zurückzuhalten oder zu züchtigen. Dies ist durchaus nothwendig, wenn das Kind nicht ewig ein Sklave der eignen Begierden bleiben, sondern zu freier Geistigkeit heranreifen soll. Die sentimentale Redensart, daß man ein Kind nur durch Liebe erziehen könne und müsse (insofern nämlich unter Liebe eine stets milde bleibende Behandlung verstanden wird, die dem Kinde sein Unrecht immer nur vordemonstrirt und es durch Ueberzeugung, deren

das Kind noch gar nicht fähig ist, die mithin nur eine erheuchelte Scheinüberzeugung sein kann, in aller Güte bändigen und lenken soll), diese Redensart ist eben weiter nichts, als eine unwahre Floskel. Oder wenigstens ist von einem Kinde, bei dem dies wirklich möglich ist, nicht zu erwarten, daß es sich je im Leben tüchtig erweise. Der Mensch ist der innerhalb der Sinnlichkeit erscheinende Geist, und somit ist in jeder gesunden und kräftigen Menschennatur, ehe sie sich entwickelt, ein harter Kampf des Despotismus der Sinnentriebe gegen die Freiheit des Geistes gesetzt. Nur durch diesen Kampf selbst wird der Geist, kommt er zum Bewußtsein, und je härter der Kampf war, als desto gewaltigerer Sieger geht der Geist aus ihm hervor. Und so lange der eigne, noch in Unbewußtheit schlummernde Geist des Kindes zu schwach ist, den Kampf selbstthätig zu führen, übernimmt ihn der ausgebildete Geist, der zum Bewußtsein entwickelte Wille der Aeltern. Und zwar geschehe dieses ohne alle weitschweifige Erläuterung und Explication. Denn der schlummernde, aber daseiende Geist des Kindes wird schon erwachen und sich die Handlungsweise der Aeltern selbst erläutern und expliciren, ohne daß man ihm den Moralbrei um den Mund schmiert und so seiner Thätigkeit, sie unnütz machend, vorgreift. Man versuche es einmal, und leite einen gesunden dreijährigen Jungen mit lauter Liebe und Güte und durch Gründe! Entweder wird man bald einen launenhaften, auf seine Gewalt pochenden Haustyrannen in ihm haben, der später im Leben zum unbändigen, Vernunft und Sitte mit Füßen tretenden Tollkopf erwächst, oder das Kind war schon verdorben, zu einem stumpfsinnigen, schleichenden Duckmäuser.

Auf der andern Seite aber bilde man sich doch ja nicht ein, durch solche nothwendige Zucht etwas Positives, Schöpferisches gethan, durch sie das Gute, als einen Inhalt, in das Kind hineingebracht zu haben. Man hat weiter nichts gethan, als das Kind unterstützt in dem seinem eignen Geiste eingebornen Kampfe gegen den Ungeist. Und hierauf beschränkt sich überhaupt alle Erziehung. Sie kann nichts

als die Hemmnisse hinwegräumen, die den Geist in seiner freien Selbstentwicklung aufhalten, sie kann diese Entwicklung nur durch weckende und befruchtende Worte fördern, nimmermehr aber kann sie den göttlichen Inhalt in das Kind hineinlegen, die freie Geistigkeit ihm beibringen. Und hier stoßen wir auf die atheistische Ansicht von der Erziehung und Belehrung, welche das Kind als ein leeres Gefäß betrachtet, in das man Sittlichkeit und Geist, Frömmigkeit, Tugend und Wissen hineintrichtern könne. Atheistisch ist diese Ansicht darum, weil sie den im Kinde gegenwärtigen Gott abläugnet. Das Kind nämlich ist, als Mensch, von Haus aus Geist, und kann auch zu nichts Weiterem werden, als zu Geist. Der ganze Verlauf seiner Bildung ist nur, daß es sich selbst als Geist erfasse, womit überhaupt die ganze Lebensaufgabe des Menschen ausgesprochen ist. Nie aber kann man den unentwickelten Geist zum entwickelten machen, indem man ihm allerlei Fremdes, allerlei Flitter und Plunder von außen anklebt und anhängt, oder indem man allerlei fertigen Inhalt in ihn, wie in einen Sack, hineinstopft, oder allerlei für sich selbst, ohne Hinzuthun des Geistes im Kinde, geltende Worte und Sprüchlein ihm, wie einer unbeschriebenen Tafel, ankritzelt.

Im Geiste, als solchem, ist das ganze Universum, das sinnliche, wie das übersinnliche, der Möglichkeit nach, enthalten und man kann nichts thun, als ihn frei gewähren lassen, damit er die Welt überwinde und sich selbst gewinne. Der Geist kann gar nichts erfahren, was nicht schon in ihm wäre, gar nichts verstehen, was er nicht selbst ist. Mit dem Geiste, als solchem, hat es daher die Erziehung gar nicht zu thun, sondern nur mit dem Zerstören der sinnlichen Schranken, die den Geist umsperren und nicht zur Freiheit, das heißt: zu sich selbst, kommen lassen, und es ist ein erbärmlicher Hochmuth, sich einzubilden, daß man aus dem Geiste des Kindes etwas Andres machen könne, als was er an sich schon ist.

Aus diesem Hochmuth entspringt die heillose Praxis, den Kindern, statt lebendiger Erziehung, nur eine todte **Dressur** angedeihen zu lassen, und die noch nicht ausgerottete Thorheit,

einen wohldressirten Menschen für einen gesitteten Menschen zu halten. Jene Dressur nämlich besteht darin, daß man das Kind Sittlichkeit, Wissenschaft, Religion, Alles und Jedes auswendig lernen läßt (welcher Ausdruck: auswendig hier sehr bezeichnend ist) als fertige und starre Formeln, die es blos aufzunehmen, sich einzuprägen habe und wobei nichts danach gefragt wird, ob der Geist des Kindes auch erstarkt genug ist, diesen jedesmaligen Inhalt sich zu assimiliren, ihn in sich selbst zu verwandeln, so daß der äußere Bildungsgang nur als ein Abdruck und Schatten der innern Selbstentwicklung erschiene, wie dies schlechterdings sein soll. So speichert der Mensch den unverdauten und fremden Stoff in sich auf, ohne daß dieser Stoff in ihm selbst Mensch wird. Die Moral wird dem Kinde in unverstandenen allgemeinen Sprüchen und Sentenzen eingebläut, die Wissenschaft ihm als ein wüster Haufen vereinzelter Thatsachen hineingeworgt, die Religion als ein fertig aufgebauter Baumkuchen eines überlieferten Systems von Dogmen und Vorstellungen aufgetragen, statt daß der Geist sich selbst zum Sittengesetz entfalten und sich in ihm erkennen, sich selbst, in der Wissenschaft, zur Macht über allen mannigfachen Weltstoff entwickeln und als die Wahrheit und Einheit dieses Weltstoffs erfassen, in der Religion endlich sich selbst in die lebendige Erkenntniß Gottes verwandeln, sich selbst mit Gott bewußt vermitteln und vereinen soll. Indem man dem Geiste diese Arbeit und Selbstthat, durch bequeme Darreichung der fertig gemachten und vorgekauten Resultate, ersparen will, erspart man ihm allerdings seine ganze Selbstentwicklung, das heißt: man läßt den Geist gar nicht zum Geiste kommen, sondern erstickt sein Emporwachsen bei Zeiten durch das Schmarotzerunkraut fremdartigen und aufgedrungenen Brimboriums. So wird aus der ganzen innern Selbstentwicklung eine äußerliche Scheinentwicklung, aus dem Menschen ein Scheinmensch, dessen Sitte, weil sie mit ihm selbst nicht Eins ist, eine Heuchelei, dessen Wissenschaft, weil er den Stoff derselben nicht in sich selbst, in Geist, Einheit und Organismus verwandelt, ein unfruchtbares Chaos, dessen Reli-

gion, weil er Gott nicht in sich selbst als den gegenwärtigen gefunden, und für sein Bewußtsein gezeugt, ein hohler Götzendienst ist und bleibt. So wird der Mensch zur lächerlichen Carricatur seiner selbst, und in der That sehen wir noch jetzt die Mehrzahl der Menschen als Carricaturen herumlaufen und werden sie so sehen, bis nicht der, auf Scheinheiligkeit und Lüge ganz offen hindeutende Ausdruck: hübsch artig sein aus dem Erziehungssprachgebrauche verschwunden ist. Bodenlos freilich war in dieser Hinsicht das Verderben im vorigen Jahrhundert. Man sehe die Knaben auf den Kupfern zu Weisse's Kinderfreund nur an mit ihren Schuhen, Strümpfen und Gallafracks, ihren Haarbeuteln, dreieckigen Hütlein und Stahldegen, mit dem eingelernten tiefen Complimente und den süßlich lächelnden Fratzen, in denen sich hündisch demüthige Selbstwegwerfung mit eitler Selbstgefälligkeit widerlich paart, und man wird sich keinen Augenblick mehr über die unrühmlichen Schlachten, über die feige Uebergabe starker Festungen bei Annäherung eines einzigen Trompeters, über den Einzug der Franzosen in die Hauptstädte Deutschlands und über den knechtisch erheuchelten Enthusiasmus und den feilen Jubel, der dem Unterdrücker schamlos gezollt wurde, verwundern. War nicht diese Bereitwilligkeit, sich selbst zu erniedrigen, blos eine Variation auf das Thema des ebenfalls in Weisse's Kinderfreund enthaltenen und zur Zeit noch für sehr moralisch und fromm gehaltenen Kinderwunsches:

Liebenswürdig möcht' ich sein,
Jedermann gefallen —?

Wer aber Jedermann gefallen will, der verdient von Jedermann verachtet zu werden.

Ja aus diesem einen Sprüchlein eines gefeierten und weitverbreiteten Erziehungsbuches können wir uns die ganze spätere Schmach des Vaterlandes erklären, denn wo der ganze, volle Mensch in seiner schlichten und unerlegenen Tüchtigkeit nothig wäre, um dem Geschick zu stehen, da brechen zierliche Glieder- und Drathpuppen, die innen Holz sind, die von der Tugend nur darum ein Wesens machen, weil man durch sie Jedermann gefällt, freilich in sich selbst zusammen und das Affen-

bild einer aufgeschminkten, mit Floskeln coquettirenden Scheintugend schlägt um in's Gegentheil aller Tugend und zeigt sich in seinem eigentlichen Wesen, als die nackte und offenkundige Niederträchtigkeit.

Obgleich nun jene „gute alte" Zeit des Haarbeutels und der Lüge, Gott sei Dank! gestorben, begraben und verfault ist, so sind wir dennoch bei weitem noch nicht frei von jenem Schein- und Gliederpuppenwesen, das, da der ächte und aufrichtige Mensch allerdings mehr und mehr hervortaucht, denselben nur nicht mehr bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit verzerrt, sondern nur noch leicht verschleiert. Der Grund hiervon aber liegt eben in der Erziehung und dem Unterricht, die es sich noch immer angelegen sein lassen, dem Menschen Unverstandenes aufzubinden und umzuhängen, anstatt das Verständniß der Sache, das heißt: die Sache selbst, in ihm zur Entwicklung zu bringen, die ihm noch immer zumuthen, sich an der kahlen Stange der Autorität zur wahren Menschheit emporzuranken, die sich begnügen, das Böse nur durch schöne Redefloskeln zu überpinseln, anstatt das Gute im Menschen zu wecken und zum Bewußtsein zu fördern. Eine praktische Anweisung, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, wird man hier, wo wir es nur mit Principien zu thun haben, nicht erwarten. Das allgemeine Princip aber ist: Man lasse den Menschen durch eigne Selbstthat zum Menschen werden, nicht durch fremde Zustutzung.

Aber freilich ist die allgemeine Sittlichkeit in unsrer Zeit (obgleich ausgebildeter als in irgend einer früheren) doch noch so unbefestigt, daß nicht nur Streit über die Richtigkeit eines sonnenklaren Princips entstehen kann, sondern daß die Mehrzahl der Menschen ohne alles Princip handelt.

Auf dieses Nichtanerkennen der Principien, auf dieses sich um sie gar nicht Bekümmern läßt sich eigentlich aller Atheismus im Leben zurückführen. Denn nach Principien handeln heißt eben: das ewige und allgemeine Wesen des Geistes in allen einzelnen Thaten des Lebens ausprägen und offenbaren. Wer nun gar keine Offenbarung

des Geistes, seinem ewigen Wesen nach, im Menschen anerkennt, wer den Gott in der Menschenbrust verläugnet, der kann natürlich gar nicht auf den Gedanken gerathen, Gott im Leben darzustellen, oder mit andern Worten, nach Principien zu handeln. Was ein solcher Atheist dann „nach Principien handeln" nennt, das ist blos die verschmitzte, weltkluge Berechnung, wie man untergeordnete, ungeistige Zwecke am besten erreichen könne. Wenn ein Solcher uns etwa auch den Satz einräumte: der Mensch solle durch die Erziehung zum wahren Menschen werden, so versteht er darunter keineswegs, wie wir: der Geist des Menschen solle sich, seiner ganzen Totalität nach, frei entfalten, damit er sich, in seiner Unendlichkeit und Einheit, in allem Denken, Wollen und Thun, rein offenbare, sondern solche Worte belächelt er als poetische Redensarten und das: zum wahren Menschen werden heißt ihm nichts, als: alle Verbrechen meiden, um mit Sicherheit zu leben, sich zu einem Amte bilden, um sich ernähren zu können, und an das überlieferte Dogma glauben, um nach der Mühsal dieses Lebens die ewige Seligkeit zu genießen. Und so sehen wir nun in der That in der Familie, statt der Gesinnung, das feige Unterwerfen der Gedanken unter die Forderungen der einmal bestehenden Macht sich entwickeln, statt der Sitte, das äußerliche und geistlose sich dem hergebrachten Schlendrian Anbequemen. Und so weit ist es bei uns gekommen, daß die knechtisch Gesinnten Wohlgesinnte, die farb- und thatlosen Marionetten hergebrachten Anstandes Wohlgesittete genannt werden. Dadurch wird die Erziehung von allem positiven, göttlichen Inhalt ausgeleert und besteht fast nur aus Anweisungen, wie man Brod erwerben, wie man durchs Leben kommen solle, was man vermeiden müsse, um nicht anzustoßen, um sich nicht bei der Welt zu schaden. Solche schlechte Zwecke (denn schlecht ist Alles, was außer Bezug mit dem Geiste und seiner Offenbarung gesetzt und in dieser Vereinzelung als für sich selbst gelten sollender Inhalt festgehalten wird) erfordern dann natürlich auch schlechte Mittel, und es kann daher nicht fehlen, daß allgemeine Kriecherei (natürlich unter andrem Namen)

und das feige Verläugnen und zahme Unterwerfen der eignen Ueberzeugung, des eignen Gewissens, mit naiver Frechheit anempfohlen wird.

Woher kommt es wohl z. B., daß in unsrer Erziehung und unsrem Unterricht wir fast nie das Wort „Vaterland", in unmittelbarem Bezug auf uns selbst, zu hören bekommen, als ob es so ein Ding für uns gar nicht gäbe? daß wir nur historisch in der Schule erfahren, die Römer und Griechen hätten einst dergleichen gehabt und geliebt? Um Gotteswillen mißdeute man uns hier nicht so, als ob wir mit obigen Worten den Vorschlag beabsichtigten, den Kindern fortan mehr vom Vaterland und Vaterlandsliebe vorzureden! denn dies könnte nur zur heillosesten Affection*) führen, deren wir ohnehin schon genug haben. Wir weisen nur auf das einmal vorhandene und nicht wegzuläugnende Factum hin, als auf ein Zeichen der Zeit, in dem der offenbare Beweis liegt, daß uns jene Worte nicht in Mark und Leben übergegangen sind, daß sie nicht in der allgemeinen Gesinnung leben. Warum wissen grade die Frauen, in denen der Grund und die Wurzel aller Gesinnung und Sitte zu suchen ist, bei uns von solchen Worten auch so rein gar nichts, als eben: daß es Worte sind?

Von Patriotismus redet man wohl allenfalls, aber die Bedeutung selbst, die man diesem Worte ganz allgemein beilegt, zeigt, wie bei uns von Vaterlandsliebe so sehr alle Spur verloren ist, daß man selbst den Sinn des Wortes vergessen hat. Unter Patriotismus nämlich verstehen wir heut zu Tage und hier zu Lande den blinden und sündischen Respect vor der ganz einzelnen Persönlichkeit des zufällig jedesmaligen Königs oder Fürsten, welcher Respect sich komisch abquält, sich als Begeisterung zu geberden, weil es einmal so sein muß und hergebracht ist. Es würde demnach ein Mensch, der einem schlechten Fürsten (denn ein Fürst kann doch einmal schlecht sein, so gut wie jeder andre Mensch) in treuer Ergebenheit mit Rath

*) Leider ist diese, seitdem Obiges geschrieben war, mit Macht zum Ausbruch gekommen.

und That beistünde, das Land zu unterdrücken, auszusaugen und in jeder Weise zu ruiniren, bei uns ein guter Patriot genannt werden müssen, welches äußerst rare Curiosum unglaublicher Unvernunft wir hiermit der staunenden Nachwelt aufbewahrt haben wollen*).

Soll man denn den Leuten, die den sogenannten „Patriotismus" so geistlos und unüberlegt betreiben, und die doch auch einmal durch die Schule gelaufen sind, ausdrücklich in's Gedächtniß zurückrufen, daß Patriotismus herkommt von einem lateinischen Worte, **patria**, das da zu deutsch heißt **Vaterland**, und in dem von einem **rex** gar nicht die Rede ist?

Wir haben hier von Vaterland und Vaterlandsliebe nur gesprochen, um an einem schlagenden Beispiele zu zeigen, wie in unsrer Erziehung von allgemeinem und wahrhaft geistigem Inhalt, in dem allein der Mensch seine göttliche Natur bewähren kann, fast gar nicht die Rede ist. Was hilft es aber, von Gott zu schwatzen und den Kindern einen beliebig erdachten Götzen, als diesen Gott, aufzudringen, wenn man sie von der wahren Vermittlung und Einigung mit Gott, dem unendlichen Geiste, das heißt: von der eignen, freien Geistesentwicklung, so viel wie möglich zurückhält?

Hier legen wir jedem Leser recht dringend ein Werk an's Herz, das leider so ziemlich in Vergessenheit gerathen ist, obgleich es, als ein deutsches Evangelium, fort und fort erforscht und heilig gehalten werden sollte. Wir meinen: Fichte's Reden an die deutsche Nation. Jedem Deutschen, den seine Bildung nur irgend zum Verständniß dieser Reden befähigt, ist es wahrhaft Pflicht, sich mit ihnen bekannt zu machen, obgleich in der Schule, wo wir ja genug von Demosthenes und Cicero zu hören bekommen, ihr Dasein gänzlich ignorirt wird. Diese Reden sind nicht ein bloßes Buch, sondern eine

*) Seit Obiges geschrieben, hat Alles sich geändert, und es gehört zum guten Ton, für das „herrliche deutsche Vaterland" zu schwärmen. Weil ein Höherer zuerst also geschwärmt, hat sich sogleich ein gehorsamster Enthusiasmus überall verbreitet. Es ist nur die Frage, ob er vor den Kanonen Stand halten würde?

That, und ihr Sinn und Streben ist, daß die Weisheit zum Leben werde, daß das Reich Gottes kommen soll.

Was wir oben angedeutet, ist in ihnen in einer strenger wissenschaftlichen Form, doch mit der Begeisterung eines mannlichen, prophetischen Zornes, entwickelt, und leider treffen die harten und bittren Vorwürfe, die Fichte in diesen Reden dem damaligen Geschlecht machte, uns heut noch immer und müssen stets von Neuem eingeschärft werden.

Aber man wird diese unsre Vorwürfe ungerecht nennen und uns einwenden: „Machen wir nicht in der Erziehung und dem Familienleben die Kinder zu guten Menschen, indem wir ihr Gefühl, ihr Herz bilden und es empfänglich machen für Ehrfurcht, Dankbarkeit, Mitleid, Wohlthätigkeit, Wahrheitsliebe, Frömmigkeit, es das Laster verabscheuen und die Tugend lieben lehren? Und liegt diesem unsrem Verfahren blos die besondre Wohlfarth des Einzelnen, als Princip, zum Grunde? Erheben wir nicht im Gegentheil dadurch die Kinder in das ganz allgemeine Element des Guten und Rechten, das alle edlen Menschen verbindet? Was brauchen wir denn noch für eine besonders bestimmte Gesinnung und Sitte zu entwickeln, was wollt ihr damit überhaupt sagen? Ist es nicht Gesinnung und Sitte genug, reicht es nicht für das ganze Leben vollständig hin, ein guter Mensch zu sein?“ Mit Nichten! erwidern wir hierauf. Weit entfernt, daß die sogenannte Herzensgüte genügend sei, den Menschen in seiner ganzen Wahrheit zu zeigen, ist sie vielmehr nur der nothwendig vorausgesetzte, dunkle Ausgangspunkt, bei dem alle wahre Menschenbildung erst anfängt. Zunächst ist diese Herzensgüte jedem Kinde instinctmäßig eingepflanzt, und es ist eine Prahlerei, wenn man mit wichtiger Miene behauptet, sie gebildet zu haben.

Die Arbeit bei dieser Bildung ist wahrlich gering, denn es müssen im Gegentheil die ungeheuersten Mißgriffe geschehen sein, wenn diese natürliche Herzensgüte im Kinde erstickt ist. Ferner aber sieht man leicht, daß mit der bloßen Herzensgüte noch gar nichts Wesentliches, Positives gewonnen ist, denn zum Theil ist sie bloße Harmlosigkeit und Unschädlichkeit (also

etwas rein Negatives), zum Theil stellt sie das Gute dar in der ganz nebelhaften, in sich selbst undeutlichen, noch halb sinnlichen Form der Empfindung, die, weil sie noch nicht von dem klaren, in sich selbst festen Bewußtsein des Geistes durchdrungen ist, eine ganz zufällige und unzuverlässige bleibt. Denn nur der Geist, der sich selbst versteht, ist in sich unerschütterlich und kann von keinem blinden Eindruck mehr hin und hergetrieben werden, denn er hat seine ewige und unumstößliche Wahrheit in sich selbst erkannt. Was sollen aber die beliebten Ausdrücke: das Herz, oder das Gefühl, oder das Gefühlsleben bilden eigentlich bedeuten? Etwas bilden heißt doch wohl, schon dem Wortsinne nach, es zu einer deutlich abgegrenzten scharfen Gestaltung bringen.

Nun sind aber Herz und Gefühl das noch nicht scharf Gestaltete, das Stoffartige des innern Menschen, das in seiner zerflossenen, unbestimmten Weiche aller Form fähig ist, aber selbst noch keine hat und nur im Weben seiner dumpfen Tiefe danach ringt, eine bestimmte Form und feste Gestalt zu erzeugen. Sobald aber das Herz (oder Gefühl) aus dieser seiner Formlosigkeit, seiner Unaussprechlichkeit herausgetreten und zu fester, erkennbarer Gestalt geworden, das heißt: so bald es gebildet ist — dann haben wir es eben nicht mehr mit dem bloßen Herzen (Gefühl) zu thun, sondern das Herz ist selbst zu Geist, das Gefühl zu Erkenntniß, zum Gedanken geworden. Denn der Geist, so wie er allein fähig ist, zu erkennen, ist auch allein fähig, als feste, in sich geschiedne und gegliederte Gestaltung erkannt zu werden. Man versuche es doch einmal, irgend ein Gefühl nur näher zu bezeichnen, ohne zum Gedanken seine Zuflucht zu nehmen! Es ist das schlechterdings unmöglich. Das deutlich ausgesprochne Gefühl ist selbst schon Gedanke, das gebildete Herz ist der Geist selbst. Sobald man also das Gefühlsleben nicht sich selbst und seiner dumpfen Unklarheit überläßt, sobald man es wahrhaft bildet, das heißt: auflichtet und gestaltet, so ist diese Bildung nichts Andres, als die Entwicklung des Geistes.

Versteht man aber unter „Bildung des Gefühlsle-

bens" das, daß man mit dem Kinde hinabsteigt in den dunklen Mutterschoß ungeborner Gedanken, es im Austausch halb- oder unbegriffner Rührungen, im Rausche zitternder Gefühlsanflüge schwelgen und sich in diesem chaotischen, betäubenden Gewoge beseligt und befriedigt fühlen lehrt — dann ist man in einem entsetzlichen Irrthum befangen. Weit entfernt, Bildung zu sein, ist dies grade das Gegentheil aller Bildung, nämlich die gewaltsame Unterdrückung derselben, und die Folgen davon sind die verderblichsten. Denn der Mensch mit also „ausgebildetem" (d. h. raffinirtem) Gefühlsleben hat keinen festen Polarstern eines bewußten Geisteszieles für das Leben, sondern bleibt das ohnmächtige und unfreie Spielwerk der dämonischen, ungebändigten und dunklen Mächte seines eignen Busens. Grade unter den sogenannten Gefühlvollen (d. h. denen, deren Gefühl sich nicht zu bewußter Geistigkeit gelichtet hat) findet man daher vorzugsweise die Schwächlinge, Schwindler und Taugenichtse, die in sich selbst keinen Halt haben und Andern keinen Halt gewähren, die unheimlich zwischen Ausschweifung und Reue, zwischen Missethat und Zerknirschung hin und hergeschleudert werden und niemals ihr Leben zu einer in sich gediegenen und abgerundeten, festen und erquicklichen Gestalt bringen können.

Wie Menschen, in denen das Gefühl nicht zum Geiste entwickelt ist, immer nur im Augenblicke leben, weil keine Einheit des Bewußtseins die auseinandergerissenen Zeitpunkte zusammenbindet, so leben sie auch immer nur in dem dürftigen, ganz vereinzelten Punkte ihres eignen Ich, und ihre Welt reicht nicht weiter, als der Umkreis ihrer Nervenzuckungen. Denn die Empfindung ist grade das in sich selbst Verschlossene, ganz Besondre, blos Persönliche. Der Geist, wenn er sich in sich selbst erfaßt, findet sich als eine entwickelte Einheit und bleibt nicht in den Kreis des einzelnen Lebens gebannt, sondern erobert, nach allen Richtungen hin sich ausbreitend, die Welt durch Erkenntniß. Dadurch hört er auf ein Einzelner, ein Vereinzelter zu sein, denn immer sieht er sich im Zusammenhange mit dem Ganzen, überall findet

er sich als den Mittelpunkt einer großartigen, das Ganze durchpulsenden Wirksamkeit, so wie er im Gegentheil wieder das Ganze bewußt auf ihn selbst einwirken und ihn sich einverleiben, ihn selbst zur Ganzheit bilden läßt. · Deshalb hat der geistig entwickelte Mensch Muth, Kraft und Einsicht, mit einzugreifen in das Getriebe des allgemeinen Geisteslebens, jede seiner Thaten hat eine ewige Bedeutung, weil sie nicht vereinzelt und abgetrennt dasteht, sondern ein lebendiges Glied in dem großen Offenbarungswerke des Menschengeistes ist. Sein Leben hat einen Sinn als Ganzheit und Allheit innerhalb der Ganzheit und Allheit des großen Völkerlebens, und so fühlt er sich, sein kleines Selbst vergessend, hingegeben und ergossen in dem Strome des großen Geisteslebens, all sein Thun aufgehoben und aufbewahrt in der ewigen That des unendlichen Geistes selbst, er lebt und webt in Gott.

Der geistig unentwickelte Gefühlsmensch aber bleibt ewig gebannt in seine eigne, dumpfe Selbstheit, er hat sich selbst nicht als Einheit und Zusammenhang (Geist) begriffen, und weiß daher auch nicht seine Einheit, seinen Zusammenhang mit dem Weltganzen, mit dem allgemeinen Geistesleben zu fassen, noch weniger diese Einheit, diesen Zusammenhang in seinem Leben bewußt darzustellen. Er schweift gottverlassen in der Irre umher. Ueberall rennt er blindlings an, die Ordnung und den Gang des Ganzen störend, und wenn er auch einmal, vom Dämon getrieben, instinctmäßig das Rechte träfe und thäte, so hat dies für ihn selbst gar keinen Werth, denn er würde die Bedeutung seiner eignen That nicht verstehen. Er wäre also nur dem unbewußten und unvernünftigen Zufall zu vergleichen, der manchmal die Verwicklung menschlicher Geschicke durch ein unerwartetes Zusammentreffen befriedigend löst.

Das aber ist es eben, was wir von jeder Erziehung und Bildung verlangen, daß der Geist ein klares Bewußtsein von sich selbst und somit eine feste Gestalt gewinne, daß er von keiner Schranke der Sinnlichkeit, von keinem todten Vorurtheil gehemmt werde, sich in seiner Unendlichkeit nach allen Seiten hin frei auszubreiten und zu bethätigen, daß ihm die ganze Welt

offen und zu Gebot ſtehe, die er, ſeinen eignen Stempel ihr aufdrückend, verewigt, und daß er ſelbſt eine geordnete und vernünftige Welt in ſich verwirkliche und darſtelle. So wird der Menſch zum Menſchen, ſo wird er ein Mündiger, und wie die Familie auch äußerlich den Menſchen zur Mündigkeit heranbilden und dann in das Leben entlaſſen ſoll, ſo iſt ihre innere Bedeutung die geiſtige Mündigwerdung der Kinder durch das Emporheben derſelben in die bewußte Geiſteseinheit der Aeltern. So bildet die Familie eine geiſtige Einheit in der Geſinnung und Sitte; unter Geſinnung aber verſtehen wir die aus klarer und feſter Erkenntniß erwachſende Begeiſterung für Alles, was recht, das heißt: was dem Geiſte angemeſſen iſt, und was er zu fordern hat, unter Sitte die reine Ausprägung dieſer Begeiſterung im Leben und Handeln.

Das Weſen der Familie iſt alſo nicht erſchöpft durch ein gemüthliches und liebevolles Zuſammenleben, ſondern die natürliche Einheit der Blutsverwandten ſoll ſich entfalten zur freien geiſtigen Einheit in Geſinnung und Sitte. Ein Familienleben, in dem nur das Einzelnleben des Gefühls ausgebildet wird, iſt ſomit ein atheiſtiſches, da es ſich nicht ſelbſt als Ausdruck und Offenbarung des unendlichen Geiſtes zu faſſen weiß und ſeinen wahren Gottinhalt verkennt. Und leider ſtehen die meiſten Familien auf dieſer Stufe, weshalb unſre Familie den Menſchen auch meiſt als einen Unmündigen, geiſtig Unreifen in das Leben ſendet. Daher der allgemeine, verſchüchterte und verblüffte Schuljungenſinn, den unſre Scheinmänner in's öffentliche und Staatsleben mitbringen, und der die Staatsgewalt einigermaßen entſchuldigt, wenn ſie ſich gegen uns, anſtatt uns als freie Männer zu reſpectiren, wieder die Stellung einer Erzieherin anmaaßt und die ſich kindiſch Geberdenden wie Kinder behandelt. Daher die Verdroſſenheit, Kleinlichkeit und Geiſtloſigkeit in allem öffentlichen Wirken, weil der Einzelne, der ſich ſelbſt nicht zur vollen Totalität des Geiſtes entfaltet hat, ſich eben immer nur als Einzelner fühlt, ſeinen lebendigen Zuſammenhang mit dem Staatsganzen nicht

begreift und nicht darzustellen fähig ist. Daher der gänzliche Mangel an öffentlichem Geist, so daß jede Amtsführung meist nur als nothwendiges Uebel, des Broderwerbes und persönlichen Ansehns wegen, oder als einzelne Privatliebhaberei, höchstens aber mit der ganz unbestimmten und kahlen Vorstellung der Pflichterfüllung betrieben wird. Keiner aber fühlt und weiß sich lebendig im Ganzen und das Ganze in ihm, Jeder steht nur auf seiner besondern Stelle und keucht unter seiner besondern Last.

Hier aber sind wir unvermerkt schon in das Gebiet des Staates getreten, und ehe wir auf diesem Wege weiter schreiten, müssen wir den innern Uebergang zum Staate und damit seine Nothwendigkeit und geistige Bedeutung entwickeln.

Der Staat.

Die Aufgabe des einzelnen Menschen, wie der Menschheit überhaupt, ist: den Geist in seiner ganzen Totalität, die Einheit des Geistes mit sich selbst, die Freiheit, innerlich zu entwickeln und äußerlich darzustellen. Diese Aufgabe wird gelöst auf verschiedenen Stufen, so daß die Lösung, von einer Stufe zur andern, immer eine tiefere und reichere wird, daß immer größere Lebenskreise in diese Einheit des Geistes hineingezogen, von ihr überwältigt und durchdrungen werden.

In der Ehe fand und erkannte sich die Einheit des Geistes mit sich selbst zuerst, indem der Geist sich im Geiste wiedererkannte, sich im Geiste befreite aus seiner dumpfen Verschlossenheit in sich selbst.

In der Familie war die höhere Bestätigung dieser gefundnen Einheit des Geistes mit sich selbst ausgesprochen, indem dieselbe, der unentwickelten Geistigkeit der Kinder gegenüber, als geltende und feste Macht auftrat und die Kinder (in der Erziehung) zwang, ihren zufälligen, einzelnen Eigenwillen aufzugeben, und aufgehn zu lassen in dem (durch Einswerdung) allgemein gewordnen, vernünftigen Willen der Aeltern, wodurch die einzelnen Familienglieder, aus der blinden Willkür der Natur erlöst, ihren Willen in der Gesinnung und Sitte zu einem wahrhaft freien, das heißt: in seinem eigensten Lebenselement sich ergehenden und genugthuenden, machten. Aber auch in der Familie bleibt der Grund und Boden der Geistigkeit und Freiheit noch ein natürlicher, nämlich der blutsverwandtschaftliche Zusammenhang der Familienglieder, und

somit ein zufälliger. Ebenso bleibt die Form der Geistigkeit mehr oder weniger noch die unreine, nicht ganz angemessene der unfreien Empfindung. Ihre aus der natürlichen Zuneigung der Blutsverwandten entspringende Geistigkeit und Freiheit tritt auf als Pietät.

Soll aber die Einheit des Geistes mit sich, die Freiheit des Willens zur vollkommenen und unumstößlichen Wahrheit werden, so muß sie sich entkleiden von aller bloßen Natürlichkeit und Zufälligkeit, und sich bewähren und verwirklichen, nicht blos als eine Macht über die schon durch die Bande der Natur aneinandergefesselten Individuen, sondern als eine schlechthin geltende und gebietende Macht, der nichts sich entziehen darf, was da Geist ist. Die Einheit des Geistes macht sich hiermit los von ihrem noch an die Bedingungen der Sinnlichkeit (Ehe, Zeugung, räumliches Beisammenleben) geknüpften Ursprung und stellt sich dar als eine nur vom Geiste selbst, unabhängig und selbstständig, gewollte und gesetzte. Sie greift hinüber über die natürliche Grenze der einen Familie, und indem sie vielen verschiedenen Familien ihr Gepräge aufdrückt und die sonst gegeneinander Gleichgültigen und Fremden, durch keine Naturbedingung unmittelbar Verknüpften, zu einer einigen geistigen Gestaltung zusammenzwingt, bekundet sie sich als die innere Wahrheit, somit aber auch als eine reichere Entfaltung der Familie selbst.

Der allgemeine, vernünftige, freie Wille, den die Kinder in der Familie noch in der sinnlichen Lebendigkeit, in der gemüthlichen Einheit, in der einzelnen Persönlichkeit der Aeltern vorfanden, streift diese seine zufällige Erscheinungsweise nunmehr ab und tritt auf als die rein geistige, von aller Sinnlichkeit und besondern Individualität, von aller fleischlichen Gegenwärtigkeit entkleidete Einheit aller Willen in dem einen, allgemeinen, im Wort ausgesprochnen Willen — im **Gesetze.** Das Gesetz stellt die totale Ausgestaltung des Geistes, die der Einzelne in der Familie gewonnen hat, dar für Alle, das Gesetz ist der Volksgeist selbst, aus dem Vielerlei des willkürlichen Meinens und

Belieben der Einzelnen gerettet in die Einheit der innersten Wesenheit Aller, so daß alle Willen ihren innersten Kern, das heißt: das, was in ihnen vernünftig und frei ist, im Gesetz ausgesprochen und als zwingende, gebieterische Macht befestigt finden. Das Gesetz ist somit den Bürgern nicht ein Fremdes, von außen her ihnen zufälligerweise Aufgezwungenes, sondern sie haben in ihm ihr Innerstes selbst, die Einheit und Freiheit ihres Geistes, seine Uebereinstimmung mit sich selbst, wiederzuerkennen. Und indem sie dem Gesetze nachleben, fügen sie sich keinem äußerlichen Zwange, sondern handeln in Angemessenheit zum Geiste und seiner innern Einheit und Totalität, das heißt, da sie selbst Geist sind: ihrem eigensten Wesen gemäß, folglich **frei**. Mithin ist nur in dem Gehorsam gegen das Gesetz die wahre Freiheit enthalten, das Uebertreten desselben ist Selbsterniedrigung, da der Mensch dadurch von seinem eignen Wesen abweicht, und Unfreiheit, da er sich nicht durch sein eignes inneres Gesetz, das des Geistes: die Vernunft, sondern durch das ihm fremde und äußerliche des blinden Naturtriebes bestimmen läßt. Gesinnung und Sitte sind im Gesetz ausgedrückt, aber nicht mehr in der Form des einzelnen Gemüthes, der einzelnen Bildung, sondern in der ganz allgemeinen Form reiner, klarer Geistigkeit, und so haben Gesinnung und Sitte selbst, die noch getrübt waren, durch ihren Ursprung in der undeutlichen Empfindung, im Gesetze ihre volle Befreiung zum bewußten Geiste gefunden. Weit entfernt also, daß der Wille des einzelnen Individuums im Staate vernichtet werde, sieht er sich im Gegentheil zu seiner unendlichen Geltung gebracht, indem er, seiner Wahrheit nach, das heißt: so weit er vernünftig ist, als allgemeiner Wille im Gesetz zur unüberwindlichen Macht über Alle erhoben ist.

Der Staat stellt somit die Freiheit dar, nicht nur in dem Sinne, daß er den Einzelnen sich seinem innern Wesen nach entfalten läßt, sondern alle Mitbürger um ihn her sind auch gezwungen, sich nach demselben, seinem eignen Gesetze zu entfalten, so daß er überall Anklang und Mitwirkung findet und

Keiner ihm hemmend entgegentreten darf. Im vernünftigen Staate ist Jeder ohne allen Unterschied Herrscher, so weit er vernünftig ist. Jedes gesetzmäßige Einzelwirken wird sogleich zum lebendigen Gliede in dem Gesammtwirken Aller und so von seiner Einzelheit und Isolirtheit erlöst, indem es im Ganzen eine lebendige, ewige Bedeutung erhält. Und in diesem Gezwungensein, sich grade so und nicht anders zu entfalten, sind doch Alle wieder frei, denn es herrscht nicht dieser oder Jener, sondern nur die allgemeine Vernunft, die ja das innerste Wesen Aller ist. Unfrei sind demnach nur diejenigen, die in ihrem natürlichen, zufälligen Einzelwillen beharrend, die allgemeine Vernunft nicht aus sich selbst entwickeln, so daß sie ihnen als ein fremder, angethaner Zwang gegenüber bleibt, das heißt: unfrei sind nur diejenigen, die sich selbst nicht zu befreien wissen und die auf der einsamsten Insel im Besitz der größten Kräfte und Reichthümer völlig ebenso unfrei wären.

Freilich aber darf die obige Auffassung des Staates und des Gesetzes nicht eine bloße schöne Redensart bleiben, die man den Leuten um den Mund schmiert, um sie zu übertölpeln und sie, indem man ihnen fortwährend ihre Freiheit vordemonstrirt, in aller Bequemlichkeit zu Knechten zu machen. Wenn im Gesetz der allgemeine (vernünftige, freie) Wille wahrhaft ausgedrückt sein soll, so darf es, sobald das Volk zum eignen Bewußtsein erwacht ist, nicht von einem Einzelnen oder von Einigen lediglich nach ihrer Privatansicht oder gar (was dann nicht ausbleibt) zu ihren Privatzwecken zurechtgemacht und all den Andern durch Gewalt aufgezwungen werden. In einem solchen Gesetz (welchen Namen es überhaupt nicht verdient) können sich unmöglich Alle, ihrem innersten Wesen nach, wiedererkennen, so daß sie in ihm nur den Ausdruck ihres besten Selbst hätten.

Alle Menschen, ohne Unterschied, sind Geist, allen Menschen, ohne Unterschied, ist somit die Vernünftigkeit, als ihr eigenstes Wesen, eingeboren. Wenn daher der Ausdruck des allgemeinen Geistes, der

allgemeinen Vernunft sein soll, so darf kein einziger Bürger ganz ausgeschlossen sein, zur Schöpfung und Weiterbildung des Gesetzes beizutragen, dem allgemeinen freien Willen durch das Gesetz seinen angemessenen Ausdruck geben zu helfen. Wer davon ganz ausgeschlossen ist, der ist kein Freier, sondern ein Sklave. Ihm ist das Gesetz allerdings ein Fremdes, er gehört gar nicht zum Staate, er lebt gar nicht wahrhaft im Staate, sondern außerhalb desselben, der Staat steht als äußere Gewalt über ihm. Die Befähigung zu irgend einer Vernunftäußerung ist ihm abgesprochen, da man ihm die Mitarbeit am Gesetz, dem Ausdruck der allgemeinen Vernunft, verweigert.

Eben so wenig kann der Volksgeist sich im Gesetze Gestalt geben, indem man es der Inspiration und Laune eines zufällig Einzelnen oder Einiger überläßt, ihn nach ihrer beliebigen Ansicht und Einsicht, ohne unter der Beaufsichtigung des ganzen Volkes zu stehen, darzustellen. Sondern das ganze Volk muß in der That Gelegenheit haben, ihn auszusprechen und kund zu geben, damit das fort und fort sich weiter bildende Gesetz ihm wahrhaft gemäß bleibe. Das Volk muß sich selbst das Gesetz geben, es muß selbst über sich herrschen. Keine einzelne Persönlichkeit darf, als diese einzelne, im Staate gebieten. Wo eine einzelne Person in den verschiedenen Wirkungskreisen zu gebieten hat, da darf sie es nur im Namen des Gesetzes, das heißt: des allgemeinen Volkswillens. Und es wird dann in ihr nicht die Person selbst, in ihrem natürlichen und sinnlichen Dasein, auch nicht in ihrer einzelnen Willkür respectirt, sondern nur die Macht, mit der sie bekleidet ist, vom Gesetze, das sich das Volk selbst gegeben. Wird von der einzelnen Person diese Macht überschritten, so fällt dieselbe, der allgemeinen Macht gegenüber, in das Nichts ihrer geltungslosen Einzelnheit zurück und das Gesetz, der allgemeine Volkswille, hat es zu verhindern, daß sie diese Einzelheit zu einer allgemeinen Geltung willkürlich erhebe.

Hiermit ist die **Souverainetät des Volkes** als die nothwendige Grundlage jedes vernünftigen Staates

ausgesprochen. Sie liegt ganz einfach darin, daß das Volk nicht aus Thieren besteht, sondern aus Menschen, das heißt: aus vernünftigen Creaturen, in denen allen, ohne irgend eine Ausnahme, Gott, als Geist und Bewußtsein gegenwärtig und offenbart ist. Pferde dressirt man durch Zaum und Sporn, weil sie selbst, wie vortrefflich sie auch zugeritten werden, nie den Sinn ihrer Bewegungen begreifen, nie in ihnen ihr eignes Wesen ausdrücken. Da ihnen ihre Schulung also etwas ganz Aeußerliches ist, so muß sie ihnen auch durch äußerliche Gewalt (Zaum und Sporn) angethan werden. Der Mensch aber soll sich schlechterdings, in all seinem Denken und Thun, als Geist selbst erfassen und erkennen, er hat daher die Regel und Richtschnur seines Handelns frei und bewußt aus sich selbst zu entwickeln. Wenn man ihm nun hierzu die Möglichkeit raubt, indem man ihm beliebige Einfälle Einzelner (die zufällig einmal die Wahrheit enthalten, eben so gut aber und sogar wahrscheinlicher, grundfalsch und schlecht sein können), ohne daß sein Wille sie bestätigt, als Zaum und Sporn anlegt und eindrückt, so heißt dies die menschliche Vernunft und Würde mit Füßen treten, den Gott im Menschen abläugnen.

In Bezug auf Souverainetät des Volkes, die wir oben geistig zu begründen suchten, ist noch zu bemerken, daß von den Gegnern der Freiheit ihre factische Existenz geläugnet und darum die Lehre von ihr mit vornehmem Spott in's Gebiet der inhaltlosen Träumereien, der bloßen Redensarten verwiesen wird. Nichts aber ist leichter, als diese factische Existenz handgreiflichst zu beweisen, wogegen mit einer geistigen Begründung der Bornirtheit der Gegner viel schwerer beizukommen ist. Der Beweis nämlich, daß das Volk wirklich souverain ist, es in allen Zeiten war und immer sein wird, lautet ganz einfach also: tausend Menschen haben mehr Leibeskräfte, als einer und werden denselben, wenn er gegen ihren gemeinsamen Willen handeln will, leicht überwältigen. Freilich klingt dieser Satz äußerst roh, aber die Gegner selbst zwingen uns, uns auf ihren eignen, rohen Standpunkt zu stellen

um auch ſelbſt auf dieſem uns eigentlich fremden Felde ihnen Stand zu halten.

Sobald das Volk in Paris die Regierung Carls X. nicht mehr wollte, wo war dieſe Regierung in drei Tagen hin? Allerdings iſt es wahr, daß dieſe durchaus abſolute Volksſouverainetät oft in ganzen Welttheilen und im Laufe von Jahrhunderten nicht als etwas Poſitives zum Vorſchein kommt. Aber was iſt denn dieſes gemeinſame ſich des eignen Willens Begeben anders, als ein ſouverainer gemeinſamer Willensact, ſo lange die Macht, den gemeinſamen Willen durchzuſetzen, vorhanden bleibt?

Auf die Art und Weiſe nun, wie im Geſetz der allgemeine Volkswille zum Ausdruck gebracht wird, können wir hier nicht näher eingehn, ſondern nur das Allgemeinſte andeuten. Da der Geiſt, in der Maſſe der Menſchen, obgleich überall vorhanden, doch auf ſehr verſchiedenen Stufen der Entwicklung ſteht, ſo ergiebt ſich daraus eine unterſcheidende, organiſche Gliederung des Staatsganzen, die Jedem, ſeiner geiſtigen Entwicklungsſtufe gemäß, eine beſtimmte Staatsthätigkeit anweiſt. Der der ganzen Maſſe des Volks eingeräumte Grad von Staatsthätigkeit iſt die Berechtigung, die Volksvertreter, das heißt: diejenigen, welche den allgemeinen Willen des Volks ausſprechen und dadurch zum Geſetz erheben ſollen, zu wählen.

Da nämlich die größere Maſſe des Volks nicht geiſtig entwickelt und nicht unterrichtet genug iſt, um mit Klarheit das Weſen des eignen Geiſtes zu erkennen und es mit conſequenter Ueberſichtlichkeit zu entwickeln, ſo entäußert ſie ſich ſelbſt dieſes Rechtes und dieſer Verpflichtung, indem ſie ſolche höher geſtellten Männern überträgt, in deren Einſicht und Redlichkeit ſie ein freiwilliges Zutrauen ſetzt und mit denen ſie ſich über den Sinn, in dem ſie zu handeln gedenken, im Allgemeinen verſtändigt hat.

Ein Staat, in dem nicht alle Bürger an dieſer elementaren Thätigkeit irgend einen, wenn auch noch ſo geringen und mittelbaren Theil nehmen, kann übrigens bis zu einem hohen

Grade von Vernünftigkeit und Freiheit entwickelt sein, nur muß er bekennen, daß noch nicht alle seine Unterthanen wahrhaft Bürger, das heißt: durch eignen Willen Theilnehmer am Staate sind. Die verworfene Kaste der Heloten ist, wenn auch in milderer Form auftretend, in ihm noch nicht ganz ausgestorben.

Schreibt man jedoch der großen Volksmasse noch nicht Geistesentwicklung genug zu, um mit sichrem Tact die würdigsten Wortführer des allgemeinen Volkswillens selbst und unmittelbar zu wählen, so muß man sie wenigstens mittelbar an dieser Wahl theilnehmen lassen, indem sie erst wieder die Wähler wählt, als die Einsichtsvollsten, denen sie die Wahl der Wortführer (Vertreter) selbst zu überlassen sich getraut.

Diese Wortführer (Vertreter, Repräsentanten) versammeln sich dann in den vom Gesetz bestimmten Fristen. Der in ihnen selbst schon, durch Auswahl der Tüchtigsten geläuterte Geist des Volkes läutert sich dann noch mehr durch die gemeinsame Berathung. Der Macht des lebendigen Wortes wird es überlassen, die Wahrheit vom Irrthum zu sondern, durch Rede und Gegenrede, und die nach solcher Berathung und Aufklärung sich herausstellende Stimmenmehrheit wird als der Ausdruck der allgemeinen Vernunft des Volkes angesehen und gewinnt Gesetzeskraft.

Daß die Selbstbesteuerung des Volkes, durch die Beistimmung oder Nichtbeistimmung seiner Vertreter zu den Forderungen der ausübenden Gewalt, einem wahrhaft freien Staate nothwendig ist, versteht sich von selbst, denn die Besteuerung kann nur nach Gesetzen erfolgen, das Gesetz aber darf nur der Ausdruck des allgemeinen Volkswillens sein.

Man sieht leicht, daß in dieser aufsteigenden Reihe, welche in einem freien Staate zusammengenommen die gesetzgebende Gewalt ausmacht, das eigentlich innere Wesen des Staates schon ausgedrückt ist.

Daß diesem innern Wesen nun auch Wirklichkeit gegeben wird, daß das Gesetz zur Ausführung gebracht, seine Befolgung aufrecht erhalten wird, ist die andre, eben so noth-

wendige, aber nicht so wesentliche Seite des Staates. Die Gesetzgebung ist der sich aus sich selbst entwickelnde Geist des Volkes, der sich dann in dem mannigfach geschiedenen Gliederbau der Verwaltung selbst seinen Leib, seine Wirklichkeit giebt.

Diese Verwirklichung kommt zu Stande durch eine der ersten entgegengesetzte, absteigende Reihe der Beamten, die, mit der Macht des Gesetzes ausgestattet, dasselbe zur Ausführung bringen und zwar so, daß der Oberste (oder die Obersten) das Gesetz unmittelbar aus der Quelle, von den Volksvertretern, schöpft, durch seine Annahme denselben es als geltend ausspricht, und es dann in getheilten, sich nach unten zu immer vielfältiger theilenden Strömen und Bächen, durch die Unterbeamten als gestaltende Macht bis in die letzten Lebenskreise fortleitet.

In schon freien, aber noch monarchischen Staaten stellt ein erblicher Fürst die lebendige Mitte und den Verknüpfungspunkt dieser beiden Reihen dar, indem ihm auf der einen Seite noch eine bedeutende Theilnahme an der gesetzgebenden Gewalt und die letzte Besieglung ihrer Beschlüsse (der Uebergangsact von Gesetzgebung zu Ausübung) eingeräumt ist, während er auf der andern den höchsten Gipfel- und Quellpunkt der ausübenden Gewalt, von dem alle Verzweigungen derselben ausgehn, bildet. Dieser Fürst ist dann vor dem Gesetz nicht verantwortlich, weil man durch das Princip der Erblichkeit seine Ausstattung mit der Macht des Gesetzes der Natur überlassen hat. Er handelt also gewissermaaßen nicht im Auftrage der gesetzgebenden Gewalt, und kann von ihr daher auch nicht zur Vertheidigung seiner Handlungsweise aufgefordert oder zur Strafe gezogen werden. Von selbst aber versteht es sich, daß die Unverantwortlichkeit nur einen Sinn haben kann, wenn die Unschädlichmachung des fürstlichen natürlichen Einzelwillens im Gesetze enthalten ist, so daß sich dieser Einzelwille gar nicht anders, als in den vom Gesetz gesteckten Schranken, bewegen kann. Denn ließe man den Einzelwillen über den allgemeinen, vernünftigen Willen übergreifen, dann würde das unmittelbar Natürliche über das Vermittelte, Gei-

stige, der Zufall über die Nothwendigkeit der Sache den Sieg davontragen. An die Stelle der Verantwortlichkeit des Königs tritt daher nothwendig die seiner obersten Rathgeber, der Minister, ohne die er dann keinen Regierungsact ausüben kann.

Diese Minister selbst haben ihre Handlungsweise vor den Volksvertretern zu rechtfertigen, und sie stürzen, wenn dieselbe vor dem Urtheil dieser Vertreter nicht, als mit dem Volkswillen übereinstimmend, bestehen kann. So ist die Krone gedeckt, aber auch unschädlich gemacht.

In der ganzen Stellung eines solchen erblichen Fürsten sieht man übrigens noch eine trübe Mischung von Geistigkeit und Natürlichkeit, die auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Staates ihre zeitweise Geltung haben mag, keineswegs aber im Begriff des Staates, der im Gesetz den allgemeinen Willen in seiner reinen, von aller Natürlichkeit entkleideten Geistigkeit darstellen soll, mit ewiger Nothwendigkeit enthalten ist. Ein lebenslänglich oder zeitweise, durch Wahl ernannter, verantwortlicher Präsident oder oberster Rath kann dem Staate (practisch betrachtet) eben so gut die genügende Festigkeit in sich selbst verleihen und (philosophisch betrachtet) das lebendige Zusammenfassen des allgemeinen Willens in einen, besondern, der erforderlich ist, damit der Wille zur That übergehe, darstellen. —

In dem Character aller Beamten überhaupt liegt die Verantwortlichkeit. Denn da sie mit der Macht des Gesetzes bekleidet, dasselbe zur Ausübung bringen sollen, so ist ihr Benehmen in zweifelhaften Fällen zu prüfen, ob es mit dem constatirten Volkswillen, dem Gesetze, auch übereinstimme, so daß sie in der That nicht ihren eignen, sondern nur den Gesammt-Willen in ihrer Ausführung vor Augen haben, oder ob das Gegentheil der Fall ist.

Im letztern Falle hat sich das Gesetz durch Strafe oder Entfernung aus dem Amt als allgemein geltende Macht gegen die aus ihm selbst nur abgeleitete, aber ihre Grenzen

willkührlich überschreitende und dadurch zur ungesetzlichen Eigenmacht werdende Macht des Beamten zu bewähren.

Zur Verantwortlichkeit aller Unterbeamten in constitutionellen Monarchien gehört es nothwendig, daß sie nur solche Befehle, die von den, vor den Volksvertretern verantwortlichen, Ministern unterzeichnet sind, auszuführen haben. Wollten sie Befehle, die nur der Fürst giebt, ausführen, so verleibt der Name des Fürsten ihnen keinen Schutz (denn dieser Name bildet nur mit denen der Minister verbunden eine geltende Staatsmacht), sondern die That fällt auf ihr eignes Haupt. So stößt der Fürst, wenn er auf gesetzwidrige Weise etwas durchsetzen wollte, auf lauter Leute, die mit ihrem Kopfe die Vollziehung seiner Wünsche verantworten müßten, und nur auf dem gesetzmäßigen Wege, nämlich durch die Mitwirkung der Minister, kann er seinen Befehlen überall einen schnellen und sichern Eingang verschaffen.

Aber das Gesetz muß nicht blos zur Ausführung gebracht werden, sondern, wenn es übertreten, wenn es durch den Einzelwillen verletzt wird, muß es sich in seiner Unverletzbarkeit wiederherstellen durch die Strafe. Hierzu sind Richter erforderlich, die das Urtheil sprechen. Wenn diese aber zur ausübenden Gewalt selbst, zu den Beamten gehörten, und von der höchsten ausübenden Gewalt besoldet wären, so könnten sie leicht mit dieser zusammen eine feste, ihre besondern Zwecke verfolgende Kaste bilden und in ihrem Urtheil nicht die Wiederherstellung des, im Gesetz, verletzten Volkswillens, sondern nur ihr eignes, willkürlich angemaaßtes Ansehen gegen eine Verletzung desselben geltend machen. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit aus dem Volk unmittelbar hervorgegangener, unangestellter und unbesoldeter Richter, die, nachdem der Thatbestand und sein Verhältniß zu den bestehenden Gesetzen von Sachkundigen (Beamten) geprüft und nachgewiesen ist, öffentlich, das heißt: im Angesicht des Volkes, das seinen Willen durch die Strafe hergestellt sehen will, das Schuldig oder Nichtschuldig aussprechen. Das Institut der Geschwornengerichte ist daher einem freien Staate wesentlich.

Die Volksvertretung hat zum Zweck, den allgemeinen Volkswillen in möglichst geläuterter Reinheit auszusprechen. Da aber die Erreichung dieses Zieles vom Zufall geschmälert oder verhindert werden kann, indem sich das Volk in der Wahl seiner Vertreter täuscht, so muß im Hintergrunde der Vertretung, dieselbe beaufsichtigend, berichtigend und richtend, oder auch sie ermuthigend und verstärkend, die öffentliche Meinung stehen bleiben, die sich, in ihren verschiedenen Schattirungen, ausspricht in der Presse.

Damit diese Controlle, dieses Gericht über alle Staatsgewalten nicht durch irgend eine besondre derselben unterdrückt und gelähmt werden kann, ist vollkommene Preßfreiheit unumgänglich nothwendig, um die Idee des freien Staates zu verwirklichen. Nur wo die Zügellosigkeit der Presse die in Kraft stehenden **Gesetze** des Staates übertritt, haben diese Gesetze sich gegen die Uebertretung, als Strafe, geltend zu machen.

Was endlich das Kriegsheer anbetrifft, als das Mittel, dem Volkswillen im äußersten Nothfalle durch Anwendung der Gewalt Nachdruck zu geben, so ist es klar, daß dasselbe nicht aus einer dem Volke fremden, von ihm abgesonderten Söldnerkaste bestehen darf. Denn diese könnte sich, da sie den Volkswillen nicht selbst lebendig in sich trägt, eben so wohl von irgend einer besondern Staatsgewalt gegen das Volk selbst und seinen Gesammtwillen brauchen lassen, um ihre besondern Kastenzwecke zu erreichen. Oder sie könnte sich selbst zur herrschenden Staatsgewalt aufwerfen und so ihren besondern Willen an die Stelle des Volkswillens setzen. Alles dies aber würde die Idee des vernünftigen Staates, der ein Organismus, und in dem jede Macht ein organisches Glied sein muß, zerstören. Das Heer muß also aus dem Volke selbst hervorgehn, und zwar so, daß der Soldat nicht aufhört freier Staatsbürger zu sein, obgleich er, weil selbst ganz und gar zur Ausübung des Volkswillens bestimmt, als Soldat unter den Befehl der ausübenden Gewalt gestellt ist. Hieraus erhellt die Nothwendigkeit der Volksbewaffnung.

Wir haben hier in den allgemeinsten Grundzügen den Staat bezeichnet, wie er sich in der Zeit wirklich entwickelt und gestaltet. Freilich nun giebt es untergeordnete Entwicklungen und Uebergangsstufen, die zu ihrer Zeit einmal, da sie noch die höchsten Gestaltungen des Volksgeistes waren, als in sich vernünftig und gediegen, als wahrhafte Gestaltungen gelten mußten. Denn die Freiheit ist auch in ihnen, wiewohl in unentwickelter Form, vorhanden. Sobald aber der Geist in irgend einer bestimmten Sphäre irgend eine höhere Entwicklungsstufe gewonnen hat, und dann die niedren, innerhalb seines Lebens nunmehr abgethanen Entwicklungsstufen dieser Sphäre neben der höheren und gegen sie ein selbstständiges Leben bewahren wollen (da sie doch nur ein Schein- und Mumienleben bewahren können), so haben sie das Recht der Vernünftigkeit verscherzt; der Geist, Gott ist aus ihnen gewichen, und sie bleiben unvernünftig, gottverlassen und gottlos, bis sie sich, der errungenen höheren Geistesentwicklung gemäß, aus sich selbst wiedergebären. Eben so wie der Katholicismus gegen den Protestantismus keine Berechtigung und Geltung hat, eben so wenig hat sie der absolutmonarchische Staat gegen den freien (constitutionellen), und es kann dann nicht mehr berücksichtigt werden, daß Katholicismus und absolute Monarchie früher einmal die höchste Offenbarung des Geistes im religiösen und im politischen Gebiet waren. Denn was kein geschichtliches Leben mehr hat, das heißt: was nicht mehr in der lebendigen Weltentwicklung des Geistes sich mit fortentwickelt, das ist todt und im Zustand der Verwesung.

Nach allem Gesagten haben wir also den Staat zu fassen als die Offenbarung Gottes, wie er als Volks-Geist sich im Gesetze feste Gestaltung schafft, oder: der Staat ist Gott, wie er als im Gesetz ausgesprochner Volksgeist ist. Denn wie Gott überall gegenwärtig und wirksam ist, selbst schon in den niedrigsten Natur-Gestalten, so wird er immer wahrhafter gegenwärtig und wirksam, so offenbart er sich immer reiner und reicher, jemehr die Gebilde mit der Sinnlich-

keit und Natürlichkeit brechen, und selbst in die Sphäre reiner Geistigkeit hinübertreten. Der Geist eines Volkes aber, als die innere Einheit aller Individuen dieses Volks im Geiste, hat schon so sehr die Hüllen der Sichtbarkeit, Sinnlichkeit und Aeußerlichkeit abgestreift, daß er nirgends mehr zu greifen, zu haschen und aufzufinden ist, als in dem ganz allgemeinen und unsinnlichen Element des Bewußtseins Gottes, des unendlichen Geistes selbst. Denn auf irdische Weise ist dieses innige und wahrhafte Einssein vieler Millionen sinnlich getrennter Individuen gar nicht zu begreifen; und da jede wahrhafte Einheit Bewußtsein ist (denn Alles, was nicht Bewußtsein ist, ist eben Vielheit), da in keinem Einzelnen auf Erden der Geist eines ganzen Volkes in seiner vollen Totalität zum Bewußtsein kommt, so bleibt kein andres Bewußtsein übrig, in das die Einheit des Volksgeistes fallen könnte, als das des unendlichen Geistes, Gottes. Das Gesetz ist also zugleich Stimme des Volkes, das in ihm seinen allgemeinen Willen in Worten ausdrückt, und zugleich Stimme Gottes, als des Bewußtseins der geistigen Einheit des Volkes, und hier findet das Wort: „vox populi, vox dei," seine Wahrheit.

Wenn wir von dem gewonnenen Standpunkt aus die Atheisten und Gottlosen in Bezug auf den Staat aufsuchen und bezeichnen, stoßen wir in ein wahres Wespennest, und wieder trifft es sich hier, wie es schon einigemal der Fall war, daß oft grade die, welche sich am frömmsten und wohlgesinntesten dünken, oder auch nur anstellen, im krassesten Atheismus befangen sind.

Die erste atheistische Hauptansicht, welche uns entgegentritt, ist folgende: Es sei ein Unsinn und höchstens eine Floskel im Partheiinteresse, den Staat, der etwas blos factisch Entstandenes sei, als den Ausdruck von Gedanken, als die Darstellung einer Idee anzusehn. Diese Ansicht wird in Büchern und Zeitungen oft mit der kecksten Zuversicht und mit brutaler Verhöhnung der Besserdenkenden gepredigt.

Nun ist es aber der platteste und offenkundigste Atheismus, wenn überhaupt von irgend etwas, sei es eine Naturgestalt

oder eine Gestalt des Menschengeistes, behauptet wird, es sei nicht der Ausdruck eines Gedankens, nicht die Darstellung einer Idee. Diese Ansicht stürzt das ganze Doppeluniversum, das natürliche und geistige, aus dem schwängernden Lichte des Geistes Gottes hinab in den grundlosen Abgrund trostloser, gottleerer Finsterniß, wo losgelassene blinde Kräfte in chaotischer Unvernunft schaffen und zerstören und nichts hervorzubringen mächtig sind, als einen wüsten und wilden Wechsel von Undingen, davon eins das andre ohne Ziel und Maaß auffrißt, um vom folgenden wieder verschlungen zu werden. Denn ein Unding ist Alles, was nicht von Gott gedacht, das heißt: zum Dinge gemacht, was nicht der Ausdruck eines Gottgedankens wäre. Durch diese Ansicht wird der Welt, der Materie eine Macht und ein selbstständiges Bestehen außer und gegen Gott (den unendlichen Geist) eingeräumt, und diesem ohnmächtigen, ungeistigen Gott bliebe dann nichts weiter übrig, als das träge Zusehn, wie sich die von ihm entfremdete, in ihrer eignen Bösartigkeit gährende Materie in wüstem Taumel geberdete. Solch ein Gott wäre dann kein Gott mehr, denn er wäre nicht der unendliche Geist, vor dessen von innen aus weltgestaltender Schöpferkraft sich nichts in der Welt retten kann, vom Atom der todten Masse bis hinauf zur höchsten Gestalt des Menschengeistes.

Welche unredliche Phrase aber ist es nun gar, es dem Staate abzusprechen, er sei ein Ausdruck von Gedanken, die Darstellung einer Idee! Womit haben wir es im Staate zu thun? Mit Verfassung, mit Gesetzen. Nun nehme man irgend eine geschriebne Verfassung, irgend ein Gesetzbuch, sei es auch das roheste und schlechteste, lese darin nur eine einzige Seite und sei dann noch so frech, uns in's Gesicht zu behaupten: es sei hier von Gedanken und ihrem Ausdruck nicht die Rede!

Das schlechteste Buch, das irgend ein eitler Tollkopf aus seinem ganz besondern, keinen Menschen sonst angehenden Einfällen zusammengestoppelt hat, drückt Gedanken aus. Und ein Gesetzbuch, dessen Worte einem ganzen Volke zur Richtschnur all seiner Handlungen dienen, das den Maaßstab abgiebt,

nach welchem die Tüchtigkeit, die Tugend aller Bürger gemessen wird, soll keine Gedanken ausdrücken? Wenn Strafgesetze gegen den Diebstahl aufgestellt werden, ist diese Aufstellung möglich ohne den Gedanken der Heiligkeit des Eigenthums? Wenn endlich vom ganzen Gesetzbuch vorausgesetzt wird, alle Staatsbürger sollen es verstehen, sich darin zurechtfinden, sich darin genuggethan fühlen können — ist diese Voraussetzung nur möglich, ohne den Gedanken: das Gesetz drücke die Einheit aller Bürger im Geist, also eine Idee aus? — Denn die Bürger sind Menschen, folglich Geist, und worin allein kann sich der Geist zurechtfinden und genugthun? Im Stoff etwa, der dem Geist entgegengesetzt ist? Nein! nur in seinem eignen Element, im Geiste, im Gedanken, in der Idee. Eine Verfassung, ein Gesetzbuch, die nicht Geist, nicht Gedanke, nicht Idee wären, könnten gar nicht eingeführt, viel weniger befolgt werden, aus dem ganz einfachen Grunde, weil kein Mensch im Stande wäre, sie zu begreifen, daraus gescheidt zu werden. Denn nur was Geist ist, ist dem Geiste verständlich, der auch die Materie nur begreift, insofern sie selbst Geist, insofern sie ein göttlicher Gedanke ist.

Und was will und kann nun gar die alberne Redensart bedeuten, der Staat sei etwas blos factisch Entstandenes? Was nennt ihr: blos factisch entstanden? Etwas, das ohne die Gegenwart und innere Wirkung des Geistes, Gottes entstanden ist? Dann zeigt mir doch einmal in der weiten Gotteswelt irgend etwas blos factisch Entstandenes auf!

Wo aber Gott, der unendliche Geist, von innen gewirkt und gestattet hat (und das ist allüberall der Fall), da kann das Entstandene nichts Anderes sein, als der Ausdruck eines Gedankens. Denn der Geist kann schlechterdings nur Geistiges hervorbringen und in ihm sich genugthun. Was heißt: factisch entstehen? Thatsächlich entstehen. Thatsächlich entsteht Alles, was wirklich ist, und nichts, als was wirklich ist. Was aber wirklich ist, ist der Ausdruck eines Gedankens, denn es existirt. Nichts kann existiren ohne einen Gedanken, so wenig,

wie ein Schein ohne Weſen, ein Menſch ohne Seele, die Welt ohne Gott.

Aber alle Gebilde menſchlicher Thätigkeit drücken nicht nur inſofern Gedanken aus, als der Geiſt Gottes die von innen aus geſtaltende Kraft iſt, wie ſchon bei jedem Naturgebild, ſondern in dem noch weit höheren Maaße, daß Gottes Geiſt ſich im Geiſte des Menſchen als Bewußtſein einwohnt und nun mit Menſchenbewußtſein und Menſchenfreiheit von innen aus Geſtalten ſchafft, ſo daß die Gebilde menſchlicher Thätigkeit dem Menſchen ſelbſt nichts Fremdes, Aeußerliches bleiben, wie etwa der Pflanze die Entwicklung ihres Organismus, ſondern im Menſchen wirkt der Geiſt **als** Geiſt; und wenn er ſein inneres Weſen ausgeſtaltet, ſo kann er es nicht durch blinden Naturtrieb thun, wie die Spinne ihr Netz webt, ſondern nur bewußt, weil er Bewußtſein iſt. Seine Gebilde ſtellen deshalb nicht nur Gedanken dar, ſondern er weiß auch um dieſe Gedanken.

Nun zum Staate! Ein Gebäude, an dem die Beſten vieler verſchiedenen Zeiten fort und fort geiſtig gearbeitet haben, mit der bewußten Abſicht, ein Ganzes, Ewiges zu ſchaffen, Geſetze, welche durch das Nachdenken der Weiſeſten, durch die gemeinſame Berathung der Erleuchtetſten entſtanden ſind, und ſich fortbilden — dieſe ſollen nicht der Ausdruck von Gedanken, nicht die Darſtellung einer Idee ſein? Was denn ſonſt in aller Welt? Können ſich vernünftige Menſchen berathen, ohne Gedanken zu haben und auszudrücken? Freilich ſucht ſich Herr von Haller gegen alle dieſe Fragen zu ſchützen, indem er gradezu vorgiebt, die Staaten ſeien gar nicht durch menſchliche That und Zuſammenwirkung entſtanden, ſondern nur natürlich, durch Gottes unmittelbare Einrichtung. Dieſe Ausflucht aber iſt ſo unüberlegt und gedankenlos, daß es unmöglich iſt, ſich unter dieſer ſogenannten rein natürlichen Entſtehung irgend etwas Beſtimmtes vorzuſtellen.

Soll der Staat etwa wie Obſt auf Bäumen gewachſen ſein, dann müſſen ihn die Menſchen doch gepflückt und geſammelt haben, was eine menſchliche, folglich vernünftige Mitwirkung vor-

ausſetzte. Oder (da das eben Geſagte nur ein Spaß und eigentlich Unſinn iſt), ſollen die Menſchen *ſelbſt* zum Staat zuſammengewachſen ſein? Dann giebt es nur zwei Fälle. Entweder ſie ſind zuſammengewachſen, wie die Pilze, ohne irgend ein Bewußtſein, ohne irgend eine freie Thätigkeit. Dann waren es keine *Menſchen*, ſondern irgend etwas Andres, was wir nicht mehr begreifen können, was uns nichts mehr angeht, was wir nicht mehr *ſind*, und jener *Staat* war eben gar kein *Staat*, ſondern eine Kriſtalliſation. *Wir* aber *ſind Menſchen*, das heißt: *bewußt* und *frei*, und zu Allem, was mit uns vorgeht, bringen wir den *Gedanken* und die *vernünftige Theilnahme mit*. Oder die Menſchen wuchſen zum Staat zuſammen *mit* einem *Bewußtſein* davon, *mit* einem Willen dazu, d. h. als Menſchen. Dies aber (was ſchwerlich Herrn von Hallers Meinung iſt) fällt uns gar nicht ein zu beſtreiten, es iſt im Gegentheil ganz unſre eigne Anſicht. Auch können wir eine ſolche Entſtehungsart nicht anders als *höchſt natürlich* nennen, denn jedes Gebild entwickelt ſich *natürlich*, das heißt nach einerſchaffnen Geſetzen und Kräften. Die *Natur* des *Menſchen* aber iſt, daß er *Geiſt* iſt, daß er *Vernunft* hat. Jede Geſtaltung *menſchlicher Verhältniſſe* daher fließt ganz organiſch aus dieſer ſeiner *Natur*, *Geiſt zu ſein*, das heißt: ſie wird *geiſtig*, wird Ausdruck von Gedanken, von einer *Idee*. So auch der Staat, und es iſt am Ende ganz gleichgültig, ob man ſagt: die *Natur*, oder der *Menſch* oder *Gott* habe ihn gemacht. Die *Natur* hat ihn gemacht, inſofern ſie ſelbſt, *im Menſchen*, ſich zum Geiſt erhebt, *Gott* hat ihn gemacht, inſofern er es ſelbſt iſt, der ſich im Menſchen als Geiſt einwohnt und offenbart, der *Menſch* hat ihn gemacht — weil er ihn, trotz aller Hallerſchen Ausreden, augenſcheinlich und offenkundig *wirklich* gemacht *hat* und noch täglich macht. Oder iſt ein Staat *ohne* Menſchen, ohne menſchliches Denken, Wollen und Thun nur irgend vorſtellbar?

Aber, wendet man uns vielleicht ein, wenn wir auch einräumen, daß der Staat nicht ohne Gedanken, nicht ohne Geiſtesarbeit ſich bilden kann, ſo geſchieht dieſe Bildung doch nur ſtufen-

und ruckweise, indem die Gedanken der Späteren sich an die ihrer Vorgänger anheften, wodurch letztere immer wieder ihre ursprüngliche Bedeutung verlieren, ihr reiner Sinn verwischt und vergessen wird. So enthalten Verfassung und Gesetz allerdings Gedanken, da beide aber nicht aus einem Haupt, aus einem einigen Bewußtsein mit einem Schlage entsprungen, sondern im Gegentheil ein Aggregat zeitweiser Bestimmungen, Zusätze, Abänderungen und Deutungen, in ihrer grade gegenwärtigen Gestalt, mithin zufällig sind, so drücken sie auch keine in sich geordnete Gedankenwelt aus, stellen keine in sich einige Idee dar.

Wie aber (fragen wir dagegen) kann der Staat die geistige Macht haben (denn das seht ihr doch ein, daß blos äußerlicher, roher Zwang dies nicht vermöchte) Millionen einzelner Individuen in eine Gesammtheit und Einheit zusammenzubinden, somit ein ganzes Volk zu einer geistigen Einheit zu machen, wenn er nicht selbst der angemessene Ausdruck, die Darstellung dieser geistigen Einheit, mithin einer Idee wäre? Daß er die Darstellung einer geistigen Einheit sein muß, folgt schon unmittelbar daraus, daß er sich vom Geist als eine solche begreifen läßt. Denn begreifen läßt sich schlechterdings nichts, das nicht eine geistige Einheit darstellte, da begreifen ja eben nichts Andres heißt, als in irgend einem Dinge oder Gebilde den Begriff, die geistige Einheit erfassen.

Jeder Staat aber, er sei auch noch so schlecht, läßt sich als geistige Einheit begreifen und wird wirklich als solche begriffen, nicht etwa blos vom Philosophen, der seine vorher willkürlich fertiggemachte Formel mit Gewalt in ihn hineintrüge, um ihm so den Schein einer innern Einheit zu geben, sondern von jedem Bauern, von jedem Menschen, der nicht blödsinnig oder verrückt ist, und der vom Staate und seinen Gesetzen nur die allgemeinste Kunde hat. Denn bei welchem Ende oder Zipfel sollte denn der gemeine Mann den Staat anpacken, um ihn über sich anzuerkenen, sich ihm, als der geltenden Macht, zu unterwerfen, wenn er ihn nicht als eine geistige Einheit, das heißt: als die Darstellung einer Idee anschaute?

Kann er ſich zum Gehorſam gegen tauſend und aber-tauſend einzelne Beſtimmungen, die keinen innern Zuſammenhang haben, verſtehen und verpflichten, würde er in einem ſolchen Labyrinth nicht den Kopf verlieren, und, ohne Faden und Leitſtern, aus einem Vergehen in das andre taumeln? Die Einheit der Unterthanen im Gehorſam gegen das Geſetz beweiſt alſo factiſch (weil ihr doch das Factiſche liebt), daß der Staat eine Idee darſtellt, nämlich eben dieſe geiſtige Einheit des Volkes ſelbſt, und daß er auch, als ſolche, vom Volke, wenn auch nicht in wiſſenſchaftlicher Weiſe, doch durch den Inſtinct der geſunden Vernunft gewußt und anerkannt wird. Denn ohne dieſes Wiſſen und dieſe Anerkennung müßte die heilloſeſte babyloniſche Verwirrung einbrechen.

Wie aber konnte eine ſolche innere geiſtige Einheit im Staate entſtehen, wenn er, wie richtig bemerkt, nur zeit- und ſtückweiſe durch Mitwirkung ſehr verſchiedener Perioden und ſehr verſchiedener Köpfe und Sinne ſich entwickelt hat? —

Hier aber liegt euer Atheismus. — Wie kann das Weltall eine vernünftige und feſt organiſirte Einheit darſtellen, eine Idee ausdrücken, da doch jeder Naturkraft ihre freie, ſelbſteigne Wirkung, jedem Naturgebild ſeine freie Entfaltung nach innern, eigenſten Geſetzen vergönnt iſt? Auf welche wunderbare Weiſe ſtört Eins das Andre nicht in ſeiner Kraftäußerung und Entwicklung, bildet, im Gegentheil, aus allen Kräften und Entwicklungen ſich eine innere Verkettung, und findet ſich zuletzt, man weiß nicht woher, die im Weltall erkennbare Harmonie und Einheit? — Dadurch, daß die Welt nichts iſt, als die Offenbarung des unendlichen Geiſtes, Gottes, der in ihr, in allen ihren Kräften und Gebilden, als innere geſtaltende Seele heimlich lebt und webt, ſo daß das All, wenn es ſich ſeinen eignen Geſetzen gemäß frei entfaltet, doch nichts Andres thut, als dem ewigen, ſich nothwendig zur Einheit verkettenden, Gedanken Gottes einen Ausdruck geben. —

Und ſo findet ſich auch (wenn ihr ſo ſagen wollt) die Harmonie und geiſtige Einheit in allen großen und allgemeinen Gedanken und Thaten der Menſchen, weil Gott der innere,

organisirende Werkmeister ist, so wie der Welt überhaupt, so auch, und noch mehr, alles Menschendenkens und Thuns. So bildet sich alle menschliche Gestaltung, wenn sie auch nicht aus einem einzigen Menschenbewußtsein hervorgeht, zum Ausdruck einer innern Geisteseinheit aus, so ist in allen Gebilden des Menschengeistes eine Idee dargestellt und verwirklicht, und weit entfernt, daß dies (im schlechten Sinne des Wortes) ein Wunder wäre, das heißt: Etwas, das man nur stumm anstaunen, nicht aber begreifen kann, ist hingegen die Existenz aller Gestaltung und Bildung einzig und allein dadurch zu begreifen, daß diese Gestaltung oder Bildung in Gott eine geistige Einheit, ein Gedanke ist. Denn Gott müßte nicht Gott, nicht der unendliche Geist sein, sondern ein Herenmeister, um Etwas existiren zu lassen, das in seinem innersten Wesen nicht ein Gedanke, das also nur ein wesenloser Spuk wäre, mit andern Worten: um etwas Unwirkliches wirklich sein zu lassen.

Und um wieder auf den Staat zu kommen, wo ist denn eigentlich euer Staat? Zeigt ihn mir doch! Ich nehme die Landkarte vor, da sehe ich Striche, Farben und Namen, aber nicht den Staat. Ich durchreise das ganze Land. Da sehe ich Wege, Felder, Dörfer, Städte, Einwohner mit verschiedenen Verrichtungen, aber ich sehe den Staat nicht. Ein Soldat steht Schildwacht, ein Polizeidiener führt einen zerlumpten Kerl ab, ich sehe wohl den einzelnen Soldaten, den einzelnen Polizeibedienten mit dem Kerl, aber den Staat sehe ich nicht. Führt mich in eure Sitzungssäle! Ich höre die Worte irgend einer Verhandlung, aber diese Worte, diese Verhandlung sind doch nicht der Staat; ihn höre ich nicht. Ein Gesetzbuch liegt auf dem grünen Tische. Ich schlage es auf, und lese einzelne Gesetze, aber sie sind doch nicht der Staat. Wo ist er denn nun? Könnt ihr mir ihn zeigen, mich in ihn hineinführen, wie in ein Gebäude? Nein. Der Staat ist nicht sichtbar, nicht hörbar, nicht riechbar, nicht schmeckbar, nicht tastbar — und dennoch ist er, wie Jedermann weiß. Was ist er also, da kein Sinn ihn wahrnehmen kann? Ein Gedanken-

ding, weiter nichts, eine bloße Idee, wie ihr euch auszudrücken liebt.

Der Staat ist also, seinem innern Wesen nach, allerdings die Darstellung einer Idee, ja er ist selber diese Idee, die sich in der Welt der Erscheinungen ihre eigene Wirklichkeit setzt, mithin nicht etwas blos factisch Entstandenes, Ungedankenhaftes, und es ist wahrhaft ein Jammer, daß man gegen diesen euren hirnlosen Unsinn noch viele Worte verschwenden muß. Aber ich sehe euch, die ihr solche Lügenphrasen gedrechselt und feilgeboten habt, im Stillen über mich lächeln, daß ich in possierlichem Eifer mich abquäle, euch zu meiner Ueberzeugung zu bekehren, als ob ich wähnte, ihr könntet überhaupt irgend eine Ueberzeugung haben, es wäre euch überhaupt um Wahrheit zu thun. O nein! In diesen naiven Irrthum bin ich nicht verfallen. Ich kenne euch sehr wohl, und für euch sind meine Worte nicht, sondern nur zur Warnung und Weckung für die Unmündigen und Unwissenden, denen ihr durch das sichere Auftreten und sich überlegen Stellen der Unverschämtheit imponirt, sie übertölpelt und zu schnöder Gleichgültigkeit und Feigheit verführt. Was euch betrifft, so seid ihr keineswegs Dummköpfe, sondern Schurken. Ihr wißt recht gut, daß ein Staat ohne Gedanken ein reiner Unsinn ist, aber ihr wollt den gegenwärtigen Gott, den von innen gestaltenden Geist nur aus dem Staate heraustaschenspielern, damit in der leeren Finsterniß und Verwirrung die politischen Gauner und Beutelschneider ihr Privathandwerk ungestört treiben und euch euern Beuteantheil zumessen können. Im Trüben ist gut fischen; darum trübt ihr die Sonnenhelle aller geistigen Auffassung durch euren atheistischen Materialismus.

Mit weniger Bewußtsein und deshalb auch mit mehr Ehrlichkeit tritt die eben widerlegte Ansicht auf in dem Schaafpelze der Frömmelei, die alles menschliche Denken und Thun als eitel und nichtig verwirft. Sie räumt dem Menschen, dem „elenden Erdenwurm“ überhaupt nicht die Fähigkeit ein, in irgend einer Sphäre etwas Ewiges, Göttliches zu schaffen,

das heißt: Gedanken zum Ausdruck zu bringen, mithin auch nicht im Staate, und so ist ihr der Staat, wie jede Gestaltung des Menschengeistes, ein schlechtes, zusammengeflicktes Machwerk, mit dem man sich, um nebeneinander erträglich leben zu können, eben behelfen muß, so gut es geht, das aber nicht werth ist, das geistige Streben eines Menschenlebens in Anspruch zu nehmen, oder überhaupt mit Ernst betrachtet zu werden. Den Atheismus dieser ganzen hochfahrenden Demüthigkeit haben wir schon zu Anfang dieser Schrift dargethan. Nur darauf wollen wir hier noch aufmerksam machen, daß diese Ansicht, wenn sie ganz consequent durchgeführt würde, mit dem blödesten und unwürdigsten Stumpfsinn, mit vollkommner, schlaffster Gleichgültigkeit gegen Alles, was dem Menschen heilig und theuer ist, enden müßte. Alles, was der Mensch sinnt und beginnt, ist dieser Demuth ja werthlos, vor Gott ein Nichts oder gar ein Gräuel. Weshalb also überhaupt an irgend etwas Menschliches mit Hand anlegen, von irgend einem menschlichen Verhältniß sich fesseln lassen? Wozu eine Ehe eingehen, da die Ehe selbst Befleckung ist; wozu seine Kinder wohl erziehen, da sie ja doch nur elende Sünder sind, und bleiben; wozu im öffentlichen Leben eine thätige Stellung einnehmen, da alles Menschenthun ein Tand ist; wozu sich um die Geschichte der Menschheit bekümmern, die ja nur ein fortgesetzter Sünden-Gräuel ist; wozu sich menschliches Wissen aneignen, da es nur geistloses Stückwerk ist; wozu sich an den Gebilden der Kunst erfreuen, die ja nur zu schnöder, irdischer Ergötzung geschaffen sind?

Es bleibt also für den Menschen nichts weiter übrig, als sich von allem Geistesverkehr, von aller tüchtigen Gesammtwirksamkeit abzusondern, denn jede Einmischung würde ihn beflecken, und in der Kirche oder zu Hause das Leben in zerknirschtem Gebet, in fortwährendem Bekennen seiner eigenen Erbärmlichkeit vor Gott zuzubringen. Hierdurch aber würde diese Erbärmlichkeit in der That eine Wahrheit. Denn ein Mensch, der nichts gethan, nichts gewirkt, nichts gelebt, keine schöpferische Spur seines Daseins hinterlassen, der es dafür vorgezogen hat, sich mit seinem eignen, unbedeutenden Selbst abzuquälen, um es

vor Gott zu retten, als ob dieses kleine Selbst die Axe wäre, um die sich die Welt dreht, ist in der That ein elender Wurm, nicht aber ein Mensch im echten Sinne des Wortes. Bequemer freilich ist es, sich auf dem faulen Lotterbette der Buße und Selbstbeschauung herumzuwälzen, als, den Blick geschärft für die Nähe und Weite, den Werth des Menschenlebens, die Thaten des Menschengeistes in ihrer innern Gediegenheit durch unermüdetes Nachdenken zu begreifen und dann, rüstig und muthig, mit anzupacken und im Schweiße des Angesichtes das Leben hindurch zu arbeiten, um auch etwas Dauerndes und Ewiges zu Stande zu bringen. Und in der That erzeugt diese Ansicht eine schnöde und frevelhafte Gleichgültigkeit gegen die edelsten menschlichen Verhältnisse, namentlich auch gegen die Stellung des Individuums zum Staate.

Das Himmelreich ist ja drüben, also entbindet man sich der Verpflichtung, das Reich Gottes hier zum Bewußtsein zu bringen und zu verwirklichen. Man verzichtet auf das, was der Geist fordern muß, wenn er seine Würde nicht verscherzen, seine Gottabstammung nicht verläugnen will, auf die Freiheit; ja man rechnet es sich als eine Art Verdienst an, recht gründlich unterdrückt und von der Staatsgewalt mit Füßen getreten zu werden. Aber im Knechte wird Gott selbst entwürdigt, da die Göttlichkeit des Menschen, die Freiheit nicht anerkannt, wohingegen im Freien Gott selbst anerkannt und verherrlicht wird, und es ist daher eben so gotteslästerlich, über Knechte gebieten zu wollen, als mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Behagen, sich knechten zu lassen.

Diese in der gemeinen Heerde pietistischer Protestanten oder bigotter Katholiken nur als dunkle Bornirtheit auftretende Selbstwegwerfung ist mit mehr Bewußtsein, und darum mit weniger Ehrlichkeit, schlau und künstlich zu einem System ausgebildet in der katholischen Hierarchie. Hier aber liegt nicht eine aufrichtige Demüthigung seiner selbst zum Grunde, sondern der Hochmuth der Priester, welcher den Laien die Demüthigung nur predigt, damit die Hierarchie ruhig und unumschränkt herrschen könne.

Im Mittelalter sprach sich dieses Streben als ein hartnäckiger, mit weltlichen Mitteln geführter Kampf zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit, zwischen Kirche und Staat, zwischen Papst und Kaiser aus. Die Kirche behauptete die innere Nichtigkeit und Geltungslosigkeit alles Weltlichen mit all seinen mannigfachen Gestaltungen, gegen das Himmlische, Göttliche, gegen die Kirche, in deren Schooß allein Heil und Beruhigung zu finden sei. Die weltliche Gestaltung des Staates sollte mithin alles göttlichen Gedankeninhaltes baar und ledig sein, in ihr sollte der Geist Gottes nicht wirken, der dagegen in der Kirche fort und fort zugegen sein sollte.

Nun aber war die Kirche ebensowohl eine weltliche Gestaltung, eine Schöpfung des Menschengeistes, sie war selbst ein Staat mit gegliederter Verfassung, mit weitläufigen, weitverbreiteten, innerhalb der Wirklichkeit und Endlichkeit zu fester Form gediehenen Gesetzen, Gebräuchen und Einrichtungen. Es stand also eine weltliche Gestaltung der andern gegenüber, in der einen aber solle Gottes Geist zugegen sein, in der andern nicht. Wie kam die Kirche dazu, sich diesen ungeheuren Vorzug zuzusprechen, wodurch der Staat, ihr gegenüber, zu einem leeren Nichts (denn das ist Alles, worin der Geist Gottes nicht lebt und wirkt) erklärt würde? Könnte der Staat nicht eben so wohl sagen: ich bin eine dem Geist entsprungene und in die Wirklichkeit hingestellte Gestaltung, so gut wie du, warum soll ich gottverlassen und du gotterfüllt sein?

Aber in der That hätte diese Frage das Bewußtsein jener Zeit bei weitem überschritten, die noch nicht so weit herangereift war, den fleischgewordenen Gott vollkommen zu begreifen und seinen Geist als das innerste Wesen und Leben aller Formen des Daseins und des menschlichen Denken und Thuns zu erkennen. Das Bewußtsein, daß die Weltlichkeit auch ihre Geltung habe, war ein dunkles, das sich im Drange des Kampfes gegen die Anmaßungen der Kirche Luft machte. Uebrigens aber war es allgemeiner Glaube, daß der Geist Gottes ein der Welt und ihrem Treiben schlechthin Entgegengesetztes

sei, daß die Welt und ihr Treiben gottlos, geistverlassen, böse seien. Die Erscheinung des lebendigen Gottes innerhalb der Wirklichkeit und Sinnlichkeit, in der Person Christi, konnte daher nur als ein vereinzeltes Wunder aufgefaßt werden, dessen allgemeine Bedeutung: die Offenbarung und Einwohnung des Geistes Gottes in der Welt und im Menschengeiste überhaupt, noch kaum geahnt wurde.

Wollte aber die Kirche, trotz ihrer auch weltlichen Gestaltung, für die Trägerin des Geistes Gottes gelten, der in ihr, aber auch nur in ihr, wahrhaft zugegen sei, so durfte sie doch nicht das allgemeine Prinzip aufstellen: der Geist Gottes gebe sich in der Weltlichkeit überhaupt ein ihn offenbarendes Dasein; sondern das Dasein des heiligen Geistes in der Kirche durfte und konnte nur gefaßt werden, als eine Fortsetzung und Wiederholung jenes ersten, vereinzelten Wunders, der Gegenwart Gottes in irdischer Gestalt in Christo. Daher entstand die Fiction, daß über die Verhandlungen der Kirche in den Concilien auf wunderbare Weise der heilige Geist komme, und ihre Beschlüsse untrüglich mache, daß der fleischgewordene Gott im Meßopfer zur Gegenwart gebracht werde.

Diese Fiction, die wir blos darum also nennen, weil der menschliche Geist sie für sein eignes Bedürfniß hervorbringen mußte, war aber darum nicht eine willkürlich und mit bewußter Unredlichkeit hervorgesuchte Pfaffenerfindung, sondern sie sprach den Glauben der Mehrzahl aller Christen, Geistlichen sowohl, als Laien, aus, und dieser Glaube lag in der Natur der Sache.

Das Christenthum nämlich bedeutet und ist die Versöhnung Gottes mit der Welt, also die Ausgleichung des ungeheuersten Widerspruchs, die Einswerdung der ungeheuersten Gegensätze. Ueberhaupt ist jede Versöhnung die Einswerdung zweier Gegensätze. Damit sie aber, als Versöhnung, ausgeführt und begriffen werden könne, ist es nothwendig, daß die Gegensätze zuvor in aller Härte und Schroffheit sich einander gegenüber ausbilden und sich entgegentreten, und daß sie als solche schlechthin Entgegengesetzte auch gewußt

werden. In der jüdiſchen Religion nun war der Gegenſatz zwiſchen Gott (Jehova) und der Welt bis zum härteſten Bruch ausgebildet. Jehova wurde als das unbedingt Mächtige, die Welt mit den Menſchen als das ſchlechthin Nichtige gewußt.

Dieſer Gegenſatz knüpfte ſich mit gewaltiger Energie zum Erfaſſen der Einheit zuſammen im Bewußtſein Chriſti, des menſchgewordenen Gottes, des fleiſchgewordenen Geiſtes. In dieſem einzelnen Bewußtſein, in dieſem noch iſolirten Punkte, war ſomit der Gegenſatz vollkommen überwunden, die Verſöhnung wirklich vollbracht.

Deshalb aber eben trat dieſes eine Bewußtſein dem Geſammtbewußtſein der Menſchheit, das die Verſöhnung in ſich noch nicht vollbracht hatte, wieder als ein neuer und ſchroffer Gegenſatz entgegen. Auf der einen Seite ſtand das fleiſchgewordene Wort, Chriſtus, und was ihm gegenüberſtand, war Alles ſchlechthin Fleiſch, mit dem Geiſte unverſöhnt. Der Menſch, als Menſch, mit all ſeinem Denken und Schaffen galt alſo gar nichts und konnte ſich mit dem Geiſte nur verſöhnen, indem er ſich aus allem weltlichen Schaffen, aus allem menſchlichen Denken hinaus flüchtete, indem er ſich in ſeiner Menſchlichkeit ganz und gar verwarf und vernichtete und ſich, als ein leer gewordenes Gefäß, ohne eigne Geiſtesthat erfüllen ließ vom göttlichen Geiſt durch den Glauben.

Deshalb zogen ſich die erſten Chriſten von aller öffentlichen Thätigkeit zurück; deshalb gingen die Anachoreten in Wüſten und Höhlen, um alles irdiſche Thun, alle irdiſchen Gedanken zu verläugnen und in der gänzlichen Abtödtung ihre Vereinigung mit Gott zu finden. Dieſe Richtung hätte, auf die Spitze getrieben und allgemein geworden, zur vollſtändigen Zertrümmerung aller menſchlichen Verhältniſſe, zum gänzlichen Aufhören aller Staaten und jeder Geſchichte, ja zum Ausſterben des Menſchengeſchlechtes auf Erden führen müſſen, das ſich ſelbſtverwerfende Hier hätte ſich zernichtet und verflüchtigt in der Sehnſucht nach dem ewig unerreichten Dort.

Da übernahm die Kirche eine neue Verſöhnung zwiſchen

dem Hier und Dort, indem sie erklärte, in ihr sei der Geist Gottes eine Gegenwart und Wirklichkeit, ein Hier geworden; in ihr könne daher der gottverlassene Mensch seine Beruhigung schon hienieden finden.

Dadurch aber trat sie eben wieder, weil in ihr allein der Geist sein sollte, aller andern weltlichen Gestaltung, dem Staate ebenso als Gegensatz gegenüber, wie Christus, der eine Gottmensch, dem ungöttlichen menschlichen Geschlecht gegenüber getreten war. Und um sich in dieser isolirten Stellung zu erhalten, mußte in ihr, wie in Christus, ein besonderes Wunder, wodurch der Geist sich weltliche Wirklichkeit gebe, angenommen werden. Denn ließ man diesen Wunderact weg, so war ja jede andre weltliche Gestaltung des Menschengeistes ebensowohl berechtigt, Gott, den unendlichen Geist, zur Gegenwart zu bringen, als die Kirche.

Weil die Kirche aber doch nicht der eine Christus selbst, sondern eine weltliche Vielheit von Mitgliedern, Einrichtungen und Zeiten war, so zersplitterte sich das eine Wunder in eine unzählige Wiederholung desselben. Bei gewissen einzelnen Ceremonien und Berathungen, also hier, dort und da, dann und jetzt, in diesen einzelnen Raum- und Zeit-Punkten sollte der Geist Gottes wunderbar zugegen sein. Die Zwischenräume zwischen diesen Punkten blieben der Weltlichkeit, der Ungöttlichkeit preisgegeben, so daß der heilige Geist gleichsam nur ruck- und stückweise in der Kirche zugegen war und wirkte. Alle diese einzelnen, willkürlich fixirten Punkte hätte man verbinden, diese mechanische Reihe getrennter Wunderacte zum fortlaufenden ununterbrochenen Wunder erheben, und statt des hier und jetzt sagen können: der Geist Gottes ist überall und immerdar lebendig gegenwärtig und von innen aus wirksam, und zwar, was hieraus unmittelbar folgt, nicht blos in der Kirche, sondern zu allen Zeiten und an allen Orten. Jedes einzelne, abgesonderte Wunder und der Glaube daran verschwindet auf diesem Standpunkte allerdings, aber nur deshalb, weil das ganze Weltall und der ganze Weltgang auf ihm zu einem einzigen und ewigen Wunder erhoben

wird. Ein Wunder iſt nämlich jede Thatſache, in der der unendliche Geiſt innerhalb der Schranken der ſinnlichen Erſcheinung unmittelbar zur Gegenwart und Offenbarung kommt, und ſomit giebt es in der That nichts, gar nichts, was nicht Wunder wäre. Denn Alles nimmt ſeine (höhere oder niedere) Stelle in dem ewigen Wunder der Offenbarung Gottes in der Welt und im Menſchen ein.

Dieſes Bewußtſein lag der Reformation nur dunkel zum Grunde, und ſie drückte es aus, negativ darin, daß ſie der ſich immer breiter machenden und augenſcheinlichen Weltlichkeit der Kirche es abſprach, vorzugsweiſe und ausſchließlich das Himmliſche, rein Geiſtige auszudrücken und darzuſtellen, poſitiv aber dadurch, daß ſie die Ablaßgewalt der Kirche, die Anrufung der Heiligen, den beſondern Charakter der Prieſter u. ſ. w., als unnütz gewordene Vermittelungen zwiſchen Menſch und Gott, Fleiſch und Geiſt, verwerfend, jedem einzelnen Gemüth ſeine innere Heiligung und Einigung mit Gott, jedem einzelnen Geiſte das lebendige Erkennen und in ſich Erzeugen Gottes durch freie Schriftforſchung überließ.

Hierdurch war die letzte, vollſtändige Verſöhnung vorbereitet, welche in unſrer Zeit die Wiſſenſchaft für die Kundigen vollbracht hat. Gott, als Geiſt, wird nun nicht mehr erkannt als drüben bleibend, oder als in einer einzelnen, von aller ſonſtigen Weltgeſtaltung abgeſonderten Form ſich Wirklichkeit gebend, ſondern der letzte Damm iſt durchbrochen, die Wege der Gottheit rauſcht unaufhaltſam in alle Gebilde und Geſtaltungen, und uns bleibt nur noch die letzte Vermittlung übrig, dieſe innere lebendig wirkende Gegenwart des unendlichen Geiſtes zu immer allgemeinerem Bewußtſein zu bringen, damit das Reich Gottes auf Erden mehr und mehr entfaltet und erkannt werde.

Man ſieht, daß die früheren Entwicklungsſtufen des Chriſtenthums allerdings immer eine verhältnißmäßig innigere Verſöhnung und tiefere Gotterkenntniß zu Wege brachten. Dennoch aber ſind ſie alle, im Verhältniß zur vollen und durchgreifenden Auffaſſung der Allgegenwart des unendlichen

Geistes, mehr oder weniger atheistisch. Denn sie verweisen allesammt Gott in gewisse, feste Schranken und bannen ihn aus der ganzen übrigen Welt fort, das heißt: sie verendlichen, entgeistigen ihn, läugnen im Weltganzen seine Gegenwart ab.

Wenn sie daher, nach ihrem Sturze durch höhere Geisteserkenntniß, sich noch, halsstarrig und verstockt, dauernd erhalten wollen, so scheiden sie aus, aus dem großen Entwicklungsgange des Weltgeistes und fallen der Gottlosigkeit und Unvernunft anheim. Jeder wahrhaft Lebendige wendet sich ab von ihnen und überläßt die Leichname der Verwesung.

Die katholische Kirche nun hält noch heut zu Tage den Standpunkt fest (der überhaupt ihre Existenz bedingt), sich selbst in ihrer weltlichen Gestaltung für die einzige irdische Trägerin des Ueberirdischen, der Wunderwirkungen des heiligen Geistes zu erklären, wodurch Allem, was ihr gegenübersteht, namentlich auch dem Staate, die innere Begeistigung durch Gott abgesprochen wird.

Der Staat ist, nach ihrer Lehre, also ein gedankenloses Machwerk zufälliger Ereignisse. Das heißt, wohlgemerkt: dieser wegwerfenden Ausdrücke bedient sich die katholische Kirche wohlweislich nicht. Auch giebt sie, um den Staat nicht für ganz gottlos gradezu zu erklären, ein Walten der Vorsehung oder Fürsehung auch im Staatsleben zu. Aber diese sogenannte Für- oder Vorsehung ist ein Wort ohne Inhalt, eine bloße schöne Redensart. Denn diese Fürsehung bleibt dem Staate etwas draußen Stehendes, von drüben oder droben dunkel und unverstanden in ihn Eingreifendes. Was ist aber der Staat? Ein mit Menschenkräften errichtetes, aus dem Menschengeist entsprungenes, selbst geistiges Gebäude. Wenn daher Gott wirklich beim Staate betheiligt sein soll, so muß er gefaßt werden als ein in diesen Menschenkräften, diesem Menschengeist innerlich Wirkender und sich Offenbarender. Denn eine Vorsehung von draußen bliebe dem Staate blos äußerlich, könnte daher nur störend, das vernünftige

Geisteswirken des Menschen im Staate durchkreuzend und äffend, in ihn eingreifen. Oder wenn sie allein die rechte Vernunft ist, wie die Kirche annimmt, so hilft ihr äußeres Dazuthun dem Staate selbst nicht auf, in sich bleibt er unvernünftig, denn die Menschen, die an ihm arbeiten, tragen ja den Sinn und Geist der ihnen fremden Vorsehung nicht selbst lebendig in sich.

Der Staat bleibt also, dieser Ansicht zufolge, in sich nichtig, des göttlichen Inhalts baar, und wäre, wenn die katholische Kirche folgerecht schließen wollte, gar nicht berechtigt, ihr gegenüber auch nur zu existiren, sondern müßte, als gottverlassen und durchaus irdisch, dem Höheren, Geistigen gegenüber, von diesem womöglich vernichtet werden. So schloß die katholische Kirche im Mittelalter. Heut aber, wo sie nicht mehr mit weltlichen Kräften genugsam ausgerüstet ist, wo der Staat schon längst materiell einen vollständigen Sieg über sie davongetragen hat, so daß nicht mehr die Rede davon ist, ob die Kirche den Staat, sondern ob der Staat die Kirche noch länger dulden will, heut hat die Kirche ihrer aus der innern Werthlosigkeit des Staates gezogenen Schlußfolge eine ganz andre, kluge Wendung gegeben. Sie sagt nämlich (oder wenigstens Leute, die für sie das Wort zu nehmen behaupten) also: „Der Staat ist nicht der Träger göttlicher Gedanken, sondern nur die Kirche. Darum, ihr Laien, sucht eure Beruhigung, sucht das Ziel eurer innersten Geistesthätigkeit nicht im Staate, der keine Beruhigung gewähren kann, und des höchsten Strebens nicht werth ist, sondern bei mir! Und ihr Gewalthaber und Lenker der Völker, beschützt mich, statt mich zu beschränken und zu verfolgen! Denn seht doch: ich predige ja den Leuten, sie sollen sich um den Staat nicht bekümmern, sie sollen ihr Heil bei mir suchen, ihre besten Geisteskräfte mir unterwerfen. Also zieh' ich sie ganz vom Staate ab, und ihr könnt, wenn meine Predigt Frucht bringt, derweil ganz ungestört und ruhig herrschen."

Diese ganze Wendung und Drehung der Ansicht von der Gottverlassenheit des Staates ist so verschmitzt, verzwickt und

doppelzüngig, daß sie unmöglich ehrlich sein kann. Wir haben in ihr im Gegentheil ein Meisterstück pfäffischer Schlauheit und jesuitischer Gaukelkunst zu bewundern.

Zuvörderst nämlich arbeitet sie, indem sie alle edelsten Geisteskräfte vom Staat abzuziehen trachtet, indirect auf das alte Ziel: den Untergang des Staates, los. Sie will alle Menschen gleichgültig gegen Staatsverfassung und Staatsleben machen. Sie sollen wohl daran Theil nehmen, aber blos als Lastesel, die sich ihre Bürde auflegen lassen, ohne es der Mühe werth zu halten, sich darum zu bekümmern, was eigentlich in den Säcken steckt, genug, daß sie daran zu schleppen haben. Nun denke man sich einen Staat, dessen Thätigkeiten lauter solchen Lasteseln anvertraut wären, man denke sich einen Staat, der aus lauter durchaus gleichgültigen Beamten und Bürgern zusammengesetzt wäre — was wird aus ihm werden? Wir brauchen darüber keine Vermuthung aufzustellen, sondern die Geschichte antwortet für uns mit eisernen Thatsachen. Er wird beim ersten Anstoß von außen in sich zusammenstürzen, der Fremdling wird kommen und ihn unter seine Füße treten und die schmachvoll Unterjochten mögen dann sich auf die Trümmer setzen und am Rosenkranz beten. Dahin führt die Lehre, daß das Staatsleben nicht fähig sei, dem Gemüth Beruhigung, dem Geist Erfüllung zu gewähren. Denn nur freie Männer, denen ihr Vaterland mit seiner Verfassung so heilig ist, wie Gott selbst, eben weil sie in ihm eine Offenbarung Gottes sehen, können es in der Noth vertheidigen.

Von den Gewalthabern, von den Monarchen aber setzt diese pfäffische Lehre stillschweigend voraus, daß sie solche Einsicht nicht besitzen, daß ihnen überhaupt an der Darstellung eines wahrhaft lebendigen, geisterfüllten Staatslebens durchaus nichts gelegen sei, daß sie im Gegentheil schlecht genug seien, blos, um jeden Preis, herrschen, befehlen zu wollen, und dumm genug, sich einzubilden, daß man über einen am Tode allgemeiner Gleichgültigkeit dahingeschiednen Staat mit Ruhe und Sicherheit herrschen könne.

Die ganze obige Anrede an die Machthaber lautet, aus dem Römisch-Pfäffischen in gutes Deutsch übersetzt, nicht anders, als also: „Seid doch nicht so thöricht, euren eignen Vortheil zu verkennen! Warum wollt ihr uns chicaniren und bedrücken? Wir sind ja (unter uns gesagt) Spitzbuben, so gut, wie ihr. Aber unsre Geschäfte können nebeneinander bestehen. Ihr habt es auf die Leiber und Geldbeutel, und nur nebenbei auf die Geister, wir haben es auf die Geister und nur nebenbei auf die Leiber und Geldbeutel abgesehen. Also reichen wir uns doch die Hand und verständigen uns als gute Gesellen, so werden wir Beide gut abschneiden."

Diese Anrede ist also eine nur plump maskirte Beschimpfung der Monarchen selbst, und ein Monarch, der sie anhören könnte, ohne ihr mit Verachtung den Rücken zu wenden, der — verdiente in der That, also angeredet worden zu sein.

Dieser Staatsatheismus, der darin besteht, dem Staate die Darstellung einer Idee, einen göttlichen Gedankengehalt abzusprechen, kehrt merkwürdiger Weise noch eine andre Seite hervor, die, obgleich aus einer Wurzel mit ihnen entsprungen, den beiden obenbezeichneten schnurstracks entgegengesetzt zu sein scheint. Diese beiden nämlich arbeiten gradezu auf Despotismus los und sind nur in der Weise revolutionär, daß sie den Staat in seiner lebendigen Gliederung zerstören wollen, bis auf die unumschränkte Herrschaft eines Einzelnen. Die andre Seite aber ist revolutionär im umgekehrten Sinn. Sie will gar keine Herrschaft dulden, jeden Staat, jede Regierungsart vernichten durch völlige Gleichmachung Aller, durch Abschaffung aller gesellschaftlichen Unterschiede. Diese Ansicht spricht auch dem Staate und seiner vernünftigen Gliederung allen göttlichen Gedankeninhalt ab, hält seine Verfassung nicht für eine Offenbarung des sich entfaltenden Geistes, sondern für eine Verkettung mit der Zeit festgewordener, tyrannischer Mißbräuche, welche die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen gewaltsam verwischt haben. Sie führt, consequent genommen, nicht nur auf den Umsturz jeglicher Staatsform, sondern auch auf den aller gesellschaftlichen Abstufungen und

Verhältnisse überhaupt. Das Eigenthum verwirft sie und fordert Gütergemeinschaft, die Ehe und Familie verwirft sie und fordert Gemeinschaft der Weiber. Zuweilen erklärt sich diese Ansicht selbst für atheistisch, zuweilen aber theilt sie auch den frömmelnden Charakter mit der vorherigen, doch hat sie darin den Vorzug, daß ihre Frömmelei nicht, wie die erstere, das menschliche Individuum als werthlos verwirft, sondern im Gegentheil ist es der mißverstandne Glaube an die unbedingte göttliche Berechtigung des menschlichen Individuums, welcher sie zu einer völligen Gleichmachung Aller führt. So erkennt sie also den göttlichen Inhalt im einzelnen Menschen an, ihr Atheismus aber liegt darin, daß sie Gott, als die innerste organisirende Seele der großen vernünftig gegliederten Gesellschaftskörper (Staaten) abläugnet, diese demnach als gottlose Mißgeburten menschlicher Willkür und Gewaltthat verwirft und abschaffen will.

So stäubt der vernünftige, geistoffenbarende Organismus auseinander in eine unendliche Vielzahl von vereinzelten Atomen, die nur durch das schlotternde Band der kahlen allgemeinen Gleichheit als Eins zusammengehalten sein sollen. Wenn es aber Atheismus ist, im einzelnen Menschen den Gott, die Offenbarung des unendlichen Geistes, abzuläugnen, so ist es ein noch viel schlimmerer Atheismus, den Gott da zu verkennen, wo ein ganzes Volk sich als eine große Einheit im Geiste darstellt. Denn Gott, als Geist, ist grade recht das Element jeglicher Einheit des Vielen.

Diese Einheit des Geistes ist aber nicht eine so leere, unorganische, mechanische, daß sie nur die vielen Einzelnen als Gleiche nebeneinander stellte und ihren Mantel um alle schlüge, sondern da der Geist ein in sich unterschiedner, ein Organismus ist, so offenbart sich seine Einheit als eine Stufenleiter verschiedener Entwicklungen seiner selbst zu immer höherer Reinheit, und dieser Stufenleiter entspricht im Staate eine in sich nothwendige und vernünftige Gliederung der Staatsgewalten und Staatsthätigkeiten.

Bei der großen Masse schlummert der Geist noch verhüllt,

er muß sich daher, nach oben hinauf, in immer freierer Entwicklung zeigen, bis er sich im höchsten Staatswillen als die von allen Zufälligkeiten und sinnlichen Beziehungen geläuterte, wahrhaftige Einheit Aller im Geist völlig frei gemacht hat. Diese Aristokratie (die natürlich an kein Geburtsvorrecht geknüpft sein darf), das heißt: die des Geistes über die Masse, wird nie aufhören, so lange der Mensch Mensch, das heißt: innerhalb der Sinnlichkeit zur Erscheinung kommender Geist ist. —

Im Grunde ist aber diese Ansicht nur eine scharf durchgeführte Consequenz der vorigen. Wenn nämlich durch die allgemein werdende Gleichgültigkeit gegen das für ungöttlich und ungeistig erklärte Staatsleben demselben ein wahrhaft thätiges und lebendiges Mitglied nach dem andern entzogen wird, so daß zuletzt nur der Wille eines einzelnen Tyrannen als Staatswille übrig bleibt, den die Andern alle blindlings über sich ergehen lassen, so sind diese Alle gegen den Einen genommen durchaus unberechtigt, mithin unter einander selbst völlig gleichberechtigt. In der Wirklichkeit wird sich dieser Unsinn natürlich nie in solcher Reinheit ausgestalten, denn was sich wirklich gestaltet, ist eben nicht Unsinn, sondern immer bis auf einen gewissen Grad Geist und Wahrheit. Aber das Prinzip der Ungöttlichkeit des Staates, mithin der Gleichgültigkeit gegen ihn und seine Form, müßte, wenn es Wurzel fassen könnte, durchaus bis zu diesem Despotismus, der Alles unter sich nivellirt hätte, führen. Gesetzt nun, dieser Unsinn wäre wirklich zu Stande gekommen, so brauchte blos irgend Einer oder Einige von den Unterdrückten auf den sehr nahe liegenden Gedanken zu kommen: „Warum, wenn wir Alle nicht-berechtigt sind, ist grade dieser Eine all-berechtigt?“ und ein Pistolenschuß oder ein Dolchstoß machte der letzten Ungleichheit, wie der letzten Berechtigung ein Ende. Der Eine wäre nun fort, es wären nun Alle zusammen unberechtigt, welche Unberechtigtheit aber, da sie kein Berechtigtes sich gegenüber hätte, in ihr Gegentheil, in vollkommene Gleichberechtigtheit und unbedingte Berechtigtheit

jedes Einzelnen und gegen Alle, mithin gegen das Ganze, das somit weniger Macht und Recht hätte, als das Individuum, umschlagen würde. Dann aber wären wir durch den unbedingten Despotismus hindurch glücklich beim unbedingten Communismus angelangt.

Auch in diesem Gebiete begegnen wir nun wieder der schon früher als atheistisch nachgewiesenen Zweckansicht. Denn wenn man dem Staate die Darstellung einer Idee, wodurch er seinen Zweck und Inhalt in sich selbst trüge, abspricht, nichtsdestoweniger aber ihn, da er einmal besteht, gelten lassen muß und will, so sieht man sich, um seine Existenz zu rechtfertigen, nach Zwecken um, die er erfüllen soll, denn zu irgend Etwas muß er doch gut sein. Das Atheistische dieser Zweckauffassung überhaupt haben wir schon früher bezeichnet. Es liegt darin, daß man den Gestaltungen des Geistes, statt sie als in sich abgeschlossene, gediegene Offenbarungen göttlicher Gedanken zu begreifen, alle Selbstständigkeit abspricht und sie zu bloßen Mitteln für anderweite Zwecke herabsetzt, so daß ihr Wesen und ihre Bedeutung nicht in sie selbst fällt, sondern außerhalb ihrer in etwas ihnen Fremdes, wodurch sie selbst von allem göttlichen Inhalt ausgeleert, die lebendige Gegenwart Gottes, als des überall sich selbst genügenden Geistes, in ihnen abgeläugnet wird. Aber in Beziehung auf den Staat grade nimmt dieser Atheismus eine noch viel niedrigere und geistlosere Gestalt an, als es in Beziehung auf die Ehe und Familie der Fall war. Dort nämlich verlegte man den Zweck der Ehe in die Familie, den der Familie in den Staat, also jedesmal in eine höhere, reicher entwickelte Gestaltung, so daß, wenn man der Ehe und Familie selbst auch den positiven göttlichen Gehalt absprach und sie zu bloßen Mitteln machte, diese Mittel doch einen würdigen Zweck fördern mußten, der allerdings über der Ehe und Familie stand: den Staatszweck. Man ließ Ehe und Familie also, wenn sie auch innerhalb ihrer selbst dem Geiste nicht genügen konnten, doch über sich hinaus auf eine geisterfülltere Gestaltung hindeuten. Beim Staate aber ist grade das Umgekehrte der Fall. Indem man

ihm die innere Selbstständigkeit und Geisterfülltheit abspricht, läßt man ihm seine Existenz nur um *solcher Zwecke* willen, die in der That weit *unter* ihm und seiner wahren Bedeutung stehen, über die er, als *Staat*, längst *hinaus* und in die Region einer weit höheren Geistigkeit entrückt ist. Die ganze Bedeutung des Staates soll nämlich etwa in folgenden Anforderungen an ihn erschöpft sein: „Er soll das Eigenthum und den *redlichen Erwerb* sicher stellen, die *Person* gegen die Verbrechen andrer Personen, die Gesammtheit der Bürger gegen den gewaltsamen Angriff fremder Staaten und inneren Aufruhrs schützen," kurz: „er soll durch Handhabung der Gerechtigkeit *Ruhe und Ordnung* erhalten, damit in dieser geordneten Stille jeder *Einzelne* seinen besondern *Privatzwecken* ungestört nachgehen könne." Die höchste Stufe, wozu sich diese Ansicht erhebt, ist die: „der Staat solle durch seine Organisation alle Hemmnisse der Ausbildung und Thätigkeit jedes *Einzelnen* wegräumen, und ihm Mittel und Wege eröffnen, seine *Individualität* nach allen Richtungen hin frei und *eigenthümlich* zu entwickeln und seine Kräfte thätig zu verwirklichen," kurz: „er soll dem Bürger Gelegenheit geben, sich zum *ganzen, vollen Menschen* heran- und herauszubilden."

In allen diesen sogenannten *Staatszwecken* erkennt man leichtlich jenen geist- und gottlosen Krämersinn, oder jene selbstische Aufgeblasenheit, die, zu bornirt und unedel, um je ein *Ganzes* zu begreifen, immer nur an der *eignen kleinen Persönlichkeit* mit ihren einzelnen untergeordneten Interessen oder Vorzügen klebt, die ihnen ewig der *Mittelpunkt der Welt* bleibt. *Dazu* also die ungeheuersten Thaten der Weltgeschichte, *dazu* die durchs ganze Leben unermattete Geistesarbeit der Edelsten und Weisesten, *dazu* die gotteingegebene, gefahrenumringte Begeisterung der Kämpfer für Wahrheit und Recht, damit alle einzelnen *Spießbürger*, die sich übrigens, wenn sie nicht zufällig Gevattern sind, weiter nichts angehen, in Ruhe ihr *Brod* verdienen und essen können, damit dem Kaufmanne sein Profit, dem Beamten sein Gehalt, und sie alle vor willkürlicher Durchprügelung, vor Mord und Todtschlag gesichert

sein, damit endlich einige wenige geistreiche und hoch-gebildete Gecken ihre „schöne Individualität“ ausbilden, das heißt: sich was Rechtes dünken können? Das hieße in der That, daß die Berge kreisend erbebten, um — eine Maus zu gebären. Die höchsten und göttlichsten Kräfte wären schnöde vergeudet, um zu kleinlichem und albernem Ziele zu gelangen.

Und da aller riesenhafte Kraftaufwand mit zwergbaftem Erfolge lächerlich, Gott aber die innere gestaltende Seele der Weltgeschichte ist, so würde sich Gott selbst lächerlich gemacht haben, indem er glänzende, erhabene Paläste aufbaute, um Hamster und Affen darin zu beherbergen. Es muß sich daher im Staate ein höherer Inhalt nachweisen lassen, als die Erfüllung der oben angegebnen kleinlichen Zwecke. Selbst die letzte Hälfte der angegebenen Ansicht: „Der Staat habe den Zweck, dem Individumm freie, eigenthümliche Entwicklung möglich zu machen,“ ist, obgleich geistiger, als die, welche sich nur um das rein leibliche Gedeihen dreht, als Eitelkeit und Selbstsucht schlechthin zu verdammen. Denn darauf kommt es Gott und der Menschheit nicht an, daß Hinz und Kunz sich in ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln und sich in ihr, wie die Buhlerin im Spiegel, selbst beschauen und anlächeln; sondern an Hinz und Kunz, blos als Hinz und Kunz, ist gar nichts gelegen. Sie sind, als Einzelne, trotz aller raffinirten Eigenthümlichkeit, vollkommen werth- und rechtlos, sobald sie der allgemeinen Geistesgestaltung gegenüber noch etwas Besondres gelten wollen. Denn diese allgemeine Geistesgestaltung verschlingt alle Einzelheiten in sich und gegen sie müssen alle Hinze und Kunze, so vornehm sie sich dünken mögen, verschwinden und ihr kleines Selbst aufgeben.

Jeder einzelne Mensch, mit seinen untergeordneten Lebenszwecken und Interessen, so wie mit seiner besondern Geistesentwicklung, ist vollkommen unberechtigt gegen das Ganze und kann eine Berechtigung erlangen einzig und allein **im** Ganzen, indem er sich in demselben lebendig fühlt und ihm angehören will. Im Ganzen aber gilt jeder Einzelne nur so viel, als er im wahren Geiste des Ganzen wirkt, oder es gilt in

ihm nur das, was das Ganze selber ist. Geht er nun mit all seinem Sinnen und Trachten im Ganzen auf, so ist er auch in seiner geadelten Einzelheit mit aller Würde und Geltung des Ganzen bekleidet.

Alles Andre im Einzelnen, alles vom Ganzen Getrennte, Eigenthümliche, ist entweder unbedeutend oder gradezu schlecht.

Das Staatsganze aber ist deshalb da, weil es in der Natur des Geistes liegt, sich als eine große Einheit Aller, eines ganzen Volkes, darzustellen, in der jeder Einzelne seine eigne, innerste Wahrheit, nicht blos die Befriedigung seiner besondern Bedürfnisse, zu finden und anzuschauen hat. Das Gesetz ist nicht gemacht, damit der Einzelne in seinem Schacher oder seinem sonstigen Treiben gegen Unglimpf und Verletzung geschützt werde, sondern in ihm gewinnt der allgemeine vernünftige Wille, der in Allen, aber in der Mehrzahl unentwickelt vorhanden ist, Ausdruck und Macht. Jeder Einzelne hat daher das Opfer zu bringen, sich, sein Einzelleben und Treiben, als etwas durchaus Untergeordnetes und Unwesentliches, zu vergessen über dem Bewußtsein des allgemeinen, vernünftigen Willens, das in ihm lebendig werden, und ihn selbst von seiner schlechten Besonderheit und Herausgerissenheit erlösend, zur geistigen Ganzheit, zum Gesammtbewußtsein erweitern und adeln soll.

Das Gesetz hat also der Einzelne nicht als eine bloße bürgerliche Schadenversicherungsanstalt anzusehn, sondern es ist ihm aufgestellt zu einer das ganze Leben durchwärmenden und erhebenden Begeisterung, die daraus entspringt, daß er sein tiefstes, geheimstes Wollen, das vernünftige, freie Wollen nämlich, im Gesetz sich selbst enträthselt, verwirklicht und freigemacht sieht.

Und solltet ihr etwa noch keinen Staat, noch kein Gesetz haben, das dieser großen Bestimmung entsprechen könnte, so verschafft es euch!

Daß der Staat außer dieser seiner wahren Bedeutung zugleich auch für alle jene untergeordneten Bedürfnisse,

wenn auch nur indirect, zu sorgen hat, versteht sich von selbst und liegt in seinem Wesen. Denn wenn eine Einheit Aller im Geiste zu Stande kommen soll, so muß dies eine lebendige Einheit sein, welche die Einzelnen nicht vernichtet, sondern sie in allem Reichthume physischer und geistiger Entwicklung in Anspruch nimmt und, alle Kräfte in sich aufhebend, dieselben frei gewähren läßt. Der Staat setzt sich daher eine freie Entwicklung der Individuen, die allein zu einer wahrhaft geisterfüllten Einheit derselben führen kann, schon voraus, und hat für die Möglichkeit und Förderung dieser Entwicklung zu sorgen, wenn er als Staat wahrhaft existiren will. Da aber auch die geistige Entwicklung für den innerhalb der Sinnlichkeit erscheinenden Geist an sinnliche Bedingungen geknüpft ist, da aus irdischem Gedeihen und weltlicher Thätigkeit sich die Blüthe des Geistes entfalten muß, so hat der Staat auch alle jene untergeordneten Thätigkeiten, jede Art von Lebenserwerb in seinen Schutz zu nehmen.

Ferner würde das sich Aussprechen des allgemeinen, vernünftigen Volkswillens im Gesetz nur eine ohnmächtige Redensart sein, wenn es nicht zu der wirklich durchgeführten Macht dieses allgemeinen Willens über alle sich ihm entgegenstemmenden Einzelwillen käme. Jeder Eigenwille muß deshalb, wenn er sich im Vergehen oder Verbrechen Ausdruck giebt, durch die Strafe gebrochen, und jeder einzelne Wille, der sich dem allgemeinen, vernünftigen, gemäß äußert, gegen die Willkür Solcher, die diesen allgemeinen, vernünftigen Willen in ihrem Handeln nicht anerkennen, geschützt werden. Wer aber mit dieser Beförderung der einzelnen Thätigkeit und Bildung, mit dieser Beschützung gegen das Unrecht, das Wesen und die Bedeutung des Staates erschöpft glaubt, der nimmt den Leib für den ganzen Menschen, ohne vom Geist Notiz zu nehmen, der übersieht die Einheit des Lebens über ihren Wirkungen in den einzelnen Gliedmaaßen, der liest die einzelnen Sylben des Satzes, ohne den Gedanken gewahr zu werden, der sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Weil aber die Gemeinheit, die Selbstsucht und die Dumm-

heit die Masse der Menschen beherrscht und von jeher beherrscht hat, so ist die eben bekämpfte Ansicht vom Staate die bei weitem verbreitetste, eben weil sie so trivial, platt und geistlos ist, und man wird unter zehn Menschen kaum einen finden, der sich je von einem höheren Staatszweck nur hat träumen lassen, als daß er und seine Sippschaft polizeilich geschützt sein solle. Denn bei weitem die meisten Menschen vermögen es schlechterdings nicht zu begreifen, daß ihr kleines Selbst nicht die Hauptsache und das für sie einzig Wichtige sei. Ja sie würden sich in ihrer Stupidität höchlich verwundern, wenn sie zufälliger Weise in Erfahrung brächten, daß einem Idealisten und Phantasten die verzwickte Schrulle in den Kopf gekommen sei: der Staat sei die wirkliche Einheit eines Volkes im Geiste. Sie würden darüber lachen müssen, daß Jemand es mit bloßen Ideen (Redensarten, leeren Worten) sogar ernstlich nehmen könne, noch mehr aber darüber, wenn er auch ihnen zumuthen wollte, es mit diesen Ideen gleichfalls ernstlich zu nehmen, ihnen, die als praktische Menschen doch genug Wichtiges zu thun, sich genug um das Reelle zu bekümmern haben und sich demgemäß nicht um Allotria, um: „Einheit im Geist, Gestaltung des Geistes“ und dergleichen spitzfündige Wortspiele bekümmern können.

Aber mit Solchen haben wir in diesem ganzen Werke gar nichts zu schaffen. Sie werden es nicht lesen, und sollte es, wider alles Vermuthen, irgend Einer von ihnen lesen, so würde er, weit entfernt, sich überzeugen zu lassen, uns gar nicht einmal verstehen, obwohl wir den klarsten und einfachsten Dingen den klarsten und einfachsten Ausdruck zu geben bemüht sind. Denn die Kunde vom Geist und seiner Wahrheit versteht nur der, der sich selbst als Geist, in seiner Wahrheit, erfaßt hat. Für jenen trüben Bodensatz der menschlichen Gesellschaft also verlieren wir kein Wort. Nur für die hohe Aristokratie derjenigen, die da fähig sind, die Wahrheit, wenn auch noch nicht klar zu erkennen, doch wenigstens dunkel zu fühlen, und in einzelnen Lichtblitzen zu ahnen, tönen unsere Worte, um sie zu wecken, damit dieses Gefühl, diese Ahnung zur triumphirenden, klar erkannten Gewißheit werde, und sich diese

Gewißheit in ihrer majestätischen Ueberlegenheit gegen den Pöbel mit seiner materialistischen Weltansicht fühlen lerne. Diese erkannte Ueberlegenheit aber muß und wird dazu führen, daß die rechte, geistige Gesinnung nicht nur theoretisch, sondern auch practisch, Kraft, Macht und allgemeine Geltung gewinne, gegen die materialistische ungeistige, daß diese letztere von der ersteren nur als todter Stoff verwandt, und gezwungen werde, den höheren Zwecken der erstern unbewußt zu dienen. Denn weiter taugt sie zu nichts; in sich selbst ist sie vollkommen werthlos und nichtig. Soldaten, die, ohne Gesinnung, ohne kriegerische Einsicht und ohne bewußte Tapferkeit, nur dazu gut sind, als Figuranten in der Schlacht vor eine Lücke geschoben zu werden, nennt man Kanonenfutter. Eben so ist jener Pöbel, der vorzugsweise in den höheren und höchsten Ständen zu suchen ist, das Kanonenfutter der Weltgeschichte. Er muß zum Dienste des Geistes, selbst wider seinen Willen, gezwungen werden, denn der Geist und nur der Geist hat Recht, und wer geistige Zwecke zu verfolgen hat, der darf und soll die Massen, sofern sie sich selbst nicht zur Höhe des geistigen Bewußtseins erheben wollen, als Material verwenden, das erst im Ganzen des ausgeführten Baues Werth und Bedeutung erhält. Diesen Despotismus, den des Geistes über den Staub, predigen wir laut und offen.

Wir aber sind zur Zeit noch so weit davon entfernt, daß nur der Geist und seine Propheten den öffentlichen Verhältnissen ihre Gestalt gäben, daß im Gegentheil die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten den größten Verläugnern des Geistes und seiner Wahrheit mit Vorliebe anvertraut wird.

Wir wollen hier ein Wörtlein von den Diplomaten reden, die wir nicht nach den Ausnahmen unter ihnen (d. h. nach den unverderbten Ehrenmännern, die etwa diesen Namen tragen mögen), sondern der Mehrzahl nach charakterisiren. Sie sind die verächtlichsten, aber auch die gefährlichsten Staatsatheisten. Denn die unschuldige Stupidität des Materialismus der Massen ist bei ihnen zu raffinirter Klugheit ausgebildet,

ohne doch damit einen wahrhaftigen Inhalt erlangt zu haben. Was also den Inhalt betrifft, so ist diese Klugheit ganz dasselbe, wie jene Stupidität, der Unterschied liegt nur in der Form. Hier wie dort, ist ein leerer Topf, nur hat er dort die plumpe Gestalt der Stupidität, hier die zierliche und geschnitzelte der Klugheit.

Diese Leute sind über alle „Schwärmereien" und „Illusionen", unter welchen Namen nämlich jede menschliche Tugend und Begeisterung verstanden wird, hinaus, und blicken im Geheimen vornehm lächelnd auf die Masse gemeiner und dunkler Menschen herab, die irgend einer Begeisterung, irgend eines Eifers für das Heilige und Rechte noch fähig, die in den kindischen Täuschungen (Illusionen) noch befangen sind. Sie sehen eine solche Begeisterung nur für eine kindische Aufwallung an, aus der man aber, wie aus allen Thorheiten der Menschen, so viel Vortheil als möglich ziehen, die man benutzen und leiten müsse, um durch sie seine geheimen Zwecke zu erreichen, von denen jene tölpelhafte, blinde Begeisterung selbst sich freilich nichts träumen läßt. Ja sie lassen es sich sogar angelegen sein, eine solche Begeisterung künstlich zu erregen, wenn sie sie grade brauchen können und sich selbst in sie zu kleiden, wie in einen Gallafrack. Wird sie überflüssig oder gefährlich, dann dämpfen sie sie wieder, ziehen den Gallafrack wieder aus, und das Kleid einer andern Gesinnung an, deren sie sich nach den Zeitumständen grade am besten bedienen können. Freilich sind sie in Hinsicht auf Erregung einer allgemeinen Begeisterung und Durchführung großer Volksthaten in demselben albernen Irrthum befangen, wie jenes Heupferd, das dem Bauer den Wagen aus dem Koth gezogen zu haben wähnte, denn eine allgemeine Volksbegeisterung war nie das Machwerk der Diplomaten, aber sie bilden es sich in ihrer hohen Weisheit doch ein.

Weshalb aber diese Diplomaten überhaupt selbst noch bestimmte Zwecke verfolgen, ja mit eiserner Beharrlichkeit die Arbeit ihres Lebens daran setzen — das geschieht nicht aus irgend einer tiefen, ehrlichen Ueberzeugung, ja bei den Eminentesten

unter ihnen nicht einmal aus leidenschaftlichem Ehrgeiz oder Gewinnsucht, sondern weil sie das Staats- und Völkerleben als eine Schachpartie betrachten, als einen Schau- und Kampfplatz seiner Verstandesberechnungen und Combinationen, bei welchem Spiele betheiligt zu sein, im höchsten Grade interessant ist, in dem obzusiegen der Eitelkeit eine hohe Genugthuung gewährt. Ob sie für das Princip der Freiheit, oder das des Despotismus wirken — ihnen gilt es so ziemlich gleich, ihnen ist der Staat ja nichts, als ein Spielball ihrer Geschicklichkeit. Daß die Freude am Siege der innersten Herzensmeinung, der Schmerz über den Umsturz eines Heiligen sie nimmer berührt, geben sie für Ueberlegenheit aus, und der verblüffte Haufe ist dumm genug, es auch dafür zu halten, ohne zu begreifen, daß zu solcher Ueberlegenheit eben nichts erfordert wird, als vollständige Verworfenheit, gänzliche Aushöhlung des Geistes und Gemüthes. Aber dennoch haben diese steinernen Erdengötter auch ihre schwache Seite, ihren empfindlichen Punkt, wo man sie in ihrer Menschlichkeit fassen kann. Sie sind nämlich im Stande, vor Grimm krank zu werden, ja vor Schreck zu sterben, wenn sie die Nachricht bekommen, in ihren Lüen überlistet worden zu sein. Denn es an Schlauheit und Verschlagenheit Allen zuvorzuthun, ist die Begeiserung ihres Lebens.

Diesen Leuten ist das Recht eingeräumt, mit frecher Stirn laut auszusprechen: „ein Verbrechen sei verzeihlicher als ein Fehler", ohne daß sie darum in der öffentlichen Achtung verlieren. Ein Solcher ist im Stande, wenn er durch die Arbeit seines ganzen Lebens das despotische Princip vertritt (was sie in der Regel vorziehen, weil ihnen die krummen und dunkeln Schleichwege viel interessanter sind, als ein einfach offenes, republikanisches Verfahren), dennoch bei einem ästhetischen Thee die begeisterten Strophen eines Dichters vorzulesen, der mit heiligem Eifer für die Freiheit kämpft, der in gewaltigem Zorn die Tyrannei und ihre Tücken an den Pranger stellt. Dabei kann er wohl gar lächeln und die Poesie dieses wunderlichen Schwärmers recht artig finden. Und das ist nicht einmal Verstellung, denn so schlecht ist der Kerl, daß

ihn die Worte jenes Dichters weder aus der Fassung bringen, noch erzürnen. Er selber weiß es schon lange, was da in dem Buche etwa stehen kann, nur daß er es komisch findet und nicht recht begreift, wie man es damit so ernstbaft nehmen, wie man nach „Ideale" ringen könne, in einer Welt, wo doch die Klugheit und List die ewig herrschende Macht bleiben.

Unter sich sind sie schweigend übereingekommen, sich gewisser Ausdrücke, die das Volk heilig und hoch hält, zum Scheine zu bedienen, ohne die Sachen selbst, an deren Wirklichkeit sie überhaupt gar nicht glauben, darunter zu verstehen. So haben sie sich eine ganz eigne, bilderreiche Gaunersprache geschaffen. Sie reden von: „Nationalgefühl, Volksehre und Volkswohl, guter Gesinnung, gegenseitigem Vertrauen, Sympathie ꝛc." Wörter, die wohl populär klingen, deren sie sich aber nur bedienen, um den eigentlichen Sinn ihrer Reden und Actenstücke dem Volke völlig unverständlich zu machen. Denn in Wahrheit handelt es sich in diesen immer nur um Abwägung des gegenseitigen Vortheils, möglichst um Uebervortheilung und um Hintergehung des Volkes.

Hier habe ich euch in wenig Strichen die Leute gemalt, deren ganze Religion der Verstand ist, diese leeren abgelegten Hülsen des Geistes, und ich habe euch grade nichts Neues in meiner Schilderung gesagt. Aber daß ich euch von der Verächtlichkeit dieser Leute überzeugt hätte, daß ich euch den Wahn benommen hätte, solche ausgenommene Häringe wären über euch erhaben — das kann ich kaum hoffen. Denn es ist eine ziemlich verbreitete Meinung: „Um ein vortrefflicher Diplomat und Staatsmann zu werden, müsse man zuvörderst ein schlechter Mensch geworden sein, müsse man überhaupt aufgehört haben, ein Mensch zu sein. Und in diesem Falle wird die Schlechtigkeit förmlich respectirt.

Wurde es doch sogar in Zeitungen verkündet (und die Censur strich es nicht): Seht diesen großen Mann! Das Lachen, wie die Thräne, sind ihm längst schon fremd, eiskalt und leer

ist seine Brust, über alles menschliche Gefühl, über alle einseitige Gesinnung ist er längst hinaus, der große Mann! —

Seid ihr denn aber gar so dumm und mit Blindheit geschlagen, die Kleinheit und Armseligkeit eines solchen „großen“ Mannes nicht einzusehen? Der ist groß, den eine große Gesinnung belebt; der ist reich, der einen göttlichen Inhalt, das Gute, Wahre, Schöne, in sich entwickelt hat und mit Begeisterung hegt. Aber eine Schweinsblase ist nicht erhaben, weil sie sich über der Fluth hält. Sie hält sich nur oben, weil sie hohl ist.

Ihr solltet euch schämen, daß ihr eure eigne Würde und Trefflichkeit so erniedern könnt, euch zu beugen vor ausgemergelten Menschen, an ihnen emporzustaunen. Ist etwa das eine Vortrefflichkeit an ihnen, daß ihre Schliche und Ränke euch geheim und unverständlich, daß sie selbst euch die Unerforschlichen, Undurchdringlichen sind? Wenn aber das Geheimniß ein Vorzug ist, um wie viel vortrefflicher seid ihr dann. Denn eure ganz einfache, schlichte Herzensmeinung braucht ihr ihnen, ohne alle Diplomatenkünste, ohne Geheimsprache, nur laut, offen und deutlich in's Gesicht zu sagen, sie bleibt ihnen doch ein Geheimniß, denn nimmer versteht der Schalk einen ehrlichen Mann, und ihr seid dann die geheimen Herren, den Unwissenden gegenüber. Alles, was ehrliche Gesinnung und erkennende Begeisterung athmet, ist ihnen ja eben so kauderwelsch, als euch das Chaldäische oder eine diplomatische Note.

Darum haltet euch an's Schlichte und Offenkundige immerdar und seid überzeugt, hinter Allem, was vor der Welt fort und fort sich geheim zu halten beliebt, steckt eine Schlechtigkeit oder eine Albernheit. Wer sich aber mit Schlechtigkeiten und Albernheiten befaßt, den brandmarkt mit dem Stempel öffentlicher Geringschätzung. Vielleicht daß unsre Enkel dann einmal diese Wälschen gänzlich los werden. Denn aus Deutschland stammen sie nicht. Das schöne Land Italien hat sie einst ausgebrütet und uns mit ihnen, wie mit so mancher Trefflichkeit, als z. B. Pfäfferei und römischer Rechtsgelehrsamkeit, beschenkt.

Die Aufgabe des Deutschen aber ist es, alles Fremde, das seiner Natur widerstrebt, das er ihr nicht vereinen kann, immer mehr von sich zu stoßen, daß er vor der Welt hervorgehe und leuchte in seiner angestammten Kraft und Herrlichkeit. —

Wir kommen jetzt zu einer andern Stufe des Staatsatheismus, die nicht ganz so niedrig steht, wie die schon angegebenen, weil sie dem Staate nicht gradezu die Darstellung aller und jeder Idee abspricht, ihm hingegen eine Idee anweist, aber nur eine untergeordnete, die er schon hinter sich hat, die ihn nicht zu erfüllen fähig ist, nämlich die der Familie. Aber gegen diese Ansicht, die von der einen Seite her klug und mit Absicht verbreitet, von der andern gutmüthig und ohne ernste Prüfung geglaubt wird, ist grade am meisten zu kämpfen, weil sie vorzüglich jedes politische Bewußtsein im Volke unterdruckt, alle lebendige Staatsentwicklung hemmt, und somit für unsre Zeit die traurigsten Folgen hat. Diese Ansicht nämlich und diese Gesinnung (denn es ist die mehr oder weniger ehrliche Gesinnung vieler Tausende beschränkter und unklarer Menschen) hält den Absolutismus, das despotische Princip am meisten aufrecht und macht zu Knechten, die freie Männer sein könnten und sollten.

Der Staat also ist nach dieser Ansicht keine neue, selbstständige und eigenthümliche Gestaltung des Geistes und Offenbarung Gottes auf Erden, sondern nur die Wiederholung einer schon dagewesenen Gestaltung, nur in einem erweiterten Kreise (in blos quantitativer Vergrößerung), nämlich oben der Familie. Und nun werden alle Vorstellungen und Benennungen, die sich auf den Staat und das Staatsleben beziehen, gewaltsam verdreht und herabgezogen in die untergeordnete Familiensphäre. Der Monarch wird Landesvater, Vater seiner Unterthanen, seines Volkes genannt, die Bürger zu kindlichem Vertrauen, unbedingtem Gehorsam, zu hingebender Liebe gegen ihn verpflichtet, und das Princip der Staatsregierung ist wieder kein andres, als das bei der Familie schon abgethane: der **Erziehung.**

Hiermit ist ausgesprochen, daß man ein ganzes Volk als unerzogen, als unmündig betrachtet, und demgemäß wird es dann auch behandelt. Die strengste und kleinlichste Beaufsichtigung und Zucht von oben nach unten findet statt, Niemandem wird eine wahrhaft selbstständige Stellung gegönnt, so daß er von seinem Punkte aus das Ganze übersehen und nach seinem Verständniß vom Ganzen seine einzelne Handlungsweise mit Freiheit bestimmen könnte. Sondern durch die ganze Beamtenreihe hindurch wird immer der Obere für klüger, wohlgesinnter, in seiner Einsicht gereifter angesehen, als der zunächst unter ihm Stehende, so daß der Untere stets die Stellung eines unerzogenen Kindes zum Obern hat, auf dessen väterliches Wohlwollen, auf dessen bessere Einsicht in das, was recht, gut, angemessen ist, er sich zu verlassen hat. Von dem Obern nun wird ihm angewiesen, was er auf diesem seinen Platze grade zu thun habe (so wie der Vater oder Lehrer dem Kinde ein bestimmtes Pensum aufgiebt), ohne daß er sich um den lebendigen Zusammenhang dieses Thuns mit der gesammten Staatsthätigkeit zu bekümmern braucht. Dem unbeamteten Volke gegenüber aber nimmt diese in sich selbst patriarchalisch abgestufte Beamtenreihe wieder die Stellung väterlicher Vormünder an, die die Angelegenheiten dieses Volkes zu beaufsichtigen und zu leiten haben.

So spaltet sich denn der eine Landesvater nach unten herab wieder in lauter kleine Väter, Vormünder, Onkels und Lehrer, die alle, nach oben hin, selbst den Charakter der Unmündigkeit tragen, nach unten hin aber, als Mündige, die Beaufsichtigung und Leitung der andern Unmündigen besorgen. Allerdings nun ist dem Unmündigen nicht alle Möglichkeit abgeschnitten, sich über die Willkür der über ihm Stehenden zu beschweren, wenn dieselbe gar zu arg wird. So steht ja auch dem Kinde frei, sich beim Papa über das Benehmen des Herrn Lehrers, des Onkels, in bescheidenen Ausdrücken zu beklagen. Wird dann befunden, daß das Kind wirklich Recht hat, so wird dies ihm halb und halb zugegeben, ihm aber zugleich Gehorsam, Geduld und Ehrerbietung auch gegen den Ungerechten anempfohlen. Papa aber nimmt dann den Lehrer, oder Onkel, oder

ein Onkel den Unteronkel in der Stille vor, macht ihm Vorstellungen, und verbittet sich für die Zukunft jede Ungerechtigkeit gegen das gekränkte Kind recht ernstlich. Davon darf das Kind in der Regel nichts wissen (man sagt ihm höchstens: ich habe mit dem Lehrer gesprochen), denn es könnte in seinem kindischen Sinne leicht übermüthig werden und mit Unart auf sein Recht trotzen.

Von allen Berathungen über die allgemeinen Grundsätze, nach denen das Familienleben zu führen sei (Gesetze), sind die Kinder, eben weil sie Kinder sind, natürlich gänzlich ausgeschlossen. Davon, daß das Familienhaupt verpflichtet wäre, die Vorschläge der Kinder (des Volkes), die sie auf ihren eignen Kopf und in eigner Versammlung beschließen, als geltende Grundsätze, nach denen das Familienleben zu regeln wäre, anzuerkennen, ist natürlich gar nicht die Rede, denn Kinder dürfen nicht klüger sein wollen, als Große. Sondern der Papa wird schon selbst am besten wissen, wie Alles einzurichten, damit Frieden und Ordnung bestehe und was den Kindern fromme und gezieme. Gerechte und ernste Forderungen an Papa erlauben sich gutartige Kinder natürlich nicht. Höchstens ganz bescheidne Bitten dürfen sie sich in Demuth erlauben, und gewährt sie Papa, so haben sie das als ein Geschenk seiner Güte anzusehn. Jede Forderung aber wird ernst abgewiesen, oder, wenn sie mit Trotz verbunden ist, gezüchtigt. Denn Kinder dürfen sich nicht einbilden, daß sie großen Leuten Vorschriften zu machen hätten. Die Verwaltung der Familienkasse liegt natürlich einzig dem Papa ob und wen er daran will theilnehmen lassen.

Die Kinder haben sich darum nicht zu bekümmern, sondern nur über ihr Taschengeld und ihre Sparbüchse zu verfügen.

Papa also stellt selbst die Familiengesetze fest mit dem Beirath einiger Onkels (obersten Beamten). Dieser Familienrath bestimmt auch, in welche Beziehungen man sich zu anderen Familien setzen soll, in feindliche oder freundliche. Die übrigen Kinder (Staatsbürger) haben hierbei weder mit- noch einzureden, sondern zu gehorchen, denn sie selbst, als unwissende Kinder, verstehen von dergleichen nichts.

Da nun dem Papa Alles daran gelegen sein muß, daß die Gesinnung seiner Kinder, die erst durch ihn ausgebildet und befestigt werden soll, nicht durch schädliche Einflüsse verderbt werde, so dürfen sie natürlich nicht Alles ohne Unterschied anhören, oder gar lesen, was so zufällig an sie kommt. Sondern Papa sorgt dafür, daß die Kinder unter sich nur gute und gehorsame Dinge sprechen, und beauftragt die Herren Lehrer, den Kindern nur solche Bücher in die Hand zu geben, durch die sie in ihrer kindlichen Demuth nicht irre gemacht werden, die aber ihnen vorzuenthalten, welche sie auf verbotene Gedanken bringen könnten, z. B. auf den: sie seien eigentlich gar keine Kinder, wie Papa und Lehrer versichern, sondern erwachsene Menschen. Denn dieser höchst gefährliche Irrthum, diese gemachte, hohle Theorie könnte das ganze Familienleben zerreißen, indem die Kinder am Ende gar selber Vernunft und Willensfreiheit haben wollten. Daß aus den unschuldigen Stylübungen und kindischen Geistesergebungen der Familienkinder selbst alles Anstößige und Unbescheidne weggestrichen wird, versteht sich natürlich von selbst.

Diese ganze Schilderung ist eine Fratze, allerdings, aber wir machen die Fratze nicht, sondern sie entsteht von selbst, wenn eine hohe Gestaltung in's Niedre herabgezogen wird, wenn man den Staat als Familie betrachten will. Das giebt natürlich nichts, als eine groteske Verzerrung.

Wehe aber jedem Unterthanen eines „landesväterlichen" Staates, der diese Schilderung blos mit Lächeln liest.

Auf's Lächeln ist sie nicht berechnet, sondern jedem also Mißhandelten sollte bei ihr das heiße Herzblut in die Wangen schießen, das Bewußtsein der ungeheuren Schmach und Schande sollte über ihn kommen, daß er sich vor sich selbst wie vernichtet fühlte. Seid ihr nicht Männer? Seid ihr nicht selbst Väter und Erzieher? Und dennoch habt ihr euch diese ungeheuer alberne und lügenhafte Erfindung aufbürden lassen: ihr wäret Kinder, wäret Unmündige, Unerzogene. Ja ihr macht euch (wie nur heuchlerische Kinder thun) wohl gar noch breit mit dem Gefühl eurer Unmündigkeit, das sie euch glücklich auf-

demonstrirt haben, und laßt es aus in großen, tönenden Worten mit einem Anfluge lärmischer Begeisterung, die ihr euch selbst vorlügt. Pfui! schämt euch in die Seele hinein vor den Völkern, die sich nicht wie Kinder behandeln lassen! Schämt euch vor eurem Weibe, das einen Mann an euch zu haben glaubt, vor euren Kindern, die einen Vater in euch verehren! Schämt euch vor der Nachwelt, vor der Geschichte, die euch mit gerechter Verachtung brandmarken wird!

Daß nun aber Ausdrücke, wie: „Landesvater, kindlicher Gehorsam, kindliches Vertrauen" ꝛc. nicht die eigentliche Wahrheit, sondern nur bildliche Redensarten, also Erfindungen des Witzes oder der Phantasie sind, leuchtet jedem Kinde ein.

Der „Landesvater" ist kein Vater, weil er weder den Grund und Boden seines Reiches noch seine Unterthanen wirklich gezeugt hat. Die Unterthanen sind keine unerzogenen Kinder, weil sie 5 Fuß und drüber groß sind, Bärte haben und nicht mehr im Diskant sprechen. Sie sind auch nicht erwachsene Kinder des sogenannten Landesvaters, denn sie sind zum Theil eben so alt, zum Theil selbst älter, als er, und wenn man einen zehnjährigen Jungen, der zufällig einmal König sein kann, unmöglich den Vater achtzigjähriger Greise nennen könnte, ohne für verrückt zu gelten, so ist nicht einzusehen, warum der Unsinn durch einen geringeren Unterschied der Jahre geringer werden sollte. Außerdem hat jeder der Unterthanen schon seinen besondern, eignen Vater, und wenn sich die Natur mit einem Vater für jedes genug sein läßt, so könnte sich, dächten wir, der Mensch auch dabei beruhigen und brauchte sich nach keiner weiteren, künstlichen Kindschaft und Vaterschaft umzusehn.

Sind aber jene Ausdrücke, wie an sich klar, nur bildliche, so darf einem bloßen poetischen Bilde unmöglich die Kraft und Macht eingeräumt werden, gestaltend und bestimmend auf die Wirklichkeit, auf die ganze Einrichtung des Staatsbaues einzuwirken. Ein Bild ist ein bloßes Spiel, das zwei Dinge, oft wegen einer flüchtigen Aehnlichkeit, zusammenbringt. Aus dieser flüchtigen Aehnlichkeit aber darf man nicht, wie aus

einem festen, bewiesenen Satze, Folgerungen ziehen, die dann auch als Wahrheit gelten sollen. So steht z. B. die aus dem bildlichen Ausdruck: „Landesvater" gezogene Folgerung: „Die Unterthanen sind Kinder, folglich unmündig, folglich der Erziehung, der väterlichen Beaufsichtigung bedürftig, zu unbedingtem Gehorsam gegen die Person des Landesvaters verpflichtet," gänzlich in der Luft. Freilich wird diese Folgerung nicht, wie sie hier steht, gradezu ausgesprochen; aber sie wird, was viel schlimmer ist, factisch gemacht und findet ihren Ausdruck und ihre Verkörperung in allen, oben travestirend geschilderten Einrichtungen der absoluten Monarchie.

Würde man den nicht für einen Verrückten erklären, der aus dem bildlichen Ausdruck: „die Sonne geht auf" also schließen wollte: „die Sonne geht, folglich hat sie Beine, folglich ist sie ein Thier, folglich frißt sie" ꝛc.?

Oder wenn ein Geistlicher von der Kanzel seine Zuhörer Schafe nennt, kann er vernünftiger Weise damit meinen, daß sie Wolle haben und geschoren werden müssen?

Wenn also auch der bildliche Ausdruck Landesvater ein recht schlagender und treffender wäre, so würde aus ihm noch lange keine sichre Folgerung auf das ganze vernünftige Verhältniß des Fürsten zum Volke zu ziehen sein, denn die treffendsten Bilder heben immer nur einen bestimmten Berührungspunkt zweier Dinge hervor, die übrigens wie Tag und Nacht von einander verschieden sein können. Wo ist denn aber auch das so sehr Treffende und Schlagende dieses Bildes, wo ist der Berührungspunkt zwischen Vater und Fürst? Darin etwa mag er gefunden werden, daß der Fürst zu befehlen hat, wie der Vater, daß er für die Unterthanen arbeitet und sorgt, wie der Vater für die Kinder. Aber das eben sollte nicht sein. Das ganze Bild setzt schon eine falsche und schlechte Auffassung des Staates, setzt schon die Unmündigkeit des Volkes voraus. Das Volk hat für sich selbst zu arbeiten und zu sorgen, es hat sich, indem die Gesetzgebung aus seinem Willen hervorgeht, selbst zu befehlen, eben weil es factisch nachweislich nicht aus Kindern, sondern aus Erwachsenen

besteht, die in Schule und Aelternhaus schon erzogen sind, also nicht noch einmal erzogen zu werden brauchen.

Oder bezeichnet die Natur, bezeichnet Gott die Fürsten durch einen besondern Wunderact als Vätern ähnlich, indem er sie mit besondern Geistes kräften, mit besondern Tugenden, dem Volke gegenüber geboren werden läßt? Ganz und gar nicht! Sie sind besonnen oder unüberlegt, gut oder böse, ganz ebenso wie alle andern Menschen. Dennoch ist man auf die Erfindung gekommen, und hat sich der Glaube befestigt, in der Stellung des Fürsten läge wirklich eine ganz besondere Weihe und Heiligkeit, gleichsam etwas Uebermenschliches, allen andern Menschen gegenüber; der Fürst wird genannt und nennt sich: „von Gottes Gnaden", er spielt die Rolle eines Stellvertreters Gottes auf Erden (wie der Papst), und daraus folgt dann unmittelbar, daß auch jeder Willensact des Fürsten als Ausfluß der Gnade betrachtet wird. So hat der Fürst denn die Gnade, in seinem Lande Recht und Gerechtigkeit handhaben zu lassen, er hat die Gnade, die Fähigen zu befördern, die Besten zu seinen Rathgebern zu ernennen, die Beamten zu besolden, die Wissenschaft, die Industrie zu schützen und zu fördern, er hat die Gnade, dem Volke weise und milde Gesetze zu geben, und bloße persönliche Gnade wäre es, wollte er ihm gar eine sehr mäßige und beschnittene politische Freiheit gewähren. Zu fordern (obgleich das Wesen des Geistes durchaus Freiheit verlangt) hat das Niemand von ihm, und er könnte eben so gut auch von all diesem das Umgekehrte thun und man müßte sich's gefallen lassen. So wird es von der ganz zufälligen Willkür, von dem guten Willen (**bon plaisir**) eines Einzelnen abhängig gemacht, ob ein ganzes Volk auf eine dem Geist allein angemessene und würdige Art, das heißt: frei unter vernünftigen Gesetzen, leben, oder eine verkrüppelte, ungeistige und somit gottlose Existenz hinschleppen soll. Und brächte der Einzelwille des Fürsten das Volk wirklich so weit herunter und ließe es aus diesem verworfenen Zustande nicht emporkommen: absetzen darf ihn kein Mensch, denn er hat sei-

nen Beruf nicht von den Menschen, sondern von Gott, und ihm allein ist er verantwortlich.

Dieser Götzenglaube hängt genau zusammen mit der Erblichkeit der Fürsten. Durch sie nämlich wird es, ohne Zuthun des Menschengeistes, der Natur überlassen, auf welches Haupt die Krone gesetzt werden soll. Ueberall aber, wo die Natur wirkt und entscheidet, pflegen die Menschen Gottes unmittelbare Macht und Mitwirkung anzuerkennen, während sie dieselbe da abläugnen, wo etwas weit Höheres und Göttliches, als die Natur, nämlich der Menschengeist entscheidet, wo mithin Gott, der Geist, noch in weit höherem Sinne zugegen und wirksam ist, als in der blinden Natur, die um ihr eignes Gesetz nicht weiß. Dabei vergißt man aber ganz, oder stellt sich an zu vergessen, daß die Erblichkeit der Fürsten selbst keineswegs in der Natur nothwendig begründet, keineswegs eine unmittelbare göttliche Offenbarung, sondern, wie sich geschichtlich nachweisen läßt, lediglich eine menschliche Einrichtung ist. Sie ist also vom Menschengeiste ausgegangen, und wenn etwas Göttliches in ihr liegt, so liegt es nur in sofern darin, daß sie eben vom Menschengeiste, als seinem Wesen gemäß, ausgegangen ist. Ist sie aber vom Menschengeiste ausgegangen, so bleibt sie dem Menschengeiste auch schlechthin unterworfen, er bleibt die Macht über sie. Wenn nun der Menschengeist in seiner lebendigen Fortentwicklung auf einen Punkt kommt, auf dem die Erblichkeit des Fürsten, der geheiligte und geweihte Charakter desselben, das Gefühl der Unmündigkeit, dem Landesvater gegenüber, nicht mehr mit seinem Wesen und Bewußtsein in Einklang steht, sondern ihm widerspricht, so hat er, der Geist, keineswegs sein Denken ihr unterzuordnen, ihr gemäß einzurichten, — sondern im Gegentheil hat die geheiligte, väterliche Fürstenwürde, dem Fortschritt des Weltgeistes gegenüber, sich aufzugeben, sich ihm zu bequemen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, vom Menschengeiste, als der Macht der Weltgeschichte, doch über kurz oder lang als ein Abgethanes und Vergangenes zerbrochen und weggeworfen zu werden. Ja! wenn in der menschlichen Natur,

in der Natur jedes Volkes als ein ſchlechthin zwingender Trieb gradezu die Nothwendigkeit läge, einen erblichen, väterlichen, unumſchränkten, heilig gehaltenen Fürſten zu haben, dann müßte in dieſer Fürſtenwürde, in dieſer Verfaſſung, wie in jeder Naturerſcheinung, eine Offenbarung Gottes begriffen und verehrt werden. Dieſer Trieb, dieſe Nothwendigkeit iſt aber keineswegs (wie jedes Blatt der Geſchichte lehrt) den Menſchen und Völkern immer und überall eingepflanzt, ſondern tritt nur auf einer beſtimmten, im Verhältniß zu der folgenden Periode niedrigen, Entwicklungsſtufe der Völker hervor. Auf dieſer, aber auch nur auf dieſer Stufe iſt dann die Göttlichkeit der abſoluten, erblichen, patriarchaliſchen Monarchie anzuerkennen; die Vernunft, die Freiheit, der allgemeine Wille des Volkes iſt dann in dieſer Verfaſſung verkörpert. Da aber der Menſch nicht blos Creatur, nicht blos unfreies Naturleben iſt, ſondern Geiſt, ſo kann er niemals, wie alle bloße Naturweſen, auf irgend einer beſtimmten Stufe der Entwicklung feſtgehalten, auf ihr für ewige Zeiten fixirt werden, ſondern der Geiſt iſt ewige Selbſtentwicklung. Die Menſchen dürfen alſo nicht ihren Staat durch alle Zeiten und Generationen auf ein und dieſelbe Weiſe bauen, wie die Biber ihre Wohnungen, die Bienen ihre Zellen, ſondern der Geiſt kommt im Verlauf ſeiner Entwicklung und Selbſterkennung immer zu tieferen Reſultaten, und dieſen hat er dann, ſeinen alten Geſtaltungen gegenüber, auch Geſtalt zu geben, dieſe hat er, wo möglich, in jene alten Geſtaltungen ſelbſt hineinzubilden, daß ſie ſich in ſich ſelber läutern und wiedergebären, um dem neuen Geiſte gemäß zu werden. Denn das allein kann ſie vom Untergange retten.

Was alſo auf der einen Stufe die Vernunft und Freiheit ausdrückte, das wird, wenn es der gewonnenen höhern Stufe des Geiſtes gegenüber ſich erhalten will, wie es iſt, zu Unvernunft, Willkür und Zwang. So nun iſt es dem höheren Bewußtſein unſerer Zeit gegenüber, indem die Ausgießung des Geiſtes über alle Menſchenhäupter vollbracht iſt, eine ſinnloſe Willkür: eine beſondre Weihe, Heiligkeit und Väterlichkeit

grade auf ein einzelnes Haupt zu bannen; und die Zumuthung, sich dieser willkürlichen Behauptung als einer ewigen Wahrheit in Gedanken, Gesinnung und That unterwerfen zu sollen, ist eine Tyrannei. Was sonst Glaube war, wird, da eine tiefere Einsicht sich gebildet, dieser gegenüber, zum Aberglauben, und so ist die für gewordene Idee von der übermenschlichen Heiligkeit und väterlichen Weisheit des Fürsten dem gesunden und fortgeschrittnen Geist unsrer Zeit eben so gut eine Abgötterei und Gräuel, wie es vor dem allgemeinen, christlichen Bewußtsein Abgötterei und Gräuel ist, daß die Mongolen in ihrem Dalai Lama, die Juden im Affenkönig Hanuman das Göttliche gegenwärtig zu haben glauben.

Jeder Aberglaube aber ist, von der höheren Geistesstufe aus betrachtet, zugleich ein Unglaube und Atheismus. Denn in jedem Aberglauben erfrecht sich der Mensch, die unendliche, lebendige Fülle der Gottheit, grade in einen, mit störrischer Willkür festgehaltnen Punkt (ein Thier, Bild, eine menschliche Persönlichkeit) zusammenzupressen, gleichsam zu seinem Gebrauch, wie ein Hausthier, einzusperren. In diesem Punkte nun soll sich Gott offenbaren, überall sonst — nicht.

Gott also wird im Aberglauben erstens abgeläugnet, indem seine Existenz und Gegenwart überall außerhalb jenes gewählten, ihm zugewiesenen Punktes, jener bestimmten Gestalt, nicht anerkannt wird. Ferner aber dadurch, daß der in jenen Punkt gebannte Gott gar kein Gott, das heißt: nicht der von Raum und Zeit unbedingte unendliche Geist, sondern nur ein unlebendiger Götze, das bloße Machwerk menschlicher Laune, ist. Auf der einen Seite (im All) ist also Gott nicht anerkannt, auf der andern (im besondern Gegenstande des Aberglaubens) vernichtet. Es bleibt also gar kein Gott übrig.

So wie nun die Ansicht eine atheistische ist, die sich Gott blos im Himmel, das heißt: in einem sinnlich begrenzten Raume, vorstellt, so ist auch diejenige atheistisch, welche den Geist Gottes als eine heiligende, weihende, mündig machende Kraft, blos im Fürsten anerkennt, ihn aber im Volke ablaugnet.

Wie kommt grade der Fürst dazu, von Gottes Gnaden zu

sein, das Volk aber nicht? Daß Gottes Gnade grade im Fürsten ausschließend lebendig und wirksam sein soll, ist der Aberglaube, daß sie in den Millionen Menschen, welche das Volk bilden, nicht sein soll, daß das Volk keine göttliche Berechtigung habe, der Unglaube, der Atheismus dieser Ansicht. Von Gottes Gnaden ist der Fürst freilich, aber darin hat er nichts voraus, vor keinem Menschen, ja vor keinem Naturwesen. Denn wo in aller Welt wäre Etwas, das nicht von Gottes Gnaden wäre? Jede Mette, jedes Sandkorn ist von Gottes Gnaden. Aber in höherem Maaße von Gottes Gnaden sind immer nur höhere Organisationen. Der Fürst aber ist keine höhere Gattung, er ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Mensch, Mensch und Mensch aber sind von gleicher Art und Berechtigung, und nur der Mensch von höherer Geistesentwicklung ist mehr von Gottes Gnaden, als der unentwickeltere Geist. Bekanntlich aber entwickelt sich der Geist nicht familien- und abstammungsweise, so daß er grade nur in der regierenden Fürstenfamilie in besonders hohem Maaße fort und fort angetroffen würde. Im Gegentheil haben wir grade in Deutschland die gewaltigsten Fortschritte des Geistes dem Mittelstande, den Bürgersleuten zu verdanken, wie, mit wenigen Ausnahmen, alle großen Namen, die der eigentliche Stolz unsres Nationalbewußtseins sind, die Namen der Geistesheroen, beweisen von Luther bis auf unsre Zeit. Wenn daher irgend ein Stand berechtigt sein sollte, sich vorzugsweise von Gottes Gnaden zu nennen, so wäre es der Bürgerstand, den Gott mit dem Odem und der Kraft seines schöpferischen Geistes vor Allen hoch begnadet hat.

Das ist also der Atheismus des absolutistischen Princips, daß es die Souverainetät des Volkes, das heißt: die Vernunft, den freien Willen, den Geist im Volke, daß es den Gott im Volke abläugnet. Daraus entstehen dann jene verkrüppelten Ungethüme von Verfassungen, die gespenstig und spukhaft gemahnen, wie Menschenleiber, denen Herz und Lunge ausgerissen wären, jene Halbverfassungen, bei denen die eine Seite, die Verwaltung und die Verkettung des Beamtenhe-

res da ist, die andre und wesentliche aber, die lebendige Gesetzbildung aus dem nach oben zu sich läuternden vernünftigen und freien Willen des Volkes, die dem Staate erst den wahren Lebenspulsschlag verleiht, ganz und gar fehlt und vergebens gesucht wird. Wir haben also nur die eine abgerissene und schlechtere Hälfte eines Staates, die doch für einen ganzen und wahren Staat gelten will. Die Gesetzbildung geschieht in einem solchen Halbstaate ebenso, wie die Ausübung, von oben herab, beide gehen in gleicher Richtung von einem einzelnen, ganz zufälligen Willen, von dem des Fürsten, aus, der zufälligerweise einmal (denn eine Bürgschaft dafür ist nicht da) mit dem wahrhaft freien, vernünftigen, allgemeinen Willen übereinstimmen, eben so gut aber von Unvernunft verfinstert, von Selbstsucht und roher Leidenschaft geknechtet, im eignen, ganz besondern und unallgemeinen Interesse befangen sein kann, wodurch er dem allgemeinen Geiste ganz vereinzelt gegenübertritt. Und diese Einzelheit soll dann doch eine göttliche Berechtigung haben, gegen das Allgemeine.

Aller lebendige Staatsorganismus ist somit zerstört. Denn dieser besteht eben in dem Auf- und Absteigen der Volkskraft, die aus sich selbst und ihrem Willen das Gesetz gebiert und es dann von oben, als gestaltendes Princip, zurückempfängt, die somit erfüllt in sich selbst zurückkehrt und in diesem lebendigen Kreislauf sich selbst genugthut und bändigt, sich selbst Maaß und Inhalt ist. Dagegen bleibt nur das schlechte Balken- und Brettergerüst der Verwaltung und Beamtenhierarchie übrig, ohne den eigentlichen Staatsbau und die bauenden Kräfte, die durchaus nur in der lebendigen Gesetzerzeugung vom Volke aus zu finden sind. Solch ein Staat ist deshalb eigentlich noch kein Staat in der wahren Bedeutung des Wortes, keine **res publica** Aller, sondern nur eine **res privata** der Fürstenfamilie und ihrer Günstlinge.

Deshalb wird in solchen Staaten auch alle Publicität, Oeffentlichkeit, so viel wie möglich vermieden.

Die übrig bleibende eine Bewegung des Staatslebens von

oben herab ist nur eine mechanische, ein äußerlich sich fortsetzender Stoß. Zur lebendigen organischen Bewegung kann sie nur werden, als ein Umlauf der Lebenskraft, nur also durch die zweite, entgegengesetzte Bewegung des Volkswillens von unten nach oben.

Das Gesetz wird in einem solchen Scheinstaate vom Fürsten und seinen Alchymisten in ihren geheimen Kammern fabricirt und dem Volke eingegeben, wie eine Medicin, während es im wirklichen, im freien Staate aus dem Boden des Volkswillens und im Sonnenscheine der Oeffentlichkeit lebendig wächst, und dann Schatten, Blüthen und Früchte dem Volke, als sein Eigenstes, zurückgiebt. Die Medicin nimmt das Volk nur deshalb ein, weil es sich vom Arzte einreden und versichern läßt, sie sei nöthig und heilsam. Das Volk selbst aber weiß von ihrem Wesen und ihren Kräften nichts, kann also von ihrer Wirkung auch nur halb überzeugt sein, und schüttelt sich nicht selten vor Widerwillen beim Herabschlucken dieses fremden Stoffes. Im freien Staate aber erkennt das Volk die Blüthen und Früchte des Baumes wieder als eignes Wachsthum und pflückt sie mit Stolz und Freude und mit der sichern Zuversicht, etwas Eignes und Gesundes zu genießen.

Deshalb hat in einem absolutmonarchischen Staate Niemand eine wahre Lust und Begeisterung an seiner Thätigkeit und Schöpfung. Eine allgemeine Verdrossenheit, Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit zieht sich durch das ganze Staatsleben, die nur durch die strengste Beaufsichtigung und die Forderung einer peinlichen, mathematischen Ordnung und Regel des Geschäftsganges zu einer krankhaften Spannung und geistlosen Scheinthätigkeit angefeuert werden kann. Alle Berufsgeschäfte werden für langweilig und lästig erklärt, denn der Lebensodem aller ächten Menschenthätigkeit: mit Freiheit und Bewußtsein für ein Ganzes zu wirken, fehlt. Wenn der Knüppel nicht stets beim Hunde läge, wenn die Leute nicht Brod brauchten und es sich verdienen müßten, so würde die Mehrzahl sich von aller Staatsthätigkeit, die hier eben zu einer Privatthätigkeit herabgewürdigt ist, mit Ekel und Ueberdruß abwenden und die

ganze Maschine würde still stehen. Wir übertreiben keineswegs. Man erkundige sich bei den Beamten absoluter Monarchien (wenn man sie anders zur Aufrichtigkeit über diesen Punkt bewegen kann), namentlich bei den jungen Männern, in denen der neue Geist der Zeit anfängt lebendig zu werden, denen daher die Geistlosigkeit nicht mehr genügt, und man wird bald erfahren, ob ihnen ihr Beruf eine Lust und würdige Lebenserfüllung ist, oder eine nothwendige und verdrießliche Alltagsplage, wenn's hoch kommt, eine Liebhaberei, ein Privatsteckenpferd außer allem Zusammenhange mit dem Leben des Ganzen. Und suchen sie ja etwas mehr, als Brod oder das kleinliche Interesse an einer Liebhaberei, so ist es jene schlechte persönliche oder Standes-Ehre, die sich zu der wahren Bürger- und National-Ehre grade so verhält, wie Egoismus zur Tugend.

Alle angegebenen atheistischen Staatsansichten bedienen sich oft eines gemeinschaftlichen Beweismittels für ihre Vortrefflichkeit, mit dem sie jede entgegengesetzte Auffassung auf's Triumphirendste niedergedonnert zu haben sich einbilden oder sich anstellen. Sie sagen nämlich: „Wo unsre Gesinnung im Volke verbreitet und demgemäß die von uns gewollte Staatsform, die absolute Monarchie, ungeschmälert aufrecht erhalten ist, da wohnen unter dem Schutz eines gewaltigen Willens die Unterthanen in Frieden, in häuslichem Gedeihen und ungestörter äußerer Wohlfahrt. Alles geht seinen gleichmäßigen Gang, der zerstörende Kampf der Partheien ist niedergehalten von der Kraft der Regierung, die allgemeine Glückseligkeit somit ungefährdet; wogegen in sogenannten freien Staaten wilde politische Leidenschaften zerreißend herrschen, eine Umwälzung der andern folgt, dadurch der Bürger seines Lebens niemals froh wird, da das Gedeihen der Gewerbe, der wohlerworbene Besitz, ja das Leben selbst, niemals gesichert sind."

Diesen Satz zu erörtern, werden dann manche allerdings scheinbare Beispiele aus der Geschichte und Gegenwart beigebracht.

Aber einmal ist der ganze Ausspruch nicht wahr, was weitläuftig zu beweisen nicht in dem Zwecke dieser Schrift liegt,

der ein höherer ist. Nur so viel für die Schwachen: ist England, trotz der freien Verfassung und der Partheikämpfe nicht der blühendste Handelsstaat? Und wenn die englische Industrie in neuerer Zeit gelitten hat, wenn die Armuth der Arbeiter dort mehr wächst, ist etwa die freie Verfassung daran Schuld oder liegt nicht eine Hauptquelle dieser Uebel darin, daß die Verfassung noch lange nicht frei genug ist, daß die hohe Aristokratie der großen Grundbesitzer durch ihren übermäßigen Einfluß die Korngesetze hartnäckig aufrecht erhalten konnte, wodurch alle Lebensbedürfnisse in England einen unnatürlich hohen Preis erlangt haben, so daß aus diesem Grunde die englischen Fabriken die Concurrenz der ausländischen nicht mehr aushalten und mithin auch ihre Arbeiter nicht genügend bezahlen und beschäftigen können? Und ist das etwa Ruhe, Ordnung und Sicherheit, wenn der Kaiser von Rußland eine ganze, weitverbreitete Confession zwingt, zu seinem Glaubensbekenntniß überzutreten, und die Bischöfe, die in ihrem Gewissen sich gehindert fühlen, ihm hierin zu willfahren, unheimlich verschwinden läßt, kein Mensch weiß, wohin? daß nur ein dumpfes Gerücht sie in Sibirien Zobel fangen läßt?

Sodann aber, und das ist die Hauptsache, wäre auch das Behauptete buchstäblich wahr, so kommt, vom höheren, dem einzig richtigen, vom geistigen und sittlichen Standpunkt aus betrachtet, wenig darauf an, ob mehr oder weniger Ruhe und sicherer Besitzstand, mehr oder weniger sogenannte Glückseligkeit da sei oder nicht. Es ist in Wahrheit eine naive Frechheit, daß sich die allernackteste Gemeinheit der Gesinnung, die allermaterielste Selbstsucht in allen Gebieten fort und fort den Anstrich des Rechten und Guten giebt und in hochfahrendem Sittenpredigerton auf hergebrachte Phrasen ordentlich trotzt und pocht, wie auf göttliche Gebote, auf Phrasen, die doch nie etwas Andres sind, als eine mehr oder weniger geschickte und heuchlerisch klug verschleierte Umschreibung der Worte: „Giebt dir Einer vier Groschen, gut, so folge ihm! Giebt dir aber ein Andrer acht Groschen, nun, so lasse den Ersten und folge dem Andern!“ Oder: „Kannst du's beim lieben Gott gut

und bequem haben, ſo diene ihm! Sollſt du's aber bei ihm ſchlecht und unbequem, beim Teufel hingegen gut und bequem haben, dann übergieb dich, wie ja ganz natürlich, dem Teufel und erkläre ihn für den Herrgott!"

War es nicht ein hochherziges, edles und frommes Wort der Juden, da ihnen die Mühe und Noth der Wüſtenwanderung gar zu ſauer ankam: „Wären wir doch geblieben bei den Fleiſchtöpfen Aegyptens!"? Freilich waren ſie in der Wüſte freie Männer, in Aegypten aber verworfene Sklaven. Wer wird aber auf dieſen Unterſchied, der im Grunde doch auf einer bloßen Redensart ohne Realität, auf einer bloßen hohlen Theorie beruht, ernſthaft ſo viel Gewicht legen? Die Fleiſchtöpfe waren doch einmal das Solide, und an das hält ſich der ſogenannte Wohlgeſinnte immerdar, ſo wie der Wolf in Tieks Rothkäppchen, deſſen Philoſophie alſo lautet:

Was ich ſchlage in meinen Leib hinein,
Das iſt gewiß und wahrhaftig mein.

Eine Philoſophie, der man allerdings nicht den Vorwurf einer „bloßen leeren Theorie" machen kann.

Für den aber, der kein Scheinmenſch, ſondern ein wahrer Menſch iſt, das heißt: der ſich als Geiſt erfaßt und nur dem Geiſt gemäß leben mag, weil er nur ſo in Gott und Eins mit Gott bleibt, für den hat ein großer Gedanke, eine hohe Geſinnung und deren Befriedigung in den geiſtigen Formen des Menſchenlebens mehr Gewicht und Werth, als alle Fleiſchtöpfe Aegyptens, ja einen ſo hohen und unbedingten Werth, daß er ſich dieſem Gedanken, dieſer Geſinnung hingiebt, als ihr Werkzeug handelt, wenn er auch den gewiſſeſten Untergang unmittelbar vor Augen ſieht; denn geht er zu Grunde, ſo geht er auf in den Geiſt Gottes, der da iſt alle Wahrheit, Freiheit und Fülle. Wer nicht in jedem Augenblick bereit iſt, ſein einzelnes und endliches Leben einzuſetzen für ein Höheres, Allgemeines, Ewiges, der verdient gar nicht zu leben. Das iſt ſo uralt und kindereinfach, und eben deshalb begreift ihr's nicht. In dieſem Sinne trug Chriſtus ſein Kreuz auf den Schädelberg, beſtieg Huß mit Ruhe den Scheiterhaufen, zog Luther getroſt nach

Worms, ob auch jeder Dachziegel dort ein Teufel wäre; in diesem Sinne traten die Opfer des Juli dem Kugelregen freudig entgegen. Wer diesen Sinn nicht begreift, ihn nicht in sich selbst zu wecken weiß, der sei doch froh, daß man ihm die unverdiente Ehre anthut, ihn überhaupt noch unter die Menschen zu rechnen, am allerwenigsten aber erfreche er sich, da das große Wort führen zu wollen, wo über Heiliges und Göttliches, wo über die Freiheit verhandelt wird.

Darauf also kommt es nicht an, ob ihr ruhig auf eurer Scholle sitzt, unbekümmert um alle großen Welthändel euch und eure Familie redlich ernährt und die Leute dort oben in ihrer Weisheit für Alles, was das Gemeinwesen angeht, sorgen laßt. Dadurch trennt ihr euch selbstisch ab vom Ganzen und tretet in unlebendige Vereinzlung. Jede Vereinzlung aber ist Abfall von Gott, denn Gott ist der Geist, das heißt: die bewußte Einheit. Deshalb müßt ihr danach streben (und das ist eure heilige Pflicht), in immer größeren Kreisen jeder geistigen Einheit, die ihr vorfinden mögt, euch mit erweitertem Bewußtsein einzufügen. Und welche Einheit könnte euch großartiger und ehrwürdiger entgegentreten, als die eures Volkes im Geist, als das Gesetz, der Staat? In ihm müßt ihr euch, als thätiges Glied, erfassen und, das Ganze durchschauend, eure eigne Thätigkeit in der großen, allgemeinen Staatsthätigkeit aufgehen lassen. Nur dadurch erhält eure eigne Thätigkeit den Stempel des Ewigen, nur dadurch erweitert ihr euch über die Grenzen eures werthlosen Ich hinaus zum großen Bewußtsein eines lebendigen Ganzen, zum Gemeinsinn, nur dadurch ringt ihr euch Gott näher, der das große, allgemeine Bewußtsein des ganzen Universums ist. Alles das ist aber nicht möglich ohne politische Freiheit, das heißt: ohne solche Einrichtungen, die es in der That jedem Bürger möglich machen, an der Bildung der Gesetze, der Fortentwicklung der Verfassung lebendigen Antheil zu nehmen, zu dem Ruhme des Vaterlandes beizutragen, ihn als seinen eignen zu fühlen, indem er selbst durch Rath und That, mindestens durch seine Wahlstimme, mitwirkt an allen großen Unternehmungen des Volkes. Traut

daher jenen falschen Propheten nicht, die euch nur auf das enge Wirken in der Familie und im Gewerbe beschränken wollen, die da verlangen, ihr sollt alle allgemeinen Anordnungen, die den Staat betreffen, gleichgültig und demüthig über euch ergehen lassen, die euch rebellischen Hochmuths und kindischer Sichinallesmengerei bezüchtigen, wenn ihr auch mit drein reden wollt. Sie sind Gottlose und Heuchler, die euch mit solchen Anmuthungen, nur grade nicht mit dürren Worten das heilige Erbtheil jedes Menschen, wie gering er auch geboren sei, absprechen: die Vernunft. Denn wer mit Vernunft begabt ist, der ist fähig und pflichtmäßig berufen, an dem sich Gestalten der allgemeinen Vernunft des Volkes, an der Gesetzgebung, Theil zu nehmen, und die größere oder geringere Bildung kann nur über den Grad dieser Theilnahme entscheiden.

Davon ausschließen darf nur Minderjährigkeit, Blödsinn, Verrücktheit, oder Verbrechen. Mit Vernunft begabt ist aber ein geborner König nicht um ein Haar breit mehr, als der Sohn eines Tagelöhners.

Daß durch solche Theilnahme aller Staatsbürger an Gesetzgebung und Verfassung ein rascherer Austausch und Wettstreit der Gedanken und Kräfte entsteht, als da, wo einem einzelnen Willen nur Alles daran gelegen ist, daß das Alte stabil bleibe und daß Alles über einen Kamm geschoren sei, daß aus solchem Austausch und Wettstreit auch wohl Kämpfe entstehen, die vielleicht nicht immer ohne Blutvergießen die Gegensätze versöhnen können (was jedoch nur bei böswilliger Verstockung der Machthaber gegen nothwendige Forderungen der Zeit geschieht), das ist unvermeidlich, und nur das erfreuliche Zeichen innerer, organischer Lebendigkeit. Aber was ist besser: das Getümmel der Schlacht, wo Jeder beherzt und voll Zuversicht für die Sache, der er sich geweiht, seinen Mann stebt, oder die „Ruhe eines Kirchhofs?“ So bezeichnet Schiller (an dem religiöse und politische Obscuranten ja so oft einen Rückhalt zu haben sich einbilden oder vorgeben) treffend einen Zustand, in dem die Bürger stumpfsinnig, gleichgültig, eingeschüchtert, alle Anordnungen und Gewaltthaten eines einzelnen Willens, ohne Beistimmung

wie ohne Widerstand, hinnehmen und sich ihnen fügen, weil sie müssen. Aber diese Gleichgültigkeit ist schlecht und gottlos. Wer sich des Staatsbürgerthums (der lebendigen Theilnahme am Gesetz) begiebt, begiebt sich seiner Menschenwürde, denn der Mensch ist nicht ein einsam hinlebendes Thier, sondern ein „politisches Geschöpf", das heißt: als Geist ist es seine Natur und Bestimmung, sich zum Gesammtgeist, zum Gemeingeist zu erweitern.

Jeder Eifer, ja jeder Fanatismus, selbst der verzerrteste, für das Gemeinwesen, für die Freiheit, ist besser, als der selbstische Stumpfsinn, der nur an sich und seine Krippe denkt und alles Andre dahingestellt sein läßt. Ja der blutige Freiheitsfanatismus eines Marat, jene Carricatur einer kramphaft überreizten, dunklen Begeisterung, ist immer noch unendlich besser und göttlicher, als die servile Wohlgesinntheit eines Hofraths.

O scheut doch nicht die Unruhe und Gefahr, wo es sich darum handelt, daß ihr als Menschen, das heißt: als freie, bewußte Geister, eine angemessene Existenz und Wirksamkeit erringen sollt! Glaubt mir: es wäre gar so übel nicht, wenn von Zeit zu Zeit gefährliche Entwicklungsperioden des Staates einträten, in denen keinem der Mithandelnden der Kopf fest auf den Schultern stände. In solchen Zeiten erwachen in der Brust des Menschen die ewigen, göttlichen Mächte, die sein ganzes Leben gestalten und beherrschen sollen, in solchen Zeiten, da alles blos Irdische wankt und keinen Halt mehr gewährt, tauchen die treuen, reinen Hingebungen auf Tod und Leben an eine große Sache auf, erwachen die großartigen, kühnen Begeisterungen, die da schaffen und mit göttlichen Keimen befruchten Jahrtausende lang, in solchen Zeiten scheidet sich sichtlich der Mann vom Feigling, der Geist vom Ungeist, und das reine Urbild der Menschheit wird in seiner klassischen Nacktheit erschaut.

Man ist immer schnell bei der Hand, einem Schriftsteller, der die Sache der Freiheit zu vertheidigen wagt, den Vorwurf zu machen, er reize zur Revolution an, und diesen Vorwurf hält man für so niederschmetternd, daß der Beschuldigte nun ein für allemal und ohne alle Widerrede in die Zahl der Verwor-

fenen und Boshaften, oder der verrückten Fanatiker verwiesen sein soll. Auch wir werden (was uns übrigens ziemlich gleichgültig ist) diesem Vorwurf nicht entgehn. Aber einmal sollten die Herren doch erst beweisen, daß es wirklich und unter allen Umständen ein Verbrechen vor Gott sei, eine politische Revolution hervorrufen zu wollen. Gesetzt, ein Schriftsteller hielte den Zustand seiner Nation für so verzweifelt, unwürdig, versunken und verfault, daß er, wirklich und innigst überzeugt, in der Revolution, dem letzten gewaltthätigsten Hülfsmittel der Völker, die einzig mögliche Rettung, den einzigen Weg zu einem neuen, würdigeren Menschendasein, zu einer Verjüngung im Geiste Gottes sähe, — was wäre es dann: Verbrechen oder Pflicht, wenn er seine Stimme erhöbe für das, wovon er das Heil seines Vaterlandes hofft? Könnte er dann nicht mit derselben Freudigkeit in den Kerker, ja zum Schaffot wandern, mit der Sokrates den Schirlingsbecher trank?

Ferner aber — und das ist schon tausendmal gesagt und wiedergesagt, und das wissen auch unsre Gegner sehr wohl, obgleich sie sich anstellen, es nicht zu wissen — ist noch nie eine Revolution durch Schriftsteller oder Redner gemacht worden. Wer die Revolutionen macht, das sind nicht die Poeten, Philosophen und Publicisten, das sind nicht einmal die Völker, das sind die Regierungen. Die Masse ist träge, gleichgültig und gutmüthig. Sie erbebt sich nicht ohne großen Anlaß, am wenigsten auf den Ruf eines Schriftstellers, den sie nicht versteht. Erst wenn veraltete und deshalb falsche Gedanken als leitende Staatsprincipien von der Regierung so lange und hartnäckig festgehalten werden, daß ihre mißbildende Gewalt sich bis in die letzten, tiefsten Lebenskreise des Volkes eindrängt und in allen Regionen, den oberen und unteren, Alles dergestalt verkehrt und verzerrt, daß den unnatürlichen Zwang, die widersinnige Behandlung, die aus solchen Zuständen entspringende physische Noth kein Mensch mehr zu ertragen vermag — dann bricht die gewaltsam niedergedrückte Kraft der unteren Massen, das Alte vernichtend, hervor, schafft sich in gewaltsamer That Luft und erzwingt durch wilden Trotz die zu lange künstlich

verzögerte Anerkennung und Aufrichtung des Neuen, wie es die Zeit unerbittlich fordert. Mögen in einem solchen Zustande die Schriftsteller für oder gegen die Revolution schreiben (es werden aber viele für sie schreiben, denn zu Frühlingsanfang singen die Lerchen) — das Volk thut, was es nicht lassen kann und was die verblendete und verstockte Regierung selbst unvermeidlich gemacht hat. Nur solche Revolutionen gelingen, die man kaum noch zu bekämpfen wagt, sagt ein berühmter Schriftsteller und Redner unsrer Zeit.

In dem Staate aber, wo dieses geschrieben ist, hat sich weder im Volke ein so allgemeines politisches Bewußtsein entwickelt, noch auch ist die Regierung bis jetzt allen und jeden Forderungen der Zeit so entschieden und hartnäckig verneinend entgegengetreten, daß ein feindlicher Zusammenstoß der Volkskraft mit der bestehenden Staatsgewalt vor der Hand abzusehen wäre. Hier eine Revolution herausfordern zu wollen durch Worte, die nicht überzeugen können, da die Sachlage nicht danach angethan ist, wäre deshalb eine Donquixoterie, und alles Obige hat keinen andern Zweck, als das ganz allgemeine, für alle Zeiten gültige Sittengesetz einzuschärfen: daß der Mensch bereit sein muß und verpflichtet ist, mit Aufopferung aller irdischen Verhältnisse, ja des Lebens selbst, wenn es sein muß, nach allen geistigen Gütern, deren höchstes die Freiheit ist, und die er als vernunftbegabte Creatur nicht entbehren kann und darf, zu trachten und sie ohne Menschenfurcht zu fordern, wenn sie ihm ungerechter Weise vorenthalten werden. Weiter predigen wir, auch die entschiedenen Freunde der Freiheit, die keineswegs zum juste milieu gehören, in unsern Tagen nichts, denn wir haben von der Zeit gelernt und sind klügere Leute geworden, als die unglücklichen Demagogen im deutschen Rock, die ihr ungestraft hetzen durftet, weil sie zur unrechten Zeit losschlagen wollten.

Diesen Spaß machen wir euch jetzt nicht, ihr Feinde der Freiheit, wie heimlich lüstern ihr auch darauf lauern mögt, und das eben ist es, was euch uns gegenüber außer Fassung bringt, was euch so vorlaut grimmig macht und euch zwingt, alles mög-

liche Obscurantenvolk gegen uns loszulassen. Aber bei aller Affectation des Triumphes verzweifelt ihr schon an eurer eignen Sache, eben weil ihr zu eurem Leidwesen besonnene und deshalb unüberwindliche Gegner an uns habt.

Eine Revolution aber kann jede Regierung vermeiden, wenn sie, klug und ehrlich, alte Gestaltungen fort und fort verjüngend, dem geistigen Bedürfnisse der Zeit, des gereiften Volkes entgegenkommt. In diesem Falle wird ihr kein Schriftsteller schaden. Sollte sie sich aber, mit verkehrtem Eigensinn, statt auf das Entgegenkommen immer nur auf das Entgegenwirken verlegen, so rennt sie selbst in ihr Verderben und Kanonen und Bajonette werden ihr nicht helfen. Das ist so ungeheuer einfach, daß nur die allergewöhnlichste Dosis gesunden Menschenverstandes dazu gehört, es zu begreifen.

„So behalten wir, Alles zusammengenommen, denn doch Recht," werden hier die Finsterlinge triumphirend rufen. „Wir sagten, es sei ein schwerer Irrthum, den Staat als Verkörperung von Gedanken, als Darstellung einer Idee zu betrachten, und wir fügten die Regierung warnend hinzu: sie möchte doch begreifen, daß diese lange nicht genug unterdrückte Irrlehre es eben sei, die alle Revolutionen herbeiführe. Hier haben wir nun einen Schriftsteller, der den Staat auf die unter uns mit Recht verrufene ideale Weise auffaßt, und siehe da! er wagt es, mit frecher Stirn die Revolution, diesen gräulichsten aller Frevel, dieses schrecklichste Unglück der Völker, unter Umständen für berechtigt, ja für heilsam zu erklären."

Ja wohl, ihr frommen Herren! Ihr habt vollkommen Recht! Allen Revolutionen, die je geschehen (wenn auch oft dem oberflächlichen Anschein nach nur durch äußere Noth der Völker herbeigerufen), liegt unläugbar in der That nichts Andres zum Grunde, als die dem Menschen nun einmal anerschaffne Anmaaßung, Alles, worin er lebt und webt, was er thut und aufbaut, also auch den Staat, als einen Ausdruck seiner innersten Gedanken anzusehn und das, was diesen Gedanken nicht mehr entspricht, das heißt: was mit der Zeit widersinnig und unvernünftig geworden ist, zu zerstören, um

Neues, ſeiner Bildung Angemeſſenes daraus zu ſchaffen. Nur iſt eure Pfiffigkeit, die Regierungen auf die gefährlichen Folgen einer ſolchen Anſicht aufmerkſam zu machen, ihnen die Unterdrückung derſelben anzurathen, wie jede Pfiffigkeit, eine ungeheure Dummheit. Denn ihr hättet, um euren Satz auf ſeinen einfacheren, urſprünglicheren Ausdruck zurückzubringen, nur gleich alſo ſagen müſſen: „Darin, daß der Menſch mit Vernunft begabt, daß er Geiſt iſt und Gedanken hat, liegt der unſelige Keim zu allen Kriegen und Revolutionen, kurz, zu allen Thaten der Weltgeſchichte.“ Alles Ringen und Kämpfen der Menſchheit von ihrem Beginn an hat ja weiter keinen Zweck und Sinn, als daß die innerſten Gedanken, die der Geiſt errungen und in ſich gezeitigt, dergeſtalt durchgeſetzt werden, daß ſie in den großen menſchlichen Einrichtungen auch äußere Geſtalt gewinnen. Euer äußerſt pfiffiger Rath an die Fürſten hätte dann aber alſo lauten müſſen: „Rottet die Vernunft aus, macht die Menſchen gedankenlos, dann werden alle Revolutionen, dann wird die Weltgeſchichte ſelbſt enden, und ihr könnt ruhig und ungefährdet herrſchen.“ Daß aber zu einem ſo koloſſalen Rathe die Fürſten nur die Achſel gezuckt hätten, ſo viel Menſchenverſtand iſt ihnen zuzutrauen. Was ſogar die Jeſuiten nicht vermocht: die Menſchen wirklich dergeſtalt zu verdummen, daß ſie ihre Vernunft nicht mehr zu gebrauchen wagen, nicht mehr als Geiſter mit Freiheit zu handeln ſich unterſtehen — das werden wohl unſre heutigen Fürſten noch viel weniger durchſetzen können und wollen. Denn eigentlich heißt euer Rath, noch einfacher gefaßt, nichts Andres, als: „Rottet die Menſchen aus, und dann herrſcht über ſie!“ Die Vernunft, den freien Gebrauch des Gedankens ausrotten, ſo lange noch überhaupt Menſchen am Leben ſind, iſt ja ein Widerſpruch in ſich, eine baare Unmöglichkeit.

Die Vernunft aber iſt keine einſame, unfruchtbare Grüblerin. Es iſt, da ſie das Abbild des ſchöpferiſchen Geiſtes Gottes, ja der Geiſt Gottes ſelbſt, wie er ſich in den Schranken endlicher Erkenntniß anſchaut, iſt, ihr innerſtes und unzerſtörbares Weſen: ihre Geburten auch in's Leben hinzuſtellen

und alle Pracht und Fülle des äußeren Stoffes zum Kleid und Schmuck derselben zu verwenden. Ja, hört es, ihr Herren, und wenn ihr feig und thöricht seid, so erschreckt darüber! Jeder Gedanke, ohne alle Ausnahme, ist von Haus aus revolutionär; je tiefer und wahrhafter er aber ist, desto revolutionärer. Denn der Gedanke ist kein todtes Juwel, das man im Schmuckkästchen der Hirnschale aufbewahrt, sondern der Gedanke ist weiter nichts, als die Bewegung, aus dem Reiche der reinen Geistigkeit in das der Gestaltung fortzugehn, oder umgekehrt, die Gestalt zu vergeistigen, sie verklärt in das Reich des Geistes zu erheben. Soll der Mensch darum vernünftig sein, um sich eine unvernünftige Umgebung und Lebenssphäre zu schaffen? Schafft er sie aber vernünftig, nun so giebt er in ihr (in Ehe, Familie, Staat ꝛc.) ja eben seinen Gedanken einen Ausdruck. Oder hat der Mensch dazu seine Vernunft, um eine vorgefundne unvernünftige Umgebung sich gefallen zu lassen, ihr träge und verschlossen gegenüber stehn zu bleiben? Schon wenn der einzelne unmittelbare Mensch der Natur gegenüber tritt und ihr Gewalt anthut, um sie seinen Bedürfnissen und Wünschen gemäß zu machen, sie zu seinem Gebrauche zu verarbeiten, so thut er weiter nichts, als seine Gedanken in die Wirklichkeit übersetzen, der Wirklichkeit den Stempel seiner Gedanken aufdrücken. Ebenso, nur noch in viel höherem Sinne, tritt der geschichtliche Mensch den bestehenden geschichtlichen Formen gegenüber, wenn der Geist aus ihnen gewichen und sie aufgehört haben, der wahre Ausdruck seiner Gedanken zu sein, denn hierdurch sind sie für ihn von ihrer ehemals geistigen Höhe zu blos äußerer Natur herabgesunken. Und deshalb thut er ihnen Gewalt an, verändert sie, schmilzt sie um, damit sein gereifter Geist in den verjüngten Formen wahrhaftes Leben und volle Genüge finde.

Dies kann auf dem ruhigen Wege der Reform geschehn, ist aber diese durchaus nicht zu erlangen, so bleibt ihm nur die Revolution übrig, die er dann auch unfehlbar, früher oder später, ergreifen wird. Das ist nicht Willkür und Frevel, sondern so muß er handeln, seine ächte Natur treibt ihn unab-

weislich dazu an, ja man kann kaum sagen, daß er also handelt, sondern die in der Tiefe wühlende Gottheit selbst handelt also in ihm und durch ihn, auf daß sie, wie ihre ganze natürliche Schöpfung, so auch die Schöpfungen des Menschengeistes, die vom höheren Standpunkt gesehn auch wieder nichts sind, als Naturerscheinungen und Naturprozesse, mit ihrem Geist erfülle, und in ihnen als gestaltende Seele sich offenbare.

Welcher Gedanke hat tiefere Revolutionen, blutigere Kriege, großartigere Umwälzungen hervorgebracht, als das Christenthum, dem freilich die Frömmler die Ehre, ein Gedanke zu sein, absprechen wollen? Aber eben weil dieser Gedanke bis in den tiefsten Schooß der Gottheit selbst hinabstieg und aus diesem Allerheiligsten, Gestaltung fordernd, in die Welt zurücktrat, eben dieser seiner Tiefe und Göttlichkeit wegen ist und bleibt er der Sauerteig aller gesellschaftlichen Gährungen, aller geschichtlichen Umwälzungen, die da waren und sein werden. Und nun ist mein Rath: „Schlagt den Gedanken todt!“ oder besser und richtiger: „Schlagt Gott todt!“ Dann aber, ohne Gott, ohne Gedanken, ohne Menschengeschlecht, seht zu, wie ihr in Ruhe und Sicherheit herrschen mögt!“

Hier aber sind wir aus dem Gebiete des Staates schon wieder in die höhere Sphäre der Weltgeschichte hinübergetreten. Es muß also zunächst nachgewiesen werden, wie die Geschichte sich nothwendig aus der Idee des Staates entwickelt, wie sie die zunächst höhere Offenbarung Gottes und Verkörperung seines Geistes ist. Sodann haben wir die Atheisten und Gottlosen in Beziehung zur Weltgeschichte zu bezeichnen und mit dem Schwerte des Wortes zu bekämpfen.

Die Geſchichte.

Unſre ganze bisherige Entwicklung ſtellte weiter nichts dar, als den Fortgang des Geiſtes: ſich von Stufe zu Stufe immer mehr als die Einheit des Vielen zu erfaſſen und zu wiſſen. Verfolgt man dieſen Fortgang, ſo führt er nothwendig dahin, daß der Geiſt ſich zuletzt als die Einheit aller Vielheit, des ganzen Univerſum, erkennt. In dieſer Einheit verſchwindet dann aber der Gegenſatz von Einheit und Vielheit, von Geiſt und Stoff ſelber, indem in ihr der Geiſt erkennt, daß der Stoff nichts von ihm Verſchiedenes iſt, ſondern nur er ſelbſt als erſcheinend. Dieſe letzte Ueberwindung und Vertilgung alles Gegenſatzes aber findet nirgend anders ſtatt, als in dem ewigen Bewußtſein Gottes ſelbſt. In ihm iſt die Vielheit, der Stoff, das Weltall, vollſtändig wieder zu Geiſt geworden, ſo daß, wenn Gott ſich als Eins mit dem Weltall weiß, dies weiter nichts mehr heißt, als daß er ſich, als Geiſt, Eins mit ſich ſelbſt weiß, oder noch kürzer: daß er ſich ſchlechtweg weiß.

Dieſe Vollendung des Stufenganges iſt nur in Gott ſelbſt; in der Natur und in uns aber iſt nur der Stufengang, nicht die Vollendung. Dies iſt die Kluft zwiſchen dem endlichen Geiſte und dem unendlichen, daß der endliche Geiſt der erſcheinende iſt, das heißt: der an Raum und Zeit gebundene, ſich in ihnen entwickelnde; der unendliche aber: der wiſſend in ſich ſelbſt ruhende der einer weiteren Erſcheinung, als der im endlichen Geiſt geſetzten und überwundnen, weiter nicht bedarf, um ſich ſelbſt offenbar zu werden.

Nach dieser kurzen Einleitung kehren wir zum Gange unsrer Entwicklung zurück.

In der Familie hatten wir das sich in Einheit Setzen des Geistes innerhalb der natürlichen Einheit der Blutsverwandtschaft gesehn. Da diese natürliche Einheit aber, eben als eine von der Natur gesetzte, für den Geist noch etwas Vorgefundenes, Fremdes war, nicht rein von seiner eignen Selbstbestimmung ausging, so war sie, obgleich eine Grundlage seines zur Einheit Kommens, doch von der andern Seite auch eine Schranke, die ihn die Einheit mit sich selbst noch nicht mit voller Freiheit bewirken ließ. Diese Einheit war eine ihm in dem Naturtriebe der Verwandtenliebe, der Pietät, verhüllt gegebene, nicht schlechthin seine That.

Ueberwunden sahen wir diese natürliche Schranke im Staate, in den Individuen, die durch keine natürlichen Familienbande, durch keine aus dem Naturtrieb unmittelbar berfließende Neigung verbunden waren, im Ausdrucke der allgemeinen Freiheit, der allgemeinen Vernunft, im Gesetze, zum Bewußtsein ihrer Einheit im Geiste kamen, sich als einen Geist, als Volksgeist, erkannten. Aber auch diese Ueberwindung der Naturbestimmtheit durch die That des allgemeinen Geistes ist wieder nur eine relative, bedingte, keine vollständige, unbedingte.

Wollte man sich nämlich die ganze Menschheit in einen einzigen Staat vereinigt denken, in dessen Gesetz Alle den wahren Ausdruck ihres Geistes sähen, so wäre der Geist in diesem Staate zum vollkommenen Ausdruck seiner selbst, zur vollkommenen Gestaltung seiner selbst innerhalb der Endlichkeit gekommen. Dies ist aber ein Widerspruch in sich selbst, denn wo der Geist in seiner vollen Wahrheit da ist, da hört die Endlichkeit auf. Der Geist in seiner vollen Wahrheit ist eben nur Gott, die geistige Einheit der ganzen Menschheit im vollkommenen Staate wäre daher nichts Andres, als das Selbstbewußtsein Gottes, vollständig verwirklicht. Hiermit aber müßten alle räumlichen Bestimmungen, so wie alle natürliche Verschiedenheit der Individuen untereinander, dahinschwinden. Diese gingen alle, da sie das wahre Bewußtsein

ihrer Einheit im Geist vollständig gefunden und verwirklicht hätten, auf in dem ewig Einen selbst. Denn aller natürlicher Unterschied, alle endliche Bestimmtheit, nachdem sie einmal im reinen und wahrhaften Gesammtbewußtsein des Geistes ganz und gar überwunden wären, würden für die Fortdauer gar keinen Sinn mehr haben. Was aber sinnlos ist, das existirt nicht. Die Vollendung des wahrhaften Universalstaates, das heißt, die Einheit der ganzen Menschheit im Geiste, wäre mithin nicht nothwendig zugleich Weltuntergang und der Beginn einer einsamen Alleinherrschaft Gottes. Da aber Gott nicht wahrhaft ist, ohne sich zu offenbaren (ohne Welt), oder schärfer ausgedrückt: da der unendliche Geist nur ist, indem er sein eignes Gegentheil (die Endlichkeit) in sich selbst setzt und erhält, so müssen, um bildlich zu reden, Mittel und Wege gefunden werden, auch die andre Seite des Geistes, die Endlichkeit, trotz dem, daß sie selbst Geist vom Geist genommen ist, doch als Endlichkeit, als Gegensatz zum unendlichen Geist, zu befestigen und zu erhalten.

So setzt Gott in sich den Raum, das heißt: der Reichthum seines Geistes, der in ihm in einem einzigen einfachen Bewußtseinspunkt ohne Ausdehnung verschlossen ruht, breitet sich auseinander zur Mannigfaltigkeit der Erscheinung. Denn ohne diese Mannigfaltigkeit, ohne die Ungleichartigkeit der Figurationen, giebt es gar keinen Raum. Somit ist nun Alles, was sich innerhalb der Schranken der Endlichkeit hinstellt, auch das Geistigste, an den Raum, seine Ausdehnung und Figurationen gebunden, von ihnen bedingt. Für das Menschengeschlecht nun hat der Raum die nächste Bedeutung und unmittelbarste Macht als Ausdehnung und Gestaltung der Erdoberfläche, die es bewohnt. Alle geistige Gestaltung der Menschheit wird bedingt durch die Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche. Da diese Gestalt und Beschaffenheit aber, als räumliche, eine mannigfaltige, eine Vielheit ist, so fällt auch die Gestaltung des Menschengeistes innerhalb der Endlichkeit der Mannigfaltigkeit, der Vielheit, anheim, das heißt: die eine ideale

Urgestaltung breitet sich auseinander zu einem Systeme von Gestaltungen.

Die Menschheit zerfällt, statt des einen, idealen Urvolks (das nie wirklich existirt hat, aber die der ganzen Menschheit zum Grunde liegende Idee ist), in Völker, deren Lebensart, Sitten, Gesinnungen und Geistesrichtungen von den großen räumlichen Unterschieden der Erdoberfläche, von den geographischen und klimatischen Verhältnissen, mehr oder weniger bedingt sind. Der allgemeine Universalstaat legt sich demnach aus in verschiedne Staaten, so daß ein Staat, ein Gesetz, nur die durch die natürliche Bildung des Grundes und Bodens zusammengehaltne natürliche Volkseinheit in weiteren oder engeren Kreisen umfaßt. Die Abhängigkeit von der Naturbestimmtheit ist eine ungleich losere, vom Geist leichter zu beseitigende, als die in der Familie; aber sie ist immer noch, in großen charakteristischen Zügen der Völker ausgeprägt, vorhanden. So bildet sich also eine Staatenvielheit nebeneinander.

Da aber ein bloßes buntverwirrtes Vielerlei zu gänzlicher Zersplitterung, zu totaler Vereinzlung der verschiedenen Bildungen, ohne lebendige Wechselbeziehung untereinander, führen müßte, wenn nicht ein organisches Band sie zusammenhielte und ihr gänzliches Auseinanderfahren verhinderte, da für von einander verschiedne Bildungen aber schlechterdings nichts ein organisches Band sein kann, als die Grundlage ein und derselben Idee, aus der sie alle fließen, die sich in ihnen aber einen verschiedenen Ausdruck giebt, da ein und dieselbe Idee verschiedenen Ausdruck nur gewinnen kann, in einer Stufenfolge ärmerer oder reicherer Entwicklungen ihrer selbst, — so bieten uns die nebeneinander bestehenden menschlichen Staaten und Gesetze eine solche Kette dar, davon jedes Glied die äußere Verwirklichung der einen Staatsidee (der Einheit Aller im Gesetz, im Geist) ist, wie sie bis zu einem gewissen Grad sich entwickelt und sich grade auf dieser Entwicklungsstufe als besondres Volksbewußtsein fixirt hat.

Aber der bloße Raum mit seinen Figurationen, das bloße Auseinander des Stoffes (wenn wir einmal einen Augenblick

lang die baare Unmöglichkeit uns als möglich vorstellen wollen, daß wirklich ein bloßer Raum, ohne Zeit, existiren könne), würde, statt einer Offenbarung Gottes, in der That nur eine Erstarrung Gottes sein. Gott, anstatt sich als den Lebenden und Schaffenden zu bekunden, würde in ihm seinen Tod und Stillstand gefunden, würde im unveränderlich Seienden aufgehört haben, zu leben und zu wirken.

Ein solches todtes Seiendes, ohne von innen wirkende Gottheit, aber wäre in der That gar nicht, denn es giebt gar kein wirkliches Sein ohne das Werden. Soll daher der Raum Wahrheit und Wirklichkeit erlangen, so muß der Blitzstrahl seines Lebensprincips ihn durchzuckt haben, die Bewegung, die Veränderung muß in ihn gekommen sein. Denn ein Raum, in dem sich nichts bewegt, nichts verändert, ist schlechterdings gar nichts, da ja nur für die Bewegung, für die Veränderung und durch sie der Raum wahrhaft ist.

Der Raum ist Ausdehnung. Eine Ausdehnung, in der sich nichts ausdehnt, giebt es aber nicht. Ausdehnung kann nur entstehn, indem sich wirklich Etwas ausdehnt. Was sich aber ausdehnt, ist nicht in todter Ruhe, sondern die Ausdehnung selbst ist schlechterdings nur zu begreifen als der Fortgang einer Thätigkeit: hier zu sein und dort. Was zwischen dem Hier und Dort liegt, ist Bewegung. Jede Bewegung ist aber zugleich Veränderung: das Hier wird zum Dort. Jede Veränderung ist ein Werden, eine Reihenfolge von Zuständen: es wird etwas Andres, als da war. Das Werden aber, in seiner einfachen Allgemeinheit angeschaut, ist weiter nichts, als die Zeit selbst.

Der Raum ist also nichts, ohne die Zeit. Die Zeit ist die Lebendigwerdung des Raumes.

Wenden wir dies auf die im Raum nebeneinander bestehenden Völkerschaften und Staatsformen an, so ergiebt sich von selbst, daß diese Bildungen und Gestaltungen des Menschengeistes unmöglich als abgeschlossen erstarrte und todte Gebilde der Vergangenheit existiren können. Schon eben sahen wir in ihnen ein stufenweises Gewordensein, indem die Idee der

Menſchheit (Einheit Aller im Geiſt) in verſchiedenen Völkerſchaften und Staatsformen ſich immer tiefer erfaßte und äußerlich darſtellte. Das Gewordenſein kann ſich aber unmöglich als bloßes, ein für allemal abgethanes, geworden Sein fixiren. Denn aus einem ſolchen wäre der Geiſt, der nie ein todtes Sein iſt, ſondern immer eine Fortbewegung (Prozeß), gewichen; mit dem Geiſt aber müßte die Menſchheit ſelbſt und mit ihr natürlich alle jene Nationalcharaktere und Staatsformen aufhören. Denn die Menſchheit ſelbſt iſt ja weiter nichts, als der Leib, den der fortwirkende Geiſt ſich ſelber ſchafft. Wenn ſchon das ganz einfache Sein im Raume unmöglich gedacht werden kann ohne das Werden in der Zeit, um wie viel weniger das Sein des Geiſtes ohne ſeine Fortentwicklung, da der Geiſt ſelber weiter gar nichts iſt, als dieſe Fortentwicklung ſeiner ſelbſt.

Wir ſehen daher vor unſern Augen ausgebreitet ein ſich Fortentwickeln des Geiſtes der Menſchheit und ſeiner äußeren Geſtaltung in Sitte und Geſetz, das zu immer größerer Vertiefung, zu immer reicherer Entfaltung ſchreitet von einem Welttheile zum andern, von einer Völkerſchaft zur andern. Ein vollkommener Stillſtand iſt hier unmöglich. Will ſich eine Völkerſchaft, ein Staat als abgeſchloſſen fixiren, das heißt: des innern Lebensprincips der Fortentwicklung, der von innen ſich weiter und weiter ausgeſtaltenden Idee der Freiheit, der Einheit aller Menſchen im Geiſt, in der allgemeinen Vernunft, begeben, ſo hat dieſe Völkerſchaft, dieſer Staat zugleich unwiederbringlich die eigne Exiſtenz verſcherzt. Denn die Lebendigkeit der Idee iſt dann ſogleich auf eine andre Völkerſchaft übergegangen und, in dieſer ſich zu neuen Formen des Daſeins ausgeſtaltend, wirkt ſie zugleich mit der Uebermacht einer reicheren Entwicklung zurück auf die ärmeren Formen, zu denen ſich das ungeſchichtlich gewordene, das heißt: das von der Idee, vom Fortſchritt verlaſſene, Volk erſtarrt hat, und zertrümmert dieſe Formen, vernichtet dieſe Nation, als ſelbſtſtändige Nation, ohne Barmherzigkeit, damit die Trümmer des Alten, Abgelebten dem von der Idee noch Beſeelten als lebendige Elemente wieder einverleibt, mit ihm zu neuem Leben fortgeriſſen

werden. Dies, und dies allein, iſt der Sinn aller großen Völkerkriege, wo wir immer eine im Leben und Fortſchritt begriffne Entwicklung des Menſchheitsgeiſtes, über eine untergeordnete, ſtationär gewordne, ſiegen und ſie endlich zernichten und zu neuer Wiedergeburt in ſich verſchlingen ſehn.

Ebenſo kann innerhalb des einzelnen Volkes und Staates ſelbſt eine Form ſich als abgeſchloſſen und für immer vollendet befeſtigen wollen, es können die herrſchenden Stände das Lebensprincip aller geiſtigen Geſtaltung, die Fortentwicklung der Idee, abſchwören, und das Todte als bindende Regel jedem künftigen Leben aufzwingen wollen. Dann bricht die Idee als dunkel treibende Macht in den unteren beherrſchten Ständen, in denen das Leben noch nicht zu feſter Geſtalt erſtarrt iſt, gewaltſam hervor, zertrümmert die alten Formen, aus denen der Geiſt gewichen, und bildet neue. Dies iſt der Sinn aller großen und weithin wirkenden Revolutionen. Denn ihre Wirkung beſchränkt ſich dann nie auf den einzelnen Staat, ſondern da derſelbe eben durch ſie einem höheren Leben der Idee entgegengegangen iſt, ſo tritt er nun mit dieſem Uebergewicht einer höheren Organiſation den übrigen Staaten entgegen, die entweder die Früchte ſeiner Wiedergeburt von ihm freiwillig hinnehmen, oder in ihrer verhältnißmäßig ungeiſtigen Exiſtenz ſeiner äußern Macht erliegen müſſen.

Wo aber ein harter Zuſammenſtoß der rohen Kraft zwiſchen den verſchiedenen Völkerſchaften oder innerhalb ein und deſſelben Volkes nicht nothwendig wird, das heißt, wo ſich keine Geſtaltung mit Eigenſinn als unveränderlich dauernd zu fixiren trachtet, da wirkt und waltet die Macht der Idee in friedlicher Weiſe, ein lebendiges Geiſtesgewebe ſpinnt ſich von Land zu Land und, innerhalb jedes Landes, von Stand zu Stand. Dann haben wir den erfreulichen Anblick, zu ſehen, wie der geiſtige Fortſchritt der am weiteſten entwickelten Nation allen andern Nationen zu gut kommt als Ausbreitung der Cultur, der Civiliſation, wie im einzelnen Staate die geiſtige Reife der Edelſten allen andern Mitbürgern zu gut kommt als immer fortſchreitende Reform, die den Staat fort und fort aus ihm ſelbſt

heraus verjüngt und wiedergebiert, ihn bei seinem weltgeschichtlichen Leben erhält.

Alles dies zusammengenommen und als Ganzes gefaßt: die rein geistige, die ganze Menschheit ihrem Ziel immer näher treibende Fortentfaltung, Ausbreitung, Wechselwirkung und Nachwirkung der Idee, so wie, beim Widerstreben gegen ihre heilsame Macht, die Zertrümmerung von Staatsformen, die Vernichtung von Reichen und Völkerschaften, auf daß sie durch den Tod ein neues Leben erhalten, bildet das riesenhafte Wunderwerk der Weltgeschichte.

Wir sahen, daß schon der einzelne Staat nichts ist, als die Darstellung der Einheit Aller im Geist. Wäre diese Darstellung aber vollständig erreicht, so gäbe es in diesem Augenblicke gar keinen Staat, gar keine Menschheit mehr. Denn die Einheit Aller im Geist ist schlechterdings nichts Andres, als der unendliche Geist, Gott selbst. Wo wäre sie sonst zu finden und nachzuweisen? Die vollkommne Einheit Aller im Geist kann also nie vorhanden sein in einem bestimmten Hier (Raum) und in einem bestimmten Jezt (Zeit), denn alsobald würde dies Hier und Jezt aufhören, ein besondres und bestimmtes Hier und Jezt zu sein.

Alles Endliche und Zeitliche, sobald es den Inhalt des Unendlichen und Ewigen vollständig in sich aufgenommen hätte, wäre sofort vernichtet, und nur die einsame Gottheit bliebe übrig. Eine einsame Gottheit wäre aber keine Gottheit, weil sie ihr Gegentheil nicht in sich selbst trüge, folglich (von diesem Gegentheil, wenn es auch nicht existirte) begränzt wäre. Deshalb, sagten wir, müssen Mittel und Wege gefunden werden, das Gegentheil, die Erscheinung, zu befestigen. Diese Mittel und Wege (wir drücken uns bildlich aus) sind aber Raum und Zeit.

Der unendliche Geist legt seine einfache Einheit, damit sie als wahre Einheit, das heißt: als die alle Vielheit in sich befassende und überwältigende Einheit, offenbart und erkannt werde, auseinander in die Vielheit der Außereinander (Raum) und Nacheinander (Zeit); doch so, daß in dieser Vielheit die ursprüngliche Einheit doch vollständig erhalten

und abgespiegelt ist, daß sie das lebendige innere Band bleibt, durch das alle Nebeneinander und Nacheinander zu einem einzigen geistigen Ganzen zusammengehalten bleiben. Diese, im Wechsel der Geschichte bleibende, sich in ihm ausdrückende Einheit ist eben der Geist Gottes selbst, der in der Geschichte näher erscheint, als Geist der Menschheit, als Weltgeist. Um zu erscheinen, legt er sich aus als eine Reihe von Völkerschaften und Staatsformen, die aber fort und fort innerhalb seiner bleiben, fort und fort in ihn zurückverschlungen werden. Der einzelne Menschengeist als solcher hat schlechthin keine geschichtliche Macht, sondern in Allem, was der Menschengeist vollbringt, schafft und waltet ein höheres Bewußtsein, dessen Träger nur wir alle sind und das sich nur für uns und unsre Anschauung in verschiedene einzelne Bewußtsein zerspalten hat.

So webt der unendliche Geist selbst sich das schimmernde Gewand der Weltgeschichte. Diese will fortwährend er selbst werden und sie ist es und wird es auch fortwährend; sie ist und wird es aber nie vollständig innerhalb des Raumes und der Zeit, denn sonst hörten Weltgeschichte, Raum und Zeit selber auf; sondern innerhalb Raum und Zeit, innerhalb der Erscheinung kann die unendliche geistige Einheit, kann Gott sich nur darstellen als Entwicklung, als Prozeß, nicht als Vollbrachtsein.

Gott schaut sich also in der Weltgeschichte selbst an, als den Werdenden in der Form des Menschheitsgeistes. Die Weltgeschichte ist das sich Anschauen Gottes als eines in der Form des Menschengeistes Werdenden. Die Weltgeschichte ist Gott selbst, wie er sich als Menschheitsgeist, als Weltgeist in seinem Werden anschaut.

Und somit wäre eine neue Schranke, die sich der vollkommenen Einswerdung Aller im Geist, der vollkommenen Einswerdung des Geistes mit sich selbst, hemmend entgegenstellte, durchbrochen. Wir sahen, daß der Staat nur die zu einer Einheit des Geistes führte, die in ein und demselben Lande, in ein und demselben, durch geographische Verhältnisse, also durch bloße Naturbedingung, verbundenen Volke geboren waren.

In der Geschichte aber fassen sich die Völkerschaften aller Zonen, die Generationen aller Jahrtausende zusammen als lebendige Geisteseinheit, im Geist der Menschheit, im Weltgeiste, der im Bewußtsein Gottes selbst eine höhere Stufe und reichere Entwicklung bildet, als der Volksgeist, dessen Ausdruck der einzelne Staat war.

Hier liegt ein trivialer Vorwurf, den man unsrer Art der Geschichtsauffassung zu machen pflegt und mit dem man die Gottlosigkeit derselben unwiderleglich dargethan zu haben sich einbildet, zu nah, als daß wir ihn schweigend übergehen könnten. Es ist eigentlich nur derselbe Vorwurf, der dem Sinn und Geist dieser ganzen Schrift und jeder überhaupt geistigen Weltanschauung und Gotterkenntniß gemacht wird, der aber grade der Betrachtung der Geschichte am schlagendsten entgegen zu treten glaubt, und in ihr, dem Buchstaben nach, allerdings den meisten Vorwand zu einem aufrichtigen oder erheuchelten Mißverstehen findet. Indem wir diesen Vorwurf näher erörtern, wird sich zeigen, daß er weiter nichts ist, als das naive Bekenntniß eben desjenigen Atheismus, den aufzudecken und zu bekämpfen der Zweck dieser ganzen Schrift ist.

„So? (Sagen nämlich unsre Gegner.) Also Gott wird in der Weltgeschichte? Er entwickelt sich? Also ist er heut weniger und etwas Geringeres, als er morgen oder über hundert Jahre sein wird? Und wodurch wird er nun größer und mehr? O Gotteslästerung! durch den Geist und die That des Menschen, dieses Erdenwurms. Von uns also hängt es ab, ihn weiter zu bringen oder sitzen zu lassen, je nachdem wir sogenannte große Thaten thun, sogenannte große Gedanken hervorbringen, oder es bleiben lassen, und wenn sich z. B. nicht ein Philosoph über ihn erbarmt und ein schönes System erfindet, so muß Gott ewig ein dummer Teufel bleiben, der über sich selbst nicht in's Klare kommt!“

So stehe dieser Vorwurf hier in seiner größten Schroffheit, zum Beweise, daß wir uns keineswegs scheuen, ihn fest in's Auge zu fassen, und nun unsre Erörterung, obgleich sie eigentlich in unsrer obigen Entwicklung, ja fast auf jeder Seite dieser

Schrift in irgend einer Geſtalt ſchon enthalten iſt. Aber um die Menſchen von der Wahrheit zu überzeugen, darf man ſich viele verlorne Worte nicht gereuen laſſen.

Gott wird. Was hat denn das ſo Anſtößiges? Freilich wird Gott, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick, wie alles wahrhaft Lebendige wird. Und Gott wird nicht etwa blos im Thun und Denken der Menſchheit, ſondern in jedem Naturereigniß, auch dem geringfügigſten. Was entfaltet ſich denn aus dem Keim zur Pflanze, aus der Pflanze zu Blüthe und Frucht, wenn nicht Gott? „Ja, aber ein Baum iſt doch nicht Gott," wendet ihr ein. Freilich iſt ein Baum nicht der ganze, in ſeiner Tiefe und Fülle offenbarte Gott; aber wenn ein Baum nicht dennoch Gott wäre, was in aller Welt ſollte und könnte er denn anders ſein, als Gott? Gott iſt ja eben nicht blos er ſelbſt, ſondern zugleich auch alles Andre, und ohne dieſes Zugleich, ohne dieſe Einheit gäbe es gar keinen Gott. Denn ſonſt könnte man irgendwo, wie auf der Gränze zweier Länder, zwei Gränzpfähle errichten mit den betreffenden Landeswappen und auf den einen ſchreiben: „die Welt", auf den andern aber: „Gott". Dann wäre Gott alſo draußen, oder wenn er auch, als größeres Land, die Welt ringsumher umgeben ſollte, ſo wäre dieſe Welt doch in ihm ſelbſt ein Stück, in dem er ſelbſt nicht wäre, alſo ein Stück von ihm ſelbſt wäre nicht er ſelbſt, welches Unſinn iſt. Ein Etwas, von dem man ein Stück, als nicht dieſes Etwas ſelbſt ſeiend, ausſcheiden kann, iſt eben — ein bloßes Etwas, das ſo groß oder ſo klein, ſo oder ſo beſchaffen, unmöglich aber Gott ſein könnte, wenn wir anders Gott nach der gäng und gäben Vorſtellung des Chriſtenthums als den Unendlichen, Unbedingten, Unbegränzten, Ewigen, mit einem Wort, als Geiſt auffaſſen wollen. Denn wenn es noch etwas Andres giebt, als ihn ſelbſt, ſo iſt er ſo eben durch dies Andre begränzt, bedingt, verendlicht. Was wäre das für eine Unendlichkeit, von der man doch ein Stücklein (die Welt, den Raum) ausſondern, was das für eine Ewigkeit, von der man doch eine beſtimmte Dauer (die Zeit) abrechnen müßte? Dann wäre die Unendlichkeit ſelbſt auch nur

ein Raum, nur etwa ein größerer, als der uns erscheinende, als unser Raum, und die Ewigkeit auch nur eine Zeit, nur etwa eine viel, viel längere, als die von ihr abzurechnende, als unsre Zeit. Denn nur Gleichartiges läßt sich von Gleichartigem subtrahiren. Ist aber die Unendlichkeit auch Raum, die Ewigkeit auch Zeit, so giebt es eben gar keine Unendlichkeit und gar keine Ewigkeit, da Unendlichkeit und Ewigkeit durchaus über Raum und Zeit stehen, durch sie gar nicht gemessen, gar nicht verkürzt werden können, mit ihnen, in gewissem Sinne, gar nichts zu schaffen haben. Giebt es aber keine Unendlichkeit und Ewigkeit, sondern nur Raum und Zeit, so ausgedehnt man sie sich immer denke, so giebt es auch gar keinen Gott, da ein Gott, ein schlechthin Alles Durchdringender und Umfassender, die Unendlichkeit und Ewigkeit zu seinem Lebenselemente hat. Denn Gott, als Gott, umfaßt nicht nur unsren, sondern auch jeden überhaupt denkbaren Raum, nicht nur unsre, sondern überhaupt jede denkbare Zeit. Zu jedem Raume aber läßt sich ein größerer Raum, zu jeder Zeit eine längere Zeit denken, und dies hört durchaus niemals auf. So viel man Zahlen auf Zahlen häufen möge, es lassen sich immer noch Zahlen anfügen, und so kommt man nie über Raum und Zeit hinaus, nie in die Unendlichkeit und Ewigkeit hinein.

Unendlichkeit und Ewigkeit müssen daher etwas dem tiefsten Wesen nach Andres, Höheres sein, als Raum und Zeit sind und jemals werden können, da Raum und Zeit, trotz aller Zahlenhäufung, doch immer nur Raum und Zeit bleiben und immer wieder einer Vermehrung fähig sein würden. Unendlichkeit und Ewigkeit müssen also alle Räume und Zeiten, die wirklichen und die blos denkbaren, in sich haben, ohne doch selbst in ihnen jemals erschöpft, ohne selbst blos Raum und Zeit zu sein; oder besser: sie müssen allerdings auch Raum und Zeit sein, da Raum und Zeit außer ihnen gar keinen Sinn hat, aber sie müssen, um bildlich zu reden, noch etwas drüber sein, das von Raum und Zeit gar nicht begränzt, gar nicht berührt, gar nicht angefochten werden kann. Was Raum und Zeit zugleich erfüllt, und dennoch über beide übergreift

(natürlich nicht wieder in räumlichem und zeitlichem Sinne, denn sonst wären wir wieder auf dem alten Fleck), beide in sich trägt, kann natürlich nicht selbst wieder etwas Räumliches und Zeitliches sein, sondern durchaus nur etwas **Geistiges**, denn nur Geistiges ist durch Raum und Zeit unmeßbar und unbegränzbar. Oder gradezu: was Raum und Zeit mit seiner Gegenwart erfüllt, ohne doch in ihnen erschöpft zu sein, was beide mit sich durchdringt und zugleich in sich befaßt, kann nur Geist, kann nur der Geist schlechthin, das heißt: der unendliche Geist oder Gott sein. Er allein ist die wahrhaft lebendige Unendlichkeit und Ewigkeit. Als allgegenwärtig (wie es der absolute Geist nicht anders sein kann) ist er vollkommen gegenwärtig auch in Raum und Zeit. Und insofern er in Raum und Zeit ist, **wird** er auch. Denn Raum und Zeit sind das Gebiet der Erscheinung oder des Werdens. Er wird in der Natur, in allen ihren Gebilden und Prozessen, er wird auch in der höheren, der bewußten Natur, im Menschen, in seinen Thaten und Gedanken. Aber dieses Werden ist blos Erscheinung. Ihn selbst in seiner ewigen Fülle theilt es keineswegs ab in heut und morgen, läßt es keineswegs auseinanderfallen in Einen, der jetzt unentwickelt, nachher entwickelter ist. Denn eben indem er Raum und Zeit und alle Erscheinung in sich gesetzt hat, ist er von Anbeginn darüber hinaus. Was er aber setzt, kann er nicht außer sich gesetzt haben. Alles, was er setzt, ist daher doch nur er selbst, und nichts Andres: er selbst in seiner Selbstentäußerung. Wo sollte er den Stoff zu irgend Etwas hergenommen haben, außer in ihm selbst? Wo sollte er den Platz zu irgend Etwas gefunden haben, außer in ihm selbst, da es gar kein Außerihm giebt? Ja nicht einmal das Nichts ist außerhalb des unendlichen Geistes, da das Nichts durchaus nur existiren kann, indem es vom unendlichen Geiste gedacht wird. Es ist sein Gedanke und sein Gedanke ist er. Er ist also eben so gut das Nichts, als er das All ist, oder besser: nur dadurch ist er wahrhaft das All, daß er auch das Nichts ist; er ist eben so gut die Erscheinung, als er das Wesen

iſt, eben ſo gut Menſch und Menſchengeiſt, als er Gott und unendlicher Geiſt iſt. Vor ihm, aus ihm rettet ſich nichts.

Euer ganzes Mißverſtändniß beruht darauf, daß ihr, obgleich allerlei Redensarten verſchützend, durchaus nicht fähig ſeid, Gott anders aufzufaſſen, als ſinnlich und räumlich, da er, als Geiſt, doch nur geiſtig aufgefaßt werden kann und darf. Deshalb redet ihr ſo viel von der Perſönlichkeit Gottes, von einem perſönlichen Gotte, und verhöhnt die Thoren und Armſeligen, die blos einen Gott des Gedankens erkennen. Richtig verſtanden hat der Ausdruck Perſönlichkeit ſeine volle Wahrheit. Wenn man nämlich darunter das unendliche und ewige von ſich ſelbſt Wiſſen und ſich ſelbſt Wiſſen verſteht, ſo iſt nichts perſönlicher als Gott, der ja eben, als unendlicher Geiſt, gar nichts Andres iſt, als dies ſich ſelber Wiſſen.

Von einer andern Perſönlichkeit aber kann für Gott gar nicht die Rede ſein, ſo daß er eine beſtimmte Perſon, wie etwa auch andre Leute, z. B. ein Referendarius oder Huſarenlieutenant, wäre, nur eine viel mächtigere, erhabnere. Denn eine ſolche Perſon iſt ja weiter nichts, als ein ſo oder ſo gebildetes, bedingtes und begränztes, allenfalls auch ſo und ſo gekleidetes, einzelnes Individuum, neben und außer andern Individuen. Grade eine ſolche Perſon und Perſönlichkeit aber habt ihr ſtets vor Augen, wenn ihr von der Perſönlichkeit Gottes redet, oder, um es grade heraus zu ſagen: ihr ſtellt euch Gott in's Geheim vor als einen alten Mann, den Herrn des Himmels und der Erden. Allenfalls nennt ihr dieſen Mann einen ſogenannten Geiſt, worunter ihr aber wieder weiter nichts verſteht, als einen Mann, mit höheren Kräften ausgeſtattet, allenfalls mit einer idealen Draperie. Ein ſolcher Mann nun könnte freilich ein Schloß bewohnen, in dem er irgend eine entlegene Polterkammer eingerichtet hätte, die er, obgleich ſie ihm gehörte, niemals ſelbſt bewohnte oder beträte, und dieſe Polterkammer könnte er dann Raum und Zeit oder auch Welt nennen. Ein ſolcher Mann aber, oder auch ein ſolcher Geiſt, der wieder andre Männer oder Geiſter hat neben oder unter ſich, iſt gar kein Gott, ſondern, als eine ſinnliche Ausgeburt der Phantaſie, der

man dann ganz willkürlich göttliche Macht beilegt, höchstens ein Götze.

Gott ist weder ein Mann, noch auch irgend ein einzelner, bestimmter Geist, sondern Gott ist Geist überhaupt, das heißt: unendlicher Geist, wodurch alle Absonderung von andern Geistern gänzlich ausgeschlossen wird.

Als unendlicher Geist weiß er sich allerdings selbst, aber er weiß sich nicht in diesem oder jenem bestimmten Raum- oder Zeitpunkte, oder als dieser oder jener Besondre, sondern er weiß sich schlechthin, das heißt: überall und immer. Und so weiß er sich auch in Raum und Zeit, so weiß er sich in jedem Sandkorn, so weiß er sich vor Allem im Menschengeiste. Und so wird er durch die Gedanken und Thaten der Menschen und schaut sich in ihnen, als einen Werdenden, an. Wenn ihr aber nun sagt: „So machen die Menschen also Gott groß durch ihre Gedanken und Thaten?" so ist dies zwar wahr, muß aber eben so gut auch umgekehrt werden, denn Gott macht die Menschen groß in ihren Gedanken und Thaten, indem er sich in ihnen selbst groß macht; wir verherrlichen ihn nur, indem er sich in uns verherrlicht. Und jener Philosoph, der die Erkenntniß Gottes durch sein Philosophiren befördert, erbarmt sich nicht über Gott, um ihn über sich selbst in's Klare zu bringen, sondern umgekehrt: Gott erbarmt sich (wenn dieser schlechte und durchaus unangemessene Ausdruck doch einmal gebraucht werden soll) über ihn, indem er sich in den Gedanken seines Hauptes selbst denkt, sich in ihm als den sich selbst Erkennenden offenbart. Das einzelne Individuum des Helden, des Dichters, des Philosophen schwindet hier gänzlich hin vor der Kraft des unendlichen Geistes, von der es besessen ist und die aus ihm heraus ewige Thaten thut, unsterbliche Lieder dichtet und Gedanken göttlicher Wahrheit verkündet.

Daß aber Gott nach unsrer Ansicht durch diese fortschreitende Offenbarung in Menschen-Gedanken und Thaten heute ein Kleinerer wäre und morgen ein Größerer würde, ist eine ganz kindische Vorstellung. Der das Heut und Morgen selbst aus sich hervorgerufen hat, kann doch unmöglich selbst wieder

über das Geripp aller dieser Heute und Morgen gespannt sein. Begreift doch, daß es für den unendlichen Geist gar kein Heut und Morgen giebt, außer insofern er sich selbst als Heut und Morgen anschaut. Die volle Pflanze mit allen Blättern, Blüthen und Früchten ist vom Keime nur etwas Verschiedenes durch die Erscheinung.

Der Möglichkeit, der Anlage nach war sie im Keime schon von Haus aus ganz enthalten. Denn sie ist nichts, als der entwickelte Keim, die zur Erscheinung gekommene Wahrheit des Keimes. Wer aber die Erscheinung selbst aus sich und in sich geschaffen hat, der hat im Keime schon die ganze Pflanze in ihrer blühendsten Vollendung. Wer den Keim selbst gedacht (geschaffen) hat, hat in ihm alle Möglichkeiten der Fortentwicklung schon mitdenken müssen, denn ohne alle diese Möglichkeiten wäre ja der Keim gar kein Keim.

Wie nun im Keime die ganze Pflanze, so war schon im ersten Menschen die ganze Menschheit mit allen ihren Bestrebungen und Leistungen der Anlage nach vorhanden; sie brauchte nur in die Wirklichkeit zu treten. Für den unendlichen Geist aber, in dem die Wirklichkeit grade nur Schein ist, ist Alles in jedem Augenblick lebendig vorhanden und in einer höheren Wirklichkeit, in der rein geistigen, wahrhaft da, was für den endlichen, selbst in die Erscheinung verflochtenen Geist, nur Anlage und Möglichkeit ist. Denn alle Anlage und Möglichkeit ist vom unendlichen Geiste gedacht und in seinem Erkennen hat und genießt er daher im ersten Menschen, ja weiter zurück im ersten, rohesten Ansatz zur werdenden Natur, alle reichsten Entwicklungen, die sich in Raum und Zeit jemals erfüllen können; im Adam hat er alle Nationalitäten, Staatsformen, Religionen, Kunstschöpfungen und philosophischen Systeme, die je entstehen können und werden. Kommen müssen alle diese Dinge deshalb doch nothwendig, damit sie in der Erscheinung auch seien, und die Erscheinung selbst muß sein, weil Gott, als unendlicher Geist, auch das Andre seiner selbst in sich hat und befaßt. Aber was uns als Ausdehnung und Dauer erscheint, erscheint eben nur so, hat nur Wahr-

heit in der Erscheinung. Gott aber als Geist schlechthin ist der eine, ungetheilte Punkt, der eine, ungetheilte Augenblick, in dem alle Ausdehnung und Dauer dennoch enthalten und begriffen ist. Ihn, den Ewigen, das heißt: der da nicht heut oder morgen ist, sondern der schlechthin nur ist, ficht es deshalb gar nicht an, ob Jahrhunderte kommen und gehen mit ihren Entwicklungen, denn er ist diese Jahrhunderte selbst, aber nicht, wie sie als erscheinende sind, auseinandergezerrt, sondern in einer ungetheilten Geisteseinheit, in einer einzigen, lebendigen, lichthellen Anschauung, in einem ewigen und unendlichen Jetzt und Hier. Außerhalb dieses Jetzt und Hier aber giebt es nichts. Im unendlichen Geist blüht die geringste Blume, und er ist es, der in ihr blüht, in ihm leben, weben und sind wir, und er ist es, nur er, der in uns lebt und webt und ist. Er ist der Schlag unsres Herzens, der Gedanke unsres Hauptes. Wäre er es nicht, so gäbe es keinen Gott, denn wo sollte Gott sein, wenn nicht überall, also auch in uns? Gott ist das Meer, wir der in's Meer geworfene Becher, er ist in uns, und wir in ihm. Und wenn ihr dies Hochmuth scheltet, so erinnert euch, daß ihr ja außer Gott und ihm gegenüber noch etwas Besondres sein und bedeuten wollt, und fragt euch selbst, auf welcher Seite der größere Hochmuth sich findet.

Aus allem Gesagten ergiebt sich, daß wir in der Weltgeschichte, ihren Thaten und Ereignissen, nicht etwa blos eine sogenannte höhere leitende Vorsehung, oder den Finger Gottes (was immer einen draußen stehenden Gott voraussetzt, der nicht die Macht hätte, in das Innere der Dinge selbst einzudringen), sondern den lebendigen, gegenwärtigen Gott selbst, wie er sich im Leben und Thun der Völker, als ihre bewußte Einheit (Weltgeist) offenbart und entfaltet, zu schauen und zu verehren haben. Ohne Ehrfurcht vor der Weltgeschichte mache daher nur ja Niemand auf eine wahrhafte Gottverehrung Anspruch! Ja, ohne diese Ehrfurcht giebt es überhaupt gar keine Gotterkenntniß. Wer Gott irgendwo verläugnet, wäre es auch nur in einem Kieselsteine, der kennt über-

haupt gar keinen Gott, ob er auch das ringsherum übrigbleibende Phantaſieding mit dem Namen Gott ausſtatten mag. Denn (wie wir nun ſchon ſo oft ſagten und immer wieder einprägen wollen) ein Gott, der irgendwo nicht wäre, wäre etwas ſinnlich Begrenztes, mithin etwas dem Geſetz des Sinnlichen Unterworfenes, das heißt: ſelbſt etwas Sinnliches, alſo ein Götze. Einen Götzen verehren in Zeiten geiſtigen Bewußtſeins heißt aber eben weiter nichts, als Gott abläugnen.

Die Weltgeſchichte aber nun gar iſt eine ſo gewaltige, offenkundige und herrliche Offenbarung Gottes, daß, wer für die Gegenwart Gottes in ihr ſich verblenden kann, wohl ſchwerlich Gott irgendwo aufgefunden hat, ob der todte Name Gott ſeinen Lippen auch noch ſo geläufig ſei.

Wer nun, im Verhältniß zur Weltgeſchichte, die Atheiſten ſeien, iſt bereits in dem Geſagten enthalten und in dieſen wenigen Worten zuſammenzufaſſen: wer den lebendigen, gegenwärtigen Gott in der Weltgeſchichte abläugnet, iſt ein Atheiſt, denn der Gott, den er etwa außerhalb der Weltgeſchichte noch anerkennen mag, iſt eben kein Gott, ſondern ein Götze.

Hiernach könnte nun Jeder ſich ſelbſt befragen, ob er in die Rubrik der Atheiſten gehöre oder nicht. Damit aber Niemand ſich darüber täuſchen könne, damit die Atheiſten dieſes Gebietes ſich in unſrer Schilderung aufs Speciellſte ſelbſt erkennen mögen, damit man uns endlich nicht mit dem ganz allgemeinen, nichtsſagenden Zugeſtändniß abfertige: „Nun ja! wir wollen an den Gott in der Geſchichte glauben," um hinterher doch, nach wie vor, in jedem beſondern, beſtimmten Falle den Gott in der Geſchichte abzuläugnen und zu verläſtern, ſo wollen wir die hauptſächlichſten, ganz beſtimmten und charakteriſtiſchen Weiſen, in denen ſich der Atheismus, der Geſchichte gegenüber, bei uns und zu unſrer Zeit zu äußern pflegt, ſo ſcharf wie möglich bezeichnen.

Faſſen wir zunächſt den Geſchichtsatheismus in ſeiner allerſchroffſten Form in's Auge, ſo läugnet derſelbe nicht nur die von uns dargethane Selbſtentwicklung des Weltgeiſtes in der Geſchichte, alſo den Fortſchritt der Menſchheit im Ganzen und

Großen, sondern er stellt gradezu das Umgekehrte auf und behauptet: die Geschichte sei ein fortwährendes Rückschreiten und in ihr entwickle sich nichts, als ein wachsendes Verderben. Diese Ansicht hat, um trotz ihrer Verkehrtheit und Impertinenz zu imponiren und sich Eingang zu verschaffen, ihre Zuflucht zugleich zu einer pietistischen Zerknirschtheit und zu einer scheinbar tiefen und consequenten Wissenschaftlichkeit nehmen müssen. Natürlich kann sie die Weltgeschichte nicht als eine Entwicklung des göttlichen Lebens in ihm selbst auffassen. Denn in einer solchen ist ein wahrhafter Rückschritt, ein wachsendes Verderben schlechthin unmöglich. Was Rückschritt scheinen könnte, kann immer nur die verborgene Entfaltung einer neuen Seite dieses göttlichen Lebens sein, wogegen frühere, abgethane Richtungen auf eine Weile in den Hintergrund treten und scheinbar absterben.

Wo daher ein Herrliches in der Geschichte zerfällt (wie dies allerdings geschieht), da bereitet sich gewiß irgendwo ein Herrlicheres vor, das in seine Fülle die abfallenden Fruchtkörner des Vergangenen mit aufgenommen hat. So ist die griechische Schönheits- und Kunstwelt untergegangen, aber in Wahrheit lebt ihr geistiger Hauch erfrischend und befruchtend fort in unsrer heutigen Geistesbildung, so daß nur die Erscheinung verschwunden, das Wesen, der geistige Gehalt aber keineswegs verloren ist. Könnte ein wahrhafter Rückschritt stattfinden, so wäre dies nicht anders möglich, als daß das göttliche Leben sich in sich selbst von sich selbst entfremdete, daß also Etwas in dasselbe hineinkame und in ihm überhand nähme, was nicht es selbst, sondern etwas Andres, ihm Feindliches, wäre. Mit einem Worte: dem Leben Gottes müßte der Tod, als selbstständig und siegreich dies Leben beeinträchtigend, verzehrend, dem Geiste müßte die Materie gegenübergestellt werden, nicht so, daß sie nur das machtlose, bildsame Element ist, das der Geist bearbeitet und gestaltet, um sich selbst in ihm zu verwirklichen und zu verherrlichen, sondern so, daß sie dem Geist als kämpfende Gewalt entgegenträte, den Fortstrebenden an ihrem dumpfen Widerstande erlahmen ließe, nach und nach

in seinem Leben ihn hemmte, beschränkte, endlich aber ihn vernichtete. Eine solche Weltgeschichte würde also eine stufenweise Schmälerung Gottes sein und mit einem Gottuntergange schließen, denn hier wäre auf Gott das Sprüchwort anzuwenden: Reichst du dem Teufel nur den kleinen Finger, so hat er dich auch ganz.

Und so hat denn jene atheistische Ansicht, obgleich sie diese letzte Folgerung zu machen sich hütet, doch ganz consequent in der Geschichte einen Kampf zweier feindlicher Grundprincipe gesehn und dem göttlichen Leben in ihr die Sünde, das Böse, den Teufel als selbstständige Macht gegenüber gestellt. Von einer mißverstandenen, plump-buchstäblichen oder phantastisch deutenden Auffassung des sogenannten Sündenfalles ausgehend, hat sie einen ursprünglichen vollkommenen und vortrefflichen Zustand des Menschen angenommen, den er durch eignes Unrecht verscherzt, und welchem Unrecht zu Folge nun das ganze Menschengeschlecht von Generation zu Generation immer tiefer dem Verderben und der Verruchtheit anheimfallen soll.

Sollte man es glauben, daß der Unsinn, die Gotteslästerung und barbarische Härte so weit gegangen sind, allen weitverbreiteten Menschenracen, die bisher auf einer niedrigeren Stufe physischer, sittlicher und geistiger Entwicklung stehen, als wir Europäer, z. B. dem Neger, ihre Gestalt und Organisation als eigne Sünde und Verworfenheit anzurechnen? Sie sollen von Haus aus weiß und weise gewesen sein, wie wir, durch eine große, dunkle Unthat aber schwarz, ungestalt, thierisch und verwildert geworden sein. Man sieht, von hier aus bis zur Rechtfertigung des Sklavenhandels ist nur ein Schritt zu machen.

Um das Atheistische dieser ganzen Geschichtsansicht klar zu machen, müssen wir hier ein Wort über das Böse sagen.

Das Böse kann schlechterdings gar nicht als etwas Selbstständiges, wahrhaft Seiendes und Lebendes (Positives) existiren. Denn wo sollte es existiren? Alles, was da ist, ist Gott, da außer Gott weder Raum, noch Zeit, noch Kraft,

noch Leben zu finden. Gott aber kann unmöglich in zwei direct entgegengesetzte, feindliche Grundprincipe zerfallen, die doch alle beide gleichermaaßen sich als lebendig und machtbegabt geltend machen wollten. Eins würde nothwendig das andre vernichten, oder vielmehr von Anbeginn vernichtet haben. Gott kann nicht zugleich gut sein und böse.

Somit ist alles Seiende, eben weil es ist, das heißt: in Gott ist, gut. Das Böse kann also höchstens den Sinn haben, daß es das Gute nicht zum Sein kommen läßt, daß es dasselbe hemmt. Aber nicht als etwas Selbstständiges, als Etwas, das da wirklich wäre; denn sonst hätten wir

1) Gott,
2) etwas Andres, als er, das gegen ihn Macht und Existenz hätte, also statt eines Gottes, zwei Götzen, das heißt: gar keinen Gott;

sondern das Böse kann nur wirklich sein als das Beharren des Guten auf einer niedrigen Entwicklungsstufe seiner selbst.

Somit giebt es gar kein Böses, das wirklich vorhanden wäre, sondern Alles, was vorhanden ist, ist gut, und schlecht; böse können wir nur Etwas nennen, das an sich zwar auch gut ist, im Verhältniß zu einer höheren Entwicklungsstufe des Guten aber als untergeordnet erscheint und in dem die Kraft, sich selbst zu dieser höhern Entwicklungsstufe zu erheben, ungenutzt schlummert. So giebt es z. B. gar keinen wahrhaft bösen Menschen. Einen solchen sich einbilden ist ein wahres Unding, denn es hieße so viel, als ein Geist, der ganz aufgehört hat, Geist zu sein, das heißt: der ganz aufgehört hat, zu existiren. Wir nennen einen bösen oder schlechten Menschen einen solchen, in dem der thierische (sinnliche) Trieb die schlummernde Vernunft noch so gefangen hält, daß dieselbe in seinem Thun sich wenig oder scheinbar gar nicht offenbart. Der thierische (sinnliche, selbstische) Trieb aber ist an sich nichts Schlechtes (sonst müßte auch das Thier, das nie über ihn hinauskommt, böse sein), und so ist auch der Mensch, der noch nichts Höheres, als ihn, in sich

gefunden hat (scheinbar müssen wir immer hinzufügen, oder: bis auf einen gewissen Grad; denn ganz und gar ist dies rein unmöglich, so lange der Mensch Mensch bleibt) nicht gradezu böse. Böse erscheint er nur im Verhältniß zum geistig und sinnlich entwickelten Menschen, und auch da nur böse, weil in ihm dieselben Keime der Entwicklung gelegen sind, wie im guten Menschen, weil also seine innere Natur ihm eine höhere Stellung anweist, als die er noch zu erringen vermocht. Dann aber bedeutet das Wort böse weiter nichts, als minder gut. Den Sprachgebrauch: böse, schlecht, Sünde u. s. w. können wir daher sehr wohl beibehalten, nur aber müssen wir uns dabei stets daran erinnern, daß hier von nichts Wirklichem, Existirendem die Rede ist, sondern nur von einem Mangel, von einem nichtexistirenden Guten, von etwas rein Negativem. Und in diesem Sinne allein kommen die angegebenen und ähnliche Worte in dieser unserer Schrift vor. Jeder Tadel, den sie enthält, wie scharf er auch ausgesprochen sei, betrifft nicht das Seiende, sondern das Nichtsein des Seinsollenden. Wer sich zu dieser milden und versöhnten Ansicht nicht zu erheben vermag, den hält ein geheimer, ihm selbst unbewußter Atheismus gefangen. Denn er erkennt außer und gegen Gott noch eine selbstständige Macht an, das heißt: er erkennt nicht den wahren, alleinigen Gott, sondern einen beschränkten, willkürlich bedingten, einen Götzen an, er legt einem Nichts den Titel Gott bei.

Am schärfsten spricht sich dieser Atheismus aus in dem Glauben an eine wirkliche Persönlichkeit des bösen Grundprincips, an einen Teufel. Wenn aber ein Gott und ein Teufel sich gegenüberstünden, so wäre immer noch die Frage zu machen: welcher von den beiden eigentlich nun der rechte Gott wäre?

Wir hätten, statt des einen lebendigen Gottes, zwei heidnische Götter, und es müßte dem Urtheil des Menschen überlassen bleiben, für welchen von beiden er sich entscheiden, in welchem er sein eignes inneres Princip wiedererkennen wollte. Wirklich hat der Teufelsglaube auf die Vorstellung von einer solchen freien Wahl des Menschen geführt, wie die Faustsage

bezeugt. Und wäre (nehmen wir einen Augenblick das Unmögliche an!) dieser dunkle Glaube fester gewurzelt, weiter verbreitet und länger ausdauernd gewesen, so hätte sehr wohl nach und nach der Dienst Gottes in den Hintergrund treten, und ein Cultus des Teufels, von Beschwörungen, wie sie die Furcht eingiebt, zu directer Verehrung unmerklich übergehend, die Oberhand gewinnen können. Spuren und Keime dieses Teufelscultus finden sich genugsam vor.

Wer aber den wahrhaftigen Gott erkennt, der weder andre Götter, noch Teufel hat, neben sich, für den ist eine solche Wahl völlig sinnlos, denn er lebt und webt in Gott, wie er sich auch gebehrde, nur weiß er, daß er sich den reinen Genuß dieses in Gott Seins trübt und verkümmert, wenn er im Guten zurückbleibt, wenn er im niedern Guten verharrt, da er, je mehr das Gute in ihm lebendig wird, um so mehr sich lebendig fühlt in Gott.

Dieselbe atheistische Ansicht vom Rückschreiten des Menschengeschlechts in der Geschichte tritt im gemeinen Leben, vom wissenschaftlichen Schwall und pietistischer Salbung entkleidet, häufig hervor in den trivialen Aussprüchen: „Es geht immer schlimmer, die Menschen werden alle Tage schlechter. Ja, ja, das ist einmal der jetzige Zeitgeist, zu meiner Zeit war das ganz anders (nämlich besser)" u. s. w. Von einer Auffassung der Weltgeschichte, von einer bewußten wenigstens, ist wohl eigentlich hier nicht die Rede, denn dergleichen Gemeinplätze entstehen eben nur aus der Unwissenheit darüber, daß überhaupt eine Weltgeschichte existirt.

Eine solche Unwissenheit könnte entschuldigen, denn wem die Wunderbauten des Weltgeistes in den Thaten und Schöpfungen der Geschichte nie gezeigt worden sind, wer gar nichts davon weiß, daß sie in ewiger Pracht dastehn und den Wechsel der Zeiten unerschütterlich überragen, der kann natürlich auch nicht begreifen, daß der lebendige Gott selbst in ihnen Wohnung genommen hat. Dennoch trifft eine Gesinnung, wie sie sich in diesen Gemeinplätzen ausdrückt, auch selbst von ihrem eignen, engherzigen Standpunkt aus, der Vorwurf des Atheismus. Denn

was heißen ſolche Redensarten im Grunde anders, als: „Heut zu Tage hat Gott nicht mehr Macht über die Menſchen, ſie zu heiligen und mit ſeinem Hauch zu durchdringen, wie früher. Seine Gegenwart im Denken, Leben und Treiben der Menſchen hat, gegen frühere Tage, abgenommen.“ ? Ein Gott aber, deſſen Macht ſich verändert, deſſen Gegenwart abnimmt, iſt kein Gott, denn er wäre etwas durch fremde (mechaniſche) Kraft Bedingtes, von ihr abhängig Gemachtes. Gott iſt in jedem Weltzuſtande gegenwärtig, und jeder Weltzuſtand iſt ſomit gut.

Dies gilt auch vom rohesten, barbariſchesten Weltzuſtande der Vorzeit, und zwar iſt ſelbſt dieſer darum gut, weil er die Anlagen und Keime zum Beſſren und Beſten bereits in ſich enthält und ſie blos aus ſich zu entwickeln braucht. Die lebendige Kraft (Energie) dieſer Fortentwicklung aber, der Pulsſchlag des ganzen Weltlebens, iſt Gott ſelbſt. Gott iſt alſo in jedem Weltzuſtande ganz vorhanden, inſofern Jeder die Anlagen und Keime aller künftigen, höheren Weltzuſtände, das heißt: alle dieſe höhern Zuſtände dem Geiſte, der Wahrheit nach, ſchon in ſich enthält, wenn auch im Weltleben irgend einer beſtimmten Zeitperiode für die Erſcheinung noch verborgen. Inſofern kann man von einer früheren ſchlechteren Zeit reden, ohne Gott und der Geſchichte zu nahe zu treten, vorausgeſetzt, daß man unter ſchlechter nichts Andres verſteht, als: minder entwickelt. Denn keine Zeit kann mehr thun, als das ausbilden, was ſchon da iſt. Spricht man aber von einer ſpäteren ſchlechteren Zeit, ſo iſt dies ganz etwas Andres.

Eine ſolche könnte nur entſtehen, wenn ſchon entwickelte Keime des Göttlichen verloren gingen, dem Weltleben abſtürben, wenn ſchon daſeiendes Gottesleben verſchwände, das heißt: wenn Gottes Kraft und Gegenwart abnähme, wodurch wir auf einen abnehmenden Gott, alſo (da Gott wahrhaft nur als unendlicher und unbedingter Geiſt gefaßt werden kann und darf) auf gar keinen Gott, alſo auf den platten Atheismus gerathen müſſen.

Die oben angegebenen Redensarten von Verſchlimmerung

der Zeit und der Menschen nun, die man in der Regel von älteren Leuten, leider auch wohl von einer altklugen unjugendlichen Jugend hört, sind uns, die wir offne Geistesaugen haben, grade das sicherste Zeichen, daß es in der That nicht schlechter, sondern besser wird, denn sie zeigen, daß es anders wird, als diese älteren oder altklugen Leute es gewohnt waren oder überliefern hörten. Jeder, in dem durch Erziehung und Leben gewisse Grundsätze sich dergestalt befestigt haben, daß sie keiner lebendigen Fortentwicklung aus sich selbst mehr fähig, zu einem abgeschlossenen System versteinert sind, findet Alles schlecht, was um ihn her gesagt wird oder vorgeht, wenn es in dieses alte System nicht mehr paßt, und wäre das Neue auch noch so vortrefflich; denn diese Vortrefflichkeit kann er, in das Spinnennetz seiner Gedanken verfangen, eben nicht begreifen. Wer z. B. in dem Grundsatz aufgewachsen ist: „Der Mensch soll zunächst nur auf sein eignes Fortkommen in der Welt und das seiner Familie bedacht sein, sich folglich auf nichts einlassen, was ihn von dieser Pflicht abziehen könnte," der hält diesen Grundsatz für gut und unumstößlich richtig. Und allerdings können wir ihn nicht für schlecht erklären, sondern müssen ihn, für eine gewisse Stufe geistiger und sittlicher Bildung, durchaus billigen.

Nun aber entwickelt sich diese geistige und sittliche Bildung unvermerkt zu einer höheren Stufe, ein Bedürfniß nach Göttlicherem, eine Erkenntniß desselben erwacht und fordert die unbegränzte Hingebung an dieses Göttlichere, Höhere, Allgemeinere, als der eigne Lebensbedarf und das irdische Wohl der Angehörigen, das nun natürlich in den Hintergrund tritt. Es bildet sich ein neuer Grundsatz, der da heißt: „Du sollst bereit sein, dein eignes und der Deinigen Wohl auf's Spiel zu setzen und aufzuopfern, wenn es gilt, einer höheren Idee, z. B. der Freiheit, zu dienen." Durch diesen Grundsatz nun sehen die Alten den übrigen umgestoßen, das Gute, das derselbe enthielt, verneint, freilich nur zu Gunsten eines Besseren und Höheren, das nun an die Stelle jenes ersten Guten tritt. Aber dieses Bessere und Höhere verstehen sie

eben nicht, weil es in ihnen selbst nie lebendig geworden ist, weil sie in der Festung ihrer fertigen und erstarrten Bildung dafür ganz und gar unzugänglich sind. Sie sehen also nur den Umsturz (und der ist wirklich da, denn ihr Princip hat aufgehört, für das unbedingt Rechte und Höchste zu gelten), aber den Fortschritt, den Aufbau sehen sie nicht und ziehen sich mürrisch und mißbilligend zurück von einer Welt, in der, nach ihrer Meinung, Alles verkehrt zugeht, in der die Menschen anfangen: „hohlen Schwärmereien" (denn also werden ewige und göttliche Gedanken immerdar von allen denen genannt, die sie selbst nicht haben) nachzujagen und darüber die Sorge für ihr und der Ihrigen eigentliches (ergeistiges, irdisches) Wohl zu versäumen.

Die beiden hier gegenübergestellten Grundsätze haben wir übrigens nicht zufällig erwählt, um nur irgend ein beliebiges Beispiel beizubringen, sondern grade sie sind es, die in der gegenwärtigen Zeit das erstarrte Alter von den Besseren und Aufgeweckten der Jugend trennen, die letztere dem ersteren unverständlich machen und ihr den Tadel und Vorwurf desselben zuziehen.

Gehen wir nun von der Ansicht, die gradezu ein Rückschreiten der Weltgeschichte behauptet, zu derjenigen über, die weder von Fortschritt, noch von Rückschritt hören will, sondern in der Geschichte von Anbeginn nichts zu sehen vermag, als ein blind durcheinander geworfenes, wüstes Vielerlei, das eben dadurch, daß kein sich aus sich selbst nach nothwendigen Gesetzen entwickelnder Geist da sein soll, zum einförmigen, trostlosen Einerlei wird, in dem sich in allem scheinbaren Wechsel ewig ein und dasselbe werthlose Schauspiel wiederholt, ohne Maaß und Ziel.

Da es aber dem Menschen, der nun einmal, mag er wollen oder nicht, Geist ist und bleibt, platterdings unmöglich ist, ein bewegtes Ganzes anzuschaun, ohne ein Princip, das heißt: einen das Vielerlei zur Einheit zwingenden Grundgedanken und Grundtrieb, darin zu erkennen, so hat selbst diese schlechte Ansicht, die eigentlich von vorn herein jedes lebenschaffende Princip der

Weltgeschichte verneint, sich selbst zum Trotz, wenigstens zu Scheinprincipien ihre Zuflucht nehmen müssen, aus denen sie das verworrne Leben der Geschichte begreifen will. Nach diesem zum Grunde gelegten Scheinprincip theilt sich nun die ganze Ansicht in zwei Hauptzweige.

Der erste steht dem oben bezeichneten Geschichtsatheismus am nächsten, der die Geschichte als ein Rückschreiten betrachtet und deshalb das Böse, den verneinenden, bösen Geist, den Teufel, zum Grundprincip derselben macht. Statt nun diesen Bösen, dessen Annahme nothwendig ein Fortschreiten in seinem, im verneinenden Sinn, also ein Rückschreiten mit sich führte, in dieser seiner mehr und mehr um sich greifenden Macht gelten zu lassen, läßt ihn die jetzt zu besprechende Ansicht beiseit liegen oder ganz fallen, und stellt das Princip auf; zwar auch das Böse, aber nicht ein Böses, das die Kraft hätte, sich organisch aus sich selbst zu immer wachsendem Verderben zu entfalten, sondern ein Böses ohne innere Energie, ohne festes Ziel, nämlich: die sich durch alle Zeiten gleichbleibende, nur in verschiedenen Masken hervortretende Schlechtigkeit der Menschen. Diese wird somit zur Werkmeisterin der Weltgeschichte ernannt.

Diese höchst würdige Ansicht tritt nun auch wieder in zwei verschiedenen Gestalten auf. Einmal mit gefalteten Händen und nach oben verdrehten Augen. Dann predigt sie mit Zerknirschung die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen, und alles menschliche Denken, Streben und Thun, also die ganze Weltgeschichte, ist ihr ein Gräuel und eine Verwüstung, vor Gott dem Herrn verworfen. Eigentlich ist diese Ansicht, die in allen Welt- und Lebenssphären uns immer wieder begegnet, schon gleich zu Anfang dieser Schrift ein für allemal abgefertigt.

Wir brauchen deshalb hier nur wenige Worte, um ihre gottlose Nichtigkeit zu enthüllen. Sie läßt sich nämlich ganz einfach auf folgendes Glaubensbekenntniß zurückführen: „Es giebt überhaupt nur zweierlei, nämlich:

1) Einen Gott, allmächtig, allgegenwärtig, allgütig, allweise, ewig, vollkommen;

2) eine Welt, gebrechlich, verderbt, vergänglich, verworfen, böse.

In diesen beiden Gegensätzen und ihren Beiworten liegt schon, wie man leicht einsieht, der schreiendste Widerspruch. Was ist z. B. ein allgegenwärtiger Gott, der doch in der Welt nicht gegenwärtig ist, für ein Unsinn! Natürlich aber kann ein solcher Gott (wie ihn die Beiworte bezeichnen) in einer solchen Welt nicht sein, und eine solche Welt nicht in einem solchen Gotte. Sie schließen sich, ihrer Natur nach, gegenseitig aus.

Die Welt hat also einen Verschlag für sich und Gott ist aus ihr herausgesperrt, existirt nur um sie herum. Also wieder ein begränzter, beschränkter, kein unendlicher Gott, wodurch wir wieder zu jenem Götzen gelangen, der uns im Verlaufe dieser Schrift bei jedem Schritte aufstößt und den auf immerdar zu zertrümmern eben unsre Absicht ist.

Denn wir wollen den Baalsdienst vernichten, damit der wahre Gott endlich erkannt und verehrt werde. Götzendienst aber ist uns von unsrem Standpunkte und vom Standpunkte der heutigen christlichen Bildung aus völlig gleichbedeutend mit Atheismus. Denn ein Götze ist nichts, und ein Nichts zum Gott machen heißt keinen Gott haben.

Zum andern Mal aber tritt dieselbe Ansicht hervor mit dem vornehm spöttlichen Lächeln des Zweifels an allem Göttlichen oder mit der altklugen, verdrossenen Miene einer sogenannten Lebens- und Welterfahrung, die sich über alles Große hinaus zu sein dünkt, eben weil sie nichts Großes je begriffen hat. Beide rufen, der eine leichtfertig, die andere düster und mürrisch, beide mit gleicher Verachtung: „Was Tugend und Göttlichkeit! Sie existiren nicht im Menschen. Seht die Geschichte an, studirt sie. Was ist sie Andres, als ein Gewebe von Schandthaten und Verbrechen, von Ehrsucht und Verfolgungswuth, Zerstörungstrieb, von Mord, Hinterlist und Lüge? Und wo etwa einmal Gutes geschehen sein mag, da forscht nur genauer nach, und ihr werdet die unreinen Triebfedern sehen, aus denen es zufällig, ohne den Willen der Urheber, hervorging!“ Dies

Geschrei aber, welchen oberflächlichen Schein von Wahrheit es auch an sich tragen mag, ist ganz ebenso unsinnig, als wenn Jemand ein Geschrei darüber erhöbe, wenn ein tüchtiger Meister, der die Bildsäule eines Helden in Erz gegossen hat, nun die Form mit Schlägen zertrümmert, damit das Heldenbild schimmernd daraus hervorgehe. Wenn dann Jemand rufen wollte: „Seht den wüthenden, blinden Zerstörer an!“ würde man ihm nicht sagen: „Du Thor! so sieh doch das erzne Bild, um dessenwillen die Form zerschlagen werden muß!“? Und wenn er dennoch bei seinem Geschrei beharrte und sagte: „Ich sehe nichts von einem Erzbilde, ich sehe nur die Zertrümmerung“ — würde man ihn dann nicht für verrückt halten?

Allerdings ist es wahr, daß so leicht kein großes geschichtliches Ereigniß in's Leben tritt, ohne von unerfreulichen Nebenumständen, von Gewaltthat, Mord und Eidbruch begleitet zu sein. Der Irrthum aber ist eben der, diese Nebenumstände für die Geschichte selbst zu halten, dagegen für den Sieg des Geistes, für den geistigen Fortschritt der Menschheit, der aus jedem großen Weltereigniß hervorgeht und von solchen widerlichen Nebendingen nur oberflächlich versteckt wird, gänzlich blind zu sein. So kann man bei der Verbrennung des Huß in erbauliche Tiraden über die Wortbrüchigkeit und Verfolgungswuth der Menschen ausbrechen, die Hauptsache aber wäre, den göttlichen Muth, die geistige Größe des Mannes zu erkennen, der durch seinen gewaltsamen Tod der Menschheit nicht verloren ging, sondern den fruchtbaren Samen zur endlichen Befreiung vieler Völker aus der politischen und geistigen Knechtschaft, in der das Papstthum sie gefangen hielt, ausstreute.

Wie klein erscheint die einzelne Unthat hier gegen den unsterblichen geistigen Gewinn, der da blieb und noch bleibt und auch uns noch fort und fort zu gut kommt.

Eben so groß, aber noch handgreiflicher, weil das Ereigniß noch gewaltiger ist, ist die Abgeschmacktheit, bei der Kreuzigung Christi nur von der sogenannten Bosheit (Bornirtheit wäre der richtigere Ausdruck) seiner Verfolger ein Lamento zu erheben, das er selbst keineswegs erhoben hat. Er starb, wenn die

Ueberlieferung wahr berichtet (und innere Wahrheit liegt jedenfalls in dem Bericht) mit dem großen Worte: „Es ist vollbracht!“ denn er wußte, daß nun die Befreiung des Menschengeistes in sich selbst zu Gott für alle Zeiten vorbereitet, seine Sendung mithin wahrhaft vollbracht sei.

Ja selbst den weltgeschichtlichen Werth des Christenthums hat man an den vielen Verfolgungen, Gewaltthaten und Metzeleien abmessen wollen, die es allerdings hervorgerufen, die eine unentwickelte Form desselben verschuldet hat. Aber ist denn die Aufzählung dieser Gräuel eine Geschichte des Christenthums? Alles Große, Tiefe und Schöne, was wir in Kunst, Wissenschaft, im Familien- und Staatsleben, so wie im Gemüths- und Geistesleben der Einzelnen aufzuweisen haben, verdanken wir dem Christenthum, seiner Fortentwicklung und der geistigen und sittlichen Bildung, die es uns gewährt hat. Freilich verstehen wir hier unter Christenthum nicht das dogmatische Lehrgebäude als solches, nicht die kirchlichen Institutionen, deren Prätensionen die ihnen entwachsene moderne Bildung jetzt mit vollem Rechte zurückweist. Aber diese moderne Bildung selbst ist doch nur eine Consequenz, eine Weiterbildung des Christenthums, und insofern ist Jeder in Täuschung befangen, der da meint, außerhalb des Christenthums zu stehn und es wie eine fremde Sache beurtheilen zu können. Tausend geistige Adern sind von ihm aus in jeden Einzelnen geleitet und bilden die Lebensadern seines eignen Geistes. Wir sind nicht blos Geschöpfe des Christenthums, sondern das fleischgewordne Christenthum selbst. Alles, was wir denken, sinnen, empfinden und schaffen, ist schlechterdings nichts Andres, als Christenthum, mehr oder minder entwickeltes, so sehr wir auch über die ersten rohen Anfangsgründe, über den christlichen Glauben oder Aberglauben, als solchen, hinaus sind; denn unsre Väter und Urväter sind im Christenthum auferzogen und in ihm zu fühlenden, denkenden und handelnden Menschen geworden seit Jahrhunderten. Jede neue Bildung aber, so sehr sie einen wesentlichen Vorwärtsschritt enthalten mag, ist doch immer nur eine Fortsetzung und Folge der früheren Bildung.

Die faſt unbegreifliche Blindheit für die ungeheuren geiſtigen Erfolge weltgeſchichtlicher Ereigniſſe, in der die allermeiſten Menſchen noch bis heut befangen ſind, kommt zum Theil vor und findet einige Entſchuldigung in der geiſtloſen, oberflächlichen, rein äußerlichen Weiſe, in der bisher mit wenigen Ausnahmen die Geſchichte geſchrieben, auf den Schulen gelehrt und ſtudirt worden iſt. Sie war nämlich und iſt mitunter noch jetzt blos eine Erzählung von den hervorſtechendſten Handlungen einzelner Individuen, die entweder durch Geburt oder durch Gewalt und Liſt eine hohe, allem Volk in die Augen fallende geſellſchaftliche Stellung einnahmen. Namentlich für die neuern, diplomatiſchen Zeiten verlehrte ſich die Weltgeſchichte in eine Geſchichte der regierenden Fürſten, ihrer Familien- und Erbſchaftsangelegenheiten, ihrer Erbzwiſtigkeiten, Eroberungsprojecte und Cabinetsintriguen. Eine nur in dieſem Sinne geſchriebene Geſchichte bietet allerdings wenig Tröſtliches dar.

Grade in jener Sphäre iſt der lebendige Geiſt der Zeiten, der ſich ſelbſt Geſtalt zu geben ringt, iſt der Lebenspulsſchlag der Geſchichte nicht zu ſuchen, wohl aber niedrige Selbſt-, Herrſch- und Gewinnſucht.

Ueberhaupt aber iſt kein einzelnes Individuum fähig, den Geiſt ſeiner Zeit, in ſeiner ganzen Reinheit und Fülle, in ſeinem durchſichtigen Weltbewußtſein, erſchöpfend darzuſtellen. Jedes in der Geſchichte handelnde Individuum fördert nur die ihm zunächſt am Herzen liegenden Zwecke, und dieſe ſind in der Regel viel kleinlicher, als die weltgeſchichtlichen Folgen, die ſich an ihre Durchſetzung knüpfen, und die das Individuum, ſo edel und bewußt es immer ſein mag, nie ganz vorherſieht, im glücklichſten Falle nur halb erkennt oder dunkel ahnt. Daher auch der oben angedeutete Vorwurf von Seiten einer kleinlichen Geſchichtsanſicht, daß, wo auch einmal Gutes und Großes von Menſchen in der Geſchichte gewirkt wurde, dies meiſt aus kleinlichen und untergeordneten Beweggründen der Handelnden geſchah. So weit, als jene Anſicht den Vorwurf ausdehnt, indem ſie durchaus nur niedre Selbſtſucht jeder edlen geſchichtlichen That unterlegt, iſt der ganze Vorwurf eine Lüge. Denn die

Selbstsucht allein hat nicht die Macht, den Einzelnen so zu beseelen und hinzureißen, daß er die angestrengteste Arbeit seines Lebens, seine eigne Ruhe und Bequemlichkeit vergessend, an die Durchführung seiner Gedanken setzt, am wenigsten aber erklärt sie die freiwilligen Aufopferungen alles irdischen Wohles, ja des Lebens, um einer Idee willen, von denen die Geschichte voll ist. Aber das ist allerdings wahr, daß die vollbrachte geschichtliche That immer größer ist, als das Individuum, das sie vollbracht hat. Dies Individuum verschwindet vor der riesenhaften geistigen Wirkung seiner That auf alle kommenden Geschlechter, und hier haben wir, ohne darum das Individuum zu verachten und herabzusetzen, den Hauch des allmächtigen Geistes zu verehren, der es beseelte und antrieb, daß es im Ahnungsdrange und nur um diesem Drange zu genügen Dasjenige vollbrachte, in dem der später kommende forschende Geist die großartige Anlage zu einer allgemeinen Weltbefreiung erkennen muß. So sehr ein Mensch auch wisse, was er wolle: welch ein Leben sein Wollen in der ganzen Menschheit gewinnen wird, liegt außer seiner Einsicht und Berechnung, und hier ist das Wort an seinem Platze: Gott ist in den Schwachen mächtig.

Deshalb aber sollte man sich nimmer einbilden, Geschichte zu schreiben oder zu kennen, wenn man sich blos mit den auffallendsten Thaten der Einzelnen und mit den Folgen derselben für Einzelne beschäftigt.

Dies ganze äußerliche Lattenwerk ist nicht der Tempel der Weltgeschichte in seiner gediegenen Pracht; sondern die weltgestaltenden Wirkungen der einzelnen Handlungen auf weitere und auf die weitesten Kreise, auf Staaten und Völker und von einem Volke zum andern auf die ganze Menschheit, diese allein sind der wahre Inhalt der Weltgeschichte. Die Entwicklung der Staatsverfassungen und des Staatslebens, der Fortgang geistiger und sittlicher Bildung, die Verbreitung dieser Bildung von Volk zu Volk, die Entstehung neuer, höherer Denkungsarten und Gesinnungen von Geschlecht zu Geschlecht, das sind die wahren Thatsachen der Geschichte, und wer sie aus dem Gewühl verkümmerter Einzel-

heiten herauszuerkennen vermag, der wird mit Schauern und Ehrfurcht den einen, sich mit freier Kraft fort entfaltenden Geist, welcher Geist eben Gott ist, und der sich im Proceß der Geschichte darstellt, als Weltgeist, begrüßen. Und so hat denn auch in unsrer Zeit, die mit den Keimen alles Herrlichsen schwanger geht, die Geschichtsschreibung ein neues Element gewonnen. Sie beginnt, nicht mehr eine chronique scandaleuse der Cabinette und ihrer Intriguen zu sein, sondern eine als organisches Ganze gefaßte Culturgeschichte der Menschheit. Diese Auffassung wird immer mehr um sich greifen und, indem sie mehr und mehr jenem Atheismus, der die lebendige Gegenwart Gottes aus der Weltgeschichte hinausläugnet, seine Nichtigkeit und seinen Unsinn in die Zähne wirft, die Gemüther zur wahren Gotterkenntniß, zur wahren Religion reif machen.

Wir kommen nun zur zweiten Hauptverzweigung derjenigen Ansicht, welche in der Geschichte weder Rückschritt noch Fortschritt, sondern blos ein ewiges Einerlei im scheinbaren Wechsel sieht. Auch sie stellt (eigentlich mit sich selbst im Widerspruch) ein Princip der Geschichte auf, das aber natürlich, weil kein fortschreitendes Leben in ihm ist, nur ein Scheinprincip sein kann. Dies Princip ist hier: der Zufall, das blinde Ohngefähr, also eigentlich grade die gänzliche Principlosigkeit.

Die Schlechtigkeit der Menschen, als Geschichtsprincip, konnte in gewissem Sinne noch etwas Respectables haben, da in ihr doch das Element der Freiheit, also die Geistigkeit, wenn auch die verkehrte, abgefallne, die negative Geistigkeit, gerettet war. Der Zufall aber schließt alle und jede Geistigkeit schlechthin aus, denn zufällig ist nur ein Geschehen, von dem es völlig gleichgültig ist, ob es so oder anders geschieht, ob es überhaupt geschieht oder nicht, und zwar eben deshalb gleichgültig, weil sich in diesem Geschehen durchaus kein Gedanke verkörpert, weil sich ihm durchaus kein geistiges, freies Element zugesellt, weil es eben nur ein rein äußerliches Geschehen ist, ohne alle Innerlichkeit, ohne alle Bedeutung. Ebenso ist ein Ohngefähr das, was ohne Gefahr, daß damit etwas für den Geist verloren wäre, auch hätte

unterbleiben können. Man sieht, daß ein kümmerlicheres und dürftigeres Princip gar nicht gefunden werden kann, denn dies Princip ist im Grunde das reine Nichts selbst. Auch leuchtet der Atheismus dieser Ansicht von selbst ein. Wenn nämlich Gott der unendliche Geist ist, aus dem Alles kommt und in dem Alles ist, das heißt: wenn überhaupt ein Gott ist, so kann schlechterdings nichts existiren und geschehen, das nicht auch, in gewissem Grade, Geist wäre, das heißt: dem nicht ein in der Selbstentwicklung des unendlichen Geistes nothwendiger Gedanke gestaltend zum Grunde läge. Irgend einer Erscheinung, irgend einem Ereigniß nun diesen gestaltenden göttlichen Gedanken absprechen, das heißt: behaupten, daß etwas rein zufällig sei oder geschehe, heißt nichts Andres, als Gott in diesem bestimmten Sein oder Geschehn, mithin ihn überhaupt abläugnen, denn ein Gott, der nicht schlechthin überall ist, ist nirgends.

Somit müssen wir mit Schillers Wallenstein ausrufen: „Es giebt keinen Zufall." Da das Wort Zufall aber einmal in der Sprache da ist und nicht entbehrt werden kann, so muß es allerdings eine Bedeutung und Berechtigung, und somit, bedingungsweise, auch seine Wahrheit haben, und diese soll ihm hier auch angewiesen werden.

In allem Geschehen, wie geringfügig es auch sei, ist Gott zugegen, folglich muß sich auch in allem Geschehn irgend etwas Geistiges ausdrücken. Aber die Geistigkeit ist ein Riesenbaum mit tausend Verzweigungen, Aesten und Aestchen, Spitzen und äußersten Spitzchen. Diese letzten verschwinden gegen die Majestät des ganzen Baumes und kommen mit Recht da, wo vom Baume die Rede ist, gar nicht in Betracht, sind in der Vorstellung vom ganzen Baum gar nicht mehr als etwas Besondres und Selbstständiges vorhanden. Wir haben genug zu thun, den Geist da, wo er in seiner ganzen Fülle und Macht hervortritt, erkennend zu bewältigen, und unterlassen es daher, mit vollem Rechte, ihn aus seinen letzten und geringfügigsten Kraftäußerungen noch herausklügeln zu wollen. Alles Geschehene daher, in dem sich der Geist nur in so unbedeutendem Grade darstellt, daß es sich nicht mehr der Mühe lohnt, ihn in dieser Darstellung

noch zu erkennen, da ein solches Erkennen uns über sein Wesen keinen wichtigen Aufschluß geben würde, nennen wir zufällig, gleich als ob wirklich ganz und gar kein Geist darin zugegen wäre. Auch verstoßen wir damit nicht so sehr gegen die eigentliche Wahrheit, denn das Zugegensein des Geistes in solchen kleinlichen Dingen ist der Art, daß es sich fast vor sich selbst verbirgt. Ein Beispiel wird dies klarer machen. In Allem, was wir immer thun mögen, sei es Großes oder Geringes, geben wir unsrem Willen einen Ausdruck. Dennoch giebt es Verrichtungen, die grade wegen ihrer Bedeutungslosigkeit und häufigen Wiederholung uns so geläufig geworden sind, daß wir sie völlig mechanisch betreiben, ohne selbst uns unsres freien Willens in ihnen ausdrücklich bewußt zu werden, obgleich er allerdings in ihnen enthalten ist. Wenn wir z. B. von einem Ort zum andern gehen, so ist dies gewiß ein Willensact, unser Geist ist dabei und giebt irgend einem von ihm erkannten Zwecke dadurch seinen Ausdruck, seine Erfüllung. Wer aber denkt an den Geist, an den Willen noch bei jedem einzelnen Schritte, den wir während dieses Gehens machen müssen, und der, ohne Willensact, doch nicht gemacht werden kann, und erst gar bei jeder einzelnen Muskelanspannung, die wieder zu jedem Schritte gemacht werden muß und ohne Willensact doch auch unmöglich wäre? Hier ist der Wille also zugegen und thätig, so gut, wie in der ganzen Bewegung des Gehens, aber er ist in so unbedeutendem Grade zugegen, daß er sich selbst, als Wille, in allen diesen Einzelheiten verloren hat. Ebenso ist Gott, ist der Geist in allen seinen Offenbarungen vorhanden, wir können aber sagen, daß er in dem Zufälligen, das heißt: in Allem, was keinen wesentlichen Gedanken ausdrückt, sich selbst in Zufall verwandelt, das heißt: grade nur so viel Geistesthätigkeit und Geistesgegenwart darauf verwendet, als erforderlich ist, damit das, was geschehen soll, mechanisch vollbracht werde.

Daher ist es etwas Unfruchtbares, das nie gelingen kann, und hat etwas höchst Komisches an sich, wenn man sich abmüht, aus den geringsten Kleinigkeiten den geistigen, göttlichen Gehalt

herauszulesen, ehe noch der Zusammenhang und die Einheit alles wahrhaft Großen, in dem allein auch das Kleine seine vernünftige Stelle und lebendige Beziehung erhalten kann, erschöpfend durchforscht und begriffen ist. Es führt dies zu der bei der Mittelmäßigkeit so sehr beliebten Betrachtungsweise, Gottes Weisheit in jeder Gänseblume, in jeder Blattlaus zu schauen, während man sie im Menschengeiste verkennt, Gottes Wege in jedem unbedeutenden Schicksal unbedeutender Individuen zu bewundern, während man gegen Gottes lebendige Gegenwart in den großen Geschicken der Völker nur um so verstockter bleibt. Dies kommt etwa so heraus, als wenn man die Weisheit eines Philosophen nicht an seinen Schriften abmessen wollte, sondern an der Vorsicht, mit der er die Feder jedesmal wohl auswischt, ehe er sie weglegt, damit ja kein Kler auf sein Manuscript komme. Etwas Aehnliches finden wir auch bei manchen altdeutschen und niederländischen Malern, die alles Kleinste in den Umrissen und Farben der darzustellenden Gegenstände, z. B. den Baumschlag in einer Landschaft, mit so peinlicher Genauigkeit ausführen, daß sie vor lauter Wahrheit zuletzt unwahr werden, das heißt: daß die Totalansicht von entferntem Standpunkt und mit ihr der geistige Hauch und Duft der ganzen Landschaft, der sie zum Ausdruck einer einigen Idee macht, vergessen wird und verloren geht über den tausend Einzelheiten und Niedlichkeiten, die sich unbescheiden hervordrängen und für sich etwas sein wollen, da sie doch nur etwas wären im Ganzen.

Eine solche Betrachtung also, die den Geist — (oder Gott, was dasselbe ist) in jedem Winkelgäßchen der Natur oder Geschichte mit der Laterne suchen geht, statt daß sie ihn auf offenem Platze und bei hellem Tageslichte haben könnte, wollen wir Jedem gern erlassen; ja wir fordern Jeden auf, sich von ihr loszumachen, denn nur das Auge, das von Kleinigkeiten nicht mehr festgehalten wird, vermag ein Großes mit einem Blicke zu überschauen.

Alles in der Geschichte, was nicht gewaltige und allgemeine Nachwirkungen aufzuweisen hat, wollen wir daher nach wie vor

durch den Namen Zufall beſeitigen und von unſerer ernſten Betrachtung ausſchließen.

Etwas ganz Andres aber iſt es, wenn ſich der gottverlaſſene Menſch erfrecht, da, wo große Folgen großer Ereigniſſe offenkundig zu Tage liegen, vom Zufalle, als dem Werkmeiſter dieſes Wundergewebes, reden zu wollen. Und hier eben tritt jener Atheismus hervor, der, in ſeltſamer Verkehrtheit, grade viel eher bereit iſt, im Kleinen die Wege Gottes, die Gegenwart des unendlichen Geiſtes, anzuerkennen, dem man aber ja nicht zumuthen darf, im Großen irgend eine ſchaffende Vernunft ſehen zu ſollen. Wenn Jemandem grade das Geld ausgegangen iſt, ſo daß er ſich in größter Verlegenheit befindet, und mit eins tritt der Briefträger ein mit einem fünf Mal geſiegelten Briefe — da iſt der Finger Gottes! Wenn aber, da Ludwig XVI. in die Nationalverſammlung ſchickt und ihr befiehlt, ſich aufzulöſen, Mirabeau ausruft: „Geht und ſagt eurem Herrn, daß wir hier ſind, auf Befehl des Volkes und nicht anders weichen werden, als durch die Gewalt der Bajonette!“ wodurch die Verſammlung, wie durch einen electriſchen Schlag, ermuthigt wird, zuſammen zu bleiben und am großen Werke der Freiheit fortzuſchaffen — ſo heißt es: Zufällig ſaß grade dieſer verwegne Menſch da, zufällig empfand er in ſich einen gewiſſen Kitzel des Trotzes, wußte dieſen Trotz zufällig in die ſchlagendſten Worte zu kleiden, und ſo blieb zufällig die Verſammlung ſitzen und führte den Gang der Revolution weiter, ſo daß, ganz zufälliger Weiſe, der unerſchütterliche Grundſtein zur einzigen politiſchen Befreiung der ganzen Menſchheit gelegt wurde. Wie abgeſchmackt!

Das Beiſpiel Mirabeau's und ſein Verhältniß zur franzöſiſchen Revolution führt uns noch ein Mal auf die Bedeutung der Individuen in der Geſchichte zurück.

Hierüber muß nun allerdings geſagt werden, daß die Individuen durchaus das Gleichgültigere und Untergeordnete ſind gegen die allgemeinen Bewegungen der Völker und Volksgeiſter. Deshalb bleibt dem Individuum immer der Ruhm, der Träger und Offenbarer eines ſolchen Volks- oder Zeitgeiſtes geweſen

zu sein, aber es hat eben nur *insofern* Bedeutung und Werth, als dieser *allgemeine Geist* es beseelt und zu seinem Werkzeuge gemacht hat. Daß es grade *dies* bestimmte Individuum war, ist aber insofern ganz *gleichgültig*, als sich, hätte grade dies Individuum auch nicht existirt, schlechterdings irgend ein *andres* Individuum hätte finden *müssen*, das dieselbe Aufgabe auf sich genommen und sie auch *eben* so, höchstens mit geringen, in seiner Persönlichkeit und Lage begründeten Abweichungen, die dem *Wesen* des ganzen Weltereignisses keinen Abbruch thun, ausgeführt hatte. Denn der in der Tiefe des allgemeinen Menschenbewußtseins arbeitende Weltgeist findet immerdar seine Träger und Verkünder, sobald es an der Zeit ist. So ist es z. B. höchst thöricht und kleinlich, wenn ein katholischer Priester klagt: „Ja, wäre *dieser gottlose Augustinermönch* nicht gewesen, so hätten wir noch eine einige katholische Kirche, die unselige Spaltung wäre nicht erfolgt.“ Die Reformation aber *wäre* erfolgt, wenn auch Luther nie geboren worden wäre. War es nicht grade *dieser Augustinermönch*, so wäre es ein *andrer* Augustinermönch gewesen, und wenn überhaupt kein Augustinermönch, so hätte sich irgend ein andrer gewaltiger Mann gefunden, der da ausgesprochen hätte, was noththat. Mit diesem *Aussprechen* aber war die Reformation gegeben, weil alle Geister jener Zeit nur auf einen solchen Ausspruch harrten, um sogleich zum Bewußtsein zu erwachen und das Joch, dem sie in der Stille entwachsen waren, abzuschütteln. Das aber ist eben der Beweis von der Nothwendigkeit und Wahrhaftigkeit, von der *Göttlichkeit* des Strebens eines einzelnen Menschen, daß es Gewalt hat, ein ganzes Volk, eine ganze Zeit, oder doch die Aufgewecktesten und Tüchtigsten dieses Volkes oder dieser Zeit mit sich fortzureißen, so daß die *Gesammtheit* dasjenige durchsetzt, was der *Einzelne* angeregt hat und daß aus seiner That eine neue *Weltgestaltung* hervorgeht. Wer hier noch sagen kann, daß in solchen Fällen der Einfall, die Grille oder gar der *sündhafte* Gedanke eines Einzelnen von der blind hingerissenen Menge ausgeführt sei, der lästert Gott. Nichts kann bei den Menschen einen so tiefen

Anklang finden, daß sie dadurch zu weltgeschichtlichen Thaten fortgerissen werden, als ein Solches, das ihnen nicht blos von außen her gegeben, sondern in ihnen selbst und ihrer innersten Natur gegeben ist, das heißt: in dem sie sich selbst, ihrem tiefsten Wesen, ihrer Wahrheit nach, wiedererkennen. Ein Solches aber, in dem der Mensch sich selbst ganz wiedererkennt, kann nirgends enthalten sein, als in der ewigen Vernunft, im Geiste Gottes selbst, denn nur der Geist Gottes drückt das eigentliche Wesen, die Wahrheit, so wie aller Dinge, so namentlich auch des Menschengeistes aus, und diesen in den großen, von ganzen Völkern in wunderbarer Uebereinstimmung ausgeführten Weltthaten verkennen, ist Atheismus.

Die Ansicht, welche den Zufall zum Princip der Geschichte macht, hat, indem sie mit selbstgefälliger Eitelkeit sich in's Breite und Einzelne verarbeitete, zu einer höchst wunderlichen Geschichtszergliederung geführt, die namentlich im vorigen Jahrhundert und in Frankreich beliebt war, zu der aber seichte und mittelmäßige Köpfe, für die sie allerdings einen großen Anschein von Wahrheit haben kann, sich immerdar werden hingezogen fühlen. Deshalb können wir sie hier nicht, wie wir wohl wünschten, als gänzlich abgethan übergehen.

Die Aufschrift und der Wahlspruch dieser Geschichtszergliederung ist: „Große Ereignisse aus kleinen Ursachen," und ihr Geschäft das, jedes große Weltereigniß von Stufe zu Stufe zurückzuverfolgen, wie es erst in engeren Kreisen hervortrat, bis man endlich auf einen Punkt zurückkommt, an dem man der letzten Ursache desselben auf der Spur zu sein glaubt. Da zeigt sich denn irgend ein ganz gleichgültiger, geringfügiger, oft nicht einmal durch irgend einen bestimmten Willen irgend eines Menschen hervorgerufner Vorfall als die erste Veranlassung, und somit auch, wie jene Atheisten oberflächlich schließen, als die eigentliche geheime Wurzel des ganzen Geschichtsverlaufs, der nun nach und nach, wieder durch andre einwirkende Zufälligkeiten und Kleinigkeiten zu jenem großen Weltereigniß anwuchs. Von allem geistigen Gehalte und aller großartigen Bedeutung für die Fortentwicklung der Menschheit

wird also, durch eine solche Erläuterungsweise, jedes Weltereigniß gänzlich ausgehöhlt. An die Stelle der innern und geistigen Verkettung, welche die Weltgeschichte in ihrem Verlauf als ein beseeltes Ganze in großartigem Zusammenhang erscheinen läßt, wird die ganz äußerliche Verknüpfung von lauter kleinen, an sich bedeutungslosen Ursachen und Wirkungen gesetzt. Diese Verknüpfung nun ist allerdings auch vorhanden, und man kann die Geschichte ganz folgerecht unter Anderm auch als eine Reihefolge solcher Verknüpfungen betrachten und nachweisen, so wie man den menschlichen Körper vollkommen als einen thierischen zergliedern und seine Functionen im Zusammenhange erörtern kann, ohne auf den menschlichen Geist Rücksicht zu nehmen. Der Irrthum ist nur der, daß man dadurch das Wesen der Geschichte erschöpft zu haben meint, während man doch grade weiter nichts ausgelassen hat, als die Hauptsache, oder mit andern Worten: die Sache selbst, nämlich die geistige Einheit, die innere Nothwendigkeit der Weltgeschichte.

Ein Wald besteht freilich aus lauter einzelnen Bäumen. Wer aber immer nur die einzelnen Bäume betrachtet, sie zählt und nachweist, wie sie einzeln entstanden sein mögen, und wie einer neben dem andern steht, der kommt niemals zu der Vorstellung Wald, der sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Was wäre es, wenn man das Dasein eines großen Dichterwerks also erklären wollte?: Dort stand ein Tintenfaß, hier lag ein Blatt Papier und eine Feder. Da bewegten sich die Muskeln einer Hand dergestalt, daß sie die Feder in einer gewissen Stellung faßte, sie in eine gewisse Lage brachte, so daß dadurch die Spitze der Feder von der Tinte befeuchtet wurde. Darauf traten andre Muskelbewegungen und Federstellungen ein, wodurch sich auf dem Papier der Buchstabe H bildete u. s. w. u. s. w., und so wurde zuletzt der Göthe'sche Faust daraus.

Jeder wird einsehen, daß hiermit wirklich nichts Unwahres gesagt wäre, denn freilich mußte Tintenfaß, Feder, Papier oder ähnliches Material da sein, freilich mußten solche bestimmte

Muskelbewegungen der Hand eintreten, damit das Dichterwerk aufgeschrieben werde und der Welt zu gut komme.

Aber wenn auch nichts Unwahres gesagt ist, so ist doch auch die eigentliche Wahrheit gänzlich weggelassen, nämlich die rein geistige, durch keine sinnliche Ursache zu erklärende und herbeizuführende Erzeugung des Dichterwerkes in der Seele des Dichters und der freie Wille desselben, es als ein Seiendes der Welt vor Augen zu stellen.

Ebenso berichtet jede Ursachenausspürerei in ihrer Betrachtung der Weltgeschichte nichts Unwahres, aber das Wahre läßt sie weg, nämlich den sich fortentwickelnden Weltgeist, der über all diesen Aeußerlichkeiten schwebt, dem dieselben nichts anhaben, den sie nicht binden oder zwingen können, sondern der sie selbst, als Bei- und Nebenwerk seiner Thaten, gesetzt hat und beherrscht: den lebendigen, gegenwärtigen Gott. Denn jene sogenannten Ursachen sind deshalb keine wahren, sondern nur Scheinursachen, weil sie nicht die letzte Ursache sind, sondern nur zwischen dem geistigen Sinn und Gehalt der Weltthat und ihrer äußern, in die Erscheinung tretenden, Ausführung in der Mitte liegende Ursachen, die allerdings Theil haben an Hervorbringung der Weltthat als eines in die Aeußerlichkeit tretenden Geschehens, die sie aber nie selbst von Haus aus erzeugen können. Dies kann eben nur die letzte Ursache, die nirgends anders zu suchen ist, bei keinem Natur-, bei keinem Geschichtsereigniß, als eben in der Urursache alles Bestehenden und Erscheinenden, im reinen Geiste, das ist: im Bewußtsein Gottes.

Merkwürdig ist es aber, daß diese atheistische Geschichtsauffassung sich grade in einer Zeit entwickelte, in der das ganze Geschichtsleben, oberflächlich angesehen, in der That zu einem sinnlosen Gewirr von aufeinanderwirkenden kleinen Zufälligkeiten, von Fürstenlaunen, Ministerwillkür und Maitressencapricen eingeschrumpft war, deshalb, weil das, was man in der Regel ausschließlich Geschichte nennt, den Cabinetten überlassen blieb und die eigentliche Menschheit, das heißt: die Völker, wenig oder gar keinen Theil daran nahmen. Die wahre welt-

geſchichtliche Entwicklung jener Zeit fällt daher weniger in die äußerlich hervorſtechenden Begebenheiten, in die oft um kleinlicher Intereſſen willen oder gar aus augenblicklicher Anwandlung unternommenen Kriege, als vielmehr in die ſtillen Kreiſe des Privat- und Familienlebens, ſo wie in das Leben und Treiben der Philoſophie und Poeſie, in welchen unbemerkteren Kreiſen ſich die Menſchheit ſelbſtbildend vorbereitete auf ein ſpäteres bewußtes Eingreifen in die öffentlichen und großen Angelegenheiten. Für jene Zeit war alſo eine ſo ärmliche Geſchichtsauffaſſung einigermaaßen zu entſchuldigen, für die unſre aber, in der ſich der Geiſt gewaltig regt und Geſtalt gewinnen will, durchaus nicht.

Alle bisher angegebenen atheiſtiſchen Geſchichtsanſichten haben aber wenigſtens noch eine gewiſſe Conſequenz oder doch Scheinconſequenz in ſich. Jetzt aber ſtoßen wir auf Geſchichtsauffaſſungen, in denen auch der letzte Schein innerer Einheit verloren iſt, in denen die nackteſte, vernunft- und verſtandloſe Willkür waltet. Und doch ſind dieſe Auffaſſungen bei weitem ſtörriſcher, einer beſſern Einſicht unzugänglicher, als alle vorigen, obgleich ſie den ſchreiendſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt offen an der Stirn tragen. Die ganze gemeinſchaftliche Richtung dieſer Verirrungen iſt die: die Weltgeſchichte wohl im Allgemeinen und bis zu einem gewiſſen Punkte hin, ſtillſchweigend oder ausdrücklich, als Offenbarung Gottes, das weltgeſchichtliche Leben als ein gottbeſeeltes anzuerkennen; bei einem beſtimmten Punkte aber, bei einem beſondern großen Welteregniß, plötzlich von dieſer Gotterkenntniß abzuſpringen, von da ab alle Gegenwart Gottes, alle von innen geſtaltende Macht des göttlichen Princips ganz willkürlich abzuläugnen, und in dieſem beliebig aus dem übrigen Geſchichtsganzen ausgeſonderten Abſchnitte nichts zu ſehen, als Geſtaltloſigkeit, Verwirrung, Verderbniß und das planloſe Durcheinander kleinlicher Intereſſen und ſelbſtiſcher Leidenſchaften. Der Atheismus, ſo wie der innere Widerſpruch einer ſolchen Auffaſſung liegt klar am Tage. Denn ein wirkender Gott, der plötzlich durch eine ihm fremde Gegenwirkung (menſchliche, gottloſe Verderbtheit) in ſeinem Wirken gekreuzt,

gehemmt, mithin beschränkt, verendlicht würde, wäre eben gar kein Gott, das heißt: nicht unendlich. Es ist somit vollkommen gleichgültig, ob Gott in der ganzen Weltgeschichte überhaupt, oder in irgend einem bestimmten Welterereigniß abgeläugnet wird; der Atheismus bleibt derselbe. Aber der Widerspruch tritt für den Verstand noch schärfer hervor, wenn die Weltgeschichte beliebig in zwei Stücke zerbrochen wird, wovon das eine göttlich, das andre ungöttlich sein soll. Denn abgesehen davon, daß sich der Gang der Weltgeschichte dem für das Auffassen einer großen Einheit gebildeten Auge keineswegs als etwas Zerrissenes, an irgend einem Punkt mit einem Ruck sich in sein Gegentheil Verkehrendes darstellt, sondern als ein stätiger Proceß, in dem sich nur die Sache selbst entwickelt, ohne daß irgend ein Fremdes störend einträte, so liegt der Widerspruch schon unmittelbar darin, daß ein sich offenbarendes Unendliches (Gott) plötzlich in seiner Offenbarung begränzt, beschränkt, verendlicht sein soll, woraus sich ein endliches Unendliches ergäbe, was Unsinn ist. Es wäre daher das Festhalten an einer solchen Zwitteransicht eine so unbegreifliche Verblendung und Verstocktheit, daß man seine Zuflucht zu der Voraussetzung einer tiefen, bewußten Heuchelei nehmen müßte, die sich nur um des eignen Vortheils willen absichtlich verblendet, oder verblendet stellt, wenn nicht die ganz charakteristische Stellung, die jene Auffassungsart, im Unterschiede von allen vorigen innerhalb der Geschichte selbst, einnimmt, das Räthsel löste. Ihre Anhänger nämlich sind selbst die in die neue, lebendige Zeit hineinreichenden Trümmer einer abgestorbenen, alten, und deshalb eben können sie, so zu sagen, nach einer naturgeschichtlichen Nothwendigkeit, die neue Zeit nicht begreifen, das heißt: nicht über sich selbst hinausgehn. Was man aber nicht begreifen kann, das erscheint nothwendig als geistlos, gottverlassen, böse. Wenn jene Heuchelei um des eignen Vortheils willen daher auch keineswegs ganz wegzuläugnen ist, da schwerlich alle jene Individuen dem Einfluß der neuen weltgeschichtlichen Gedanken sich ganz entziehen können, so ist sie doch nicht als der alleinige und durchgreifende Grund ihrer Verstocktheit anzunehmen.

Eine ſolche Auffaſſung iſt in der Weltgeſchichte natürlich jedesmal da hervorgetreten, wo eine große innere Umgeſtaltung derſelben mit Macht zum Ausbruch kam, die aber den in den alten Formen und Vorurtheilen Erſtarrten nicht als innere (organiſche) Umgeſtaltung erſchien, eben weil ſie ſelbſt in ihr nicht lebendig, nicht innerlich waren, ſondern als eine der Geſchichte willkurlich angethane Gewalt. Es gab daher ſo viele Modificationen dieſer Auffaſſung, als es große, durchgreifend umgeſtaltende Momente der Weltgeſchichte gegeben hat. Da wir es aber in dieſem Werke nur mit der Gegenwart zu thun haben, da unſer Zweck ein praktiſcher iſt, nämlich der, eben die gottlichen Gedanken der Jetztzeit da, wo ſie irgend ſchlummern, zu wecken, und ihre ewige Berechtigung dem Alten, Abgeſtorbenen gegenüber eindringlich zu machen, ſo laſſen wir das Vergangne vergangen ſein und bezeichnen nur diejenigen Modificationen der zerſtückelnden Geſchichtsauffaſſung, die unter uns noch exiſtiren und ſelbſt eine geſchichtliche Macht haben; denn auch die in Ohnmacht verſunkenen, obwohl noch exiſtirenden (z. B. das Judenthum, das die welthiſtoriſche Bedeutung des Chriſtenthums und die ihm einwohnende Offenbarung Gottes beſtreitet), gehen uns weiter nichts an. Jede ſolche Anſicht entſpricht alſo immer einer ihr entgegengeſetzten, weltumgeſtaltenden Geſchichtsbegebenheit, zu der ſie ſich verneinend verhält. Die einzigen beiden Weltbegebenheiten dieſer Art in der neuern Geſchichte, und die ihre großen Wirkungen bis in unſre Tage noch nicht erſchöpft haben, ſind aber:

1) die **Reformation;**
2) die **Revolution,**

und ihnen entſprechen als Träger des Geſchichtsatheismus:

der **Katholicismus** und
der **Abſolutismus.**

Sollte irgend ein gebildeter deutſcher Katholik, der dieſes Buch bis hierher geleſen und des Ueberdenkens werth gefunden hat, jetzt durch dieſe nackte und ſchroffe Gleichſtellung des Katholicismus mit dem Atheismus plötzlich empört, daſſelbe wegwerfen wollen, weil er im Verfaſſer nur einen Fanatiker und gewalt-

samen Zwietrachtstifter sieht, so bitte ich ihn, sein Gefühl zu überwinden und nur noch einige Seiten weiter zu lesen. Vielleicht findet er dann den Punkt, an dem wir nicht so unversöhnt dastehn, als es für den Augenblick den Anschein hat; vielleicht daß er dann mein Werk auch bis zu Ende liest, und am Schluß in vielen meiner Gedanken seine eignen wiedererkannt hat. Diese Bitte ist nicht hochfahrend und unfriedlich ausgesprochen, sondern als ernstliche Bitte, denn mir ist es um jeden einzelnen Leser zu thun.

Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit;
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Was aber die Absolutisten betrifft, die nicht die Entschuldigung einer festen Confession und eines imposanten Ritus für sich haben, so weiß ich, daß ihnen schwerlich zu helfen ist. Von ihnen ist es daher gleichgültiger, ob sie mein Werk lesen oder nicht. Wenn sie die darin ihnen gegebenen guten Rathschläge nicht hören wollen — desto schlimmer für sie.

Der Inhalt der Offenbarung Christi ist: die Fleischwerdung des Wortes, die Menschwerdung Gottes, mit andern Worten: das sich Finden und Erkennen des unendlichen Geistes im Endlichen, und umgekehrt.

Die große Offenbarung trat aber der in der Nacht des Unbewußtseins hinbrütenden Menschheit zunächst als Geheimniß, als Mysterium gegenüber.

Die weltgeschichtliche Stellung der (katholischen) Kirche war es nun, dies Geheimniß mit dem Bewußtsein der Menschheit zu vermitteln. Zunächst konnte diese Vermittlung nur durch äußerliche Verbreitung geschehen, da das Innere der Menschheit selbst noch nicht lebendig und durchsichtig genug war, um den Inhalt der neuen Lehre bewußt in sich zu erfassen. Die Bekehrung war daher nur ein gläubiges, das heißt: dunkel ahnendes sich Unterwerfen unter die Autorität der Kirche. Diese kam dadurch in die Stellung einer alleinigen und ausschließlichen Besitzerin und Verwalterin des göttlichen Geheimnisses der Menschwerdung, einer Austheilerin der aus dieser Offenbarung fließenden Segnungen. Der Priester war ein durch die Kirche

Geweihter, der allein dem Laien das Göttliche mittheilen konnte, zu dem dieser aus eignem Gemüth und Geist sich nicht selbst zu erheben und zu läutern vermochte.

Bis hierhin fällt der katholischen Kirche kein Vorwurf des Atheismus zur Last; denn da der innere Gott (das Gottbewußtsein) in den Völkern noch nicht erwacht, also noch nicht selbstständig da war, so war es keine Gottverläugnung, ihn nicht in Anschlag zu bringen und die Verbreitung der heiligen Ueberlieferung durch einzelne Geweihte (Priester) in der That zu jenen Zeiten die höchste und einzig mögliche Art, die Offenbarung Christi fortzuführen.

Als aber nun der Katholicismus sein eignes Werk, nämlich die Vermittlung des Gottbewußtseins mit dem Völkerbewußtsein, weltgeschichtlich vollbracht, sich entgegentreten sah, da verkannte er es, stieß es von sich und fiel dadurch selbst der Ungöttlichkeit, der Gottverlassenheit anheim; denn nun war der Schatz des Mysteriums, der Geist der Wahrheit, von ihm gewichen, und hatte in der entgegengesetzten Richtung, im Protestantismus, Wohnung und Gestalt genommen. Die Reformation sprach es thatsächlich aus, daß das Bewußtsein von Gott im Geiste der Laien, das heißt: im Geiste der mündig gewordnen Menschheit, erwacht und lebendig geworden war, daß die Massen der Bevormundung durch den geweihten Priesterstand, durch die Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt, daß sie der Sklaverei des unerschlossenen Mysteriums, der todten Ueberlieferung entwachsen waren. Die äußern Merkmale dieses Befreiungsactes waren: Hinwegräumung des Kirchenoberhauptes und einer abgeschlossenen, einen besondren Charakter der Heiligkeit an sich tragenden Priesterklasse, Einführung des Gottesdienstes durchweg in der Allen verständlichen Muttersprache, Gesang der ganzen Gemeinde ebenfalls in der Muttersprache, Abschaffung der mystischen Vollziehung des Meßopfers, und dafür nachdrücklichere Handhabung der Predigt, die nicht den Geist in Fesseln legen, sondern überzeugen sollte, Hinwegthuung aller unwesentlichen dogmatischen Bestandtheile, namentlich der Heiligen und ihrer Fürsprache, endlich und hauptsächlich das Zuer-

kennen der Berechtigung zu freier Schrift-Forschung auch für die Laien, das heißt: für alle Menschen, als vernünftige. In allem diesen war nur ausgedrückt, daß der Mensch überhaupt, das ist: jeder Mensch, nunmehr das Göttliche nicht mehr blos als Ueberlieferung von außen her aufzunehmen nöthig habe, sondern fähig geworden sei, es aus seinem eignen Geist und Gemüth selbstständig in sich zu entwickeln und lebendig werden zu lassen.

Die heiligen Bücher bleiben nur die Grundlage, die Predigt nur die belehrende Anleitung zur frommen Selbstthätigkeit der Individuen. Das Bewußtsein der Völker hatte sich zum Gottbewußtsein geläutert und befreit, der Gott in der Brust der Völker war erwacht und lebendig zugegen, und ihn hinfort noch abläugnen, war Atheismus. Eines weiteren Beweises, daß der göttliche Geist wahrhaft in der protestantischen Richtung lebte und webte, bedarf es hier gar nicht; denn die weltgeschichtliche Thatsache der Reformation selbst und aller ihrer ungeheuren Folgen auf die Bildung und Schicksale der Völker, so wie die großartige schöpferische Macht dieser Reformation in der rein geistigen sowohl, als in der geschichtlichen Sphäre, ist dieser Beweis selbst. Und in der That ist dieser Beweis schlagend genug, um Jeden zu überzeugen, den seine Bildung befähigt, die Resultate jener großen Weltbegebenheit nur einigermaaßen zu übersehen, wenn er sich nur nicht selbst dagegen verblenden will. Am schlagendsten aber ist die Thatsache, daß der geistigste Ausdruck des Völkerlebens: Poesie und Wissenschaft, fortan vom Katholicismus wichen, in dessen Schutz und Dienst sie sich bis dahin gebildet und, wo sie in wahrhaft großartigem Styl hervortraten, im protestantischen Geiste, in ihren eminentesten Erscheinungen sogar auf protestantischem Grund und Boden, sich entfalteten.

Wir deuten nur auf die Literatur, namentlich die Poesie der Engländer, auf die spätere der Deutschen und vor Allem auf die deutsche Philosophie hin. Aber auch die französische Philosophie des vorigen Jahrhunderts, die so gewaltig wirkte, daß sie nicht nur eine Gährung und Befreiung am Geiste hervor-

brachte, ſondern auch zu der großen politiſchen Umwälzung Europa's, die mit der franzöſiſchen Revolution begann und jetzt erſt ihrer Vollendung entgegengeht, den Anſtoß gab, iſt, wenn auch von Namenkatholiken geſchaffen, doch ein Ausfluß des Geiſtes freier Prüfung, des Geiſtes der Reformation, und ſpricht ihren Widerſpruch gegen die Kirche und ihre Dogmen offen genug aus. Außer dieſen erwähnten Sybären aber, die alle dem Proteſtantismus angehören, iſt im geiſtigen Leben der Völker ſeit der Reformation nichts Erwähnenswerthes aufgetaucht. Ja der Katholicismus, da er ohne geiſtige Waffen ſein Scheinleben keinen Augenblick hätte friſten können, hat dieſelben aus dem Lager ſeines Feindes ſelbſt entwenden, ſich von ſeiner Kraft befruchten müſſen. Wo das katholiſche Princip noch mit ſcheinbarer Wiſſenſchaftlichkeit auftritt, da hat es dieſelbe dem Proteſtantismus abgelernt und iſt ſelbſt ſchon verderbt, unconſequent, ein haltloſes Mittelding von Katholicismus und Proteſtantismus geworden. Und all dieſen gewaltigen, weltumformenden Werken des Geiſtes gegenüber wagt es der Katholicismus, der uns nichts auch nur entfernt ſich Annäherndes entgegenzuſtellen hat, noch immer, den Proteſtantismus als eine krankhafte Abart, als eine Verirrung zu ſchmähen und zu verdammen. Namentlich uns Deutſchen (ich meine alle, auch die Katholiken) gegenüber gilt dieſer Ausſpruch grade ſo viel, als unſer ganzes innerſtes Sinnen und Denken als ein ungöttliches, als ein durch und durch nichtiges zu erklären, unſer Leben im Geiſte, im Ewigen, das heißt: unſer eigentliches Daſein, kurzweg abzuläugnen.

Nehmt uns unſre große Nationalliteratur und was ſind wir noch? Gradezu ein Nichts in der Geſchichte der Menſchheit, im göttlichen Leben. Beſinnt euch doch, ihr deutſchen Katholiken, und erkennt endlich, wer ihr ſeid und wozu man euch machen möchte! Nicht euch habe ich Atheiſten geſcholten, ſondern nur das Princip iſt atheiſtiſch, wozu ihr euch, dem Namen nach, bekennt, das ihr, als euer eignes, in euch zu tragen wähnt. Denn es iſt ein Wahn, wenn ihr glaubt, wirklich Katholiken zu ſein. Das, was eure Kirche als ungöttlich verwirft, iſt das beſte Lebensblut eures eignen Geiſtes geworden. Entſagt

Allem, was ihr aus deutſchem Geiſt und deutſcher Bildung, das heißt: aus dem Proteſtantismus, in euch geſaugt und in euer eignes, innerſtes Weſen verwandelt habt — und ihr ſeid nichts mehr, als ein aus den Wurzeln geriſſener Baum, der da liegt, um zu verweſen, ihr ſeid nichts mehr, als Leichen. Habt ihr als Jünglinge Schiller, Göthe, Herder, Leſſing mit Begeiſterung geleſen, iſt euer Geiſt an ihren Schöpfungen groß gewachſen, habt ihr euer eignes Weſen in ihnen erkannt — dann ſeid ihr keine Katholiken mehr. Denn mit der katholiſchen Kirche und ihrer Lehre haben dieſe Schöpfungen nichts gemein, ſo wenig, daß ſelbſt ihre Sprache die der Reformation iſt, und, dem Geiſte nach, jedes Werk ein Luther. Jedes Werk, es habe einen Namen, welchen es wolle, das euch zu freiem Selbſtdenken auffordert und entbindet, iſt eine, dem Katholicismus, deſſen Weſen iſt: Unterwerfung unter die Satzung und Ueberlieferung, feindliche Gewalt. Katholiſch iſt nur der, der ſich Allem, was der Papſt zu Rom mit ſeinem Cardinalscollegium (denn Concilien giebt es nicht mehr) feſtſetzt, ſchlechthin unterwirft, ohne nur zu prüfen, ob es mit ſeiner Vernunft, ja nur mit ſeinem Gefühl, übereinſtimmt, oder nicht. Nun fragt euch einmal ehrlich: wer von euch iſt noch wahrhaft Katholik? Wer von euch Allen iſt noch ſo feige und unmündig, ſeinen freien germaniſchen Geiſt auf Gnade und Ungnade hinzugeben den finſteren Gedanken, die das in Alterſchwäche und Verderbtheit ſiechende Italien ausbrütet? Nur Wenige, und dieſe Wenigen ſind Atheiſten, weil ſie in dem zeugungskräftigen, völkerverjüngenden Weben des proteſtantiſchen Geiſtes, des Geiſtes der Neuzeit, den Odem Gottes, die lebendige Gegenwart des unendlichen Geiſtes abläugnen.

Alle aber, die nur irgend Theil haben an den geiſtigen Schätzen der Zeit, an der Bildung der Beſten, an der Geſchichte des Vaterlandes, ſind weder Atheiſten, noch Katholiken, mögen ſie ſich nun halten, wofür ſie wollen. Wenn ſie ſich nur einmal ernſtlich auf's Gewiſſen frügen, ſie würden bald ſehen, daß ihr ganzes Sinnen, Fühlen und Denken mit den finſtren Dogmen der Kirche, die für das Bewußtſein der Zeit ſchon ſo kraß

geworden sind, daß die katholischen Priester selbst es für gut finden, sie beim Unterricht der Jugend zu verheimlichen und zu umgehen oder unkatholisch zu deuteln, im empörendsten Widerspruch steht. Wenn einmal ein wahrer Katholik tollkühn genug ist, mit der Sprache frei herauszugehn, wie jener Prediger Eberhard in München, was ist die Folge? Eine allgemeine Entrüstung durchs ganze Vaterland, bei allen Confessionen ohne Unterschied. Die Katholiken rufen dann, sich verwahrend: „Das ist gar nicht unser Katholicismus.“ Ja, eurer ist es freilich nicht, wohl aber ist es der Katholicismus selbst, in seiner Reinheit und eisernen Consequenz, dessen Wesen man euch nur lange schlau zu verstecken gewußt hat, um wenigstens eure Namen noch in die Listen des Heerbannes eintragen zu können. Denn wenn der heilige Stuhl in Noth ist, so weiß er sich zu accommodiren, obwohl niemals nachzugeben.

Der Katholicismus als solcher aber hat sich selbst den Stab gebrochen, und das Bekenntniß seiner eignen Geist- und Gottverlassenheit niedergelegt dadurch, daß er sich nach der Reformation, und in der neuesten Zeit wieder, mit dem Jesuitismus identificirte.

Der Jesuitismus ist dadurch ausgezeichnet, daß er sich nicht damit begnügen wollte, die Symptome des neuerwachten Geistesfrühlings zu unterdrücken und niederzuhalten; sondern sein Plan war kein geringerer, als diesen Geistesfrühling in seinen tiefsten Keimen zu vernichten, das heißt mit andern Worten: das freie Denken, die menschliche Vernunft, in den Wurzeln auszurotten: eine Absicht, die ihm zu gewissen Zeiten und an manchen Orten bis zu einem schaudererregenden Grade gelungen ist. Die furchtbaren Mittel zu diesem wahrhaft teuflischen Zwecke waren: der Unterricht der Jugend, dessen sich die Jesuiten überall zu bemächtigen trachteten und die Stellung als Beichtväter. Dieser Unterricht war und ist der Art, daß man die Kinder von allen Regungen und Resultaten der freien Geistesarbeit, so wie vom wahren Bewußtsein der weltgeschichtlichen Entwicklung der letzten Jahrhunderte, ganz und gar isolirt, nichts davon zu ihrer Kenntniß kommen läßt, oder das, was man schlechterdings nicht

verheimlichen kann, zuvor tödtet, des geiſtigen Odems beraubt. Nur das Abgeſtandene, Veraltete und Vermoderte wird, als todtes Wiſſen, der Jugend aufgebürdet, damit durch dieſe Laſt das ſelbſtſtändige Emporſtreben der jungen Geiſter auf immer niedergehalten und gelähmt bleibe. Dieſer ſogenannte *Unterricht* beſteht alſo, wie ein geiſtreicher Schriftſteller ſich ausdrückt, darin, der Unwiſſenheit den größtmöglichſten Anſtrich von Gelehrſamkeit zu geben, ein Ausdruck, den zu verſtehen unter andern dies Beiſpiel dienen mag, daß in der Jeſuitenſchule zu Freiburg die *deutſche Literatur* ſich unter den Unterrichtsgegenſtänden befindet und wirklich viele Stunden lang betrieben wird, und man dabei doch den Schülern die Kenntnißnahme der Werke *Göthe's* und *Schillers* verwehrt.

In dieſer ſorgfältigen Abſcheidung von dem wahrhaften, das heißt: geiſtigen Leben der Mitwelt legt der Jeſuitismus und ſomit auch der mit ihm einverſtandne römiſche Katholicismus das offene Bekenntniß ab, daß er die *Katholicität*, das Einverſtandenſein mit den Lehren und Satzungen der katholiſchen Kirche *einerſeits*, und *die Geiſtesbildung der Zeit andrerſeits*, keineswegs, wie manche oberflächliche Betrachter thun, als zwei verſchiedene Dinge anſieht, die ſich einander nichts angehn, die in ein und demſelben Individuum gleichgültig nebeneinander beſtehen könnten, ohne ſich gegenſeitig zu berühren oder Eintrag zu thun, ſondern beide ſind als ſchlechthin ſich *widerſprechend* und eins das andre *ausſchließend* erklärt. Es ſteht alſo nicht in eurer Macht, beides in euch vereinigen zu wollen, ſondern ihr müßt euch durchaus für eins von beiden entſcheiden. *Entweder* ihr nehmt an dem geiſtigen und geſchichtlichen Leben der Zeit Theil, — dann ſeid ihr keine Katholiken; *oder* ihr ſtoßt es, als ein ungöttliches, von euch und zieht euch zurück auf eine rings abgeſchloſſene Inſel künſtlicher Unwiſſenheit und Verdumpfung, in der ihr jedes friſche Wehen des Zeitgeiſtes ſorgfältig von euch abſperrt — dann ſeid ihr Atheiſten, denn ihr läugnet die Gegenwart Gottes im geiſtigen und weltgeſchichtlichen Fortgang von drei Jahrhunderten. Jeder, der in Deutſchland bisher noch den Namen Katholik trägt, hat ſich

nun zu prüfen, zu welcher dieſer beiden Rubriken er gehört und gehören will.

Man könnte mich hier einer partheiiſchen Ungerechtigkeit beſchuldigen. Namentlich aufgeklärte Katholiken könnten mir einwerfen: „Wie kommen wir grade dazu, von dir als Atheiſten bezeichnet zu werden, weil wir die Gegenwart Gottes, des unendlichen Geiſtes, in der Fortentwicklung des endlichen Geiſtes und ſeinen geſchichtlichen Geſtaltungen läugnen ſollen, da doch die Proteſtanten daſſelbe thun? Bannen ſie nicht auch den freien Geiſt unter die Knechtſchaft des fertigen und unabänderlichen Dogmas, erklären ſie nicht auch jede Regung einer ſelbſtſtändigen Fortbildung des gottſchauenden Geiſtes mit der größten Erbitterung für gottlos und verflucht, ja ſuchen ſie nicht, wie die Jeſuiten, einen Geiſt zu unterdrücken, indem ſie eifrig daran arbeiten, den Unterricht der Jugend und des Volkes rechtgläubigen Finſterlingen anzuvertrauen und unterzuordnen? Und befinden ſie ſich ſomit nicht im lächerlichſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da ſie einerſeits durch das Anerkennen der Reformation und ihrer nächſten Reſultate, die Religion der prüfenden Vernunft unterwerfen und die Möglichkeit ihrer Umſchmelzung und Läuterung durch den ſich fortentwickelnden Geiſt der Menſchheit zugeſtehen, welcher Möglichkeit allein ſie ja die Exiſtenz ihrer Kirche verdanken, andrerſeits aber ſich, oder ihre Vorgänger, nun ſelbſt wieder als untrügliche und unumſtößliche Autorität aufwerfen und ihr Dogma als unantaſtbaren und unüberſchreitbaren Ausdruck göttlicher Offenbarung, der auch gegen alle menſchliche Vernunft ſeine Macht und Wahrheit in allen Zeiten behalten ſoll, hinſtellen? Sie müßten alſo, um ſich nicht ſelbſt zu widerſprechen, entweder Katholiken geblieben ſein oder es wieder werden, das heißt: die Vernunft der Autorität unterwerfen, wobei natürlich die älteſte Autorität die meiſte Berechtigung hat, oder ſie müßten das Dogma auch noch jetzt der prüfenden und richtenden Vernunft unterwerfen, mithin der geiſtigen Läuterung und Fortentwicklung deſſelben und dem gebildeten Zeitbewußtſein ſich anſchließen, ſtatt ihm zu widerſtreben."

Die alſo reden, haben vollkommen Recht, und Niemand

kann einverstanden mit ihnen sein, als ich. Für den Geist, für den lebendigen Gott im Menschen, giebt es schlechterdings kein: „Bis hierhin und nicht weiter!“ Denn sonst wäre der Geist für etwas Begränztes, etwas Endliches, das heißt: etwas Sinnliches erklärt, was ein Unsinn ist. Jede Aufstellung einer Schranke für den Geist, mit der ausdrücklichen Prätension, diese könne er nie und nimmer durchbrechen, ist Willkür und eigne Bornirtheit. Ich habe mich deshalb im Vorigen gestissentlich immer des Ausdrucks Protestantismus bedient, worunter ich nicht das Lutherthum, nicht den Calvinismus, nicht die evangelische Kirche oder irgend eine bestimmte, in ihrem Glaubensbekenntniß verknöcherte Confession verstehe, sondern einzig die große, weltumgestaltende Richtung des geistigen Fortschritts in allen Gebieten, die ihrem ursprünglichen Principe, dem des Protestantismus, treu geblieben ist. Protestiren heißt: verneinen, das heißt: die alte Form, aus der der Geist gewichen, verneinen, damit der ewigen Selbstbejahung und Selbstbestätigung des göttlichen Geistes in der Menschheit gegenüber keine äußerliche Schranke stehen bleibe. Was zu dieser fortwährenden Verneinung nicht den Muth und die Einsicht hat, das ist, weit entfernt, Protestantismus zu sein, in der That nur ein modificirter Katholicismus, und diesem älteren und in sich consequenter durchgeführten Systeme gegenüber sogar nur eine schlechte Abart desselben.

Um kurz, bündig und allverständlich zu sein, spreche ich hiermit folgende, zur Zeit noch etwas kühne, in hundert Jahren aber vielleicht abgedroschne Behauptung aus:

Jede Kirchlichkeit, sie habe einen Namen, welchen sie wolle, die denjenigen Punkt des Gottbewußtseins, mit andern Worten: diejenige Stufe der göttlichen Offenbarung, die sie selbst grade erreicht und erfaßt hat als die absolut letzte Stufe der göttlichen Offenbarung überhaupt, als die vollkommene Ausprägung des göttlichen Inhalts erklärt, oder noch deutlicher: jede Kirchlichkeit, die sich der Fortentwicklung, ja gänzlichen Umschmelzung einer bestimmten Religionsform durch die prüfende, richtende und schaffende Vernunft der Menschheit widersetzt, ist Atheismus.

Den Beweis liefert diese ganze Schrift an vielen Stellen und in mannigfacher Form. Es ist somit unnütz, ihn bei jedem einzelnen Fall in seiner ganzen Gründlichkeit zu wiederholen. Hier nur so viel:

Gleich zu Anfang dieser Schrift ist gesagt worden, daß das Bewußtsein der Zeit so weit gediehen ist, Gott als Geist aufzufassen, das heißt: als den schlechthin Unendlichen, dem kein Zweites Fremdes mehr entgegensteht, denn nur Stoff und Stoff können sich äußerlich entgegenstehn, sondern der Alles durchdringt und in sich trägt, der in Allem gegenwärtig ist. Einem so weit entwickelten Gottbewußtsein gegenüber nun ist es Atheismus, Gott, den ewigen Geist, irgendwo ausdrücklich verläugnen zu wollen, und die Ausflucht, daß man ja doch diesen oder jenen besondern Gott anerkenne, ist eine nichtige. Denn ein besondrer heißt so viel, als kein allgemeiner, kein unendlicher, kein Geist, Gott aber, dem entwickelten Bewußtsein gemäß, heißt so viel als: der Unendliche, der Geist. Gott, oder der Geist ist eben nichts Besondres, sondern das ganz Allgemeine selbst.

Der Ausdruck: besondrer Gott ist also vollkommen leer und unsinnig, ein Nichts, denn das eine Wort hebt das andre auf. Einen besondren Gott anerkennen, heißt also so viel, als Gott nicht anerkennen. Wer nun Gott, oder das Göttliche, in irgend einem bestimmten Punkte, sei es eine religiöse Sage oder ein später zusammengestelltes Glaubensbekenntniß, anerkennt, ihn aber, diesem einen Punkte gegenüber, in dem ganzen übrigen geistigen, wie stofflichen, Universum oder auch nur in einer Seite desselben ausdrücklich abläugnet, der erkennt gar keinen Gott an. So wie nun in der geschichtlichen Selbstentwicklung des göttlichen Wesens irgend eine Stufe erreicht ist, auf der das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes sich um ein bestimmtes Gebiet wieder erweitert hat, und wenn dann die frühere, nunmehr überwundne Stufe, dennoch an ihrem beschränkten Gottbewußtsein festhält und ihr relatives Erfülltsein vom göttlichen Wesen als ein letztes und absolutes,

der neuen Erfüllung gegenüber, behaupten will, so ist diese Stufe dem Atheismus anheimgefallen.

Noch schreiender aber thut sich der Atheismus kund, wenn er sich als ein Rückfall von einer schon errungenen und anerkannten Stufe zu einer längst überwundenen darstellt.

Der Sinn der Reformation ist nun der, daß das Bewußtsein der Menschheit in sich selbst die Erkenntniß und Macht gefunden hatte, über das göttliche Wesen zu entscheiden und zu richten, daß erkannt worden war, der Geist nur sei der Maaßstab für Gott und göttliche Dinge, da das Unendliche nur am Unendlichen gemessen werden kann, mit andern Worten, daß das Unendliche seinen Maaßstab nur an sich selbst habe, nicht an der gegenüberstehenden Endlichkeit einer bestimmten Satzung, einer besondern Autorität.

Der sich selbst erschauende Gott war in der Menschheit erwacht, denn daß der Geist des Menschen über den Geist Gottes entscheiden soll, kann keinen andern Sinn haben, als den, daß Gott sich im Geiste des Menschen selbst erfaßt, sich in ihm selbst gegenwärtig wird, da das Unendliche nicht geschaut werden kann, als durch seine eigne Selbstanschauung.

Der Kreis der Gegenwart Gottes und des Bewußtseins von ihr war also erweitert, indem der göttliche Inhalt aus der besondern Satzung und den Entscheidungen der besondern Kirche befreit und in den Geist, in das Denken aller Menschen, wenn auch nicht mit bewußtem Zugeständniß, so doch factisch durch die kühne Verwerfung der kirchlichen Autorität, verlegt war. Die unbedingte Souveränetät der menschlichen Vernunft, mit andern Worten: das lebendige Bewußtsein Gottes von sich selbst im Bewußtsein aller Menschen, war weltgeschichtlich ausgesprochen.

Wenn nun aber dies von sich selbst Wissen Gottes im Wissen der Menschheit wieder fixirt wird als ein nur auf einem bestimmten Punkt, in einem bestimmten Geschichtsabschnitt und in dem Bewußtsein weniger bestimmter Individuen stattgefundenes, das heißt: wenn das lebendige Element des Gotterkennens wieder getödtet wird und verhärtet zu bestimmter Formel, zu

neuer, unumstößlich sein sollender, Autorität, so daß nun wiederum das Einzelne, Endliche, dies Dogma, diese in dem oder jenem Jahr ausgearbeitete Confession, Richter über das Unendliche sein soll, so ist dies ein Widerspruch mit sich selbst, eine läppische Inconsequenz und ein schmachvoller Rückfall in den alten Atheismus. Das Wissen des Unendlichen von sich selbst kann schlechterdings wieder nur ein unendliches, völlig unbegränztes sein, das sich nicht an einem bestimmten Punkte, einer bestimmten Zeitepoche abschneiden läßt, sondern nur als eine ewige Selbstentwicklung, als ein nie abgeschlossenes Thun zu begreifen ist.

Der Atheismus des Katholicismus (worunter ich ausdrücklich alle und jede Orthodoxie verstanden haben will) liegt also darin, daß er die lebendige Gegenwart des sich selbst wissenden unendlichen Geistes in der Vernunft der Menschheit, daß er die unbedingte Autorität des denkenden Geistes in göttlichen Dingen, daß er die Souveränetät der Vernunft läugnet.

Zu diesem Atheismus ist ein andrer nur die Gegenseite und nothwendige Ergänzung. Dies ist der Absolutismus, der die Gegenwart Gottes im Volke, die Stimme Gottes in der Volksstimme, die Souveränetät des Volkes läugnet.

Die Souveränetät des Volkes ist nur die nothwendige und unmittelbare Folgerung aus der Souveränetät der Vernunft, denn das Volk ist weiter nichts, als die fleischgewordne Vernunft. Nur daß man mit dem Wort: Vernunft die Menschheit rein in ihrer Innerlichkeit, noch abgesehen von der äußern Erscheinung, ausdrückt, mit dem Worte: Volk aber dieselbe Vernunft und dieselbe Menschheit, wie sie in die sinnliche Erscheinung tritt, wobei sie sich, weil alle Sinnlichkeit und Erscheinung nothwendig Vielheit ist, in bestimmte Gruppen spaltet, so daß die innerlich eine Menschheit als eine äußerliche Vielheit von Individuen und Völkerschaften auftritt. Demgemäß tritt nun die Souveränetät des Volkes hervor als eine nach außen wirkende, die Weltverhältnisse gestaltende, sociale und politische Macht, die ebenfalls nur eine unmittelbare Folgerung der innerlich bildenden Macht des Gottdenkens

und Gottwissens ist. Wenn nämlich Gott, der unendliche Geist, allen Stoff schlechthin dergestalt durchdringt, daß alle Gestaltungen desselben nur Selbstoffenbarungen und Verkörperungen, Verwirklichungen dieses unendlichen Geistes sind (und ohne diese Bedingung ist ein unendlicher Geist, oder der Geist überhaupt, undenkbar und unmöglich), wenn nun aber dieser unendliche Geist im endlichen Geiste, das heißt: in der allgemeinen Vernunft der Menschheit, zu seinem eignen Wissen und Selbstbestimmen erwacht ist, wie dies weltgeschichtlich durch die Reformation geschah, so folgt natürlich, daß die menschliche Vernunft, weil sie bewußt der Träger des unendlichen Geistes ward, nun auch berechtigt und gezwungen ist, in ihrer Verkörperung als Volk, auch die äußern Verhältnisse und Gestaltungen des Menschheits- und Völkerlebens aus sich selbst zu bestimmen und zu schaffen, um sich selbst, dem Geiste Gottes in ihr, in den Staats- und Geschichtsverhältnissen einen Ausdruck, eine Verwirklichung zu geben.

Diese Macht und Berechtigung wurde feierlich ausgesprochen und bethätigt durch die **Revolution**, welche ebensowenig eine blos französische ist, als die Reformation eine ausschließlich deutsche. Beide gehören in ihren Ursachen und Folgen der ganzen Weltgeschichte, der gesammten Menschheit an. Die Revolution ist sonach nichts, als eine nothwendige Consequenz der Reformation, indem die in dieser errungene unendliche Innerlichkeit nun heraustritt, um sich als die unendliche Macht über alle Aeußerlichkeit geltend zu machen und sich in der Umgestaltung dieser einen angemessenen Ausdruck zu schaffen.

Das Schauen muß werden zum lebendigen Schaffen des Reiches Gottes, des Reiches der Gerechtigkeit und Freiheit.

Der Absolutismus nun läugnet die Souveränetät des Volkes, das heißt: der Menschheit im Großen und Ganzen, und nimmt sie nur für einzelne hervorragende Geschlechter (Dynastieen), die deshalb abergläubischer Weise mit einem Schimmer ganz besondrer Vortrefflichkeit bekleidet werden, in Anspruch, von denen aus nur ein Abglanz dieser Souveränetät wieder auf

einzelne bevorrechtete Kasten (den Erbadel) und bevorzugte Stände (die Beamtenhierarchie) fällt. Nur jene Geschlechter, nur die aus denselben stammenden Gewalthaber sollen die wahren Träger der göttlichen Vernunft, die Vollstrecker des göttlichen Willens auf Erden sein, was durch den Ausdruck: „von Gottes Gnaden" scharf bezeichnet wird. Und nur die größtmöglichste Nähe um diese, die Göttlichkeit in sich darstellenden, Dalai Lama's oder die von ihnen willkürlich übertragne Befugniß kann am göttlichen Leben, an der Erkenntniß dessen, was gerecht und gut ist, theilhaftig machen, daher die Bevorrechtung erblicher Geschlechter, die dem Throne näher stehen (des Adels) und der mit einem Theil der souveränen Willensmacht bekleideten Bediensteten (Beamten) vor der ganzen übrigen Volksmasse, vor den eigentlichen Bürgern. In dieser Volksmasse wird jegliche Gegenwart des göttlichen Rathes und Wollens abgeläugnet, das heißt: ihr wird schlechthin alle (Collectiv-) Vernunft abgesprochen und sie wird verurtheilt, von den, von Natur (durch Erblichkeit. Mißbräuchlich nennt man dies: durch göttlichen Rathschluß) oder durch Uebertragung (Ernennung) Erleuchteten sich blindlings leiten zu lassen. Man sieht, daß diese Auffassung wesentlich ein politischer Katholicismus ist, denn auch im Katholicismus wird die Gegenwart des göttlichen Bewußtseins in den Massen (den Laien), das heißt: im Menschen als solchem, abgestritten und nur für die Kirche, ihr sichtbares Oberhaupt und für die geweihte und geheiligte Hierarchie der Priester in Anspruch genommen. Wie sich nun der Katholicismus vorzugsweise gegen das weltgeschichtliche Factum wendet, in dem die Souveränetät der menschlichen Vernunft im Gebiet der Religion, die Aufhebung des Unterschiedes von Laien und Priestern bestimmt sich aussprach, nämlich gegen die Reformation, so wendet sich der Absolutismus gegen das weltgeschichtliche Factum der Revolution, in der sich die Souveränetät des allgemeinen menschlichen Willens im Gebiete des Staates und der Gesellschaft, das heißt: die Souveränetät des Volkes im politischen und geschichtlichen Sinn für alle Zeiten feierlich aussprach. Und wie dem

Katholicismus alle geistige Fortentwicklung seit der Reformation ein gottverlassner Gräuel ist, so dem Atheismus die geschichtliche Fortentwicklung seit der Revolution. Der Katholicismus hat sich gemüht und müht sich, diese ganze Geistesentwicklung in ihren großen, weltumbildenden Resultaten zu untergraben, indem er selbst die Erinnerung daran aus der Brust der jungen Generationen mit Stumpf und Stiel auszurotten, freilich vergeblich, trachtete und noch trachtet.

Dies Streben ist das Princip des Jesuitismus. Dasselbe finden wir beim Absolutismus in Bezug auf alle weltgeschichtlichen, innern wie äußern, Folgen der Revolution, und hier ist dieses Streben mit dem Namen der Reaction bezeichnet worden.

Der Jesuitismus ist die kirchliche Reaction, die Reaction der politische Jesuitismus. Wie er, scheut sie keine Mittel. Lug und Trug, Arglist und Wortbruch stehen oben an, die ausgedehntere Anwendung brutaler Gewalt nur hat sie vor dem Jesuitismus, dem diese in der Regel nicht so zu Gebot steht, voraus. Auf diese Weise soll der ganze Geschichtsabschnitt seit der Revolution rückgängig gemacht und aus dem Gange der Weltgeschichte ausgetilgt werden, das erwachte Freiheitsbewußtsein der Menschheit soll wieder in der alten Nacht der Unbewußtheit und Knechtschaft verlöschen. Wo das Weltereigniß der Revolution schon Früchte getragen und sich in freien Staatsverfassungen weitergebildet hat, da werden diese Verfassungen durch alle obengenannten Mittel nach und nach untergraben und vernichtet, durch sophistische Hinterlist und gemeine Betrügerei wird der Kern, das, was in ihnen die Freiheit ausmacht, aus ihnen beseitigt, so daß nur die leere, kernlose Schale übrig bleibt. Hierdurch hofft man das Volk in Ekel und Ueberdruß gegen die Sache selbst hineinzutäuschen, indem es dieselbe leichtlich mit dem übrig gelassnen hohlen Scheinwesen verwechselt. Wo diese Kunstgriffe nicht ausreichen, oder wo man der List nicht zu bedürfen glaubt, werden die Verfassungsformen selbst durch rohe Gewaltstreiche zertrümmert. Wo die Früchte der Revolution nur noch in feierlich gegebenen Zusagen freierer Verfassungen bestehn, werden diese Zusagen entweder in ihrem offenkundigen

Sinne verdreht, unter nichtigen Vorwänden ihre Erfüllung verzögert, oder man läßt sie ohne allen Vorwand in Vergessenheit gerathen, wenn der Geist (besser: die Geistlosigkeit) des Volkes dies zuläßt, wo nicht, so erzwingt man eine scheinbare Vergessenheit durch Censur und Polizei und läßt sich so durch eine selbstgemachte Täuschung in gefährliche Sicherheit einwiegen.

Aber die Reaction, eben so consequent, als der Jesuitismus, begnügt sich nicht allein mit diesem mehr oder weniger äußerlichen Zerstörungswerk, sondern sie legt ihr Messer, wie jener, an die innerste, geheimste Wurzel der neueren Geschichtsentwicklung. Diese Wurzel ist im Bewußtsein der Völker, dies Bewußtsein also muß verdunkelt und ertödtet werden. Wie sich der Jesuitismus dazu des Jugendunterrichtes und der Ohrenbeichte bedient, so die Reaction der Presse, der Religion und des Volksunterrichtes.

In der Presse nämlich, vorzüglich in der politischen Tagespresse, wird, so viel es sich möglicherweise durchführen läßt, jede freie Regung des Völkerbewußtseins, so wie jede irgend verfängliche Kenntnißnahme der wahren Staats- und Geschichtslage durch die Censur unterdrückt. In der politischen Tagespresse dürfen nur die vom Absolutismus aufgestellten Principien laut werden, nur die Thatsachen, deren Kenntniß ihm keinen Schaden bringt, und auch diese möglichst in der von ihm gewollten Auffassung und oft mit den zu seinen Gunsten sprechenden Entstellungen, zum Vorschein kommen. Auf diese Weise hofft man das Volksbewußtsein von seiner eignen innern Freiheit, so wie von der Kunde und Beurtheilungsfähigkeit der geschichtlichen Ereignisse und staatlichen Verhältnisse der Gegenwart mehr und mehr zu entfremden, bis zuletzt Freiheitsbewußtsein und Kenntniß der Gegenwart ganz und gar verschwunden sind und einer dumpfen Knechtschaft und Gleichgültigkeit für Staat und Geschichte Platz gemacht haben. Durchaus characteristisch und ein untrügliches Merkmal des finstren Geistes der Reaction ist es hierbei, daß man, um das Volk die verödende und verdummende Macht der Censur weniger empfinden zu lassen, die Kenntnißnahme auswärtiger Staats- und Geschichts-

verhältniſſe bis zu einem gewiſſen Grade geſtattet, die innern Angelegenheiten des eignen Staates aber mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, ja die Kenntnißnahme von der Verfaſſung und den Geſetzen des eignen Staates nicht nur nicht befördert, wie dies in jedem freien und ſittlichen Staate geſchieht, ſondern im Gegentheil auf alle mögliche Weiſe erſchwert. Wohlgemerkt: hier iſt nur der völlig blinde oder der von keinem Hemmniß bedrohte Abſolutismus in ſeiner ganzen Losgebundenheit geſchildert. In der Wirklichkeit iſt ein ſo ſtrenges und conſequentes Verfahren in der Regel nicht möglich, oder die Handelnden ſind klug genug, es nicht auf dieſe gefährliche Spitze zu treiben, ſondern lieber durch freiſinnige Conceſſionen von verhältnißmäßig geringem Belang (freilich oft doch von größerem Belang, als die ſolche Conceſſionen Machenden ſelbſt glauben oder wünſchen) das Volk zu unterhalten (amuser) und für den Augenblick ſelbſt in Enthuſiasmus zu ſetzen, um dadurch wirklich großen und bedeutungsvollen Reformen verläufig auszuweichen und inzwiſchen in aller Stille deſto entſchiedenere Rückſchritte vorſichtig vorzubereiten.

So thöricht und vermeſſen nun auch die Hoffnung der Reaction iſt, ihr letztes Endziel (völlige Hinwegtilgung der Reſultate der Revolution ſelbſt bis auf das Gedächtniß ihres wahren Hergangs und Zuſammenhangs) wirklich zu erreichen, ſo dürfen wir einen ſolchen ungeheuren Plan doch nicht vornehm und leichtſinnig beſpötteln, ſondern wir müſſen wachſam ſein und aus allen unſren Kräften einem ſo teufliſchen und keineswegs ganz ohnmächtigen Treiben entgegenwirken.

Wir müſſen nie müde werden, auf welchem Wege es noch irgend möglich bleibt, den Ausdruck wahrer und freier Geſinnung, ſo wie die Darſtellung der Thatſachen in ihrem wahren Lichte und in ihrem weltgeſchichtlichen Zuſammenhange dem Volke darzubieten, damit es nicht wirklich ganz in Schlummer und geſchichtlichen Tod ſinke, wir müſſen dies mit Aufopferung unſrer eignen perſönlichen Sicherheit thun, denn es iſt eine eitle Träumerei, den Sieg ohne Anſtrengung und Opfer zu hoffen, wo uns eine wohlorganiſirte, mit dem ſchärfſten Inſtinct der

Selbsterhaltung und mit allen materiellen und Gewaltmitteln, die uns fehlen, auf's reichlichste ausgerüstete infernalische Macht gegenübersteht, um deren Sein oder Nichtsein es sich handelt. Der Absolutismus kämpft um seine Existenz, und einem solchen Kämpfer ist nichts anzuhaben, wenn man nicht seine eigne Existenz gegen ihn auf's Spiel setzt. Die Geschichte wächst nicht wie ein Baum, sie entfaltet sich nur durch Thaten und Wagnisse.

Ich erwähnte oben der Religion als eines Mittels, dessen sich der Absolutismus für seine Zwecke bedient. Natürlich kann hier von der wahrhaftigen Religion: von der freien Erbauung des Geistes in Gott, nicht die Rede sein, denn von ihr hat der Absolutismus keine Ahnung. Nur die Orthodoxie (gleichgültig, welcher Confession sie sei) ist ihm willkommen, weil sie den Geist des Menschen gewöhnt, sich unverstandnen, dunklen Satzungen und Lehren blindlings zu unterwerfen. Die Orthodoxie wird daher auch von der Reaction, so viel sie irgend vermag, ohne sich vor dem gebildeten Volksbewußtsein zu auffallend bloszustellen, auf jede Weise und durch alle Mittel befördert, weil sie der Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes die Wurzel abschneidet.

„Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch." Dies nur ist der wahre Kern der manchen Oberflächlichen auffallend dünkenden Erscheinung, daß absolutistisch gesinnte Regierungen eine neue gläubige Zeit, gleich den Zeiten des Mittelalters, der Aufklärung der Gegenwart zum Trotz wieder einzurichten, oder doch, möglichst geräuschlos, vorzubereiten sich bemühen. Ihr beschränkt frommen Seelen, die ihr euch über einen so gottgeweihten Sinn eurer gnädigen Herren freut und von ihren Maaßregeln oder Intriguen die Wiedergeburt wahrer Gläubigkeit und Religion hofft, laßt euch doch nicht auf eine gar zu plumpe Weise hinters Licht führen! Von einer Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in eurem Sinne ist hier gar keine Spur. Ich will zwar keineswegs läugnen, daß der Absolutismus durch seine innere Hohlheit und Haltlosigkeit und durch das böse Gewissen vollbrachter und noch zu vollbringender Schlechtigkeiten gezwungen wird, sich zu seiner eignen Beruhigung irgend einem bestimmten

Aberglauben und Sühnungscultus in die Arme zu werfen; nebenbei aber hat ihn sein Selbsterhaltungstrieb schlau genug gemacht, dasselbe, dessen er aus innerem Bedürfniß selbst nicht entbehren kann, mit der bewußten Weltklugheit zum Mittel seiner eignen, selbstsüchtigen Zwecke herabzusetzen. Nennt ihr dies Verläumdung, so sagt mir nur eins: wie wollt ihr das Factum erklären, daß eine gut- und altkatholische Regierung den Katholicismus mit seinen finstersten Abirrungen auf alle Weise wiederzubeleben sich bestrebt, sich aber zugleich auch sehr angelegentlich um die evangelisch-kirchliche Rechtgläubigkeit ihrer protestantischen Unterthanen und deren Seelsorger bekümmert, und diese Rechtgläubigkeit, die ihr, als einer katholischen, doch eben so sehr Ketzerei sein müßte, als die ausschweifendste Irrgläubigkeit, mit aller Strenge der Gesetze aufrecht erhält? Und umgekehrt, daß eine sehr gut evangelische Regierung, die selbst zum (kirchlichen) Pietismus sich stark hinneigt, den orthodoxen Katholicismus, der ihr von ihrem religiösen Standpunkt doch ein Gräuel sein müßte, auffallend begünstigt? Wer hier noch nicht die Religion als Werkzeug angewandt sieht, damit man willige, ganz mit den jenseitigen Ueberschwänglichkeiten beschäftigte und gegen alles Diesseitige stumpfsinnig gewordne Völker sicher beherrschen könne, der ist blind, oder will blind sein. Von hochherziger Toleranz kann aber hier nicht die Rede sein, denn diese müßte sich darin äußern, daß man jede Religionsmeinung, auch die nicht streng orthodoxe, frei gewähren ließe, was der Absolutismus, so viel an ihm ist, nicht thut.

Aber auch des Jugend- und Volksunterrichts selbst bedient sich die Reaction, so gut wie der Jesuitismus, und die Kunst besteht hier ebenfalls darin, den Volksunterricht, weil der Geist des Jahrhunderts die Verbreitung desselben fordert, scheinbar aus allen Kräften zu fördern, ihn aber so einzurichten, daß er ein Mittel allgemeiner Volksverdummung und Einschüchterung wird, so weit dies nämlich, ohne offenbare Schande und bei der vorgerückten Bildung der Individuen, also auch der Lehrer, irgend möglich ist. Das große Thema der Schulmoral in

absolutistischen Staaten ist daher die blinde Unterwürfigkeit gegen jegliche Autorität, kirchliche wie politische, und die Untersagung des freien Vernunft- und Willensgebrauches. In den niedern Volksschulen richtet man es so ein, daß schon die Lehrgegenstände selbst das Volk von allem freien Denken, so wie von aller Erkenntniß der bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse, in denen es lebt, abziehn. So z. B. verwendet man auf den Dorfschulen große Mühe darauf, den Kindern eine Menge obscurer Geschichten und Namen aus dem alten Testament (das doch endlich einmal ein veraltetes werden sollte) einzubläuen, ja man pfropft ihnen sogar eine Menge geschraubter und gelehrt klingender Erklärungen aus der Stereometrie in den Kopf, dagegen vermeidet man es sorgfältigst, sie auch nur im geringsten mit den vaterländischen Gesetzen und Institutionen bekannt zu machen.

Auf den höheren Schulen, wo man nicht alles Verfängliche gradezu umgehen kann, wird das zu lehrende Thatsächliche, sobald es jener Unterwürfigkeitsmoral widerspricht oder sie bedroht, des Lebens beraubt, und unter falschem, oder auch unter gar keinem Gesichtspunkt, oft mit lügenhafter Entstellung, den Schülern als eine Summe todten Wissens dargeboten.

In der Geschichte z. B. ist es hergebracht, auf den Urzeiten und bei früheren Jahrhunderten mit aller Breite zu verweilen, die neue Geschichte aber, namentlich vom Beginn der Revolution an, auf's Hastigste über's Knie zu brechen. Besonders charakteristisch aber ist die Art und Weise, wie die Revolution selbst dargestellt wird. Sie erscheint im Schulvortrage fast nur als ein wüstes Chaos scheußlicher Grausamkeiten, die von verwilderten Individuen und aufgereizten Pöbelhaufen an gottgesalbten Häuptern und friedlichen Bürgern begangen wurden. Von ihrer wahren und innern Geschichte, von den politischen Gedanken, Reformen und Schöpfungen nämlich, ist nur wenig und nebenbei die Rede, und das so unklar, als möglich, von ihrer imposanten, weltumschaffenden Großartigkeit, von ihrer lebendigen Fortwirkung auf alle Geschichtsverhält-

niſſe, auf die Geſtaltung und Umſchmelzung auch des eignen Vaterlandes, von ihrer conſequenten und ſiegreichen Fortſetzung bald in einzelnen Symptomen, bald in allgemeineren Umwälzungen, bis auf unſre Tage, darf der Lehrer nichts ſagen, oder wenn er es thut, ſo thut er's auf eigne Gefahr hin und hat den Muth, ſeine Stellung auf's Spiel zu ſetzen.

Selbſt an den Univerſitäten werden (ganz abgeſehn von andern erdrückenden Einrichtungen) die Lehrer bei ihrem Eintritt zu einem Eidſchwur gezwungen, nichts gegen die beſtehende Kirche und deren Glaubensformular, nichts gegen die beſtehenden Staatseinrichtungen lehren zu wollen.

Aber fürwahr, das muß ein morſches Gebäude ſein, das vor jedem Hauch einer freien Meinung ſchon erzittert, und es kann wohl Rath werden, es umzuſtürzen, wenn der Bauherr nicht ſelbſt, ſo lange es noch Zeit iſt, auf ſolide Reparatur von Grund aus denkt. Denn bloßer Mauerabputz, bloße Scheinreparatur und ein ewiges daran Herumſticken kann wohl die Menge einen Augenblick lang täuſchen, macht aber den Bau nicht eine Secunde länger haltbar. Und hier komme ich auf einen ſchon einmal berührten Punkt beiläufig noch einmal zurück. Die innere Wahrheit der Idee der Volksſouveränetät iſt an einer früheren Stelle ſchon nachgewieſen. Von einer auch äußeren Wirklichkeit dieſer Idee brauchte demnach gar nicht weiter geſprochen zu werden, denn was wahr iſt, das iſt auch wirklich. Ich laſſe mich aber gern auf triviale Einwürfe ein, weil ich ſie nicht zu ſcheuen brauche, weil ſie weit verbreitet und doch ſehr leicht zu beſeitigen ſind. Das Wort Volksſouveränetät iſt vielfach der Gegenſtand vornehmer Spöttelei und frecher Verhöhnung geworden, namentlich von Seiten der feilen politiſchen Tagespreſſe. Man hat ſie eine leere Theorie, eine weſenloſe Fiction, eine bloße, oder auch ſire Idee, eine Phraſe, ja ſogar einen Spott und Hohn geſcholten, ein Ding, das nie exiſtiren werde, nie exiſtirt habe, als in den müßigen Geſpinnſten leerer Gehirne. Ich aber behaupte, daß die Souveränetät des Volkes, weit entfernt, eine neue oder ſonderbare Erfindung zu ſein, überall und zu jeder Zeit exiſtirt hat und überall noch

heute existirt. Wenn von einer wirklich existirenden Volkssouveränetät die Rede ist, so soll dieses Wort bezeichnen: die reale Macht des gesammten Volkswillens, die bestehenden Staatsformen entweder, durch schweigende oder erklärte Zustimmung, aufrecht zu erhalten, oder, wenn sie ihm zuwider laufen, sie umzustürzen und aus sich selbst neu zu gestalten. Nun wird aber kein Mensch so unsinnig sein, zu behaupten, daß tausend Menschen, wenn sie etwas Andres wollen, als ein Mensch, diesen einen nicht leicht zu überwältigen und zu bändigen, und ihren Willen, ihm zum Trotz, durchzusetzen vermöchten.

Wer aber dies zugiebt, der hat das factische Vorhandensein der Volkssouveränetät zugegeben.

Denn das Volk, die Masse der Bevölkerung, steht an Zahl und Kraft in einem schlechthin und ohne Weiteres erdrückenden Verhältniß zu den einzelnen Machthabern und der kleinen Schaar der von diesen Bevorzugten. Das Volk kann also unzweifelhaft seinen Willen durchsetzen, sobald es will. Daß aber das Volk überhaupt einen Willen, und zwar einen gemeinsamen, habe oder doch desselben fähig sei, könnte nur ein Verrückter abläugnen, denn es hieße abläugnen, daß das Volk aus Menschen besteht und daß viele Menschen sich zu einem Willen verbinden können. Wohl aber kann das Volk lange Zeit hindurch seines eignen Willens, nach gewissen Richtungen hin, sich nicht bestimmt bewußt werden, und daß dies Jahrhunderte lang, in Bezug auf den Staat, wirklich geschehen ist, diese Thatsache hat zu dem Trugschluß verleitet, es gäbe keine wirkliche Volkssouveränetät. Aber wenn das Volk politische Knechtschaft erträgt, so erträgt es sie nur, weil es sie ertragen will, ja dies Ertragen ist nicht blos ein passives Zustimmen in den Willen der Machthaber, sondern ein ganz positives, denn das Volk erträgt despotische Gesetze nur so lange, als es sie für vernünftig hält, als es seinen eignen Willen darin ausgedrückt sieht, als es selbst noch auf keiner höheren Stufe der Vernunft steht, als die Machthaber und ihre Einrichtungen. So ist also das Volk souverän auch unter der härtesten Despotie, denn wer sonst könnte ein Knecht sein, als ein Freier? In dem Worte

Knecht selbst liegt schon das Wort frei heimlich versteckt, denn eins hätte ohne das andre gar keine Bedeutung. Ein gezähmtes Thier hält Niemand für knechtisch.

Sobald nun das Volk zu dem Bewußtsein erwacht, die bestehende Ordnung sei keine Ordnung, das heißt: nicht mit seiner Vernunft übereinstimmend, so währt es auch nur eine kurze Uebergangszeit, und das Bestehende ist umgestürzt, das Neue, aus dem erwachten Volkswillen entstanden, aufgebaut.

Diese thatsächliche Souveränetät des Volkes hat sich am Großartigsten in der französischen Revolution kund gethan, sie ist aber durch alle Geschichtsabschnitte hindurch zu erkennen. Als das französische Volk die Regierung der Restauration für unvernünftig erkannt hatte und nicht mehr dulden wollte — siehe da, in drei Tagen war die Restaurationsregierung verschwunden. Dies mögen sich Alle zu Herzen nehmen, die sich in schönen Phrasen über den Unsinn der Volkssouveränetät, über diese hohle Träumerei einwiegen, damit sie nicht aus ihrer Träumerei plötzlich und hart aufgeschreckt werden, durch Barricaden und Gewehrfeuer, durch die furchtbare Wirklichkeit der Souveränetät eines empörten Volkes. Hütet euch, den sich in der allgemeinen Menschenvernunft selbst wissenden, sich im allgemeinen Menschenwillen selbst wollenden Gott, hütet euch, den Gott im Volke länger zu verkennen und ihm entgegenzuwirken, auf daß er euch, wenn er als That euch entgegentritt (und das wird er über kurz oder lang) ein barmherziger Gott sei und euch nicht rächend zermalme!

Schluß.

Nachdem wir nun die Gebiete der Ehe, der Familie, des Staates und der Weltgeschichte durchwandert sind, läge es dem Verfasser noch ob, die übrigen Hauptgebiete menschlicher Thätigkeit und Haupteoffenbarungen des Geistes Gottes im Menschen in ihrer Nothwendigkeit und Wahrheit zu entwickeln und in Bezug auf sie die Atheisten und Gottlosen nachzuweisen. Diese noch übrigen Hauptgebiete sind: Kunst, Religion und Wissenschaft.

Obgleich diese nämlich in den Gang der Weltgeschichte fallen und in ihr schon mit inbegriffen sind, obgleich somit die Weltgeschichte die geistige Einheit dieser Offenbarungssphären darstellt und die allgemeine Macht über ihre besondern Stufen bleibt (denn jede Kunstepoche, jede besondre Religion, ohne alle Ausnahme, jedes wissenschaftliche System sind der Weltgeschichte und ihrem Fortgang unterworfen), so bilden sie doch wieder gegen alles äußere Geschehen, gegen die sociale und politische Seite der Völkerschicksale, also gegen das, was man im engeren Sinne Geschichte nennt, einen bestimmten Gegensatz, indem sie eine Reihe innerer Offenbarungen und Vergegenwärtigungen des Göttlichen darstellen, die zwar auch nicht aller Aeußerlichkeit entbehren können und auch in mannigfacher Wechselwirkung mit jenen socialen und politischen Weltereignissen stehen, bei denen aber der Hauptaccent auf der Innerlichkeit liegen bleibt, die ausdrücklich der äußern Welt, den Staatsformen und dem Geschichtsverlauf (weil diese, als in die Erscheinung und Endlichkeit verflochten, niemals die wahre Einheit alles Geschehens in Gott, die vollkommene Vergegenwärtigung des unendlichen Geistes ganz übersehen und erkennen lassen) das geistige

Abbild einer innern vollkommnen Gottesgewalt als nothwendige Ergänzung entgegenhalten. Erſt mit dieſer Entwicklung wäre der architectoniſche Bau dieſes Werkes geſchloſſen. Da aber der Verfaſſer ein Mann der ſtrengen Wiſſenſchaft hier weder ſein will, noch überhaupt es zu ſein vermöchte, da ihm mithin dies Werk nicht Selbſtzweck in ſich, ſondern nur Mittel zu andern Zwecken iſt, da er es nur auf die moraliſche Wirkung bei den Zeitgenoſſen abgeſehen hat, nicht auf Fortbildung der Wiſſenſchaft ſelbſt, in welchem Gebiet er nur Dilettant zu ſein gern bekennt, ſo begnügt er ſich damit, nur das zu ſagen, was zur Zeit unmittelbar noththut, und dies ſcheint ihm in dem Bisherigen erſchöpft.

Der Atheismus im Gebiet der Kunſt könnte nur dann der allgemeinen Volksſittlichkeit gefährlich ſein, wenn wir gegenwärtig eine nationale Kunſt im Großen oder auch nur die Lebensbedingung dazu, nämlich ein öffentliches Volksleben, wirklich beſäßen. Jetzt aber iſt die Kunſt bei uns nur eine raffinirte und coquettirende Liebhaberei der ſogenannten Gebildeten, der Vornehmen und Reichen, und obgleich dieſe unwürdige Auffaſſung der Kunſt als Liebhaberei eben ſchon Kunſtatheismus iſt, ſo ſcheint es doch nicht der Mühe werth, darüber viel Weſens zu machen. Im Grunde können die Leute auch nichts dafür, denn wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Einzelne Lichtpunkte, z. B. das Streben Leſſings in der Malerei, können hier nicht berückſichtigt werden.

Was die Religion anbetrifft, ſo iſt ſie ihrer Natur nach von den drei genannten Gebieten am meiſten in die äußere Geſchichte der Völker verflochten, da ſie ſich ſelbſt als weltgeſchichtliche Macht nachdrücklicher geltend macht, als die übrigen beiden, mehr in der Innerlichkeit verharrenden Sphären. Es haben ſich deshalb bei Betrachtung der Weltgeſchichte von ſelbſt die Berührungspunkte dargeboten, das Nothwendige auszuſprechen. Außerdem iſt ja dieſes ganze Werk ſelbſt durchaus von einem, im freiſinnigen und umfaſſenden Sinne des Wortes, religiöſen Standpunkte aus geſchrieben, und ſeine eigentliche Ten-

denz iſt, das ganze Leben, äußeres, wie inneres, einzelnes, wie geſchichtliches, zur Religion, das heißt zur Vergegenwärtigung und Verwirklichung des göttlichen Geiſtes, ſo für das Bewußtſein, als für den Willen, zu erheben. Dadurch wird jeder beſondren, poſitiven Religion, ja dem beſondren Gebiete der Religion überhaupt, allerdings nur ein relatives Erfülltſein vom unendlichen Geiſte zugeſprochen, das erſt an allen übrigen Lebensgebieten und Erkenntnißweiſen ſeine volle Ergänzung findet. Denn keine einzelne, beſondre Geſtaltung, ſo ſehr ſie auch mit göttlichem Inhalt ſchwanger ſei, kann eine volle (abſolute) Offenbarung und Darſtellung des Unendlichen ſein. Es iſt hiermit ausgeſprochen, daß Keiner wahrhaft Religion hat, dem nicht ſchlechthin Alles Religion iſt, und dieſer unverſteckte Ausſpruch möge hier genügen, da eine weitere Ausführung vielleicht mißlich, jedenfalls aber, bei der offenkundigen Tendenz des ganzen Werkes, überflüſſig wäre.

Was endlich die Wiſſenſchaft angeht, ſo iſt ſie nur das Erbtheil eines auserwählten Kreiſes, von dem man verlangen kann, daß er ſich ſelber helfe und aus der Gottverlaſſenheit loskringe. Auch iſt hier der Hauptſchritt gethan, indem die einzig wahre Wiſſenſchaft, das heißt: die ſpeculative Philoſophie, begonnen hat, ſich aller einzelnen Gebiete des menſchlichen Wiſſens ſiegreich zu bemächtigen und dieſelben aus ihrer Zerfallenheit, aus ihrem todten Neben- und Durcheinander zu einer großen organiſchen Einheit des Geiſtes in ſich ſelbſt und mit der Welt umzuſchaffen. Ein ſo rüſtiges Streben bedarf weiter keiner Ermuntrung. Das Weſen der Wiſſenſchaft iſt nichts weiter, als das Schauen aller Dinge in Gott und Gottes in allen Dingen und die Darſtellung dieſer Einheit des unendlichen Geiſtes mit der Endlichkeit in der eigenen That des menſchlichen Geiſtes. Jede ſein wollende Wiſſenſchaft, die dies letzte Ziel nicht anerkennt und nicht darauf hinarbeitet, iſt ein atheiſtiſches und gottverlaſſenes, ſomit natürlich auch ein geiſtloſes und fruchtloſes Treiben. Durch jenen hohen und wahren Geſichtspunkt aber kann auch die mühſeligſte Beſchäftigung mit dem

Detail und mit an sich trocknem Material geheiligt und zum Gottesdienst verklärt werden.

Nach dieser Abschweifung und andeutenden Erledigung wende ich mich noch ein Mal zurück zum Verhältniß des Menschen zur Weltgeschichte, um das Eine, was der Zeit vor Allem noththut, zuletzt noch einzuschärfen.

Wer, im Verhältniß zur Weltgeschichte, die *Gottlosen* seien, das heißt, die, welche ihren Geschichtsatheismus auch in ihren geschichtlichen Handlungen ausprägen, ergiebt sich unmittelbar aus allem Früheren, und zum Theil sind diese Gottlosen schon genügend und erkennbar charakterisirt worden. *Die Weltgeschichte ist der sich in der Fortentwicklung der Menschheit selbst anschauende und gegenwärtige Gott*, die Einheit der Menschheit, in ihrer Entwicklung, mit Gott. Von der Seite der Mitwirkung der Menschen betrachtet ist sie daher *die Verwirklichung göttlicher Ideen in den Staatsformen und Völkerverhältnissen, der Aufbau des Reiches Gottes auf Erden*. Gottlos sind somit Alle zu nennen, die zur Geschichte mitwirken, ohne diesen großen Sinn ihrer göttlichen Sendung, die da nur einzelne und kleine Zwecke der Selbstsucht, Herrschaft, des materiellen Gewinnes, der irdischen Macht verfolgen, oder auch die, welche die Grille eines mechanischen Gleichgewichts, unbekümmert um den göttlichen Inhalt, um die Entwicklung der Menschheit im Geiste Gottes, in ihr zu verwirklichen streben. Gottlos vor Allem ist daher die sogenannte *Cabinetspolitik*, die in den großartigen, gottkundenden Verhältnissen und Wechselwirkungen der Geschichte nur ein Gewebe sich kreuzender Privatinteressen und historischer Gerechtsame der Herrscherfamilien sieht und sie demgemäß zu tractiren vermeint.

Aber es giebt noch eine *andre*, viel weiter verbreitete Gottlosigkeit gegenüber der Weltgeschichte, die wir freilich in den Kreisen, wo sie eine unverschuldete und unbewußte ist, nur *Gottverlassenheit* nennen können, als welche sie dann nicht den Unzurechnungsfähigen, die unter ihr leiden, sondern denen, die,

ſtatt das Volk aus ihr zu erlöſen, ſie künſtlich aufrechterhalten zur Laſt fällt. Ich meine die **Gleichgültigkeit** und Stumpfheit gegen die Weltgeſchichte, das Leben außerhalb ihrer, die egoiſtiſche Trennung des Einzellebens vom Leben der Nation und der Menſchheit. Bei den Gebildeten iſt dies durchaus Schuld, es iſt Trägheit des Geiſtes und ſchnöde Selbſtſucht, das Individuum will für ſich etwas gelten, ohne ſich dem allgemeinen Ganzen, in dem es allein ſeine ewige und geiſtige Bedeutung haben könnte, dahingeben, Freud' und Leid mit ihm theilen zu wollen. Bei den unteren Maſſen aber iſt das dumpfe, halb thieriſche Dahinleben für ſich, ohne Bezugnahme auf die großen Geſchicke und Ziele der Nation und der Menſchheit, ja ohne die Ahnung der Exiſtenz und Möglichkeit eines ſolchen Zuſammenhanges, den Lenkenden, welche ihnen die Lebensbedingungen eines freieren Aufathmens im Geſammtgeiſt abſichtlich vorenthalten, auf ihr Sündenregiſter zu ſchreiben. Sie ſind die verblendeten Leiter, die das Himmelreich zuſchließen vor den Menſchen; ſie kommen nicht hinein, und die hinein wollen, laſſen ſie nicht hineingehen.

Alle einzelnen Menſchen ſind nur gehaltloſe Buchſtaben, ſich ſelbſt und Andern unverſtändliche Zeichen, ohne das ewige Wort der Weltgeſchichte, in dem ſie alle eine lebendige Bedeutung, eine ewige Geiſtesdauer für ſich und Alle haben. Die Einzelnen kommen und gehen und ihr Leben ſchwindet ſpurlos und bedeutungslos, wenn es nicht ſeine ewige Stelle, ſeinen erhellenden Lichtpunkt im gottoffenbarenden Leben der ganzen Menſchheit gefunden hat. Es iſt daher geiſtiger und moraliſcher Mord an ganzen Generationen, wenn man in ihnen das Bewußtſein der Einheit ihres Lebens mit dem Geſammtleben, mit dem Leben Gottes ſelbſt, wie es ſich in der Weltgeſchichte offenbart, unterdrückt, ſtatt es zu fördern, wenn man ſie für die Nichtigkeit und Gottleerheit ihres Dahinbrütens in dieſem „irdiſchen Jammerthal" abzufinden denkt durch die Vertäuſchung eines gotterfüllten Jenſeits, eines Lebens nach dem Leben, als ob Gott nicht auch hier (wie überall) zugegen und offenbart wäre, als ob das Reich Gottes anderswo,

in irgend einem fernen Landstrich läge, und nicht in der Menschheit selbst.

Wir fordern also von allen Menschen, ohne irgend eine Ausnahme, schlechterdings, daß sie sich in ihrem Einzelleben Eins fühlen sollen mit dem Leben der Weltgeschichte, daß sie den Sturm Gottes in ihr als ihren eignen Lebensodem spüren sollen, denn nur so findet das dunkle Räthsel ihres Daseins eine freudige und helle Lösung, nur so können sie den wahren Gott auf Erden in sich selbst schauen, nur so ihm lebendig und bewußt dienen. Jeder andre Gott, in oder außer ihnen, wäre nicht der vollständige Gott, das heißt: wäre kein Gott, sondern ein begränzter, eigenwillig gemachter Götze, ein Nichts. Jeder Gottesdienst, der nicht darin besteht, Gott selbst, den unendlichen Geist, mit seinen ewigen Gedanken in den Schöpfungen des menschlichen Strebens, in den weltgeschichtlichen Thaten, so viel an jedem Einzelnen ist, mit darstellen und offenbaren, das Reich Gottes mit verwirklichen zu helfen, ist ein abergläubischer Zaubercultus.

Und nicht etwa wird zu diesem Erkennen, zu diesem Mitwirken, mithin zum Schauen Gottes und zum Leben und Weben in ihm, eine besondre wissenschaftliche Kenntniß des Geschichtsganges, oder eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung, eine verfeinerte Bildung erfordert. Der gemeinste Tagelöhner kann bewußt in der Geschichte leben und zu ihr mitwirken, und er wird es und thut es unter einer Bedingung, und diese Bedingung ist die Lebensbedingung unsrer Zeit, der Nothschrei des Geschlechtes geworden, es ist die **politische Freiheit**, aber die wahre und volle politische Freiheit, denn mit einem Schein- und Trugbilde derselben, das wieder die größte Masse des Volkes von der lebendigen Theilnahme am Staatsleben ausschließt, das heißt den Urtheilsspruch absoluter Unvernunft, vollkommener Ungöttlichkeit über sie fällt, ist uns nicht gedient. Es ist nicht nöthig, daß Jeder die ganze Architectonik der Weltgeschichte wissenschaftlich überschaue, wohl aber ist es nöthig, daß Jeder zu irgend einem Theile des Baues bewußt mitwirke, wenn er sich nicht vom göttlichen Leben, vom Leben der Menschheit

ausschließen will, wenn er nicht aus ihm ausgestoßen sein soll. Die Möglichkeit zu diesem Mitwirken und Mitleben ist in einer freien Staatsverfassung gegeben, denn sie erzieht nicht nur bewußte, mithandelnde Bürger des einzelnen Staates, sondern sie erweitert den Gesichtskreis, sie läßt jeden Einzelnen, der nur will, die Beziehungen der Völker zu einander, die Gesammtheit der gegenwärtigen Weltlage und, in den Bestrebungen der Gegenwart, die Zukunft des Lebens der Menschheit erschauen.

Sie macht ein Leben der Einzelnen im Ganzen, ein sich Finden und Fühlen des endlichen Lebens im unendlichen Leben Gottes, wie er sich in der Menschheit schaut und offenbart, möglich.

Wehe denen, die diese Forderung und Berechtigung verkennen oder absichtlich verkennen wollen, die das Volk in der Finsterniß und unversöhnten Rathlosigkeit des vereinzelten Dahinlebens mit seiner Noth und seinen ungelösten Widersprüchen, mit seiner Gottverlassenheit, erhalten wollen, nur um des eignen, schlechten Vortheils willen, um für ihre willkürliche Macht noch eine Galgenfrist von ein Paar lumpigen Jahrzehnten zu gewinnen.

Wehe aber auch allen denen, die dieses Bedürfniß, diese Nothwendigkeit, diese Verpflichtung gegen das Göttliche erkannt haben, und sich mit dem Erkennen und mit dem geheimen Zuflüstern ihrer Weisheit an gute Freunde begnügen, statt daß sie all ihr Sinnen und all ihre Kräfte auf das große Erlösungswerk der Menschheit, auf die Lebendigwerdung des Volksbewußtseins im Geiste der Weltgeschichte, im Geiste Gottes richten sollten. Denn auch sie sind gottlos, da sie eine eitle Aristokratie der Gotterkenntniß bilden wollen und, selbstgefällig lächelnd, das Volk, die Gesammtmasse der Menschheit in ahnungsvollem Durste nach dem Göttlichen verschmachten lassen.

Inhalt.

Vorwort V
Einleitung 1
Der Mensch in der Natur. Das Wort 7
Die Ehe 15
Die Familie 52
Der Staat 77
Die Geschichte 148
Schluß 215